P Lac
Ms 8 / 2
Conservation -
Access

THIS BOOK
MAY BE TAKEN
FROM THE BUILDING

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Sechste Original-Auflage.

Fünfter Band.

I bis L.

Digitized by Google

Anzeige.

Von der sechsten Original-Auflage dieses Werks sind sechs verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortsetzung zu diesem Werke, die übrigens auch als ein für sich bestehendes Ganze kann angesehen werden, da sie sich ausschließlich mit den Ereignissen der neuesten Zeit beschäftigt, erscheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Conversations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und ist eben so wie das Hauptwerk, in sechs verschiedenen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl. 8. 24 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Nr. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Privatpersonen, die sich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Exemplare zusammen nehmen, erhalten das siebente frei, oder können, wenn sie verschiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigstens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Digitized by Google

Allgemeine deutsche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Fünfter Band.

I bis L.

Sechste Original-Auflage.

Wie sie der Verfasser schrieb.
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

J.

J, der neunte Buchstabe des deutschen Alphabets, welcher bisher zwei verschiedne Laute bezeichnete, wovon der eine ein Selbstlaut und der andere ein Mitlaut ist, oder vielmehr ein Mittellaut zwischen einem Selbst- und Mittellaute. Im letzten Falle nennt man diesen Laut und sein Zeichen, welcher nur am Anfange der Worte oder Sylben vorkomt Jod. Der Selbstlaut J, ist sowol seiner natürlichen Folge, als auch der Öfnung des Mundes nach, der Mittelste unter den Selbstlautern. Bald wird er in der Aussprache gedehnt, bald geschärft. Im Oberdeutschen, wird ie sehr oft in eü verwandelt, welche Form auch in der edleren und höhern Schreibart vorkommt, z. B. fleuch statt flieh.

Jambus, s. Rhythmus.

Jarbas, s. Dido.

Jason, ein Sohn des Äson, Königs von Jolkos in Thessalien, und der Polymeda (nach Andern Polymete, Alcimede, Polypheme, u. a.), gehörte zu den Heroen des alten Griechenlands, und that sich vorzüglich durch die Unternehmung des Argonautenzuges hervor. Früher schon wohnte er der kalydonischen Jagd bei. Sein Lehrer war der Centaur Chiron, der Erzieher fast aller damaligen griechischen Helden. Sein Vater legte die Regierung von Jolkos nieder, noch ehe Jason volljährig war. Daher regierte sein Oheim Pelias als Vormund das Land. Die Veranlassung zu Jasons berühmtem Zuge nach Kolchis erzählt die Mythe gewöhnlich folgendermaßen. Pelias ließ einst zu einem feierlichen Opfer des Neptun alle seine Verwandten, also auch den Jason, einladen. Als dieser auf seinem Wege nach Jolkos an den Fluß Evenus (Enipeus, Anaurus) kam, fand er die Juno in der Gestalt einer alten Frau, welche ihn bat, sie über den Fluß zu tragen. Jason that dies, ließ aber seinen einen Schuh im Schlamme stecken. So kam er zum Pelias, der sich darüber entsetzte, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der zu dem Opfer ohne Schuhe käme. Pelias fragte den Jason, was er wol mit demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als sein Mörder verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Juno antwortete Jason, er würde ihn nach Kolchis schicken, um das goldene Vließ wieder zu holen. Diesen Auftrag erhielt nun Jason vom Pelias. Nach der Erzählung Anderer hatte Pelias seinem Bruder Äson den Thron geraubt. Als Jason zwanzig Jahr alt war, befragte er das Orakel, wie er sich den Besitz seines rechtmäßigen Erbes wieder verschaffen könnte? Das Orakel befahl ihm, in der Kleidung eines Magnesiers, mit einer Leopardenhaut um die Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet, nach Jolkos an den Hof des Pelias zu gehen. Dies geschah; doch kam Jason nur mit einem Schuhe bei dem Pelias an, da er den andern auf die angezeigte Weise verloren hatte. Alles verwunderte sich über diesen Aufzug, und Pelias, der ihn nicht kannte, erkundigte sich nach seiner Herkunft. Jason ant-

wortete dreist, er sey Äsons Sohn; ließ sich dann die Wohnung seines Vaters zeigen, und feierte daselbst mit seinen Verwandten, Pheres, Neleus, Admetus, Amythron, Akastus und Melampus fünf Tage lang das Fest des Wiedersehens. Hierauf gingen sie zusammen zum Pelias, und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias wagte nicht, ihn abzuweisen und antwortete, daß er bereit sey, dasselbe ihm zu überlassen, wenn er zuvor eine rühmliche That ausgeführt, und das goldene Vließ wieder nach Thessalien zurückgebracht haben würde, wie der Schatten des Phryxus und das Orakel befohlen hätten, da sein eigenes hohes Alter ihm nicht erlaube, selbst diese Unternehmung auszuführen. Auf der Fahrt dahin (s. Argonauten) zeugte Jason mit der Hypsipyle auf Lemnos den Euneus und Nebrophonos (Deipylus). Von der Medea (s. d. Art.) unterstützt, erreichte er den Zweck seiner Reise glücklich, und kehrte mit ihr, als seiner Gemahlin, nach langem Herumirren endlich in die väterliche Heimath zurück. Hier rächte er die Ermordung seiner Eltern und seines Bruders durch den Tod des Pelias. Dennoch war es ihm nicht möglich, zu dem Throne von Jolkos zu gelangen, sondern er mußte ihn dem Akastus, dem Sohne des Pelias überlassen, und sich mit seiner Gemahlin nach Korinth flüchten. Hier lebten beide zehn Jahre in der glücklichsten Ehe, bis endlich Jason, der Medea überdrüssig, sich in Glauke, (nach Andern: Kreusa) die Tochter des korinthischen Königs Kreon, verliebte, sie heirathete und seine Gemahlin und Kinder verstieß. Aber jene rächte sich schrecklich an der verhaßten Nebenbuhlerin und floh, als Jason sie dafür bestrafen wollte, auf ihrem Drachenwagen zum Könige von Athen Ägeus, nachdem sie ihre mit Jason erzeugten Kinder, Mermeros und Pheretos, getödtet hatte. Jason's weitere Schicksale werden wieder sehr verschieden erzählt. Nach einigen soll er sich aus Verzweiflung selbst getödtet haben; nach Andern führte er seitdem ein trauriges, heimathloses Leben, und ward, als er eines Tages am Meeresufer, im Schatten desselben Schiffes, welches ihn früher nach Kolchis gebracht hatte, erschöpft eingeschlafen war, von einem herabstürzenden Balken zerschmettert; Andere erzählen, er habe sich späterhin mit der Medea wieder ausgesöhnt, sey mit ihr nach Kolchis zurückgegangen, habe nach dem Tode seines Schwiegervaters den Thron desselben bestiegen, und noch viele Jahre in Frieden regiert.

Ibarra (Joachim) königlich spanischer Hofbuchdrucker, ward zu Saragossa geboren, und starb am 23. Nov. 1785 59 Jahre alt. Es gelang ihm, die Buchdruckerkunst auf eine Stufe der Vollkommenheit zu erheben, von welcher man bis dahin in Spanien noch keinen Begriff gehabt hatte. Aus seinen Pressen gingen die Prachtausgaben der Bibel, des mozarabischen Missals, der Geschichte Spaniens von Mariana, des Don Quirote und der spanischen Übersetzung des Sallust hervor. Letztere, welche 1772 in einem Foliobande erschien, ist vom Infanten Don Gabriel verfertigt, und sehr selten geworden, da der Prinz die ganze Auflage an seine Freunde verschenkte. Ibarra war der Erfinder einer Dinte, welche er, ohne ihrer Schwärze zu schaden, nach Gefallen im Augenblicke verdicken oder verdünnen konnte. Auch war er der Erste, der in Spanien die Kunst einführte, die Druckbogen nach dem Abdrucke zu glätten, um ihnen ein gefälligeres Ansehen zu geben. Da er sein Vaterland nie verlassen hatte, so war er auch Erfinder fast aller seiner Verbesserungen.

Iberien war 1) ehemals eine sehr fruchtbare Landschaft in Asien, die aus einer großen, von allen Seiten mit Gebirgen umschlossenen Ebene bestand, und einen Theil des jetzigen russischen Georgiens aus-

Digitized by Google

macht. In den ältern Zeiten gehörte dies Land wahrscheinlich zur persischen Monarchie, wenigstens scheint dies aus dem Namen des Flusses Cyrus zu erhellen. Alexander und seine Nachfolger kamen nicht hieher. Die Iberier blieben also von dieser Zeit an wahrscheinlich unabhängig, bis sie durch Pompejus und Trajan unter römische Oberherrschaft kamen, unter welcher sie bis nach Kaiser Julian blieben. Dann geriethen sie bald unter türkische bald unter persische Hoheit, oder hatten eigenthümliche Fürsten; 2) hieß auch ganz Spanien Iberien und der Hauptfluß Iberus (Ebro), so wie die Iberi als ein Stammvolk Spaniens betrachtet wurden.

Ibis, der den Priestern Ägyptens als Sinnbild ihres Vaterlandes heil. Vogel und wegen der Übereinstimmung seiner ganzen Figur mit den von jenen erhaltenen Bildern, der noch jezt in Ägypten wohlthätige Schlangentödter, ist etwas größer als unser Storch; denn er ist 30 bis 40 Zoll lang. Er nistet auf Palmbäumen und nährt sich am liebsten da, wo der Nil eben zurückgetreten ist und Schlangen, Frösche, Fische und Insekteneier ꝛc. ꝛc. im Schlamm zurückgelassen hat. Selbst Ägypten hat 2 Ibisarten, die eine Art hat ein röthliches Gesicht mit rothem Schnabel und Beinen bei einem schwarzem Gefieder des Körpers, die andre auch ein röthliches nacktes Gesicht, aber ein weis röthliches Gefieder am Körper. Der Schnabel ist ungefähr 7 Zoll lang, von gelber gegen die Spitze röthlicher Farbe, leicht gekrümmt mit stumpfer Spitze, die Kehle ist unten nackt und großer Erweitrung beim Verschlingen fähig.

Ibykus, ein berühmter griechischer Lyriker und Zeitgenosse des Anakreon, nach der gewöhnlichen Angabe aus Rhegium in Unteritalien, lebte im dritten Jahre der 56 Olympiade, oder 552 vor Chr. Er begab sich nach Samos, zu der Zeit, als Polykrates über diese Insel herrschte, und brachte daselbst sein Leben zu. Auf einer Reise, erzählt man, wurde er von Räubern überfallen. Da er keine Rettung sah, so drohte er ihnen, die Kraniche, die so eben über ihren Köpfen wegflogen, würden seine Rächer sein. Und diese Drohung ließen die Götter in Erfüllung gehen. Denn als diese Räuber nachher zu Korinth einen Zug Kraniche in der Luft erblickten, sagte einer zu dem andern lachend: Siehe da die Rächer des Ibykus! Dies hörte einer der umstehenden und zeigte es der Obrigkeit an, welche die Räuber gefangen nehmen, und, nachdem sie den Mord des Ibykus eingestanden hatten, hinrichten ließ. Nach Suidas soll Ibykus sieben Bücher lyrischer Gedichte in dorischer Mundart geschrieben, und das musikalische Instrument, Sambuca, nebst einer Gattung Gedichte, worin er sein Leben besang, und die nach ihm ibykinische Lieder genannt wurden, erfunden haben. Das Schicksal des Ibykus hat übrigens zu Schillers schöner Ballade, die Kraniche des Ibykus, Veranlassung gegeben.

Ich, nennt Jeder sich selbst und was unmittelbar zu seiner Person gehört, vorzüglich aber sein geistiges Selbst, oder seine Seele, die mit ihren eigenthümlichen Äußerungen und Wirkungen, als Gegenstand des innern Sinnes, vom Körper, als Gegenstand des äußern Sinnes (der in so fern zum Nichtich gehört), verschieden, aber mit demselben auf die innigste Weise verbunden ist. Dieses Ich wird auch, in so fern es in seinen individuellen Äußerungen und Erscheinungen (d. i. in den bestimmten Zuständen des Vorstellens, Fühlens und Begehrens) betrachtet wird, von den Philosophen das empirische Ich genannt, indem man es von dem s. g. transcendentalen (nicht durch einzelne Anschauung erkennbaren) Ich unterscheiden wollte, d. i. von der Seele als reinem und beharrlichen Subjekte der Gedanken, mit Hinwegdenkung aller besondern

Zustände und Äußerungen derselben betrachtet, welches transscendentale Ich selbst nur der abstrahirte Begriff eines Subjects ist. Die kantische Schule betrachtet die Vorstellung Ich als Product und Gegenstand der reinen Thätigkeit des Bewußtseins, oder als das Bewußtsein des Bewußtseins, das sich selbst in seiner Thätigkeit festhält. Fichte suchte jene Vorstellung noch höher zu steigern, und über das Bewußtsein hinauszugehen, indem er die Behauptung umkehrte, und das Bewußtsein als Product des Ichs, das Ich selbst aber (welches er nun in so fern das absolute oder reine nannte), als das Subject betrachtete, welches das Bewußtsein hervorbringe, und construire. Das reine Ich (man könnte es das sichtische Ich nennen) lehrte er, sei absolute Thätigkeit, welche sich selbst setzt (daher der erste Grundsatz seiner Philosophie: Ich bin Ich, A = A), und sich ein Nichtich (Object) entgegen setzt. Nach dieser Vorstellungsweise ist das Ich selbst kein Gegenstand des Bewußtseins (d. h. es kömmt nie als etwas Wirkliches zum Bewußtsein), sondern der letzte Grund des Bewußtseins, von welchem alle einzelne empirische Handlungsweise ausgehe, ja von dem selbst das empirische Ich nur Accidenz, und Alles, was außer dem Ich, Product sein soll. T.

Ichtyolith (griechisch) in der Mineralogie, ein versteinerter Fisch, oder ein Stein, in welchen ein Fisch abgedruckt ist.

Icon (Ikon) heißt im Griechischen ein Bild. Daher Ikonismus, ein nach dem Leben gefertigtes Ebenbild. Ikonolatrie, Anbetung der Bilder. Ikonoklasten, Bilderstürmer (s. d. Art.). Ikonomachie, Bilderstreit, Bilderkrieg. Ikonographie, die Beschreibung alter Bildsäulen, Brustbilder, Hausgötzen, mosaischer Arbeiten und alter Gemählde mit Wasserfarben. Man rühmt Michel Angelo und Ursinus als die Wiederhersteller dieser Wissenschaft, welche darauf von Joh. Angelus Canini und Bernhard von Montfaucon noch mehr ausgebildet worden ist. Canini gab seine Ikonographie 1669 zu Rom in einem Quartbande heraus, und von Montfaucon besitzen wir seine Antiquités expliquées. Ikonologie, Bilderlehre (s. d. Art.).

Ida, in der alten Geographie 1) das berühmte Gebirge in der Landschaft Troas, an dessen Fuße die Stadt Troja lag, und dessen Abhang bis an das Meer eine Ebene bildete, auf welcher die Belagerung der Stadt Troja vorging. Das Gebirge selbst hatte mehrere Zweige. Sein südlicher Theil hieß Gargarus, und eine der höchsten Spitzen desselben Kotyllus. Auf dem Ida befand sich ein Tempel der Cybele, welche daher die idäische Mutter (Idaea mater) genannt wurde. Hier entschied Paris den Streit der drei Göttinnen, und sprach der Venus den Preis der Schönheit zu. Von hier sollte auch Ganymed entführt worden sein. Überhaupt ist der Ida der Schauplatz vieler griechischen Mythen. Übrigens wuchsen besonders viel Fichten auf demselben, weßwegen auch das idäische Pech berühmt war. 2) Ein Berg auf der Insel Kreta, eigentlich nur der mittlere und höchste Gipfel des Gebirges, welches von Westen nach Osten die Insel durchschneidet, und dessen westlicher Theil Leuki (albi montes), dessen östlicher hingegen Dikte genannt wurde. Dieser höchste Gipfel des Gebirges, der vorzugsweise Ida genannt wurde, und jetzt Psiloriti heißt, hat an seinem Fuße einen Umfang von 600 Stadien (nach Barthelemy 22 Lieues, 1700 Stadien also etwa 13½ deutsche Meilen). Oben endigt sich dieser Gipfel in zwei Felsenspitzen, die fast immer mit Schnee und Eis bedeckt sind. Er gewährt seiner Höhe wegen eine sehr weite Aussicht, und ist mit Fich-

ten- Ahorn- und Cedernwäldern eingefaßt, sonst aber eben nicht sehr fruchtbar. Unter den wenigen Gewächsen, die auf diesem Berge wachsen, ist die Tragacantha (Bocksdorn) bekannt. Mehrere reiche Quellen entspringen auf demselben, welche die benachbarten Felsen befruchten. Auf demselben zeigen sich die Höhlen, in welchen die ersten Anbauer von Kreta gewohnt haben. Auch soll auf demselben die Erfindung des Eisens gemacht worden sein. Vor allen aber war das Gebirge Ida berühmt als Jupiters Geburtsort. (S. den Art. Kreta.)

Idalium war ein berühmter und von den Dichtern oft genannter Ort auf der Insel Cypern. Neben demselben war auf einem Berge ein Tempel und Hain der Venus, welche davon den Namen Venus Idalia führte.

Ideal, Idealisch. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der Aesthetik Etwas, das einer Idee gemäß gebildet ist, im Gegensatz mit dem, was bloß die Wirklichkeit zum Vorbild hat. Im Allgemeinen heißt Ideal Urbild, ein Gegenstand höchster Vollkommenheit, wie wir ihn durch Ideen denken, und durch Einbildungskraft veranschaulichen; idealisch das, was sich über die Wirklichkeit erhebt, und nur ein Gegenstand der Einbildungskraft ist. Es gibt zwei Arten ästhetischer Nachbildung, die blos individuelle und die idealische. Jede derselben hat ihren eigenthümlichen Charakter. In jener erscheinen die Gestalten im Charakter der wirklichen oder gemeinen Natur, mit allen individuellen Mängeln, Beschränkungen und Gebrechen derselben, in dieser als Wesen einer höhern Natur, welche nur das Wesentliche darstellt, und alle zufälligen Züge, Mängel und Beschränkungen der individuellen Bildung vermeidet. Die Einbildungskraft gelangt zu solchen Kunstidealen durch Abstraction von den Anschauungen individueller Bildungen. Indem die Einbildungskraft die blos individuellen und zufälligen Merkmale von den wesentlichen absondert, und nur diese darstellt, entstehen Idealbildungen einer besondern Art; sondert sie das Eigenthümliche dieser Art auf's neue von dem Wesentlichen und Allgemeinen ab, so entstehen Idealbildungen einer höhern Art, und fährt sie mit dieser Absonderung besonderer Bestimmungen immer weiter fort, so gelangt sie endlich zu einem höchsten, allgemeinen Ideale, das als das reine, keiner weitern Absonderung und Verallgemeinerung fähige Idealbild der ganzen Gattung zu betrachten ist. Durch diese Fähigkeit erschafft der Mensch Bildungen, die über die wirklichen Bildungen der Natur erhaben sind. Darum sind sie aber noch nicht über die Natur selbst erhaben, denn wir verstehen unter Natur nicht blos die wirklichen Erscheinungen in der Sinnenwelt, sondern auch die denselben zum Grunde liegenden Gesetze und Urbilder. Diesen gemäß bildet die Einbildungskraft ihre Ideale, die also ebenfalls natürlich sind; nur in höherm Sinne als das Wirkliche. Den Naturgesetzen nach sind sie blos möglich, durch die Einbildungskraft werden sie wirklich. Die Einbildungskraft überfliegt die Schranken des Wirklichen, bildet nach diesen Gesetzen des Möglichen eine idealische Welt, und bevölkert sie mit Wesen, die vollkommener und schöner sind als die Bewohner der sichtbaren Schöpfung. Den Stoff zu diesen Dichtungen nimt sie aus der Wirklichkeit, verarbeitet ihn aber nach Ideen der Vernunft, und vereint die Züge des Vollkommenen, Großen und Schönen, die sich in der Wirklichkeit nur einzeln und zerstreut finden, zu einem Ideale des Vollkommenen, Großen und Schönen. Man glaube indeß nicht, alles Ideale, als solches, sei auch schön, im gewöhnlichen Sinne; denn es kann auch

ein Ideal des Häßlichen, des Schrecklichen, des Bösen geben. Das Ideal geht lediglich auf Vollkommenheit, mag sich diese nun im Guten oder Bösen, im Erhabenen oder Niedrigen, im Schönen (Anmuthigen) oder Häßlichen zeigen; die Einbildungskraft schafft durch dasselbe Verfahren einen homerischen Olymp und eine dantesche Hölle, einen Gott und einen Teufel, einen Hain der Liebesgöttin und ein dunkles Reich, wo der Tod mit seinen Schrecknissen hauset, eine Madonna und ein Zerrbild. Deßhalb sind die Ausdrücke schönes Ideal, ideale Schönheit und Ideal der Schönheit, die häufig ohne Unterschied für einander gebraucht werden, nichts weniger als gleichbedeutend. Das Ideal der Schönheit ist das vollkommen Schöne, das schöne Ideal die allgemeinste Darstellung der in der Idee irgend einer Wesengattung begründeten Idee der Schönheit, die ideale Schönheit eine solche, wo die Schönheit eines Gegenstandes durch das Idealisiren erhöht erscheint. Gewissermaßen entgegengesetzt dem Ideal ist das Charakteristische, welches begründet wird durch das Abweichende einer Bildung von der reinen Gattungsform. Jede dieser Abweichungen ist eine besondere Bestimmung, folglich eine Beschränkung des Ideals der Gestalt auf besondere Verhältnisse ihrer Formen zu einander und zum Ganzen. Indem aber das Ideal durch jede Abweichung von der Gattungsform an seiner ursprünglichen Reinheit Etwas einbüßt, gewinnt es dadurch auf der andern Seite eben so viel Charakter wieder, und befriedigt auf diese Weise den, neben dem Idealschönen, auch bestimmte Bedeutung und Individualität fodernden Kunstsinn, der nicht blos Schönheit sondern auch Wahrheit verlangt. Diese Kunstwahrheit wird bewirkt durch den Ausdruck des Charakteristischen. Hieraus geht von selbst hervor, daß Wahrheit und Charakteristik weder der ganz vollständige, noch auch der höchste Zweck der Kunst sei; sondern daß zu ihr noch die Idealität der Form und die Schönheit der Darstellung hinzukommen müsse. In keinem Falle darf die Wahrheit der Schönheit aufgeopfert werden. Es muß also zwischen beide ein Mittel treten, daß die Wahrheit sich nicht anders als schön darstellen könne. Dieses Mittel ist das Ideal. Indem dieses alles blos Individuelle und Zufällige hinwegräumt, und nur das Wesentliche in sich aufnimt, fällt auch zugleich Alles weg, was der Schönheit widerstreben könnte. So war es in der Plastik der Griechen, als deren Grundsatz und zugleich allgemeinen Charakter ihrer Werke man idealische Individualität (oder schöne Darstellung des Ideals unter charakteristischen Bedingungen) annehmen muß. Man unterscheidet aber überhaupt zwei Arten von Idealen. Durch Beziehung einer Idee auf Begriffe entstehen Ideale der Vernunft, durch Beziehung einer Idee auf Anschauungen, Ideale der Einbildungskraft, auch vorzugsweise Ideale genannt. Von letzteren war vorhin die Rede. Nach seiner Eintheilung in speculative und praktische Vernunft stellte Kant zwei Ideale der Vernunft auf, das Ideal der reinen Vernunft, worunter er die Vorstellung eines Wesens aller Wesen begreift, und das Ideal der praktischen Vernunft, d. i. das höchste Gut, die Vorstellung eines Wesens, welches den moralisch vollkommensten Willen mit der höchsten Glückseligkeit in sich vereinigt, und die Ursache aller Glückseligkeit in der Welt ist, sofern sie mit der Sittlichkeit in genauem Verhältnisse steht.

dd.

Ideal-Geld, Begriff-Geld, ist diejenige Gattung von Geld oder Vermögensmesser, dem kein sinnlicher Stoff, sondern ein bloser Begriff zum Grunde liegt, vermittelst welches also der Werth der Güter nicht körperlich gemessen, sondern bloß ideal ausgesprochen

wird. Da Geld keinen andern Zweck hat, als die Abstufungen des verglichenen Werths der Güter und des aus ihm hervorgehenden Preises derselben gegen einander abzuwägen, dieser Zweck aber schon dann erreicht werden kann, wenn man sich den allergeringsten Vermögenstheil blos denkt, diesen Gedanken durch irgend eine willkührliche Benennung ausdrückt, und das Verhältniß dieses kleinsten Vermögenstheils zu andern größern Werthen durch die Vervielfältigung (Multiplication) jener Benennung bezeichnet, so ist es klar, daß körperliche Gegenstände, sinnliche Stoffe, zum allgemeinen Werthmesser nicht unumgänglich nothwendig sind, sondern daß auch schon blose Begriffe dazu gebraucht werden können. Eines solchen idealen Maßstabes zur Vergleichung der Werthe unter einander bedienen sich die Neger in Angela, Loango und verschiedenen andern Staaten auf der Goldküste von Afrika und nennen denselben Makute. Alle Dinge werden dort nach solchen Makuten geschätzt; wenn die Bewohner dieser Provinzen mit einander handeln, so bedingen sie jede Waare auf so und so viel Makuten, und vergüten sich alsdann diesen Werth in Waaren, welche ebenfalls nach Makuten geschätzt sind. Diese Makuten sind weder Münzen, noch überhaupt wirkliche vorhandene Dinge, sondern blos ein eingebildeter Begriff von einer Größe, wodurch man sich einen Maßstab von allen Waaren und Gütern verschafft hat. (S. Geld.) K. M.

Ideal-Münze (Begriff-Münze). Man versteht darunter das reine Tausch- oder Werth-Ausgleichungsmittel, mit andern Worten, diejenige Anweisung auf Güter, welche in den Tauschverkehr kommen, also blos als Anweisung einen Gebrauchswerth hat, folglich Münze, welche abgesehen von ihrer Eigenschaft als Werth-Ausgleichungsmittel, kein Gegenstand des Verkehrs, keine Waare sein kann, dagegen ist, ein Tauschmittel, das, sobald es die Eigenschaft, eine Anweisung auf Waaren zu sein, verliert, nicht mehr in die Kategorie der Genußmittel oder Güter gehört. Der sinnliche Stoff, woraus eine Münze gebildet ist, mag sein, welcher er will, hat derselbe nur entweder gar keinen oder einen so unbedeutenden Tauschwerth, daß er gar nicht in Betracht kommen kann, so gehört die Münze stets zur Klasse der Ideal-Münze und nicht zu derjenigen der Real- oder Ideal-Real-Münze. Eine Hauptgattung der bei den gebildeten Völkern gebräuchlichen Ideal-Münzen ist die Papier-Ideal-Münze, d. h. diejenige Anweisung auf in den Verkehr kommende Güter, deren sinnlicher Stoff in einem blosen Blättchen Papier besteht. Aber nicht jede Papier-Münze ist Papier-Ideal-Münze, letzteres ist sie vielmehr nur in den Fällen, wo das Blättchen Papier, was den sinnlichen Stoff derselben bildet, eine unmittelbare Anweisung auf die in den Verkehr kommenden Güter enthält. Ist hingegen das Blättchen Papier blos eine mittelbare Anweisung auf diese Güter, dergestalt, das dasselbe nicht anders als vermittelst eines bestimmten Genußmittels, worauf es die besondere Anweisung enthält, den Dienst der Münze zu vernichten vermag, wie dieß z. B. bei den von einer Zettelbank ausgegebenen Noten der Fall ist, so ist die Münze keine Papier-Ideal, sondern eine Papier-Real-, oder Papier-Ideal-Real-Münze. Der Charakter der Ideal-Münze ist lediglich darin zu suchen, daß ihr eine Idee zum Grunde liegt, auf der allein ihre Geltung beruht, während allen übrigen Arten von Münzen ein Körper, welcher zugleich Tauschwerth besitzt, folglich ein wirkliches Genußmittel ist, zum Grunde liegt, und entweder allein, wie bei der Real-Münze, oder wenigstens zum Theil, wie bei der Ideal-Real-Münze, zur Bürgschaft

ihrer Geltung dient. Diese Idee aber ist keine andere als der Glaube, daß die Behörde, sie sei übrigens eine öffentliche oder Privatbehörde, welche die Münze ausgegeben hat, dieselbe als allgemeines Werth-Ausglichungsmittel im Verkehre werde gelten lassen wollen und können. Hiedurch wird der Name, womit diese Gattung von Münzen bezeichnet worden, vollkommen gerechtfertigt. Die Bürger eines Staats sind mit einander vereint zu gemeinsamer Vertheidigung und zu gemeinsamer Freiheit. So wie sie hierüber einig geworden sind, können sie unstreitig auch übereinkommen wegen Einführung einer Ideal-Münze, deren Tauschwerth blos auf der freien Übereinkunft beruht, und keineswegs auf der Beschaffenheit irgend eines Stoffs. Die Regierung, in sich vereinigend den Gesammtwillen, wird erhalten können, daß kein Bürger sich weigert, ein bestimmtes Gepräge, gleichviel, von welcher Art der Stoff sein mag, den es trägt, ob Papier, Pergament, Leder oder was sonst, anzunehmen nach einem bestimmten Maßstabe und dafür hinzugeben, was er in Überfluß besitzt, weil die Regierung ihm Bürge ist, daß er dafür im Verkehre werde erhalten können, was er bedarf. Wir verdanken die Erfindung der Ideal-Münze und namentlich der Papier-Ideal-Münze nicht, wie die Meisten glauben, der Politik neuerer Zeiten. In China und Persien hat man sich derselben bereits im 13. Jahrh. zu der Zeit, als dort die Mongolen als Eroberer herrschten, bedient. Es kommen davon bis in das 15. Jahrh. Nachrichten vor. Man verfertigte das Papier dazu aus Baumrinde, die wie Blätter von Papier zugerichtet wurde. Es gab große und kleine Stücke, runde, länglicht-viereckige von schwarzer Farbe: jeder zur Verfertigung desselben bestallte Staatsbeamte setzte sein Zeichen darauf, und zuletzt fügte noch der vom Kaiser ernannte Vorsteher einen Stempel mit rothem Zinnober hinzu, wodurch es eigentlich erst Werth und Geltung erhielt. Baumwollenpapier, mit dem Namen des Regenten bezeichnet, war umlaufende Landesmünze, worin die Unterthanen ihre Abgaben entrichteten und die Besoldeten ihren Gehalt empfingen. Abgenutzte Papiermünze konnte zur Umtauschung gegen neue eingereicht werden. Das Regalrecht, welches hiebei der Kaiser ausübte, wurde gegen Eingriffe durch Todesstrafe geschützt. Da die Geltung einer jeden vom Staate ausgegebenen Ideal-Münze lediglich auf dem Kredite des Staats, oder mit andern Worten, auf dem Zutrauen beruht, welches man in seinen guten Willen und in seine Macht setzt, geleistetes Versprechen zu halten und übernommene Verbindlichkeiten zu erfüllen, so kann sie als Münze in der Regel auch nur in diesem Staate umlaufen. Denn, wie mächtig und ehrlich immerhin eine Regierung sein mag, so kann sie doch nie dafür bürgen, daß die Ideal-Münze, welche sie in Umlauf setzt, im Auslande gleich der Real-Münze werde angenommen werden, welche Bürgschaft sie bis auf einen gewissen Punkt in Ansehung des inländischen Münzumlaufs allerdings zu übernehmen im Stande ist. Es sind daher die Grenzen des Staats gewöhnlich die Grenzen des Umlaufs seiner Idealmünze als allgemeines Werthausgleichungsmittel. Dies hindert jedoch nicht, daß die Idealmünze als Waare selbst im Auslande einen Tauschwerth besitzen kann. Wie nämlich jede Waare auch in dem Lande, wo sie gar nicht gebraucht wird, doch einen Handelsgegenstand ausmacht, wie sie dort angekauft werden kann, um mit Vortheil wieder verkauft zu werden, so kann auch die Ideal-Münze, wiewol sie im Auslande nicht als Münze in Umlauf zu treten vermag, doch als Handelsgegenstand im Verkehre vorkommen.

(S. Münze.) KM.

Ideal-Real-Münze, Begriff-Sach-Münze. Nur in seltenen Fällen sehen wir die Münze als reine Ideal- oder als reine Real-Münze den Dienst der Werthausgleichung verrichten. Gewöhnlich erscheint dieselbe zum Theil als Ideal-, zum Theil als Realmünze. Die Münzen dieser Art lassen sich am besten durch den Ausdruck Ideal-Real-Münzen bezeichnen. Zur Klasse dieser Münzen sind daher alle diejenigen zu zählen, deren sinnlicher Stoff zwar einen eigenthümlichen aber geringern Tauschwerth besitzt als die Güter, worauf die Münze eine Anweisung nicht blos verspricht, sondern wirklich enthält. Fast jedes Land, wo geringhaltige Metallmünzen umlaufen, liefert uns Beispiele von Ideal-Real-Münzen. So konnte man in Preußen vor der neuern Kriegsepoche mit sechszehn preuß. Groschen im gewöhnlichen Verkehre dieselben Ausgleichungen vornehmen, wie mit einem Courant-Gulden, ungeachtet der Metallwerth des letztern den des erstern bei weitem überstieg; es verrichteten also damals die Groschen zum Theil den Dienst der Real-, zum Theil den der Ideal-Münze, jenen in Ansehung des in ihnen enthaltenen edlen Metalls, und diesen in Ansehung des Unterschiedes, welcher Statt fand zwischen dem Tauschwerthe des Metalls und dem Tauschwerthe der Genußmittel, welche vermittelst derselben ausgeglichen werden konnten, daher waren die preußischen Groschen zu jener Zeit zur Klasse der Ideal-Real-Münzen zu zählen. Es können übrigens dieselben Güter, welche den Werth der Real-Münzen zu verbürgen im Stande sind, auch bei der Ideal-Real-Münze zum Grunde gelegt werden, und welche sinnliche Stoffe sich vorzugsweise zu jener eignen, eignen sich vorzugsweise auch zu dieser, wie z. B. die edlen Metalle. Wie aber der Werth der Ideal-Münze einzig und allein auf dem Kredite der Behörde beruht, welche sie ausgegeben hat, so beruht auch der Werth der Ideal-Real-Münze, wenn gleich nur zum Theil, auf diesem Kredit, darum ist von dem Sinken der Nationalkraft stets das Sinken des Werths der von einer Regierung ausgegebenen Ideal-Real-Münze eine unmittelbare und nothwendige Folge. Einen Beleg hierzu liefert uns die neueste Geschichte des preußischen Staats; als nämlich nach der unglücklichen Schlacht von Jena die Nationalkraft dieses Staats gesunken war, sahen wir auch den Kredit und den Werth seiner Ideal-Real-Münze plötzlich herabsinken. (S. Münze, Real-Münze, Ideal-Münze.) KM.

Idealisiren heißt: wirkliche Gegenstände mittelst der Einbildungskraft so behandeln, daß dieselben Vernunftideen gemäß erscheinen; das Wirkliche als etwas Ideales darstellen. Wie die Einbildungskraft dabei verfahre, ist im Artikel Ideal gezeigt worden, aus welchem zugleich hervorgeht, von welcher Wichtigkeit dieses Verfahren in den Darstellungen der schönen Kunst sei; denn man kann gewissermaßen behaupten, daß alle schöne Kunst, insofern sie der blosen Nachahmung der Natur-Wirklichkeit entgegen gesetzt ist, darauf beruhe. Um dies noch genauer zu entwickeln, sei hier eine Stelle Cicero's angeführt, die so merkwürdig ist, daß sie zum Text einer vollständigen Theorie dieses Gegenstandes dienen könnte. „Als Phidias, sagt Cicero, die Statue der Minerva oder des Jupiter verfertigte, schränkte er sich nicht blos auf die Betrachtung eines Modelles ein, um es nachzuahmen wie es ist, sondern in seinem Innern wohnte ein anderes Urbild höherer Natur, dessen Schönheit seine Blicke fesselte, und seine Erfindung wie seine Ausführung leitete.“ Wenn Cicero hier sagt, Phidias habe sich nicht blos auf die Betrachtung eines Modelles eingeschränkt (non contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret), so versteht er darunter nicht, daß er

überhaupt kein Modell gebraucht habe. Was er eigentlich sagen will, erklärt sich durch das Wort *aliquem*; d. h. es war nicht der oder jener, den er nachahmte, seine Nachahmung hing sich nicht an die genaue Aehnlichkeit eines Individuums, seine Absicht war nicht die sklavische Nachbildung des Modelles, das er vor Augen hatte. Und sobald der Künstler nicht den Zweck hat, die getreue Abbildung eines gegebenen Individuums zu liefern, sondern durch die Formen der Gestalt die Idee einer Schönheit auszudrücken, von der die Natur ihm kein Ganzes in einem Modelle darzustellen vermöchte, muß er sich wol der genauen Nachahmung des Modelles enthalten. Seine Einbildungskraft selbst muß dann, durch das ihr eigene Vermögen Gestalten zu bilden, das Modell dazu hervorbringen. Und dieß that Phidias. Das Urbild des Schönen, das der Künstler in seinem Innern trägt, wird, wie Cicero sagt, der Lenker seiner Kunst und seiner Hand, und dadurch wird der Künstler ein Schöpfer, in so weit es der Mensch zu sein vermag. Durch das Verfahren der dichtenden oder bildenden Einbildungskraft erscheint der dargestellte Gegenstand einmal als ein nichtwirklicher (blos möglicher), und dann als einer, der alle Wirklichkeit übertrifft. Nun stehen das Werk des Künstlers und das Werk der Natur nicht mehr in demselben Gebiet, und erlauben auch nicht mehr denselben Maßstab. Welche Folgerungen sich hieraus ergeben, wird man da sehen, wo das Wesen der schönen Kunst entwickelt wird. dd.

Idealismus nennt man gewöhnlich dasjenige philosophische System, nach welchem die Dinge außer uns als blose Erscheinungen betrachtet und aus dem menschlichen Vorstellungsvermögen erklärt werden, und nur der Betrachtende sich selbst für etwas Wirkliches hält, oder nach einer andern umfassendern Bestimmung: in welcher das Ideale als das Ursprüngliche, das Reale als das Abgeleitete gesetzt wird. In der Philosophie der Alten war Idealismus jener Art seiner Natur nach unmöglich. Descartes gab zu ihm die Veranlassung, Malebranche ging noch einen Schritt weiter, der Bischoff Berkeley aber (s. diesen) suchte das Nichtdaseyn der Materie zuerst zu beweisen, und ist deßhalb als der Urheber des Idealismus anzusehen. Sein System ist dieses: „Es ist keine von unsern Vorstellungen unabhängige Materie vorhanden, sondern die Ideen, die wir von der Körperwelt haben, entstehen durch die Einwirkung Gottes auf unsern Verstand, und die ganze Körperwelt besteht eigentlich nur im Verstande Gottes, der nach einer bestimmten Ordnung die sinnlichen Vorstellungen in uns erweckt, welche Ordnung den Lauf der Natur ausmacht. Kant nennt diesen Idealismus den dogmatischen oder schwärmenden, und setzt ihm entgegen seinen kritischen (auch formalen und transcendentalen genannt). Wenn jener behauptet, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung sei nichts als lauter Schein, und nur in den Ideen des reinen Verstandes und der Vernunft sei Wahrheit: so behauptet hingegen dieser, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung sei zwar nur Erkenntniß der Erscheinungen, aber die einzige Erkenntniß für uns, worin Wahrheit sei. Der kantische Idealismus erscheint sublimirt in der Philosophie Fichte's, welche, mit Hintansetzung und Verläugnung der Natur lediglich die absolute Subjectivität als reine Wahrheit geltend machen will. Der Geist dieser Philosophie besteht in der Subjectivität des Objectiven, Alles wird zurückgeführt auf das Ich, welches sich ein Nicht-Ich entgegensetzt, und daraus entwickelt sich ein System der absoluten Identität (Einerleiheit) des Subjectiven und Objectiven (der Vorstellung und des Vorgestellten, der Welt in uns und der Welt außer uns, des Gedankens

und der Gegenstände, des Geistes und der Materie) im Ich, welches System besonders durch Schelling auf eine blendende Weise ausgeführt wurde. dd.

Idee. Es gibt gewisse Vorstellungen, deren Gegenstand weder durch einen Verstandesbegriff noch durch eine Anschauung völlig dargestellt werden kann, weil derselbe ein Unbedingtes, ein Unbegränztes, ein Unendliches ist, das kein Raum und keine Zeit ganz faßt, folglich auch keine Erscheinung ganz darstellt. Solche Vorstellungen sind nur möglich durch eine Kraft in uns, welche das Unbedingte, Unendliche zu denken vermag, und also über die Beschränkungen des Raumes und der Zeit erhaben ist. Wir nennen diese Kraft Vernunft, und ihre Vorstellungen nennt der durch Philosophie bestimmte Sprachgebrauch Ideen. Betrachtet man diese durch den Charakter der Undarstellbarkeit sich auszeichnenden Vorstellungen oder Ideen näher, so bemerkt man zwei besondere Arten derselben, welche sich dadurch unterscheiden, daß die einen nur auf Begriffe, die andern nur auf Anschauungen beziehbar sind. Die der ersten Art nennt man vorzugsweise Ideen der Vernunft, Vernunftbegriffe, denn sie haben blos in dieser ihren Ursprung, ihre Gegenstände sind nur durch Vernunft denkbar (Gott, Welt, Ewigkeit, Heiligkeit u. s. w.). Die eine und höchste Idee der Vernunft ist das Unbedingte. Die Ideen des in sich selbst Gegründeten des Unendlichen, Ewigen, Nothwendigen, Vollkommenen sind in ihr enthalten und selbst unbegreiflich, liegt sie doch allem Erkennbaren, so wie aller philosophischen Erkenntniß zum Grunde. Sie bietet den höchsten Standpunkt dar, auf welchem der menschliche Geist die Gesetze der Natur und die Verbindung der Dinge zu einer großen harmonischen Einheit erkennen lernt. Die der andern Art nennt man Ideen der Einbildungskraft oder ästhetische, weil sie die Einbildungskraft aus verschiedenartigem Stoff erzeugt, den theils die Sinne, theils die Vernunft liefern, und den die schöpferische Bildungskraft zu einem organischen Ganzen gestaltet, das eben darum auch durch keinen Begriff in allen seinen Merkmalen bestimmt und deutlich gedacht, sondern nur in einer Anschauung dargestellt werden kann. Ideen der Einbildungskraft sind also gleichfalls nur durch Vernunft möglich, entstehen aber nicht aus der Vernunft allein, sondern aus Vereinigung von Anschauungen und Ideen. Darum enthält auch jede Darstellung einer ästhetischen Idee, der sinnlichen Klarheit und Beschränkung ungeachtet, in der sie erscheint, zugleich immer noch etwas Unaussprechliches, Unendliches, das sich nicht begreifen, deutlich machen, sondern nur fühlen läßt. Nach allem obigen zufolge sind Ideen der Vernunft reine, von allem Sinnlichen abgezogene Vorstellungen von Dingen, die nie in der Erscheinung vorkommen, die aber in dem Wesen der Vernunft nothwendig sind, und deren Dasein durch sie verbürgt ist. Ideen der Einbildungskraft, Ideale im engern Sinne, hingegen sind Vorstellungen von Erscheinungen, aber nicht die blos sinnlichen Abdrücke derer, die uns wirklich umgeben, sondern derer, die von der Einbildungskraft durch die Einwirkung der selbstthätigen Natur unsers Geistes, seinen Gesetzen gemäß, aus jenen erzeugt werden, und deren Möglichkeit die Anlage zur schönen Kunst überhaupt im Menschen begründet. (S. d. Art. Ideale.) dd.

Identität ist ein philosophischer Kunstausdruck für gedachte Gegenstände, wenn sie in jeder Hinsicht mit einander übereinstimmen (Einerleiheit), oder nur in gewissen Stücken (relative Identität, Ähnlichkeit). Sie ist der Gegensatz von Verschiedenheit. Z. B. die Begriffe Hund und Löwe sind identisch, in sofern sie beide die Begriffe;

vierfüßige Säugethiere, Raubthiere ꝛc. enthalten, in andern Bestimmungen verschieden. Auch ist dieser Ausdruck in der Mathematik gewöhnlich, und bezeichnet das, was der Größe und Form nach völlig übereinkommt; z. E. zwei Dreiecke, wenn sie gleichen Flächeninhalt, gleiche Winkel und gleiche an ihnen liegende Seiten haben, sind identisch. L. M.

Identitätssystem, s. Schellingsche Philosophie.

Ideologie, haben die neuern Franzosen die Metaphysik genannt, deren Entwickelung ihnen verhaßt war.

Idiolektrisch, s. Elektricität.

Idioma, s. Idiotikon.

Idiosynkrasie (griechisch) wird die eigenthümliche Einwirkungsart gewisser Reize auf einen thierischen Körper, oder (subjectiv betrachtet) die eigenthümliche (größtentheils von der Regel abweichende und nicht selten krankhafte) Empfindlichkeit eines Menschen für gewisse Reize genannt. Sie zeigt sich namentlich in der Abneigung vor gewissen physischen Einwirkungen, (z. B. Abneigung vor dem Rosengeruch,) vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte, und in den nachtheiligen Wirkungen gewisser Reiz- und Heilmittel, welche in gleichem Falle sonst überall heilsam sind. Dann wird dieser Ausdruck auch zur Bezeichnung gewisser einem Individuum eigenthümlichen und von der Regel abweichenden Arten geistiger Neigung und Abneigung, oder einer besondern geistigen Reizbarkeit gebraucht, und man sagt in beiden Fällen z. B. eine Idiosynkrasie gegen Etwas haben. T.

Idiot. Bei den Griechen ein Bürger, der einsam und still für sich lebt, ohne Theilnahme an der Regierung, an dem Wohl und Weh der Gemeine; und daher noch jezt, mit Ausdehnung des eigentlichen Begriffs, ein jeder blöd- oder stumpfsinnige Mensch.

Idiotikon nennt man ein Wörterbuch, welches nur die in einer gewissen Gegend, Provinz, Landschaft eigenthümlichen Wörter, Redensarten und Sprecharten, (Idiotismen, Spracheigenheiten, von Idioma, Mundart, Dialekt, Sprechart) enthält. Wir Deutsche haben ein schweizerisches von Stalder, ein schwäbisches von Schmid, ein baierisches und oberpfälzisches von Zaupser, ein österreichisches von Höfer, ein hennebergisches von Reinwald, ein hamburgisches von Richey, ein bremisches von Tilling, ein holsteinisches von Schütze, ein westphälisches von Strodtmann, ein plattdeutsches von Dähnert, ein preußisches von Hennig, ein lief- und esthländisches von Hupel und können das adelungische Wörterbuch als ein obersächsisches Idiotikon betrachten. Fulda gab einen Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung heraus, und es wäre zu wünschen, daß wir mehr als einen Versuch besäßen, weil wir dann erst den Reichthum unsers Sprachschatzes ganz würdigen könnten. Daß auch für die Schriftsprache Vieles daraus zu benutzen wäre, ist kein Zweifel, und Campe hat sich durch die hierauf gelenkte Aufmerksamkeit ein wahres Verdienst erworben. dd.

Idiotismus ist eine Eigenheit im Ausdrucke, welche nur in dieser oder jener Sprache Statt findet. Die Idiotismen machen einen Hauptgegenstand desjenigen aus, was wir die Conversations-, oder die Sprache des gewöhnlichen Lebens nennen. Da sich das menschliche Gemüth in den tausendfachen Stufen seiner Äußerung nach allen Seiten hinwendet, und allenthalben die zweckmäßigsten Bilder zur Versinnlichung und Darstellung seiner Ideen sucht und findet: so ergibt sich daraus, daß gerade die Conversationssprache den schwierigsten Theil jeder Sprache ausmacht, und daher auch, besonders in den fremden

Sprachen, das aufmerksamste Studium erfodert. Da übrigens die Gesetze der alten Sprachen so gut wie abgeschlossen sind, und wir besonders der Conversationssprache der Griechen und Römer, als für uns fast gar nicht vorhanden, keine Aufmerksamkeit zu schenken brauchen: so erhellt ferner daraus, daß das Studium der neuern Sprachen, in sofern wir hier, außer der ernsten Sprache des Denkens und Philosophirens auch noch die Umgangssprache des täglichen Lebens zu lernen haben, unendlich schwieriger seyn müsse, als das Erlernen der alten Sprachen. Pq.

Idolatrie (griech.) Bilderdienst, Götzendienst, s. d. Art. Götze.

Idomeneus war der Sohn des Deukalion und ein Enkel des Minos, Königs von Kreta. Er soll sehr schön und einer der Liebhaber der Helena gewesen sein; doch blieb er Menelaus Freund und besuchte ihn oft in Lacedämon. In Begleitung des Meriones führte er auch die Kreter mit achtzig Schiffen nach Troja, und zeichnete sich daselbst durch seine Tapferkeit aus. Bei den Leichenspielen des Patroklus vereinigte er sich mit dem Ajax Oileus, weil dieser den Eumelus, er selbst aber den Diomedes für den ersten unter den Wettfahrern hielt. Achilles hieß sie beide schweigen, und Diomedes warf sogar dem Idomeneus Blödigkeit der Augen wegen seiner Jahre vor, woraus erhellt, daß er damals schon sehr alt gewesen sein müsse. Nach der Eroberung Troja's schiffte er sich in Begleitung des Nestor unter allen Griechen zuerst ein, und ward unterwegs von einem heftigen Sturme überfallen. Um diesem zu entgehen, that er das unbesonnene Gelübde, dem Neptun, wenn ihn dieser glücklich nach Hause führen würde, diejenige Person zu opfern, die ihm daselbst zuerst begegnen würde. Der Sturm legte sich und er langte glücklich im Hafen an; aber sein übereiltes Gelübde gereute ihn bald, denn die erste Person, welche ihm aufstieß, war sein einziger Sohn, der von der Ankunft des Vaters gehört hatte, und ihn zuerst bewillkommen wollte. Nichts destoweniger opferte ihn Idomeneus wirklich. Seine Unterthanen, welche fürchteten, daß die Götter wegen dieser auf ihrem Lande lastenden Blutschuld zürnen würden, empörten sich, und verjagten ihn von der Insel. Er ging nach Italien, und baute daselbst die Stadt Salent, wo er die weisen Gesetze des Minos einführte, und nach seinem Tode vergöttert wurde. Nach andern Schriftstellern war es Leukos, der den Idomeneus aus Kreta vertrieb, welcher sich darauf nach Kolophon begab, daselbst starb und auf dem Berge Cerkaphus begraben wurde. Wieder andere, namentlich Diodor, erwähnen jenes übereilten Gelübdes gar nicht und lassen vielmehr den Idomeneus glücklich nach Kreta zurückkommen und nach einer langen friedlichen Regierung ruhig sterben, bei Gnossus begraben und göttlich verehrt werden.

Idria, eine kleine, aber wegen ihrer außerordentlichen ergiebigen Quecksilbergruben berühmte Stadt in Innerkrain (östreich. Königreich Illyrien), mit dreihundert einzelnen, an den Bergen gebauten Häusern, mit 3500 Einwohnern. Die Gruben sind zum Theil unter Wasser gesetzt worden, das man nicht wieder wegschaffen konnte, weswegen der Ertrag der idrianer Quecksilbergruben sehr gesunken ist und jezt nur wenig über 5 bis 6000 Centner Quecksilber und 1800 Centner Zinnober jährlich betragen soll. Eine Stunde davon, nördlich von der Stadt, liegt der Flecken Unter-Idria.

Iduna, Idunna, s. d. Art. Nordische Mythologie.

Idus, s. Kalender.

Idylle, εἰδύλλιον ein kleines Bild, eine kleine Schilderung (dann überhaupt ein kleines Gedicht) ist die allgemeine Benennung von Gedich-

ten, welche den Menſchen in derjenigen Einfachheit und Unverderbheit ſchildern, worin man glaubt, daß er vor Entſtehung der bürgerlichen Verhältniſſe und des, aus denſelben hervorgehenden, Verderbniſſes gelebt habe. Wenn wir einmal genöthiget ſind, einen erſten, urſprünglichen Zuſtand der Menſchen anzunehmen; ſo drängt ſich uns der Gedanke auf, daß dieß der Hirtenſtand geweſen ſein müſſe: denn Viehzucht und Ackerbau ſind die erſten Beſchäftigungen der Menſchen geweſen, und ohne Widerſpruch älter, als jede andere Beſchäftigung und bürgerliche Vereinbarung. Da nun die früheſten Anklänge der Dichtkunſt auch in dem erſten Urſprunge des Menſchengeſchlechts geſucht werden müſſen; ſo folgt, daß nicht allein aus dieſem Grunde, ſondern auch, weil die Natur dieſes Standes nothwendig die Veranlaſſung der Dichtkunſt geben mußte, der erſte Urſprung jeglicher Poeſie in dem Hirtenleben zu finden iſt: die Betrachtung der Natur, deren Wunder jeden Augenblick vor den Blikken des Hirten offen dalagen, mußte den poetiſchen Funken in ſeinen Innern entzünden und ihn zum Dichter machen. Noch heutiges Tages ſoll auf der Inſel Minorka eine Art poetiſchen Wettſtreits unter den Bauern der Inſel vorhanden ſein, bei welchem einer derſelben aus dem Stegreife Verſe abſingt, auf welche ein anderer antwortet, wobei er ihn zu beſiegen, oder doch lächerlich zu machen ſucht. Die eigentliche Idylle, als beſonderes Erzeugniß der Dichtkunſt, zeigt ſich jedoch erſt im Gegenſatze der bürgerlichen Verderbtheit, als Schilderung der verloren gegangenen Unſchuld und Unbefangenheit, Naivetät und Wahrheit, und wird durch die Sehnſucht des Menſchen nach einem beſſern Zuſtande und nach der Wiedervereinigung mit der Natur hauptſächlich veranlaßt. Zu dieſer Schilderung bedient man ſich daher auch gern und vorzüglich der Perſonen, Scenen und Vorfälle aus dem Landleben, weil dieſes der Natur noch am nächſten iſt, obgleich man jene Schilderung nicht auf daſſelbe beſchränken darf (deßhalb ſind auch die Namen bukoliſches Gedicht, Hirtengedicht und Schäfergedicht für dieſe Dichtungsart zu beſchränken): und namentlich gab das harmloſe Hirtenleben der alten Völker mit dem Ideal eines goldenen Zeitalters oder einer Unſchuldswelt, wo der Menſch im friedlichen Genuſſe ſeiner ſelbſt und der Natur wenig bedürfend lebte, zu ſolchen Schilderungen reichen Stoff. — Da dieſe Schilderungen theils erzählend, theils unmittelbar darſtellend ſein können, ſo gibt es epiſche und dramatiſche Idyllen. Epiſch ſind die bekannten Hirtenromane alter und neuerer Dichter, ferner Voß'ens Luiſe, Göthe's Herrmann und Dorothea ꝛc., in beſchränkterer Form der größte Theil der Idyllen des Theokrit, und ſeine Nachahmer Virgilius und Calpurnius; dramatiſch, Guarini's Paſtor Fido (der allerdings ein mit romantiſcher Beimiſchung verſehenes Hirtengedicht genannt werden kann). Geßners Evander und verſchiedene andere Stücke der neuern, wozu auch noch die Satyrdramen der Griechen gerechnet werden können. Die Idylle verſetzt uns, wie ſchon oben geſagt, in den einfachen, natürlichen Zuſtand des Menſchenlebens, und der Inhalt muß, ſowol in Abſicht auf die Materie, als auf die Form und den Vortrag, den Charakter dieſes Zuſtandes genau darſtellen. Man muß darin eine Welt erkennen, in welcher die Natur allein Geſetze gibet. Durch kein bürgerliches Herkommen, durch keine willkührliche Regel des Wohlſtandes eingeſchränkt, müſſen die Menſchen in derſelben ſich den Eindrükken der Natur hingeben. Sie kennen keine Bedürfniſſe, als diejenigen, welche die Natur auferlegt, und keine Güter, als die Gaben, welche ſie ertheilt. Ihre Hauptleidenſchaft iſt Liebe, aber eine Liebe ohne Zwang, ohne Verſtellung, und ohne platoniſche Veredlung. Ihre

Künste sind Leibesübungen, Gesang und Tanz; ihr Reichthum ist schönes und fruchtbares Vieh; ihre Geräthschaft ein Hirtenstab, eine Flöte und ein Becher. Es gibt auch allegorische Idyllen, zu welcher Gattung die erste und zehnte Ekloge des Virgil, die Idyllen der Madame Deshouliers, auch gewissermaßen Pope's Messias gehören. Der größte Idyllendichter der Alten war Theokrit, der auch die einfachsten Verhältnisse des Stadtlebens in seinen Idyllen schildert. Pope hat nicht ohne Erfolg in vier Idyllen den Virgil nachgeahmt; und Geßner wurde von einigen ältern Kritikern für ein Muster der Idyllendichter, welches selbst den Theokrit übertroffen habe, ausgegeben. Seit der Mahler Müller, Voß, Göthe u. A. in dem Gebiete der Idylle aufgetreten sind, hat sich Geßners Ruhm vermindert. Pq.

Iferten, s. Yverdün.

Iffland, (Aug. Wilh.) ward 1759 zu Hanover geboren. Als der Sohn angesehener bemittelter Eltern erhielt er früh einen sehr zweckmäßigen Unterricht, welchen er aber, seinem eigenen Geständnisse zufolge, nicht so nützte, wie es seine Talente gestattet hätten. Früh hatten ihn schon die Besuche dramatischer Vorstellungen dergestalt für die Schauspielkunst eingenommen, daß er dadurch von allen andern Gegenständen abgezogen wurde. Dem zufolge verließ er ohne Vorwissen seiner Eltern, in seinem 18ten Jahre Hannover, betrat in Gotha zuerst das Theater, und ging, als diese Bühne nach Eckhof's Tode, der sein Freund und Vorbild ward, aufgelöst wurde, 1779 nach Mannheim, von wo er 1796 nach Berlin zur Direktion des königl. Nationaltheaters berufen wurde. Hier ernannte ihn der jetzige König von Preußen im J. 1811. zum Generaldirektor aller königlichen Schauspiele und zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse. Deutschland verlor ihn den 22sten Sept. 1814. Seine Selbstbiographie befindet sich im ersten Bande seiner Werke. Als Schauspieler gehört Iffland zu den merkwürdigsten Erscheinungen, durch welche die neuere Kunst verherrlicht worden ist. Wir glauben, daß ihn bisher noch Niemand an wahrhafter Consequenz und strengem, innern Zusammenhange, den unerlaßlichen Erfordernissen jeder Kunst, also auch der Schauspielerkunst, erreicht, noch weniger übertroffen habe. Wenn eine jahrelang geübte und ausgeübte Kritik, wenn ein Scharfblick, wie ihn nur immer das redlichste und beharrlichste Studium der Schauspielerkunst zu verleihen vermag, in Ifflands Spiele jene unzusammenhängende Lücken, jene stets unbewußten Eingebungen des Augenblicks, welche das Spiel gewöhnlicher Mechaniker zu charakterisiren pflegen, nicht wahrnehmen konnte, wenn man im Gegentheil jedem einzelnen Theile seiner Darstellungen das klarste Bewußtsein und die uneingeschränkteste Beherrschung des Stoffs ansah, und wenn endlich jede seiner Darstellungen ein streng in sich zusammenhängendes, nie unterbrochenes Ganze ausmachte; so sind wir genöthigt, Iffland, im umfassendsten Sinne des Worts, einen wahrhaften Künstler zu nennen. Zu tragischen Darstellungen war, wenigstens in der letzten Zeit seines Lebens, sein Äußeres wenig geeignet und obgleich sein König Lear einzig gefielen und allgemein anerkannt war: so ist es doch ausgemacht, daß sich Iffland's künstlerischer Charakter im Ganzen mehr für nachbildende, besonnene und treue Sittendarstellung als für solche eignete, in welchen Gefühl und Phantasie mit schöpferischer Kraft hervortreten. Seine komischen, bloß reflektirenden Darstellungen, in welchen das Menschliche sich nur in der Ironie spiegelt, traten mit einer, jedes Herz und jeden Sinn erfreuenden Glorie hervor, und hier ist es, wo wir dem Künstler die Palme zugestehen müssen. Als dramatischer

Schriftsteller entwickelte er denselben Charakter. So wie ihn hier der Mangel an Tiefe des Gemüths zu den eigentlich höhern, poetisch-freien Erzeugnissen unfähig machte, so wurde er auch durch eben diesen Mangel außer Stand gesetzt, dramatische Werke von eigentlich poetischem Gehalte zu liefern. Daher eine oberflächliche Empfindsamkeit, die sich ohne tiefere Sehnsucht in dem Kreise wirklicher, alltäglicher Betriebe zeigt, die Grundlage fast aller seiner Stücke ist, bei denen sich die Ironie und die komische Kraft nicht thätig als gebietende Leiterin, sondern leidend als untergeordnete Dienerin, zu zeigen pflegt. Die Jäger, (vielleicht auch die Hagestolzen, und einige Theile des Herbsttags) machen hiervon, als ein in der idyllischen Darstellung roher, ungekünstelter Natur fast vollendetes Stück, eine Ausnahme. Nicht minder sind einige wahrhaft komische Charaktere seiner Stücke sehr verdienstlich, und würden, wenn sie in einem rein komisch gehaltenen Ganzen ständen, der höchsten Wirkung fähig sein. Dahin gehören der Amtmann Riemen, Constant in Selbstbeherrschung und einige andere. Im Ganzen findet man jetzt seine Stücke gedehnt und macht ihnen den Vorwurf einer, wegen allzulangen und häufigen Moralisirens schleppenden Handlung, eines etwas holprigen Dialogs und allzugroßer Familienähnlichkeit. In seinen theoretischen Abhandlungen und Aufsätzen, welche man größtentheils in seinen Theaterkalendern findet, hat Iffland ergreifende Blicke in das Wesen der Menschendarstellung gethan, und dem sich bildenden Schauspieler fruchtbare Winke gegeben. Pq.

Ignaz von Loyola, s. Jesuiten.

Ikarus, s. Daedalus.

Ikon, s. Icon.

Iliade, Ilias, s. Homer.

Ilithya, Eleithyia war bei den Griechen diejenige Göttin, welche den Gebärenden Beistand leistete. Der Name, welchen Einige fälschlich aus den morgenländischen Sprachen ableiteten, scheint rein griechisch zu sein, und die Kommende zu bedeuten. In dem ersehnten Augenblicke erscheint nämlich die erflehte Geburtsgöttin auf dreimaliges Rufen, und die Gebärende ist gerettet. Pausanias sagt, unweit der Kapelle des Serapis zu Athen sei der Ilithyia ein Tempel erbaut gewesen, welche, von den Hyperboreern kommend, der kreisenden Latona in Delos Hülfe geleistet habe. Dagegen glaubten die Kretenser, Ilithyia sei in der Gegend von Knosus zu Amnisus geboren, und eine Tochter der Here, (Juno). Es gibt also zwei Ilithyien, die man wohl von einander unterscheiden muß. Der griechischen Sage nach hatte Here, die Vorsteherin und Beschützerin der Ehe, zwei Töchter, Hebe, welche die reine Jungfrau, und Ilithyia, welche die Gebärerin bedeutete. Daher sendet oder verweigert Here den Beistand ihrer Tochter Ilithyia; ja sie selbst stellt sich oft als die an's Licht bringende, helfende (Lucina) dar; wie aus der Stelle beim Terenz: Juno Lucina, fer opem, erhellt. Die zweite Göttin dieses Namens war eine Gottheit, welche in Kleinasien als Symbol der gebärenden und allnährenden Kraft in der Natur betrachtet wurde, und sich von Medien aus über die asiatischen Küsten des schwarzen Meers herab nach Kleinasien verbreitet hatte. Das Sinnbild dieser Göttin war am Himmel der Mond, auf der Erde die Kuh. In Scythien ward sie die Stiergöttin, die taurische, in Kleinasien hingegen, verbunden mit dem Dienste der phrygischen Cybele, die große Mutter mit den vielen Brüsten. Ihr Hauptsitz war zu Ephesus, und, sie selbst, mit dem spätern Dienste der Kinder der Latona

verschmolzen, ward nachmals die Artemis der Griechen und die Diana der Römer. In der Folge vermehrte sich wahrscheinlich die Zahl der Ilithyien auf drei, und es gab dann deren zwei gute und eine böse. Alle drei zusammengenommen nannte man späterhin Genetyllides oder Geburtsgöttinnen.

Ilium heißen in der alten Geographie zwei Städte, welche wohl von einander zu unterscheiden sind. 1) Neu-Ilium, jetzt noch unter dem alten Namen Troja, oder unter dem neuen von Trojahi bekannt, war eine Stadt in der Landschaft Troas nahe am Ausflusse des Hellesponts in das ägäische Meer. 2) Alt-Ilium, oder das eigentliche, durch zehnjährige Belagerung berühmte Troja, welches mehr landeinwärts lag, und von Ilus, einem Sohne des Troas, Ilium genannt wurde. S. Troja.

Illuminatenorden (der Orden der Illuminaten, d. i. die geheime Gesellschaft der Erleuchteten,) wurde 1776 von Adam Weishaupt, damaligem Professor des canonischen Rechts zu Ingolstadt, gestiftet, wobei ihm als Zweck die höhere Ausbildung der Menschheit zu reiner Sittlichkeit und einem diesem ganz gemäßen Leben, dunkel vorschwebte. Diese Gesellschaft verbreitete sich zuerst von Ingolstadt aus über München und Eichstädt, vorzüglich in dem katholischen Deutschland; dann auch in einigen Gegenden des protestantischen, und zählte zur Zeit ihrer Blüthe mehr als zweitausend Mitglieder; unter diesen Männer von den größten und anerkanntesten Verdiensten. Nachdem aber 1785 die baierische Regierung mehrere Mitglieder entdeckt, und ohne gesetzmäßige Form hart bestraft, auch den Orden, als dem Wohle des Staats gefährlich, aufgehoben, und dessen Fortdauer hart verpönt hatte, erlosch derselbe völlig; wenigstens hat man seitdem von seiner Fortdauer keine Spur nachgewiesen. Von der Veranlassung zur Stiftung dieses Ordens führen wir folgendes an. Schon auf der Universität hatte sich Weishaupt mit schriftlichen Versuchen über einen zu stiftenden Orden beschäftigt; als Ideal schwebte ihm der Freimaurerverein vor, von dessen Einrichtung, Zusammenhang, Klugheit, Behutsamkeit in der Auswahl der Mitglieder, und unaufhörlicher Prüfung derselben er sich die übertriebensten Vorstellungen machte. Inzwischen war er zu Ende des J. 1773 nach Ingolstadt auf den Lehrstuhl des geistlichen Rechts berufen worden, welchem die Jesuiten seit 19 Jahren vorgestanden hatten. Diese boten Alles auf, ihn von dort zu entfernen. Weishaupt, der sich nach einer Schutzwehr gegen ihre Anfeindungen umsah, glaubte, daß geheime Verbindungen überhaupt das wirksamste Mittel gegen unverdienten Druck gewährten. Seine bereits beschlossene Aufnahme in eine Freimaurerloge, wo er Sicherheit zu finden hoffte, wurde Anfangs durch äußere Umstände verzögert, und endlich ganz von ihm aufgegeben, als ein Abgesandter einer auf Alchymie arbeitenden Loge in Ingolstadt erschien, um die fähigsten der dortigen Studenten dafür zu werben. Dies zu verhindern, beschloß er die Gründung eines eigenen Ordens, dessen Geist er in einer Stelle Abbt's (in dem Buche vom Verdienste,) ausgedrückt fand. Noch bestimmter drückt sich Weishaupt später darüber also aus: „Selbstdenkende Menschen aus allen Welttheilen, von allen Ständen und allen Religionen, und unbeschadet ihrer Denkfreiheit, trotz aller so verschiedenen Meinungen und Leidenschaften, durch ein gegebenes höheres Interesse in ein einziges Band dauerhaft zu vereinigen, sie dafür glühend und auf den Grad empfänglich zu machen, daß sie in der größten Entfernung als gegenwärtig, in der Unterordnung als Gleiche, daß viele wie ein Einziger handeln und begehren und aus eigenem Antriebe, aus wahrer Überzeugung von selbst

thun, was kein öffentlicher Zwang, seit Welt und Menschen sind, bewirken konnte:" dieß sei die Absicht, die ihm bei seinem Orden vorgeschwebt habe. So war denn unstreitig Beförderung der Weisheit und Tugend, moralische Ausbildung des Menschen, und um diese zu erreichen, zugleich Sicherung vor äußern Bedrückungen aller Art, das ins Auge gefaßte Ziel; und in diesem Geiste entwarf Weishaupt die Statuten für die Ordensglieder, die er, bevor er auf den Namen Illuminaten verfiel, Perfectibilisten nannte. Am ersten Mai 1776 ward der Orden gegründet, und als die ersten Mitglieder wurden diejenigen aufgenommen, die durch diese Anstalt gerettet werden sollten. Das Ritualsystem, das Lehrgebäude und die Gradfolge bestand aus folgenden Theilen: Erste Klasse, Pflanzschule, a) Vorbereitungsaufsatz, b) Novität, c) Minervalis, d) Illuminatus minor, e) Einweihung eines Magistratus. Zweite Klasse, Freimaurerei (d. i. damaliges Logenwesen), 1) symbolische: a) Ritualbuch der Lehrlinge; der Gesellen und der Meister; b) Constitutionsbuch; 2) schottische: a) Illuminatus major, oder schottischer Noviz; b) Illuminatus dirigens, oder der schottische Ritter. Dritte Klasse, Mysterien, 1) kleine, a) Presbyter oder der Priestergrad; b) Princeps oder der Regentengrad; 2) große Mysterien, a) Magus, b) Rex. Zur Charakteristik des Geistes dieser Verfassung, die nie vollständig ausgearbeitet wurde, dient Weishaupt's eigene Erklärung, daß ihm dabei die Verfassung der Jesuiten Vorbild gewesen. Was dort zu bösen Zwecken angewandt worden, sollte hier zu guten angewandt werden. Weishaupt foderte, was bei dem Mangel an Zwangsmitteln und der Lage der Mitglieder nicht durchzusetzen war, blinden Gehorsam der Untergebenen gegen die Obern; eine Art von katholischer Beichte wurde eingeführt; die Mitglieder sollten sich bemühen, allenthalben angesehene Männer an sich zu ziehen, und in alle öffentliche Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen; sie sollten in den Besitz aller öffentlichen Stellen und Ämter zu kommen suchen, sie sollten nicht nur über ihre eigenen Fortschritte in der Moral und Aufklärung monatlich Bericht erstatten, sondern auch über ihre Nebenmitglieder Beobachtungen einsenden. Der moralische Schaden, den diese Grundsätze nach sich ziehen mußten, leuchtet ein. Auch ohne öffentliche Verfolgung konnten gute und rechtliche Männer nicht lange in einer solchen Form vereinigt bleiben; dazu aber kam noch, daß viele unfähige und unwürdige Menschen aufgenommen, und daß selbst von denen, die guten Willen hatten, nur wenige Weishaupts Plan zu fassen vermochten. Dennoch, sagt ein billiger und gründlicher Beurtheiler, waren die Illuminaten besser als ihr Orden. Noch mögen einige geschichtliche Hauptpunkte hier Platz finden. Nachdem der Orden einige Jahre bestanden hatte, beschloß man, ihn mit den Freimaurern in Verbindung zu bringen. Weishaupt wollte zwar die Kenntniß der Maurerei den höhern Graden seines Ordens aufbehalten, willigte jedoch ein, daß alle Mitglieder, die drei ersten Maurergrade erhalten sollten. 1780 ward Knigge gewonnen. Dieser, im wahren Eifer für die Sache, und den Orden für alt und ausgebildet haltend, nahm dem ihm ertheilten Auftrage gemäß, viele vornehme, gelehrte und rechtschaffene Männer zu Minervalen auf, und ertheilte ihnen das gleiche Recht der Aufnahme. Als er aber, um sie vollständig zu belehren und zu befriedigen, von Weishaupt nachdrücklich die Darlegung des ganzen Systems foderte, erhielt er von diesen das Geständniß, daß bis jetzt nur die untere Klasse, die Pflanzschule, in einigen katholischen Provinzen errichtet sei, und zugleich die Auffoderung, nach seinen Materialien die höhern Grade

auszuarbeiten. Knigge erklärte sich bereit dazu. Bei einer persönlichen Zusammenkunft vereinigte man sich über die Art und Weise, und bevollmächtigte zugleich Knigge, den bevorstehenden Convent der Freimaurer zu Wilhelmsbad zu einer Vereinigung beider Orden zu benutzen. Knigge's Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Er gewann unter andern Bode, der, nachdem er sich genau von Allem unterrichten, und bis zum Illuminatus dirigens hatte befördern lassen, förmlich versprach: treu und eifrig für den Orden zu wirken, demselben die Oberhand in dem neuen System der Freimaurelogen zu verschaffen u. s. w. Doch ehe noch Bode seine Versprechen erfüllen konnte, eilte der Orden seinem Ende entgegen. Knigge und Weishaupt, von verschiedenen Ansichten geleitet, entzweiten sich, und ersterer sagte sich endlich 1784 von aller fernern Theilnahme los. So in seinem Innern zum Untergange reif, mußte der Orden den äußern Verfolgungen unterliegen. Schon 1783 hatten sich Stürme gegen ihn erhoben, und am 24. Juni 1784 erschien ein churfürstl. baierischer Befehl, der alle geheimen Verbrüderungen aufhob. Obwol die Illuminaten, so wie die Freimaurer, gehorchten, so erschienen dennoch heimliche Anklagen, zu deren Beweis die Angegriffenen umsonst aufforderten. Ein zweites Verbot erfolgte am 2. März 1785, von Pater Frank und Kreitemeyer nomine Serenissimi erlassen. Zugleich fing man an, ohne je ein Beispiel des Ungehorsams beweisen zu können, einige der rechtschaffensten Mitglieder des Ordens zu bestrafen. Weishaupt wurde seines Amtes entsetzt. Er fand bei dem Herzoge Ernst von Gotha Aufnahme. Nun erst wurden die aus den Orden getretenen Utschneider, Cossandey und Grünberger, die schon lange die heimlichen Angeber gewesen, vor eine geheime Commission gerufen, um Alles, was sie vom Orden wußten, schriftlich anzuzeigen, und ohne weitere Gewähr eidlich zu erhärten. Doch noch vor ihrer Beeidigung machten Kreitemeyer und Dumhof nomine Serenissimi das dritte Verbot bekannt. Trotz der darin versprochenen Verzeihung dauerte die Verfolgung fort. Viele würdige Männer wurden abgesetzt, verwiesen, eingesperrt. Bei dem Prozesse ging man jedoch mit Schonung und billiger Rücksicht auf die Verhältnisse der Personen zu Werke. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Aufhebung des Ordens, der einen wahren Staat im Staate bildete, durchaus rechtmäßig war; aber nicht die Art, wie man dabei verfuhr. Was von dem Einflusse der Illuminaten auf die französische Revolution gesagt worden ist, sind leere Träumereien.

Illusion (Täuschung). Dieser Ausdruck hat, ob er gleich von dem lateinischen illudere, d. i. täuschen, betrügen, berücken, verspotten, (auch vereiteln, fruchtlos machen, z. B. ein Gesetz, dessen Buchstaben man umgeht) herkömmt, in dem gesellschaftlichen Leben und in dem Gebiete der schönen Künste eine günstigere Bedeutung erhalten, und bezeichnet eine Täuschung, der man sich gern, ja mit Bewußtsein hingibt, im Gegensatze des Betruges (fraus), den man vermeidet, und der das Schöne nur erheuchelt, wenn die Illusion es erhöht. Illusion ist nämlich eine solche, größtentheils durch Kunst erzeugte Täuschung, welche auf dem Sinnenscheine beruht, der, ausgebildet durch die anschauende Einbildungskraft, den Verstand bestimmt, das Sinnlichdargestellte für wirklich anzusehen. Sie ist alsdann nicht ästhetisch, wenn sie Zweck für sich ist, d. h. diese Verwechselung des Scheinbaren mit dem Wirklichen selbst zur Absicht hat, oder wenn sie eine blos materielle Wirkung bestrebt; sondern wenn sie als Mittel dient, das Schöne darzustellen und das in sich Vollendete zu verkörpern. Im erstern Falle würde sie in einen Betrug ausarten, dessen Gegenstand durch Auf-

deckung des Scheins sein Interesse verliert, oder Mißfallen und Abscheu erregt, (wie z. B. gemalte Statüen): denn ein Gegenstand muß ein höheres Interesse an sich tragen, wofern er nicht durch Aufhebung jenes Scheins in Nichts verschwinden soll. Die Täuschung aber, welche die Erzeugnisse der schönen Künste hervorbringen sollen, ist eine solche, welche man (d. i. der Gebildete) freiwillig, ja mit dem Bewußtsein, daß die angeschauten Gegenstände nicht wirklich sind, fortsetzen und erneuern kann, wobei man also den Schein festhält, indem die Phantasie den gegebenen oder nur angedeuteten Gegenstand bis zur Anschaulichkeit des Wirklichen ausbildet. So sagt Kant: Kleider, deren Farbe vortheilhaft zum Gesicht absticht, bewirken Illusion; Schminke dagegen ist Betrug. Durch erstere wird man verleitet, durch den zweiten geäfft, und Betrug der Sinne (s. dies. Art.) findet Statt, wenn, sobald man weiß, wie es mit dem Gegenstande beschaffen ist, auch der Schein sogleich aufhört. Doch laufen in diesen Beispielen die Gränzen hart zusammen. Unter allen schönen Künsten ist die Illusion vorzüglich denjenigen, welche sichtbar darstellen (darstellende Künste im engsten Sinne) eigen und natürlich, mithin den sogenannten bildenden Künsten, (unter diesen aber vorzüglich der Malerei) und den mimischen, z. B. der Schauspielerkunst. Wer dieses angenehme und unterhaltende Spiel des Gemüths mit dem Sinnenscheine hervorbringen will, muß sehr genau den Ursprung desselben, oder die Art und Weise kennen, wie sich die Gegenstände unsern Sinnen zeigen, namentlich, was die bildenden Künste anlangt, wie die sichtbaren Gegenstände sich dem Auge darstellen, und muß der ihm gegebenen Kunstmittel schon in gewissem Graden mächtig sein, um denselben durch seine Kunst hervorzubringen. Der Zeichner muß daher die Wirkungen des Lichtes und Schattens kennen, und wissen, wie die sichtbaren Gegenstände nach ihrer Vorderseite einzeln, oder in der Ferne, perspectivisch, erscheinen, (z. B. wie sich das Innere eines Tempels perspectivisch zeigt,) und diesen Anblick durch Anordnung der Gegenstände auf der Fläche täuschend hervorzubringen im Stande sein. In der Tonkunst hat die Illusion einen sehr beschränkten Wirkungskreis, da sie das Hörbare in größerer Vollkommenheit als die Wirklichkeit zeigt, und alle sogenannte Malerei der Töne unter ihrer Würde ist. Auch auf die Poesie wird dieser Begriff übertragen, und man redet von einer poetischen Illusion, wenn die (selbst nicht durch die Mimik dargestellten) poetischen Gegenstände dem Leser des Gedichts oder dessen Zuhörer mit einer solchen Anschaulichkeit vor die Einbildungskraft treten, daß das Gemüth sich ganz denselben hingibt, und unter ihnen, wie in einer besondern Welt, verweilt, ja daß sie dem Gemüthe gleichsam wirklich werden.

Illyrier, Illyrien und illyrische Provinzen. Die Illyrier, ein stammverwandtes Volk der alten Thracier, (vermischt mit Griechen, Phöniciern, Siciliern und Celten) verbreiteten sich auf dem ganzen Küstenlande an der Ostseite des adriatischen Meers, den hierzu gehörigen Inseln und dem westlichen Macedonien bis Epirus; doch Philipp, König von Macedonien, nahm ihnen den ganzen Bezirk von Macedonien bis an den Fluß Drinius (jetzt Drino) ab, und nun wurde Illyrien (Illyricum, Illyrica) in Illyrica graeca und barbara eingetheilt. Das erstere (das heutige Albanien) wurde ganz Macedonien einverleibt, und machte von dort an einen integrirenden Theil jenes Staates aus. In demselben waren Dyrrachium (Durazzo), vormals Epidamnus genannt, wo sich die Römer gewöhnlich nach Italien einschifften, und Apollonia, als eine ansehnliche griechische Handelsstadt

und Akademie, Hauptplätze. Das letztere erstreckte sich vom Flusse Arsia (jetzt Arsa) Istrien bis an den Drinius und ward in Japydia, Liburnia und Dalmatia eingetheilt. Diese Provinz erhielt einen glänzenden Namen in der Geschichte der römischen Kaiser, deren mehrere in ihr geboren worden sind. Seeräuberei war ein Haupterwerbszweig der kriegliebenden Illyrier, deren Könige daher mit den Römern schon früh in Streitigkeiten verwickelt wurden, welche endlich die Unterjochung der Illyrier zur Folge hatten. Das wilde Volk suchte zwar von Zeit zu Zeit die Fesseln abzuschütteln, allein von Cäsar geschlagen und von Augustus, Germanicus und Tiber gänzlich entkräftet, wurde das Land endlich eine römische Provinz, behauptete aber auch als solche stets einen bedeutenden Rang im großen Staate. Der Name selbst, dem im 4. Jahrh. das Beiwort magnum zugegeben wurde, umfaßte von dort an fast alle gegen Morgen gelegene römische Provinzen. Bei der Theilung des römischen Reichs kam Illyrien zu dem abendländischen Kaiserthume, bei dessen Verfall (476) es an die morgenländischen Kaiser fiel. In der Mitte des 6. Jahrh. ließen slavische Kolonisten aus Rußland und Polen sich dort nieder, denen es bald gelang, sich von der schwachen byzantinischen Regierung unabhängig zu machen. So entstanden die kleinen Königreiche Dalmatien und Kroatien. Zwar unterwarfen die Kaiser 1020 sich diese Provinzen wieder, allein 20 Jahre darauf errangen sie ihre Unabhängigkeit auf's Neue. Venetianer und Ungarn machten (1090) sich ebenfalls zu Herren kleiner Ländertheile Illyriens. Im J. 1170 entstand dort das Königreich Rascian, aus welchem 200 Jahre später Bosnien sich bildete. Dalmatien kam anfangs an Venedig, ward aber 1270 größtentheils ein Raub der Ungarn, die bis an das schwarze Meer vorgedrungen waren. Doch sowol diese, als Venedig verloren beinahe Alles an die Türken, denn nur ein kleiner Theil von Dalmatien verblieb Venedig, und Ungarn nur Slavonien und ein Theil von Kroatien. — Der Friede von Campo Formio (17. Okt. 1797) brachte endlich das venetianische Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro unter Österreichs Herrschaft. Zwölf Jahre später trat das alte Illyricum auf's Neue in die Gegenwart ein. „Der Kreis Villach, Krain, das ehemalige österreichische Istrien, Fiume und Triest, die Länder, welche unter dem Namen Litorale bekannt sind, und Alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlassen ist, Dalmatien, nebst seinen Inseln, sollen künftig den Namen Illyrische Provinzen führen." Also dekretirte der damalige Kaiser der Franzosen an jenem verhängnißvollen 14. Okt. 1809. Funfzehn Monate hatte dieses Interim gedauert, während dessen Illyrien noch einen Zuwachs von 31 Q. Meilen durch einen Theil des, von Baiern abgetretenen italienischen Tyrols erhalten hatte, als am 15ten April 1811 ein kaiserlich französisches Dekret erschien, das die Organisation der illyrischen Provinzen, in militärischer und finanzieller Hinsicht definitiv regulirte. — Das Land, abgesehen von den in ihnen befindlichen bedeutenden Handelsstädten und Seehäfen, welche der Seemacht eines Reichs, wie das französische werden sollte, sehr wichtig waren, boten große innere Hülfsquellen dar. Auch die Einwohner paßten gut in Napoleon's Plan, durch das Schwert sich zum Alleinherrn zu machen, denn sie sind größtentheils von roher, kriegerischer und wilder Natur. Seit 1815 ist Illyrien ein österreichisches Königreich, und nebst dem davon getrennten Königr. Dalmatien (s. d. Art.) der Grundpfeiler von Österreichs Seemacht. Jenes zählt auf 910 Q. Meilen 1,172,700 Einwohner. Die Hauptstadt ist Laibach. I.

Iman (Imam) ist eine von denjenigen Personen der türkischen Ule-

ma (Geistlichkeit), welche in den Moscheen den Gottesdienst verrichten. Sie beten, lesen den Koran vor, predigen, leisten den Kranken Beistand, sprechen den Segen bei Vermählungen und sind überhaupt die eigentlichen Priester der Türken. In ihrer Tracht sind sie von den Personen weltlichen Standes blos durch den Tulbend verschieden, der bei ihnen etwas höher, als gewöhnlich, geformt ist. Sie erhalten ihre Besoldung aus den Moscheen, bei welchen sie angestellt sind, und stehen bei dem Volke in großem Ansehn. Der türkische Kaiser selbst führt als geistliches Oberhaupt der Muselmänner diesen Namen.

Imaus, bei den Alten; ist das jetzige Himalayagebirge.

Imbert (Barthelemi) ein französischer Dichter, ward 1747 in Nimes geboren. Er versuchte sich in der Dichtkunst und Literatur nicht ohne Beifall; auch würde sein Gedicht: Le jugement de Paris, welches sich durch angenehme Einzelnheiten, frische und lebendige Darstellung und durch eine sehr glückliche Sprache auszeichnet, einen noch größern Beifall erhalten haben, wenn die Handlung desselben mehr zusammengedrängt, die Reden verkürzt und der Styl mehr ausgebildet wäre. Seine Fables (in einem Bande,) sind mit Scharfsinn erfunden und gut vorgetragen: dasselbe läßt sich von seinen Contes sagen. Seine übrigen Werke sind, Historiettes, Gedichte und Prosa; les Egaremens de l'amour, ein angenehm geschriebener Roman; Choix d'anciens fabliaux, in welchem es dem Verfasser gelungen ist, die Darstellung der Vorzeit mit Glück, und ohne Aufopferung der natürlichen Einfachheit nachzuahmen; le Lord anglais, Lustspiel, welches nur einen geringen Beifall erhielt; le Jaloux sans le savoir; Lustspiel; le Jaloux malgré lui, Lustspiel; und das Trauerspiel: Marie de Brabant. Imbert zeigte sich im Tragischen ohne Kraft und gezwungen, im Lustspiel mehr verständig als komisch. Doch erhielten seine Stücke einigen Beifall, weil man mehrere gut durchgeführte Scenen, eine lobenswerthe Sprache und sehr glückliche Verse in denselben mit Dank erkannte. Er starb 1790.

Immatriculation, Eintragung in die Matrikel, s. d. Art.

Immediatstände, Immediatstifter, in der vormaligen deutschen Reichsverfassung solche Stände und Stifter, welche unmittelbar unter Kaiser und Reich standen. S. d. Art. Mediatisirte Fürsten.

Immensurabel, Immensurabilität, s. d. Art. Incommensurabel.

Immunität, (Steuerfreiheit) von immunis, frei von Abgaben.

Impanation, s. Transsubstantiation.

Imperativ, s. Kategorien, und Kant.

Impfen, (medicin.) anstatt einimpfen, wird uneigentlich gebraucht von der Einpflanzung einer Krankheit von einem Geschöpfe auf das andere. Daher sagt man: die Blattern, u. s. w. impfen. S. Inoculation. In der Pflanzen- und Gartenkunde ist impfen gleichbedeutend mit pfropfen (s. Pfropfen und Oculiren).

Imperator hieß bei den Römern überhaupt der oberste Befehlshaber eines Heeres, und Imperium der kriegerische Oberbefehl. Eigentlich war aber Imperator ein Titel, der in verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutungen hatte. So führten zuerst die Consuln den Titel Imperator, ehe sie Consuln genannt wurden; nachher wurde es ein Titel, welchen die Soldaten und der Senat ihren Feldherren nach einem großen erfochtenen Siege beilegten, und welchen diese so lange behielten, bis sie triumphirt hatten. Späterhin wurde niemand mehr mit dem Titel Im-

perator beehrt, als wer wenigstens zehntausend Feinde geschlagen hatte. Nach dem Untergange der republikanischen Verfassung ward Imperator der vornehmste Titel der Kaiser, um dadurch ihre höchste Gewalt anzuzeigen. Besonders bedienten sich Augustus Nachfolger desselben, und er war mit dem zu sehr verhaßten Titel Rex gleichbedeutend. In noch spätern Zeiten erhielt er ganz die Bedeutung, die wir mit dem Worte Kaiser verbinden. Aber auch triumphirenden Generalen wurde dieser Titel noch beigelegt, und in diesem Falle hatte er die alte Bedeutung. Die Kaiser scheinen ihn vornehmlich deßwegen bekommen zu haben, weil alle Feldherren als unter ihnen stehend betrachtet wurden. Zu den Zeiten der Republik setzte man diesen Titel hinter den Namen, z. B. Cicero imperator, als Titel der Kaiser stand er jedoch vor den Namen. Imperator war bei den Einwohnern von Präneste auch ein Beinahme des Jupiter, dessen Bildsäule von T. Quinctius, als dieser Präneste eroberte, mit nach Rom genommen und im Tempel des capitolinischen Jupiter aufgestellt wurde.

Imprägnation, bezeichnet in der Chemie die Vereinigung gewisser Substanzen, wenn sie sich bei der Auflösung verschlucken, hauptsächlich die Auflösung der Salze und Gasarten in Wasser und andern Flüssigkeiten. Wenn man daher sagt, eine gewisse Quantität Wasser wird von einer großen Quantität Salz imprägnirt, so ist es eben so viel, als: das Salz wird vom Wasser bei der Auflösung verschluckt. M. L.

Improvisatoren, Improvisatori heißen in Italien die Dichter, welche aus dem Stegreif über jedes ihnen aufgegebene Thema ein Gedicht zugleich verfertigen und declamiren, (improvisiren) oder, mit einem Instrumente sich begleitend, singen. Bei den wilden Völkern, wo die Phantasie stärker, lebhafter und ungezähmter ist, findet sich die Gabe des Improvisirens ziemlich allgemein, besonders durch Musik angeregt, und aus mehreren Stellen der Alten läßt sich schließen, daß die ältesten griechischen Dichter nichts anders als Improvisatoren waren. In Neu-Europa scheint das Talent des Improvisirens ein natürliches Erzeugniß des italienischen Bodens zu sein; doch auch Spanien, besonders Valencia und Minorka, entbehrt die beredten Zeugen einer poetischen Nationalität nicht. Nachdem die improvisirte Dichtkunst zugleich mit der provençalischen im 12. Jahrh. in Italien eingewandert war, scheint auch Petrarca diese Kunst ausgeübt zu haben: wenigstens ist von ihm bekannt, daß er die schöne Sitte der improvisirenden Dichter, die Sitte, den Gesang mit der Laute zu begleiten, in Italien eingeführt hat. Seit Wiederherstellung der Wissenschaften gab es in Italien Personen beiderlei Geschlechts, welche Gedichte, selbst von bedeutenden Umfang aus dem Stegreif komponirten. Zuerst bediente man sich hierzu der lateinischen Sprache, welche bis zu Ende des 15. Jahrh. die Sprache der Gelehrten war. Besonders leidenschaftlich war die Liebe zur improvisirten Poesie unter Leo X., und an den Höfen zu Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Einer der ältesten dieser Improvisatoren war Serafino d'Aquila, geb. 1466, gest. 1500, ein jetzt längst vergessener Dichter, der aber bei seinem Leben mit Petrarca an Ruhm wetteiferte. Doch übertraf ihn der gleichzeitige Bernardo Accolti, der Einzige von Arezzo (l'unico Aretino) zubenannt. Wenn es hieß: der Einzige recitire seine Verse an einem öffentlichen Orte, so kam Alles in Bewegung, die Läden wurden geschlossen, die Geschäfte verschoben, und Gelehrte und Ungelehrte strömten ihm zu. Fast nicht mindern Ruhm hatte der florentinische Improvisator Cristoforo, der Erhabenste (Altissimo) zubenannt. Unter den Improvisatoren gegen Ende des 15.

und zu Anfange des 16. Jahrh. waren Nicolo Leoniceno, Mario Filelfo, Pamfilo Sassi, Ippolito von Ferrara, Giovanni, Battista Strozzi, Pero, Nicolo Franciotti, Cesare da Fano. Drei Improvisatoren jener Zeit waren blind, Christoforo Sordi, Aurelio Brandolini und sein Bruder Rafaello. Es scheint, die griechischen Gelehrten, welche zu Anfang des 16. Jahrh. von Konstantinopel nach Italien flüchteten, verbreiteten daselbst mit dem Geschmack an ihrer Sprache und Literatur auch ihre Gebräuche. In verschiedenen Städten Italiens führte man jene Symposien ein, bei denen zu den Freuden der Tafel die Freuden des Geistes sich gesellten. Leo X. liebte sie sehr, und versammelte die Gelehrten gern an seiner Tafel. Unter ihnen war Andrea Marone, ein großer Improvisator, Liebling von ihm. Die gleichzeitigen Schriftsteller erzählen Wunder von seinem Talent. Hadrian VI., der die Dichter als eine Art von Abgöttern ansah, vertrieb ihn vom Vatikan, wo Leo ihm seine Wohnung angewiesen hatte, Clemens VII. aber rief ihn zurück. Ein anderer Improvisator, Namens Querno, machte bei Leo eine Art von Hofnarren. Bei Tafel erhielt er, der den Wein nicht wenig liebte, aus des Pabstes eigenem Glase zu trinken, unter der Bedingung, daß er auf jeden aufgegebenen Gegenstand wenigstens zwei lateinische Verse machen sollte; waren diese schlecht, so erhielt er wenigstens die Hälfte Wasser unter seinen Wein. Spottweise nannte Leo ihn den Erz-Poeten (Archipoëta). Nach Leo's Tode hörte man auf, in lateinischer Sprache zu improvisiren, denn alle guten Köpfe schreiben jetzt in der lingua volgare, und die Improvisatoren folgten nach. Es läßt sich erwarten, daß sie dadurch um vieles zahlreicher wurden. Billig enthalten wir uns, die ganze Liste derselben anzuführen; nur einige der berühmtesten machen wir nahmhaft. Der erste ist Silvio Antoniano, 1540 zu Rom im niedern Stande geboren, durch seine Talente aber zur Würde eines Kardinals erhoben. Er war ein gelehrter Kenner der alten Sprachen, und in allen Wissenschaften wohl bewandert. Wegen seines Talents zu improvisiren, nannte man ihn Poëtino. Einst hatte er an einen schönen Frühlingsabend auf dem Lande, mitten in einer sehr zahlreichen Gesellschaft, in einem Lustwäldchen zu improvisiren angefangen, als eine Nachtigall, gleichsam von seinem Gesange herbeigezogen, sich auf einen nahen Baum setzte, und wie von einer schönen Eifersucht ergriffen, mit ganz besonderer Lebhaftigkeit zu schlagen anhub. Das Erstaunen der Zuhörer bei diesem unerwarteten Wettkampfe gab den Versen des Dichters neuen Reiz, und dieser, von dem eigenen Umstand selbst begeistert, verließ den vorher behandelten Gegenstand, wandte sich an die Nachtigall, und pries die Schönheit ihrer Stimme und die Anmuth ihres Gesangs in so rührenden uud harmonischen Versen, daß alle Zuhörer bis zu Thränen gerührt wurden. Der berühmteste aller Improvisatoren aber war der Ritter Perfetti, 1680 zu Siena geboren, und 1747 zu Rom gestorben. Wir besitzen von Fabroni eine Biographie dieses Dichters, und von seinen improvisirten Gedichten sind 1748 zwei Bände erschienen. Sein Vortrag war klar, über jeden Gegenstand wußte er eigenthümlichen Schmuck zu verbreiten; und da er ein unglaubliches Gedächtniß besaß, so drängte er am Ende den Inhalt seines ganzen Vortrags in wenige Verse zusammen. Er hatte dabei das Ansehn eines Begeisterten, und war gewöhnlich am Ende vor Erschöpfung bewegungslos und halbtodt. Er recitirte seine Verse singend, um Zeit zum Überdenken zu gewinnen, und das Maß besser zu halten, und ließ sich auch wol von einer Guitarre begleiten. Sein liebstes Versmaß war die Ottave. Der glorreichste Tag seines Lebens war der, an wel-

dem er (unter Benedict XIII.) durch Verwendung der Prinzessin Violanta von Baiern, auf dem Kapitol die Lorbeerkrone empfing, eine Ehre, die damals um so schmeichelhafter war, da sie durch Verschwendung noch nicht an Werth verloren hatte, denn nur Petrarca und Tasso waren bis dahin dieser Ehre würdig geachtet worden. Das römische Bürgerrecht und das Recht, die Lorbeerkrone seinem Wappen beizufügen, waren neue Auszeichnungen für ihn. Metastasio zeigte ebenfalls von früher Jugend an ein seltenes Talent zu improvisiren, allein die Ausübung dieses Talents war bei ihm eine gewaltsame Anstrengung der Natur. Hatte er ein Zeitlang improvisirt, dann fühlte er alle seine Kräfte erschöpft, man mußte ihn zu Bette bringen und durch Reizmittel wieder beleben; seine Kräfte aber kehrten unter 24 Stunden nie zurück. Er mußte daher um sein Leben zu erhalten, einer so gefährlichen Kunst entsagen. Übrigens hat es auch an Frauen nicht gemangelt, welche dieses Talent in einem hohen Grade ausgebildet hatten. Ruadrio gedenkt dreier berühmten Improvisatricen, der Cecilia Micheli von Venedig, der Giovanna de Santi, und einer Nonne Barbara von Correggio. Keine von allen indeß hat mehr Ruf erhalten, als unter Pius VI. die berühmte Maddalena Morelli Fernandez, unter den Arkadiern Corilla Olimpica genannt, die im Toskanischen lebte und die Bewunderung aller Reisenden erregte. Sie war zu Pistoja geboren, wo ihr Talent, das sie durch vielfaches Studium sorgfältig ausbildete, sich frühzeitig entwickelte. Der Beifall, der ihr in Italien zurauschte, bewog den Kaiser Franz I., sie nach Wien zu berufen, wo sie mit Auszeichnung empfangen und mit Gnaden überhäuft entlassen wurde. Die Kaiserin Catharina berief sie nach Petersburg; die Furcht vor dem strengen Klima hielt sie aber ab, dahin zu gehen. Die Akademie der Arkadier nahm sie zu ihrem Mitgliede auf, und 1776 ward sie zu Rom öffentlich gekrönt und von dem römischen Senate zu einer Nobile cittadina ernannt. „Der Pabst" erzählt Archenholz, „gab seine Einwilligung dazu; Corilla wurde gekrönt, ausgepfiffen, vom Gassenpöbel beschimpft, vom Dichterpöbel besungen, und von Fürsten beschenkt. Sie verließ schleunig Rom und lebte nachher zu Florenz" (wo sie 1800 starb). Billigere Beurtheiler, als Archenholz, erinnern sich, daß Bosheit und Neid den Ritter Perfetti nicht glimpflicher behandelten, und daß selbst Petrarca in seinen Briefen sich über den Neid und die Verfolgungen beklagte, die ihm der römische Lorbeer zugezogen. Neuere Improvisatricen sind die Bandettini (s. d. eignen Art.), die Fantastici zu Florenz, die Mazzei, geb. Lanti, welche letztere vielleicht alle durch die Ergiebigkeit ihrer Phantasie, durch den Reichthum und die Reinheit ihres Ausdrucks, durch den Wohlklang und die Regelmäßigkeit ihrer Verse übertrifft. Sie versuchte sich selbst in der Tragödie. 1764 starb zu Verona der berühmte Improvisator Zucco, der an dem Abbé Laurenzi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ. Auch der Advokat Bernardi in Rom war als Improvisator sehr berühmt. Großen Ruf unter den Improvisatoren unserer Zeit hat Francesco Gianni, (s. d. eignen Art.) von dessen Stegreifgesängen eine Sammlung 1795 erschienen ist. Wenn auch diese den Erwartungen, welche ein berühmter Dichtername erregt, nicht entsprechen sollten, so ist dies eine gewöhnliche Erscheinung; denn von jeher erscheinen die gedruckten Werke der bewundertsten Improvisatoren nicht über dem Mittelmäßigen. Perfetti war deßwegen klug genug, nie zuzugeben, daß etwas von ihm gedruckt werde; und wahrscheinlich hätten wir auch von Metastasio nicht solche reizende Gedichte, hätte er nicht dem Improvisiren entsagen müssen. Der Grund ergibt sich von selbst. Die Gegner dieser

Art von poetischen Ergötzungen mögen daher in ihrem strengen Urtheile nicht ganz Unrecht haben, ohne daß deshalb die Bewunderer der Improvisatoren an Geschmack und Einsicht verdächtig gemacht werden könnten. Die wirkliche oder anscheinende Begeisterung des Dichters, sein lebhaftes Gefühl, seine treffende Action und Mimik, die Begleitung eines Instruments, und überhaupt das ganze erhöhte Wirken einer lebendigen Gegenwart können die mächtigsten Wirkungen nicht verfehlen, und lassen der Krittelei keine Zeit, sich zu äußern. Mit Recht sagt daher Bouterweck in seiner Gesch. der ital. Poesie: „Unter den poetischen Merkwürdigkeiten des heutigen Italien ist die Kunst der Improvisatoren von mehr Bedeutung, als die meisten gedruckten Sammlungen neuerer ital. Gedichte. Ihre Kunst beweiset, mit welcher Biegsamkeit und Kraft eine italienische Phantasie, wenn sie einmal in Bewegung ist, Bilder und Worte in poetische Verhältnisse zusammenträgt. Daraus erklärt sich, wie es einem Italiener, auch bei einer nur mäßigen Cultur des Geistes, möglich ist, durch ein Bändchen nicht schlechter Verse, die Zahl der vielen, die er vor sich findet, zu vermehren, wenn er die Poesie seiner Vorfahren auch nur mit dem Gedächtnisse aufgefaßt hat. Der erkünstelte und doch glückliche Enthusiasmus der heutigen Improvisatoren ist das lebendige Denkmal der guten Zeit des italienischen Geistes.“ Freilich jemehr Geist und poetisches Feuer den Improvisator beseelt, desto vorzüglicher wird ihm sein Werk gelingen; nach den gewöhnlichen herumziehenden Improvisatoren, welche z. B. in Rom auf dem Platze von Termini ihre Künste täglich zeigen, darf man nicht alle beurtheilen. Auffallend ist es, daß fast alle Improvisatoren in Toscana oder Venedig, hauptsächlich aber zu Siena und Verona geboren sind, und daß eben daselbst dieses Talent des Improvisirens sich ununterbrochen fortgepflanzt hat. Unsere Karschin würde in Italien gewiß eine sehr bewunderte Improvisatrice geworden sein. Theodor Körner soll dieses Talent ebenfalls in gewissem Grade besessen haben.

Imputation, s. Zurechnung.

Inachus, ein Sohn des Oceanus und der Thetys, der Stammvater des ältesten Königsgeschlechts von Argolis, welches 382 Jahre regierte. Als Juno und Neptun um den Besitz von Argos stritten, sprach es Inachus als Schiedsrichter der Juno zu. Besonders berühmt ward er durch seine Tochter Io.

Inaugural-Disputation, s. Disputation.

Inca, s. Peru.

Incest, (Incestus) s. Blutschande.

Inclination heißt überhaupt die Neigung; in der Mathematik die Richtung einer Linie nach einem gewissen Punkte (nach dem Sinne der alten Mathematiker, namentlich Apollonius und Pappus). Die Astronomie bedient sich dieses Worts für die Winkel, welche die Planeten- und Kometenbahnen mit der Erdbahn (Ekliptik, gewöhnlich Sonnenbahn genannt) machen. Ein solcher Winkel ist desto kleiner, je weniger der Planet oder Komet von der Ekliptik abweicht. Nach den neuesten Beobachtungen von la Lande und Bode ist der Winkel dieser Abweichung bei Merkur 7°; für Venus 3°, 23′, 20″; bei Mars 1°, 51′; bei Pallas ungefähr 30°, bei Ceres 10°, 47″; bei Jupiter 1°, 19′, 10″; bei Saturn 2°, 30′, 20″; bei Uranus 0°, 43′, 45″. Genauere Bestimmungen für Ceres und Pallas, so wie für Juno und Vesta sind von der Zukunft zu erwarten. Die Kometen weichen unter verschiedenen oft sehr großen Winkeln von der Ekliptik ab, da sie den ganzen Himmel durchkreuzen. Die Inclination der Bahn des Mondes ist, je nach-

dem die Sonne auf ihn wirkt, verschieden, hält sich aber zwischen 5°, 1′ und 5°, 17′. M. L.

Incognito, (italiänisch) unbekannt. Man sagt von hohen Reisenden, sie reisen incognito, wenn sie unter fremden Namen und mit Ablegung der äußeren Zeichen ihres Ranges reisen.

Incommensurabel, unmeßbar, nennt man in der Mathematik eine Größe, welche von keiner andern zur Einheit genommenen Größe gemessen werden kann. Von der Art sind z. B. alle Quadratwurzeln, welche nicht ganze Zahlen sind, als die Q. W. von 12 ist = 3, 4641... und so ins Unendliche fort. Diese Eigenschaft der Größen heißt daher Incommensurabilität. M. L.

Incubus, s. Alp.

Incunabeln s. Inkunablen.

Independenten, s. Anglicanische Kirche.

Inder. Ueberhaupt Register, Nachweiser. In der Mathematik besonders Stellenzeiger; so wird der Ausdruck bei den Logarithmen für die Kennziffer, bei den Reihen für die Gliederstelle u. s. w. gebraucht.

Indicativ (Indicativus nämlich modus) heißt diejenige Form (modus) eines Zeitworts, durch welche eine Handlung oder ein Zustand als wirklich und direct ausgesprochen, ein Prädicat einem Subjecte als wirklich und ihm unmittelbar zugehörig beigelegt oder abgesprochen wird; z. B. ich bin, dahingegen der Conjunctiv etwas als zufällig und möglich, oder unbestimmt und mittelbar (indirect) anzeigt, z. B. ich sei. Inwiefern das Nothwendige als eine Art des Wirklichen, nämlich als das Unbedingtwirkliche angesehen werden kann, kann der Indicativ auch das Nothwendige ausdrücken; z. B. 2 mal 2 ist 4. Der Indicativ, oder die bestimmt anzeigende Form des Zeitworts, stellt sich, wie alle modi verschieden in den Sprachen dar, und ist gewöhnlich in der Endung zu erkennen, bezeichnet auch gewöhnlich zugleich Person, Zahl und Geschlecht.

Indien, indische Kolonien. Wir wollen diese merkwürdige Erdgegend, welche im Art. Hindostan in geographischer und statistischer Hinsicht beschrieben ward, hier auch in Hinsicht auf den Welthandel historisch betrachten und eine Uebersicht der von den Europäern in Indien gegründeten Kolonien und Handlungsniederlassungen geben. Die kostbaren Schätze, welche dieses reiche Land besitzt, besonders die Gewürze desselben, lockten schon in den frühesten Zeiten den gewinnlustigen und betriebsamen Kaufmann. Die Europäer aber erhielten bis zu Ende des 15ten Jahrh. die köstlichen Waaren Indiens nur aus der zweiten Hand, theils über Aegypten, wohin sie auf dem arabischen Meerbusen kamen, theils auf einem langen Karavanenwege durch das innere Asien. Dieser Handel war in den Händen der Venetianer und Genueser, welche die europäischen Märkte mit asiatischen Waaren versahen und dadurch reich und mächtig wurden. Die Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung, welche (1498) nach manchen mißlungenen Versuchen einen Seeweg zu Indiens Reichthümern zu finden, gelang, führte die Portugiesen in kurzer Zeit zum Besitze eines Reichs in Asien. Wenige Jahre, nachdem Vasco da Gama (s. d. Art. Gama) an der Küste von Indien gelandet war, waren sie schon die begünstigtsten Kaufleute auf der ganzen Küste, hatten trotz der geschäftigen Eifersucht der Mohammedaner, in deren Händen bisher der gewinnvolle Handel mit indischen Waaren gewesen war, einige Niederlassungen gegründet, und mit mehreren einheimischen Fürsten Handels-

bündnisse geschlossen, in welchen dieselben den König von Portugal für ihren Oberherrn erkannten. Franz von Almeida, der erste portugiesische Vicekönig in Indien (von 1505 bis 1509) erhöhte den Ruhm seines Volkes in den indischen Meeren; überall, wo seine Schiffe landeten, gründete er Handelsniederlassungen, und nahm selbst Ceylon schon 1506 in Besitz. — Sein größerer Nachfolger in der Verwaltung, Alphons von Albuquerque, (von 1510 bis 1515) befestigte das stolze Gebäude der portugiesischen Herrschaft in den indischen Meeren. Er legte Festungen an zur Beschützung der Handelsniederlassungen, und eroberte das wichtige Malakka, wo sich die Handelsschiffe von Japan, Sina, den Molukken, den Philippinen, von Bengalen, Persien, Arabien und Afrika sammelten, und der Schrecken, welchen diese Eroberung verbreitete, bewog die mächtigsten Fürsten der jenseitigen indischen Halbinsel, das Bündniß der Portugiesen zu suchen; er nahm bald darauf die Molukken, und mit ihnen den reichen Gewürzhandel, und beschloß seine Laufbahn mit der Eroberung von Ormuz, der reichsten und wichtigsten Handelsstadt im persischen Meerbusen, deren Besitz er durch eine starke Festung sicherte. Bald nach seinem Tode herrschten die Portugiesen vom arabischen bis zum persischen Meere; fast alle Häfen und Inseln an den Küsten von Persien und Indien waren in kurzer Zeit in ihrer Gewalt; sie besaßen die ganze malabarische Küste bis zum Vorgebirge Komorin, hatten Niederlassungen auf der Küste Koromandel und am bengalischen Meerbusen, die Insel Ceylon war ihnen zinsbar; selbst in China hatten sie Faktoreien, und die Häfen von Japan, wohin ein Sturm ihnen den Weg wies, waren ihren Handelsschiffen geöffnet. Zu dieser Höhe war ihre Macht um das J. 1542 gestiegen, und sechzig Jahre lang führten sie ihren gewinnvollen Handel ohne mächtige Nebenbuhler. Auf allen europäischen und asiatischen Märkten bestimmten sie den Preis der Waaren. Kein fremdes Handelsschiff konnte in den indischen Häfen eine Ladung einnehmen, ehe nicht die portugiesischen Schiffe befrachtet waren; kein Schiff konnte sicher in den indischen Gewässern fahren, ohne portugiesische Pässe, und selbst diejenigen, welche mit Erlaubniß der Portugiesen Handel trieben, durften doch nicht mit Zimmet, Ingwer, Pfeffer, Stahl, Eisen, Blei und Waffen handeln, weil diese Waaren Gegenstände ihres Alleinhandels waren. Der Mittelpunkt ihrer Herrschaft war seit Albuquerque Goa, wo der Statthalter des Königs von Portugal, unter dem Namen eines Vicekönigs oder Gouverneurs seinen Sitz hatte. Durch kühne, oft empörende Gewaltstreiche sicherten sie ihre Herrschaft in Asien. Sie beschossen die mächtigsten Städte auf den indischen Küsten, verbrannten die Schiffe ihrer Feinde in den eigenen Häfen derselben, wiegelten die abhängigen einheimischen Fürsten gegen ihren Oberherrn auf, um die innere Zwietracht zur Erhöhung ihrer Macht zu benutzen, und keinem Fürsten gewährten sie Frieden oder Bündniß, der nicht dem Könige von Portugall huldigte und seine Abhängigkeit durch die Erlaubniß, eine Festung in seiner Hauptstadt zu bauen, sicherte. Selbst in den Küstenländern, wo sie nur handelten und nicht zugleich geboten, sondern die Eingebornen ihren einheimischen Fürsten allein unterworfen blieben, herrschten sie doch mittelbar durch den Schrecken ihres Namens. — Portugal verdankte diese Herrschaft der Kraft einzelner vorleuchtenden Männer, die in der schönsten Zeit seines Ruhmes mit heroischer Begeisterung zu jenem fernen Schauplatze eilten. Der Hang zu ritterlichen Abenteuern, der nach der Bezwingung der Mauern keinen Gegenstand mehr in der Heimath fand, hoffte und suchte dort volle Befriedigung. Aber die Nachfolger der Hel-

den, welche die Handelsgröße ihres Volks gegründet hatten, waren nicht mit gleicher Kraft gerüstet; Habgier und Plünderungssucht wurden bald die einzigen Beweggründe, welche zu Unternehmungen antrieben; die Ehre des portugiesischen Namens, dem jene Männer, selbst wenn sie Gewaltschläge fallen ließen, Achtung zu erhalten wußten, ward immer mehr verdunkelt; der empörende Mißbrauch der Gewalt reizte den Widerstand der Eingebornen, welche früher durch die Herrschsucht der listigen Fremdlinge gegen einander bewaffnet, jetzt beim Anblicke der gemeinsamen Gefahr desto fester sich verbanden. Als nun auch auf dem Throne von Portugal dem kräftigen Johann II., und dem großherzigen Emanuel, schwache Fürsten folgten, als unter dem Jesuitenzöglinge Sebastian das Reich seinem Verfalle immer mehr entgegensank, verfiel auch das stolze Gebäude in Asien, das der Väter Tapferkeit und Klugheit gegründet hatte. Die Vereinigung Portugals mit Spanien (1580) entschied den Sturz der portugiesischen Handelsmacht in Indien. Die spanischen Könige vernachlässigten die asiatischen Niederlassungen. Raub, Plünderung und Ungehorsam nahmen überhand; einige Befehlshaber in Indien machten sich unabhängig, andere gingen zu den indischen Fürsten über, andere wurden Seeräuber. Die Portugiesen wurden von Holländern und Engländern wie Spanier behandelt. Die Niederlande hatten bisher die indischen Waaren, mit deren Vertrieb sie sich beschäftigten, von dem großen Handelsmarkte Lissabon abgeholt. Philipp der II. aber, unwillig gegen die Abgefallenen, verbot den niederländischen Schiffen den Hafen der portugiesischen Hauptstadt, und zwang dadurch das betriebsame Volk, von der Quelle zu holen, was sie vorher aus der zweiten Hand empfangen hatten. Sie waren eben mit den vergeblichen Versuchen beschäftigt, einen neuen Weg nach Indien durch die nördlichen Meere zu finden, um ihren Feinden auszuweichen, als Cornelius Houtman, ein Niederländer, der mehrmals auf portugiesischen Schiffen Handelsreisen nach Indien gemacht hatte, ihnen seine Dienste anbot. Er ward 1595 mit vier Schiffen nach Indien gesandt, um die Küsten, die Bewohner derselben und die Handelsverhältnisse jedes Orts zu erforschen, und kehrte mit günstigen Hoffnungen zurück; denn schon auf dieser ersten Reise waren Handelsbündnisse mit den Fürsten auf der Insel Java geschlossen. Die Gesellschaft der Kaufleute, welche diese Unternehmung beförderte, sandte darauf den Admiral van Steck mit dem Auftrag ab, auf jener Insel, (die von dem Mittelpunkte der portugiesischen Handelsmacht entfernt, aber den Gewürzinseln nahe genug lag, um einen Schleichhandel zu begünstigen, und nicht weniger gut gelegen war zur Anknüpfung eines Handelsverkehrs mit China und Japan,) holländische Comptoire anzulegen und mit den einheimischen Fürsten Verträge zu schließen. Der Haß, welchen die Eingebornen auf die, zuweilen auch hier landenden Portugiesen geworfen hatten, unterstützte ihn nicht wenig bei der Ausführung dieses Unternehmens. Es traten nun, durch so glückliche Erfolge ermuntert, mehrere kleine Gesellschaften in Holland zusammen, die den indischen Handel zum Gegenstand ihrer Unternehmungen machten; aber es zeigte sich bald, daß der zu starke Zudrang die Handelsmärkte in Indien, wie in Europa, überfüllte. Um diesen Nachtheil aufzuheben und den eifersüchtigen Portugiesen einen kräftigern Widerstand entgegensetzen zu können, als Einzelne zu leisten vermochten, wurden die kleinen Handelsgesellschaften 1602 in eine große ostindische Gesellschaft vereinigt, welche das Recht erhielt, Krieg und Frieden mit den Fürsten Asiens zu schließen, Festungen zu bauen, Besatzungen zu unterhalten und einen

Gouverneur zu wählen. Als nun auf Java und auf andern Punkten befestigte Comptoire angelegt, und mit mehreren Fürsten von Bengalen Handelsbündnisse geschlossen wurden, begann der lange Kampf mit den eifersüchtigen Nebenbuhlern. Hatten die Portugiesen den Vortheil einer genauern Kenntniß der indischen Meere, so konnten dagegen die Niederlande auf eine kräftigere Unterstützung aus Europa rechnen, da Philipp II. und seine Nachfolger die Niederlassungen in Asien oft ohne Hülfe ließen. Als aber Zeit und Erfahrung jenen Vortheil auch den Holländern gaben, und sie damit auch noch den Vorzug einer stärkern und besser bedienten Seemacht verbanden, ward den Portugiesen ein Platz nach dem andern entrissen. Im J. 1621 räumten diese ihren siegreichen Nebenbuhlern die Molukken, 1633 Japan, 1641 Malakka, 1658 Ceylon, 1660 Celebes, (wo die Portugiesen nach dem Verluste der Molukken sich festgesetzt hatten, um sich durch Schleichhandel noch einigen Antheil an dem Gewürzhandel zu verschaffen,) und seit 1663 fielen auch die wichtigsten Plätze auf der Malabarküste, wo sich die portugiesische Handelsmacht am längsten behauptet hatte, in die Gewalt der Holländer. Zu gleicher Zeit, als die Portugiesen mit den Holländern kämpften, traten auch die Engländer gegen sie in die Schranken. Schon im J. 1600 gab die Königin Elisabeth den Kaufleuten in London ein ausschließendes Vorrecht zum Handel nach Indien auf funfzehn Jahre, und im folgenden Jahre liefen die ersten vier Handelsschiffe der ostindischen Compagnie von Lancaster nach den Molukken aus. Der reiche Gewinn dieser ersten Handelsreise reizte die verbundenen Kaufleute, alles aufzubieten, um die Hindernisse zu besiegen, welche Portugiesen und Niederländer neuen Ansiedelungen auf den indischen Küsten in den Weg legten, und es gelang ihnen bald, auf Java, Amboina und Banda Niederlassungen und Festungen anzulegen, und den Gewürzhandel mit den Niederländern zu theilen. Zwar ward ihnen dieser Vortheil bald wieder durch die Holländer entrissen, welche sich durch einen Gewaltstreich im alleinigen Besitze der Molukken sicherten, dagegen aber waren die Engländer desto glücklicher in ihren Niederlassungen auf den Küsten von Malabar und Koromandel, und schlugen die Angriffe der stärkern Portugiesen immer gleich ab. Wichtiger noch war der Vortheil, den sie 1623 errangen, als sie, von den Persern gerufen, diesen die Portugiesen aus Ormuz vertreiben halfen; denn außer dem Antheile an der reichen Beute der eroberten Waarenlager, erhielten sie eine Niederlassung am Eingange des persischen Meerbusens (Bender-Abassi), und gelangten zu dem Handel mit Seide, morgenländischen Teppichen, Goldstoffen und andern persischen Waaren. So erhob sich seit der Mitte des 17ten Jahrh. auf den Trümmern des portugiesischen Asiens die Handelsmacht der Holländer und Britten. Aber den freudigen Begrüssungen, womit die Eingebornen, als sie der Herrschaft der verhaßten Portugiesen los wurden, die Holländer empfingen, folgten bald Unruh und neue Trauer. Sie sahen, daß sie das harte Joch der Portugiesen mit einem härteren vertauscht hatten, daß Habsucht und Kaufmannsgeiz unter den neuen Gebietern dieselben Wirkungen hervorbrachten, die ihrer Ruhe und Freiheit seit der Ankunft der ersten Europäer so verderblich gewesen waren. Auch die Holländer waren, wie die Portugiesen, fast immer im Kriege mit den Eingebornen auf den Inseln und auf dem festen Lande, wo sie Niederlassungen gegründet hatten. So ward gleich nach der Vertreibung der Portugiesen von den Gewürzinseln durch Gewalt erzwungen, daß die Gewürznelkenbäume auf allen Inseln, außer auf Amboina, ausgerottet wurden; auf Banda wurden alle Bewohner vertilgt,

weil sie nicht Sclaven werden wollten und die ganze Insel wurde unter Weiße vertheilt, welche von den benachbarten Eilanden Sclaven zum Anbau ihres Bodens zogen. Das prächtige Batavia auf der Nordküste von Java ward seit 1619 der Sitz der holländischen Regierung von Indien, und die Hauptniederlage des asiatischen Handels der ostindischen Gesellschaft; von hier aus herrschte der Generalstatthalter, gleich einem Könige, während der fünfjährigen Dauer seiner Amtsgewalt, über die inländischen Fürsten. Bis auf die neuesten Zeiten, wo das ganze europäische Kolonialsystem erschüttert ward, und fast alle Handelsniederlassungen in Asien in die Gewalt der meerbeherrschenden Britten fielen, blieben die Holländer, ungeachtet häufiger Kämpfe mit den Eingebornen, im Besitze ihrer Ansiedelungen, unter welchen Surate auf der Nordküste der vorderindischen Halbinsel, das Commandement Malabar, wo Kochin die Hauptfestung, das Gouvernement Koromandel mit der Festung Negapatnam, die Niederlassung Chinsura in der Direction Bengalen, das Gouvernement Malakka, die äußerste holländische Besitzung auf der südlichen Spitze der Halbinsel diesseit des Ganges; Celebes, das einzige Gebiet, wo sie nach der Entwaffnung und Unterwerfung der eingebornen Fürsten förmlich herrschten, Java, die Molukken, die südliche Küste von Borneo (die späteste Niederlassung), die wichtigsten waren. Ehe wir zu den englischen Kolonien in Indien zurückkehren, müssen wir einen Blick auf die übrigen Handelsniederlassungen werfen, welche gleichfalls im 17. Jahrh. gegründet wurden: die Ansiedelungen der Dänen und Franzosen. Ein holländischer Factor, Boschower, der von dem Könige von Ceylon als hohen Gunstbeweis den Titel eines Prinzen erhalten hatte, ward nach seiner Rückkehr in die Heimath kalt aufgenommen, und bot unmuthig dem Könige Christian IV. seine Dienste zur Anlegung einer Niederlassung auf Ceylon an. Es ward sogleich (1618) eine ostindische Gesellschaft in Kopenhagen gebildet, und Boschower reisete mit sechs Schiffen, von welchen die Hälfte dem Könige, die andere jener Gesellschaft gehörte, nach Indien ab. Er starb unterweges. Der dänische Seemann, der die Schiffe führte, fand eine schlechte Aufnahme in Ceylon, als er ohne Boschower ankam, und wandte sich alsbald nach Koromandel, der nächsten Küste des indischen festen Landes. Der inländische Fürst von Canjore bewilligte ihm, gegen eine jährliche Abgabe, einen fruchtbaren Landstrich, wo sogleich der Grund zu der Stadt Tranquebar gelegt, und bald darauf zur Beschützung der neuen Niederlassung die Festung Dansburg erbaut ward. Die übrigen Europäer, welche sich in Indien niedergelassen hatten, legten den Dänen anfangs keine Schwierigkeiten in den Weg, und diese betrieben einen ziemlich bedeutenden Handel. Als aber die Holländer immer mächtiger und übermüthiger wurden, schlossen sie die neuen Nebenbuhler bald von allen Märkten aus. Die Angelegenheiten der dänischen Gesellschaft verfielen; sie trat der Regierung ihre Niederlassungen ab, und ward 1634 völlig aufgelöset. Seit 1643 hörte die Schiffahrt der Dänen nach Indien ganz auf. 1670 aber errichtete Christian V. eine neue Handelsgesellschaft, welcher er durch Ausrüstung von Schiffen ein so bedeutendes Geschenk machte, daß fast die Hälfte des zusammengeschossenen Kapitals von seiner Freigebigkeit herrührte. Sie erhielt überdieß das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen. Die neue Gesellschaft ward bald in neue Kriege mit den eifersüchtigen Holländern und dem, von diesen aufgehetzten, Fürsten von Canjore verwickelt. Ohnmächtig dauerte sie fort bis 1729, wo sie nicht mehr im Stande war, ihr kleines Gebiet länger zu behaupten, und aufgehoben wurde. Zwei Jahre nachher ward sie von Christian VI. zum zweiten Male er-

neuert. Sie erhielt einen Freibrief auf vierzig Jahre, und den ausschließenden Handel vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach China. Die Gesellschaft hatte so glücklichen Fortgang, daß ihr Freibrief, als derselbe abgelaufen war, auf 20 Jahre erneuert ward, aber mit einer Einschränkung, welche das Recht des Alleinhandels der Gesellschaft nahm, und jedem dänischen Unterthan den indischen Handel gegen eine gewisse Abgabe an die Gesellschaft freigab. Während dieser Zeit waren mehrere wichtige Niederlassungen und Besitzungen auf den Küsten Malabar und Koromandel, in Bengalen, in Behar, in Orissa, an der Malakkastraße erworben, und diese Ansiedelungen waren in Hinsicht auf die Belebung der Schiffahrt und des Handels der Dänen so wichtig geworden, daß der König im J. 1770 der Gesellschaft alle Niederlassungen in Indien für 170,999 Thaler abkaufte und die Beamten derselben in seine Dienste nahm. Der Handel nach Indien und nach China ward seitdem allen dänischen Unterthanen freigegeben. Schon waren die ostindischen Gesellschaften in England und Holland aufgeblüht, und die Franzosen hatten, einzelne mißlungene Unternehmungen abgerechnet, noch keinen unmittelbaren Handelsverkehr mit Indien angeknüpft. Endlich aber ward der französische Handelsminister Colbert so laut aufgefordert, den Unternehmungsgeist der Nation zu begünstigen, daß er sich 1665 entschloß, eine ostindische Handelsgesellschaft zu gründen und ihr auf 60 Jahr alle Freiheiten und Rechte zu verleihen, welche die englische und holländische Gesellschaft genossen. Die verbundenen Kaufleute mußten ein Kapital von 15 Millionen Livres zusammenbringen. Die Insel Madagaskar, am Eingange des indischen Meeres und der afrikanischen Küste nahe, zum Handel nach Afrika, Persien, Arabien und Indien gut gelegen, wurde zum Mittelpunkte der neuen Niederlassungen gewählt. Aber schon in fünf Jahren war die Handelsgesellschaft durch schlechte Verwaltung, durch Veruntreuung ihrer Beamten, in solchen Verfall gerathen, daß sie ihre Niederlassungen der Regierung abtrat. Es ward nicht besser, und zwei Jahre später wurden alle Franzosen, die noch auf Madagascar zurückgeblieben waren, ermordet. Indeß ward statt Surate in Guzerat, wo die Franzosen anfangs die Niederlage ihrer Waaren hatten, der damals unbedeutende Flecken Pondichery gewählt, welcher sich bald zu einer ansehnlichen Stadt erhob. Während des ganzen 17. Jahrh. aber konnte der französische Handel nach Indien sich nicht heben. Die Mängel des Verwaltungssystems, Kriegsunfälle, unkluges Eingreifen der Regierung, hinderten das Gedeihen aller Niederlassungen, so daß manche kaum gegründete Ansiedelung schnell wieder aufgegeben werden mußte. Endlich überließ die ostindische Gesellschaft den uneingeschränkten Genuß ihrer, 1714 wieder erneuerten Vorrechte den Schiffsausrüstern von St. Malo. Erst unter der Staatsverwaltung des Kardinals Fleury kam Ordnung und Thätigkeit in diese Handelsunternehmungen, als die Brüder Orri und Fülvy die Leitung derselben übernahmen. Pondichery hob sich bald aus seinem Verfalle, und das seit 1720 von den Franzosen in Besitz genommene, als Station der Indienfahrer trefflich gelegene, Isle de France blühte durch des erfahrenen Bourdonnaye's (s. d. Art.) Vorkehrungen seit 1735 in kurzer Zeit herrlich auf. Eben so gedieh unter des verdienstvollen Dupleix (s. dies. Art.) Leitung die Kolonie Chandernagor am Ganges. Auf allen östlichen Meeren, wo gewinnvoller Handel zu erwarten war, segelten französische Schiffe. In dem Seekriege zwischen Frankreich und England, von 1745 bis 1747, behaupteten sich die Franzosen auf das tapferste in Indien, ungeachtet sie aus Europa wenig Unterstützung erhielten; aber am höchsten stieg

gleich nach dem Frieden von 1748 ihre Macht durch ihren glücklichen Einfluß auf die Kriege der indischen Fürsten. Sie erwarben ansehnliche Besitzungen an den Küsten von Golkonda, Orissa und Koromandel, die aber freilich zu weit aus einander lagen, als daß sie sich gegenseitig hätten unterstützen können. Während des neuen Krieges mit England (von 1755 bis 1763) gingen nach und nach alle Theile des französischen Reichs in Indien verloren. Der Friede gab ihnen nur Pondichery und Mahé zurück, und erlaubte ihnen drei kleine Faktoreien in Bengalen mit schwachen Besatzungen. Der Friede von 1783 vergrößerte das französische Gebiet nur um Pondichery, und dieses hat ihnen der am 30. May 1814 geschlossene pariser Friede wiedergegeben. Die Britten sind nun, nachdem alle ihre Nebenbuhler theils gefallen, theils erschöpft sind, die herrschende Handelsmacht in Indien. Auf dem Grunde, welcher im 17ten Jahrh., wie oben erwähnt, dazu gelegt ward, erhob sich der stolze Bau ihrer Herrschaft, seit 1702 die Fonds aller kleinen Handelsgesellschaften, welche sich kurz vorher gebildet hatten, mit der ostindischen Compagnie waren vereinigt worden. Die Geschichte derselben s. in d. Art. Englisches Reich in Ostindien.

Indifferentismus nennt man diejenige Denkungsart, welche in Rücksicht auf die Wahl zwischen mehreren verschiedenartigen Gegenständen der Beurtheilung, des Glaubens oder der Neigung unentschieden bleibt, und den Werth dieser Gegenstände dahingestellt seyn läßt, weil sie für keinen derselben eine überwiegende Neigung hat, oder überhaupt nicht Kenntniß davon nimt. Ob nun wol diese Denkungsart ein Beweis von Unkunde oder Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Dinge ist, auf die sie sich bezieht, so verträgt sie sich doch so gut mit der Partheigängerei, daß man einen desto entschiedenern Indifferentismus verräth, je weniger man sich bedenkt, die Rollen zu wechseln. So gibt es Indifferentisten in der Politik, in der Philosophie, in der Religion und Moral, denen es gar nichts kostet, von einem System zum andern überzuspringen. Weil sie sich im Grunde aus keinem etwas machen, in keins eingedrungen, für keins erwärmt sind, ist es ihnen einerlei, zu welchem sie sich bekennen, und sie werden daher allemal die Farbe desjenigen Systems annehmen, bei dem sie sich eben die meisten Vortheile versprechen. Freilich kann bei dem Indifferentismus der Partheigängerei von Wahrheitsliebe und Festigkeit des Charakters nicht die Rede sein, und wenn es auch Rücksichten der Klugheit gibt, welche die Behauptung einer friedlichen Partheilosigkeit auf dem Felde der Politik und Schulphilosophie rechtfertigen mögen; so verräth es doch, selbst abgesehen von den unreinen Bewegungsgründen jenes Rollenwechsels, immer Ungewissenhaftigkeit, sich ohne Ueberzeugung, bald für diese, bald für jene Partei zu erklären. Kein gebildeter Mensch wird sich den Mangel an aller Theilnahme für die Sache des Rechts und der Wahrheit, die immer nur Eine ist, verzeihen; ja in Sachen des religiösen Glaubens und der moralischen Ueberzeugung kann man ohne strafbare Gleichgültigkeit gegen das Heiligste weder ganz indifferent, noch irgend neutral bleiben, denn hier gilt der alte Spruch: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Jener vornehme Indifferentismus, welcher es unter der Würde hält, in die Wissenschaften einzugehen, deren Anbau das Verdienst eines geringern Standes ist, verdient mindestens den Vorwurf der Inhumanität und die veränderte Denkart der höhern Stände hat ihn auch genöthiget, sich hinter der Firma der Bequemlichkeit zu verbergen, unter der er, mit Verzichtleistung auf jeden Genuß und Ruhm, den die Theilnahme an den großen Angelegenheiten der Menschheit verschafft,

Duldung genießt. Den Indifferentismus der Unkunde in dem, was allen Menschen wichtig ist, muß man, wo er von Trägheit und Unfähigkeit des Geistes, über den Kreis der sinnlichen Erfahrung hinauszugehen, herrührt, bemitleiden. Nahe steht ihm der physische Indifferentismus oder die Unempfindlichkeit gegen sinnliche Lust und Unlust, die entweder ein Zeichen der äußersten Roheit und Abstumpfung, oder, wie die Gefühllosigkeit der Stoiker und Asceten, ein gekünstelter, die Gränzen der Menschlichkeit überschreitender Heroismus ist. Aber gar nicht verwechseln darf man mit jenen Äußerungen des moralischen Indifferentismus die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers, welcher, um treu und unbefangen zu bleiben, der eigenen Meinung oder Neigung keinen Einfluß auf seine historischen Darstellungen verstattet; die Behutsamkeit und Selbstständigkeit des Eklektikers, der, überzeugt, daß die Wahrheit in der Mitte liege, sich für keine vorhandene Partei erklärt, und das Beste, wo er es findet, anerkennt; die, freilich an den religiösen Indifferentismus streifende, Liberalität des Synkretisten, welche die Abweichung der verschiedenen Religionen von einander für außerwesentlich und unschädlich erklärt; endlich des sogenannten Latitudinariers, der sich überzeugt hält, man könne Gott in jeder Religion wohlgefallen, und es sey ihm gleichviel, wie er geehrt werde, wenn man nur die Absicht habe, ihn zu ehren. Kirchlicher Indifferentismus ist diese, in unsern Tagen beliebte und nur zu weit getriebene Freisinnigkeit allerdings, und die traurigen Zeichen der Lauigkeit gegen die Religion selbst, die sich damit eingeschlichen hat, nöthigen zu der Annahme, daß es doch besser sei, sich für eine bestimmte Religionspartei zu erklären und ihr mit ganzer Seele anzuhängen, als alle gleich gut zu finden, und dabei selbst weder kalt noch warm zu sein. Ueberdies geht der Indifferentismus in Ansehung kirchlicher Eigenheiten nur zu leicht in den eigentlich religiösen, oder in den entschiedenen Unglauben über, der keiner Religion anhängt, weil er sie alle für gleich ungegründet hält; und daß dieser weder für den, der sich ihm ergibt, noch für die um ihn Lebenden, wohlthuend sein kann, bedarf keines Beweises. Am bedauernswürdigsten aber ist der totale Indifferentismus, wo man überhaupt nichts mehr liebt oder haßt, und an Geist und Herz ausgebrannt und erschlafft ist. Denn mit der warmen Theilnahme für oder wider irgend etwas, stirbt auch das Leben und die Thatkraft selbst ab, und wie weit man auch immer jener jetzt eben modischen Gesinnung, die sich bald Unparteilichkeit und Duldung, bald Mäßigung und Gleichmuth, bald Erhabenheit über alles Thun und Treiben der Menschen nennen läßt, Einfluß verstatten mag; um nicht der traurigsten Leere preisgegeben zu sein, und in den Abgrund eines geistigen Todes zu versinken, wird man immer wenigstens Eins haben müssen, was man liebt, das Gute, und Eins, was man haßt, das Böse.

Indigenat. Unter Indigenat, auch Incolat, versteht man das Eingeborensein in irgend einem bestimmten Lande, in Beziehung auf die daraus entspringenden Rechtsverhältnisse und Verbindlichkeiten. So haben z. B. in den meisten Staaten die Eingebornen das Recht, entweder ausschließlich, oder doch vorzugsweise vor Fremden, zu Ämtern ꝛc. berufen zu werden. Je volksmäßiger die Verfassungen sind, um so mehr Vorrechte vor Fremden (Indigenats- oder Incolatsrecht) pflegen in dem Indigenat zu liegen. Als Beispiel besonderer, in dem Indigenate liegender Verbindlichkeiten führen wir die Soldatenpflichtigkeit an für das Land, in welchem man geboren ist. Da aber in den meisten Ländern, nicht allein durch die Geburt, sondern auch auf andere gesetzlich bestimmte

Weisen mehrere Rechte des Eingeborenseins erworben werden können, so theilt sich der Indigenat in natürlichen oder wahren, und einen bloß gesetzlich erworbenen, in einen vollständigen und in einen weniger vollständigen.

Indigo ist ein strauchartiges, einige Fuß hohes Gewächs, mit gefiederten Blättern, welche aus sechs bis acht Paar eirunden, bläulich angelaufenen Blättchen zusammengesetzt sind. Seine kleinen Blumen haben meistens eine aus Roth und Gelb gemischte Farbe, und hinterlassen dünne und knotige Schoten, welche von außen schwarz aussehen, und schwarzen, schwarzgrünen oder auch anders gefärbten Saamen enthalten. Die Pflanze heißt bei den Arabern Nil (mit dem Artikel, Annil), bei den Botanikern aber Indigofera tinctoria, und wird besonders in Ostindien, aber auch in Afrika und Amerika gefunden. In Deutschland ist sie selbst in Gewächshäusern äußerst mühsam zu erhalten. Man schneidet die Pflanze, wenn sie acht bis zwölf Wochen alt ist, und ehe noch die Blüthen hervorkommen, mit einer Sichel ab, und dieß wird mehreremale wiederholt, bis sie ein Alter von zwei bis drei Jahren erreicht hat. Das abgeschnittene Kraut wird in Bündel gebunden, in großen Kübeln mit Steinen oder Gewicht belegt und dann mit Wasser begossen. Nach 16 bis 18 Stunden kommt es in Gährung, brauft auf, und wenn es ausgegohren hat, wird das grüngefärbte Wasser in andere Gefäße abgezapft, und mit Stöcken oder Schaufeln so lange umgerührt, bis sich ein blauer Satz scheidet, und das Wasser wie goldgelb geworden ist. Dies Wasser wird, wenn sich jener Satz völlig zu Boden gesenkt hat, durch Hähne abgelassen, der Satz selbst in leinene Beutel gebracht und mit klarem Wasser ausgespült. Nachdem man ihn alsdann hat ablaufen, in hölzernen Kasten hart werden und in der Sonne völlig trocknen lassen, wird er in Stücken zerbrochen und zum Verkauf eingepackt. Es gibt viele Indigoarten und auch noch andere Verfahrungsweisen, ihn zu fertigen, die jedoch in der Hauptsache alle mit einander übereinstimmen. Die Güte des Indigo's ist ebenfalls sehr verschieden: der beste ist schwarzblau, spielt, wenn man ihn auf dem Nagel reibt, ins Kupferfarbene und ist sehr leicht. Ostindien liefert die schönste Art. Uebrigens glauben Einige, daß der Indigo, als Färbestoff schon länger als zweitausend Jahre in Gebrauch gewesen ist, obgleich das Indicum, welches beim Plinius vorkömmt, von Andern nur für eine Malerfarbe gehalten wird. Bestimmt wird des Indigo's zuerst in einer Urkunde 1194 gedacht: aber auch dies hält man noch für eine Malerfarbe, weil ein späterer Schriftsteller, Giovanni Ventura Rosetti, welcher 1548 von der Färbekunst geschrieben hat, unsern jetzigen Indigo noch nicht kannte. Er wurde in der Mitte des 16. Jahrh. durch die Holländer aus Ostindien nach Europa gebracht, aber erst zu Anfange des 17ten allgemein bekannt. In Mailand soll jetzt aus einer nordkarolinischen Pflanze ein Indigo gezogen werden, der diesen an Farbe und Vortrefflichkeit weit übertrifft. Unter den übrigen Surrogaten nimt wol der Waid den ersten Rang ein.

Indirekte Abgaben. Man begreift darunter gewöhnlich diejenigen Abgaben, welche von den Steuerpflichtigen nicht geradezu und unmittelbar, sondern vielmehr mittelbar, bezahlt werden; richtiger aber sind darunter solche Abgaben zu verstehen, welche den werthschaffenden (productiven) Kräften oder dem daraus zu ziehenden Einkommen nicht geradezu aufgelegt werden, welche also die verschiedenen Gattungen des reinen Einkommens, nämlich die Grundrente, den Arbeitslohn und die Kapitalrente, nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar treffen; vorzugsweise gehört dahin die Consumtions- (Verbrauchs-) Steuer. (S. d. Art.) K. M.

Indiſche Literatur. Ungekannt Jahrtauſende bis geraume Zeit nach dem babyloniſchen Exil der Iſraeliten, unbedürftig in ſich beſchloſſen, umwuchert von der Segensfülle einer, ihre Elemente in reichſter Mannichfaltigkeit entwickelnden Natur, ein vom Brautkuß des Himmels und der Erde angeglühtes Leben, ein Land vom Umfang Europa's, wo die Gräſer zu Palmen ſich dehnen, berauſchende Blüthendüfte wehen, lag Hindoſtan, die Wurzel und Wiege des Orients, für alle Länder. Noch lag Europa im tiefſten Schlummer der Unbildung, als Hindoſtan alle Blüthen und Früchte der Kunſt und Wiſſenſchaft, als Ertrag des gottmenſchlichen Geiſtes, in ſpäter folgerechter Geſammtentwickelung zu Einem großen Garten in blühendem Styl gediehen genoß. Seine Weltanſicht wird uns, ſoweit dies die vorgeſteckten Gränzen geſtatten, im folgenden Artikel beſchäftigen. Hier ſind nur vorbereitend allgemeine Umriſſe von einer uralten, durch immer neue Entdeckungen und Mittheilungen ſtaunenswürdig vermehrten Literatur zu geben. Oder wär' es etwa nicht ſtaunenswürdig, mehrere Jahrtauſende vor Chriſto dort ſchon die ſinnigſtzarten phantaſiereichſten Gedichte zu finden, und wenn doch die Literatur überall nur die Fata Morgana eines bereits früher vorhandenen und gelebten Seins iſt, dem gemäß nun gar eine uralte, plaſtiſch in einen zwei Meilen langen Fels gehauene Mythologie, ein Werk, dagegen ſelbſt Ägyptens Pyramiden noch jung erſcheinen? Zeigen aber nicht auch die tiefen aſtronomiſchen, noch lange nicht genug gewürdigten Kenntniſſe, in ſo früher, nach den gewöhnlichen Begriffen von Geſchichte, vorgeſchichtlicher Zeit, nebſt dem Alphabet, der Sprache, der religiöſen Ueberlieferung in Bild und Schrift, überhaupt auf eine von Gott geleitete Entwickelung des Menſchengeiſtes hin, welche in ihren zauberiſchſten, holdſeligen Zügen alles hochmüthigen Wiſſensdünkels, am meiſten aber der beſchränkten Naſeweisheit ſo mancher Alterthumsſpürer und Geſchichtenklitterer ſpottet? Aber ſo muß es auch ſein. Das Urleben der Menſchen iſt ein Sein und Schauen in Gott, Religion (In-Gott-Gelaſſenheit) und Gottesdienſt, Prieſterkönige ſind ſeine Siegelbewahrer und Pfleger. Erſt als nun die ſelige Einheit zerfiel, das Leben unterzugehen drohte und feſtgehalten werden ſollte, da entſtand Literatur; anfangs noch immer eine heilige, eine Theologie, dann aber, als die Lebensverrichtungen ſich immer mehr ſonderten und ausſchieden, auch eine profane, engere, als Stammgeſchichte und Naturwiſſenſchaft bis zur geſchriebenen Poeſie hinab, welche als Sängerſchule, worin die Wortſprache Kunſtwerk wird, natürlich zum Mythus zurückgeht. Dieſe allgemeine Eintheilung in heilige und profane Literatur werden wir auch hier, ſchon der leichtern Ueberſicht wegen, beibehalten; ihre einzelnen Momente werden ſich gelegentlich ſelbſt hervorheben. Zuvörderſt aber wollen wir kurz von dem Schreibmaterial und dem Schreiben der Hindus etwas beibringen. Papier iſt ihnen nicht unbekannt, obwol es theils nicht aus Baumwolle, ſondern aus der Rinde einer andern Staude, deren Faſern ſorgfältig ausgeſondert werden, theils eine ſpätere, wol erſt nach dem Eindringen der Mogolen gemachte Erfindung iſt. In Ermangelung dieſes groben Papiers ſchreibt man mit Weißſtift auf ſchwarze Tafeln. Das gewöhnlichſte Material jedoch ſind die Blätter der Fächerpalme, Olles (folia?) genannt, die ungefähr drei Finger breit, zwei Fuß lang, ſieben bis acht Zeilen faſſen, und weil ſie dicker, feſter und ſteifer als doppeltes Papier ſind, auf beiden Seiten eingeritzt werden können. Dies geſchieht mit einem wol ſechszolligen Eiſengriffel, deſſen oberes Ende, um die Blätter ganz abzuglätten, ſcharf iſt. Das Blatt ruht auf dem Mittelfinger der linken Hand, und wird vom Dau-

men und Zeigefinger fest gehalten. Die rechte Hand gleitet nicht über das Blatt hin, sondern nachdem ein Wort oder zwei geschrieben sind, drückt der Schreibende im letzten Buchstaben den Griffel etwas tiefer hinein und schiebt so das Blatt von der Rechten zur Linken, um so die Schrift allmählig zu vollenden. Darin sind die Hindus so geübt, daß sie wol im Gehen schreiben. Da diese eingeritzten Schriftzüge natürlich sehr fein sind, so wird das Blatt mit frischem Kuhmist eingerieben, so daß nur die feinsten Theilchen desselben auf den Zeilen haften, dann wird es mit Schwarz überzogen. Auf Papier wird nicht mit Federn, sondern mit Calam (calamus), Schilfrohr geschrieben, welches wie unsere Federn geschnitten wird, aber stärker ist. Aus mehrern Palmblättern ein Buch zu machen, wird durch ein an beiden Blätterenden gestochenes kleines Loch eine dünne Schnur gezogen. Dann werden oben und unten zwei Bretchen von der Größe der Blätter gelegt, diese wieder an beiden Enden durchbohrt, und dadurch wie durch die Blätter zugleich Holz- oder Eisenstiftchen gesteckt. An den Stiftchen wird eine lange Schnur befestigt, und damit das Buch mehrmal umwunden. — 1. Heilige Literatur. Sie umfaßt noch die Einheit des Lebens, als Sein und Schauen, ohne sorgfältige Abmarkungen und Einhegungen, nach welchen ein System des Wissens eine Art Zwiebelgewächs ist. Man befaßt sie unter dem allgemeinen Namen Sastra, Shastra, Schaster, Sistra, Shasta, (die verschiedenen Formen dieses Worts sind unstreitig mundartliche Verschiedenheiten) d. h. heilige, von Gott eingegebene Verordnungen, von einem Wort, welches eben anordnen, befehlen heißt. Sie dürfen nur von den drei ersten, oder wiedergeborenen Kasten gelesen werden. Wie durchgängig im Alterthume der Priester, als Bewahrer der Religion, für die Religion schreibt, und sein Buch wie die ganze Schule, diese wie der Gott heißt, so leitet auch der Hindu seine heiligen Schriften, als religiöse Urkunden, als Gottes Wort, eben von Gott ab, von Wischnu, dem metamorphosirten Vyasa, und die Bücher selbst heißen Vedas, oder Vedams. Beide Wörter, Vyasa und Veda gehören einer Wortfamilie an, deren Glieder Wissen, Witz, Sitte, Gesetz u. a. sind, deren Wurzel und Grundbedeutung Licht und Feuer ist. Vyasa fand aber Gottes Wort schon vor, und war mithin nur Sammler der Vedas, die er nun auf vier zurückbrachte, genannt Ritsch, Jajush, Saman und Atharvana. Die erstern sind metrische, die zweiten prosaische, die dritten für Gesang bestimmte Gebete. Die letztern sind Gebete bei Reinigungen, Sühnungen und Verwünschungen, und also wesentlich von den andern verschieden, weßhalb auch einige an der Aechtheit gezweifelt haben. Diese Vedas sind eigentlich als Grundtext anzusehen, welcher, wie wir nachher sehen werden, mehrere Auslegungen veranlaßt hat, welche aber auch für heilig geachtet werden, wie vom Juden der Talmud. Jeder Veda besteht aus zwei Theilen, den Mantras oder Gebeten, und Brahmanas oder Geboten. Die vollständige Sammlung der Hymnen, Gebete und Anrufungen in einem Veda heißt Sanhita. Die Gebote aber schärfen Religionspflichten, ethische Grundsätze und theologische Lehren ein. Die Grenzen beider Abtheilungen verlaufen natürlich oft in einander, weil sie beide in Andacht gebunden liegen. Die eigentliche indische Theologie ist in den Stüken enthalten, welche Upnaishada's Eröffnungen (dasselbe Wort, wie das plattd. open, das griechische ope, Loch) zeigt, oder Auslegungen sind von Geheimnissen. Diese hat Anquetil du Perron unter dem verstümmelten Namen Upurkhat in lateinischer Uebersetzung aus einer persischen herausgegeben. Die Vedas sind Sanskrit mit Devanagari (s. Art. indische Sprachen). Oberst Po-

lier, der lange in Indien gelebt hat, hat dem brittiſchen Muſeum eine vollſtändige Abſchrift der Vedas in eilf Bänden überreicht, wovon aber nichts weiter verlautbart worden iſt. Eine zweite Klaſſe heiliger Bücher ſind die Upavedas, vier Theile (Ayuſh, Gandharva, Dhanuſch, und Sthapatya), Abhandlungen über Chirurgie, Arzneikunde, Muſik, Tanzkunſt, Kriegskunſt, Baukunſt und viele mechaniſche Künſte. Die dritte Klaſſe bilden die Anga's oder Vedanga's, welche in ſechs Theilen (Sicſha, Calpa, Vyacarana, Ch'handes, Jyotiſh und Niructi Sprachkunde und Grammatik, Proſodie, Dichtkunſt, Aſtronomie, Ritual und ſchwere Worte der Vedas behandeln. Die vierte Klaſſe endlich machen die Upanga's aus. Sie zerfallen aber wieder in drei Abtheilungen: die Puranas, Dherma-ſhastras und Derſanas. Die Puranas, an der Zahl achtzehn, mit eben ſo viel Upapuranas, Ergänzungen und Erläuterungen, ſind im Ganzen genommen mythiſch-philoſophiſchen Inhalts, nämlich kosmogoniſch, theogoniſch, chronogoniſch. Ein weiterer Legenden-Kreis, der nothwendig zuweilen die größern Welt- und Zeitverhältniſſe verengert, durchaus aber nicht mit dem vornehmen Wiſſens- und Aufklärungsdünkel vieler Europäer abgefertigt werden darf, wovor Beſcheidenheit ſowol, als wirklich tieferer Geiſt beſonders deutſcher Ausbeute warnt. Wir wollen nun die Puranas anführen a) Kalika Purana, Geſchichte der Göttin Kalika Parwadi, Bhavani, Gemahlin Schiwas. b) Abhiatma Ramayana, ein Bruchſtück des Brahmanda Purana, Geſchichte des Ramatſchandra. c) Brahma Vaivartika Purana, Urſpung der Götter und Geſchichte des Ganeſa, Kriſchna, Durga. d) Pedma Purana, Lob der Lotos (pedma) und Geſchichte der Laekſhmi, Gemahlin des Wiſchnu, in 55,000 Schloken oder Stanzen. e) Agrù Purana, gleichſam der Abriß alles indiſchen Wiſſens in 15,500 Schloken. f) Wiſchnu Purana in 23,000 Schloken. g) Siva Purana in 24,000 Schloken. h) Linga Purana in 11,000 Schloken. i) Skanda Purana, vom Gott Skanda, Sohn Schivas und der Bhavani. k) Haritalika und Savriti Bata betreffen religiöſe Gebräuche. l) Ontkal Khanda und Kaſi Khanda, jenes Beſchreibung von Orixa und den religiöſen Gebräuchen des alten Wiſchnudienſtes zu Jaguernat, hier Purſatim; dies Geſchichte der Stadt Kaſi oder Varanaſi, jetzt Benares, Hauptſitz der Schiwaniten. m) Nuradeya Purana, Geſchichte des Nareda als Gottes der Muſik, in 25,000 Schloken. n) Markandeya Purana. o) Bhawiſia Purana. p) Vayu Purana, Geſchichte des Windgottes Vayu. q) Matſya Purana, Geſchichte Wiſchnu's, als Fiſches der erſten Ueberſchwemmung, in 14,000 Schloken. r) Narasingha Purana, Wiſchnu als Menſchlöwe. s) Bhagavata Purana, Werk des Vyaſa, Geſchichte des Kriſchna, oder vielmehr Wiſchnu in 12 Büchern, 18,000 Schloken, welches franzöſiſch und deutſch herausgegeben worden. t) Ramayana, Geſchichte des Ramatſchandra, Königs von Ajodhia der ſiebenten großen Verkörperung Wiſchnu's, ein Werk Valmiki's. u) Mahabharata, Krieg der Pandus und Kurus, Linien der Nachkommen des altindiſchen Königs Bharata, in 18 Büchern, und mehr als 100,000 Schloken. Eine größere Epiſode daraus, Bhagavat Gita haben Wilkins, Parraud, Proben Herder, Schlegel über die Indier und Geſch. d. a. u. n. Lit. 1, 183. (wo es Handbuch der indiſchen Myſtik genannt wird) und Fr. Majer eine andere betitelt: Nala, Koſegarten Jena 1820. gegeben. Zu den Dherma Shaſtras, als der zweiten Abtheilung der Upangas, gehören vorzüglich die Munava Dharmaſaſtra, oder die Verordnungen des Menu, engl. von W. Jones, deutſch von Hüttner, ein vollſtändiges Sittenbuch und Sittengemälde, dichteriſche Lehre von Gott und den Geiſtern, der Entſtehung der Welt

und des Menschen (Schlegels Geschichte d. a. u. n. Lit. 1, 171. f.). Die Dersanas endlich, dritte Upangasabtheilung, sind philosophische Werke und haben drei Klassen: Nyaya (womit das gr. *Νοῦς* verwandt, der Verstand, Geist) welche den Sinn einzelner Vedastücke erläutern und wieder zwei Theile haben, Gautama's und Cadana's Werk; Sankhya, zwiefach, mit und ohne Iswara, und Sankhya, erstere auch Patanjala genannt; Mimansa endlich, welches wiederum dem Dwapajana, genannnt Vyasa oder Sammler, beigelegt wird. Theile von diesen Dersanas hat Dow herausgegeben. Indem wir nun übergehen zur 2. Profanlitteratur, so kann hier natürlich von einer Aufzählung der Werke die Rede nicht sein, da diese unendlich sind, auch nach Wilkins Versicherung. Wir berühren nur einiges Vorzügliche. Grammatik anlangend, so wird Mugdhabodha, oder die Schönheit des Wissens von Goswami, genannt Vopadeva, für die beste sanskritische Sprachlehre gehalten. Eine andere von Kalapa heißt Katantra Vriti, wozu Katantra Vriti Tika ein etymologischer Kommentar ist. Solche Kommentare sind ferner Dourga Singha, Tritatschandrasa. Eine andere Grammatik mit dem Titel Sankhipta Sara ist von Radjah Djoumoura Randi, welche Gopi Tchandra commentirt hat. Das beste Wörterbuch Amarasinha ward schon oben angeführt; aber außer diesem stehen noch siebenzehn andre in grosem Ansehn. — Die indische Poesie hat durchaus eine elegische Innigkeit und Lieblichkeit, ganz dem von dem ältesten Dichter Valmiki angegebenen Ursprung derselben gemäß, als seine rhythmische Klage über die freveliche Ermordung eines Jünglings, der mit seiner Geliebten glücklich in einer schönen Wildniß lebte, und nun von der Geliebten in herzzerschneidenden Klagen bedauert ward. Wir lernten Valmiki schon oben als Dichter des vollständigen epischen Gedichts Ramayana kennen, welchem nur Vyasas Mahabharat an die Seite gesetzt wird. Ein anderer Dichter ist Djana Radjah, der die Begegnung Arjouns mit Shiwa geschrieben. Ein dritter Bhattu Bana, schrieb Kadambari. Bhartri Hera Pandita schrieb ein populäres Epos Bhatti; Djaga Deva die Gita Govinda, einen Hymnus auf Govinda (übersetzt von Jones, Dalberg, Fr. Majer; Schlegels Gesch. der a. u. n. Liter. 1, 178 f.). Besonders häufig sind, wie der tiefgelehrte und geschmackvolle Jones berichtet, die Dramen, Nataks bei den Indiern genannt. Unter den Dramatikern aber wird als Stern der ersten Größe genannt Kalidas, Dichter am Hofe Vikramadityas beinahe 900 Jahr vor Christo. Man hat ihn den indischen Shakspeare genannt. Sein vorzüglichstes Drama ist Sakontala, oder der Schicksalsring, welches Jones englisch, Forster deutsch uns geschenkt haben, und wovon Herder in der zweiten Ausgabe sagt: „Mit Blumenketten sind darin alle Scenen gebunden; jede entspringt aus der Sache selbst, wie ein schönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener sowol als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen vergebens suchen würde. Denn der indische Welt- und Menschengeist hat sie selbst der Gegend, dem Dichter, der Nation eingehaucht." Von demselben Dichter ist Koumava Samblava, Geburt des Kumara, des Götterarztes; Ourvasi Vikrama, Urvasi's Heldenmuth in 5 Akten; Megha Duta, die Bothschaftswolke, herausgegeben von Wilkins. Andere Schauspiele sind Ketriabali, das Perlenhalsband, von Ilersadeva; Prabodha Tchandra Oudaya oder der aufgehende Mond der Wissenschaft in 6 Acten, von Krichna Misra; Hasiarnava, das Spottmeer, ein satir. Drama in Sanskrit, und Prakrit von Djayadeswara Bhaltatcharia; Maha Nataka, das große Schauspiel, auch in Sanskrit und Prakrit, von Madhusanada Misra. Von ungenannten

Verfaſſern ſind Murari, in 7 Acten; Mudra Rakyaſa und Malati und Malheva, Drama in 10 Acten. Durch die Engländer, welche in Calcutta eine orientaliſche Druckerei angelegt, mehrt ſich der Schatz auch der poetiſchen Literatur nicht wenig. Uebrigens haben auch die Indier zwei Arten von Füßen (padam, oder charanam) in Verſen, nämlich die kurzen, genannt ganam, welche in die einfachen ganam und in upaganam zerfallen. Von den erſtern gibt es acht, welche zuſammen majabaſanarayala heißen, und folgende ſind: maganam (unſer Moloß) baganam (Daktylus) iaganam (Amphibrachys), ſaganam (Anapäſt); naganam (Dribrachys), raganam (Kretikus), yaganam (Palimbacchius) und laganam (Bacchius). Die upaganams, mit dem Wort yarahanagamanala bezeichnet, ſind gaganam (Spondeus), haganam (Trochäus), vaganam (Jambus), nalam (Proceleusmatiskus), galam (Pyrrhichius), malagu (vierter Epitrit), nagam (vierter Päon), latam (ſinkender Joniker). Ferner kennen die Indier einen zwiefachen Reim. Der eine fällt auf den erſten Buchſtaben, oder die erſte Sylbe des Verſes und heißt yety oder vadi; z. B. Ki in Kirti und Kirtana iſt der Reim. Der andere fällt auf den zweiten Buchſtaben oder die zweite Sylbe im Anfang, und heißt praſam. z. B. pa in Capagny und Dipantram. Dies ſind alſo Aſſonanzen. Von Verſen ſind bereits die Schloken, eine Art Stanzen oder Strophen, erwähnt worden. Aber ſie haben auch noch andere Versarten (padyams), wie die cawdapadyam. Es gibt fünf Schriftſteller über die Proſodie, die nichts weniger als leicht iſt. — Die Philoſophie anlangend, wird für das älteſte Sectenhaupt Capila gehalten, und dieſer von Brahma's Enkel ſorgfältig zwar unterſchieden, uns dünkt aber mit Unrecht, da er als Erfinder der Zahlenphiloſophie an das Muſenroß (caballus), an Wiſchnu-Kabiler, an die Kabala, an den Abgrund der Wiſſenſchaft (kapl kiani), an den groſſen Büßer Kapila, an das heilige Roſtopfer Aswamediagon, an das allwiſſende Pferd Orchisrawa und mehrere dergleichen mythiſche Momente erinnernd, unſtreitig auch eine mythiſche Perſon und der die Wiſſenſchaft erſindende Gott iſt. Ihm zunächſt wird geſetzt Gotama. Aber es hat mit ihm dieſelbe Bewandtniß, da bekanntlich auch der indiſche Mondſtier ſo heißt, von gau, ghoi, Kuh, plattd. Koh, und dieſer mit Kadmus, Somana Kodom, dem ſiameſiſchen Religionsſtifter, Lehrer und Schriftſteller, ſo wie mit dem Worte Akademie in eine gar leichte Ideenverbindung tritt, und die damit angeſpielte Idee von Gott, als Erſinder der Wiſſenſchaft im geſammten Alterthum keinen Widerſpruch finden möchte. Es iſt hier der Ort nicht, daſſelbe auch in Canada näher nachzuweiſen, welcher mit ihm übereinſtimmig angegeben wird. Ihre Philoſophie hieß nyaya (ſ. oben), eine Art Logik, wo auch eine Syllogismenlehre vorkommt, welche, nach einer perſiſchen Angabe des Mohſani Fani, ſogar der Ariſtoteliſchen Methode zum Grunde liegen ſoll. Dieſem zweiten Nyayaſyſtem folgt als drittes das Mimanſa (welches wiederum an den Affen- und Schlangengott erinnert) von Vyaſa erfunden (ſ. oben), und bearbeitet von ſeinem Schüler Jaimini (der richtende Todtengott Yama hatte auch einen Schreiber). Vedanta, Endzweck der Vedas, hieß Vyaſa's Lehre, welche die Abhängigkeit der Materie vom Geiſte behauptete. Buddhas Schüler (auch hier wieder der Morgenſtier, wie oben) dagegen gelten für Materialiſten. Und ſo hätten wir denn die drei Syſteme des Vedanta, Nyaya und Mimanſa als Idealrealismus, oder Pantheismus in höchſter edler Bedeutung, mit ſeinen beiden einander fordernden Seiten, Idealismus und Realismus, ſchon mythiſch vorgebildet und ausgeſprochen. Unſtreitig ſind die Sankhyas, Jainas und andere Secten zu ei-

nem oder dem andern System gehörige spätere Anhänger. Indeß ist hier der Ort nicht, dies näher zu erörtern. Wir nennen nur einige philosophische Werke. Dahin gehören Gangheswara, Fatwa Schirtamani, ein Traktat von der Metaphysik; Pratikhya Tippani, ein Commentar über die sichtbaren Gegenstände, von Gadadhera, welcher auch über moralische Ereignisse und moralische Kraft geschrieben; Gouna Bhasia, oder über die Qualitäten; Anumaka Didhiti, oder Abh. über das Gedächtniß von Siromini Battatcharia; Smriti Tatwa, Auszug der Gesetze, zusammengetragen von Ragunandaka Bhattatcharia, übers. von Raspe; Hitopadesa, freundlicher Unterricht, ein indisches Fabelbuch, herausgegeben von Wilkins, in schmuckloser Einfalt und Klarheit der Erzählung (Schlegel a. O. 179), auch Fabeln des Pilpai genannt. Schon aus diesen allgemeinen Umrissen ergibt sich, daß die indische Literatur ein großes Naturgewächs sei, und, wie dies, eigends von der Natur bedachte Urvolk auch von Seiten der Wissenschaft einzig dasteht, alle Richtungen des Menschengeistes andeutend, ja sich in ihnen bewegend, gleichsam die Höhemesser der Menschheit. Vergl. A. W. v. Schlegel's Indische Bibliothek. Bonn 1820. H. 1. Niklas Müller Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus ꝛc. Mainz 1822. I. 8. Wa.

Indische Mythologie und Religion. Uns bestätigt immer mehr und mehr das Alterthum in der Ansicht, daß Religion ein Gemeingut und Erbe des Menschen sei, daß sie daher, als das Eine, der innerste, tiefste Quell- und Lebenspunkt des Geistes, das Gebundensein und Sich wieder binden an Gott, wie es das Wort Religion ursprünglich bedeutet, eben der Grundzug aller Völker ist. Wie Strahlen zu ihrem Mittelpunkte convergiren demnach alle zu Gott. Ausdruck dieser Convergenz sind die Sprachen. Die Sprachen aber, als das mannichfach gegliederte ewig göttliche Wort, das vom Anbeginn in Gott war, und ohne welches nichts geschaffen, sind mithin als Ueberlieferungen des Mythus in Schrift und Bild, in Anschauung und Begriff gegenseitig sich fordernde und ergänzende Dollmetscher der Religion. Aber das ewige tiefe Wort selbst ist die Liebe, dieser Drang, dies Sehnen des ursprünglich göttlichen Geistes, sich zu schauen, sich wieder zu erblicken und wieder zu gebären in all seiner, leider durch tiefe Selbstschuld hienieden verwirkten Größe und Herrlichkeit. Der Mythus jedes Volks ist eben dieß Ringen; aber das Ringen einer begeisterten Jugendkraft, welches durch die Fülle endlicher Anschauungen sich zurückringt zu dem Ewigen, mehr oder minder glücklich zwar, aber doch immer so, daß auch das Verfehlte liebend von einem andern angestrebt und erreicht wird, so daß Ein Licht über allen leuchtet, nur nach den Gegenständen in verschiedenen Farben gebrochen. Darum nun, weil es das Ewige ist, wonach der Mythus ringt, fällt er in keine, oder in alle Zeit, (im Paradies schlägt keine Uhr, sagt Herder;) er ist gleichsam das Ursein der Menschen und Völker, und ruht, wie der Himmel über der Erde, so über ihrer Geschichte, mit seinen Lichtern und Lüften alle lockend, alle durchwohnend, wie sie ja selbst nur Ausflüsse des ewigen Geistes der Liebe, und mithin ihm verwandt sind. Es gilt also, in welcherlei Mythologie es sei, diese Berührungspunkte mit andern und allen auszumitteln aus Sprache und Bild. Am nöthigsten aber ist dies, wo, wie hier bei den Indiern, alle Knospenaugen und Blüthen der Menschheit wie an einer wärmern Sonne gezeitigt, aufzubrechen, und, wie ihres Landes Gewürze, alles durchdüften zu wollen Hoffnung machen. In der That blicken auch bei den Indiern die Momente aller Traditionen aus so hellen Augen uns an, daß wir eben darum ihnen das Prädikat eines Ur-

volks nicht verſagen können. Dieſe hier freilich nur angedeutete Anſicht iſt nicht etwa Frucht einer Vorliebe kindiſchen Geiſtes für dieſes Volk. Wir wiſſen gar wol das Spiegelbild und Bilderleben von dem wahren Leben zu unterſcheiden, die Erfüllung von der Verheißung; denn wol wiſſen Chriſten: das Wort ward Fleiſch und wohnte unter uns, und wir ſahen ſeine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit (Joh. 1. 14.), wiſſen, daß jene Urüberlieferungen nur vorbothiſch dämmerndes Morgenroth vor der Sonne, nur der Schatten ſind von dem, was zukünftig war, der Körper ſelbſt aber in Chriſto iſt (Kol. 2, 17.). Ehe wir nun aber das Weſentliche der indiſchen Natur- und Geiſtesanſicht kurz hervorzuheben ſuchen, muß noch Einiges berührt werden. Zuvörderſt nämlich iſt die indiſche Ueberlieferung, oder Offenbarung, wie man dies nennen will, ein Naturalismus, eine Naturphiloſophie, worin zwar das Element der Abſtraktion keineswegs ausgeſchloſſen, aber immer doch das von der Natureinheit niedergehaltene iſt. Denn ſowol jene angeſtrebte Gottesruh und Seligkeit, die große Untertauchung, das Verſinken in die Gottheit, wie es die heiligen Bücher nennen, welche als die höchſte Vollendung dort gilt, iſt Tod, Erſtorbenheit, als die Wege, die dazu führen, wie Seluk und Maſchguli, Ertödtung ſind. Laout, die letzte göttliche Welt, wo keiner iſt, der Ich ſagt, das Sich reine Freude wiſſen, iſt die Welt des Vergeſſens (Lethe), des Verborgenſein (latere). Das Kiani, die Wiedervereinigung mit Bram durch Erkennen, Kennen, Wiſſen, dies von Büßenden angeſtrebte Ideal, verlangt ebenfalls wiſſenloſe Hingebung; denn rein, heißt es in den heil. Büchern, iſt das Herz, das keinen Willen hat. Dieſer Anfang und Ende alles Seins hält alſo die Freiheit nieder, und iſt in einer Nothwendigkeit des Seins gebannt. Zweitens: jede Tradition iſt als ein Vers aus der Weltbibel abzuſehen, und eine ſo einzig reiche, wie die indiſche, läßt um ſo eher erwarten, daß ihre Urkunden eine Geſchichte und ſomit eine Um- und Ausbildung haben müſſen. Wir deuteten bereits oben bei Gelegenheit der indiſchen philoſophiſchen Syſteme darauf hin: und was Holwell (über Hindoſtan und Bengalen, überſetzt von Kleuker, Leipzig 1778.) nach Braminenausſage darüber beibringt, beſtätigt dies. Grundtext, wie wir es nannten, ſind die vier Vedas; Commentar dazu, die von Bramanen geſchriebenen ſechs Anga's; zweite Auslegung, wodurch die Religionsſchriften 18 Bücher wurden, die Augutorrah Bhade Schuſta genannt, worin Fabeln und Allegorien und ein zuſammengeſetzter Ritus eingeführt wurden, in acht eigenen Büchern, den vier Upavedas und den vier Upangas, welche die 18 Puranas, Nyaya, Mimauſa und Dhermahaſtra begriffen (ſ. den Art. Indiſche Literatur). So waren die Vedas die Bibel, die Puranams der Mythus, die hiſtoriſche Poeſie, Dherma Shaſtra die Ethik, die andern beiden die orthodoxe Philoſophie. Dieſe Paraphraſen führten eine Spaltung herbei, und ſomit neue Religionsſchriften, nach Görres wahrſcheinlich die Baliſchriften, die Bücher des Buddha, auf Malabar und Koromandel. Auch dieſen, von den orthodoxen Bramen am Ganges verworfenen Büchern, ſind ſechs philoſophiſche Syſteme zugeordnet, Jogachara, Sandhanta, Vaibaſchica, Madyjamica, Digambara und Charvae. Wiewol nun, nach dieſer Ueberſicht, eine Verſchiedenheit zu Tage gefördert ward, und eine bunte und immer buntere Fabelwelt emporſtieg, ſo blieben doch immer die Grund- und Hauptzüge dieſelben, immer ſprachen Bramaismus und Buddhaismus im Weſentlichen daſſelbe aus. Dem gemäß iſt nun die indiſche Lehre Pantheismus, wenn man nämlich darunter die Lehre verſteht, nach welcher

Eines in Allem und Alles in Einem, Gott in Welt und Welt in Gott iſt, die Natur eine Selbſtoffenbarung der göttlichen Intelligenz. Alles alſo iſt die ewige Wandelung (Metamorphoſe) Gottes. Dieſe Grundlehre ſpricht ſich auf die mannigfaltigſte Weiſe überall in den indiſchen Religionsſchriften aus; denn nichts anderes iſt, und nirgends anders ruht die Alimentation der Welten, d. i. der Wechſeleinfluß der Welten auf einander und ihr Centrallicht, ihr in ewiger Zeugung und Ernährung begriffen ſein; auf nichts anderm die Lehre von dem Weltall als großem Houmopfer, von den Seelen der Verſtorbenen vollbracht; auf nichts anderm die Metempſychoſe, die Wanderung des Menſchen nach dem Tode. So reihen ſich dieſer Idee an, und einverleiben ſich ihr alle Dinge im Himmel und auf Erden, und alles wird durch ſie hindurchgetrieben. Aus ihr folgt leicht die Lehre vom Fall der Geiſter, urſprünglicher Lichtwelten, und ihrer nöthigen Rückkehr in die Centralſonne der Lichtwelten. Darum werden in dem Kinde der Ältern Sünden für tilgbar oder getilgt geachtet, der Sohn iſt eine Wiedergeburt des Vaters, und die ſchlafende, ſtumme Natur iſt Verſöhnerin der empörten Rieſengeiſter, wie hinwiederum die Geiſter Erlöſer der Natur aus ihren ſtarren dunkeln Bewußtloſigkeitsbanden. Darum iſt Anfang wie Ende und alles eine Geſchichte nie endender Begeiſterung und Verkörperung, mithin ein Kampf des Guten und Böſen, des Lichts und der Finſterniß, in Allen nur ein Weſen und Alle das Eine. So iſt denn der indiſche Mythus ein von Potenz zu Potenz fortgehendes Schaffen und Conſtruiren der göttlichen Menſchnatur, und jene immer neuen Namen in den Reihen ſind Exponenten der Idee des Menſchengeiſtes auf verſchiedenen Stufen. Eine Monas greift natürlich immer durch, aber eine Monas entwickelt in Dyas, Trias, oder Tetraktyſa, (Zweiheit, Dreiheit, Vierheit). Eben ſo nothwendig iſt ſie hiemit Zeitſchöpfung ſo gut, als Welt- und Götterſchöpfung, und eine iſt immer gleich der andern, auflösbar in der andern. Rein und vortreflich wird jene heilige Uridee Gottes, das alle durchwohnende Weſen in ſeiner Reinheit, Ewigkeit, Geiſtigkeit, Seligkeit ausgeſprochen, und Brahm, Atma (die athmende Seele), Pramatma genannt. Er ruht vor der Schöpfung ſchweigſam verſunken in ſich. Sein erſtes Wort, das er ausſpricht, iſt das heilige Oum (omnis. Geſammtheit), das Schöpferwort, darum zugleich auch Schöpfername, von Brahm aus-, in ihn eingehend und in ihm vernichtet; der Logos, das Kalmeh (die große Zeit). Als Ganzes umfaßt es natürlich die Principe als Gegenſätze, indem es zwei Figuren bildet, Aou und m, erſtere, wie aus Brahms Maſchgul (Nachdenken) hervorging Urwaſſer, letztere Urfeuer, beide das Mannweib, im perſiſchen Mythus Lichtwaſſer, Arduiſur. Im Waſſer war die Welt zuerſt verborgen, das Waſſer in Atma, und empfing die Frucht des Feuers. Es war Anbeheh, das uferloſe, bay- oder buchtloſe Centralwaſſer über dem Paradieſe, woraus alles hervorging, das ewig Geſtaltbare und Geſtaltete. Die abſolute Identität von Oum, Urwaſſer, Brahm! Neben jenen zwei Figuren aber hat Oum auch vier Buchſtaben a, ao, m. eine Dreieinheit, weil in der Mitte Zweieinheit iſt. Nim Matrai, der in eine Linie ausgezogene Punkt, iſt der vierte Name, aber immer wieder Urwaſſer, der perſiſche Mithras, Momph und Nim, wie in Rama Sabazius, wieder Wort, Name, Logos. Nun wird Oum und Urwaſſer das Weib, die Geſchlechtsverſchiedenheit vereint ſich, ſich mit dem Weib begattend. Das Weib iſt Maja, die natürliche Neigung und Sehnſucht, ſich zu ergießen und alles wieder in ſich einzuſaugen, Gottes ewiger Wille, ewige Liebe, ewiger Ent- und Auswickelungsdrang, Liebe zur Kreatur, alſo zum

Endlichen, mithin Abfall, alſo Trugbilder hervorbringend, welche das wahre Weſen umnebelt, als ſolche Audia (die Welt der Unwiſſenheit, des Nichtwiſſens), und ihre Welt Brahmtſchekr (gleichſam der zechende, ſchäkernde, zeckende Erd- oder Welt-Gott). So ſind aus dem Kalmeh die drei Perſonen hervorgegangen: Brahma Schöpfer, Wiſchnu Erhalter, Schiwa Zerſtörer, Anfang, Dauer und Ende. Die drei Perſonen und Zeiten, in Schiwa wieder aufgenommen, zerſtört, verzehrt, als Geſchichte, als gewordenes Unendliches, gleichſam verendlichtes, Sterbliches, heißen darum die Trimurti (Dreiſterblichkeit), mithin nicht abſolut, und unter Bramatma, dem Abſoluten. Der Brahm iſt Ahankar, Selbſtheit, Ichheit geworden, ſo von dem göttlichen Weibe, als ſeiner Gattin, eben gefeſſelt, durch Liebe abgefallen; durch hingebende zeugende Liebe aber wieder in den Schooß der Einheit zurückkehrend; Liebe alſo das einende Weltenband, die Hingebung an das All, die in Bewußtloſigkeit entſchlummerte Schuldfreiheit und Entſündigung durch Wandern in Thierkleider. Der Tod, oder die Zerſtörung in Schiwa, das Ende, iſt aber eben darum auch wieder, weil zugleich Auf- und Zurücknahme, Rückwanderung in das uranfängliche Leben hinauf, Laout (ſ. oben) genannt. Die Stufenfolge, oder die Momente dieſes Rückwanderungsproceſſes ſind alſo: Ich, Ich in Atma, Ichatma und Bramatma, alle befaſſend. In dieſen vier Welten (Weltgöttern) ſind jene vier Buchſtaben wieder dargeſtellt. Nun alſo dem gemäß vier Welten. Eigentlich ſind es drei, Tod-Wach- und Schlafwelt; weil aber nach dem Conſtructionsſchema in Oum (ſ. oben) die Schlafwelt eine doppelte iſt, eine Traum- und ruhige Schlafwelt, ſo kommt die Tetras wieder heraus. Die Todeswelt heißt Laout, oder auch Teria (die dritte als Wiedergeburt zum Erſtem; dieſem doch gleich). Ihr iſt verwandt die Schlafwelt Sakhepat, wo Erd- und Sonnenmenſch im Sonnenſtrahl, Wiſſendes und Gewußtes Eins, die Geiſter der alten verlornen Unſchuld wieder nahe ſind. Ihr untergeordnet iſt die Traumwelt Sapen, die Geſtalt- und Bilderſchaffende (ſopor, ſopio, enſweben für einſchläfern in den Nibel, beſwefet eingeſchläfert, beſchwüppt in Weſtf. ohnmächtig), auch Malkout die Königwelt, wo der König (die Idee) herrſcht. Die Wachwelt heißt Djagrat, oder Dſchagrat (vergl. oben Brahm tſchekr und die verwandten Worte Zucker, das phalatja — arab. tſchikkrude Trunheit). In ihr geht Djiw atma (der göttliche Seelenathem oder Hauch) in den groben Körper Boutatma, und ſie iſt die Welt des Menſchenichs, wie Sapen die Welt der Dewtas (Götter). Doch herrſcht Djiwatma durch alle, in den höhern Welten ſchaffend, in der menſchlichen aber das Geſchaffene nur erkennend. Schein- und Traumbilder aber ſind die Bilder der Menſchenwachwelt, die Erzeugniſſe aus ihm ſind Gegenſtände außer ihm. Der Körper der Sakhepat iſt daher aoudia (ſ. oben) nahe dem Laout, wo das Höchſte, die All-Ichheit erreicht iſt, Freiheit von allem Willen, In Gott Gelaſſenheit, Wiedergeburt zum höchſten-erſten-Urſein. Dieſen vier Welten parrallel laufen auch die vier Weltalter (weil Theogonie auch Chronogonie iſt). Die in und durch jene Welten herabgegangene Menſchengeiſtespotenz heißt Pradjapat, (Verlangen nach der Figur der Welt) noch nicht herabgefallen Haranguerbehah. Eben ſo laufen dieſen Momenten des Daſeins Haranguerbehah's wieder parallel die drei Goons (erzeugte Kinder) Qualitäten Radi (Radjouguen, Ragia) Sat (Satgoun, Satjagam, Sittogun), und Tam. Erſtere iſt = Erſchaffen, Brama; zweite — Erhalten, Wiſchnu; dritte = Zerſtören, Schiwa. Ragia (Recke, Rieſe, rage) Leidenſchaft; Sati Wahrheit und Freiheit, wie Tod und Lüge zugleich, beide Goons die Geiſtigkeit des

Menſchen befaſſend; Tam endlich (verwandt mit dumm, engl. dim und a.) iſt Finſterniß des unbewußten Naturlebens, was der Menſch, als Körper, theilt. Haranugerbehah entſpringt aus allen dreien als Tropfen; wie Schiwa, in einen Thautropfen verwandelt, die Welt wieder geſchaffen, und er als Thautropfen, zur Perle geworden, grünt und blüht, wird auch Haranguerbehah ein gerade ſtehender Baum, auch wieder identiſch mit Atma, Djiwatma, Schiwa, und mit dem Urweibe Maia = Parkerat, welche die große Subſtanz Mehtat, das Weltei Motta ſchuf, welches auch der erſte Verſtand iſt. So iſt immer Späteres ſchon im Früheren, und Früheres ſchon im Spätern enthalten, alles aber identiſch. Da es uns galt, den Angel der indiſchen Religionslehre zu faſſen, ſo mußten in den Momenten der Auseinanderſetzung, die auch als Schema der Conſtruktion und Probe dienten, die Elemente einer durchgeführten Schöpfungs = und Geiſtesgeſchichte in einander ſpielen, und wir konnten, ohne die Gegenſtändlichkeit zu verletzen, kosmogoniſche, chronogoniſche und theogoniſche Momente nicht trennen. Dies, wenn es überhaupt möglich wäre, iſt nicht dieſes Orts, und weiter Forſchende müſſen an Kanne, Görres und Wagner verwieſen werden, welche die frühern Materialien zuerſt eigenthümlich auf philologiſchem und philoſophiſchem Wege bearbeitet und mehr verbunden, als geſchieden haben. Friedr. Schlegel's Werk über die Weisheit der Indier muß als ſeicht und mißverſtändig vor jenen die Segel ſtreichen. Wir kommen aber hier nochmals auf die Grundidee der Metamorphoſe oder Wandelung zurück, um, was wir oben ſagten, daß nämlich auch in der, im Fortgange der Zeit künſtlicher ausgebildeten Mythologie dieſelbe nicht untergegangen, an den Avataras nachzuweiſen; denn natürlich muß das Ganze auch in dem Einzelnen ſich wiederfinden und rückſpiegeln. Dadurch, daß die Avataras Wiſchnu's Evolutionen vorzugsweiſe ſind, und daß ſie mit Erd = und Zeitperioden auch die Menſchengeſchichte evolviren, beſtätigen ſie das bisher Geſagte und ſind überhaupt als ein höchſt reicher Cyklus von Mythen anziehend. Freilich kann auch hier mehr angedeutet, als angeführt werden. Wiſchnu nämlich, der zweite in der Gottheit, der Erhalter, hat zur Gattin Laekſchmi, Siri Rama, Sitta, ſämmtlich wieder identiſche Götterverbindungen, Offenbarungen der einen Gottheit. Als Erhalter der Welt, ging er viele Avataras ein (Vaterwerdungen, Zeugungen, Wandelungen). Dieſe Verwandelungen füllen die indiſchen Jugs aus, in einem gegebenen Kreislauf, einer Zeitverbindung (Joch, jungo gehören als verwandte Worte dahin) zu bewirkende Wiedervereinigung (iunctio) mit Gott. Die Jugs ſind aber Jahr = und Präceſſionsberechnung in vier Perioden, Kali = Krita = Dwapar = und Tritajug. Ihre Zahlen ſind unbekannte Zeitgrößen für benannte: Jahr, Monat, Woche, Tag, Stunde, Minuten, und 1000 ſind die Theile Eines = 360, ſo daß eine Reihe Naturzahlen in arithmetiſcher Progreſſion 365¼ Tag bezeichnen und die Jugs vier Jahrquadranten nach zwei Sonnenwenden und Nachtgleichen ſind. Mit 360, der Summe der 4 Jugs, wird in die 4 Jugzahlen ſelbſt (1440. 1080. 720. 360.) dividirt. Die 5 Schalttage und der Emboliſmus von ¼ Tag 6 Stunden wurden als ſtörend geſchieden, die Epakten aber ſelbſt aus 5 × 72 = 360 gefunden. Sie waren eben auch aus dem 72ſten (Tages) Theil jedes der 360 zuſammengeſetzt = 20 (Minuten) alſo aus 360 × 20 = 72,000 (Minuten der 5 Schalttage und Kaldämmerungenſumme). Dieſe 20 Minuten waren wieder Product aus Diviſion mit 72 in 1440 (Kritajuggrundzahl). 1440 waren theils Minuten des Tags, theils die perſiſche Schaltperiode, gefunden aus

12 × 120=1440. 1440 waren aber auch die Embolismenſtunden von 2 × 120 = 240 Jahren, und verdoppelt 2880 (Kritadämmerungenſumme). 6 × 120=4320 Stunden ſind die Grundzahl der Kal- und Mahajugſumme. Die Grundzahl 432, wenn 20mal genommen, gibt 8640, die Zahl der Jahresſtunden. Dieſe Jahrrechnung ward mit dem Calcul der Umwälzung der Ekliptik vereint, und auch hier werden durch Theilung, Verdoppelung des Ganzen, Reduktionen des Menſchlichen auf Göttliches und umgekehrt, alle Verhältniſſe erſchöpft und 24,000 Jahr als Zahl der Präceſſionsperiode herausgebracht. Welches Alles hier nicht weiter erörtert werden kann. (S. Kanne's Chronos mit A. Wagner's angehängter Überſicht des mythiſchen Syſtems). In dieſen vier Jugs nun verlaufen jene vier Avatars. Man zählt ihrer zehen, obwol Andere mehr angeben, welche aber doch untergeordnet ſind. Sie ſind folgende: 1) Matya-avatara, die Verwandlung in den Fiſch, den täuſchenden Maja-Fiſch, bei den Banjanen auch Ceeris genannt. Dem Mythus lag dies nahe; denn Waſſer war ihm der Durchgang und die Metamorphoſe des Lebens und Todes, im Waſſer endet und gebiert ſich alles wieder. Brama nämlich war eines Tags entſchlafen. Der Rieſe Hajagriwa (der empörte, abtrünnige Menſchengeiſt als ſchreibende, Geſetzgebende Elſter) hatte die vier Vedas (das Weltgeſetz von Brama gegeben) geraubt, verſchlungen und ſich in das Weltmeer verborgen. Wiſchnu rettete ſie wieder in Geſtalt eines Fiſches, und vernichtete ſo das Reich des Argen. Denn jede Wandlung hat eine Weltrettung aus der Macht des Böſen zu Zweck und Folge. 2) Kurma-avatara, Wandelung in eine Schildkröte. Auf der Schildkröte wie auf dem Elephanten ruht nach dem Mythus das Weltall, und die Weltleier ward vom Elephanten, wie von der Schildkröte benannt. Im Rieſenkrieg, um den Unſterblichkeitstrank, den Trank des ewigen Lebens (Amrita, Amreida, Amortam) zu bereiten, wird der (Luftgott-) Affe Bali herbeigerufen, den Sprachen- und Weltberg Mandar, der auch dem Goldberg Meru identiſch iſt, im Milchmeer, zu bewegen. Die Unendlichkeits- oder Ewigkeitsſchlange, Addiſeſchen, Sega, Seren, wird als Seil um den Berg gebraucht; aber der Berg droht zu verſinken. Da unterſtützt ihn Wiſchnu als Schildkröte. 3) Varaha-avatara, die Wandelung in einem Eber. Der Rieſe Hirany-akſhana, (Erdrieſe) hatte die Erde wie ein Tau aufgerollt und in den Patalas, ſieben unterirdiſchen Welten, verborgen. Wiſchnu wühlt als Eber mit dem Feuerzahn, (denn der Zahn des Ebers, Elephanten, Drachen, Stiers und der Ziege hieß das verkörpernde Feuerprinzip, und Feuer und Waſſer bringen kämpfend das Feſte hervor, bauen die Erde, das irdiſche Lebenshaus; im Namen Varaha liegt auch ſchon, wegen der Verwandſchaft mit Bora, Born das Waſſer angedeutet,) die Erde auf, und baut alſo nach der Überſchwemmung das Haus des irdiſchen Leibes. 4) Narasingha-avatara, Wandelung in den Menſchlöwen. Hier tritt Wiſchnu in einem Rieſenkampfe gegen Hiranyakaſha, (auch Eruniakaſſiaben) aus Schiwa's unendlicher Feuerſäule, hinter welche ſich der vom Vater verfolgte Sohn des Rieſen flüchtete, als Menſchlöwe, wieder der erſte Menſch im Mythus, hervor, und rettet ihn. Es iſt wieder der erdbildende Waſſer- und Feuerkampf, wie der Name der Wandelung, narasingha, und des Feſtes dieſer Verkörperung Nerioſengh zeigt; denn nar iſt indiſch Waſſer, narayana die Bewegung im Waſſer, Seng, Zenga, ſengen, führen die Idee des Feuers mit ſich. 5) Vamana-avatara, Wandelung in den Bramen- oder Lingamzwerg. Als Zwerg ſucht Wiſchnu den Rieſen Bali auf, der den Göttern viel Leids thut, und bittet ihn um 3 ſeiner Füße Landes,

daſelbſt zu opfern. Als es der Rieſe verſprochen, nimmt Wiſchnu ſogleich ſeine Gottgeſtalt an, bedeckt mit einer Fußſtapfe die ganze Erde, mit der andern den geſammten Raum zwiſchen Himmel und Erde und endlich des Rieſen Kopf, der in die Patalas getreten wird. Vamana, Vamen, Vama, noch im lat. Wort *pum-ilio*, der Lingam- und Daumenzwerg (die Idee der zeugend-erkennenden Hand iſt noch in der grönländiſchen Sage, daß das Weib aus des Mannes Daumen entſtanden) iſt wieder der geſunkene, kleingewordene, gefallene Gottmenſch, der das Haus des Leibes baut, wie Brama Nen (*nain*). 6) Paraſurama-avatara, die Wandelung in den Gott Paraſu Rama. Nach des Affengotts Hanumam Erſcheinung in der Welt lebten Braman und Bramani, vermählten ſich, und Wiſchnu verſpricht ihnen, daß ſie dreimal nach einander einen Sohn bekommen, nach der mythiſchen Idee wiedergeboren werden ſollten, in drei Menſchenpaaren. Das erſte Paar iſt Jamdagni mit Reneka, ihr Sohn iſt eben Wiſchnu Paraſurama in der ſechſten Verkörperung. Nämlich Jamdagni, als Braman in erſter Wiedergeburt, als Prieſter und Gelehrter, vermählt ſich mit der Tochter des Königs (alſo der zweiten Kaſte) von Ajodja, dem Lande der geiſtigen Finſterniß, der Nachtrieſen, und die Seele der Bramani wandert mithin in dieſe Gemahlin Reneka. Reneka wird auf ihre Schweſter eiferſüchtig, und gebiert Praſurama, der alſo Sohn eines Bramen und einer Königstochter war, gegen die Geſetze, und Verfolger der Ketteri. Anfangs noch gut und rein, konnte Reneka Waſſer in einem Tuche ſchöpfen, ohne daß es durchrann; aber durch irdiſches Streben verunreinigt, verlor ſie dieſe Gabe und gebar die feindliche Maritale. Reneka nämlich und ihre Mutter wünſchen beide einen Sohn; Jamdagni gibt jeder einen Reißkuchen, die leibverdunkelnde, ſterblichmachende Speiſe; denn Brot und Speiſe heißen das körperliche, ſinnliche Leben. Reneka ißt den für die Ketteri beſtimmten Kuchen, und umgekehrt. So gebären ſie: und Reneka zwar Praſurama, der ein Brame mit kriegeriſchem Ketterigeiſte iſt. Alſo wird Gutes in Böſes gepflanzt und das Gute ſträubt ſich und bekämpft das Böſe. Mithin iſt der Wechſel des Guten und Böſen als wechſelnde Bramen- und Ketterisherrſchaft dargeſtellt, und ein Steigen und Fallen. Aber die Seelen von Praſurama's Aeltern wandern fort in die Körper des Doſeruth und der Kuzilah, die Praſurama unter den Ketteris erſchlagen hat, und dieſe gebären Rama. Daher 7) Rama-avatara. Ihnen war von Wiſchnu verheißen, daß er ihr Ketterigeſchlecht einſt noch heben werde. So tritt Praſurama auch gegen Rama auf; aber ſeine Verkörperung endet in Rama's höherer Erſcheinung, ſeines Pfeiles Kraft ging in Ramas Pfeil über. Rama wird, als Fortſetzung von Praſurama, eben auch durch einen Reißkuchen geboren, um gegen den frevelkühnen Ravan, den böſen Rieſen, zu kriegen. Doſeruth gibt Kuzilah den Kuchen, dieſe theilt ihn mit der geliebteſten Gemahlin des Raja, Kaikai und Sumitra, und die Frucht ſind vier Kinder: Rama, Bharaden, Lekeman und Satterghan. Lekeman blieb Ramas treueſter Gefährte. Ramawiſchnu erkämpft ſich im Feldzug auf Lanka (Ceylon) mit ihm und Hanuman's Hülfe die ſchöne Sitta von Ravana und ſeinem Bruder Kumbakarna, dem Becherrieſen, in welchen letztern doch das Böſe in Gutes ſich wandelte, indem er dem Bruder zum Frieden mit Rama räth, und als immer Schlafender die Verſöhnung der Geiſter durch den Naturſchlummer bedeutet. Sitta, das Sünde in die Welt bringende Weib, vermittelt aber auch wieder als Natur des Geiſtes Wiederverſöhnung mit Gott. Rama's Schickſale beſchreibt das berühmte Gedicht Ramayana. 8) Kriſchna-

avatara, der Gipfel der Erſcheinungen Wiſchnu's, beſchrieben im Bhagavata und Mahabharat. In ihr erſt endet er, vereinigt mit Rama, ſtirbt ſterbend allem Endlichen ab, das durch die verführende Schlange in die Natur gekommen, und hat im Drachen vielfach das Böſe vernichtet. Krisna entſpringt aus der Nachkommenſchaft Jajats, des Nagia, durch deſſen Empörung im erſten Alter das Übel in die Welt gekommen war. Sein Vater Basdajo war Sohn eines Kaufmanns und Heerdenbeſitzers, ſeine Mutter Devagi, Tochter eines Königs aus dem Stamm Jadus, des älteſten Sohns von Jajat. Umgekehrt ſind ſeine Blutsfreunde, die fünf Pandus, denen er die weltliche Herrſchaft wieder erkämpfen hilft, von einem königlichen Vater Pand und einer Mutter Kundi, die eben jenes Kaufmanns Tochter, alſo Schweſter des Schäfers Basdajo hieß. Auch in dieſer achten Verkörperung iſt immer noch die alte Natur, die ſich ſträubt, dem vollendeten Geiſtesleben ihre Beſonderheit hinzugeben. Balarama verläßt ihn im Krieg der Pandus gegen die Koros, um jenen den Sieg zu verkümmern. Darum ging auch, als Kriſchnu die Feinde beſiegt, aus des ſterbenden Balarama's Munde die weiße Winterſchlange; denn Folge der Sünde war die Körperlichkeit, und Kälte das Prinzip der Leibwerdung. Kriſchna ſelbſt zeigt ſich als Rama's Fortſetzung, indem er als Kind der Mutter vom Schooße ſprang. Er wandert, weil von ſeinem Großvater Nagia Kanſa verfolgt, ſchon als Neugeborner, da ſein Leben gerettet werden ſoll, von der Schlange Adiſeſchen, Sega, Sickenaſy getragen über den Todesſtrom (der Wiedergeburt) Jamuna. Die Schlange iſt hier von ihm, wie von Rama getrennt. Aber in demſelben Strome iſt ſie das feindliche Weſen, verpeſtet ſein Waſſer mit ihrem Gifte, und wird von ihm bekämpft. Nun heißt ſie auch nicht mehr, wie vorher, ſondern Kali, Kalinag, Kaliga (die ſchwarze). Und Kriſchna ſelbſt heißt ſchwarz, wie er abgebildet wird. So beginnt und endet das Böſe in ihm; in Praſurama iſt Miſchung des Böſen und Guten, in Rama völlige Scheidung, in Kriſchna Vollendung deſſen, was die Scheidung vorbereitet hatte. Alſo wird nun alles Vorbereitete und Verheißene in ihm erfüllt. Dem Drachen im Jamuna war voraus geſagt, daß Krisna der Menſch ihm einſt den Kopf zertreten würde, und mit einem Fuß auf der Schlange Haupte ſtehend wird er abgebildet. Der Erretter und Errettete ſind hier getrennt, aber beide ſind Menſch und alle Erlöſung iſt Selbſterlöſung durch den letzten, weil durch den erſten die Sünde in die Welt gekommen. So ſagt denn Kriſhna zur Schlange, nachdem er ſie im Jamuna beſiegt: weil du mit einem Gott gekämpft haſt, ſoll deine Kraft doppelt werden, und Garudha (der Vogel, durch welchen Wiſchnu's Gemahlin Kadru, die ſchwarze Böſe, in Beſitz des göttlichen Tranks kommen will, eine Art Geieradler, worauf Brahma reitend vorgeſtellt wird,) dich nicht ferner vertreiben können. Wie nahe berühren ſich hier indiſcher und hebräiſcher Mythus! Kriſhna ſetzt ſich auf dieſelbe Stelle, wo Rama die weiße Schlange aus dem Munde gegangen war, und es geht der Spruch in Erfüllung, daß ſie ihn in die Ferſen ſtechen würde. Denn, trotz Durwaſa's Warnung, ſeiner Fußſohlen zu wahren, ſtreckt er ſich unter den Baum; Jura, unter Kriſhna's Fußſohlen den Widerſchein vom göttlichen Malzeichen gewahrend, hält es für ein Wildpret und ſchießt ihn mit dem tödtlichen Pfeil, der aus dem Stück Eiſen war, das durch die Ruchloſigkeit von Kriſhna's Hirten in die Welt gekommen war, und ihnen allen den Tod gebracht hatte. Pfeil und Schlange ſind aber in den Sprachen Eins. Der Jäger war eine Wiedergeburt von Balis Sohne, Bali aber die Schlange Sega ſelbſt, ſein Sohn Angud (angnis) deſſen Wiedergeburt Kriſh-

na's Mörder wurde, iſt, nach ſeiner Abkunft aus dem nördlichen Bären, Jäger, und erinnert durch ſeinen Namen Jura an das Schlangenland Tanaiour, wo einer der drei Götterkönige herrſcht, welche Chimaira (Ziege, Schlange, Löwe) zuſammen waren. Schon als Schweſter Putna des Kanſa, um als Amme den Säugling Kriſhna mit vergiftetem Brüſten zu tödten beſtimmt, iſt ſie die feindliche Schlange Pytho, die faulende, ſtinkende. Schlangen- und Todesgöttinnen ſind ſeine acht Gemahlinnen, Kukmani, Jamty, Suthama, Kalenda, Sitta, Bremate, Mirbhirda, Lackmi. Der ganze höchſt reiche Mythus ſchließt damit, daß Kriſhna nach Dewarka geht, mit einer über die Stadt geworfenen Handvoll Staubes ſie vernichtet, und nach dem Schneegebirg Heimatſiel, dem Himmelsberge der Harmonie, des Meru kalter Seite, geht. Wir haben hiemit nur einige Momente deſſelben berührt, weil es der Ort verbietet, ihn in ſeiner ganzen Fülle, als Kampf und Sieg über das Böſe in den wunderbarlichſt romantiſchen Verflechtungen zu verfolgen, und müſſen daher über das Nähere an die genannten Quellen, wie an Baldäus, Polier, Majer u. a. verweiſen. 9 Buddha-avatara, die Wandlung in Buddha, Stifter der chineſiſchen Lehre des Fo. Man darf nicht etwa glauben, daß hier die Secte das Einzelne geſchaffen habe, ſondern umgekehrt hat das Einzelne, einem Ganzen angehörige nur von ihm losgetrennte und geſchiedene, die Secte geſchaffen, und ſo ſind und bleiben die Elemente des Buddhaismus ſchon in der Lehre der Vedas gegeben, nur mehr entwickelt. 10 Kallenki-avatara, die Erſcheinung als das Roß, das weiße Himmelsroß. Jede Schöpfung und Weltperiode hat natürlich den Zweck, aus der Entwickelung des Einzelnen (Folge des Abfalls vom Ganzen) das Ganze, aus der Sünde das Gute, die Tugend wieder herzuſtellen, Wiedergeburt des in Laſter Untergegangenen. Im Mythus iſt der erſte Gottmenſch auch Stier, Kuh, Roß, und das Stierroß Dherma ſpielt im Indiſchen beſonders eine wichtige Rolle. Mit ihm, dem Tugendhaften, beginnt die neue Zeit, und Menu der Mondſtier hat ſich, als einzig Gerechter, in die neue Welt aus der alten Fluth gerettet. Dherma's Leben geht durch die vier Zeitalter bis an's Ende, und er verliert in jedem ein Bein. Wir ſtehen jetzt im vierten Alter, in der neunten Verkörperung Wiſchnu's. Nämlich die Zahl 36,000, als chaldäiſches Sar, oder Herrſcherperiode, iſt in ſämmtlichen Weltaltern ſo vielmal enthalten, als die Chaldäer Herrſcherperioden haben, nämlich zehnmal, im erſten vier-, im zweiten drei-, im dritten zwei- und im vierten einmal, alſo=10. Dies iſt im Mythus vom Stier Dherma angedeutet. Das Roß aber iſt mit ihm identiſch. Als Roß Kallenki wird Wiſchnu erſcheinen, die Erde durchtreten und alles erneuern. Dies wäre denn die Religionslehre der Hindus. Man begreift wol, daß von dieſer Anſicht aus, welche die Identität im All mittelſt Sprache in Überlieferung und Symbol ſucht und findet, das Ganze eine tiefſinnige, unendlich reich gegliederte Idee iſt, welche in der That auch die Keime aller Speculation in ſich ſchließt; und lächerlich werden daher alle Abſprüche darüber, als über Unſinn, Ungeheuerlichkeit, wüſtes Phantaſiren u. ſ. w., wobei man nicht umhin kann, ſich der Worte des tiefgelehrten und geiſtreichen Kanne, der zuerſt in Deutſchland auf eigenem Wege das Verſtändniß derſelben eröffnete, zu erinnern: „nur daß die göttliche Begebenheit einen hohen idealen Sinn gehabt und ihn verloren hat, und dann von der Sage die bloßen äußern Geſtalten zu einem Mythus zuſammengereihet ſind, nur dies hat jenen Unſinn hervorgebracht, der ſchon dadurch, daß er ein ſo großer war, hätte auf die Vermuthung bringen ſollen, daß er wol einen großen

Sinn gehabt haben müsse. Es wäre ja doch Methode auch in dieser Raserei, weil in jedem Irrthum, der es ursprünglich ist, doch das Streben nach Wahrheit am Tage liegt, das man hier aber deßwegen nicht findet, weil der Irrthum hier nicht die Wahrheit gesucht, sondern sie verloren hat." Nachdem wir nun die philosophische Seite des Mythus besonders betrachtet, wollen wir auch noch etwas über die poetische und historische, welche freilich ursprünglich nicht davon getrennt werden darf, bemerken. Daß bei einem so reich ausgestatteten, wie von einer phantastischen Zauberwelt umfangenen Volke Alles Gestalt und Leben annahm, ließ sich erwarten. Merkwürdig aber ist, daß die Ideen der Sexualität, der Zeugung immer durchgreifen, wie durch die Welt selbst, aber immer doch auch ethisirt, weil Erkennen und Zeugen analog sind. Daher die Verehrung des Lingam bei den Schiwaniten, des Joni bei den Wischnuiten. Lingam ist die männliche Natur, welche meist in einer silbernen Kapsel getragen wird, und Symbol der Zeugung ist. Lingam ist mit dem lateinischen lignum verwandt, weil Holz der erste Stoff, oder Materie (Hyle) der Dinge war. Seine Verehrung wird historisch davon abgeleitet, daß Schiwa sieben Büßern durch seine Wollust anstößig geworden war, und durch ihren Fluch das Männliche verloren hatte, weil aber später Strafe und Vergehen für unverhältnißmäßig erkannt wurden, die Büßer zu dem, was sie vorher verflucht, zu beten beschlossen. Er wird in Tempeln, an Heerstraßen ꝛc. verehrt. Joni ist das Weibliche mit dem Männlichen, in der Figur ⍋, welches auch mit Kuhmist an die Stirn geschrieben wird. Seine Verwandtschaft mit dem griechischen Worte, welches zeugen bedeutet, wozu auch das deutsche Kind gehört, ist unverkennbar. Ferner: wie das Auge, so war auch die Blume im Mythus Symbol des Erkennens und Wiedererzeugens; ja Blume und Auge, nämlich als Dreieck, waren vereint in der Blume, welche Lotos heißt. Lotos ist der Sprache nach die Blume des Verborgenseins, der Nacht, des Schweigens, also die verborgene, welches auf Bewußtlosigkeit, gegenüber der Selbstbeschauung, führt. Naturgeschichtlich ist es die nymphaea Nilufer Linn., indisch auch Padma, Nalina, Aravinda, Maholpala, Camala, Cuseshaya, Sahasrapatra, Sarasa, Panceruha, Tamarasa, Sarasiruha, Rajiva, Visaprasuna, Pushcara, Ambhanika, Satrapa genannt. Ihr Saame ist häufig, klein und rund; sie ist entweder blau, oder roth; die Blüthen der ersten sind schön blau, wenn aber ganz aufgeschlossen, etwas verwässerter, minder duftig, als die rothe, rosenfarbene, immer aber von sehr feinem Geruch. Die Blätter sind Wurzelblätter, tief, wellenförmig gezahnt, auf einer Seite dunkelpurpurn gegittert, auf der andern grün und sanft, die Petalen sehr weich, lang und röhrenförmig. Es gibt auch eine Varietät mit beiderseits purpurnen Blättern, dunkelkarmoisinen Blüthen, innerlich reichgefärbten Kelchblättern und breiten Antheren, gefurcht, über funfzehn Petalen, minder spitz und breiter als die blaue, mit wenig Geruch. Die Lotosverehrung ist noch jetzt in Hindostan, Tibet und Nepaul eben so andächtig als sonst. Es werden Tempel damit ausgeschmückt, wie Gottheiten; denn ein neugeborner Gott schwimmt sogar in einer Lotos auf dem Wasser. Und eben weil sie eine Wasserblume, das Wasser aber Schöpfungsvehikel ist, wird sie von dem die Zeugung so tief fassenden Indier verehrt. Auch den Ägyptiern ist sie heilig. Dies Symbol der Blume in seiner Idee sich näher zu rücken, erinnere man sich an das Gewächs Kaldeir auf Isle de France, Vaquois genannt, oder Büffon's arbre indécent, aus dessen Stamme dem männlichen Phallus ganz ähnliche Wurzeln wachsen, die

ſich in die Länge dehnen, um in die Erde zu ſchlagen und ſich anzuwurzeln; an Tamara, die Lilie, die Palme, den Lorbeer, die Kuſha, auch Darbha und Pavitra genannt, die Narciſſe. Die großen Götter Indiens waren alſo Brahma, Wiſchnu, Schiwa, oder Eswara, auch Isera, welcher Ardhanari, Mannweib iſt, und eben den Lingam zum Symbol hat. Die Möglichkeit, wie die entwickelte Wirklichkeit des Dualismus iſt hier gegeben, wie ſie in andern Lehren, z. B. der perſiſchen durch Ormuz und Ahriman, das Gute und Böſe, Licht- und Finſterniſsprincip, ausgeſprochen wird. Aber, wie Alles in Indien in glühenderm Leben aufgeht und Geſtalt gewinnt, ſo haben auch Mond und Sonne und Sterne ihre Götter. Natürlich; denn wie die Gottheit ſich verkörpernd alle Stufen der Natur durchwandelt und Fleiſch wird, alſo ſind auch alle Sternwelten freigeborne Geiſter und Götter, dem Urlicht, der Centralſonne der Geiſter, dem perſiſchen Lichtwaſſer Arduiſur, entfremdet und beſondert, oder ſchieblich geworden, und aus dem Lichtwaſſer iſt in Sternenſtrömen (vars) die Milchſtraße ausgeronnen. Feuer-, Stern- oder Sonnendienſt alſo ſind ein alter Cultus. Aber auch das Waſſer in der oben angegebenen Idee. Darum iſt Ganga (der Fluß Ganges) den Indiern heilig, nach dem Mythus entſprungen aus dem Schweiß der Gemahlin Schiwa's, Parvadi, oder nach einem andern aus dem Waſſer, worin das Weltei ſchwimmt. So hat auch die Erde ihre Göttin, Prithivi, die Luft ihren Gott Indra, Dewandra, einen der acht von Wiſchnu in ſeiner Eberverwandelung als Erdhüter Geſetzten, welche ſind Indra, Aghni (Feuer), Paburbati (Richter der Unterwelt), Nirurdi (König der Unterwelt), Varuna (Waſſer), Maril (Wind), Cubera (Reichthum), und Eswara, der im Oſten Indra, im Süden Aghni iſt. Die Zahl der Deutas (Götter) iſt aber unendlich groß, und wird von manchen zu 333 Millionen angegeben. So die neun Planeten Surya, oder Aditya, Sonne, Sonntag; Ciandra oder Soma, Mond, Montag; Ciova oder Mangalen, Mars, Dienſtag; Budha, Merkur, Mittwoch; Bruhaspadi, oder Viaſa, Jupiter, Donnerstag; Shukra, Uſchena, oder Velly, Venus, Freitag; Ciani, Manda, Saturn, Sonnabend. Rahu oder Ragu, und Kedu oder Quedu, bloß in Zeiten der Verfinſterung ſichtbar. Von den kleinern Göttern oder Dämonen wollen wir nur bemerken die Ginarers, Genien der muſikaliſchen Inſtrumente, welche nach der Sprachverwandtſchaft ſchon an die Leier erinnern und die Ganduwers oder Gandharvas, Lufttonkünſtler, die auf dem Nordberge Haimakutha, (dem kalten, dunkeln, nach der Sprache) ſingen, die Geiſter ſingender Sterne. Dies ſind gute. Die böſen heißen Aſura oder Aſors, an deren Spitze Moiſaſur und Rhadun ſtehen, und treten meiſt in ſcheußlicher Rieſengeſtalt auf. Sie bewohnen die Patala. Nämlich das Weltall wird in funfzehn Bereiche, oder Bezirke eingetheilt, ſieben obere, Swerga-Surgs, und ſieben untere, Patala genannt. Die Surgs ſind Bhurlok, Bhoverlok, Surlok, Mehrlok, Janlok, Taplok, Sutlok. Die Patala ſind Tallok, Behallok, Sutallok, Mehantallok, Ruhpatallok, Patallok, finſtere Wohnungen von acht Karfunkeln auf den acht Schlangenhäuptern erhellt. In der Mitte zwiſchen beiden war Mirtlok, welches an Mitgard, die Mittelſtadt des isländiſchen Mythus, Meſoa der Griechen und an Delphi, den Erdnabel, ſo wie an die Behauptung der Braminen erinnert, daß das Äquinoctium die Mitte der Welt ſei, und in ihm die Sonne keinen Schatten mache. Folgerecht jener oben angegebenen durchgreifenden Idee der Metamorphoſe iſt auch der Cultus der Indier. Das Streben des Menſchen, nachdem er abwärts gegangen in die Leiblichkeit und gefallen, muß nothwendig ſein wieder aufzuſteigen zu der lichten

Geiſtigkeit, zur Verklärung. Dem gemäß beſtehen die äußern Gebräuche im Beſuchen der Pagoden, in Waſchungen und Reinigungen, Büßungen und Abtödtungen, guten Werken, Opfern u. ſ. w. Pagoden gibt es von hohem Alterthum und rieſigen Ideen, majeſtätiſchem Anſehen und geſchmackvollem Bau. Sie haben immer eine beſtimmte Form. Das Eingangsthor iſt ſtets aus einer ungeheuern Pyramide gehauen, welche allmählich nach oben ſich verengt, und in einen halben Mond ausläuft. Die Pyramide iſt nach Oſten gerichtet. In großen Pagoden iſt immer ein großer Hof und an deſſen Ende ein dem erſten entſprechendes Thor, nur daß die Pyramide nicht ſo hoch iſt. Dem Thore gegenüber, in der Mitte des zweiten Hofs, ſteht auf einem Fußgeſtell, oder auch in einer Wandvertiefung unter vier Säulen eine liegende Kuh, zuweilen ein Lingam, Hanuman, Schlange, oder ſonſt ein verehrlicher Gegenſtand. Sahſtangam heißt der Brauch des Niederfallens auf die Stirn, Namaskaram das Falten und Erheben der Hände zur Stirn. Das Gebäude ſelbſt iſt in zwei, oder auch drei Theile getheilt, deren einer groß, der andere kleiner iſt, letzterer für den Opferer. Alles iſt aus Ziegel- oder Bruchſteinen. Auf Koromandel ſind prächtigere Tempel, als in Bengalen; auf Malabar iſt die Bauart eine andere. Die berühmteſten Pagoden ſind auf Elefanta und Salſette, zu Illura Jaguernat; Wiſchnutempel zu Tirupadi, Schirangam, Kangiwaram und Schiwatempel zu Tirunamaly, Tirvatur und Schalembron, Kandſchipuram, Ramonathampuram, Ramiſchwaram und Kaſchi. Die Pagode auf Elefanta oder Kalpuri wird für die älteſte gehalten, und führt den erſtern Namen von einem aus ſchwarzem Stein gehauenen Elephanten am Fuß eines Bergs, an der Seite von Bombay. Es hängen dort mehrere Pagoden zuſammen; die jetzt zum Viehtränken gebrauchten Ciſternen waren ehemals für Reinigung beſtimmt. Die zu Illura im heutigen Hyderabad iſt ein hufeiſenförmiges, zwei Stunden langes Gebirg, worin eine Reihe Pagoden und Tempel ausgehauen ſind, eine Art indiſchen Pantheons. Alle Gottheiten haben hier ihre größern oder kleinern Tempel, und einige deren in Menge. Zwei der größern ſind der Trimurti geweiht. Die Hufeiſenform deutete auf das Paradies- und Zeitroß. Es iſt eine koloſſale Hieroglyphe, wie denn auch die Pyramiden beweiſen, daß die älteſte Welt noch Alles für Idee und Religion that. Jagrenat's oder Kriſhna's drei Pagoden zu Jagrenat, deren Thürme vom Meere aus acht bis zehn Stunden weit geſehen werden, und wozu man durch eine Menge kleiner Pagoden mit geheiligten Wäldchen und Teichen gelangt, ſind von einer ungeheuer dicken, ſchwarzſteinernen viereckigen Mauer umgeben. Des Gottes Bild ſteht in der höchſten. Sie hat durch Wallfahrten große Einkünfte. Zu den, jeder Handlung des Cultus vorangehenden Waſchungen iſt jedes Waſſer gut, nur daß es fließend ſei, vor allen aber der Ganges. Darum ſind bei allen Pagoden, wenn ſie nicht an Strömen liegen, Teiche. Die Abwaſchungen geſchehen auch durch Kuhmiſteinreibungen; zuvor werden Stellen aus den Vedas, Vedangas ꝛc. geleſen. Auch die Götter werden mit Waſſer, wie mit Milch abgewaſchen, mit Butter und wohlriechenden Ölen geſalbt. Bußen ſind entweder die beſchauliche, wo man alle Sinne abtödten muß, um ſich ganz dem Anſchauen des Göttlichen hinzugeben und mit Gott zu vereinigen; oder auch die ſühnenden. Die Büßenden bilden gewiſſermaßen Mönchsorden, und Fakirs, Joguis, Atits, Vairagis, Tapis bis zu den Vanapraſhtas und Sanyaſi hinauf, ſind die Ausdrücke und lebenden Bilder der Buße. Gute Werke beſtehen in Weih- und andern Geſchenken an Feſten und bei feierlichen Gelegen-

heiten. Opfer ſind vorzüglich folgende. Das Jaga oder Jagum, der Sonne und den neun Planeten gewidmet, iſt ein Brandopfer, um ein heiliges Feuer zu bekommen, womit die Scheiterhaufen entſeelter Braminen angezündet werden können, um ſie weiterer Büßungen nach dem Tode zu überheben, und unmittelbar aus der Aſche in Brama's Herrlichkeit zu verſetzen. Es fodert große Anſtalten. Hundert gelehrte Braminen ſuchen einen Platz, der durch Gebete und Weihwaſſer geweiht werden muß. Dort wird in der Mitte ein großes Zelt errichtet, umher mehrere kleine. Im großen iſt ein viereckiger Herd (Kunda), aus deſſen Mitte ſich eine hölzerne Säule erhebt, mit einem oben befeſtigten Seile, deſſen beide Enden an den Seiten herabhangen. Umher liegen neun beſondere heilige Holzarten, wovon auch die Prieſter ein Stück in der Hand halten. Dann wird Aruſaholz gegen einander gerieben, bis es Feuer fängt, hierauf ein fehlloſer Bock, oder Widder in den Kreis geführt, über ihm gebetet, und ihm allerlei Kraftworte in's Ohr geflüſtert, worauf er dann erſtickt wird. Seine Leber wird herausgenommen, mit Milch gewaſchen, mit Butter beſtrichen, an der Sonne und am Feuer gebraten, er ſelbſt aber verbrannt. Die Leber wird unter die Braminen vertheilt und gegeſſen. Der Oberprieſter trägt von dem heiligen Feuer mit ſich nach Hauſe. Homa oder Homam iſt ein Opfer, welches Aghni, dem Feuergott, gebracht wird. Es heißt vorzugsweiſe Dewajagna, (das göttliche Opfer) und wird bei allen wichtigen Vorhaben gebracht. Ein gereinigter, weißgekleideter Bramine ſetzt ſich auf einen Schemel, und ſagt einige Schloken her. Vor ihm liegt eine Schelle, eine brennende Fackel und ein Gefäß mit flüſſiger Butter oder Kokosnußöl, zu den Seiten große Bananablätter, worauf die zu opfernden Sachen um den Herd herum liegen, z. B. Adlerholz, Kampherſtauden-, roth Sandel-, Muskaten-Gupalholz ꝛc. Dies wird angezündet, darüber geſchellt, Butter in's Feuer gegoſſen, dann Reis, Blumen ꝛc. in's Feuer geworfen, und unter Gebeten, die immer mit Oum anfangen, verbrannt. Manuszajagana (Menſchenopfer) iſt eigentlich dramatiſirter Cultus der Bhavani, als der geſchaukelten, in der Luft aufgehenkten Göttin, wie dergleichen auch Bacchus und Erigone'n zu Ehren in Griechenland geſchah: ſo daß Bhavani gleich Here und Luftgöttin iſt. Es werden da mehrere Hähne getödtet, und rauchend von Blut in die Luft geworfen. Dann wird einem frommen Menſchen ein Eiſenhaken durch den Rücken gezogen, woran er aufgehenkt ſchwebt, und unter Getrommel, Jauchzen und Seligpreiſungen herumgetragen wird. Pidrajagna iſt ein Sühnopfer für Verſtorbene. Bhudajagna iſt ein Opfer, das den böſen Geiſtern gebracht wird. Adithipugia iſt das Opfer eines Freundſchaftbundes, wobei in dem Hofe des Hauſes das Bild der gemeinſchaftlichen Gottheit aufgeſtellt, unter Gebeten von beiden Freunden mit Blumen beſtreut wird, und dem Fremden die Füße gewaſchen werden. Arkja iſt ein Blumenopfer für glücklichen Kreislauf der Seelen. So viel genüge als Umriß des großen Religionsgebäudes der Indier. Man halte jene oben angegebene Grundidee feſt, vergeſſe aber nicht, daß, wenn ſich alle Völker in dieſe Ideen theilen und ſie mannichfaltig individualiſiren und ausbilden, dennoch Alles nur Ahnungen, ja mit Platon zu reden, Erinnerungen an ein göttliches Leben ſind, welches, wie Uranfang, ſo Ende der Menſchenbildung ſein muß, zu deſſen Verwirklichung im ewigen Ab und Auf die Menſchheit hinſtrebt. Rückt man aber das Chriſtenthum, wie ſeine welthiſtoriſche Bedeutung verlangt, in die Mitte der Weltgeſchichte, damit es vor- und rückwärts leuchtender Punkt werde: ſo wird alle Vorzeit einmal das Traum- und Nachtwandler- ja das Bilderleben

welches in Christo selbst seine Wirklichkeit und Wesenheit lebendig ausgesprochen und historisch erfüllt anerkennen muß, andrerseits aber in der Kampfschule dieser Welt das Reich des Guten und des Lichts, das Himmelreich in seiner allumfassenden Seligkeit, als ein Reich der Liebe zu errichten, den Zweck und die Verheißung hat. Wa.

Indische Sprachen. Wäre die hohe allseitige religiöse Bildung der Indier, das hohe Alter und die unendliche Tiefe ihrer Ueberlieferung, nicht schon Beweis dafür, daß Indien wahrhaft Medyama, Medhya-Dehsa, ein Land der Mitte sei, und das Volk ein Urvolk, dessen Gemüths- und Geisteszüge ein so durchaus gediegenes Ganzes machen, daß die übrigen Völker des Erdballs gleichsam sich in dieselben getheilt, und das dort Gesammte sich einzeln angeeignet, so könnte dies vielleicht schon aus der Uebersicht des dortigen Sprachgebiets klarer werden, welches noch gar viel Studien erfodern wird. Denn wiewol schon im Jahr 1644 der Missionär Heinrich Roth, und von 1699 an der Jesuit Hanzleben sich damit beschäftigten, so ist doch erst ungefähr seit dreißig Jahren die Kunde derselben durch P. Paolino, W. Jones, Wilkins, Forster, Carey, Marshmann, Wilson, Colebrooke, Ward, Marsden und andere bis auf Franz Bopp herauf, weiter gediehen. Es läßt sich schon aus der welthistorischen Bedeutung Indiens ermessen, daß es auch in dieser Hinsicht große Anziehungskräfte gehabt, und, wie es die Grundzüge aller Völkergeschichte enthält, also auch wiederum viel fremde Volksthümlichkeit sich angeeignet haben müsse, nachdem es sie gleichsam ausgeboren. Nach einer indischen Abhandlung der Rhetorik bei Colebrooke gibt es vier Hauptsprachen: Sanskrit, Prakrit, Paisachi oder Apadhransa, und Mágadhi oder Misra. Da jene Doppelbenennungen sich auf eine doppelte Stelle jener Abhandlung gründen, so hält Colebrooke Apadhransa für gleich Magadhi, und wiederum Paisachi, und Misra für eine, so daß eigentlich nur Sanskrit, Prakrit und Magadhi als drei Hauptsprachen gewesen wären. Damit scheint aber, wie schon engländische Kritiker bemerkt haben, jener angeführten Stelle ihr Recht nicht zu widerfahren, weil so Apadhransa, gleich Misra doch eine Art Mischsprache und Rothwelsch, auch nach seiner Erklärung gewesen sein müssen, mithin doch verschieden. Wir wollen sie demnach hier in der aufgestellten Ordnung einzeln durchgehen. 1. Das Sanskrit ist gleichsam der alle umspannende und durchwohnende Sprachhimmel, die heilige Braminen- und Buchsprache, darum auch Gronthon genannt von Grandha, Buch. Es ist eine wunderbar gebaute, höchst reiche, jetzt todte, wahrscheinlich aber früher ebenfalls gesprochene Sprache. Ihr Alphabet heißt Deva-Nagary, Götterschrift, weil sie ihren Ursprung von den Göttern haben soll, deren Sprache sie auch ist, und besteht aus 50 Buchstaben. Sie hat dreifaches Geschlecht, einen Dualis, wie die Griechen, Abwandlungen nach Vokal- oder Konsonantendungen zählbar, sieben Fälle, statt der Fürworter Nachwörter und einen Reichthum an Partikeln. Ihre Blüthezeit war am Hofe des Raja Vicramaditya zu Benares, im letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt, wo der berühmte Dichter Kalidas lebte, der Dichter der Sakontala, oder des Schicksalsrings, und Megha Duta oder der Sendwolke, der Bothschaftswolke. In ihr sind auch die uralten heiligen Bücher, die Vedas geschrieben. Der Vater der sanskritischen Sprachlehre ist Pánini, der schon in den indischen Theogonien vorkommt, und dem allgemein die Sutras, oder die grammatischen kurzen Sätze zugeschrieben werden; obwol er sich selbst auf Vorgänger wie Samkyn, Gargyn, Casyapa, Galava, Sacatayana und andere beruft. Aber sein System ist sehr kunstreich. Sein Werk

ward durch einen ebenfalls uralten Weiſen Catugayana in ſeinen Varticas berichtiget; erläutert von Patanjali, einer mythiſchen Perſon in Schlangengeſtalt, in einem Werke Mahabhaſhia, welches wiederum Nachträge von Caiyata und einem Ungenannten, in dem Werke betitelt Caſica Britti, erfuhr. Dies letztere Werk wird vorzüglich geachtet, und erzeugte dennoch wieder den Commentar Padamanjari von Haradatta Miſra. Eine zweite Sprachlehre iſt Ramachandra's Pracriyacaumudi. Neuere haben Wilkins und Colebrooke gegeben. Ein Realwörterbuch des Sanskrit iſt Amara coſha d. i. Schatz des Amara Singa, der ebenfalls vor Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung lebte. Ergänzungen lieferte Medinicar in ſeinem Werke Medini. Biswapracaſa von Maheswara iſt ein zweites Wörterbuch; ein drittes Haravali von Purushottama. Es gibt überhaupt viele, wie von Ilelagudhu, Vachespati das Dharanicoſha, Bhattoji's Siddhanta caumudi, Praeriga caumudi. Eine Druckerpreſſe auch für Sanskrit iſt 1808 zu Calcutta angelegt worden, und ſo wird es jetzt, wie auf unſern Univerſitäten andere Sprachen getrieben. William Jones, dieſer ehrwürdige, gelehrte Präſident zu Calcutta, welchem die Pflege der morgenländiſchen Literatur ſo viel verdankt, verſtand auch trefflich Sanskrit. Man kann es die Grundſprache nennen, indem es auch für alle europäiſchen Sprachen die Ur- und Grundlaute in ſich enthält, und dies nicht nur etwa in gar leicht an der Oberfläche zu ſchöpfenden und zu erkennenden Klangähnlichkeiten, ſondern tiefer eingehend: ſo daß mittelſt ihrer beſonders jene große Sprachgenoſſenſchaft und Verwandtſchaft ſich offenbart, kraft welcher alle Sprachen ein großes Geiſtesgewächs bilden. Eine Thatſache, welche die Richtigkeit unſerer älteſten Ueberlieferung vom Thurmbau zu Babel, andrerſeits aber auch die Religion als das menſchliche Gemeinerbe erweiſet! 2. Das Prakrit begreift, als gemeine Sprache, die gebräuchlichen Mundarten in Schrift und Umgangsverkehr. Ihrer werden von Colebrooke zehn genannt, zu welchen aber auch noch das Penjabi und Brija Bhaſha gehört. Sie wurden in den fruchtbaren Provinzen Hindoſtan und Dekan oder Vorderindien geſprochen, von den a) Sareswata, einem Volke an den Ufern des Fluſſes dieſes Namens, der durch Penjab fließt. Es iſt eine vorzüglich gangbare Mundart in Dramen und Gedichten. b) Canyacubjas, deren Hauptſtadt Canjoe war. Es ſoll das jetzige Hindi, oder Hindevi ſein, nur daß es jetzt mit perſiſchen und arabiſchen Wörtern untermengt iſt. Dieſe beiden Mundarten werden übrigens mit Devanagari geſchrieben. c) Gaura, oder Bengalen, von der Hauptſtadt Gaur. Dies iſt noch die bengaliſche Mundart, die aber nur in den öſtlichen Theilen am meiſten geſprochen werden ſoll. Es ſind viele ſanskrit'ſche Gedichte darin überſetzt; gelehrte Hindus ſprechen es faſt ausſchließlich, aller wiſſenſchaftliche Unterricht wird darin ertheilt. Die Schriftzeichen derſelben ſind nur um der Bequemlichkeit willen entſtelltes Devanagari. d) Maïthyla oder Tirhutiya iſt die in Mithila, ein Circar (Kreis) Tirhut und einigen andern angränzenden aber von den Flüſſen Cuſi und Gandhac und Nepalgebirgen begränzten Pflegen, bräuchliche Mundart. Dichteriſch iſt ſie nicht ausgebildet. e) Utcala, oder Odradeſa (Oriſſa). Ihre Mundart heißt Uriga und hat ebenfalls ſanskrit'ſche Wörter. Die bisher genannten fünf Mundarten ſind alſo die Sprachen der fünf Gaur oder Nordindoſtans. Die fünf folgenden heißen die der fünf Dravirs oder Volksſtämme. Sie ſind f) Dravida, die ſüdlichſte Spitze Dekans, wo Tamul geſprochen wird, welches die Europäer auch malabariſch nennen, obwol jenes mehr öſtliche, dieſes weſtliche Mundart iſt, jenes von Cap Kermorin unter dem

öſtlichen Ghat nordwärts bis Pulicata, dieſes von Cap Kormorin bis Goa; beide berühren ſich im Gap bei Coimbettore. In Tamul iſt zu Madras, Tranquebar und Tanjore das Evangelium von chriſtlichen Miſſionen gepredigt worden. Ziegenbalg überſetzte die Bibel darin. Der Name Tamla, wie ihn die Innländer ausſprechen, ſoll auf den Fluß Tamraparni deuten. g) Maharaſhtra, oder Mahratta, die am Nordſtreif des Plateaus von Dekan oſtwärts bis zum Hochlande von Omercuntuk geſprochene. Muru, wie dies zwiſchen dem Nerbudda und den Kriſchnaflüſſen gelegene Land auch ehemals hieß, war der Mittelpunkt der Dravirs, deſſen Hauptſtadt Dwara Summadra 1326 zerſtört ward. Es wird mit Devanagari geſchrieben, und hat ebenfalls viel ſanskrit'ſche Wörter. Grammatik und Wörterbuch gab Carey heraus 1809. h) Carnata, oder Carnara, verſtümmelt Canara in der Mitte des Plateaus von Myſore, alſo in der Mitte von Dekan. Es wird noch in den Berggegenden geſprochen, iſt aber auf der öſtlichen Küſte von andern Mundarten verdrängt worden. i) Tailanga, Telingah oder Tilanga, auch das Andray, Volksſprache im N. O. der Peninſula zwiſchen dem Kriſchnafluß und Godavery bis in die nördlichen Circars, ſüdwärts reichend bis Pulicate. Es ſoll viel aus Sanskrit und ein eigenes Alphabet haben, heißt auch Calanga. k) Gurjara, oder Guzerat, Gezira, Halbinſel in W. iſt die letzte Mundart des Prakrit. Ein Wörterbuch davon gab Drummond. 3. Das Paisachi oder Apadhranſa, wahrſcheinlich die Gebirgsvölkerſprache, bei dramatiſchen Dichtern die Sprache der Dämonen, ein mit Sanskrit gemiſchtes Wälſch, daher auch wol Spottſprache. 4. Das Magadhi oder Misra, vermuthlich das Pali und Magadhi auf der Inſel Ceylon, von den Buddhapriеſtern gebraucht. Misra heißt es auch, weil es mit Sanskritwörtern untermiſcht iſt. Darunter werden aber die eingewanderten Sprachen überhaupt verſtanden, welche durch Eroberer der Indus- und Gangesländer dort eingeführt zurückblieben, vorzüglich die der indochineſiſchen Völker, wie ſie Dr. Leyden nennt. Dieſer glaubte hier viele Originalſprachen gefunden zu haben, welche wol eine gemeinſame Grundlage, nach Vater die chineſiſche, haben mögen. Es iſt ein vielſpaltiges Sprachſyſtem, wie der Boden des Landes, der von acht bis neun Stromthälern durchſchnitten wird. Allen liegt ein einſylbiger Bau zum Grunde, und die verſchiedene Betonung unterſcheidet, wie bei den Chineſen, die Bedeutungen. Die der Inſulaner ſind vielſylbig, die des Feſtlandes einſylbig. Zunächſt an Bengalen verliert ſich das Einſylbige, nach Oſten wächſt es, und herrſcht ausſchließlich in Cochinchina und Tunkin. Man gibt ſie in folgender Ordnung an. 1) Vielſylbige a) Malayu. b) Jawa. c) Bugis. d) Bima. e) Batta. f) Gala oder Tagala. 2) Einſylbige. g) Rukheng. h) Barma. i) Mon. k) Thay. l) Khohmen. m) Law. n) Aman. Das Sanskrit'ſche in der Malayenſprache bemerkte zuerſt W. Jones, obwol ſie nicht die einzige Grundlage iſt, ſondern eben ein fremdes Princip mit aufgenommen hat. In ihr ſind die aus dem alten ſanskrit'ſchen Epos Mahabharat genommenen Erzählungen von den Pandus geſchrieben. Eine Sprachlehre und Wörterbuch davon gab W. Marsden. Ein anderes Wörterbuch iſt das von James Howſon. Das Jawaniſche gleicht dem Malay'ſchen ſehr. Mundarten davon ſchienen dem Dr. Leyden das Pali oder Bali, welches wol eine den zwiſchen den Oſt- und Weſtgrenzen vorhandenen Landesſprachen gemeinſame ſein mag, die Sprache ihrer heiligen Schriften, ihrer Prieſter, ſo wie der Gelehrten und Dichter. Die Rukhengſprache weſtlich in Arrakan ſoll mit dem Devanagari in ſeiner Schrift, in Bau, wie auch in Mythologie mit Sans-

Digitized by Google

krit wieder viel Aehnlichkeit haben. Die Barmasprache ist weicher, aber auch minder artikulirt, als das Rukheng, aber sehr ausgebildet, und hat eine reiche Literatur. Die Monsprache ist noch unter den Bewohnern von Pegu gangbar, die sich Mon nennen, von den Barambs aber Taleing, und von den Siamesen Ming-Mon genannt werden. Auch ihr Alphabet ist wenig verändertes Barma-Balialphabet. Thay ist die Sprache der Siamesen. Die Barmas nennen das Land Syan, woher vermuthlich das portugiesische Siam. Das Khohmen ist die Sprache eines Volks am Mekon, oder dem Fluß Kambuchat (Camboja), welches für ein sehr gelehrtes Volk gehalten wird, und weiland von dem Siam'schen Stamm unterjocht wurde. Das Law ist die Sprache der von den Portugiesen Laos genannten Völkerschaft. Nach Leyden verhielt es sich zur Thay, wie das Barma zum Rukheng, nur daß es sich genauer an das gemeinsame Bali anschließt. In diesem mittlern Binnenlande Laos sind die merkwürdigsten Denkmähler des Buddhaismus; und wahrscheinlich werden von da aus noch viele Aufschlüsse kommen. Wie oben das Sanskrit für die hindostanischen, so ist das Bali der Mittelpunkt für die indochinesischen Sprachen. Es ist zwischen Indien und China die Sprache der Religion, des Gesetzes, der Wissenschaft und Literatur, und schimmert aus allen Volkssprachen hervor. Es heißt auch Lanka-basa d. i. die Sprache (griechisch Baris) von Lanka, oder Ceylon und Magata, oder Mungata, vielleicht parallel dem sanskrit'schen Magadhi. Das Balialphabet ist aus dem Devanagari entstanden, aber doch bedeutend davon abweichend. Die Balibuchstabenform ist unter den Barmas viereckigt, ungefähr wie auf Lanka, aber verschieden von der Siamesischen, welche Rungsu-Khom genannt wird. Aber wiewol das Bali gleichsam Sonne für mehrere Sprachplaneten ist, so ist es doch hinwiederum selbst nur Sprachplanet für das Sanskrit, seine Sonne. Es hat ganz die sanskrit'schen Bewegungen in Zeit- und Nennwörtern, obwol es sie im Zusammenhang seltener braucht, und häufig das vergangene Particip und unpersönliche Zeitwörter. So kommen also Prakrit, Bali und Zend als drei Mundarten von Sanskrit wieder in Verwandtschaft, wie W. Jones sehr scharfsinnig bemerkte. Daher haben sie auch ein ziemlich gemeinsames Schicksal. Prakrit ist die Sprache der meisten heiligen Bücher der Jainassecte; Bali ist den Buddhisten heilig, Zend den Parsis, oder Feueranbetern. Eine tiefer zergliedernde, aber auch wieder lebendig zusammensetzende Vergleichung des gesammten indischen Sprachgebietes, sowol der Ur- als der Mutter- und Mischsprachen muß die merkwürdigsten Aufschlüsse über Sprachphysik und Religion, als hüpfenden Punkt der Welt, geben. Haben aber die Engländer auch durch Forschungen dieser Art ihre tiefe Schuld an diesem sanftmüthigen Urvolk einigermaßen zu tilgen und zu versöhnen gesucht, so läßt sich doch nur von Deutschen, welche die frühesten Pfleger dieser Sprache waren, um so eher eine reichere Ausbeute erwarten, da der Blick des Deutschen allgemeiner und umfassender ist. Männer, wie Jones und Wilkins, machen auch unter den Engländern eine Ausnahme, denen doch, nach dem tiefen Ausspruch eines unserer herrlichsten Geister, das angstvolle Bewußtsein einer innern wilden Natur inwohnt und ein nächtlicher Dämon des Unmuths und finstern Hochmuths, der am Ende doch auch, Ein Sühnopfer des Weltgeistes, fallen muß. Wa.

Individuell, Individualität. Individuell nennen wir der Abstammung und dem Begriff nach dasjenige, was einem einzelnen Gegenstande untrennbar, d. h. so angehört, daß es von ihm nicht abgesondert werden kann, ohne seine Natur, als einzelnes Ding (daher In-

viduum) aufzuheben. Der Inbegriff dieser Eigenschaften oder Merkmahle, die einem Einzelnwesen, als solchem, zukommen oder seine Eigenthümlichkeit ist Individualität; durch sie wird ein Ding als für sich bestehendes, denn es ist zugleich das, wodurch es sich von jedem andern unterscheidet, besonders erkannt. Die Individualität wird daher von der Gattungsnatur, das Individuum von der Art und Gattung, das Individuelle von dem Allgemeinen unterschieden, und ihm gewissermaßen entgegengesetzt. Das Individuelle nämlich ist Gegenstand der Anschauung, welche auf das Einzelne der Erscheinungen gerichtet ist, und kann nur durch Anschauung erkannt werden; somit gibt es auch keinen individuellen Begriff, (Begriff von einem Individuum) und die Eigenschaften, welche die Individualität bilden, sind unendlich, durch das Denken nicht zu erschöpfen. Da wir aber dem Individuum auch die Eigenschaften gewisser Gattuugen beilegen, mithin es ebenfalls durch Begriffe denken, so gibt es ein individuelles Urtheil, d. i. ein Urtheil, in welchem wir das Individuum einer Gattung unterordnen, indem wir ihm ein Prädikat beilegen. Das Allgemeine nämlich ist das, was wir als das Gemeinschaftliche mehrerer Individuen erkennen, was nicht durch Anschauung, sondern durch Vergleichung, Nachdenken gefunden wird, und es ist daher Gegenstand des Denkens und bezieht sich auf die nicht wahrnehmbare, in den Dingen gesetzmäßig wirkende, in den Erscheinungen sich verbergende Kraft. Als Verhältnißbestimmung ist der Begriff oder die Vorstellung des Allgemeinen bestimmt zu fassen, und genau zu entwickeln. Z. B. die Vorstellung des Vesuv, Aetna ist eine individuelle Vorstellung, von welcher wir die des Berges als allgemeine absondern können. Durch Begriffe an sich aber gelangen wir nie zu individuellen Vorstellungen, oder solchen, welche uns das Eigenthümliche eines besondern Gegenstandes darstellen. Im gemeinen Sprachgebrauch pflegt man jedoch die Vorstellung eines Subjects zu nennen, welches nicht hieher gehört. — Der Begriff kann uns nur das mehr oder weniger Allgemeine, die Unterschiede der Arten und Gattungen angeben, und der beschränkteste, (determinirteste) Begriff hebt niemals die Verschiedenheit der Individualität und deren äußere Form, die numerische Verschiedenheit auf. Das aber, wodurch sich die Vorstellung des Individuellen dem Begriffe nähert, ist das Gemeinbild, oder Schema der Einbildungskraft. Das Individuelle ist ferner das Mannichfaltige und vielfach Wechselnde, denn es gehört der Erscheinung an; mithin zugleich beschränkt in Hinsicht der Kraft, die in ihm sich kund thut. Insofern wird das Individuelle dem Idealen entgegengesetzt; denn das Ideale ist das der Idee Gemäße, welches sich zum Individuellen, wie das Mögliche zum Wirklichen verhält. Idee nämlich ist die Einheit der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. So schwebt z. B. über allen einzelnen Menschen die Idee des Menschen, so bildet und richtet sich jeder sittlich gute Mensch nach dieser Idee. Die Individualität der Dinge wird aber um so größer, und drückt sich um so bestimmter aus, je weiter sich die Dinge von dem Unorganischen entfernen, und je höher und regsamer ihr thierisches Leben ist. Unter allen Dingen, die wir erkennen, ist die Individualität des Menschen die größte. Was aber die Individualität des Menschen insbesondere anbelangt, so ist sie eine geistig sinnliche, somit einestheils frei, anderntheils körperlich bedingt. Dies ist der Grund, warum man den Grund der Individualität eines einzelnen Menschen nicht erschöpfend bestimmen kann, um so weniger, je dunkler der Zusammenhang des Physischen und Ethischen ist. Aber so viel ist doch gewiß, daß mit Erweiterung der Bildung, welche auf

Freiheit beruht, auch die Individualität der Menschen um so bedeutender wird; weshalb vielleicht unter zwei gebildeten Menschen größere Verschiedenheit ist, als unter zwei ungebildeten Völkerschaften, und Kinder nur äußerlich und gering im Anfang ihres Lebens verschieden erscheinen. Die Individualität des Menschen entwickelt sich sonach durch Eindrücke und selbstthätige Regung der Kraft; denn kein Einzelwesen ist absolut selbstständig, sondern steht mit dem Ganzen in lebendiger, organischer Verbindung, aber in ihm selbst ist gleichsam der Keim der Individualität enthalten, die der Mensch zu einer freien, festen (Charakter) der Idee der Menschheit gemäßen zu erheben strebt. Zu sagen, daß der Anfangspunkt des jedem Menschen eigenthümlichen Lebens, weil wir uns von einem ursprünglichen Unterschiede der Seelen keinen bestimmten Begriff machen können, im Nervensysteme, dessen Bildung der Bildung aller übrigen Theile des Körpers vorhergehe, gelegen sei (wie Meckel in seinem deutschen Archiv für die Physiologie B. 1. Heft 1. lehrt), erklärt nicht nur nicht die unermeßliche Verschiedenheit der Individualitäten der menschlichen Natur und die besondere Beschaffenheit ihres Grundes, wie Schulze in seiner physischen Anthropologie sagt; sondern ist auch einseitig, da es nur die physische Seite der menschlichen Natur und die sinnliche des Geistes angeht. — Die Entgegensetzung oder vielmehr Unterscheidung des Idealen und des Individuellen kommt vorzüglich in der philosophischen Kunstlehre vor. Die Idee, heißt es hier, soll sich in der Kunst durch das Individuelle darstellen, mithin soll das Individuelle ideal erscheinen. Da aber der schaffende Geist des Künstlers, in welchem die Phantasie nach Ideen bildet, zwischen die Wirklichkeit und die unsichtbare Welt der Ideen gestellt zu sein scheint: so macht man von dem Standpunkte der, den Künstler betrachtenden Reflexion, gewöhnlich die Anforderung an ihn, er solle idealisiren und individualisiren, und er scheint das eine oder das andere auch wirklich zu thun, je nachdem er die innern selbstthätigen Gedanken seines Geistes in neue, eigenthümliche Formen der Sinnenwelt gießt und dieselben ausdrückt, oder mehr von außen, und durch Beobachtung der Natur und Wirklichkeit angeregt, die gegebenen Formen zur Vollkommenheit der Idee zu erheben sucht. (S. d. Art. Ideal, idealisiren.) Beides sind verschiedene Richtungen, welche die Phantasie, die Vermittlerin des Irdischen und Ueberirdischen, des Sichtbaren und Uebersinnlichen nimt, indem sie den Erfahrungen höhern Reiz, Vollendung und innere Bedeutsamkeit, dem Geistigen Form und sinnliche Anschaulichkeit, kurz den Körpern Geist, den Geistern Körper gibt. Auch finden wir Werke, deren Bedeutsamkeit auf das Individuelle beschränkt ist, worin das Charakteristische im vorzüglichen Sinn besteht. Aber der wahre Künstlergeist geht weder von dem Individuellen noch vom Idealen aus, sondern er faßt beide ungetrennt in Eins verbunden. T.

Indolenz. Empfindungslosigkeit, Unempfindlichkeit, Gefühllosigkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit. Dies sind die verschiedenen Worte und Begriffe, durch welche man die Indolenz zu erklären sucht. Wir wollen sehen, wie sie zusammenhängen. Der Mensch ist bestimmt, theils in die Außenwelt zu wirken, theils von außen Eindrücke zu empfangen, und sich in Wechselwirkung des Schaffens und Empfangens zu einem eigenthümlichen Wesen zu bilden. In dieser Wechselwirkung besteht das eigentliche Leben des Menschen. Die Fähigkeit des lebendigen Wesens, von außen Eindrücke zu empfangen, ist das Empfindungsvermögen; sie kommt jedem Menschen zu, mithin gibt es keine absolute Empfindungslosigkeit oder Unempfindlichkeit; aber sie hat verschiedene,

wiewol unbestimmbare Grade, und wir nennen daher den Mangel eines regsamen Empfindungsvermögens, oder vielmehr eine große Schwäche desselben, Empfindungslosigkeit, Unempfindlichkeit — Indolenz — Diese Schwäche ist natürlich, dann ist sie mehr physischen Ursprungs, und liegt insofern vorzüglich in einem geringen Grade der Lebenskraft und Nervenreizbarkeit, besonders der Sinnenthätigkeit, oder sie ist erworben, durch Abstumpfung der Empfindungsthätigkeit, welche durch übermäßige Anstrengung entsteht. Letztere ist mehr psychischen Ursprungs. Auch ist sie bald ausdauernd, bald nur vorübergehend. Ferner kann sie in Hinsicht der einwirkenden Gegenstände stets nur particulär sein, so lange der Mensch lebt; — je geringer aber der Kreis der auf den Menschen Eindruck machenden Gegenstände ist, desto größer die Indolenz. Ueber den Unterschied der Empfindung und des Gefühls, siehe d. Art. Gefühl. Mit Beziehung auf diese Unterscheidung können wir, was von der Empfindung gilt, gewissermaßen auch auf das Gefühl anwenden. Gefühllosigkeit, d. i. Unfähigkeit in eine innere Bewegung gesetzt zu werden, ist ebenfalls nur relativ und partikulär. Gewöhnlich entspringt sie aus einem allzumächtigen Uebergewichte des Verstandes, welcher ruhig und kalt die Gegenstände so weit zergliedert, daß er den Eindruck derselben verliert, oder durch einseitige Richtung des Handelns auf eine beschränkte Sphäre; so z. B. ist der Kanzleidirector Löwe, in Kotzebue's Epigramm, im höchsten Grade indolent. Da nun, wer ein schwaches Gefühlsvermögen hat, weder von den Gefühlen der Lust noch Unlust (denn dies sind die Hauptarten des Gefühls), leicht, schnell oder stark bewegt wird, dieser Zustand aber in Beziehung auf besondere einwirkende Gegenstände Gleichgültigkeit genannt wird, so sehen wir, wie Indolenz mit Gleichgültigkeit, die ebenfalls nur relativ und partikulär sein kann, verbunden ist. In wiefern nun ein hoher Grad der geistigen Lebensthätigkeit auch nothwendig mit einem hohen Grade von Kraft und Regsamkeit im Handeln, und ein niederer Grad dagegen von Trägheit und Unentschlossenheit begleitet ist, ferner lebhafte Empfindungen und Gefühle, als das Erzeugniß der Einwirkung auch eine lebhafte Rückwirkung in die Außenwelt, ein geringer Grad der Einwirkung dagegen auch eine schwächere Rückwirkung, ein unkräftigeres Wirken in die Außenwelt zu erzeugen pflegen: so wird Indolenz auch Trägheit genannt, und steht mit ihr in genauer Verbindung. Besonders zeigt sich die Indolenz dann, wenn man bei Gegenständen ungerührt bleibt, welche leicht jedes menschliche Herz wegen ihrer Beziehung auf die gegenseitigen Verhältnisse der Menschen ergreifen müssen, namentlich Gegenstände, welche sonst ein Mitgefühl zu erwecken pflegen; z. B. der Tod geliebter Verwandten. Hier findet aber oft große Täuschung Statt, indem das wahre Gefühl oft weniger rasch im Ausdruck, aber desto tiefer und anhaltender ist.

Indossiren, Indossement. Indossiren heißt einen Wechsel, entweder zum Einkassieren oder auch als Eigenthum, an einen Andern übertragen, und ist mithin gleichbedeutend mit Giriren (s. d.) Es geschieht, indem der Inhaber des Wechsels auf die Rückseite desselben die Worte schreibt: Für mich an die Ordre N. N. — Der Uebertragende heißt Indossant, der Andere Indossat oder Indossator.

Induction (in der Logik) der Schluß von dem Besondern auf das Allgemeine. Die ordentlichen Schlüsse pflegen sonst alle vom Allgemeinen auf das Besondere zu gehen, und gebraucht zu werden, wo die Universalerkenntniß früher vorhanden ist, als die Specialerkenntniß; sie geben logische Gewißheit, dagegen jene nur empirische Wahrschein-

lichkeit gewähren. Unter Specialkenntniß wird nämlich Alles verſtanden, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten iſt, es mögen untergeordnete Begriffe oder Fälle (Reſpectus) ſein, welche unter dem allgemeinen Begriffe gedacht, oder worauf derſelbe bezogen werden kann. Wenn nun in dem, was unter einem Begriffe (Subjecte) enthalten, der Grund anzutreffen iſt, warum man ein Prädicat mit dieſem Subjecte zu verbinden die Befugniß hat: ſo nennt man dies eine Induction. Dasjenige, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten iſt, ſchließt entweder noch immer allgemeine Begriffe in ſich, oder es ſind einzelne Fälle. Im erſtern Falle geht dann der Schluß zwar vom Allgemeinen aus, aber auf Etwas, das noch allgemeiner iſt. Wenn z. B. die Aufgabe wäre: Welche Regierungsform die beſte ſei, u. dergl.: ſo iſt dieſe Aufgabe etwas Allgemeines, die Univerſalerkenntniß, auf welche zu ſchließen aufgegeben wird. Bei dem erſten Anblick dieſer Frage iſt es uns gleich natürlich, an einen oder mehrere Fälle zu denken, in welchen das Prädicat von dem Subjecte könne geſagt werden. Wollten wir nun aber einen ſolchen Fall beweiſen, ſo würde es nicht hinlänglich ſein, einen Satz aus den möglichen Fällen anzunehmen und ihn direct zu beweiſen, geſetzt auch, daß dieſes Verfahren anwendbar wäre. Denn man will ja überdies noch wiſſen, ob unter allen Fällen keiner weiter Statt finde, und ob dieſer Fall der einzige ſei. Folglich muß die Specialkenntniß vollzählig ſein. Da nun die untergeordneten Glieder immer noch allgemeine Begriffe ſind, wie z. B. die Art der Regierungsform, nämlich Monarchie, Demokratie, Ariſtokratie u. ſ. w.: ſo geht eine ſolche Induction freilich vom Allgemeinen aus, endigt ſich aber in einem noch Allgemeinern, und kann mithin mit Recht a priori heißen. Sind es jedoch einzelne exiſtirende Dinge, oder Fälle, die die Specialerkenntniß ausmachen: ſo heißt es eine inductio a posteriori. Dieſe wird auch von Einigen inductio primaria genannt. Eine Induction iſt ferner entweder vollſtändig oder unvollſtändig, je nachdem man darthun kann, daß die ganze Sphäre des Hauptbegriffs, woraus geſchloſſen werden ſoll, erſchöpft, und kein Fall überſehen worden iſt, oder nicht. Bei der vollſtändigen Induction kommt es nicht darauf an, ob, wie mehrentheils geglaubt worden iſt, man ein und daſſelbe Prädicat gerade bei allen untergeordneten Begriffen wahrgenommen hat. Dies kann freilich geſchehen ſein. Iſt aber auch das Gegentheil vorhanden: ſo bleibt die Induction dennoch vollſtändig, vorausgeſetzt, daß nur alle Fälle, in welchen die allgemeine Idee vorkommen kann, aufgeſucht worden ſind. Die inductio primaria, welche ſelten vollſtändig ſein kann, gibt bloß empiriſche Erkenntniſſe, die nur auf vergleichende Allgemeinheit Anſpruch machen können. Auch die Mathematik muß hier und da zu den Beweiſen durch Induction ihre Zuflucht nehmen.

Indulgenz. S. Ablaß.

Indult iſt, in kirchlichem Sinne, mit Indulgenz und Ablaß gleichbedeutend. In den Rechten bedeutet es die Friſt, die Jemanden zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verſtattet, dann auch insbeſondere die Urkunde, die von der Behörde einem Schuldner auf ſein Anſuchen unter gewiſſen Umſtänden ausgeſtellt wird, um ihn auf eine darin angegebene Zeit vor den Verfolgungen ſeiner Gläubiger zu ſchützen, ein Anſtandsbrief, Moratorium. (S. letzteres.)

Induſtrie, Induſtrielle Production, (in der Staatswirthſchaft) iſt diejenige Kraftäußerung, welche einen Urſtoff, ein rohes Erzeugniß, in eine andere Geſtalt umwandelt, wodurch daſſelbe entweder überhaupt erſt zu einem Genußmittel wird, oder wenigſtens die Ei-

genschaft eines andern, neuen, Genußmittels erhält. Ob die Neuheit der Gestalt in der Veränderung des einzelnen Urstoffs, oder in der Zusammensetzung mehrerer Urstoffs-Theile bestehe, ist in dieser Hinsicht gleichgültig, und hat auf den Begriff der industriellen Production durchaus keinen Einfluß, ihr Wesen beruht lediglich darauf, daß die Genießbarkeit überhaupt, oder diese Gattung von Genießbarkeit ausschließlich, aus der neuen Form hervorgehe. Hieraus ergibt sich, daß darunter begriffen sind: 1. Künste, 2. Fabriken und Manufakturen, 3. Gewerbe und Handwerke. Die staatswirthschaftliche Schule der Physiokraten (S. d. Art.) spricht den Künsten, Fabriken und Gewerben die Eigenschaft der Productivität gänzlich ab, jedoch mit Unrecht; denn in dem Nationalhaushalte heißt produziren nichts anders als: einen Werth schaffen (S. Production), die industrielle Production aber schafft wirklich neue Werthe, indem sie theils Urstoffe, welche in ihrer rohen Gestalt nicht brauchbar waren, durch Verwandlung der Urgestalt in eine Form zum Gebrauch bringt, theils selbst die Erzeugung von dergleichen Urstoff bewirkt, welche außerdem nothwendig unterblieben wäre. Die Staatsverwaltung kann auf vielfache Weise die industrielle Production befördern, z. B. durch Herbeiziehung geschickter Ausländer, durch Belohnungen und Auszeichnungen, durch Unterrichtsanstalten, öffentliche Ausstellungen, zweckmäßige Einrichtung des Zunft- und Innungswesens u. s. w. Fast in allen Ländern hat die industrielle Production weit häufiger die Sorge der Regierung auf sich gezogen, als die Urproduction. Der Grund hiervon ist folgender. Der durch die industrielle Productivkraft verwandelte und veredelte Urstoff spricht die sinnliche Genuß-Empfänglichkeit am nächsten an; nur in dieser Gestalt und Form kann es jene Empfänglichkeit befriedigen und die Bequemlichkeiten des genußreichen Lebens gewähren; natürlich hält sich daher der Sinnenmensch zunächst an diese Erzeugnisse, und heftet sich an deren Vermehrung und Veredelung, unbekümmert um den Urstoff, aus dem dieselben doch allein hervorgehen können. Dies war Colbert's Ansicht, dies die Ansicht der meisten Regierungen; wenige derselben haben sich daher mit der Beförderung des Landbaues nach weisen Grundsätzen, fast alle, oft selbst auf unmittelbare Staats-Unkosten, und auf Kosten der Urproduction mit der Fabrication beschäftigt. K. M.

Ines de Castro. Der Infant Pedro, Sohn Alfonso IV. Königs von Portugal, hatte nach dem Tode seiner Gemahlin Constantia (1344), sich mit seiner Geliebten, Ines (Agnes) de Castro, die von castilischem Königsstamme entsprossen war, von welchem auch Pedro von mütterlicher Seite abstammte, heimlich verbunden. Als er nun alle Vorschläge zu einer neuen Vermählung standhaft verwarf, durchschaute der Argwohn das Geheimniß, und die Neider der schönen Ines befürchteten, es möchten ihr Bruder und ihre Verwandten des einstigen Königs ausschließende Gunst gewinnen. Der alte König ward von den hinterlistigen Rathgebern, Diego Lopez Pacheco, Pedro Coelho und Alvaro Gonsalvez leicht eingenommen. Sie theilten ihm ihren Argwohn über jenes Verhältniß mit, und erweckten in ihm die Besorgniß, daß diese Verbindung seinem unmündigen Enkel, Ferdinand, (dem Sohne Pedro's von seiner verstorbenen Gemahlin) leicht nachtheilig werden könnte. Alfonso fragte seinen Sohn, ob er mit Ines vermählt sei. Pedro wagte es nicht, seinem Vater die Wahrheit zu gestehen, noch weniger konnte er des Königs Befehl gehorchen, seiner Geliebten zu entsagen und sich mit einer Andern zu vermählen. Alfonso pflog von neuem Rath mit seinen Günstlingen, und es ward beschlossen, die unglückliche Ines zu

tödten. Die Königin Beatrix, des Infanten Mutter, welche von dem grausamen Entschlusse Kunde erhielt, warnte ihren Sohn. Pedro aber, den Wink seiner Mutter und selbst die Warnung des Erzbischofs von Braga verschmähend, meinte, man habe nur, um ihn zu schrecken, das drohende Gerücht erfunden. Alfonso trug indeß den harten Entschluß mit sich herum, und als sich Pedro einst entfernt hatte, um einige Tage der Jagd zu leben, eilte der König nach Coimbra, wo Ines mit ihren Kindern im Kloster der heiligen Clara wohnte. Erschrocken vernahm die Unglückliche Alfonso's Ankunft; aber sich fassend, trat sie vor ihn hin, warf sich mit ihren Kindern zu seinen Füßen, und bat mit Thränen um Gnade und Erbarmung. Alfonso, gerührt durch diesen Anblick, hatte nicht den Muth, die grausame That zu vollführen. Als er sich aber entfernt hatte, gelang es seinen bösen Rathgebern leicht, den erhaltenen Eindruck wieder auszulöschen, und er gab ihnen Erlaubniß, den beschlossenen Mord zu vollziehen. Dieser erfolgte noch in derselben Stunde; Ines erlag unter den Dolchen ihrer Feinde. Ihr Leichnam ward in jenem Kloster (1355) begraben. Pedro war außer sich, als er die schreckliche Bothschaft empfing. Er empörte sich wider seinen Vater, und es würden blutige Auftritte erfolgt sein, wenn es nicht der Königin und dem Erzbischof von Braga gelungen wäre, Vater und Sohn zu versöhnen. Pedro erhielt manche Vorrechte, wogegen er eidlich versprochen haben soll, sich an den Mördern seiner Geliebten nicht zu rächen. Zwei Jahre darauf starb König Alfonso; noch vor seinem Tode gingen, auf seinen Rath, jene drei Männer, auf welchen die schwere Blutschuld lastete, aus dem Reiche, um in Castilien ihre Sicherheit zu suchen. Hier herrschte damals Peter der Grausame, vor dessen furchtbarer Strenge einige edle Castilianer nach Portugal entflohen waren. Er ließ dem Könige von Portugal den Antrag machen, diese Flüchtlinge gegen die Mörder der unglücklichen Ines auszuwechseln. Pedro ließ die Castilianer ergreifen und ausliefern, und erhielt dagegen Pedro Coelho und Alvaro Gonsalvez, indem der dritte Mörder, Pacheco, noch Zeit gehabt hatte, nach Arragon zu entfliehen. Der König ließ die Mörder vor seinen Augen peinigen, um ihre Mitschuldigen zu erforschen, dann Beiden das Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Asche in die Luft streuen (1360). Zwei Jahre später berief er die Ersten seines Reichs nach Cataneda, und erklärte durch einen feierlichen Eid auf das Evangelium, er habe nach dem Tode seiner Gemahlin Constantia, kraft päpstlicher Erlaubniß, sich mit Ines de Castro zu Braganza trauen lassen, und zwar in Gegenwart des Erzbischofs von Guarda und eines seiner Hofbeamten, Stephan Lobato. Darauf ging Pedro nach Coimbra. Der Erzbischof und Lobato mußten des Königs Wort bekräftigen, und es ward die päpstliche Urkunde, worauf der König sich bezogen, öffentlich verkündet. Der König ließ den Leichnam seiner geliebten Ines aus dem Grabe heben, und mit dem königlichen Gewande und einer Krone geschmückt auf einen Thron setzen, dem alle Großen des Reichs sich nahen mußten, um den Saum des Gewandes zu küssen, und der Königin nach dem Tode die Huldigung zu leisten, die sie im Leben nicht hatte empfangen sollen. Darauf ward die Leiche auf einem Trauerwagen nach Alcobaza geführt. Der König, die Bischöfe, die Großen und Ritter des Reichs begleiteten den Zug zu Fuß, und der ganze, 17 Meilen lange Weg von Coimbra bis Alcobaza, war von vielen Tausenden, die brennende Fackeln hielten, auf beiden Seiten besetzt. In Alcobaza ward ihr ein prächtiges Grabmahl von weißem Marmor errichtet, auf welchem ihr Bild mit der Königskrone

auf dem Haupte zu sehen war. Die Geschichte der unglücklichen Ines hat mehrern Dichtern verschiedener Völker Stoff zu Trauerspielen gegeben (unter den Deutschen dem Grafen v. Soden); am schönsten aber hat die Muse der portugiesischen Dichtkunst selbst sie durch den Mund Camoens verewigt, in dessen berühmter Lusiade die Geschichte ihrer Liebe eine der herrlichsten Episoden bildet. R

Infamie (aus dem Lateinischen) Ehrlosigkeit, Verlust der bürgerlichen Ehre, oder derjenigen, welche Jemand als Staatsbürger genießt. Diese kann in einer rechtlichen Verfassung nur durch gesetzwidrige, den Bürger wahrhaft entehrende Handlungen verloren gehen, und als Folge dieses Verlustes muß sie den Verlust der Staatsämter und Würden, die Unfähigkeit, ein vollgültiges Zeugniß abzulegen, nothwendig nach sich ziehen. Hie und da geht mit der bürgerlichen Ehre auch die Lehnsfähigkeit, ein Theil des Erbrechts, in gewissen Fällen auch Standesrechte, das Recht, gewisse Gewerbe zu treiben, ja selbst das Recht eines sogenannten ehrlichen Begräbnisses u. s. w. verloren. Infam, ehrlos, insbesondere der bürgerlichen Ehre verlustig. Infamia notatus wird von demjenigen gesagt, der wegen gesetzwidriger Handlungen für ehrlos erklärt ist. Cum infamia relegirt werden, heißt so viel, als mit Schimpf und Schande, oder mit Verlust der Ehre, von hohen Schulen verwiesen werden. Infamation, das Ehrlosmachen. Infamiren, unehrlich machen, für ehrlos erklären; auch verläumden, verlästern, verschreien.

Infant (aus dem Lateinischen; wörtlich das Kind), ist der Titel, den in Portugal und Spanien vorzugsweise die Prinzen des königlichen Hauses, mit Ausnahme der Kronprinzen, erhalten. Sämmtlichen Prinzessinnen wird an gedachten Höfen der Titel Infantin beigelegt.

Infantado (Herzog von), Grand von Spanien der ersten Klasse, ward unter den Augen seiner Mutter, einer Fürstin von Salm-Salm, in Frankreich erzogen. Im Kriege 1793 warb er in Catalonien ein Regiment auf seine Kosten. Der Prinz von Asturien schloß sich ihm näher an, weil der Herzog sich von dem Günstling des Königs, Goboi, entfernt hielt. Dieser wirkte daher 1805 einen Befehl aus, nach welchem der Herzog Madrid verlassen mußte. Hierauf trat er 1807 mit dem Prinzen (S. d. Art. Ferdinand VII.) in engere Verbindung, und ward von ihm zum Generalcapitän von Neu-Castilien bestimmt. Dies verwickelte ihn in den Prozeß vom Escurial, wo der Generalprokurator des Königs auf die Todesstrafe gegen den Herzog und Escoiquiz antrug, die man aber bei den Gesinnungen des Volks und bei der Verwendung des französischen Gesandten, Beauharnois, nicht auszusprechen wagte. 1808 begleitete der Herzog den König Ferdinand VII. nach Bayonne, wo er umsonst für die Erhaltung der Dynastie der Bourbons auf dem spanischen Throne thätig war. Er unterzeichnete zwar am 7. July 1808 die Constitution, welche Buonaparte in Bayonne für Spanien bestimmt hatte, und trat als Oberster in die Garden des Königs Joseph; allein bald legte er seine Stellen nieder, und foderte die Nation auf, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, weßhalb ihn Buonaparte den 12. Nov. 1808 als einen Verräther ächtete. 1809 befehligte er ein spanisches Armeecorps, ward aber von Sebastiani zweimal geschlagen. Ungeachtet seiner Tapferkeit, verlor er das Vertrauen der obersten Junta, die ihm den Oberbefehl nahm, ihn auch in der Folge nicht wieder anstellte. Er ging daher nach London, wo er, nachdem ihn die Cortes 1811 zum Präsidenten des Regentschaftsrathes von Spanien und Indien ernannt hatten, eine außerordentliche Sendung an den Prinz Regenten

übernahm. Im Juni 1812 kam er nach Cadix zurück. Von hier begab er sich 1813, als die Franzosen abgezogen waren, nach Madrid, mußte aber bald nachher, auf Befehl der Junta, diese Stadt verlassen; weil er zu den Häuptern derjenigen Partei gehörte, die man Serviles nannte. Allein Ferdinand VII. berief den Herzog zu sich, ernannte ihn zum Präsidenten des Raths von Castilien, und behandelte ihn mit vorzüglicher Gunst. Nach der Wiederherstellung der Constitution im März 1820 legte er seine Stellen nieder, und zog sich auf sein Landgut bei Madrid zurück.

Infanterie. In Bezug auf den wahrscheinlichen Ursprung dieser jetzt allgemeinen Benennung des Fußvolks in den Kriegsheeren, erzählt man folgende Anekdote. Eine spanische Prinzeßin (Infantin), welche erfuhr, daß ihres Vaters Heer von den Mauren geschlagen war, versammelte eine große Anzahl Fußleute, deren alleiniger Gebrauch zum Kriegsdienst damals unbekannt war. Sie zog an der Spitze dieser Conscription gegen den Feind und trug einen glänzenden Sieg davon; zum bleibenden Andenken dieser Waffenthat, nannte man das spanische Fußvolk Infanterie, und es ging, da Spaniens Militäreinrichtungen lange andern Völkern ein Vorbild waren, dieser Name auch auf Fußvolk andrer Nationen über.

Inferien, (inferiae) Todtenopfer, welche den unterirdischen Gottheiten für die Seele des Verstorbenen gebracht wurden, woraus vielleicht die Exequien in der christlichen Kirche entstanden sind.

Infinitesimalrechnung oder Analysis des Unendlichen (Fluxionenrechnung der Engländer, Théorie des fonctions analytiques der Franzosen) begreift denjenigen Theil der reinen Mathematik, welcher die Lehre von den veränderlichen Größen (Theorie der ursprünglichen und abgeleiteten Functionen) enthält. Es werden die Änderungen, sogenannte Differenzen dieser Größen, hier aber als unendlich klein, oder als verschwindend, in Vergleich mit andern endlichen Größen, gedacht. Der Theil der Infinitesimalrechnung, welcher diese unendlich kleinen Änderungen (das Differenzial einer endlichen Größe, welche auf eine bestimmte analytische Weise von einer andern hinwiederum abhängig, oder als Function derselben gegeben ist,) finden lehrt, wird Differenzialrechnung genannt. Wenn eine Größe um ein gewisses Increment wächst: so muß offenbar auch diese andere von ihr abhängige und durch sie gegebene wachsen. Dieses Wachsthum, oder sogenannte Differenz, kann in jedem Falle mit Hülfe der Analysis des Endlichen gefunden werden, und man hat in dieser Differenzreihe nur die spätern, als unendlich kleiner gegen das erste, verschwindenden Glieder zu unterdrücken, um die Differenz in das sogenannte Differenzial zu verwandeln. Wenigstens stellt die ältere Analysis das Verfahren unter diesem Gesichtspunkte dar; dagegen gelangen die neuesten Geometer, besonders Lagrange (in der berühmten Théorie des fonctions analytiques) von ganz andern Ansichten ausgehend, auf einem weit leichteren Wege zum Ziele. Dagegen lehrt nun umgekehrt die Integralrechnung aus dem gegebenen Differenzial die veränderliche Größe selbst oder das Integral, und aus der gegebenen Differenzialgleichung die Gleichung zwischen den veränderlichen selbst, aus der jene entstanden war, zu finden, oder zu integriren. Die Infinitesimalrechnung findet überall bei Vergleichung von ungleichartigen Größen ihre Anwendung, wo die eine nicht geradezu als Maß der andern angesehen werden kann; sondern nur näherungsweise, bis auf eine unendlich kleine Größe, oder bis zu

einer gewissen hin, (weswegen die Differenzialrechnung auch wol als die Lehre von den Gränzverhältnissen erklärt wird) als der andern gleich, oder als in ihr enthalten, gedacht werden kann; wie z. B. in der Geometrie bei Vergleichung des Kreises mit der geraden Linie, überhaupt der krummen Linien mit den geraden, der krummen Flächen mit den ebenen Flächen u. s. w., in der Mechanik bei Bestimmung der Geschwindigkeit der Bewegung, u. a. m.

Influenza, (von influentia, der Einfluß) eigentlich jede epidemische Krankheit, die von allgemeinen äußern Einflüssen (s. dies. Art.) der Witterung herrührt. Insbesondere hat man oft eine eigene katarrhalisch-rheumatische Krankheit so benennt, die im Frühling oder im Herbst ganze Länderstriche durchwandert, und zuweilen leicht, zuweilen mit gefährlichen Zufällen verbunden ist. So hat man z. B. mehrmals ein von Osten nach Westen, oder vom Norden nach dem Süden, aus dem östlichen Rußland nach Polen, Preußen, Deutschland, bis Frankreich und Holland wanderndes Katarrhalfieber mit Brustzufällen und Nervenzufällen, mit diesem Namen belegt. 1800 herrschte eine solche Influenza, die auch 1782 bemerkt worden war. Sie erstreckte sich von Rußland aus, auf dem schon bemerkten Striche, bis Deutschland. Die Krankheit befiel Jeden unvermuthet, und war gleich anfänglich mit mehr oder weniger heftigem Schnupfen und einem gewöhnlich sehr angreifenden Husten, mit drückenden Kopfschmerzen, Leibesverstopfung und Fieber begleitet. Bei Einigen erschien blutiger Auswurf, bei Andern litt der Magen zugleich. In Königsberg war die Krankheit (1782) so allgemein, daß die Geschäfte bei den Collegien darunter litten, und von der Garnison die Wachen nicht hinlänglich besetzt werden konnten. Auch diejenigen, welche sonst den Katarrhen nicht unterworfen waren, wurden diesmal damit befallen; während diejenigen, deren Brust schon etwas schwächlich war, theils heftig erkrankten, theils mehrere Rückfälle erlitten, theils auch wol in Lungenentzündungen verfielen. Bei Andern erschienen nach ihrer eigenthümlichen Anlage, auch noch andere Zufälle, z. B. Hämorrhoiden, Durchfälle, Augenentzündungen, Brustkrämpfe, Gliederschmerzen, besonders ein eigenes schmerzhaftes Ziehen in den Gliedern. Der Influenza 1800 war noch das schnelle Sinken der Kräfte eigenthümlich. Innerhalb zwei bis drei Tagen, wenn auch das Fieber nicht gar zu heftig gewesen war, fanden sich die Kranken so kraftlos, daß sie beim Aussteigen aus dem Bette mit Schwindel befallen wurden, und sich ohne Hülfe nicht auf den Füßen erhalten konnten. H.

Inful (lat. infula) hieß bei den alten Römern der breite, weißwollene Hauptschmuck, in welchem Priester, Vestalinnen, Bittende, ja selbst Opferthiere erschienen; weil man die Verhüllung des Kopfes für ein Zeichen der Demuth ansah. Zu einem Zeichen der Würde brauchten späterhin die kaiserlichen Statthalter diese Kopfbedeckung, und als solches wurde sie auch im 7. Jahrh. von den Bischöfen der katholischen Christenheit angenommen, welche noch jetzt die Bischofsmütze, die man bei großen Feierlichkeiten auf ihrem Haupte, sonst aber immer abgebildet auf ihrem Wappen erblickt, Inful nennen. Sie besteht aus zwei großen, oberwärts spitz zulaufenden Blättern, eins vorn, das andere hinten, so daß sie in der Mitte hohl ist. Die Blätter sind von Blech oder Pappe, mit weißem Seidenzeuge überzogen, und das vordere sieht man mit einem Kreuze geziert. Infuliren, zum Bischof erklären, und mit der Inful schmücken, ist ein Vorrecht des Pabstes, der auch bisweilen die Aebte ausgezeichneter Klöster mit der Inful beehrt, die daher infulirte Aebte heißen.

Infusions-Thierchen, oder Infusions-Würmer, heißen alle diejenigen in den Flüssigkeiten sich erzeugenden Geschöpfe, welche dem bloßen Auge unsichtbar sind, und nur mit dem Mikroskop gesehen werden können. Eigentlich müßte man, da das Wort Infusion einen Aufguß oder die Aufgießung bedeutet, nur solchen Würmern diesen Namen beilegen, welche sich erzeugen, wenn man Wasser oder andere Flüssigkeiten auf animalische oder vegetabilische Körper gießt und eine Zeitlang stehen läßt. Die Infusions-Würmchen machen die fünfte und letzte Ordnung in der Klasse der Würmer aus, und beschließen zugleich das ganze Thierreich. In neuern Zeiten hat sich die Anzahl derselben sehr vermehrt, ob uns gleich ihre eigentliche Entstehung, Ausbildung und Lebensart noch ganz unenthüllt ist. Alle stehende Gewässer, mancherlei thierische und vegetabilische Säfte, die Samenflüssigkeit der Menschen und Thiere, der Schleim der Gedärme u. s. w. sind von diesen Thierchen belebt. Viele scheinen nur durchsichtige belebte Bläschen zu sein; an andern erblickt dagegen das bewaffnete Auge Anhängsel, welche Schwänzen gleichen. Meistens bewegen sich diese Thierchen sehr lebhaft und nach allerlei Richtungen. Auch scheinen sie Empfindungen zu haben; denn sie fliehen, wenn ihnen etwas Widriges aufstößt, und ziehen sich, wenn die Flüssigkeit, in der sie leben, auszutrocknen anfängt, nach feuchten Stellen. Viele sterben sogleich, wenn sie ins Trockne kommen, ohne wieder aufzuleben; andere dagegen können Jahre lang eingetrocknet liegen, und leben wieder auf, wenn sie befeuchtet werden; ja, man behauptet sogar, daß manchen die Hitze des siedenden Wassers, so wie die stärkste Kälte nichts schade. Einige dieser Würmer entstehen durch Theilung; andere pflanzen sich durch Eier oder lebendige Junge fort. Es sind davon bis jetzt etwa funfzehn Geschlechter bekannt, die beinahe an zweihundert Gattungen enthalten. Die wichtigsten davon heißen: die Schildpolypen, Afterpolypen, Haarpolypen, Beutelwürmer, Flaschenwürmer, Aalwürmer ꝛc.

Ingenhouß, Johann, ein berühmter Naturforscher, wurde 1730 in Breda geboren. Nachdem er er in seiner Vaterstadt eine Zeit lang als praktischer Arzt gelebt, ging er nach London, wo sich für seine wissenschaftlichen Bestrebungen ein größeres Feld zeigte. Er wurde von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zum Mitglied aufgenommen, und von dem Präsidenten derselben, dem berühmten Pringle, mit besonderem Wohlwollen beehrt. Die Kaiserin Maria Theresia hatte um diese Zeit das Unglück, zwei ihrer Kinder an den natürlichen Blattern zu verlieren und dies brachte sie zu dem Entschluß, die übrigen impfen zu lassen, ein damals noch neues Schutzmittel. Der Oesterr. Gesandte in London erhielt den Auftrag, dafür einen englischen Arzt zu wählen, und diese Wahl fiel, auf Pringle's Empfehlung, auf Ingenhouß, der nun nach Wien reisete, die leichte Aufgabe glücklich löste, dafür aber mit Ehren und Geschenken überhäuft wurde. Er verweilte längere Zeit in Wien, machte dann verschiedene große Reisen, ließ sich aber in England nach Beendigung derselben häuslich nieder, und starb in der Nähe von London im J. 1799. Man besitzt von Ingenhouß eine große Anzahl Abhandlungen über Gegenstände der Naturkunde, und ist diese Wissenschaft mit mehreren wichtigen Entdeckungen wahrhaft von ihm bereichert worden.

Ingenieurkunst, (Kriegsbaukunst), ein wichtiger Theil der Kriegskunst, welcher darin besteht, daß man durch zweckmäßige, künstlich erhöhete Benutzung des Bodens, bei übrigens gleichen, oder selbst geringern Streitkräften, den besetzten Boden auf längere Zeit gegen den Feind zu vertheidigen und zu behaupten vermag. Dieses Übergewicht

wird erhalten durch Verschanzung, d. i. durch Deckung der Menschen und des Geschützes gegen das feindliche Feuer, mittelst aufgeworfener Erdmassen, (der sogenannten Brustwehren) oder auch mittelst bombenfester Gewölbe, (der Kasematten oder kasemattirter Batterien) durch ein den Feind beherrschendes und zugleich rasirendes Feuer, (indem man die hochgelegenen Punkte des Bodens besetzt) durch ein mehrfaches, sich kreuzendes Feuer, besonders an den vorspringenden, dem Angriffe des Feindes am meisten ausgesetzten Punkten (welches dadurch möglich wird, daß man nicht in einer geraden, sondern in einer gebrochenen, einen und zwei auswärts gehende Winkel bildenden Linie Truppen und Geschütz aufstellt, in welchem Falle dann jede Linie der Verschanzung wieder durch eine andere flankirende Linie, die so viel als möglich einen rechten Winkel mit jener bilden muß, vertheidigt wird); ferner durch natürliche oder künstliche Hindernisse, um den Feind bei seinem Angriffe länger unter dem Feuer aufzuhalten, wie durch Gräben, Pallisaden, Sturmpfähle, spanische Reuter, Hecken, Verhaue, Wolfsgruben, Eggen, Fußangeln u. s. w., durch Minen, und endlich durch mehrere geräumige und zweckmäßig gelegene Ausgänge, um den durch obige Mittel abgeschlagenen Feind schnell verfolgen zu können. Auf einer weisen Vereinigung aller dieser Vertheidigungsmittel, auf der Verbindung eines starken Profils (d. i. gehöriger Höhe und Dicke der Brustwehr, und Tiefe und Breite des vor ihr liegenden Grabens, welcher die Erde zu jener hergibt), mit einem guten Grundriß (dem äußern Umriß der Verschanzung), beruhet dann die Befestigungskunst, welche, nach ihrem verschiedenen Zwecke, (je nachdem man nur den Boden, welchen ein Posten, ein einzelnes Corps, oder ein ganzes Heer auf einige Zeit besetzt hält, gegen die Angriffe, oder je nachdem man einen ganzen Landesstrich gegen die Einfälle des Feindes vertheidigen will), in die Feldbefestigungs- oder Verschanzungskunst (fortification passagère) und in die Royalbefestigungskunst (fortification royale) eingetheilt wird. Letztere unterscheidet sich von ersterer bloß durch die größere Dauerhaftigkeit und Festigkeit, welche sie haben muß, um den lange fortgesetzten und mit Muße wiederholten Angriffen des Feindes sowol, als der Zeit, zu trotzen, also durch ein viel stärkeres Profil und durch Vervielfältigung der Vertheidigungslinien, von denen die innern immer die äußern beherrschen müssen. Aber es ist nicht genug, daß die Verschanzung oder Festung gut angelegt ist, sie muß auch durch zweckmäßige Stellung und Anordnung des Geschützes, der Mannschaft, schnelle Wiederherstellung des eben entstandenen Schadens und durch alle übrigen Hülfsmittel geschickt vertheidigt werden. Die Ingenieurkunst lehrt ferner die Art, Verschanzungen und Festungen anzugreifen und zu bezwingen, und verfährt dabei theils nach ähnlichen, theils nach entgegengesetzten Regeln; weil es darauf ankommt, zugleich die Befestigung des Feindes zu zerstören, und während der Zeit den angreifenden Theil vor den Hindernissen und Vernichtungsmitteln, welche der Belagerte anwenden kann, zu schützen. Jede Belagerung und jede Vertheidigung irgend eines befestigten Platzes muß durch einen Ingenieur-Officier geleitet werden. Außerdem gehören zur Ingenieurkunst noch eine Menge von Hülfswissenschaften, als: eine allgemeine Kenntniß des Geschützes, und vorzüglich seiner Wirkungen, Pontonnierwissenschaft, so wie alle Kriegswissenschaften überhaupt: ferner Geodäsie und Architektur, und insbesondere auch die Meßkunst; daher auch nicht bloß der der Kriegsbaukunst Beflissene, sondern jeder Feld- oder Landmesser Ingenieur genannt wird. L.

Digitized by Google

Inhalt iſt der Begriff deſſen, was in einem wirklichen oder gedachten Gegenſtande enthalten iſt, und wird dem Umfange oder der Form entgegengeſetzt, z. B. der Inhalt eines Maßes, eines Buches, eines Briefes, eines Gedankens ꝛc. In der Mathematik iſt Inhalt der Verhältnißbegriff, wenn eine Größe durch eine andere ausgedrükt wird. So beſtimmt man den Inhalt einer Zahl nach einer andern als Einheit, einer Länge nach Ruthen, Fuß, Zoll ꝛc., einer Fläche nach Quadraten, eines Körpers nach Würfeln, der Zeit nach Jahren, Monaten, Tagen, Stunden ꝛc. M. L.

Injurie, eine Ehren-Kränkung, oder überhaupt jede unbefugte Handlung, wodurch die Rechte eines andern in Anſehung der Ehre und des guten Namens vorſätzlich verletzt werden. Da alle Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft mit einander im Friedenszuſtande leben: ſo darf nemlich keiner den andern an ſeinem Beſitzthum oder ſeiner Ehre ſchädigen. Der Begriff einer Ehrenkränkung iſt aber ſehr verſchieden. Nach einigen Geſetzgebungen findet eine ſolche nur dann ſtatt, wenn der Angeklagte den andern etwas beſchuldigt, was durch die Geſetze verboten iſt, z. B. er ſei ein Dieb, — ein Ehebrecher. Eine Beſchuldigung wegen etwas, was nicht durch die Geſetze verboten — z. B. er ſei ein Säufer, iſt noch keine Ehrenkränkung. In andern Geſetzgebungen wird der Begriff der Injurien aber weiter ausgedehnt. Iſt die Injurie in Druckſchriften gemacht worden, ſo gehört ſie zu den Vergehen der Preſſe. S. den Art. **Preß-Vergehen**.

Inka, ſ. Peru.

Inkunabeln, wofür man auch bisweilen die Worte Paläotypen, Erſtlingsdrucke, Druckerſtlinge oder alte Drucke braucht, iſt die in Deutſchland üblichſte Benennung derjenigen Bücher, welche ſeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt bis zum Jahre 1500 gedruckt worden ſind. Der Name ſtammt von dem lateiniſchen Worte incunabula, welches eine Wiege und dann überhaupt auch jeden Anfang oder Urſprung bedeutet, und Peignot erklärt ihn daher recht gut durch editions, qui touchent au berceau de l'imprimerie. Am richtigſten beſchränkt man den Begriff der Inkunabeln bis auf die oben angegebene Periode; weil bis zu dieſer Zeit die Technik der Buchdruckerkunſt in ihren Haupttheilen vollkommen ausgebildet war, und daß Panzer ſein Werk bis zum Jahre 1536, Maittaire das ſeinige noch weiter fortführte, kann gegen dieſe Beſchränkung keinen Beweis liefern; da beide Gelehrte mehr die Geſchichte der Buchdruckerkunſt überhaupt, als bloß die beſondere der eigentlichen Inkunabeln im Auge hatten. Ihre Kenntniß iſt deſto wichtiger; weil ſie die zuverläſſigſten Urkunden und oft die einzigen Quellen für die ſpeciellere und detaillirtere Geſchichte der Buchdruckerkunſt ſind; aber ungeachtet der zahlreichen und verdienſtlichen Bemühungen der ausgezeichnetſten Bibliographen bieten ſie noch immer ein weites Feld zu den intereſſanteſten Forſchungen dar. Das Meiſte von dem, was bisher für ihre Kenntniß geſchehen, dient mehr dazu, vorerſt eine Überſicht des Vorhandenen zu erlangen; für ihre ſpeciellere Charakteriſtik und gegenſeitige Vergleichung iſt noch unendlich viel zu thun übrig. Außerdem ſind viele derſelben, theils für die Kunſtgeſchichte durch die beigegebenen Decorationen mancherlei Art, theils in wiſſenſchaftlicher Hinſicht wichtig und intereſſant, zu welcher letztern Art vorzüglich die erſten, dem Kritiker wichtigen Ausgaben (editiones principes) der ältern und neuern Claſſiker gehören. Hier beſchäftigt uns jedoch mehr das Intereſſe, welches ſie für den eigentlichen Sammler haben. Folgendes ſind ungefähr die Hauptrückſichten, welche dieſen bei ſeiner Auswahl

unter denselben leiten. 1) die Vorspiele und ersten Anfänge der Buchdruckerkunst überhaupt, wohin zuvörderst die xylographischen Producte und die ersten datirten wirklichen Drucke gehören, deren Reihe mit Nicolaus V. Ablaßbriefe von 1454 beginnt, obwol das erste mit einem ganz unzweideutigen Datum versehene gedruckte Buch noch immer das Psalterium von 1457 ist. 2) Diesem zunächst stehen die ersten Drucke einzelner Länder und Orte, welche in der Regel von nicht geringerer Seltenheit sind, als die vorigen. 3) Die ersten, in einer gewissen Sprache oder mit besondern Typenarten gedruckten Bücher. Die ältesten Drucke haben die sogenannte gothische Type, etwas später ist der Gebrauch der runden oder römischen, welche vorzüglich in Italien bald die herrschende wurde. Einzelne griechische Worte, nur in Holz geschnitten, erschienen zuerst in Ciceronis officiis von 1465 und im Lactantius desselben Jahres; das erste ganz griechisch gedruckte Buch war Lascaris griechische Grammatik, welche zu Mailand im Jahre 1476 erschien. 4) Drucke aus Officinen, welche wenig geliefert haben, z. B, Adam Rot, Arnold de Bruxella, Kune in Memmingen, so wie aus andern thätigern Officinen gewisse einzelne Arten von Büchern zu den vorzüglichern Seltenheiten gehören, z. B. Mentelin'sche Drucke von alten römischen Classikern. 5) Drucke, in denen gewisse allmähliche technische Vervollkommungen der Buchdruckerkunst zuerst vorkommen; so ist J. Nideri praeceptorium divinaë legis. Col., Koelhof, 1472, f. das erste gedruckte Buch mit Signatur, der Sermo ad populum praedicabilis. Col., ther Hoernen, 1470, 4. das erste mit Blattzahl, der Cicero de officiis von 1465. das erste in Quart, und das officium b. Mariae virg. Ven., Jenson, 1473, 32. das erste im kleinsten Formate. Titelblätter erschienen erst seit dem Jahre 1485. 6) Drucke mit den ersten oder sehr vorzüglichen Versuchen, die Kunst zur Decoration der Bücher anzuwenden. Das erste gedruckte Buch mit Kupferstichen ist Antonio da Siena monte sancto di Dio Fir. 1477, f. Die vorzüglichsten Holzschnitte, von denen vorzüglich der strasburger Drukker Grüninger ein großer Freund war, finden sich in deutschen und italienischen Drucken. Auch kann man hieher Exemplare mit ausgezeichneten Miniaturen rechnen. 7) Einzelne Exemplare, welche durch besondre andre Ausstattungen eine vorzügliche Auszeichnung erhalten haben, z. B. Pergamentdrucke, Golddrucke (dergleichen bereits das 15. Jahrhundert einige aufzuweisen hat) u. dergl. Von den Pergamentdrucken, welche zu Anfange der Buchdruckerkunst so allgemein waren, daß bei den ersten Büchern die ganze Auflage auf diesem Material abgezogen wurde und von spätern (z. B. von der lateinischen Bibel des Jahres 1462) die Papierexemplare wenigstens die seltnern sind, werden vorzüglich diejenigen sehr gesucht, die aus Officinen stammen, welche wenig auf Pergament druckten, z. B. Schweinheim und Pannarz zu Rom, von denen man nur sechs Pergamentdrucke kennt. 8) Endlich gibt es noch einige einzelne Collectionen oder Suiten, welche der kunstgerechte Sammler vollständig zu haben sich bemüht, z. B. die der von Alopa zu Florenz 1494 — 96 mit Capitälchen gedruckten sechs griechischen Werke (Anthologia, Apollonius Rhodius, Euripides, Callimachus, Gnomae, Musaeus), oder die Mailänder griechischen Drucke mit einer merkwürdigen runden Schrift, von denen der Lascaris von 1476 der erste und der Suidas von 1499 der letzte ist. Auch werden die Drucke von berühmten Officinen des 15. Jahrh., z. B. die von Schweinheim und Pannarz, eifrig gesammelt, und wie die Engländer den Drucken ihrer Caxton's, Pynson's und Wynkyn's nachjagen, ist allbekannt. Was die

Hülfsmittel zur Inkunabelnkunde betrifft, so enthalten Panzers Annales typographici, verbunden mit seinen Annalen der deutschen Literatur, die vollständigste Nomenclatur bis zum Jahre 1536. Weit unvollständiger, aber weiter fortgeführt, und mit etwas mehr Detail ausgestattet, sind die Maittair'schen Annalen. Ein recht brauchbares Werk über die interessantesten Inkunabeln ist Serna Santander's dictionnaire bibliographique choisi du 15. siècle (Brux. 1805, III, 8.), welches, zumal von spanischen und niederländischen Inkunabeln, vieles enthält, was bei Panzer fehlt. Außerdem findet man gute Beschreibungen einzelner Inkunabeln in den Buchdruckergeschichten einzelner Orte (vorzüglich gute in Audiffredi's Werken über römische und italienische Drucke, sowie in denen, welche Panzer von Nürnberg, Sprenger von Bamberg und Denis von Wien geliefert haben), in den Monographien über einzelne Buchdrucker des 15. Jahrh. (Guttenberg, Jenson, Aldus, Giunti), und in den besondern Werken, welche über die Inkunabeln in einzelnen Bibliotheken von Fossi, Dibdin (bibliotheca Spenceriana), Braun, Seemiller, Strauß, Groß, Hupfauer u. a. herausgegeben worden sind. A — s.

Innocenz. Unter den Päpsten, welche diesen Namen geführt haben, sind die wichtigsten gewesen: 1. Innocenz III., vorher Lotharius, geb. 1161 zu Anagni, studirte zu Paris, Rom und Bologna, ward in seiner Vaterstadt Chorherr, dann Kardinal und bestieg 1198 den päpstlichen Stuhl. Keiner seiner Vorgänger hatte die Herrschsucht so weit getrieben wie er. Willkührlich entsetzte er Könige und verschenkte ihre Reiche. Die deutschen Kaiser betrachtete er als Lehnsleute des päpstlichen Stuhls. Seine kanonischen Rechtserfindungen hinsichtlich der Translation der Bischöfe und der s. g. evangelischen Denunciation, so wie das von ihm zwar nicht erfundene, aber doch öfter und förmlicher ausgeübte Interdict (s. d.) beweisen, wie schlau und gewandt er die geistlichen Waffen zu schärfen verstand. 1215 hielt er die vierte allgemeine Lateransynode, in welcher die öffentliche Glaubenslehre ganz bestimmt mit dem Artikel von der Brodverwandlung vermehrt, auch jedem Christen bei Strafe der Excommunication geboten wurde, jährlich wenigstens einmal zu beichten und zu Ostern zu communiciren. Unter ihm entstanden die Orden der Franziskaner, Dominikaner u. s. w. und mit letzteren die ins Große getriebenen Ketzerverfolgungen, namentlich gegen die Albigenser ꝛc. Er starb 1216. Seine Schriften sind erschienen Köln, 1552 und 1575, Fol. 2. Innocenz IV., vorher Sinibald. Er hatte zu Bologna die Rechte studiert, ward Cardinal und 1243 Papst. Auch er war ein strenger Ketzerfeind und stolzer, rachsüchtiger Priester, der Kaiser Friedrich II. und dessen Söhne Konrad und Manfred wüthend verfolgte, und vor Kummer, seine Kriegsvölker von letzterm geschlagen zu sehen, 1254 starb. Von ihm empfingen die Kardinäle den rothen Hut, zum Erinnerungszeichen an ihre Pflicht, den päpstlichen Stuhl mit ihrem Blute zu vertheidigen. Auch er hat viele Schriften und Briefe hinterlassen. 3. Innocenz XI., vorher Benedict Odescalchi, geb. 1611 zu Como, zum Papst erwählt 1676. Er war von strengen Grundsätzen, frei von Nepotismus, und suchte manche Mißbräuche des Mönchswesens abzuschaffen. Dem Hause Oesterreich ergeben, schoß er demselben gegen die Türken Geld vor. Auf einer allgemeinen Kirchenversammlung 1682 konnte er nicht verhindern, daß die vier berühmten, von Frankreich aus, durch die Jesuiten gegen das päpstliche Ansehen gerichteten Sätze (s. gallicanische Kirche) angenommen wurden. Er starb 1689.

Innung, s. Gilde.

Ino, eine Tochter des Kadmus und der Harmonia, zweite Gattin des Athamas, Königs von Theben, zog sich den Zorn der Juno dadurch zu, daß sie den jungen Bacchus, den Sohn der Semele, ihrer Schwester, säugte. Da sie nachher, um ihre eigenen Kinder zu begünstigen, ihre Stiefkinder, Phryxus und Helle, ermorden lassen wollte, diese aber, durch eine Erscheinung ihrer rechten Mutter, der Nephele, im Traume gewarnt, sich durch die Flucht retteten, fand Juno um so mehr Ursache, ihren Haß gegen Ino zu befriedigen. Sie machte Athamas, den Gemahl derselben, rasend. Dieser zerschmetterte seinen ältesten, mit Ino erzeugten Sohn, Learchus, an einem Felsen. Ino floh mit ihrem jüngsten Sohne Melicertes, und stürzte sich mit ihm in's Meer. Des Knaben Leichnam ward von einem Delphin an's Ufer getragen, wo ihn der König Sisyphus begraben ließ, und ihm zu Ehren die berühmten isthmischen Spiele (s. d. Art.) anstellte, da, auf Bitten der Venus, Ino und Melicertes unter die Meergötter versetzt wurden. Ino ward unter den Namen Leucothea verehrt. Nach einer andern Erzählung soll der Körper des Melicertes anfangs unbegraben gelegen, und eine fürchterliche Pest verursacht haben, worauf alsdann vom Orakel befohlen worden, ihn mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu beerdigen, und ihm zu Ehren Spiele anzustellen.

Inoculation der Blattern, die willkürliche Erregung der gewöhnlichen Kinder-Blatterkrankheit durch Einbringung von Blattermaterie in die Haut eines Menschen oder Thieres. Die Inoculation geschieht auf verschiedene Weise. Man entblößt die Haut von dem Oberhäutchen, entweder mittelst eines kleinen Zugpflästerchens, oder durch Abschaben mit dem Messer, oder man macht einen kleinen oberflächlichen Einschnitt in die Haut mit der Lanzette, oder sticht mit der Impfnadel in schiefer Richtung unter das Oberhäutchen bis auf die untere Haut. Dann wird das Blattergift entweder mit einem damit getränkten Faden, oder noch besser mit einer damit bestrichenen Impfnadel, oder, noch frisch und flüssig, unmittelbar aus einer geöffneten Blatterpustel in die wunde Stelle gebracht. Der Unterschied zwischen der Ansteckung und der Impfung der Blattern liegt darin, daß bei der letztern die Krankheit milder und gutartiger wird, als bei der erstern. Der Grund davon ist nach Hufeland der, daß bei der Impfung die örtliche Blatternkrankheit der allgemeinen vorangeht, mithin das Gift in der Impfwunde vorher verarbeitet, gemildert und erst alsdann den Säften mitgetheilt wird; ein anderer Grund davon liegt in dem Umstande, daß durch den vorhergehenden Reiz der Entzündung und Eiterung in der Impfwunde, eine Ableitung von den innern Theilen nach der Haut, und überhaupt eine Richtung der Säfte nach der Oberfläche des Körpers erregt und befördert wird. Über die Einführung der Inoculation der Blattern in Europa, s. d. Art. Blattern, so wie über die Impfung der Kuhbocken die Art. Jenner und Kuhpocken. Inoculation der Bäume, s. Oculiren und Pfropfen. H.

Inquisition. Die nächste Veranlassung zur Gründung der Glaubensgerichte gab die Sekte der Albigenser, deren Verfolgung im 12. und 13. Jahrh. das südliche Frankreich zu einem Schauplatze blutiger Unruhen machte. (S. d. Art. Albigenser) Papst Innocenz III., welcher 1198 den römischen Stuhl bestieg, machte den schlau ersonnenen, von seinen nächsten Nachfolgern vollends ausgeführten Entwurf, durch diese Anstalten die abtrünnigen Glieder der Kirche auszurotten, und dadurch die päpstliche Gewalt zum Nachtheile der bischöflichen zu erweitern. Diese Gerichte, durch den Namen der heiligen Inquisition, oder des

heiligen Amtes (sanctum officium) ausgezeichnet, sollten unmittelbar unter dem römischen Stuhle stehen, und die Ketzer und Anhänger irriger Glaubenslehren aufsuchen, über deren Güter, Ehre und Leben ihr furchtbarer Ausspruch unwiderruflich entscheiden konnte. Das Verfahren derselben war ganz abweichend von dem, der bürgerlichen Gerichte. Angeber wurden von der Inquisition nicht nur verschwiegen, sondern auch belohnt. Der Beschuldigte mußte sein eigner Ankläger werden; der Verdächtige ward heimlich ergriffen und in's Gefängniß geführt. Man fand keine bequemeren Werkzeuge zu Glaubensrichtern, als die Bettelmönche. Vorzüglich waren es die beiden, zu Anfange des 13. Jahrh. gestifteten, Orden der Franziskaner und Dominikaner, deren sich die Päpste bedienten, die Ketzer zu vertilgen und das Betragen der Landbischöfe auszukundschaften. Papst Gregor IX. vollendete um das J. 1233 den Entwurf seiner Vorfahren, und als es gelungen war, den ketzerrichtenden Mönchen, die ganz von dem Papste abhängig waren, einen unbeschränkteren Wirkungskreis zu geben, und die Theilnahme der weltlichen Obrigkeiten nur scheinbar zu machen, wurde die Inquisition nach und nach in mehrern Landschaften Italiens, und in einigen Gegenden von Frankreich eingeführt; hier mehr, dort minder beschränkt in der Ausübung ihrer Gewalt. Selbst jenseits der Pyrenäen fanden die Glaubensgerichte um die Mitte des 13. Jahrh. schon Eingang; aber standhaft ward, besonders in Castilien und Leon, dem Eindringen der neuen Richter gewehrt, und hier behaupteten die Bischöfe ihr Recht, in Religionsangelegenheiten allein zu richten. Während aber in andern Ländern Europa's diese Gerichte sich nie recht festsetzen konnten, und theils ganz in Verfall geriethen, wie in Frankreich, theils, wie in Venedig, der strengsten Aufsicht der Staatsgewalt untergeordnet wurden, bildete sich in Spanien am Ende des 15. Jahrh. eine Anstalt, die unter allen andern Glaubensgerichten des Mittelalters, von welchen sie sich jedoch durch Zweck und Einrichtung auffallend unterschied, am merkwürdigsten geworden ist. Jenes glückliche Herrscherpaar, der schlaue Ferdinand von Aragon und die kluge Isabelle von Castilien, hatte um jene Zeit schon manche gelungene Versuche gemacht, die Gewalt des Lehnadels zu brechen und die Unbeschränktheit der königlichen Macht vorzubereiten. Auch die Inquisition sollte ein Mittel werden, ihre Entwürfe auszuführen. Es gab damals drei Glaubensparteien in Spanien: Christen, Juden und Mohamedaner. Die Mauren behaupteten noch den letzten Überrest ihrer Herrschaft, das Königreich Granada, das jedoch von Ferdinand's und Isabella's Rüstungen schon bedroht ward. In den vornehmsten Städten Spaniens hatten die Juden ihre Synagogen, und bildeten eine ganz abgesonderte Volksklasse. Der Handel war größtentheils in ihren Händen, sie waren die Pächter der Könige und der Großen, und erlitten keinen Druck: ein mäßiges Kopfgeld abgerechnet, welches sie seit 1302 an die Geistlichen bezahlen mußten. Der Reichthum, den sie durch ihre Betriebsamkeit erworben hatten, erweckte ihnen großen Neid und Haß, von unverständigen Priestern genährt. Die Predigten eines fanatischen Mönchs, Fernan Martinez Nuñez, der die Verfolgung der Juden als ein gutes Werk pries, waren die Hauptveranlassung; daß sich in den Jahren 1391 und 1392 der Pöbel mehrerer Städte gegen dieses unglückliche Volk, plündernd, raubend und mordend zusammenrottete. Viele Juden ließen sich taufen, um ihr Leben zu retten und die Abkömmlinge dieser Unglücklichen waren ungefähr hundert Jahre später die ersten Gegenstände des ketzerspähenden Eifers. Im J. 1477, als mehrere unruhige Große im südlichen Spanien bezwungen

waren, ging die Königin Isabella mit dem Kardinal Pedro Gonzalez de Mendoza nach Sevilla; damals machte dieser Geistliche, als Erzbischof von Sevilla, den ersten Versuch, ein Glaubensgericht einzuführen. Auf seinen Befehl wurden viele öffentliche und geheime Bestrafungen verhängt, und unter manchen Dingen wollte man auch ausgespäht haben, daß viele Bewohner Sevilla's von jüdischer Abkunft in ihren Häusern heimlich nach den Gesetzen und Gebräuchen ihrer Väter lebten. Der Kardinal bestellte viele Geistliche, um diese Leute heimlich im Glauben zu unterrichten und die Heuchler zu treuen Anhängern der Kirche zu machen. Es gelang den Lehrern, heimlich manche zurück zu führen; viele aber, die bei ihren Meinungen beharreten, wurden verurtheilt und bestraft. Nach allen diesen heimlichen Vorspielen trat man endlich öffentlich mit dem Entwurfe hervor, die Inquisition über das ganze Land auszubehnen, und Mendoza war es, der diesen den Königen (so nannte man Ferdinand und Isabella) vorlegte. Sie genehmigten die Errichtung einer Anstalt, welche zugleich dem Verfolgungsgeiste des Zeitalters dienen und als Werkzeug der Staatsgewalt wirksam benutzt werden konnte. Man wollte durch diese, ganz vom Hofe abhängige Anstalt die öffentlichen und heimlichen Juden und Mohamedaner (und manche christliche Große gehörten zur Partei der Mohamedaner, der beständigen Verbündeten der Unzufriedenen) unterdrücken, den königlichen Schatz, dem alle Güter der Verurtheilten zufielen, bereichern, und die Macht der Großen und selbst der Geistlichkeit beschränken. Zwei große Schwierigkeiten mußten überwunden werden, ehe die Inquisition in Castilien fest gegründet war. Die Einwilligung der Stände war nöthig, und der Einwilligung der Päpste mußte man Werth beizulegen scheinen. Auf dem Reichstage zu Toledo (1480) war das neue Gericht die wichtigste Angelegenheit, die der Kardinal betrieb. Als die obern Verwaltungsbehörden, der hohe Rath von Castilien, der Staatsrath, der Finanzrath und der Rath von Aragon, von den Ständen bestätigt waren, erklärte der Kardinal, es sei schicklich und nöthig, auch ein beständiges Gericht zu bestellen, das sich mit Glaubensangelegenheiten und mit Verwaltung der geistlichen Polizei beschäftige. Alles Widerspruchs ungeachtet, ward beschlossen, ein Glaubensgericht unter dem Namen General-Inquisition (general inquisicion suprema) zu gründen. Gleich nach dem Reichstage ward das neue Gericht in Sevilla (1481) eröffnet. Thomas de Torquemada, Prior des Dominikanerklosters zu Segovia und Beichtvater des Kardinals Mendoza, war schon 1478 von Ferdinand und Isabella zum ersten Glaubensrichter ernannt worden. Er hatte 200 Inquisitionsdiener und eine Schutzwache von 50 Reitern; dennoch quälte ihn stets die Furcht vor Vergiftung. Das Dominikanerkloster zu Sevilla ward bald zu eng für die zahlreichen Gefangenen, so daß der König dem Gerichte das Schloß in der Vorstadt Triana einräumen mußte. In dem ersten Auto da Fe (Glaubenshandlung) wurden sieben abgefallene Christen verbrannt; größer noch war die Zahl der Büßenden. Über 17000 gaben sich, wie spanische Geschichtschreiber erzählen, selber bei der Inquisition an, über 2000 wurden in den ersten Jahren zum Scheiterhaufen verurtheilt; noch mehrere flüchteten in die Nachbarländer. Viele Juden flohen nach Portugal, Afrika und andern Gegenden. Als die neue Anstalt durch die Einwilligung der Stände bestätigt war, bemühte man sich nachdrücklicher um des Papstes Genehmigung. Seit der ersten Gründung der spanischen Inquisition widersetzte sich der Papst der Verwandlung eines geistlichen Gerichts in ein weltliches, und that mehrere Schritte, welche die Absicht ausdrückten, solche Neuerung nicht

zu dulden. Er hatte den Erzbiſchoff von Toledo, Mendoza's eifrigen Gegner, kurz nach der Einſetzung des neuen Inquiſitors berechtigt, ein feierliches Gericht zu halten über einen Lehrer in Salamanca, der ketzeriſcher Meinungen beſchuldigt ward, und den General-Inquiſitor mehrmal nach Rom gefodert; aber Torquemada folgte dem Rufe nicht, ſondern ſandte einen Freund, ſeine Vertheidigung zu führen. Der Streit zwiſchen dem Papſte und dem ſpaniſchen Hofe ward bis 1483 heftig geführt, als endlich Sixtus IV. nachgeben und Torquemada als General-Inquiſitor von Caſtilien und Leon beſtätigen mußte. Zugleich ward dieſem durch die päpſtliche Bulle geſtattet, Untergerichte in Glaubensſachen nach eigenem Gutdünken zu beſtellen, die vorher vom Papſte angeordneten Richter abzuſetzen und das alte Verfahren in Glaubensunterſuchungen nach der neuen Vorſchrift einzurichten. Eine ſpätere Bulle unterwarf Aragon, Valencia und auch Sicilien, Ferdinand's Erbe, dem caſtilianiſchen Groß-Inquiſitor und ſo ward die Inquiſition das erſte Gericht, deſſen Sprengel ſich über beide ſpaniſche Reiche, Caſtilien und Aragon, ausdehnte: denn auch die aragoniſchen Stände mußten auf der Verſammlung zu Taragona, 1484, ſchwören, die Inquiſition zu ſchützen. Die Einführung des neuen Gerichts erweckte zwar Gährungen und Aufſtand in mehrern Gegenden; empört durch die Härte der Glaubensrichter, vielleicht auch aufgereizt von den eiferſüchtigen Biſchöfen, verweigerten mehrere Städte, am heftigſten Saragoſſa, den Inquiſitoren den Eintritt, und mancher von ihnen mußte es mit dem Leben büßen; aber das freiſinnige Volk unterlag, und die Könige waren nun unbeſchränkte Richter in Glaubensſachen; die Ehre, das Vermögen und das Leben jedes Unterthanen waren ihrer Willkür unterworfen. Sie ernannten den Groß-Inquiſitor, und von ihnen, oder doch unter ihrem unmittelbaren Einfluſſe, wurden die Beiſitzer, ſelbſt die weltlichen gewählt, worunter zwei aus dem hohen Rathe von Caſtilien waren. So ward das Gericht ganz abhängig von dem Hofe, und ein kräftiges Werkzeug, die willkürliche Königsgewalt auf den Trümmern der alten Landesfreiheiten zu gründen, die mächtige Geiſtlichkeit, die ſonſt nur des römiſchen Stuhls Richtergewalt anerkennen wollte, zu unterwerfen; den kühnen Adel und die Vorrechte der Stände zu unterdrücken. Die eingezogenen Güter der Verurtheilten fielen dem Könige zu, und wenn ſie auch der Inquiſition geſchenkt wurden: ſo ſtand es doch in ſeiner Gewalt, darüber zu verfügen. Ferdinand und Iſabella brauchten zwar einen Theil dieſer Güter zur Stiftung von Klöſtern oder Spitälern; deſſen ungeachtet wurden der Kirche durch die Inquiſition viele Reichthümer entzogen, und daß dieſe Anſtalt auch ein Mittel werden mußte, der durch Krieg erſchöpften königlichen Kaſſe neue Zuflüſſe zu verſchaffen, beweiſet eine Verordnung, die Torquemada 1487 ausfertigte; denn ſchon damals war die Kaſſe der Inquiſition mit ſo vielen königlichen Anweiſungen belaſtet, daß die Beamten der Anſtalt nicht einmal ihre Beſoldungen daraus erhalten konnten. — Die erſte von Torquemada entworfene Verordnung, nach welcher dieſes Gericht zum Dienſte Gottes und ihrer Hoheiten gehalten werden ſollte, iſt von 1484. Es finden ſich darin unter andern folgende Beſtimmungen, aus welchen erhellt, wie politiſch wirkſam dieſe Anſtalt ſein mußte. In jeder Gemeinde ſollte der Groß-Inquiſitor eine Gnadenzeit von 30 bis 40 Tagen verkünden, binnen welcher die Ketzer oder Abgefallenen ſich der Inquiſition angeben müßten. Reuige Ketzer und Abgefallene, wenn gleich begnadigt, waren von Rechtswegen ehrlos, und ſollten darum keine öffentlichen Aemter verwalten, nicht Pächter, Sachwalter, Aerzte, Apotheker, Specereihändler werden können, nicht

Gold, Silber und Edelſteine tragen, nicht reiten und Waffen führen lebenslänglich, bei Strafe des Rückfalls in die Ketzerei; und um ſie fühlen zu laſſen, wie ſchwer ihr Verbrechen geweſen, mußten ſie einen Theil ihres Vermögens als Hülfsgelder zum Kriege gegen die Mauren abgeben. Wer nach der beſtimmten Zeit ſie nicht abgab, hatte ſeine Güter unwiderruflich verloren. Auch Abweſende und längſt Verſtorbene konnten verurtheilt werden, wenn hinlängliche Zeugen da waren. Die Gebeine verurtheilter Todten wurden aus ihrer Ruheſtätte herausgeriſſen, und ihre Güter für die königliche Kammer eingezogen. Torquemada ſtarb im J. 1498, und ward im Dominikanerkloſter zu Avila begraben, welches, aus eingezogenen Ketzergütern geſtiftet, im eigentlichen Sinne ein Denkmal ſeiner grauſamen Wirkſamkeit war. Zwei Jahre vorher hatte er, vom Podagra geplagt, ſein Amt niedergelegt. Nach einer andern Erzählung aber trat Torquemada nicht ſo ruhig vom Schauplatze. Er war beſorgt, ſagt man, daß Ferdinand und Iſabella, bei dem Geldmangel, worein die Maurenkriege ſie geſtürzt, ſich endlich durch die großen, ihnen dargebotenen Summen würden bewegen laſſen, die Inquiſition einzuſchränken, und beunruhigt von dieſer Beſorgniß, ging er, mit einem Kruzifixe unter dem Mantel, in's königliche Schloß. „Ich kenne eure Gedanken," ſprach er dreiſt zu den Königen. „Sehet hier das Bild des Gekreuzigten, den der gottloſe Judas ſeinen Feinden für 30 Silberlinge verkauft hat. Wenn ihr die That lobet, ſo verkauft ihn theurer. Ich lege mein Amt nieder und bin nun frei von aller Verantwortung: Ihr aber ſollt Rechenſchaft geben vor Gott." Darauf ließ er das Kreuz zurück, und ging aus der Burg. Anfangs war der Gerichtsſprengel der Inquiſition nicht genau beſtimmt; in der Verordnung vom Jahre 1484 aber wurden, um feſtere Ordnung zu gründen, in verſchiedenen Landſchaften Spaniens Inquiſitionsgerichte geſtiftet, die dem General-Inquiſitor untergeordnet waren In ſpätern Zeiten war das höchſte Glaubensgericht zu Madrid. Der Groß-Inquiſitor hatte den Vorſitz. Von den 6 bis 7 Räthen, die er auf des Königs Vorſchlag wählte, mußte, nach einer Verordnung Philipps III., Einer Dominikaner ſein. Ihm ſtanden zur Seite ein Fiscal, ein paar Sekretäre, ein Einnehmer, zwei Referenten, und mehrere ſogenannte Offiziale, die der Präſident mit des Königs Vorwiſſen ernannte. Täglich verſammelte ſich der Inquiſitionsrath, nur an Feſttagen nicht, im königlichen Palaſte; an den letzten drei Tagen in der Woche wohnten zwei Mitglieder des Raths von Caſtilien der Verſammlung bei. Einige Beiſitzer mußten über das Verhältniß theologiſcher Meinungen und Sätze zu dem kirchlichen Lehrbegriffe entſcheiden, und hießen Calificadores. Die übrigen waren Rechtsgelehrte, welche bloß eine berathende Stimme hatten. Der Ausſpruch der Inquiſition allein entſchied. Dem Fiscal lag es ob, die Zeugenausſagen zu unterſuchen, die Verbrecher anzugeben, um Verhaftung derſelben anzuhalten, und wenn ſie zur Haft gebracht waren, ſie anzuklagen. Er war zugegen bei der Abhörung der Zeugen, bei der Tortur, und bei der Verſammlung, wo die Stimmen der Richter abgelegt wurden. Die Schreiber hatten, außer der Führung des Protocolls, den Auftrag, die Angeber, Zeugen und Angeklagten, während der gerichtlichen Verhandlung, zu beobachten, und auf die leiſeſten Bewegungen derſelben, wodurch ſich irgend das Innere verriethe, ſpähend zu merken. Die Offiziale waren Perſonen, welche das Gericht ausſandte, Angeklagte zu verhaften. Über die eingezogenen Güter führte die Aufſicht ein ſogenannter Sequeſtrador, der dem Gerichte Bürgſchaft leiſten mußte. Der Einnehmer empfing das Geld, welches aus den verfallenen Gütern

gelöset ward, und zahlte die Besoldungen und Anweisungen aus, die von der Kasse bestritten werden mußten. Man rechnete in Spanien über zwanzigtausend Gehülfen der Inquisition, Familiares genannt, welche als Aufseher und Ausspäher dienten. Solche Stellen wurden selbst von Personen aus den vornehmsten Geschlechtern gesucht; weil bedeutende bürgerliche Vorrechte und reicher Ablaß damit verbunden waren. Sobald ein Angeber aufgetreten war, und der Fiscal die Gewalt des Gerichts aufgerufen hatte, ward Befehl ertheilt, den Angeklagten zu verhaften. In einer Verordnung vom J. 1732 wird es allen Gläubigen zur Pflicht gemacht, der Inquisition Meldung zu thun, wenn sie wissen, daß irgend Jemand, er sei lebend oder verstorben, gegenwärtig oder abwesend, sich gegen die Glaubensgesetze vergangen habe, daß Jemand das Gesetz Moses beobachte, oder beobachtet, ja nur gelobt habe; daß irgend Jemand der Sekte Luthers folge oder gefolgt sei; daß Jemand mit dem Teufel einen ausdrücklichen oder stillschweigenden Bund geschlossen; daß Dieser oder Jener ketzerische Bücher, oder den Koran, oder Bibeln in spanischer Sprache besitze; daß Jemand endlich Ketzer verhehlt, aufgenommen oder begünstigt habe. Erschien der Angeklagte nicht auf die dritte Vorladung: so traf ihn die Strafe des Bannes. Der Verhaftete war von dem Augenblicke an, wo er der Gewalt des Gerichts überliefert ward, abgeschnitten von der Welt. Die Gefängnisse, heilige Häuser (casas santas) genannt, bestanden aus gewölbten Gängen, jeder in mehrere kleine viereckige Zellen getheilt, die gewölbt, etwa 10 Fuß hoch, und in zwei Reihen über einander angelegt waren. In die obern Zellen fiel durch eine gegitterte Öffnung ein schwacher Lichtstrahl; die untern waren kleiner und finster. Jeder Kerker hatte zwei Thüren. An der innern, mit Eisen überzogenen, befand sich ein Gitter, durch welches dem Gefangenen Nahrung gereicht ward. Die andere Thür wurde früh morgens geöffnet, um den Kerker zu lüften. Dem Gefangenen wurde kein Besuch von Freunden oder Verwandten gegönnt, kein Andachtsbuch bewilligt; er mußte in dem finstern Gewölbe ruhig und schweigend sitzen, und wenn seine Empfindung in einem Tone der Klage, oder des Unmuths, ja selbst in einem frommen Gesange laut ward, ermahnte ihn der immer wachsame Kerkermeister zur Stille. Gewöhnlich ward nur ein Gefangener in jede Zelle gesperrt, wenn nicht etwa die Absicht, Entdeckungen zu machen, eine Ausnahme von dieser Regel veranlaßte. In dem ersten Verhöre ward dem Angeklagten das Bekenntniß seiner Schuld abgefodert. Gestand er das Verbrechen, dessen er beschuldigt war; so hatte er sich selber das Urtheil gesprochen und seine Güter waren verloren. Leugnete er die Beschuldigung gegen die Aussagen der Zeugen, so ward er dennoch als Überwiesener verdammt. Der Sachwalter, den man ihm gestattete, durfte sich nicht anders, als in Gegenwart der Inquisitoren mit ihm besprechen. Der Angeklagte ward weder seinem Ankläger, noch den Zeugen vor Gericht gegenübergestellt; beide wurden ihm nicht genannt, und man unterwarf ihn der Tortur, um ihn zu einem befriedigenden Bekenntnisse, oder zur Entdeckung von Umständen, welche durch die Zeugenaussagen nicht völlig aufgeklärt waren, zu zwingen. Der Angeklagte, welcher durch Bekenntniß und Reue dem Tode entging, mußte seinen Irrthum abschwören, und das Versprechen leisten, sich allen Strafen und Büßungen zu unterwerfen, welche das Gericht ihm auflegen wollte. Gefängniß auf Lebenszeit, Geißelungen, Einziehung der Güter, waren die Strafen, die der Reuige erdulden mußte. Er ward mit seinen Kindern und Kindeskindern für ehrlos geachtet. Eine gewöhnliche Strafe für Büßende war es, den Sanbenito (das safranfarbige Bußkleid, mit einem Kreuze auf der Brust und auf dem Rücken bezeichnet, und mit Teufelslar-

ven bemalt), zu tragen. Gegen einen Angeklagten, der ſo glücklich war zu entfliehen, ehe die Diener des Glaubensgerichts ihn verhaften konnten, ward verfahren wie gegen einen hartnäckigen Ketzer. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Vorladungen gegen ihn angeheftet, und erſchien er nicht binnen der beſtimmten Friſt: ſo ward er, wenn die Zeugenausſagen die Anklage bewieſen, der weltlichen Obrigkeit übergeben, die ihn im Bildniſſe verbrannte. Wenn Verſtorbene, die ſchon über vierzig Jahre im Grabe lagen, verurtheilt wurden: ſo blieb zwar ihren Kindern der Beſitz geerbter Güter, aber dennoch wurden die Unſchuldigen ehrlos und unfähig zur Verwaltung der öffentlichen Ämter. War dem Angeklagten das Todesurtheil geſprochen, ſo wurde das feierliche Auto da Fe angeordnet. Gewöhnlich ward es an einem Sonntage zwiſchen dem Dreieinigkeitsfeſte und der Adventszeit gehalten. Bei Tagesanbruch rief der dumpfe Ton der großen Glocke der Domkirche die Gläubigen zu dem ſchrecklichen Schauſpiele. Die Vornehmſten ſelbſt drängten ſich, ihre Dienſte als Begleiter der Verurtheilten anzubieten, und oft ſah man Grandes als Familiares der Inquiſition. Barfuß, mit dem ſcheußlichen Sanbenito angethan, und einer ſpitzigen Mütze (coroza) auf dem Kopfe, erſchienen die Verurtheilten. Die Dominikaner, mit der Fahne der Inquiſition, eröffneten den Zug. Voran gingen die Reuigen, welchen nur Buße aufgelegt war, und nach dem Kreuze, das hinter dieſen getragen ward, folgten die unglücklichen, zum Tode Verurtheilten. Die Bildniſſe der Entflohenen, und die Gebeine verurtheilter Todten, in ſchwarzen mit Flammen und hölliſchen Sinnbildern bemalten Särgen liegend, erſchienen auch in dem furchtbaren Zuge, den Prieſter und Mönche ſchloſſen. Durch die Hauptſtraßen der Stadt ging es zu der Kirche, wo nach einer feierlichen Predigt das Urtheil verkündiget ward. Die Beſchuldigten ſtanden, während man das Verdammungsurtheil vorlas, mit einer ausgelöſchten Wachskerze in der Hand vor einem Kruzifixe. Darauf gab ein Diener des Glaubensgerichts jedem Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Bruſt, zum Zeichen, daß die Inquiſition keine Gewalt mehr über ihn habe. Ein Beamter der weltlichen Obrigkeit übernahm nun die Verurtheilten, ließ ihnen ſogleich Feſſeln anlegen, und ſie bald nachher zum Richtplatze führen. Wer auf die Frage, in welchem Glauben er ſterben wollte, den katholiſchen nannte, ward vorher erdroſſelt; die übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt. Die Auto's da Fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk, wie zu einem Siegesaufzuge, ſchauluſtig hinſtrömte. Selbſt Könige hielten es für eine verdienſtliche Handlung, mit ihrem ganzen Hofe dieſen Schauſpielen beizuwohnen, und die Qualen der Schlachtopfer anzuſehen. So verfuhr die Inquiſition in der Zeit ihrer furchtbarſten Wirkſamkeit. Die Spanier empfanden die Beſchränkungen, welche für ihre perſönliche Freiheit aus dieſer Anſtalt hervorgingen, ſchon in frühern Zeiten ſo tief, daß eines der Hauptgeſuche der Mißvergnügten unter Carl des Erſten Regierung war, der König möge dafür ſorgen, daß die Inquiſition ihr Amt mit Gerechtigkeit verwalte. Aber die wichtigen Folgen, welche das Glaubensgericht im Laufe der folgenden Jahrhunderte auf den Staat und auf den ſittlichen Charakter der Spanier gehabt hat, ließen ſich damals noch nicht ahnen. Das edle, geiſtvolle Volk ward durch die finſtere Gewalt der Glaubensrichter mehr, als durch irgend eine andere Waffe der Herrſcherwillkür, gebeugt, und die gehemmte Geiſtesthätigkeit wirkte ſeit der Entdeckung von Amerika mit andern verderblichen Urſachen zuſammen, den alten Kunſtfleiß des Landes zu lähmen, die herrlichſten Kräfte des Staats zu erſticken, und die Fortſchritte zu höherer Menſchenbildung auf lange Zeit hinaus aufzuhalten. In neuern Zeiten, wo faſt in allen übrigen

Ländern Europa's der Verfolgungsgeist gefesselt war, wurde zwar die ursprüngliche Verfassung der Inquisition selbst nur wenig geändert; die Furchtbarkeit des finstern Gerichts nahm aber doch allmählig ab. Selten sah man im verflossenen Jahrhunderte das schreckliche Schauspiel eines Auto da Fe, und sehr oft züchtigte die Inquisition nur solche Menschen, die überall ein Gegenstand der strafenden Polizei sein würden. Schon im J. 1762 ward der Groß-Inquisitor, weil er gegen des Königs ausdrücklichen Willen eine Bulle, welche ein französisches Buch verdammte, bekannt gemacht hatte, in ein Kloster 13 Meilen von Madrid, verwiesen. Eine Verordnung der Regierung gebot, daß die Inquisition ohne des Königs Einwilligung keine Befehle erlassen sollte, daß der Groß-Inquisitor, wenn er Bullen ertheile, durch welche Bücher verboten würden, sich nach den Landesgesetzen richten, und das Verbot nur kraft der Gewalt, die ihm sein Amt gab, nicht aber mit Anführung der Bulle bekannt machen solle, und daß die Glaubensrichter vor dem Verbote eines Buches erst den Verfasser vorladen sollten, um seine Vertheidigung zu hören. Unter der Verwaltung des einsichtsvollen Aranda ward 1770 die Richtergewalt der Inquisition blos auf hartnäckige Ketzerei und Abfall vom Glauben beschränkt, und dem Gerichte verboten, einen Unterthan des Königs zu verhaften, ehe nicht jede Beschuldigung völlig erwiesen sei. 1784 ward bestimmt, daß die Inquisition, wenn sie einem Grande, einem Minister, einem Offizier, kurz einem angesehenen Beamten, den Prozeß gemacht hatte, dem Könige die Akten zur Durchsicht vorzulegen habe. Überblickt man die merkwürdigsten Äußerungen der Thätigkeit des Inquisitionsgerichts im 18. Jahrh. so findet man, daß diese Anstalt, ungeachtet der beschränkenden Aufsicht, welche eine verständigere Politik oft ausübte, immer noch ein Werkzeug blieb, das unter begünstigenden Umständen empörende Wirkungen hervorbringen konnte. Wenn das Gericht im J. 1714 einige Mönche wegen verbrecherischen Wandels dem Tode überlieferte, wenn 1784 und 1804 einige Personen, die Liebestränke bereitet oder gewahrsagt hatten, zur Einsperrung und Büßung verurtheilt wurden, oder Manchem wegen unbedachtsamer Äußerungen Widerruf und Kirchenstrafe auferlegt ward, so konnte Niemand Grund zu Besorgniß haben; aber lebhafter mußte diese erwachen, und der Abscheu gegen die verderbliche Anstalt lauter sich regen, als 1763 in einem Auto da Fe zu Clerena einige hartnäckige Ketzer den Flammen übergeben wurden, oder wenn selbst noch 1777, als kaum die Geistesfreiheit einen Sieg gewonnen zu haben schien, die Inquisition gegen einen Mann, dem man nur Unvorsichtigkeit vorwerfen konnte, gegen den berühmten Olavides, mit allen ihren Schrecknissen sich bewaffnete, oder wenn noch 1780 ein armes Weib in Sevilla, als der Zauberei überwiesen, von dem Glaubensgerichte verurtheilt und lebendig verbrannt ward. Ja es blieb, bei aller Beschränkung seiner Gewalt, bei aller Milde des Gerichts, zu dessen Oberbeamten unter den letzten Regierungen gewöhnlich nur Männer von Einsicht und gemäßigter Gesinnung gewählt wurden, es blieb doch der verderbliche Geist der Anstalt, und das empörende gerichtliche Verfahren, und so war die Inquisition bis zu dem Augenblicke, wo sie durch die Verordnung des französischen Kaisers (4. Dez. 1808) aufgehoben ward, ein mächtiges Hinderniß des Gedankenverkehrs und der höhern Geistesbildung. Bis in die neuesten Zeiten machte die Inquisition jährlich ein Verzeichniß verbotener Bücher bekannt, in welchem nebst den Ausgeburten des Aberglaubens, oder schmutziger Schamlosigkeit, gegen welche sie ihr Amt mit allem Rechte ausübte, auch treffliche und unschuldige Schriften mit dem Verdammungsfluche belegt wurden. Alle Schritte, welche einsichtsvolle Männer unter den beiden letzten Regierungen wagten, um das

veraltete Werkzeug einer finstern Politik zu zerstören, waren ohne Zusammenhang und daher ohne eingreifende Wirkung, und jene Männer erlagen zum Theil unter den Ränken, wodurch ein allmächtiger Günstling, die Geistlichkeit und die Inquisition ihren gemeinsamen Vortheil zu sichern wußten. Selbst der 1806 entschiedene Prozeß gegen zwei gebildete, wackere Männer, die Domherren Antonio und Geronimo Cuesta (s. den Aufsatz vom Prof. Hasse in der Zeitschrift Pallas, 7. St., Jahrg. 1809), welchen die Rachsucht ihres unwürdigen, von dem Friedens-Fürsten beschützten Bischofs Verderben geschworen hatte, dieses letzte Lebenszeichen des furchtbaren Gerichts verrieth deutlich, daß Ränkesucht, wenn sie mit der geheimen Wirksamkeit der Inquisition sich verbündete, auch in den neuesten Zeiten noch einen verderblichen Einfluß in Spanien haben könnte, und die Entscheidung des Königs, welcher die Angeklagten für unschuldig, und das Verfahren der Inquisition für gesetzwidrig erklärte, war ziemlich schonend gegen die ungerechten Glaubensrichter, ja bestätigte sogar die herrschende Meinung, welche diejenigen, die in die Gewalt der Inquisition gefallen waren, mit dem Verluste bürgerlicher Achtung bestrafte. Nach Llorente's Berechnung steigt die Zahl der Schlachtopfer der spanischen Inquisition von 1481—1808 auf 341,021. Davon wurden in Person verbrannt 31,912, im Bildnisse 17,659 und mit strengen Bußstrafen belegt 291,456. — Ferdinand VII. hatte die, während des französischen Zwischenreichs aufgehobene Inquisition wieder hergestellt; allein nach der Annahme der Constitution der Cortes ward sie im J. 1820 gänzlich abgeschafft. — In Portugal ward die Inquisition 1557 nach langem Widerspruche eingeführt. Das oberste Glaubensgericht hatte seinen Sitz zu Lissabon; die Untergerichte in andern Städten des Reichs waren demselben unterworfen. Der Groß-Inquisitor ward vom Könige ernannt und vom Papste bestätigt. Johann von Braganza wollte nach der Befreiung des Landes von der spanischen Herrschaft auch die Inquisition unterdrücken. Aber es gelang ihm nur, dem Glaubensgerichte, die Befugniß der Güter-einziehung der Verurtheilten zu nehmen. Nach seinem Tode ward er dafür von der Inquisition in den Bann gethan, und seine Gemalin mußte gestatten, daß man dem Leichname die Lossprechung gab. So wie die Spanier die Inquisition mit nach Amerika nahmen, so brachten die Portugiesen sie nach Indien, wo sie ihren Sitz in Goa hatte, wie unverträglich diese Anstalt auch mit den Einrichtungen einer Handelsniederlassung sein mochte. Im 18. Jahrh. ward die Gewalt der Inquisition in Portugal durch die Verordnung beschränkt, daß der Ankläger des Gerichtshofs dem Beschuldigten die Anklagepunkte und die Namen der Zeugen zuvor mittheilen, daß der Angeklagte die Freiheit haben sollte, einen Sachwalter zu wählen, und sich mit demselben zu besprechen, und daß kein Urtheilsspruch der Inquisition ohne Bestätigung des königlichen Raths vollzogen werden sollte. Der jetzige König von Portugal hat die Inquisition nicht nur in diesem Reiche, sondern auch in Brasilien und Ostindien abgeschafft, und alle Akten derselben in Goa verbrennen lassen. Die von Pius VII. wiederhergestellte Inquisition zu Rom ist ein Zuchtgericht über die Geistlichen, doch den Akatholiken nicht gefährlich. R.

Insekten (Ziefer) machen die fünfte Klasse des Thierreichs aus, und haben ihren lateinischen Namen daher, weil ihr Körper, mit einigen Ausnahmen, gleichsam eingekerbt oder eingeschnitten (daher auch Kerbthiere, Einschnittler) und in drei Haupttheile, Kopf, Bruststück und Hinterleib abgetheilt ist. Bei vielen Insekten, zumal bei den Wespen, gehen diese Einschnitte so tief, daß besonders der Hinterleib gleichsam nur durch einen Faden mit dem Bruststücke verbunden ist. Bei andern, vorzüglich

bei ungeflügelten Insekten, sieht man diese Einschnitte nicht so deutlich; bei wenigen, z. B. bei dem Flohe, gar nicht. Die Zahl der Insekten ist vielleicht noch größer, als die der Pflanzen. Unterscheidungsmerkmale, die allen Insekten ohne Ausnahme zukommen, sind der weißlichte, kalte Saft in ihrem Körper, der, wie es scheint, die Stelle des Bluts vertritt, die zwei Fühlhörner am Kopfe, und die eingelenkten hornartigen Bewegungswerkzeuge oder Beine, von denen kein Insekt weniger als sechs hat. Die Fühlhörner, welche bei mehrern sogar den Geschlechtsunterschied zeigen, scheinen bloß Werkzeuge des Gefühls zu sein; obgleich sie von einigen Naturforschern für die Organe des Geschmacks und Geruchs, von andern gar eines, uns noch völlig unbekannten Sinnes gehalten worden sind. Die Augen der Insekten sind in Rücksicht ihres Baues doppelter Art. Die eine stellt Halbkugeln vor, die im Verhältniß zum Körper oft ungeheuer groß, bei manchen einfach, bei den mehrsten oft aus einigen tausend Lagen zusammengesetzt sind, dergleichen man in dem Auge einer Stubenfliege 8000, in dem Auge eines Schmetterlings aber an 1700 gezählt haben will. Die andere Art von Augen, welche man Nebenaugen oder Ocellen nennt, sind einfach, klein, und in Rücksicht ihres Standortes und ihrer Lage verschieden. Die ersten scheinen mehr für die Ferne, die letztern mehr für die Nähe gemacht zu sein. Bei den meisten Insekten (die Krebse ausgenommen) stehen die Augen unbeweglich fest; dagegen ist der Kopf desto beweglicher. Der Mund ist bei ihnen verschiedenartiger, als bei allen andern Thieren gebildet. Bei einigen sind es zangenförmige Kinnladen, die sich seitwärts bewegen; andere haben einen zugespitzten hornartigen Rüssel; mehrere, z. B. die Schmetterlinge, eine Art von sehr langer Zunge, die sie wie eine Spiralfeder zusammenrollen und ausstrecken können. Bei den Fliegen und einigen andern besteht der Mund aus einem fleischigten Schlürfrüssel, welcher am Ende zwei Lippen hat, und sich ausdehnen und zurückziehen läßt. Gehör- und Geruchs-Werkzeuge hat man bisher an keinem Insekte entdecken können, und manche Naturforscher haben daher diesen Thieren beide Sinne gänzlich absprechen wollen. Wie will man jedoch das Vermögen nennen, vermöge welches der Aaskäfer (Todtengräber), die Schmeißfliegen u. s. w. stark ausdünstende Körper in beträchtlicher Entfernung wittern können? Wenn es ferner wahr ist, daß der Laut, den einige Insekten, z. B. das Hauskäferchen, zur Zeit der Paarung hören lassen, dazu dient, den Gatten anzulocken: so werden wir berechtigt, denselben auch den Sinn des Gehörs beizulegen. Die äußere Hülle der Insekten besteht aus härtern Theilen, welche oft noch mit einer besondern Decke von Haaren, Federn, Schuppen oder einer Art Panzer, wie die Flügeldecken bei den Käfern, überzogen, und mit den prächtigsten Farben geziert sind. Diese Art der Bedeckung war ihnen bei dem Mangel an Knochen und andern festen Theilen im Innern des Körpers durchaus nöthig. Das Herz der Insekten besteht in einem längs des Körpers liegenden Kanale, der mit Knoten und Klappen versehen ist, aus welchem aber keine Adern entspringen; weßhalb die Ernährung dieser Thiere auf eine ganz eigene Art geschehen muß. Lungen findet man in keinem Insekte, statt deren aber unzählige Luftröhren, die auf eine bewundernswürdige Weise gebaut sind. Ein wirkliches Athmen nimt man unter andern an den Heuschrecken wahr. Muskeln fand man in der Weidenraupe über 4000. Hieraus läßt sich die, im Verhältniß mit ihrem kleinen Körper so beträchtliche Summe von Kraft erklären, die man bei manchen Insekten wahrnimt. Verhältnißmäßig finden sich im Meere und in der Erde weniger Insekten, als auf der Oberfläche derselben; doch leben sie überall,

wollte, vollkommen richtig, deutlich und erbaulich vorzutragen. Daß von himmlischen Dingen, deren Erkenntniß über das Gebiet der sinnlichen Erfahrung hinausreicht, von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt nur der, den Gott selbst darüber belehrt habe, Kunde geben könne, war der allgemeine Glaube des Alterthums. (S. den Art. Offenbarung.) Wie die Poesie der Reflexion, mußte der Begriff der Inspiration dem Begriffe der philosophischen Vernunfterkenntniß vorangehen. Von Gott begeistert, seiner unmittelbaren Belehrung gewürdigt, erschienen daher den Heiden und Juden die Verkündiger religiöser Wahrheiten, die heiligen Dichter und Lehrer; sie wußten und sagten, was sonst in keines Menschen Sinn kam, Gott mußte es ihnen also eingegeben haben. Das Sinnbild, mit dem die Sprachen des Alterthums diese Eingebung bezeichnen, ist der Anhauch (der Geist) Gottes, Ruach, Pneuma, Spiritus, daher Inspiration. Nur diesem Geiste konnte auch die Ausrüstung der ersten Lehrer des Christenthums, dessen Verkündigung an inspirationsgläubige Völker erging, beigemessen werden; und diese Lehrer nannten die Schriftsteller des alten Testaments und sich selbst Inspirirte, heilige Menschen Gottes, die, getrieben und unterstützt von dem heil. Geiste, den Jesus ihnen zum Beistande verheißen, sprächen und schrieben. Die Entstehung der biblischen Schriften auf göttliche Eingebung zurückzuführen, und sie wegen dieses Ursprungs als Gottes Wort zu achten, wurde daher ein Hauptgrundsatz des christlichen Glaubens. Die protestantischen Kirchen haben ihn, als die Bürgschaft der Göttlichkeit des Christenthums, beibehalten, aber nicht die seit dem 4. Jahrh. ausgebildete und in der katholischen Kirche gültige Meinung von einer fortwährenden Inspiration, die den Kirchenversammlungen und Päpsten zu Theil werde, und ihren Entscheidungen das Ansehn göttlicher Aussprüche und den Charakter der Untrüglichkeit gebe. Da der Protestantismus die Bibel als einzige Erkenntnißquelle der Religion betrachtet, so mußte seit der Reformation der Begriff der Inspiration natürlich ein Gegenstand genauerer Untersuchungen werden. Der Dogmatismus der älteren protestantischen Theologen hat ihn näher zu bestimmen, und die philosophische Kritik der neuern auf mannichfaltige Weise zu erklären gesucht. Jene dachten sich die Verfasser der Bibel im strengsten Sinne als Werkzeuge des heiligen Geistes, denen er nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form ihrer Schriften wörtlich eingegeben habe. Diese fanden, daß die heiligen Schriftsteller, als Augen- und Ohrenzeugen, und auf dem natürlichen Wege der mündlichen Mittheilung und Überlieferung Vieles erfahren haben konnten, was wir in ihren Büchern lesen, und waren größtentheils nur darüber uneinig, ob der Beistand, den ihnen der heilige Geist bei Abfassung derselben leistete, in der Bewahrung vor jedem Irrthume beim Niederschreiben des ihnen schon Bekannten, oder in einer ungewöhnlichen Erhöhung ihrer eigenen Geisteskräfte bestanden habe. Weil aber die letztere Meinung endlich darauf hinauslief, daß schon jede Einwirkung der Gottheit auf die geistige Natur des Menschen, durch die ein Fortschritt in der Erkenntniß möglich würde, Inspiration zu nennen, jeder große, sich unerwartet aufdringende Gedanke, jedes Aufflammen des Genies, jede Erhebung des Gefühls für das Gute und Wahre, ja der Zustand der Begeisterung überhaupt als ein Anhauch Gottes zu betrachten, und folglich, was man in diesem Zustande spricht und schreibt, Gottes Wort zu nennen wäre: so schien, um die classischen Profanschriftsteller, die in diesem Sinne allerdings auch Inspirirte heißen können, nicht den heiligen Schriftstellern gleichsetzen zu müssen, und um die Bibel, als ein Werk des heiligen Geistes, mit göttlichem Ansehen ausgerüstet, von den Werken des menschlichen Geistes gehörig zu

unterscheiden, eine nach den gegenwärtigen Fortschritten der Bibelerklärung geläuterte Rückkehr zu dem älteren, engeren Begriffe der Inspiration nothwendig. Wenn wir daher den Exegeten auch zugestehen müssen, daß die biblischen Bücher, was Einkleidung und Darstellung betrifft, allein ihren Verfassern angehören, und in Rücksicht des historischen Inhalts, so weit ihn die positive Religionslehre nicht in Anspruch nimt, wie andere Geschichtsbücher der historischen Kritik unterliegen: so bleiben wir doch mit den gründlichsten Dogmatikern unserer Zeit dabei, die in der Bibel enthaltene Religionswahrheit als ein, über jeden Verdacht des Irrthums und jeden Vergleich mit menschlichen Geisteswerken erhabenes, wahrhaft göttliches Wort zu betrachten, ohne über die Art und Weise der Mittheilung desselben an die heiligen Schriftsteller mehr bestimmen zu wollen, als diese selbst thun und die Natur der Sache lehrt. Das Ansehen der heiligen Schrift, welches wir bei diesem Glauben für uns haben, fehlt aber jenen allzunüchternen Kritikern, die eine nicht natürlich erklärbare Einwirkung des göttlichen Geistes auf menschliche Seelen für unmöglich halten, eben sowol, als auch den Schwächern, die sich fortwährender göttlicher Eingebung rühmten. Dergleichen eingebildete Inspirirte gab es zu allen Zeiten unter den Christen, besonders unter den Sekten, die sich zum Mysticismus neigten. Gichtel, Jac. Böhme und Swedenborg sind unter den Inspirirten der neuern Zeit vor andern bekannt, und nicht nur die Camisarden und die jansenistischen Convulsionärs in Frankreich gaben vor, himmlische Eingebungen empfangen zu haben; auch die Quäker, Methodisten und andere überspante Sekten in England und Nordamerika glauben noch jetzt die begeisterten Reden, die sich im Augenblick der Verzückung in ihren Versammlungen hören lassen, der göttlichen Inspiration zu verdanken. Überreste von den Camisarden, jenen ursprünglich reformirten Schwärmern im südlichen Frankreich, die um 1700 durch die Gewalt der Waffen unterdrückt wurden, flüchteten nach England, und traten, da sie dort keinen Beifall fanden, 1710 in Deutschland auf, wo sie sich unter dem Namen der Neu-Inspirirten oder neuen Propheten bekannt machten, auch in Berlin, Halle und einigen Städten am Rhein Anhang gewannen, und ihren Hauptsitz endlich in Berleburg aufschlugen. Hier gaben sie seit 1739 unter ihrem Oberhaupte, dem Hofsattler zu Marienborn, Joh. Friedr. Roch, ihr Tagebuch heraus, bis der Tod dieses Mannes auch ihre Zerstreuung nach sich zog. Eigen war ihnen besonders die Meinung, daß nun auf die Religionsverfassungen Gottes des Vaters (das Judenthum) und Gottes des Sohnes (das Christenthum) auch eine Religionsverfassung des heiligen Geistes folgen, und in ihr die Gabe der Weissagung allgemein verbreitet sein werde. In wiefern aber von fortwährenden Wirkungen des heiligen Geistes in der christlichen Kirche die Rede sein könne, haben wir in dem Art. heiliger Geist näher erklärt. E.

Innsbruck (Insbrugg), Hauptstadt von Tyrol, am Inn, über welchen hier eine schöne Brücke führt. Die Stadt ist klein, hat aber ansehnliche Vorstädte, schöne Kirchen, 574 Häuser und 10,000 Einwohner. Sie ist der Sitz des Landes-Hauptmanns und des (österreichischen) Landesguberniums über Tyrol, und der Versammlungsort der 1816 erneuerten Landschaft. Kaiser Leopold I. errichtete hier 1672 eine Universität, welche 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wieder hergestellt, im J. 1810 jedoch abermals aufgehoben und in ein Lyceum verwandelt wurde. Mit demselben ist ein General-Seminarium für Tyrol verbunden. Die Handschuh-, Seidenzeug-, Bänder- und Kattun-Fabriken, so wie die Glasarbeiten, sind nicht unbedeutend. Berühmt sind

die Kunstdenkmäler in der silbernen Kapelle der Hofkirche, die Sammlungen in der Hofburg, im Schlosse Ambras (jetzt in Wien) ꝛc. (Vgl. Welser.)

Instanz heißt so viel als Beispiel, und bedeutet einen wirklichen, oder nur erdachten Fall oder Umstand, welcher zum Beleg, noch gewöhnlicher zur Widerlegung irgend eines allgemeinen Satzes angeführt wird. Instanz in juristischer Hinsicht bedeutet Gerichtsstand. Nach den meisten Gerichtsverfassungen ist nämlich der Gerichtsstand eines Unterthanen, d. i das Gericht, unter welchem er entweder in Hinsicht seiner Person, oder in Hinsicht der in Streit befangenen Sache steht, mehrfach: ein unterer und ein ein oberer, dergestalt, daß die Erkenntnisse und Urthel des erstern den Verbesserungen und Abänderungen des letztern unterworfen sind; sobald eine von beiden Parteien, durch die erste Entscheidung sich in ihren Rechten verletzt achtend, die Entscheidung des höhern Richters verlangt. Für die meisten Personen nnd Sachen gibt es drei, auch wol vier solcher einander stufenweise vorgesetzter Gerichtsstände, z. B. in den königl. sächsischen Ländern die Stadt- oder Dorfgerichte, das Amt, in dessen Bezirk erstere liegen, die Hofgerichte, und zuletzt als vierter und letzter Gerichtsstand, die Landesregierung in Verbindung mit dem Appellationsgerichte. Jeder einzelne Gerichtsstand wird in dieser subsecutiven Verbindung Instanz genannt, woher sich denn eine erste, zweite, dritte und vierte Instanz ergibt. Manche Personen und Sachen haben aber weniger Instanzen, indem sie, aus einem ihnen besonders ertheilten Vorrechte, diejenige Instanz, welcher andere als der zweiten oder vielleicht gar als der dritten unterworfen sind, unmittelbar als die erste anerkennen. Ein Jeder hat das Recht zu fodern, daß er zunächst vor seiner ersten und untersten Instanz belangt werde, und daß, wenn deren Entscheidung einer oder der andern Partei nicht hinlänglich in den Rechten begründet scheint, die Sache dann in ununterbrochener Stufenfolge an die zunächst höhere gebracht werde. Jedoch haben hie und da manche Personen das Vorzugsrecht, den Beklagten unmittelbar vor seiner höchsten Instanz zu belangen; z. B. personae miserabiles, besonders bedrängte und hülfsbedürftige Personen, um ihnen den Aufwand der Kosten und Zeit möglichst zu ersparen. Dm.

Instinkt, Naturtrieb, ein Thieren und Menschen angeborner Trieb, welcher sie zum Begehren oder Vermeiden einer Sache und zu gewissen Handlungen antreibt. Der Instinkt ist angeboren, denn er wird nicht erst durch Gewohnheit oder Nachahmung angenommen, sondern äußert sich sogleich mit dem Dasein eines Thieres und des Menschen. So z. B. läuft die nur eben aus dem Ei gekrochene Ente dem Wasser zu, das junge Huhn fürchtet sich vor demselben; beide thun es aus einem angebornen Triebe. Das neugeborne Kind sucht ohne Anweisung die Brust der Mutter, und weiß seine Nahrung aus derselben ohne Belehrung zu ziehen. Der Instinkt ist natürlicher Trieb, er hängt nämlich nicht von Verstand und Vernunft, oder von Begriffen und Ideen ab, sondern von der, jedem Thiergeschlechte eigenthümlichen Organisation und Natur, aus welcher ein dunkles Gefühl entspringt, welches das Geschöpf antreibt, gewisse Dinge zu begehren, andere zu fliehen, und diesem gemäß zu handeln. Dieses dunkle Gefühl dessen, was zur Erhaltung des Lebens des Individuums und Geschlechts nothwendig ist, entsteht wahrscheinlich aus einer Einwirkung der eigenthümlichen Mischung der organischen Stoffe und der Organisation auf die Nerven des Gemeingefühls; denn es gibt Instinkte, welche allen thierischen Geschöpfen gemein sind, (z. B. der Selbsterhaltung, der Nahrung, des Geschlechtstriebes), andere, welche nur be-

Digitized by Google

sondern Thierarten eigen sind, (z. B. den Wasservögeln der Trieb und die Geschicklichkeit im Wasser zu schwimmen, bei vielen Thieren der besondere Trieb, ihre Wohnungen, jede Art wieder anders zu bauen;) andere Triebe scheinen zu gewissen Zeiten zu schlafen, zu andern Zeiten wieder zu erwachen (z. B. bei den Zugvögeln, der Trieb zu Versammlungen und Wanderungen.) Der Instinkt vertritt bei den Thieren die Stelle der Vernunft. Zu welchen künstlichen Verrichtungen sie dadurch angetrieben werden, sehen wir an den Wohnungen der Biber, der Bienen u. a. m. (S. den Art. Kunsttrieb). Bei den Menschen ist der Instinkt durch die Vernunft theils ganz verdrängt, theils geschwächt. Natürlich, daß das dunkle Gefühl von der klaren Vernunft überstrahlt wird. — Es entstehen aber auch ungewöhnliche Instinkte, z. B. in Krankheiten, wo die Mischung der organischen Bestandtheile, folglich auch das Gemeingefühl verändert wird. Hier kann auch beim Menschen ein Instinkt deutlicher, als im gesunden Zustande hervortreten. Es ist dann, als wenn die Seele ein dunkles Gefühl von dem außerordentlichen Bedürfnisse des Körpers erlangte. So zeigt sich z. B. in Fiebern ein größeres Verlangen nach Flüssigkeiten, zumal nach säuerlichen, bei großer Schwäche, Durst nach Wein; bei Kindern, die viel Säure im Magen haben, hat man zuweilen einen besondern Trieb zu erdigen Mitteln, Kreide, Thon u. dergl. bemerkt; bei Kranken zeigt sich zuweilen mitten in der Krankheit ein plötzlicher Appetit zu irgend Etwas, und gemeiniglich ist dies ein Instinkt, welcher ein inneres, der Krankheit angemessenes Bedürfniß verkündigt, dessen Befriedigung öfters nicht nur unschädlich, sondern sogar heilsam ist.

Institut kann man jede zu einem bestimmten Zwecke errichtete Anstalt (z. B. den Staat, die Kirche, die Polizei, die Armenversorgung u. s. w.) nennen. Seit kurzem aber hat man bei diesem Worte zunächst an eine Erziehungs- oder Unterrichtsanstalt gedacht, und wo sich diese auf die Bildung für einen gewissen Stand, eine gewisse Menschenklasse oder eine gewisse Kunst beschränkt, diesen Zweck beigefügt, z. B. Militär-, Handlungs-, Hebammen-, Forst-, Singinstitute; unter dem Ausdruck Institut ohne Beisatz aber werden gewöhnlich Erziehungsanstalten, in denen Kinder für eine gewisse Bevgütung verpflegt, erzogen und unterrichtet werden (Pensionen, Kostschulen), verstanden. Sie sollen die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts mit den Vortheilen der häuslichen Erziehung vereinigen, und je mehr sie dem ungezwungenen, vertraulichen Verhältnisse der Familie gleichkommen, ohne darum in der Stätigkeit und dem Wetteifer des Lehrens und Lernens zurückzubleiben, desto mehr erfüllen sie ihre Bestimmung. Das Alterthum scheint solche Anstalten nicht gekannt zu haben; denn was der Staat in Sparta für die öffentliche Erziehung angeordnet hatte, war allgemeine Nationalangelegenheit, und sollte die Familie über dem Staate vergessen machen. An den, im Mittelalter entstandenen Kloster- und Stiftsschulen aber, die, um tüchtige Geistliche und Staatsmänner zu bilden, und die bessern Köpfe der Nation von Kindheit an für die Zwecke der Kirche zu erziegen, für gewisse Schenkungen der Eltern Kinder aufnahmen, war in der Regel weniger die Erziehung als der Unterricht zu loben, und auch dieser den Zeitbegriffen gemäß dürftig und einseitig. Als die erste freiere Erziehungsanstalt verdient die von dem utrechter Canonicus Geirt Groie (Gerhardus magnus) um 1376 zu Deventer gestiftete pädagogische Brüderschaft der Hieronymianer genannt zu werden, in welcher er Erwachsene und Kinder beider Geschlechter und aller Stände zum Arbeiten, Lehren und Lernen vereinigte. Ihre Verfassung glich den Chorhäusern

der Herrnhuter, und nach ihrem Muster bildeten sich damals die weiblichen Erziehungsanstalten der Beguinen. Anderer Art war die nicht klosterliche Erziehungsanstalt, die Wolf von Gemmingen um 1520 zu Gemmingen für Söhne des Adels stiftete, eine Vorläuferin unserer Ritterakademien. Aber als eine Rückkehr zur mönchischen Erziehungsweise sind die gegen Ende des 16. Jahrh. entstandenen Jesuitercollegien zu betrachten, die durch ihre wissenschaftliche Richtung und kluge Zucht zwar allgemeinen Beifall fanden, und sich in den katholischen Ländern der Erziehung der Knaben fast allein zu bemächtigen, aber eben diese Gelegenheit, auf die Völker zu wirken, nur zu sehr für ihren hierarchisch-politischen Hauptzweck zu benutzen wußten. Daneben hatten die Klosterpensionen für Knaben und Mädchen immer fortgedauert, und in protestantischen Ländern mußten sich Eltern, die ihre Söhne außer dem Hause erziehen lassen wollten, an die wenigen Fürsten- und säcularisirten Klosterschulen halten. Da aber sowol diese als jene von ihrer altfränkischen Form und düstern Mönchszucht noch immer nicht lassen mochten, und zu weit hinter den Foderungen des sich regenden Zeitgeistes zurückblieben: so wagten es endlich die Pädagogen des 18. Jahrh., die unterdrückten Rechte der Jugend geltend zu machen. Die Frank'schen Stiftungen zu Halle und die Kinderanstalten der Brüdergemeinde, die immer noch zu früh eine ascetische Frömmigkeit erzwingen wollten, machen den Übergang von jener alten Prügelzucht zur freien Erziehung der Philanthropen. Basedow und seine Freunde glaubten Locke's und Rousseau's Ideen einer naturgemäßen, freisinnigen Erziehung nicht leichter ausführen, und die Wiedergeburt der entarteten Menschheit, nach welcher tausend Stimmen verlangten, nicht besser bewerkstelligen zu können, als wenn sie Erziehungsinstitute errichteten, die, unabhängig von Staat und Kirche, ein freies Feld zu Ausführung der pädagogischen Theorien und Weltverbesserungsplane des Tages darböten. Das 1774 zu Dessau eröffnete Philanthropin wurde mit Begeisterung aufgenommen, die ihre elektrischen Funken in alle Gegenden verbreitete, und bald mehreren Anstalten dieser Art ihr Dasein gab. Die Erziehungsinstitute des edlen von Salis zu Marschlins, Bahrdt's zu Heidesheim, Campe's und Trapp's zu Trittow, Salzmann's zu Schnepfenthal, Feder's, Spazier's, Olivier's und Tillich's Pensionen zu Dessau, fanden ein empfängliches Publikum, und nach der Meinung ihrer Bewunderer konnte man darin nicht weniger, als Alles lernen und ein vollkommener Mensch werden. Denn daß das Ideal einer guten Erziehung in solchen Anstalten, wo die Jugend von den sachverständigsten Männern Schritt vor Schritt, nach dem Faden der schönsten Theorie, herangezogen und planmäßig ausgebildet werde, besser als unter den Störungen und Unvollkommenheiten des Familienlebens zur Ausführung kommen müsse, hielten Viele für ausgemacht. Wenn aber auch der äußere Glanz dieser Institute in Rücksicht ihres heitern Tones und der liberalen Behandlung, wodurch sie den Muth und Frohsinn der Jugend belebten, so wie in Rücksicht ihrer gymnastischen Uebungen und der rühmlichen Sorgfalt, die sie auf Gesundheit und Körperbildung ihrer Zöglinge wendeten, die Probe hielt: so konnten ihre Lehrpläne, in denen nicht leicht eine Wissenschaft vermißt ward, ihre Alles erleichternden und versüßenden Lehrmethoden, ihre Kinderfeste, Meritentafeln, goldenen und schwarzen Nägel, Ehr- und Schandbücher, Verdienstorden und Strafzettel doch nicht verhüten, daß nicht mancher als oberflächlicher Halbwisser und anmaßender Schwätzer aus ihnen hervorgehende Jüngling die Gründlichkeit ihres Unterrichts und den Ernst ihrer Zucht verdächtig machte. Mehrere jener Institute gingen daher eben so schnell,

als sie begonnen hatten, wieder unter; mehrere kamen in andere Hände, und nur das Salzmann'sche besteht durch seine gute ökonomische Verwaltung, und durch den Ruhm, seine schönen Versprechungen wenigstens in Rücksicht der körperlichen und moralischen, wenn auch minder im Betreff der geistigen Bildung seiner Zöglinge, seit 30 Jahren gehalten zu haben, noch bis diesen Tag. An Instituten, die mit ihm wetteiferten, hat es übrigens in dieser Periode nicht gefehlt. Das Christianische bei Kopenhagen (jetzt unter anderer Firma), das kürzlich eingegangene Hundeiker'sche zu Bechelde bei Braunschweig, und neuerdings das von Carl Lang in Tharand bei Dresden gegründete, 1816 nach Wackerbarthsruh versetzte Erziehungsinstitut wurden vor andern berühmt, und fast in jeder größern Stadt fanden sich Unternehmer, die Pensionen mit Sammelschulen zu verbinden, und aus den wohlfeilsten Kandidaten und Studenten das nöthige Lehrerpersonal herzustellen wußten. Denn nur zu oft lag eine schlecht verhüllte Finanzspeculation solchen Unternehmungen zum Grunde, und mancher Hauslehrer trat, bloß um heirathen zu können, als Institutsdirector auf. Besonders fiel die weibliche Jugend, weil die Frau Directorin etwa Französisch verstand und Gouvernante gewesen war, oft in solche Hände, und das Erziehungsinstitut der edlen Carolina Rudolphi, das von Hamburg nach Heidelberg wanderte, gehört, wie die dem Adel allein zugänglichen, und wegen ihrer Fonds unter Aufsicht des Staats stehenden Fräuleinstifte, nur unter die ehrenvollen Ausnahmen von den Mädchenpensionen gewöhnlichen Schlages, in denen die weibliche Jugend öfter verdorben als erzogen wurde. Überhaupt bedarf diese noch mehr, als die männliche, der Familienerziehung, und wie unentbehrlich auch Mädcheninstitute, in denen man Alles, was in feinen Zirkeln gefällt und geltend macht, lernen kann, der modischen Eitelkeit scheinen mögen: so ist dennoch der Sinn für die kleinen Sorgen und unschuldigen Freuden der Häuslichkeit, den nur eine redliche Mutter einflößen kann, der künftigen Gattin und Mutter noch unentbehrlicher. Dergleichen Institute sollten daher nur als Rettungsanstalten für solche Töchter bestehen, für die es sonst kein Haus und keine Mutter mehr gibt. Aber leider wird die Institutserziehung immer ein Bedürfniß für Söhne und Töchter solcher Eltern bleiben, die, ohnehin unvermögend den nöthigen Unterricht selbst zu ertheilen, theils an ihrem Wohnorte keine gute Lehranstalt finden, theils die nahe Verbindung mit unerfahrenen Hauslehrern scheuen, theils im Bewußtsein ihrer eigenen Unfähigkeit zum Erziehen, oder aus Liebe zur Bequemlichkeit, oder wegen ehelicher Mißverhältnisse, es für dienlicher achten, ihre Kinder außer dem Hause zu erziehen, und wohlhabend genug sind, die meist beträchtlichen Kosten der Pension zu bestreiten. Zu wünschen wäre aber, daß die Erziehungsinstitute allenthalben unter Aufsicht höherer Schulbehörden gesetzt würden, um unwürdige Unternehmer und Lehrer abzuhalten, und die wirkliche Ausführung der gewöhnlich sehr viel versprechenden Pläne zu verbürgen. Anders verhält es sich jedoch mit Pestalozzi's Unternehmen, dessen Institut zu Yverdün, als eine Probeanstalt zur Ausbildung und Bewährung seiner neuen Methode, und als eine vortreffliche Übungsschule für Lehrer, ein Gegenstand der angemeinen Aufmerksamkeit geworden ist. Neben ihm verdienen Fellenberg's Institut zu Hofwyl, die von Pestalozzi's Jüngern in Nordamerika, Neapel, Petersburg und in mehreren Städten Deutschlands errichteten Filialinstitute, und das unter königlichem Schutze bestehende Normalinstitut zu Karlene in Preußisch-Lithauen, als wetteifernde Musteranstalten genannt zu werden. Und wenn auch ein Zögling und Lehrer des Instituts zu Yverdün, der als Verfasser einiger gelunge-

nen Lehrbücher bekannte Joseph Schmid, die Erziehungsinstitute überhaupt für eine Schande der Menschheit erklärte: so gibt es doch noch zu viel Rücksichten und Umstände, die sein übereiltes Urtheil mildern, als daß wir für den Untergang dieser, wenn sie mit Geist und Erfahrung begonnen, mit Besonnenheit, Uneigennützigkeit und wahrem Vatersinne geleitet werden, immer wolthätigen Anstalten stimmen möchten. Denn für die Ergebnisse der Erziehung sind nicht die Theorien, Pläne und Methoden das Wesentliche, sondern der Sinn und die Thätigkeit der Personen, die dies alles handhaben. Vgl. d. A. Pestalozzi und Fellenberg. E.

Institut (National-). Unter diesem Namen war die große gelehrte Anstalt, welche nach den ersten Revolutions-Stürmen, in denen alle wissenschaftlichen und Kunst-Akademien des königlichen Frankreichs untergegangen waren, neu gebildet wurde, und alle früheren einzelnen Akademien durch ein großes Ganze ersetzen sollte, am berühmtesten. Es entstand dasselbe durch ein Dekret vom 3. Brümaire des Jahres IV., aus der ehemaligen Académie française, der Académie des sciences und der Académie des belles lettres et inscriptions. Gleich anfangs ward als seine Bestimmung angegeben, Künste und Wissenschaften durch ununterbrochene Nachforschungen, durch Bekanntmachung neuer Entdekkungen, so wie durch Correspondenz mit den vornehmsten Gelehrten aller Länder zu vervollkommnen, und hauptsächlich solche Wissenschaften und literarische Beschäftigungen zu betreiben, die auf den allgemeinen Nutzen und den Ruhm der Nation abzwecken. Seine Organisation ward gleich anfangs so bestimmt, wie sie nachmals in der Hauptsache geblieben ist. Das Institut sollte nämlich aus einer Anzahl zu Paris wohnhafter Mitglieder, und einer gleichen Anzahl Associés in den verschiedenen Theilen der Republik bestehen, auch sollte außerdem jede Klasse sich acht auswärtige Gelehrte zugesellen können. Anfänglich ward das Institut in drei Klassen, jede mit mehreren Sectionen getheilt, von denen die erste die physikalischen und mathematischen, die zweite die moralischen und historischen Wissenschaften, die dritte endlich die Literatur und die schönen Künste in ganzer Ausdehnung begreifen sollte; die Zahl der wirklichen Mitglieder ward ohne die Associés auf 144 bestimmt. Seine endliche Organisation erhielt jedoch das Nationalinstitut durch ein Arrêté vom 3. Pluviose des Jahres 11 (23. Januar 1803). Hierdurch ward dasselbe in vier Klassen getheilt: 1) die Klasse der physikalischen und mathematischen Wissenschaften mit 64 Mitgliedern; 2) die Klasse der französischen Sprache und Literatur mit 40 Mitgliedern; 3) die Klasse der Geschichte und alten Literatur mit 40 Mitgliedern, und 4) die Klasse der schönen Künste mit 28 Mitgliedern. In dem letzten Jahre des kaiserlichen Frankreichs nahm das National-Institut den Namen eines kaiserlichen Instituts an. Nach der Restauration der Bourbons ist es wieder in seine ersten Bestandtheile der drei, im Anfang dieses Art. genannten Akademien zerlegt worden. Ausgeschlossen wurden außer den s. g. Königsmördern auch mehrere Mitglieder, die sich vormals der Revolution zu geneigt gezeigt hatten. CZ.

Institution, s. Corpus juris und römisches Recht.

Instrument (überhaupt ein jedes Werkzeug), in der juristischen Sprache eine förmlich aufgenommene Urkunde (z. B. Notariats-Instrument) — in der Musik, und vorzugsweise, ein Ton- oder Klangwerkzeug, musikal. Instrument. Sie theilen sich in Blas- und Saiteninstrumente. S. diese und d. Art. Instrumentalmusik.

Instrumentale Arithmetik. Sie zeigt den Gebrauch me-

chanischer Hülfsmittel bei gewissen Rechnungsoperationen. Der Abacus der Römer, das Reihen knöcherner Kügelchen auf Drathsaiten bei den Chinesen, die Neper'schen Rechenstäbchen, Pascal's Rechenmaschine, desgleichen die von l'Epine und Boitissendeau und das Rechnungswerkzeug des Prof. Polemus zu Padua, gehören hieher.

Instrumentalmusik ist diejenige Musik, welche bloß von musikalischen Instrumenten ausgeübt, und deßhalb von der Vokalmusik, welche aus den Tönen der menschlichen Stimme entsteht, unterschieden wird. Daß alle Instrumentalmusik ursprünglich eine Nachahmung des menschlichen Gesanges sei, kann, wo nicht historisch, doch wenigstens physiologisch und philosophisch bewiesen werden. Denn die Töne der menschlichen Kehle klangen dem Ohre zu lieblich, als daß der Mensch nicht hätte auf die Erfindung kommen sollen, diese Töne auch durch den Klang todter Körper hervorzubringen. Somit entstand wahrscheinlich unter allen musikalischen Instrumenten die Flöte am ersten, weil es sehr natürlich war, daß Leute, welche im Freien lebten, zufällig ein gehöhltes Rohr an den Mund setzten, und durch Einblasen des Athems einen Ton aus demselben hervorlockten. Die Entstehung der Saiteninstrumente, als weit zusammengesetzterer Körper, fällt wahrscheinlich in spätere Zeit. Die Instrumentalmusik der Griechen beschränkte sich auf wenige Instrumente, unter denen die Flöte, die Zither und die Posaune, welche den unsrigen gleiches Namens nicht ganz glichen, die vornehmsten waren. Bei den Neuern hatte die Instrumentalmusik ebenfalls einen geringen Ursprung. Es leuchtet von selbst ein, daß man sich derjenigen Instrumente, auf welchen man eine Melodie spielen konnte, zuerst bediente; denn man hatte oder mußte ja den Zweck haben, diejenige Melodie, welche bereits mit Hülfe der menschlichen Stimme erfunden war, nun auch auf diesen Instrumenten nachzuahmen. So entstand der Gebrauch der Geige, als eines Hauptinstruments. Warum die Flöte, als ein weit älteres Instrument, gewissermaßen von der Geige verdrängt wurde, läßt sich leicht erklären; das Spiel eines Saiteninstruments ist bei weitem nicht so ermüdend, als das eines Blasinstruments; und der Ton der Geige sticht mehr ab von der Menschenstimme, dahingegen die Flöte mit derselben zu sehr verschmilzt, und also weniger Befriedigung gewährt. Das Instrument, welches die Melodie zu spielen vermochte, war also gefunden. Was ist natürlicher, als daß man, da jede moralische und physische Thätigkeit der Seele eine Grundlage haben will, nun auch bemüht war, zu jener Melodie einen Stützpunkt, auf welchem sie um so sicherer einherschreiten könnte, zu erfinden? Auf diese Weise verfiel man auf die Verfertigung der Baßinstrumente. Es konnte aber nicht lange währen, so fühlte man das Bedürfniß, die großen und leeren Zwischenräume zwischen den hohen Tönen der Geigen- und den tiefen der Baßinstrumente, welche das Ohr sehr unbefriedigt ließen, auszufüllen; nun entstanden die Bratsche (die tiefere Geige) und das Violoncell (der höhere Baß), mit deren Tönen jene Zwischenräume auf eine dem Ohre sehr angenehme Weise ausgefüllt wurden. Da hiedurch der vierstimmige Gesang, dessen Erfindung wir eben so gut, als die Erfindung jeder anderen Kunstbestrebung, einer bloß mechanisch bedingten Ursache zuschreiben, begründet war: so scheinen die italienischen Componisten bis fast in die Mitte des vorigen Jahrhunderts kein Bedürfniß gefühlt zu haben, sich außer den Geigen und Bässen noch anderer Instrumente zu bedienen; wenigstens findet man in den Compositionen jener Zeit nur selten ein Blasinstrument angewandt. Wie aber die menschliche Natur Alles steigert und modelt, so fingen auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die italienischen Compo-

nisten an, den Geigeninstrumenten noch die Hoboe und das Horn beizufügen; die Flöte dagegen ist überhaupt in Italien, besonders in der Instrumentalmusik, nie sehr geschätzt worden. Die Hoboe aber, mit ihrem schneidenden, streng abstechenden Tone, schien jenen Componisten zur Hervorbringung des beabsichtigten Entzwecks am geeignetesten zu sein. Mit der Erfindung der Hoboe waren die Geigen unterstützt, aber es wäre ein Mißverhältniß entstanden, wenn man nicht auch den untern Stimmen eine ähnliche Stütze hätte geben wollen. Dies geschah durch Zulassung des Horns. Hoboe und Horn, überdem stets nur begleitend und nie obligat spielend, waren und blieben aber auch die einzigen Blasinstrumente, deren man sich fast bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Italien bediente; ja noch in diesem Augenblicke sind die Italiener mit ihren Blasinstrumenten bei weitem nicht so verschwenderisch, als die Deutschen, und noch mehr die Franzosen. Nachdem aber die melodische Musik der Italiener, die durch den streng vierstimmigen Satz ohne weitere Unterstützung in sich selbst hinlänglich abgeschlossen und qualitativ begründet zu sein schien, von den deutschen Componisten, besonders von Mozart, auch quantitativ zur harmonischen vielfach ausgebildet worden war, fand man den Kreis jener wenigen Instrumente zu eng begränzt, und es wurden nun, je nachdem man eine besondre Wirkung beabsichtigte, bei den neuern Compositionen auch alle bekannten Blasinstrumente angewandt. So wie sich indeß die ersten deutschen Componisten der Fülle der Instrumente des innern qualitativen Effects wegen bedienten: so begannen die neuern französischen Componisten und ihre Nachahmer unter den Deutschen hingegen alle Instrumente nur der äußern, quantitativen Ohrenbetäubung wegen, und bei jeder Veranlassung in Bewegung zu setzen. Daher die wenigen Noten in den italienischen, die vielen in den deutschen, der stete Überfluß an denselben in den neuern französischen Partituren. So viel über die historische Entstehung der Instrumente und überhaupt der Instrumentalmusik. Was ihren ästhetischen Charakter anbetrifft, so ist dieser bisher von den meisten Kritikern verkannt worden. Da nämlich die Musik ihrem Wesen nach rein romantisch ist, d. h. da sie mit Ausschluß alles dessen, was dem Verstande anheim fällt, nur die Sehnsucht nach einem unbekannten, außer uns liegenden Etwas darzustellen und auszudrücken sucht: so folgt daraus, daß sie im eigentlichen Verstande keiner Worte bedarf, um in unserer Seele die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Nichtsdestoweniger kann die bloße Instrumentalmusik, insofern sie dennoch immer nur eine Nachahmung der Vokalmusik ist, dieser durchaus nicht vorzuziehen, sondern billigerweise nur mit derselben gleichzustellen sein. Übrigens ist hier noch zu bemerken, daß man unter Instrumentalmusik auch die Instrumentaltonstücke versteht, und diese allen musikalischen Stücken entgegensetzt, in welchen sich Gesang befindet, so daß sie auch eben so wenig die bloße Begleitung zu diesem bedeutet. Im Allgemeinen gehören zur Instrumentalmusik Sinfonien und Ouvertüren, Solo's, Duetts, Terzetten, Quartetts, Quintetts ꝛc., Sonaten und Phantasieen, Concerte für einzelne Instrumente, Tänze, Märsche und andere Stücke. Pq.

Insurrection, Insurgenten. Die Grundbedeutung dieses, in der letzten Zeit so oft gehörten und verschieden gedeuteten Worts ist mit Aufstand oder Aufruhr (s. d. Art.) vollkommen gleichbedeutend, doch wird das Wort gewöhnlich nur gebraucht, um einen allgemeinern Aufstand, einen allgemeinern Aufruhr zu bezeichnen. Hier erwähnen wir nur einer besondern Bedeutung, welche das Wort im ungarischen Staatsrechte hat. Dort bedeutet es den Aufstand des gesammten Reichsadels

in Masse, den der König bei dringenden Gefahren zur Vertheidigung der Grenzen durch ein allgemeines Aufgebot (Heerbann) aufzurufen befugt, und dem zufolge alsdann jeder Adeliche verbunden ist, in Person bewaffnet im Felde zu erscheinen. Noch in neuern Zeiten, zum letzten Male im J. 1809, hat das ungarische Insurrectionsheer rühmlich gegen den Feind, der die Grenzen des Vaterlands betrat, gefochten.

Intaglien, tiefgeschnittene Steine, s. Steinschneidekunst.

Integralrechnung, s. Infinitesimalrechnung.

Intellectuell, von dem lateinischen Worte intellectus, Verstand, bedeutet häufig bloß so viel als verständig, einsichtsvoll, geistig auch dem Erkennen angehörend, auf dem Erkennen beruhend, entgegengesetzt dem Moralischen und Ästhetischen, z. B. in dem Ausdrucke intellectuelle Bildung. Wird dieser Ausdruck von Erkenntnissen gebraucht: so versteht man darunter solche, die aus dem Verstande entsprungen sind, im Gegensatz der sensuellen oder sensitiven, die aus den Sinnen und der Empfindung entspringen; die Gegenstände dieser Erkenntniß nennt man aber intelligibel, nur dem Verstande oder der Vernunft erkennbar. So ist z. B. der Satz, daß alle Veränderungen eine Ursache haben, eine intellectuelle Erkenntniß. Die Philosophie Fichte's und Schelling's redet von einer intellectuellen Anschauung, welche nichts anders ist, als die unmittelbare, reine Selbstanschauung oder die nicht sinnliche Anschauung des Absoluten. „Ich schaue mich selbst an, heißt es in der unmittelbaren, in sich zurückgehenden Thätigkeit, wodurch ich ein Ich bin; diese reine Vorstellung meiner selbst ist nicht sinnlich; keine Wahrnehmung oder Betrachtung meiner sinnlichen Eigenschaften, meiner persönlichen Beschaffenheit oder Individualität; die Vorstellung meines empirischen Selbst setzt schon die intellectuelle Selbstanschauung voraus: denn Ich bin eher, als ich fragen kann, wer ich sei. Die Anschauung des Actes, wodurch das Ich entsteht, das unmittelbare Bewußtsein der aus sich selbst hervorgehenden und in sich selbst zurückgehenden Thätigkeit macht die intellectuelle Anschauung aus." Betrachtet man dies alles genauer, so findet sich, daß bei Fichte das reine Selbstbewußtsein als intellectuelle Anschauung in ihrer höchsten Abgezogenheit von sinnlicher innerer Anschauung erscheint. Bei Schelling sollte die intellectuelle Anschauung, als Grundbewußtsein der Einheit überhaupt geltend gemacht werden; daher bei ihm die bloß intellectuelle Anschauung der absoluten Identität. Es ist hier der Ort nicht, dies weiter auszuführen. Wer sich darüber weiter unterrichten möchte, was überhaupt die intellectuelle Anschauung solle, und wie sie in die neuere Philosophie gekommen sei, der lese in dem Werke Reinhold, Fichte und Schelling von Jacob Fries, S. 224 fgg.

Intelligenz, Vernunftwesen, d. h. ein Wesen, welches im Vernunftgebrauche von sinnlichen Eindrücken unabhängig ist. Der Mensch ist Intelligenz in dem Bewußtsein, daß er, unabhängig von den sinnlichen Eindrücken der Lust und Unlust, seine Vernunft zum Handeln gebrauchen, seinen Willen frei durch eigene Gesetze bestimmen kann, und hiedurch ist er in eine andere Ordnung der Dinge gesetzt, als die der Sinnenwelt ist. Die höchste Intelligenz ist die Gottheit, welche wir nicht anschauen können, weil sie kein sinnliches Wesen ist, und in der Erkenntniß nicht, wie wir, von sinnlichen Eindrücken abhängt, sondern die Dinge erkennt wie sie sind, nicht bloß wie sie erscheinen. Nach Fichte besteht das Wesen der Intelligenz in der Ichheit der Selbstheit; sie sieht sich selbst zu, schaut sich selbst an; Sein und Wissen ist in ihr unzertrennlich; was sie nicht anschaut, das ist für sie nicht, sie selbst ist nur,

Digitized by Google

indem ſie ſich ſelbſt ſieht, alſo auf ſich ſelbſt handelt, Was für die Intelligenz ſein ſoll, das muß ſie in gewiſſem Verſtande ſelbſt ſein, das muß ſie in ſich ſelbſt anſchauen: denn ihr Weſen beſteht darin, daß ſie ſich ſelbſt zuſieht. Sie kann nichts ſein und in ihr kann nichts ſein, was ſie nicht ſetzt, was ſie nicht anſchaut, dem ſie nicht zuſieht. Das vorſtellende Weſen iſt Alles, was es iſt, und was für daſſelbe iſt, nothwendig für ſich ſelbſt, und nur inſofern iſt es Intelligenz, deren Charakter durch Ichheit bezeichnet wird. Es iſt ſich ſelbſt Object, erſcheint ſich ſelbſt, handelt auf ſich ſelbſt: alle Dinge, die für daſſelbe ſind, müſſen in ihm ſein, zu ihren eigenen Selbſterſcheinungen gehören, Gegenſtände ihrer Selbſtbeſchauung ausmachen. Wenn man das Sich ſelbſt zuſehen das Ideale und das Sein das Reale nennt, ſo kann man ſagen, das Ideale und Reale iſt unzertrennlich vereinigt. In dieſer unzertrennlichen, unmittelbaren Vereinigung des Zuſehens und Seins, des Idealen und Realen, beſteht eben das Weſen der Intelligenz, die Natur des Ich, der Charakter des Geiſtes. — Man darf nicht vergeſſen, daß dieſe Anſicht lediglich von dem idealiſtiſchen Standpunkte aus kann erhalten werden. Bei unſern Sprachmengern bedeutet Intelligenz oft nichts weiter als Einſicht, Verſtändigkeit, Vernünftigkeit. dd.

Intelligenzblätter heißen ſolche wöchentlich gedruckte Bogen, in welche Nachrichten eingerückt werden, die ſchleunig zur öffentlichen Einſicht, Kenntniß, (Intelligenz) kommen ſollen. Die Anſtalt, an welche dergleichen Nachrichten ſchriftlich eingeliefert werden, und welche ſie darauf durch den Druck bekannt machen läßt, wird ein Intelligenz-Comptoir (Nachweiſungsanſtalt) genannt. Bei den Römern vertraten die Acta populi Romani, in welchen die Gebornen, Geſtorbenen, Hochzeiten, Eheſcheidungen, Todesſtrafen, Adoptionen, Manumiſſionen, wie auch die Ankunft der Fremden aufgezeichnet wurden, und welche jedermann leſen und nachſchlagen durfte, die Stelle ſolcher öffentlichen Nachrichten, welche auch ſpäterhin an öffentliche Gebäude und dazu errichteten Säulen angeſchlagen wurden. Den erſten Vorſchlag, ein Intelligenz-Comptoir zu errichten, in welchem alle Nachrichten eingegeben und zu Papiere gebracht würden, damit die Nachfragenden beſchieden werden könnten, ſoll der Vater des Montagne, der 1569 ſtarb, gethan haben; John Innys war hingegen der erſte, der 1637 eine ſolche Anſtalt wirklich zu London errichtete. Er nannte es the Office of intelligence, und erhielt vom Könige Karl I. auf 40 Jahre ein Privilegium darüber. In Deutſchland hat der Baron Wilhelm von Schröder, der 1663 ermordet wurde, zuerſt dem Kaiſer Leopold einen Entwurf zu einem Intelligenz-Comptoir überreicht, welchen Herr von Boden 1703 wiederholte, worauf dann 1727 zu Berlin, 1729 zu Halle, 1744 zu Augsburg, 1745 zu Braunſchweig, 1748 zu Nürnberg, 1750 zu Hannover und 1763 zu Leipzig, Intelligenz-Comptoire errichtet wurden.

Intelligibel, ſ. Intellectuell.

Intenſion bedeutet die innere Stärke oder Kraft, Gehalt, wie auch die Verſtärkung der innern Kraft, Anſpannung, im Gegenſatze der Extenſion oder Ausdehnung. So ſpricht man von einer Intenſion der Gefühle, wenn man die Innigkeit derſelben anzeigen will; in welchem Sinne man ſich auch des Beiworts intenſiv bedient. Intenſives Leben iſt ein ſolches, deſſen Dauer man nicht nach der Zeit, ſondern nach der Thätigkeit berechnet. Intenſiv vergrößern heißt dem innern Werthe nach erhöhen. Ein Verbum intensivum (in der Sprachlehre) iſt ein verſtärkendes Zeitwort: z. B. betteln iſt das Verbum intensivum von bitten. Intenſivität iſt eben ſo viel als intenſive Stärke, d. h. die in-

nere, nicht von der Qualität der Theile abhängende Wirkſamkeit eines körperlichen Stoffes.

Interdict hieß in der römiſchen Rechtspflege eine Zwiſchenverordnung des Prätors, durch welche bei ſtreitigem Beſitze der Herausgeworfene bis nach Austrag der Sache in Beſitz geſetzt wurde; ſodann ſpäterhin der große Bann, mit dem der Papſt ganze Städte, Provinzen und Länder zur Strafe der Widerſetzlichkeit belegte, welche ſich die Einwohner oder die Regenten gegen ihn und die Geiſtlichkeit hatten zu Schulden kommen laſſen. Er war im Mittelalter der furchtbarſte Schlag, der das Volk und die Fürſten treffen konnte. Aller Gottesdienſt hörte auf, die Kirchen wurden verſchloſſen, keine Glocken durften mehr geläutet, keine Sacramente verwaltet, keine Leichen mit kirchlicher Feierlichkeit beerdigt werden; was ſonſt heilig und ſegensvoll hieß, Kreuze, Gnadenbilder, Altäre, waren nun entweiht und kraftlos. Dieſer Bann wurde zuerſt von Gregor V. 998 gegen Frankreich, deſſen König Robert ſich von ſeiner im 4. Grade mit ihm verwandten Gemahlin Bertha nicht trennen wollte, ausgeſprochen, und dieſer Monarch mußte, um eine völlige Empörung der Nation zu verhüten, endlich nachgeben und ſich von ſeiner Gemahlin trennen. Noch bedeutendere Folgen hatte das 1208 von Innocenz III. über England verhängte Interdict, welches durch des Königs Johann Weigerung, den Petersgroſchen eintreiben und dem Papſte das Patronat über die engliſchen Bisthümer zu laſſen, verurſacht wurde. Nachdem das Interdict ſechs Jahre lang gedauert hatte, mußte Johann nicht nur das Verweigerte geſtatten, ſondern auch, unter den ſchimpflichſten Demüthigungen und Büßungen, die ihm abgeſprochene Krone als päpſtl. Lehn wieder annehmen, und die empörten Großen des Reichs 1215 durch die Unterzeichnung der berühmten Magna Charta, zufrieden ſtellen. Je öfter indeß die Päpſte ſich dieſes Mittels, die Fürſten zu demüthigen und die Völker zu zwingen, bedienten, deſto mehr verlor es von ſeiner Kraft, und wenn ſie auch fortfuhren, in wichtigen Fällen das Interdict zu verhängen, und den Bann zu verſuchen: ſo kennt doch die neuere Zeit keinen ſpätern Bann als jenen des Papſtes Pius VII. wider Napoleon.

Intereſſe, intereſſant (von dem lateiniſchen interesse, dabei ſein, daran gelegen ſein). Intereſſe iſt der Antheil, den wir an einer Sache nehmen; in Hinſicht des Gegenſtandes ſelbſt, der Reiz oder die Wichtigkeit, die ſie für uns hat. Daher ſagt man in letzterer oder objectiver Rückſicht: ich habe ein Intereſſe bei der Sache, oder bin bei der Sache intereſſirt, d. h. ich bin bei derſelben beantheiligt, in dieſelbe verwickelt, ferner: ein Gegenſtand intereſſirt mich (hat für mich Intereſſe), wenn er etwas Anziehendes, eine Wichtigkeit für mich hat, und man nennt ihn in ſo fern intereſſant, d. i. wichtig, beſonders anziehend, reizend, z. B. eine Perſon, wenn ſie unterhaltend iſt; in erſterer oder ſubjectiver Hinſicht aber: ich intereſſire mich für einen Gegenſtand, d. h. nehme Antheil an ihm, (daher Intereſſent, Theilhaber, Theilnehmer) laſſe mir ihn angelegen ſein, z. B. ich intereſſire mich für eine Perſon d. i. ich nehme auf ſie vorzügliche Rückſicht, verwende mich für ſie u. ſ. w. Letzteres ſetzt voraus, daß ein Gegenſtand ein Intereſſe für mich habe, oder mir intereſſant ſei. Das Intereſſe der Menſchen, d. i. der Gegenſtand, für welchen ſie ſich intereſſiren, ſo wie der Grund, warum, und die Art, auf welche ſie ſich für ihn intereſſiren, iſt verſchieden nach der Art und den Graden ihrer Bildung. Dem ſinnlichen Menſchen iſt nur das Sinnliche, oder der Nutzen und Gewinn intereſſant, und man nennt daher dieſen Antheil, um ſo ſtärker er iſt, Intereſſe im engern und niedern

Sinne, d. i. Eigennutz, angelegentliche Sorge für seinen Vortheil, auch diesen Vortheil oder Gewinn selbst Interesse, besonders wenn er sich auf Geld oder Geldeswerth bezieht; daher auch in der Mehrzahl die Interessen im bürgerlichen Leben, die Zinsen von Kapitalien und Grundstücken genannt werden. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geschlecht ein eigenthümliches Interesse. Von diesem besondern Interesse unterscheidet man daher das, was allen Menschen interessant sein sollte, was mithin an sich interessant ist, und was man unter Gebildeten schlechthin interessant nennt. Interessant in dieser Bedeutung ist nichts Gemeines und Gewöhnliches, sondern nur das, was auf eine ausgezeichnete Weise die höheren Thätigkeiten des Geistes beschäftigt oder ein eigenthümlicher Ausdruck derselben ist, wenn es auch nicht immer unmittelbar ein reines Lustgefühl erwecken sollte, auf welchem freilich größtentheils und vorzüglich das Interesse beruht; was mithin entweder durch seine bedeutsame Form oder seinen wichtigen Inhalt die Aufmerksamkeit des Gebildeten, der jene Kräfte übt und zu einem allgemeinen Grade ausbildet, an sich zieht, insbesondere aber das, was sich auf Menschheit, ihre Bestimmung und eigenthümliche Darstellung in der Wirklichkeit und Kunst bezieht, oder mit ihr in einem seltsamen Widerspruche steht. Das Interessante ist sonach nicht immer das Schöne, obgleich das Schöne in gewissem Sinne interessiren muß. Interessant ist z. B. in der Kunst auch das Erzeugniß einer großen, eigenthümlichen Kraft, welcher die Vollendung des Schönen noch mangelt, und man nennt auch eine Person, ihr Betragen, ihre Physiognomie interessant, (d. i. durch einzelne hervorstechende oder eigenthümliche Züge die Aufmerksamkeit, vorzüglich mit Wohlgefallen, an sich ziehend,) wenn sie auch nicht schön, (d. i. in vollkommen ausgebildeter Form einen bedeutungsvollen Charakter verschließend) genannt werden darf. T.

Interim. Nach Überwältignng des schmalkaldischen Bundes erließ der übermüthige Kaiser Carl V., um, außer den politischen Verhältnissen, auch das Religionswesen in Deutschland auf den alten Fuß zu setzen, eine Verordnung, wie es einstweilen (daher sie das Interim genannt wurde) bis zur Entscheidung eines allgemeinen Concils mit Kirchenverfassung, Lehre und Gebräuchen in Deutschland gehalten werden sollte, und gab ihr auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 die Kraft eines Reichsgesetzes. Nur der Kelch im Abendmahle und die Priesterehe waren den Protestanten darin nachgelassen; in allem Übrigen sollten sie die schon seit mehr als 20 Jahren außer Gebrauch gekommenen Formen und Ceremonien des Katholicismus wieder beobachten. Die Protestanten wußten indeß durch Unterhandlungen und halbe Befolgung Zeit zu gewinnen, bis ihnen der passauer Vertrag 1552 und der Friede zu Augsburg 1555 vollkommene Religionsfreiheit sicherten. E.

Interjectionen heißen in der Grammatik diejenigen Partikeln, welche eine Gemüthsbewegung bedeuten und in einem Ausruf bestehen. Der Mensch, zumal der rohe, der von einem irgend heftigen Gefühl ergriffen wird, äußert dies durch mehr oder weniger artikulirte Töne, z. B. das Erstaunen durch ein Ah! oder Oh! den Schmerz durch Weh! oder Au! die Furcht durch Hu! u. s. w. So verschiedene Arten der Gemüthsbewegung es gibt, die sich in Ausrufungen äußern können, so verschiedene Arten von Interjectionen gibt es auch. Unschicklich haben die Grammatiker einen eignen Redetheil (pars orationis) aus ihnen gebildet.

Intermezzo, Zwischenspiel, ist keine Erfindung der Neuern; denn schon die Alten kannten gewisse kurze, abgerissene, locker in einan-

der verwobene Darstellungen, durch welche sie den Übergang von einem Stücke zu dem andern machten. So wie sie Prologe und Epiloge hatten, die dazu bestimmt woren, vor und nach dem Stücke die Zuschauer in eine befriedigende Beziehung mit demselben zu setzen, so dienten auch solche Zwischenspiele dazu, das vorhergehende Stück gleichsam mit dem folgenden zu verbinden, und längere Zwischenräume der Zeit auszufüllen. Gegenwärtig gibt man den Namen Intermezzo hauptsächlich kleinen komischen Opern, welche nur für eine, höchstens zwei Personen geschrieben sind, aber weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem nachfolgenden Stücke in irgend einer Verbindung stehen. Da die Kritik an diese Art Erzeugnisse, eben weil sie durch die geringe Anzahl Personen sehr beschränkt sind, keine strenge Anfoderungen zu machen scheint: so fühlt man sich von denselben hinlänglich befriedigt, wenn sie sich nur durch Laune und komische Kraft auszeichnen, ohne es gerade mit dem innern regelmäßigen Zusammenhange derselben sehr genau zu nehmen. Die neuern Intermezzo's sollen anfangs, wenn man Arteaga's Behauptung trauen darf, Madrigale gewesen sein, welche von mehreren Stimmen zwischen den Aufzügen abgesungen wurden, und auf das Stück Beziehung hatten. Als eins der ältesten und schönsten nennt man il Combattimento d'Apolline col serpente von Bardi. Bald aber entfernten sich diese Madrigale von ihrer ersten Bestimmung, und stellten eigne Handlungen für sich vor. In der Darstellung solcher Intermezzo's hat sich besonders in der letzten Zeit Bianchi, und unter den Deutschen Elmenreich rühmlich ausgezeichnet. Pq.

Internuntius wird derjenige Gesandte oder Unterbohtschafter genannt, welchen der Papst an auswärtigen kleinern Höfen, oder bei Republiken hält. Ein Gesandter des Papstes, bei Kaisern und Königen, heißt Nuntius (S. Nuntien). Auch heißt der ordentliche österreichische Bothschafter zu Konstantinopel Internuntius.

Interpolation, so viel als Einschaltung, ist ein Kunstwort der Mathematik, und bedeutet das Bilden eines Gliedes in einer Reihe von Größen aus den Gliedern einer andern Reihe, oder auch von Zwischengliedern zu den gegebenen Gliedern einer Reihe. Es gibt gewisse analytische Formeln, nach denen die Einschaltung bewirkt wird. In der philologischen Kritik nennt man Interpolation die Einschaltung von Zusätzen in eine Schrift, Verfälschung des Schriftstellers durch eingeschobene (interpolirte) Stellen. M.L.

Interpretation, s. Erklärung, Exegesen. Hermeneutik.

Interpunktion und Interpunktionszeichen. Interpunktion nennt man die Abtheilung einzelner Worte, ganzer Sätze und vollständiger Gedankenreihen durch gewisse Zeichen, welche theils die Verbindung, theils die Trennung dessen, was dem Sinne nach zusammen gehört oder getrennt werden muß, theils auch die Hebung und Senkung der Stimme andeuten (von interpungere, Zwischenpunkte machen). Das, was wir jetzt Interpunktion nennen, und das ganze darüber aufgestellte System, ist ein Eigenthum der neuern abendländischen Sprachen. Die Morgenländer kennen nur Ton-, aber keine eigentliche Interpunktionszeichen; die Römer kannten zwar den Namen (Cic. de oratore III. 44. und 46. Senecae ep. 40.), verbanden aber damit einen ganz andern Begriff. Ihre Interpunktion war, so wie die der Griechen, größtentheils eine blos oratorische, d. h. sie bezog sich nur auf den Vortrag und die Declamation der Worte, und wurde oft gar nicht, oder höchstens durch einen Punkt am Ende des Satzes, oder durch neue Linienanfänge und Absätze (versus στίχοι) angedeutet. Die neuere, größtentheils grammatische

Interpunktion dagegen war spätern Ursprungs, und angeblich eine Erfindung des alexandrinischen Grammatikers Aristophanes, welche von den folgenden Grammatikern mehr ausgebildet wurde, sich aber zu Carls des Großen Zeiten schon wieder so verloren hatte, daß er für nöthig fand, sie durch Warnefried und Alcuin wieder herstellen zu lassen. Sie bestand anfangs nur in einem, auf dreifache Art angebrachten Punkt (στιγμὴ, daher in der Diplomatik Stigmeologie, die Interpunktionslehre) und bisweilen noch in einem Striche, die beide auf sehr verschiedene Art geformt wurden. Da man aber bei dem Gebrauche dieser Zeichen keine bestimmten Regeln befolgte, und sich ihrer zur nothdürftigen Abtheilung der Sätze sehr willkürlich bediente: so behielt die Interpunktion noch immer viel Schwankendes, bis zu Ende des 15. Jahrh. die gelehrten venetianer Buchdrucker Manucci (Manutius) die Interpunktionszeichen vermehrten, und sich ihrer nach festern Regeln zu bedienen anfingen. Ihr Beispiel wirkte bald so allgemein, daß man sie allerdings als Schöpfer der jetzigen Interpunktionsmethode betrachten kann, und es ist (wenn gleich Heynatz und einige andere neuere Grammatiker auf Vermehrung der Interpunktionen antrugen) seit jener Zeit, außer einzelnen genauern Bestimmungen, nichts hinzugethan worden. Die sämmtlichen allgemein-üblichen Interpunktionszeichen sind nämlich folgende: 1) das Komma (,) (Strich, Beistrich), steht vor allen beziehenden Fürwörtern; vor und nach eingeschobenen Worten oder kurzen Zwischensätzen; vor und nach Erklärungsbegriffen (Appositionen); vor allen Bindewörtern (Conjunctionen), durch welche einfache Sätze mit einander verbunden werden; zwischen mehreren einzelnen, nicht durch Bindewörter mit einander verbundenen Haupt- und Beschaffenheitswörtern (Substantiven und Adjectiven), und überhaupt zum Unterschiede der einzelnen Theile einfacher Sätze. 2) Das Semikolon (;) (Punktstrich, Strichpunkt) bestimmt mehr als das Komma, aber weniger als als das Kolon. Es steht in den Sätzen und Perioden, welche aus mehreren Gliedern bestehen, besonders wenn diese Glieder von einiger Länge sind; besonders, um den Nachsatz von dem Vordersatz in solchen Sätzen zu trennen, welche eine Ursache, Erklärung, Einschränkung und Folgerung enthalten, gewöhnlich vor den Worten aber, denn, allein, wiewol, indessen, dennoch, nur, hingegen u. s. w. 3) Das Kolon (:) (Doppelpunkt), steht vor einem Nachsatze, wenn der Vordersatz zusammengehängt, besonders wenn er durch ein Semikolon oder mehrere abgetheilt gewesen; wenn man seine eigenen oder eines anderen Worte unmittelbar anführt, und die Ankündigung vorher anzeigt; wenn man Beispiele anführt, oder eine oder mehrere Sachen gleichsam aufzählt; und wenn sich der Sinn oder die Kraft einer ganzen Stelle in einem einzigen Worte, oder in einigen Worten concentrirt. 4) Das Punktum (.) (Schlußpunkt), steht am Ende jedes vollständigen Satzes, der weder eine Frage noch einen Ruf enthält; und als Abkürzungszeichen bei unausgeschriebenen Worten, nach bloßen Anfangsbuchstaben von Worten und Namen, so wie bei Zahlen, jedoch richtig nur bei Ordnungszahlen, oder bei solchen Grundzahlen, die für Ordnungszahlen gelten, wohin besonders auch die Jahrzahlen gehören. Mehrere neben einander gesetzte Punkte bezeichnen einen abgebrochenen, unvollendeten Satz, oder im umgekehrten Falle die Mangelhaftigkeit einer Rede von vorn herein, oder überhaupt andere Lücken, z. B. nach Anfangsbuchstaben von Namen, die man aus guten Gründen nicht ausschreiben will. 5) Das Fragezeichen (?) (Fragpunkt) dient, den Ton der lebendigen Stimme in der Schrift zu ersetzen, und wird nach jeder unmittelbaren

Frage gesetzt. Wird aber eine Frage nur mittelbar oder erzählungsweise angeführt, so ist das Fragezeichen nicht nöthig. 6) Das Ausrufungszeichen (!) (Rufzeichen), wird an das Ende solcher Sätze gesetzt, welche einen Befehl, Ausruf, Wunsch, Verwunderung, Betheurung, oder lebhafte Gemüthsbewegung aussprechen; desgleichen nach allen Empfindungswörtern, wenn sie allein stehen, und nach allen Worten, wenn sie mit Affect ausgesprochen werden. Erstreckt sich der Ausruf auf den ganzen Satz, so erhält dieser das Ausrufungszeichen, und das Empfindungswort nur ein Komma, oder wird gar nicht unterschieden. Fehlerhaft steht es am Eingange der Briefe, sogleich nach der Anrede. Seine Verdoppelung als Zeichen der verstärkten Empfindung, oder des Tadels (!! wol gar !!!), so wie die des Fragezeichens (??), ist mit Vorsicht zu gebrauchen. 7) Das Theilungs-, Trenn- oder Bindezeichen (= oder auch -) steht am Ende der Zeilen, um die durch den Raum verursachte Trennung der zu einem Worte gehörenden Sylben anzudeuten, ferner zwischen zwei Begriffen, die zwar zu Einem Ganzen verbunden sind, die man aber, da jeder seinen eigenen Ursprung und seine besondere Abstammung hat, isolirt denken und verstehen kann; oder wenn man bei einem zusammengesetzten langen Worte die Etymologie (Ableitung) desselben anzeigen, und seine leichte Übersicht, so wie das richtige Lesen desselben befördern will; oder wenn ein oder mehrere vorhergehende Worte sich auf ein gemeinschaftliches Schlußwort beziehen, z. B. Polizei- und Proceßordnung. 8) Die Parenthese, der Einschluß, das Einschließungszeichen (( ) oder ([), auch durch zwei Striche bezeichnet), wird gebraucht, wenn ein eingeschobener Nebensatz von der übrigen Rede unterschieden werden soll, deßgleichen bei erklärenden Beisätzen und Beiwörtern, und wenn man einen ganz fremdartigen Begriff, nach einer eigenen und von dem andern Satze verschiedenen Stellung und Construction, in die Mitte setzt. Das Zeichen [] braucht man auch dann, wenn man mitten in der angeführten Rede eines Andern etwas anzumerken hat, damit der Leser dieß nicht für eine, in die Rede selbst gehörige Parenthese halte. 9) Der Gedankenstrich (—) (Querstrich, Pause) findet da seine Anwendung, wo man die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen Gedanken, auf eine sonderbare Wendung, oder auf einen Gegensatz rege machen, oder auch eine längere Pause im Reden, einen verschwiegenen Gedanken oder eine Lücke andeuten will. Auch steht er zwischen Sätzen, welche zwar eine gewisse innere Verwandtschaft unter einander haben, aber ohne genauere äußere Verbindung zusammengestellt sind. Deßgleichen wird er gebraucht bei plötzlicher Abweichung von der angefangenen Construction (Anakoluthon). 10) Das Anführungs- oder Citationszeichen („“) steht zur Bezeichnung unmittelbar angeführter fremder Worte und Reden, angeführter Bücherstellen, Beispiele u. s. w. sowol bei ganzen Sätzen, als bei einzelnen Worten. (Es wird beim Schreiben auch als Trennungszeichen gebraucht.) 11) Der Apostroph (') (Abkürzungszeichen) bezeichnet die Weglassung eines Vokals, besonders des e und i, seltener einiger andern Buchstaben. (z. B. bei'm statt bei dem). Man darf ihn, außer in Gedichten, nur sehr vorsichtig brauchen. Es gab eine Periode, in welcher, durch blinde Nachahmung des humoristischen wandsbecker Bothen, der Apostroph so sehr an der Tagesordnung war, daß man seinen häufigen Gebrauch für ein ächtes Kennzeichen des Witzes hielt. Außer diesen Zeichen kann man weiter keine zu den Interpunktionen rechnen: denn die Anmerkungszeichen (*†), der Paragraph (§), Eintheilungszeichen (entweder durch Buchstaben oder durch Zahlen), Tonzeichen, und Fortweisungszeichen (fg. ff.) sind nur Hülfsmittel zum

beſſern Verſtändniß des allgemeinen Sinnes einer Schrift oder einzelner Stellen, beziehen ſich aber nicht auf den oben aufgeſtellten herrſchenden Begriff der Interpunktion. A — s.

Interregnum (Zwiſchenreich), ſ. Deutſchland.

Intervall, Zwiſchenraum, nennt man in der Muſik den Abſtand zweier Töne in Rückſicht ihrer Höhe und Tiefe, d. i. der verſchiedenen Geſchwindigkeit, mit welcher die Schwingungen der tönenden Körper geſchehen, = Tonverhältniß; auch die Töne ſelbſt, inſofern ſie in dieſem Verhältniſſe ſtehen. Das Gehör empfindet nämlich die Reſultate dieſer Verhältniſſe eben ſo, wie das Auge die mehrere oder mindere Einfachheit oder Symmetrie zweier Verhältniſſe im Raume, ohne die Verhältniſſe ſelbſt erſt zu meſſen, oder die Nähe und Entfernung der Gegenſtände zu berechnen. Ein Tonverhältniß iſt conſonirend, wenn die Schwingungszahlen in ſehr einfachen Verhältniſſen ſtehen: alle dieſe Verhältniſſe laſſen ſich durch die Zahlen 1 bis 6 oder deren Verdoppelungen ausdrücken. Die diſſonirenden Tonverhältniſſe ſind weniger einfach; die brauchbaren beruhen auf Multiplicationen oder Diviſionen der Zahlen unter ſich. Die conſonirenden Verhältniſſe ſind dem Ohre für ſich angenehm; die diſſonirenden aber nur, wenn ſie ſich auf etwas Einfacheres beziehen, und zu etwas Einfacherem übergehen. Alle Intervalle werdem beim Generalbaß durch Ziffern bezeichnet, und darnach auch benannt: Prime (Grundton), Secunde, Terz, Quarte, Quinte, Sexte, Septime, Octave, (dieſes ſind die einfachen Intervalle,) dann None, Decime ꝛc. Y

Intoleranz, Unduldſamkeit, ſ. Duldung, Freiheit (kirchl.) und Indifferentismus.

Intonation bezeichnet in der Muſik das Angeben der Töne durch Stimme oder Inſtrumente, und die Fähigkeit dazu. Die Intonation iſt in der Muſik von der höchſten Wichtigkeit, weil von der Reinheit derſelben der größte Theil des Vergnügens abhängt, welches wir bei jener finden; ja die reine Intonation, d. i. die, durch welche der rechte Ton genau getroffen wird, iſt die erſte und unerlaßlichſte Bedingung des Geſanges, und das Ohr kann dieſem, rühre er auch übrigens von der ſchönſten und geübteſten Kehle her, keinen Geſchmack abgewinnen, wenn die Intonation unrein iſt, d. h. wenn ſie entweder etwas über, oder unter dem rechten Tone ſchwebt. Die Urſache des unreinen Intonirens (Diſtoniren), welches man im Italieniſchen stonare, im Franzöſiſchen détoner nennt, und deſſen doppelte Art man im Deutſchen auch durch die Worte herunterziehen (gewöhnlich unterziehen) und hinaufziehen (gewöhnlich aufziehen) ausdrückt, iſt immer noch nicht hinlänglich erklärt, wenn man ſie in einem fehlerhaft, oder nicht genugſam gebildetem Gehöre ſucht. Wir haben Sänger gekannt, die bei einer wahrhaft künſtleriſch ausgebildeten Stimme, überhaupt bei allen Vorzügen einer mit Fleiß und Anſtrengung erworbenen Kunſtgeſchicklichkeit, nicht ſelten in den Fehler der falſchen Intonation verfielen, dieſen ſelbſt erkannten und ihn doch nicht verbeſſern konnten. Es ſcheint daher, als liege die Urſache dieſes Fehlers oft mehr in einer augenblicklichen körperlichen Schwäche, als in der Ungebildetheit des Gehörs. Dem ſei wie ihm wolle, ſo iſt das Studium der reinen Intonation das nothwendigſte Erforderniß bei der Erlernung des Geſanges, und ſie kann nur auf die Weiſe zweckmäßig erlernt und mit Erfolg ausgeübt werden, wenn der Lehrling, nicht, wie es meiſtens zu geſchehen pflegt, mit geſchwinden Stücken, oder gar mit Bravour-Arien, ſondern mit dem langen Aushalten der einzelner Töne erſt nach ihrer natürlichen, fortſchreitenden Ordnung, dann in

Digitized by Google

ſchweren Intervallen (Singen der Scala, oder Solfeggiren) beginnt. Denn, wird die menſchliche Stimme, ehe ſie durch angeſtrengte Uebung zur Feſtigkeit des qualitativen Tones gelangt, gezwungen, eine Quantität von Tönen hervorzubringen: ſo muß ſie natürlich in ſich ſelbſt zerbrechen und zu jeder Leiſtung von kräftiger, gediegener Intonation unfähig gemacht werden. Da wir keine eigentlichen Singſchulen, im Sinne der Italiener, in Deutſchland haben: ſo wird daraus begreiflich, warum der Geſang im Allgemeinen, beſonders aber die Fertigkeit in geſchwinden Paſſagen, ſo wie die reine Intonation der einzelnen Noten, bei weitem weniger in Deutſchland, als in Italien, zur Kunſt ausgebildet worden iſt. In Italien, wo das Solfeggiren ein anhaltendes, jahrelanges Studium, ja, den vornehmſten Theil der Singekunſt ausmacht, iſt es allein möglich, diejenige Fertigkeit und Biegſamkeit der Stimme zu erhalten, die ein charakteriſtiſches Kennzeichen faſt aller italieniſchen Stimmen iſt. Nächſt der Reinheit des Tones, kommt es bei der Intonation auch auf die Fertigkeit an, die Töne ſchnell und mit Leichtigkeit hinter einander anzugeben. — Was die Intonation der Inſtrumente anbetrifft, ſo iſt dieſe allerdings auch großen Schwierigkeiten unterworfen, beſonders bei den Blaſeinſtrumenten, auf denen ein reiner und ſchöner Ton weit ſeltener iſt, als auf den Saiteninſtrumenten. Denn bei dieſen hängt es bloß von der Führung des Arms, und von dem Inſtrumente ſelbſt ab, ob wir einen reinen Ton hervorbringen, oder nicht. Die Intonation der Blaſeinſtrumente hingegen hängt nicht allein von der Fähigkeit des Mundes, welche durch Trockenheit der Lippen oder eine andere vorherſchende Beſchaffenheit des Körpers bedingt werden kann, ab; ſondern die augenblickliche Beſchaffenheit des Inſtruments, welches der jedesmaligen Einwirkung der Luft unterworfen iſt, ſtellt dem Künſtler eine andere und noch weit wichtigere Schwierigkeit entgegen. Die Erfahrung beſtätigt dieſes: denn gegen zehn erträgliche Geiger ſieht man kaum zwei Künſtler, welche auf Blaſeinſtrumenten genügen. Daher muß das Studium des Künſtlers auf dem Blaſeinſtrumente unabläſſig dahin gerichtet ſein, durch eine im Anſatze der Lippen auf das ſorgfältigſte beachtete Intonation ſich Schönheit und Leichtigkeit des Tons zu erwerben. — Beim Gottesdienſte heißt intoniren einen Geſang anſtimmen, und wird beſonders von dem Geiſtlichen geſagt, welcher vor dem Altare einige Worte ſingend anſtimmt, worauf der Chor dann antwortet. S. Antiphonie. Pq.

Intrade (ital. intrata) iſt ein aus vollſtimmiger Inſtrumentalmuſik beſtehender kurzer Satz, der einem größern Tonſtücke, oder überhaupt einer theatraliſchen Handlung zur Einleitung dient, und mehrentheils einen ernſthaften oder feierlichen Charakter behauptet. Urſprünglich ſcheint die Intrade von den Trompetern herzurühren, die durch ihre Inſtrumente die Aufmerkſamkeit der Menge auf die folgende, öffentliche oder theatraliſche Handlung rege machen mußten. Nach und nach wurde dieſes, anfangs blos mechaniſche Hülfsmittel künſtleriſch behandelt, wo man dann zu den Trompeten auch noch die übrigen üblichen Inſtrumente hinzufügte. So entſtanden endlich die charakteriſirenden Einleitungsmuſiken, die wir jetzt Ouvertüren und Sinfonien (ſ. d. Art. Ouvertüre) nennen. Endlich bezeichnet man mit dem Worte Intrade das lärmende, und an keine beſtimmte Melodie gebundene Untereinanderblaſen eines Trompetercorps, welches ſich am Ende in ein ſanftes Aushalten der Dominante, ihrer Terzen und Quinten verwandelt. — Intraden werden aber auch Staatseinkünfte und landesherrliche Gefälle genannt.

Introduction heißt in der Muſik eine Einleitungsmuſik, der

sonders das Gesangstück, welches in der italienischen Oper nach der Ouvertüre folgt.

Invaliden heißen diejenigen Soldaten (Gemeine und Offiziere), welche, weil sie ausgedient haben, oder im Kriege verstümmelt worden, zu fernerm Dienste untauglich sind. Mehrentheils werden sie in einem öffentlichen Gebäude (Invalidenhaus) vom Staate lebenslänglich erhalten. Schon bei den Alten findet man Spuren von einer ähnlichen Anstalt. Die Athenienser hatten ein besonderes Gesetz, welches gebot, die im Kriege Verstümmelten auf öffentliche Kosten zu ernähren. Auch die Römer gaben den Invaliden einigen, obgleich geringen Unterhalt. Späterhin wurden sie lange Zeit in den Klöstern versorgt. Das erste Invalidenhaus wurde in Frankreich errichtet, wo König Philipp August zuerst den Plan dazu entwarf. Allein da Papst Innocentius III. nicht erlauben wollte, daß diese Anstalt unter der Gerichtsbarkeit des Bischofs stehe, so gab der König seinen Plan auf. Erst Ludwig XIV. führte diesen Gedanken aus, und ließ im J. 1669 zu Paris am Ende der Vorstadt St. Germain ein prächtiges Invalidenhaus aufführen, in welchem 3000 Gemeine und 500 Offiziere verpflegt werden. Es hat seine eigene Kirche, ein Krankenhaus, seinen eigenen Gouverneur, Major und andere Offiziere; man hält eine Wache in demselben, auch werden alle andere Formalitäten, die in einer Festung üblich sind, darin beobachtet. Derjenige Soldat, der wegen Armuth und Schwäche darin aufgenommen werden will, muß zehn Jahre gedient haben. Nur die auf der Wache stehenden Invaliden dürfen Gewehr tragen. In der ersten Zeit der Revolution hatte diese Anstalt sehr gelitten, ist aber während des Kaiserthums zweckmäßiger als je eingerichtet worden. — Das ansehnliche Invalidenhaus zu Berlin, mit der schönen Inschrift: Laeso et invicto militi, hat Friedrich der Große 1748 erbauen lassen.

Inventarium heißt im Allgemeinen jedes genaue Verzeichniß vorgefundener Sachen, insbesondere ein jedes (genaues) Verzeichniß aller einzelnen Sachen, welche das bewegliche Kapital eines Menschen ausmachen, er mag dasselbe nun selbst in seiner Verwahrung oder Verwaltung behalten, oder einem andern anvertrauet haben, um Rechnung darüber zu führen. Dergleichen Verzeichnisse werden z. B. bei Kaufleuten jährlich unter dem Namen Inventur über die vorhandenen Waaren, bei Antretung einer Vormundschaft über das Vermögen des Mündels, bei Sterbefällen über die Verlassenschaft der Verstorbenen, bei übernahme eines erkauften oder ererbten Gutes, bei Pachten ꝛc. verfertigt (es wird inventirt). Bei Landgütern aber macht das eigentlich sogenannte Wirthschafts-Inventarium, oder das Verzeichniß des beweglichen Kapitals, einen wesentlichen Bestandtheil derselben aus, weil ohne die Summe von beweglichen Mitteln der Landhaushalt, oder die Bearbeitung und Benutzung des Grundkapitals eines Landgutes, nicht Statt finden kann. In dieser Rücksicht wird das Wirthschafts-Inventarium eingetheilt, 1) in das lebendige oder Viehinventarium, auch Movention (res sese moventes) genannt, wozu alles Zug-, Last-, oder Arbeits-, Nutz- und Zuchtvieh gehört, und 2) in das todte oder leblose Inventarium, auch Fahrniß oder Mobilien (res mobiles) genannt, zu welchem man die Summe aller leblosen Dinge und Sachen, z. B. Geräthe, Werkzeuge, Maschinen, Schränke ꝛc. rechnet.

Inversa methodus tangentium (umgekehrte Methode der Berühr-Enden), nennt man das Verfahren in der analytischen Geometrie, aus gegebenen Eigenschaften der Berühr-Enden an einer Curve, oder ihrer Normalen, die Gleichung für die Curve selbst zu finden. Die

directe Methode der Tangenten leitet das Gesetz der Construction aus der gegebenen Gleichung der Curve her.

Investitur (Einkleidung, feierliche Einweihung, Einsetzung) hieß insbesondere die Belehnung, durch welche Bischöfe und Aebte sich, seit das Lehnswesen bestand, von ihren Landesfürsten in den Genuß ihrer Kirchengüter einsetzen lassen mußten. Diese Belehnungssitte hatte ihren Grund in dem Umstande, daß viele dieser Güter erst von den Landesfürsten verliehen worden, und ihre jederzeitigen Besitzer daher als Vasallen derselben zu betrachten waren. Weil die Fürsten sich aber nicht begnügten, den Bischöfen und Prälaten die Zeichen der Belehnung, (Ring und Krummstab,) zu überreichen; sondern dadurch auch Einfluß auf die Besetzung dieser geistlichen Ämter zu erlangen gewußt hatten: so griff der Papst Gregor VII. zu Ende des 11. Jahrh. das Investiturrecht der Fürsten an, und erregte dadurch den Investiturstreit, einen langwierigen Kampf zwischen Kirche und Staat, der von ihm und seinen Nachfolgern mit abwechselndem Glücke gegen die Fürsten der katholischen Staaten geführt, und für Deutschland erst durch das wormser Concordat 1122 (in welchem der Kaiser auf die Wahl und Investitur der Bischöfe und Äbte Verzicht leistete, und sich nur die Bestätigung ihrer Wahl und ihre Belehnung mit den Regalien, durch Überreichung des Scepters, vorbehielt) beigelegt wurde. Den Einfluß der Fürsten auf die Wahl katholischer Bischöfe und Prälaten bestimmen die Domcordate.

Invocavit ist der erste Sontag in den Fasten, weil die erste Kirche an demselben ihren Gottesdienst mit den Worten des 91. Psalms v. 15. angefangen: „Invocavit me et exaudiam eum.“ Er heißt auch Quadragesima oder der vierzigste Tag, weil von diesem bis zum Charfreitag 40 Tage verfließen, die man zu den Fasten bestimmt hat.

Involute (besser Evolvirende) wird in der Geometrie eine Curve genannt, die durch die Abwicklung einer andern erzeugt wird.

Jo, eine Tochter des Inacho's (nach Andern des Argus Panoptes), und der Peitho, nach Andern des Jaso's und der Leukane. Jupiter verliebte sich in sie. Sie wollte anfangs seine Wünsche nicht erhören; als sie aber von ihm in einen dicken Nebel gehüllt wurde, gewährte ste ihm ihre Umarmung. Trotz dieser Verhüllung merkte Juno die Untreue ihres Gemahls, und wollte Beide auf der That überraschen. Aber Jupiter verwandelte die Geliebte, um sie dem Zorne der Juno zu entziehen, sogleich in eine schöne weiße Kuh; Inno erkannte jedoch die Jo, und bat sich die Kuh von ihrem Gemahle zum Geschenk aus. Jener, nichts Arges ahnend, gewährte ihr diese Bitte. Juno nahm die Kuh mit sich, und gab ihr den hundertäugigen Argus zum Hüter. Jetzt reuete den Jupiter seine Willfährigkeit, aber die That war nicht ungeschehen zu machen. Um jedoch die Jo zu befreien, gab er dem Merkur den Auftrag, den Argus zu tödten. Dieser richtete zwar den Auftrag glücklich aus, indem er vorher den Wächter durch sein Flötenspiel einschläferte; in dem Augenblicke aber, wo sich Jo wieder in Freiheit glaubte, ward sie durch die eifersüchtige Juno wahnsinnig gemacht, und rastlos durch die ganze Welt getrieben. Sie sprang in's ionische Meer, kam nach Illyrien, setzte über den Hämus, durchstreifte Thracien, schwamm durch den thracischen Bosphorus nach Asien, streifte durch Scythien über den Kaukasus, und kam endlich nach Ägypten. Im kaukasischen Gebirge kam sie zum Prometheus, der sie tröstete und ihr den Weg zeigte, den sie nehmen sollte. Dieser Weg wird im Prometheus des Äschylus weitläufig beschrieben. In Ägypten endigten sich ihre Leiden; hier erhielt sie ihre vorige Gestalt wieder, und gebar den mit Jupiter erzeugten Epa-

phus. Diesen mußten jedoch, auf Anstiften der Juno, die Kureten verbergen, welche dafür vom Jupiter mit dem Blitze erschlagen wurden. Nach langem Suchen fand endlich Jo ihren Sohn in Syrien wieder, und kam mit demselben nach Ägypten zurück, wo sie der König Telegonus zu seiner Gemahlin nahm. Sie ward zur Göttin, und die Ägypter verehrten sie (nach Einigen) unter dem Namen Isis.

Joch, eine Reihe eingerammelter, oberwärts mit horizontalliegenden Balken verbundener Pfähle. Jochspannung ist ein Theil des Brückenbodens bei einer hölzernen Brücke zwischen zwei Reihen Jochpfählen, oder zwei Böcken und bestehet aus Streben, um die Tracht der Brückenbalken zu unterstützen.

Johannisfeuer. Schon bei den Römern feierte man das Fest der Vesta, mit Anzündung eines Feuers unter Tanz und Freude. Frühe schlich in der Christenheit der Gebrauch aus der heidnischen Vorzeit ein, Büsche geweiheter Kräuter anzuzünden, oder auf Kohlen zu legen, die das Johannis- oder Würzfeuer genannt wurden. Der Dampf dieser Kräuter sollte, so glaubte man, in jener abergläubischen Zeit den Teufel, Gewitter und Hexen vertreiben, oder das Haus, wo das Feuer brennte, auf ein Jahr vor jenen Übeln bewahren.

Jokaste (Epikaste), eine Tochter des Menöceus, Schwester des Kreon und Gemahlin des thebanischen Königs Lajus, dem sie den Oedipus gebar. Nachdem dieser seinen Vater Lajus, ohne ihn zu kennen, erschlagen, und das Räthsel der Sphynx gelöset hatte, bekam er zur Belohnung Jokasten, seine eigene Mutter, ohne ebenfalls sie zu kennen, zur Gemahlin. Die Täuschung wurde bald entdeckt, und Jokaste erhing sich selbst aus Verzweiflung. (S. d. Art. Ödipus.)

Jole, s. Hercules.

Jon, ein Sohn des Xuthus und der Kreusa, einer Tochter des Königs Erechtheus von Athen. Das gleichnamige Trauerspiel des Euripides, so wie das deutsche von A. W. Schlegel, gründet sich auf folgende Mythe. Jon war eigentlich der Sohn des Apollo, der ihn heimlich mit Kreusa erzeugt hatte. Diese legte das Kind in ein Kästchen, und setzte dasselbe in die nämliche Höhle, in welcher sie vom Apollo umarmt worden war. Auf Bitten desselben brachte Merkur das Kind zur delphischen Pythia, wo es erzogen wurde. Indessen hatte Kreusa sich mit Xuthus vermählt. Da aber die Ehe kinderlos blieb, ersann Apollo den Plan, den jungen Jon dem Xuthus als seinen eigenen Sohn zu übergeben. Die Gelegenheit zur Ausführung dieses Vorhabens fand sich, als Xuthus wegen seiner Kinderlosigkeit das Orakel um Rath fragen ließ. Dies gab ihm zur Antwort: er habe bereits einen Sohn, und derjenige sei es, der ihm zuerst begegnen würde. Xuthus, der einst bei einem Bacchusfeste zu Delphi ein Mädchen umarmt hatte, glaubte, der so eben gefundene Sohn sei eine Frucht jener Umarmung, und nahm denselben mit väterlicher Liebe auf. Da er, aus dem Tempel gehend, denselben gefunden hatte, so gab er ihn auch den Namen daher. Desto unzufriedener war seine Gemahlin mit dem neuen Erben, den sie für die Frucht irgend einer begünstigten Nebenbuhlerin hielt. Ihr Haß ging so weit, daß sie sogar bei einem Gastmahle, welches der freudige Xuthus hatte anstellen lassen, den Jon vergiften wollte. Jon aber trank zum Glück den Giftbecher nicht, sondern opferte ihn den Göttern. Eine Taube, die von dem ausgegossenen Tranke kostete, und gleich darauf starb, entdeckt Kreusa's schreckliches Vorhaben. Sie wird zur Steinigung verurtheilt, flieht zum Altare, und als Jon eben im Begriffe ist, sie von demselben wegzureißen, bringt jene Priesterin das Kästchen herbei, in welches ehemals

Kreusa ihren neugebornen Knaben gelegt hatte. Diese erkennt es und zugleich ihren Sohn, und nennt als seinen Vater Apollo. Die Priesterin, welche diese Aussage bekräftigt, beredet Beide, den Xuthus in dem Glauben zu lassen, als sei Jon sein wahrer Sohn. Jon zeichnete sich bald durch männliche Thaten aus. Nach der Sage führte er gegen 1406 v. Chr. eine Kolonie nach dem Peloponnes. Hier erhielt er das Königreich Ägialea, dessen Beherrscher Selinus ihm seine Tochter zur Gemahlin gab, und ihn selbst an Kindes Statt annahm. Seiner Gemahlin zu Ehren baute er die Stadt Helice; und nannte das Land nach seinem eigenen Namen Jonien, so wie die Einwohner desselben Jonier. — Unterdessen wählten ihn die Athener in ihrem Kriege gegen die Eleusinier zu ihrem Anführer. Er besiegte die Thracier, und die Athener legten dankbar den Scepter in seine Hände, und hießen nun ebenfalls Jonier. Er theilte Attika in vier Stämme (tribus), die er entweder nach seinen Söhnen, oder nach der Beschäftigung dieser Stämme benannte, und legte die berühmte ionische Kolonie in Kleinasien an, (s. d. folg. Art.). Nach einigen Zeugnissen war er sogar der Anführer der letztern, kehrte aber nach Athen zurück und starb daselbst.

Jonien, war der alte Name Achaja's (daher das ionische Meer, die ionischen Inseln,) gewöhnlich aber versteht man unter Jonien den Landstrich Kleinasiens, wo die Jonier, von Attica aus, wohin sie, von den Achäern aus dem Peloponnes verdrängt, sich gewendet hatten, sich ungefähr 1050 Jahr vor Chr. ansiedelten. Dieses schöne und fruchtbare Küstenland erstreckte sich zwischen den Flüssen Hermos und Mäander, den Inseln Samos und Chios gegenüber, längs des ägeischen Meeres, und grenzte an Karien, Äolien und Lydien. Durch Handlung, Schifffahrt und Ackerbau gelangte es frühzeitig zu einem bedeutenden Wohlstand, den eine große Anzahl blühender Städte bezeugten, unter denen die berühmtesten Ephesus (der Hauptort), Smyrna, Klazomenä, Erythra, Kolophon und Miletus sind. Diese freien Städte bildeten den ionischen Bund: Krösus machte sie jedoch von sich abhängig, so wie späterhin Cyrus, und sie blieben, obwol ungern, der persischen Macht unterworfen, bis sie endlich, nachdem sie vorher schon unter Darius Hystaspis einen Versuch gemacht hatten, sich zu befreien, mit Hülfe der Lacedämonier und Athener, welche die Perser besiegt hatten, ihre Unabhängigkeit wieder erlangten. Doch wurden sie nicht lange darauf von neuem der persischen Oberherrschaft unterworfen, bis Alexander d. Gr. sie befreite. Jonien wurde später römische Provinz und endlich durch die Saracenen ganz verwüstet, so daß wenige Spuren der alten Herrlichkeit mehr übrig sind. Die Jonier galten für weichlich und üppig; aber dabei waren sie sehr liebenswürdig. Selbst ihre Mundart zeichnet sich durch Weiche und Sanftheit aus, die zum Theil durch die Häufung der Vocale bewirkt wird. Künste und Wissenschaften blühten in diesem gesegneten Lande, vorzüglich die, welche zur Zierde und Verschönerung des Lebens dienen, und die asiatischen Griechen wurden darin die Lehrer und Vorbilder der europäischen. Homeros, der Dichter, uud Apelles und Parrhasios, die Maler, waren Jonier, und die ionische Säule bewieß ihren Sinn für das Schöne der Baukunst. Aber auch die älteste philosophische Schule der Griechen, die mit Naturforschung begann, stammt aus Jonien, und zu ihr gehören Thales, Anaximander, Anaximenes und Heraklitos. Auch die berühmten Philosophen Pythagoras, Xenophanes, Anaxagoras und der große Arzt Hippokrates waren Jonier.

Jonikus, s. Rhythmus.

Jonische Inseln. Unter diesem Namen ist seit 1815 ein neuer

Staat in die Reihe der europäischen Staaten getreten. An der Westküste von Griechenland, in dem sogenannten jonischen Meere, erstrecken sich bis zur Spitze von Morea sieben größere und mehrere kleine Inseln. Die größern sind Korfu, (das alte Korcyra), Paxo (vormals Erikusa) mit Antipaxo und mehrern geringern Eilanden, Santa Maura (vormals Leukadia) Ithaka, Zante (einst Zacynthus), Cefalonia (die ihren alten Namen gerettet hat) und Cerigo (Cythera) mit Cerigetto (Agylia) und den Strophaden. Diese Inseln waren früh bewohnt, und bildeten zu den Zeiten, wo Hellas in seiner Blüthe stand, besondre kleine Staaten, die erst Alexander dem Großen und hernach den Römern unterthänig wurden und zuletzt einen Theil des byzantinischen Kaiserthums bildeten. Da sie von den Kaisern zu Konstantinopel vernachlässigt wurden, so nahmen die Könige von Neapel Gelegenheit, sich im 13. Jahrh. in den Besitz von Korfu, der vornehmsten dieser Inseln, zu setzen; aber im 14. Jahrh. bemächtigten sich die Venetianer, damals Herren des Mittelmeers, dieser sieben Inseln: Korfu, die Vormauer des adriatischen Meers, ergab sich 1386 denselben freiwillig, und die übrigen Inseln folgten nach. Die Republik ließ die weltliche und kirchliche Verfassung unverändert, und setzte bloß Proveditoren dahin, als Häupter der übrigen Obrigkeiten und der Regierung. Die neapolitanischen Ansprüche wurden mit Gelde abgefunden, und die Inseln trotz der wiederholten Versuche der Osmanen, sich in ihren Besitz zu setzen, bis zur Auflösung der Republik 1796 behauptet. In diesem Jahre wurden die Franzosen Herren von Venedig, und auch die sämmtlichen jonischen Inseln fielen, mit der Stadt Butrinto auf dem griechischen Festlande in ihre Gewalt, aber 1799 eroberten sie die Russen und Osmanen, und Kaiser Paul verwandelte sie durch eine Urkunde vom 21. März 1800, unter dem Namen der Republik der sieben vereinigten Inseln, in einen selbstständigen Staat, der von den Ersten des Landes regiert werden und unter dem Schutze der hohen Pforte stehen sollte. Sie war im Innern von Parteien zerrissen, und die Ruhe wurde bloß durch russische Truppen erhalten. 1803 gab sie sich eine neue Verfassung, welche Rußland bestätigte. Doch erhielt sie sich vorerst nur bis 1807, wo die Franzosen, welche von neuem ihren Besitz und Rückgabe erzwungen hatten, den Inselstaat dem großen Kaiserreiche einverleibten, aber bloß Korfu konnten sie behaupten. Durch den zwischen Großbritannien und Rußland am 5. Novbr. 1815 geschloßenen Staatsvertrag, dem auch Österreich in der Folge beitrat, wurde dieser Inseln Schicksal dahin entschieden, daß sie für die Zukunft unter der Benennung: vereinigte Staaten der jonischen Inseln einen freien unabhängigen Staat ausmachen, aber unter den unmittelbaren und ausschließlichen Schutz der brittischen Krone gestellt sein sollten. Dem zu Folge halten brittische Truppen diese Inseln besetzt, und ein brittischer Lord-Ober-Commissär publicirte den Joniern eine Verfassung; übrigens ist die Handelsflagge der vereinigten Staaten als die Flagge eines freien unabhängigen Staats anerkannt. Doch mußte Großbritannien in dem Vertrag mit der Pforte (April 1819) der letztern auf dem festen Lande die Stadt Parga, welche so lange ihre Freiheit gegen den wilden Ali Pascha von Janina behauptet hatte, wieder einräumen. Aus Verzweiflung wanderten die meisten Einwohner nach den jonischen Inseln aus. — Die jonische oder die Sieben Inseln Republick zusammen 46 Q. Meilen groß, wird von wenigstens 200,000 großentheils mittellosen Einwohnern bewohnt, meistens Griechen, die sich größtentheils zur griechisch-katholischen, der Rest aber zur römisch-katholischen Kirche bekennen. Ein äusserst milder Himmel schwebt über

diesen Inseln, die zwar meistens gebirgig sind und daher wenig Getreide bauen, auch eine nur geringe Viehzucht unterhalten; dagegen auf den terraßirten Bergen sehr viele Baumwolle, Corinthen, Rosinen, edle Früchte, Olivenöl, Salz und Fische zur Ausfuhr bringen. Doch vermag sich trotz des fleißigen Anbaues, trotz der ausgebreiteten Fischerei und einer nicht unbedeutenden Schiffahrt die beträchtliche Volksmenge nicht zu erhalten, und ein großer Theil der Einwohner dient theils auf fremden Schiffen, theils verdingt er seinen Schweiß den benachbarten Arnauten auf dem Festlande, wo sie ihr Korn zu gewinnen suchen. — Die Einkünfte der gesammten Inseln werden auf 900,000 Gulden angeschlagen. Großbritannien unterhält gegenwärtig 6400 M. Truppen auf diesen Inseln, worunter 2 Regimenter Eingeborne sich befinden. Die allgemeinen Angelegenheiten werden durch einen Senat verwaltet, welcher zu Korfu seinen Sitz hat und aus Deputirten besteht, an deren Spitze ein Präsident gestellt ist. Ihr Schutzherr verlieh 1819 der Republik den St. Michael- oder St. Georgs-Orden. Jede Insel hat ihre eigene Verfassung, Staatsverwaltung und Universität.

Jota. (Das griechische J). Die Einfachheit dieses Buchstabens, veranlaßte die sprüchwörtliche Redensart: „Es fehlt kein Jota" d. h. Nichts.

Iphigenia, die Tochter Agamemnon's und der Klytämnestra, (nach Andern eine uneheliche Tochter des Theseus und der Helena, aber von Klytämnestra an Kindes Statt ungenommen,) sollte, auf des Sehers Kalchas Rath, der Diana geopfert werden, als der Zorn derselben über die von Agamemnon auf der Jagd erlegte, ihr geweihete Hirschkuh, durch eine Windstille die griechische Flotte in Aulis zurückhielt. Sie wurde deshalb von ihrer Mutter, unter dem Vorwande, daß sie mit Achilles vermählt werden solle, abgeholt und zum Altare geführt. Aber in dem Augenblicke, wo der Opferpriester ihr den Todesstreich versetzte, war Iphigenia verschwunden und eine schöne Hirschkuh lag statt ihrer auf dem Boden, deren Blut über den Altar strömte; Diana hatte sich ihrer erbarmt, und sie in einer Wolke nach Tauris entführt, wo sie sie zu ihrer Priesterin machte. Der grausamen Sitte des Landes gemäß, mußte sie hier jeden anlandenden Griechen opfern. Als Iphigenia's Bruder, Orestes, in Verzweiflung über den begangenen Muttermord herumirrend, hier ankam und Diana's Bildsäule entführen wollte, sollte er ebenfalls der Göttin geopfert werden. Beide erkannten sich jedoch im Tempel, und nachdem sie sich wegen ihrer Rettung berathschlagt hatten, entführte Orestes glücklich Iphigenien und die Bildsäule der Diana. Mehrere Völker behaupteten, daß sie den Dienst der taurischen Diana von der Iphigenia erhalten hätten. Sie selbst soll zuletzt nach der Insel Leuka gekommen sein, und sich daselbst, nachdem ihr hier unsterbliche Jugend und der Name Orilochia ertheilt worden war, mit dem Schatten des Achilles vermählt haben. Nach dem Pausanias soll man ihr Begräbniß zu Megara gezeigt haben.

Irak Adschemi, s. Persien.

Irak Arabi, das ehemalige Babylonien und Chaldäa.

Iran, s. Persien.

Ireland (William Henry). Wir geben diesem noch lebenden, als Vf. von Romanen und andern Unterhaltungsschriften beliebten engl. Schriftsteller hier wegen einer beispiellosen literar. Täuschung und Neckerei, die er mit dem engl. Publikum trieb, einen Platz. Er ist der Sohn Samuel Ireland's, auch in Deutschland durch seinen Commentar zu Hogarth bekannt, und war ein gescheuter, verschlagener Knabe, mit Talent

der Nachahmung alter Handschriften. Seine Erfolge darin brachten ihn auf den unverschämten Gedanken, alte Schreibereien anzufertigen, die er für Handschriften von Shakspeare ausgab. Er erfand einen Roman über die Art und Weise, wie er zu diesem Nachlaß gekommen, und der größte Theil des engl. Publikums ging in die Falle. Eine zahlreiche Supscription unterstützte Ireland, und 1796 erschien in einem prächtigen Foliobande dieser sogenannte Nachlaß des unsterblichen Dichters. Es befanden sich zwei Theaterstücke darunter, Vortigern und Heinrich II. Jenes wurde sogar auf die Bühne gebracht. Aber dem geübten Ohre des londner Theater-Publikums entging die Betrügerei nicht. Das Stück mißfiel im höchsten Grade, und durfte nicht wiederholt werden. Zugleich erschien von dem berühmten Herausgeber Shakspeare's, Malone, ein umständlicher Bericht über diesen Gegenstand, in welchem er die Betrügerei erwies. Jetzt gestand sie Ireland ein, und er gab sogar eine eigene Schrift heraus, worin er die Geschichte seines Betruges genau erzählte.

Irene, I) in der Mythologie eine der Horen, (s. d. Art.) den Frieden bezeichnend, daher, was zum Frieden dient, irenisch und die der Polemik entgegengesetzte Wissenschaft, die Indifferenzpunkte verschiedener Parteien aufzufinden, und Frieden zwischen ihnen zu stiften, Irenik genannt wird. II) Eine Kaiserin von Konstantinopel, gleich berühmt durch Geist und Schönheit, wie durch Lasterthaten, ward zu Athen geboren und 769 mit Leo IV. vermählt, nach dessen Tode (den sie durch Vergiftung bewirkt), sie 780, mit Unterstützung der Großen, sich und ihren Sohn Constantin VI., der erst 9 Jahr alt war, auf den kaiserlichen Thron setzte. Sie glaubte sich in dieser Würde durch neue Mordthaten befestigen zu müssen, und ließ die beiden Brüder ihres gemordeten Gemahls, welche eine Verschwörung gegen sie angestiftet hatten, hinrichten. Damals bedrohte Carl der Große das morgenländischen Kaiserthum; Irene wußte ihn durch Versprechungen hinzuhalten. Ja, sie widersetzte sich ihm endlich mit den Waffen in der Hand, ihr Heer ward aber von ihm im J. 788 in Calabrien auf's Haupt geschlagen. Zwei Jahre vorher hatte sie die zweite große Kirchenversammlung zu Nicäa zusammenberufen lassen, auf welcher besonders die Ikonoklasten bekämpft wurden. (s. d. Art. Bilderstürmer). Als Constantin herangewachsen war, wollte er sie nicht länger an der Regierung Theil nehmen lassen, und regierte auch wirklich 7 Jahre allein, bis ihn die Mutter verhaften, ihm erst die Augen ausstechen und ihn späterhin ermorden ließ. Irene war die erste Frau, die das morgenländische Kaiserthum beherrschte. Ihr Einzug in Konstantinopel auf einem, von Gold und Edelsteinen glänzenden Triumphwagen, ihre Freigebigkeit gegen das Volk, die Freiheit, welche sie allen Gefangenen ertheilen ließ, und andre von ihr gebrauchten Kunstgriffe, waren jedoch nicht im Stande, sie vor den Folgen ihrer frevelhaften Thronbesteigung zu sichern. Sie hatte mehrere Große verweisen lassen, und so eben, um sich noch sicherer auf dem Throne zu befestigen, den Entschluß gefaßt, Carl den Großen zu heirathen, als Nicephorus, zum Kaiser ausgerufen, sie (802) auf die Insel Lesbos verwies, wo sie 803 starb.

Iris, des Thauma's Tochter, mit der Electra (des Oceanus Tochter) erzeugt, Schwester der Harpyen, die windschnelle, goldgeflügelte Bothin und Dienerin der Götter, besonders des Zeus und der Here, welche sie, nach einer Sage, zur Belohnung in der Gestalt eines Regenbogens an den Himmel versetzten. Sie wird als eine schöne Jungfrau mit Flügeln und buntem Gewande, einen Regenbogen über sich, oder

einem Nimbus auf dem Kopfe, der alle Farben des Regenbogens spielt, abgebildet. Auf jeden Fall liegt die physische Erscheinung des Regenbogens in dieser Mythe, nach griechischer Sitte, zum Grunde. Darum ist sie Dienerin der Luftgötter. Der Regenbogen, glaubt man, ziehe Dünste aus Meer- und Landgewässern zu den Wolken hinauf, und schlürfe mit einem Stierhaupte die Flüsse aus. Auch wurde er als Zeichen der Witterung angesehen. Alles dies verbindet sich in jener mythischen Personification. — Auch wird der Augenring, oder der farbige Ring um den Augapfel Iris genannt; so wie Irissteine gewisse Krystalle oder Quarze, welche die Farben des Regenbogens spielen.

Irkutsk die Hauptstadt in dem Gouvernement gleiches Namens in Sibirien, 859 Meil. von St. Petersburg, am Zusammenflusse des Irkut und der Angara, nicht weit vom See Baikal. Sie ist nach Tobolsk die wichtigste Stadt in ganz Sibirien, hat 2800 Häuser, 20,000 Einw., ein Seminar, eine Schiffahrtsschule, einige Fabriken, und treibt beträchtlichen Handel, vorzüglich mit chinesischen Waaren. Die warmen Bäder im barguſinischen Bezirk des Gouvernements Irkutsk sind gegen rheumatische und skorbutische Zufälle sehr heilsam, und werden häufig besucht. Zur Bequemlichkeit der Badegäste ist 1779 ein Dorf angelegt worden.

Irland (Ireland), bei den Einwohnern Erin, im Mittelalter, mit Schottland gemeinschaftlich, Scottia oder Scotia, bis unter dem Könige von Schottland, Malcolm II., gegen das Ende des 10. Jahrh., dieses letztere Land allein mit dem Namen Scotia bezeichnet zu werden anfing, eine von den zwei großen brittischen Inseln, getrennt von Großbritannien durch das irländische Meer mit dem St. Georgen Canal. Sie enthält 1396 Q. Meilen 6,600,000 Einw., worunter 5 Millionen Katholiken. Im Norden und Süden finden sich mäßige Berge; die mittlern Gegenden aber sind durchaus flach und haben viel Seen und Sümpfe. Das Klima ist gemäßigt. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner besteht in der Viehzucht, welche bei den schönen Weiden trefflich gedeiht. Flachs und Hanf wird in vorzüglicher Güte gezogen, und die Leinwand ist das einzige Fabrikat von Wichtigkeit, das hier verfertigt wird. Getreide wird zur Ausfuhr gebauet, und damit der Schwesterinsel ausgeholfen. Die Fischerei ist sehr bedeutend. Die Waldungen liefern nicht so viel Holz als gebraucht wird, und die Schätze von Torf- und Steinkohlen sind noch nicht genugsam benutzt, um die Einfuhr von außen her entbehrlich zu machen. Von Mineralien liefert die Insel nur Blei, Eisen und Salz. Irland enthält 4 Erzbisth. und 15 Bisthümer. Es begreift 4 Provinzen und 32 Grafschaften. I. Provinz Leinster: 1) Dublin, mit der Hauptstadt der Insel, (S. Dublin); 2) Wicklow; 3) Werford; 4) Kilkenny; 5) Carlow; 6) Kildare; 7) Queens; 8) Kings; 9) Louth; 10) East-Meath; 11) West-Meath; 12) Longford. II. Provinz Ulster: 13) Cavan; 14) Monaghan; 15) Armagh; 16) Down; 17) Antrim; 18) Londonderry; 19) Donegal; 20) Tyrone; 21) Fermanagh. III. Provinz Connaught: 22) Leitrim; 23) Sligo; 24) Mayo; 25) Roscommon; 26) Galway. IV. Provinz Mounster: 27) Klare; 28) Tipperary; 29) Waterford; 30) Limerik; 31) Kerry; 32) Cork. Von alten Zeiten her finden sich in der Insel vielerlei Stämme von Einwohnern; Spanier, in Kerry und in einem Theile von Limerik und Cork; die sich jetzt ganz mit den übrigen Bewohnern vermischt haben; Hochscotten, welche noch die alte gaelsche oder ersische Sprache reden; Abkömmlinge der Angeln in einem Bezirke um Dublin, und Engländer. Der übrige Theil der Einwohner besteht aus gemischten

Geschlechtern. Im Allgemeinen ist der Irländer sehr genügsam und dabei fröhlich und gesellig. Zur Bildung des Kunstsinnes wurde 1819 in Dublin eine Kunstschule, nach dem Muster der londner Akademie eingerichtet. Über den ältesten Zustand Irlands sehe man den Art. Hibernien. Im 12. Jahrh. wendete sich ein vertriebener Fürst von Leinster an König Heinrich II., und gab dadurch Veranlassung, daß die Engländer die ganze Insel eroberten, die bisher weder einem Ausländer, noch auch nur einem gemeinschaftlichen Oberhaupte gehorcht hatte. Irland wurde dadurch in seinem Innern beruhigt. Aber in den Kriegen der weißen und rothen Rose erklärten sich die englischen Vorsteher Irlands für das Haus York, und mußten durch Heinrich VII. mit den Waffen bezwungen werden. Dadurch bereiteten sie den Einwohnern den ersten harten Druck. Kaum hatten sich die Parteien versöhnt, als Religionswuth sie aufs neue entzweite. Die Irländer blieben dem Glauben ihrer Väter treu, während die Engländer entschieden zum Protestantismus übertraten. Argwohn auf dieser und Haß auf jener Seite erzeugten eine Erbitterung, die 1641 gegen 20,000 Protestanten binnen wenigen Monaten das Leben kostete. Die Furcht vor ähnlichen Gefahren veranlaßte, nach gänzlicher Besiegung der Irländer, die harten, seit 1691 gegen alle Katholiken in Irland genommenen Maßregeln, von denen man erst in den neuern Zeiten zurückgekommen ist. Während des amerikanischen Krieges setzten es die Irländer, wiewol nicht ohne Unruhen, durch, daß ihnen 1780 die freie Ausfuhr ihrer Wollarbeiten, und überhaupt der freie Handel mit den brittischen Kolonien, und 1782 die Unabhängigkeit vom brittischen Parlemente, welchem das irländische zuvor gänzlich unterthan war, bewilligt wurden. Dennoch wußte sich der Hof, was die Regierung betrifft, seinen Einfluß zu erhalten. Der Vicekönig behauptete stets seinen Einfluß, und wie das irländische Parlement in eben die Rechte gesetzt wurde, welche das brittische (mit welchem es die nämliche äußere Einrichtung hatte) für England und Schottland besitzt: so fand auch bei demselben das nämliche Bestechungssystem, die nämliche Unterwerfung unter den königlichen Willen Statt. Die Irländer fühlten diese Bedrückungen wol, aber ihr Mißvergnügen schlummerte, während ihr Wohlstand wuchs. Ihr Feld-, vorzüglich der Kornbau stieg täglich höher; der Leinwandhandel erweiterte sich. Als aber die französische Revolution die Ideen von Freiheit und Gleichheit nach allen Seiten hin verbreitete, zeigte sich die größte Empfänglichkeit dafür in Irland. Allenthalben im Königreiche bildeten sich Wigh-Clubs, unter denen der zu Dublin der wichtigste war. Reform des Parlaments und Aufhebung aller Einschränkungen der Katholiken waren die beiden Hauptfoderungen der Irländer. Die Regierung fand es der Klugheit gemäß, keine strengen Maßregeln zu ergreifen, und wirklich gelang es ihr, zur Zeit eine gewaltsame Empörung zu verhindern. Es wurde im irländischen Parlemente eine Bill eingebracht, welche der königlichen Gewalt in Irland noch engere Grenzen, als in England setzte, der König gab mehrere aus Irland gezogene Einkünfte auf, und die eigentlichen Bedrückungen der Katholiken wurden abgeschafft; nur Sitz und Stimme im Parlemente wurde ihnen versagt. Die Gährung dauerte indeß fort. Eine Menge Aufrührer traten zusammen, die sich Defenders und vereinigte Irländer nannten, im Grunde aber nur Räuber unter der Maske der Reformatoren waren. Man streute aufrührerische Schriften aus, versprach französische Hülfe; in Dublin bildete sich ein militärischer Haufe. Dennoch wurde dem Ausbruche ziemlich vorgebeugt, so daß zu Anfang des J. 1794 die Irländer fast gänzlich beruhigt waren.

Aber es erhoben sich in kurzem wieder Stimmen des Mißvergnügens. Die Regierung machte sich durch Auflegen neuer Taxen, durch angenommene Strenge, und durch Begünstigung eines, dem Reiche nachtheiligen Auswanderungsplans, um Kanada zu bevölkern, der Nation auf's neue verdächtig. Auch jetzt wurden die Unruhen gedämpft. Statt sie aber durch fortgesetzte Mäßigung und Nachgiebigkeit ganz zu stillen, schien es die Regierung vielmehr zu reuen, so viel nachgegeben zu haben. Sie ernannte im J. 1795 den Lord Carhampton zum Befehlshaber aller Truppen in Irland, mit ausgedehnter Vollmacht, nach Gutdünken mit militärischer Gewalt zu verfahren, verschaffte sich eine Menge Anhänger im Parlament, und nahm alle Maßregeln, einer Empörung zu begegnen. Diese brach 1796 auf's neue aus. Man entdeckte im Februar zu Dublin eine Verschwörung, welche den Mord des Vicekönigs und eine förmliche Umwälzung zur Absicht hatte. Die Defenders begingen die größten Ausschweifungen; vornehmlich brach im November im nördlichen Irland ein Aufstand aus, welcher unter dem Namen des Kartoffelaufstandes bekannt worden ist. Er wurde für den Augenblick zwar gestillt; allein das Feuer glimmte unter der Asche fort, und 1798 erneuerte sich der Ausbruch, der höchst gefahrlich hätte werden können, wenn die französische Unterstützung bedeutender gewesen wäre. Erst nach vielem Blutvergießen wurde die Ruhe durch die englischen Truppen und durch die Loyalisten (Englischgesinnten) wieder hergestellt. Das französische Hülfscorps von 1108 Mann mußte sich ergeben. Das englische Ministerium glaubte, allen ähnlichen Auftritten für die Zukunft am sichersten durch die Vereinigung Irlands mit Großbritannien unter ein Parlament vorbeugen zu können. Diese Union wurde 1800 von Pitt durchgesetzt, und begann mit dem 1. Januar 1801. Irland schickt nun 4 geistliche und 28 weltliche Lords in's Oberhaus, und 100 Repräsentanten in's Unterhaus des gemeinschaftlichen Parlaments, zahlt $\frac{1}{17}$ der Staatsabgaben, behält vor der Hand seine ehemaligen Gesetze und Verordnungen, und hat statt eines Vicekönigs einen Lord-Generalstatthalter an der Spitze der Staats- und Justizverwaltung. Die Schuldenlast Irlands ist auf 120 Mill. Pf. St. (im J. 1816) gestiegen. Vergl. d. Art. Großbritannien, und über die irländischen Katholiken d. Art. Emancipation.

Irmensäule (Irminsul) war eine von den alten Sachsen göttlich verehrte Bildsäule, welche einen, nach Art der alten Deutschen völlig bewaffneten Mann mit einer Fahne in der rechten, und einer Lanze in der linken Hand vorstellte. Diese Säule war ihr heiligstes Götzenbild, und soll bei Eresburg, einer Hauptfestung der Sachsen (ohngefähr im heutigen Paderborn), in einem heiligen Hain gestanden haben. Carl der Große zerstörte diese Festung im J. 772 und mit ihr jenes Denkmal des Alterthums. Die Geschichte und Deutung der Irmensäule ist sehr dunkel: nach der gemeinen Meinung war sie zu Ehren Hermann's, des Befreiers der Deutschen, errichtet worden; wahrscheinlich aber stellte sie das Bild einer vorzüglichen Gottheit, vielleicht selbst des Wodan vor, und der Name Irmin oder Hermann, welcher einen Kriegsmann bedeutete, wurde ihr beigelegt, weil Wodan der Gott des Krieges war.

Irokesen oder Mohawker, fünf (vormals sechs) vereinigte freie Nationen in Nordamerika, deren jede ihre eigene republikanische Verfassung, doch unter einem allgemeinen Oberhaupte, hat. Sie wohnen im nordwestlichen Theile von Neu-York bis an den See Ontario, welcher Strich das Mohawkerland genannt wird, in der Nachbarschaft von

Pensylvanien und Maryland. Sie theilen sich 1) in die eigentlichen Mohawker oder die 5 vereinigten Nationen: Onondagier, Onnidaer, Senekaer, Tuskarogier und Irundoker oder Irokesen, 2) in Mohawksche Schutzverwandte, wohin die Shawanesen, Delawarer, Mikanders und Miamier gehören und 3) in die Huronen. Die Franzosen, so lange sie in Kanada Nachbaren derselben waren, wie auch die Engländer, haben zum öftern, ungeachtet der mit ihnen geschlossenen Verträge, feindselige und grausame Anfälle von ihnen auszustehen gehabt. Die Zahl und Ausdehnung der Irokesen wird aber immer mehr eingeschränkt. Ihr Hauptort ist Anondago. Im J. 1700 zählten sie 54,560 Krieger, jetzt etwa 12 bis 15,000 die seit 1794 Ackerbau, Viehzucht und selbst etwas Spinnerei und Weberei treiben, auch einige Schulen, mithin bereits einige Bildung angenommen haben.

Ironie. Für dieses, aus dem Griechischen entlehnte Wort (εἰρωνεία, Verstellung) haben wir kein entsprechendes deutsches, wenn wir nicht das von Campe erfundene: Schalksernst, dafür gebrauchen wollen. Man versteht unter Ironie jene feinere Art des Spottes, welche unter der Maske treuherziger Einfalt, oder der Unwissenheit, die Fehler und Schiefheiten der anmaßenden Thorheit hervorhebt und lächerlich macht, oder dadurch lächerlich werden läßt, daß sie gerade das Gegentheil zu thun scheint. Sie setzt weder ein böses Herz, noch einen schlimmen Zweck voraus, und kann mit so viel Gutmüthigkeit und wahrer Urbanität bestehen, daß selbst der Belachte zum Mitlachen genöthigt, oder zu besserer Einsicht erhoben wird. Die Ironie kann sich aber auf doppelte Weise zeigen, einmal, indem der Ironische sich stellt, als halte auch er die falsche Meinung oder Maxime für die wahre, (verstellte Unwissenheit), während er sie doch durch immer stärkere Beleuchtung mit der wahren in einem solchen Gegensatz stellt, daß sie unfehlbar als abgeschmackt erscheinen muß, oder indem er die Maske der Naivität vornimt, wodurch die Ironie den Charakter der Schalkhaftigkeit erhält. In beiden Fällen liegt aber Schalkslaune, Ernst des Scheines, zum Grunde. Über den Gebrauch und die Behandlung der Ironie in der komischen und satyrischen Poesie, hat bis jetzt das treffendste Wort Jean Paul gesagt in seiner Vorschule der Ästhetik. Über die sokratische Ironie s. Sokrates. Von der echten Ironie gibt es aber eine gewisse Abart (die Persifflage), welche derselben Mittel, wodurch jene auf Belehrung und Besserung zielt, sich bedient, um mit Andern ein boshaftes Spiel zu treiben. dd.

Irrational werden schlechtweg Größen genannt, die nicht aus der Einheit und deren Theilen zusammengesetzt werden können, z. B. die Quadratwurzel aus 2, 1,4124... die durch fortgesetzte Annäherung in Theilen der Einheit zwar immer genauer, aber nie ganz genau angegeben werden kann. Eben so heißt das Verhältniß zweier Größen irrational, wenn die eine durch das Ganze und die Theile der andern nicht erschöpfend gemessen werden kann. Kreisumfang und Durchmesser stehen in einem solchen irrationalen Verhältnisse, weil nur annäherungsweise angegeben werden kann, wie oft der letztere im ersteren enthalten ist. Irrationalität heißt diese Eigenschaft der Größe. D. N.

Irregulär ist überhaupt Alles, was von der Regel abweicht und dieser zuwider ist. In der Mathematik heißen Raumgestalten irregulär, wenn die Seiten, oder Winkel, oder Ecken, oder Flächen nicht von gleicher Größe und Gestalt sind, im Gegensatze der regulären, bei welchen diese gleich sind.

Irresein, ist derjenige regelwidrige Zustand der Seelenthätigkeit

des Menschen, in welchem er die Freiheit seines Bewußtseins verloren hat, in welchem folglich seine Reden und Handlungen nicht mehr in Beziehung auf die Außenwelt, noch in Einheit mit den Zwecken seiner Vernunft stehen. In Rücksicht der Thätigkeit der Seele betrachten wir sie als Geist oder als Gemüth, insofern alle Thätigkeit derselben auf Denken oder Empfinden sich zurückführen läßt. Das Denken, die Bildung der Vorstellungen, der Begriffe und Urtheile, ist richtig, wenn es mit den Gegenständen, worauf es sich bezieht, übereinstimmt; die Empfindungen, die äußern und innern, nemlich die Wahrnehmung des Zustandes der Seele, sind regelmäßig, wenn sie den Gefühlen, von welchen sie abstammen, und den körperlichen oder psychischen Einwirkungen angemessen sind. Alle Thätigkeiten der Seele gehen entweder bloß im Innern derselben vor, oder sie äußern sich durch das Handeln, wodurch der Mensch mit der Außenwelt und den Mitmenschen in Wechselwirkung tritt. Die Handlungen und Äußerungen des Menschen können nur dann wahr genannt werden, wenn sie wirklich von derjenigen Geistesthätigkeit oder Gemüthsstimmung ausgehen, welche sie bezeichnen sollen; allein nicht immer ist dies in den Weltverhältnissen der Fall. Die Zwecke, welche der Mensch verfolgt, verlangen nicht selten eine andere Äußerung und Handlung, als der Geistesthätigkeit und dem Gemüthszustand des Menschen eigentlich entsprechen würde. Oft aber sind zwar die Äußerungen des Menschen wahr, allein seine Geistesthätigkeit so wie sein Gemüthszustand ist unrichtig, den Gegenständen nicht angemessen; in diesen Fällen ist der Mensch im Irrthum, er macht sich falsche Vorstellungen und Begriffe, sowol von Gegenständen der moralischen als der physischen Welt, bildet falsche Urtheile über dieselben, setzt sich Zwecke vor, die mit den höhern Zwecken der Vernunft nicht im Einklang stehen, wählt falsche Mittel zur Erreichung derselben, geräth in angenehme oder unangenehme Zustände seines Gemüths, über Gegenstände, welche vielleicht diese gar nicht, oder das Gegentheil davon hervorbringen sollten. Zu dem Wesen der Seele gehört aber das Selbstbewußtsein, das Selbstanschauen der Seele in ihrer höchsten Klarheit, wodurch sie ihre eigne Thätigkeit, ihren innern Gemüthszustand wahrnehmen, ihre Thätigkeit nach ihren Zwecken beherrschen kann. So lange der Mensch die Freiheit dieses Bewußtseins besitzt, kann er dasselbe nach allen Richtungen hin, sowol nach dem Innern als nach den Verhältnissen der Außenwelt hinwenden; ist er gleich im Irrthum, bildet er sich falsche Begriffe von einem Gegenstande, übereilt ihn irgend ein Affect, so kann er desohngeachtet seinen Irrthum verbessern, seinen Affect beherrschen, er kann seine Handlungen und Äußerungen in Einheit mit seinen Zwecken setzen, die letztern mögen nun die höhern Zwecke der Vernunft, oder die niedern der Sinnlichkeit sein. Nur dann erst, wenn der Mensch diese Freiheit des Selbstbewußtseins verloren hat, geht der Irrthum oder die Täuschung in wahres Irresein, Verrücktsein, Gestörtheit über, und äußert sich als Seelenkrankheit, die entweder bloß als Geistes- oderß blo Gemüthskrankheit, oder auch beides zugleich erscheint. Es fehlt alsdann die Einheit in der Beziehung aller Thätigkeit der Seele und in den Handlungen auf den Zweck der Vernunft. Gehen wir den Ursachen des Irreseins bis auf die tiefste Quelle nach, so finden wir, daß sie im Grunde jedesmal in einer physischen Abweichung vom Normalzustande des Organismus gegründet ist, nämlich in einer Störung oder Unterdrückung der Geschäfte des Organs des Bewußtseins im Gehirn. Jede andere Abweichung der Seelenthätigkeit ist nur vorübergehend, nur dem Irresein ähnlich, z. B. Leidenschaften, starke Affecte, Irrthum und Wahn, Einfalt, Mangel an Beurtheilung,

Dummheit. Ist aber das Organ des Bewußtseins im Gehirn selbst in seinem Geschäfte gestört oder verhindert: so wird das Bewußtsein dauernd verdunkelt, und es trit wirkliches Irresein oder Wahnsinn ein. Da nämlich das Bewußtsein durch die innige Verbindung der Seele mit dem Körper mittelst des Nervengeistes, eben so wie die übrigen Vermögen der Seele, in seiner Thätigkeit an ein bestimmtes Organ gebunden ist: so hängt auch die Thätigkeit des Bewußtseins von der Normalität seines Organs ab, und jede Störung des Geschäfts muß eine Verdunkelung des Bewußtseins mit sich führen. Die Veranlassung zu dieser Abweichung in dem Geschäfte dieses Organs kann aber sowol von dem übrigen Organismus, als auch von der Seelenthätigkeit selbst hervorkommen. In den Gehirnorganen kann eine disharmonischen Thätigkeit eingetreten sein, so daß ein Organ das andere in seinen Verrichtungen stört. Ein zu heftiger Umtrieb des Blutes, Anfüllung der Blutbehälter im Gehirn, daraus entstandener Druck auf das Gehirn, zu rasche Absonderung des Nervenäthers in dem Gehirn kann das Geschäft der verschiedenen Theile desselben in Unordnung und in Stocken bringen. Auch von dem Gangliensystem aus kann durch Überströmung des Nervenäthers an dem sympathischen Nerven oder an dem Stimmnerven (s. den Art. Nervensystem) nach dem Gehirn eine so gewaltsame Einwirkung auf das Organ des Bewußtseins geschehen, daß dessen Function dadurch gestört und das Bewußtsein verdunkelt wird. Dies kann z. B. durch unmäßigen Genuß geistiger Getränke, durch narkotische Gifte, u. dergl. geschehen. Von der Seelenthätigkeit selbst kann aber die Veranlassung zum Irresein herkommen auf folgende Weise. Wenn die Seele, es sei aus eigener Willkür, auf fremde äußere Antriebe, oder durch Affecte und Leidenschaften getrieben, ihr Bewußtsein auf irgend eine Thätigkeit des Geistes oder einem Zustand des Gemüths ausschließend hinlenkt, es dadurch für die klare Übersicht der übrigen Geistesbedürfnisse und der Verhältnisse der Außenwelt verdunkelt: so wird dadurch schon die Einleitung zum wirklichen Wahnsinn gemacht, und dauert dieser Zustand in dem Grade fort, daß dieser Zwiespalt in der Thätigkeit des Bewußtseins auch rückwärts auf das Organ desselben störend einwirkt, was nach organischen Gesetzen endlich nothwendig erfolgen muß: so geht alsdann auch die Freiheit des Bewußtseins verloren, der Mensch kann es nicht mehr von den Gegenständen, in denen es sich verloren hat, loßreissen und auf andere hinlenken, der Zustand des völligen Irreseins ist alsdann eingetreten. Ist gleich die Freiheit des Bewußtseins verloren gegangen, so ist es doch zuweilen schwer, die Klasse des Wahnsinns bestimmt zu unterscheiden, in welchem derselbe seinen Anfang nimt, indem die Verdunkelung des Bewußtseins sich bald über mehr, bald über weniger Thätigkeiten des Geistes erstrecken kann, bald auch wieder mehrere frei bleiben, so daß zuweilen, wenn bloß diese einzelnen freigebliebenen Thätigkeiten der Seele sichtbar sind, auf kurze Zeit gar kein Irresein zu bemerken ist. Man kann das Irresein in Hinsicht der Veranlassungen: in rein physisches oder in körperliches, in Hinsicht der Dauer: in langwieriges (chronisches, eigentlich Geistes- und Gemüthskrankheit, Verrücktheit) und hitziges, (acutes, fieberhaftes, Delirium) abtheilen. Das chronische wird am richtigsten nach der Thätigkeit der Seele, in welcher sich die Freiheit des Bewußtseins zunächst verliert, abgetheilt. Daher bilden sich zwei Hauptklassen der Verrücktheit, (des Wahnsinns) je nachdem sich das Selbstbewußtsein zunächst in der Region des Geistes oder in der des Gemüths verliert. Die erste Klasse dieses Wahnsinns können wir mit dem Namen Narrheit, (Wahnwitz, Aberwitz) belegen. Sie hat ihre

Wurzel in dem Erkenntnißvermögen. Der Wahnsinnige mit Narrheit, (Wahnwitzige) hat zunächst sein Bewußtsein in Ansehung der Vorstellungen, Begriffe und Urtheile verloren, indem er sich der Möglichkeit des Irrthums in Hinsicht derselben nicht mehr bewußt ist, und ohne Rücksicht auf die Verhältnisse der Außenwelt seinen falschen Vorstellungen und Begriffen gemäß handelt. Hiezu kommt, daß die ungezügelte Phantasie sich immer noch Objecte dazu schafft, die der Wahnwitzige als wirklich vorhanden betrachtet, und dem gemäß spricht und handelt. Auch das Gemüth, durch das Band des Bewußtseins nicht mehr zur Einheit zusammengehalten, wirft sich auf die falschen Objecte, beschäftigt sich zwecklos bald mit diesem, bald mit jenem. Die Grundlage zu dieser Art des Irreseins ist gewöhnlich einseitige Bildung des Erkenntnißvermögens, übermäßige Geistesanstrengung, Vorherrschen einer zwecklosen Phantasie, Zerstreuungs- und Vergnügungssucht und Hochmuth. Die andere Klasse können wir mit dem Namen der Melancholie bezeichnen. (S. d. Art.) Sie hat ursprünglich ihren Sitz im Gemüth, verbreitet sich auch über andere Thätigkeiten des Geistes und geht, wenn sie einige Zeit gedauert hat, oft in die andere Art des Irreseins über. Um die wesentlichen Vorgänge beim Irresein noch etwas zu beleuchten, dürfen wir nur das im Fieber zuweilen vorkommende noch in nähere Betrachtung nehmen, da dies von der heftigen Einwirkung des Fiebers hervorgebrachte vorübergehende Irresein im Wesentlichen der Erscheinungen übereinstimmt mit dem chronischen. Der Irre kann in Rücksicht der Erscheinungen angesehen werden als ein im Wachen Träumender. Wie der Schlafende im gesunden Zustande mannichfaltige Traumbilder vor sich schweben sieht, so der Irre im Wachen, nur daß sie die Bilder, die Anschauungen des Wachens verdrängen, und der Kranke nicht diesen, sondern seinen innern Wahnbildern und Vorstellungen gemäß, ohne Rückficht auf die Außenwelt handelt. Durch die Gewalt des Fiebers, in andern Fällen durch andere physische oder auch psychische Einwirkungen, wird das Bewußtsein unterdrückt, durch eben diese gewaltsam störenden Einwirkungen auf das Hirnsystem werden aber auch die Thätigkeiten desselben so gereizt, daß der Schlaf nicht nothwendig dadurch zugleich herbeigeführt, eher vermindert wird. (Alle Irren schlafen sehr wenig.) Bei diesem Zustande wird der Seele unaufhörlich Stoff zugeführt zu Vorstellungen und Bildern, die sie aber weder mit den Gegenständen vergleichen noch in Einheit mit ihren Zwecken setzen kann. Die Reden und Handlungen des Irren können daher wol den innern Wahnbildern gemäß sein, aber sie sind es nicht den wirklichen Gegenständen, den Verhältnissen der Außenwelt und den Zwecken der Vernunft. Von den Sinnesorganen und von den Nerven des Gemeingefühls werden der Seele Wahrnehmungen von der Außenwelt und ihrem Körper zugeführt. Durch krankhafte Beschaffenheit dieser Organe können schon die daher kommenden Anschauungen falsch sein, (s. d. Art. Phantasmen und Hypochondrie) bei verdunkeltem Bewußtsein kann die Seele die Falschheit oder Echtheit dieser Wahrnehmungen nicht vergleichen und unterscheiden. Dazu kommt alsdann das durch erhöhte und ungewöhnliche Einwirkung des Gangliensystems freier wirkende Vermögen der Bildersprache (Imagination) der Seele, welche jeder Vorstellung, jeder dunkeln Wahrnehmung des Gemeingefühls bestimmte Bilder unterschiebt. Diese Wahrnehmung des Gemeingefühls von dem eignen Organismus sind zumal bei krankhaftem Zustande sehr verschieden, und geben deßhalb auch bei dem Irresein die Veranlassung zu mannichfaltigen falschen Vorstellungen. So entstehen z. B. vom Gemeingefühl aus ein allgemeines dunkles

Schmerzgefühl, der Müdigkeit ähnlich, ungewöhnliche Gefühle von gleichsam neuen vorher nicht vorhandenen Theilen, das Gefühl von Schwere und Unbehülflichkeit in der Bewegung des Körpers oder einzelner Theile, auch eine krankhafte Abänderung der Triebe und Instinkte, krankhaftes Gefühl von Wärme oder Kälte. Diese ungewöhnlichen Einwirkungen des Gemeingefühls verarbeiten nun die freiere, durch das Bewußtsein nicht beherrschte Imagination zu den mannichfaltigsten angemessenen Bildern, daher glaubt der Irre, es sei etwas an seinem Körper zerbrochen, er sei, ganz oder in einzelnen Theilen, doppelt vorhanden, manches Glied sei um viermal größer, als es ist, oder der ganze Körper sei ungeheuer groß, oder er sieht sich in Wüsten und von Schreckgestalten als Feinden verfolgt, in Feuersgefahr, oder in Wasserfluthen, u. s. w. Auch die durch das Bewußtsein nicht beherrschte Erinnerung erwacht, und liefert der Seele reichlichen Stoff zu falscher Thätigkeit, daher der Kranke Gegenwart und Vergangenheit nicht zu unterscheiden vermag, und in Bildern und Scenen der längst vergangenen Zeit lebt, als wären sie gegenwärtig. Allein auch gewisse Vorstellungen und Ideen, die in der Seele eigenmächtig und noch in der Zeit der Gesundheit entstanden sind, können den Kranken so ausschließend beherrschen, daß er einzig und allein damit sich beschäftigt, und für alles andere keinen Sinn hat. Gemeiniglich hat alsdann die Phantasie diese Ideen aufgefaßt und festgehalten, bildet sie in mancherlei Gestalten aus, und führt sie den Kranken unaufhörlich zu, so daß keine andern aufkommen können. Wo z. B. die Idee des Hochmuths zum Grunde des Irreseins liegt, schmückt die Phantasie den Kranken zum König oder Kaiser, oder gar zu Gott dem Vater und dergl. aus, alle Umgebungen bildet sie darnach, und schafft ihm einen Hofstaat von Großen und Ministern, Engeln und Erzengeln. — Das fieberhafte Irresein läßt nach, sobald der Sturm des Fiebers sich legt; nur in seltenen Fällen bleibt zuweilen ein chronisches Irresein zurück. Das chronische Irresein von körperlichen Ursachen ist schwer zu heilen, am schwersten das von psychischen Ursachen, besonders von Hochmuth, Zerstreuungssucht und Ausschweifungen entstandene.

Irritabilität, Reizbarkeit, nach Haller das Vermögen der Muskelfaser, sich auf einen geschehenen Reiz (der Nerven oder anderer äußeren Dinge) gegen ihren Mittelpunkt zusammenzuziehen. Sie wird der Sensibilität gewissermaßen entgegengesetzt. S. d. Art. Haller, Leben, Physiologie, Reizbarkeit, Sensibilität.

Irrlicht oder Irrwisch (in Norddeuschland Tückebote), heißt eine eine kleine leuchtende Lufterscheinung von der Größe einer Lichtflamme, welche sich eben so zeigt, wie entzündetes Wasserstoffgas. Gewöhnlich erscheinen Irrlichter da, wo thierische Körper faulen, als an sumpfigen Orten, auf Gottesäckern, Schlachtfeldern, Schindangern ꝛc. Der leiseste Hauch der Luft bewegt sie fort, daher scheinen sie von einem Orte zum andern zu hüpfen. Wer sie nun in der finstern Nacht für wirkliche Lichter in Häusern hält, und ihnen folgt, wird irre geführt; daher ihr Name. Aberglaube und Unbekanntschaft mit der Natur haben sie in der Vorzeit zu bösen Geistern gemacht, welche die Reisenden neckten und irre leiteten. In warmen Sommernächten werden sie öfter gesehen, als im Winter, und sind überhaupt in südlichen und warmen Gegenden häufiger, als in nördlichen und kalten. In jenen sind sie auch größer, z. B. in Spanien oft 12 Fuß hoch. Ihre Natur ist noch unbekannt; wahrscheinlich aber bestehen sie aus gephosphortem Wasserstoffgas, welches sich aus faulenden Körpern entwickelt, und bei der Berührung mit der Luft entzündet.

Irrthum heißt ein falsches Urtheil, in fofern es für wahr gehalten wird. Die Veranlassung dazu ist der Schein, d. h. subjective Verhältnisse, welche statt objectiver (oder Erkenntnißgründe) gebraucht werden. Dieser Schein wurde von den Alten species veri genannt, und sie behaupteten mit Recht, daß ein jeder Irrthum einen solchen Schein voraussetze, weil, wenn der Verstand einsieht, daß eine Sache nicht vollständig gedenkbar ist, oder, wenn er die Nichtübereinstimmung und den Widerspruch seiner Gedanken deutlich wahrnimt, er solche unmöglich für wahr halten kann. Dieser Schein bezieht sich entweder auf die logische Form, oder auf die Materie des Urtheils. Im ersten Falle entsteht der formale, im andern der reale, oder materielle Irrthum. Eine Erkenntniß, die den Gesetzen des Verstandes, d. h. sich selbst widerspricht, ist logisch falsch. Irrt der Verstand, so merkt er diesen Widerspruch nicht, und die Nichtübereinstimmung der Gedanken mit den Gesetzen des Verstandes ist für ihn nicht vorhanden. Erst wenn dieser Schein aufgedeckt wird, verschwindet der Irrthum. Der reale Irrthum bezieht sich auf die Sache, und besteht in dem Widerspruche der Gedanken und Urtheile mit den Gegenständen. Der formale Irrthum läßt sich aus logischen Grundsätzen erkennen; der reale oder materielle aber nicht; weil die Vorstellung eines besondern Gegenstandes nach etwas ganz Anderem bestimmt wird, als nach den bloßen Gesetzen des Denkens, indem durch diese allein nicht begriffen werden kann, ob unsere Vorstellungen mit den Gegenständen übereinstimmen, oder nicht. Da nun die allgemeine Logik von allem Inhalte der Erkenntniß abstrahirt: so kann sie auch nicht bestimmen, ob, wenn sich materielle Vorstellungen in uns befinden, diese mit ihren Objecten übereinstimmen, oder nicht, und kann mithin ein allgemeines materiales Kennzeichen des Irrthums so wenig als der Wahrheit liefern. Verknüpft man mit einem Irrthume mehrere andere, deren Wahrheit man auf jenes erste falsche Urtheil ankommen läßt: so heißt das erste falsche Urtheil, welches an der Spitze aller übrigen steht, der Grundirrthum, das Übrige sind abgeleitete Irrthümer. An und für sich ist jeder Irrthum ein überwindlicher (error vincibilis), und es gibt eigentlich keinen unüberwindlichen (error invincibilis); doch nennt man auch einen unüberwindlichen den, welcher unter gegebenen Umständen von einer bestimmten Person sehr schwer zu vermeiden war. Man vermeidet den Irrthum, wenn man der Geneigtheit, aus subjectiven Gründen zu urtheilen, nicht folgt, und nicht urtheilt, ohne hinlängliche Erkenntnißgründe zu haben. Man überwindet ihn durch wirkliche Einsicht in die Gegenstände, so wie durch Anerkennung seiner Unwissenheit. Da übrigens ein Irrthum ein Urtheil ist, und das Urtheil aus dem Verstande, und nicht aus den Sinnen hervorgeht: so kann man allerdings sagen, daß die Sinne nicht irren, aber nicht darum, weil sie jederzeit richtig urtheilen, sondern vielmehr, weil sie gar nicht urtheilen, ob sie gleich durch ihren Einfluß auf den Verstand zum Irrthume verleiten können. Fassen wir nun nicht mehr in unser Urtheil auf, als was wirklich durch die Sinne empfunden worden ist, so ist auch kein Irrthum vorhanden. Sagen wir z. B., die Wolken scheinen auf den Bergen zu liegen, oder, die Sonne scheint beim Untergange größer als beim Aufgange: so ist dieses kein Irrthum. Sobald wir aber das Scheinen in ein Sein verwandeln und sagen, die Wolken liegen auf den Gebirgen, die Sonne ist im Untergange größer als im Aufgange: so haben nicht die Sinne, sondern der Verstand geirrt, indem dieser, durch den Schein verleitet, mehr in sein Urtheil aufgenommen hat, als ihm durch die Sinne war überliefert worden. Irrthum ist also nur in dem

Verhältnisse des äußern Gegenstandes zu unserm Verstande anzutreffen, und der zureichende Grund desselben liegt in dem freien Gebrauche der Urtheilskraft, vermöge dessen wir etwas Gegebenes auf eine Regel beziehen, unter welche es nicht gehört, oder Dinge, die ihrer Natur und der Natur der menschlichen Erkenntniß nach, keine Gewißheit erlauben, als solche behandeln, die mit völliger Gewißheit erkannt werden können. Die Umstände, welche Irrthümer veranlassen können, sind theils innere, theils äußere. Jene beziehen sich entweder auf das Erkenntnißvermögen, oder auf das Begehrungsvermögen. Zu den erstern gehört natürliche Schwäche, entweder des gesammten, oder nur eines oder des andern Erkenntnißvermögens, oder auch eine unharmonische und unverhältnißmäßige Ausbildung einer Function des Erkenntnißvermögens mit Vernachlässigung des andern, Übereilung, Mangel an nöthigen Kenntnissen und Erfahrungen, Unterlassung fleißiger Übung im Nachdenken und Erwählung falscher Methoden, besonders bei dem gelehrten Nachdenken. So kann eine unregelmäßige Einbildungskraft bei einem schwachem Verstande, oder eine schwache Urtheilskraft die Quelle dieser Irrthümer werden. In Absicht auf das Begehrungsvermögen gehört dahin Eitelkeit, Eigenliebe, Leidenschaften, Neigungen, Temperament, thörichte Furcht und Zaghaftigkeit, allzugroßes Selbstvertrauen und Abscheu vor mühsamer Untersuchung. Zu den äußern Ursachen des Irrthums gehört Alles, was uns die erste Richtung zu gewissen Gedanken und Handlungsgrundsätzen geben kann, als Erziehung, Unterricht, Lebensart und Umgang, welche Dinge öfter nicht in unserer Gewalt stehen. Übrigens leuchtet es schon aus dem obigen ein, daß es keinen totalen Irrthum, sondern nur einen partialen gibt, d. h. daß in jedem Irrthume zugleich etwas Wahres sei.

Irus, ein Bettler auf Ithaka, dessen sich die Freier der Penelope zur Ausrichtung kleiner Aufträge bedienten. Als Ulysses zurückgekehrt war und sich als Bettler gekleidet seiner Wohnung näherte, um jene Unberufenen zu überraschen, suchte Irus ihm den Eingang zu verwehren und foderte Ulysses zum Kampfe heraus, in welchem Irus erschlagen wurde. Noch haben wir das Sprichwort „arm wie Irus.“

Isaak, der Sohn Abrahams, merkwürdig durch die seinen Eltern lang verheißene, und erst im hohen Alter derselben erfolgte Geburt, und durch die Bestimmung zu einem frühen Opfertode (s. d. Art. Abraham), dem er nur durch ein Wunder entging, glich seinem großen Vater an Glauben und Standhaftigkeit in der Verehrung des wahren Gottes mitten unter den Heiden, doch nicht an Thatkraft und Seelengröße. In ihm erscheint der patriarchalische Charakter milder und weicher als in Abraham, aber reiner und edler als in seinem Sohne Jacob. Durch den Ackerbau, den er schon mehr als Abraham trieb, an Ruhe gewöhnt, und weniger wandernd als seine Vorfahren, nachgiebig und duldend im Streite, zeigte er sich auch in seinem Hause als einen zärtlichen, aber früh gealterten, schwachen und leicht zu täuschenden Vater, der den stillen, hinterlistigen Jacob dem wilden und redlichern Esau vorzog. In dem schönen, (neuerlich in den biblischen Idyllen der geistreichen Caroline Pichler bearbeiteten,) poetischen Stoffe seiner Heirathsgeschichte mit Rebecca, glänzt diese vor ihm hervor, und überall, wie unter den Erzvätern der Juden, scheint er nur den zweiten Rang einzunehmen.

E.

Isabelle von Castilien, die berühmte und staatskluge Königin von Spanien, Tochter Johanns II., ward im J. 1451 geboren, vermählte sich 1469 mit Ferdinand V., König von Aragonien, und besieg,

obgleich nach dem Tode ihres Bruders, Heinrich IV. des Unvermögenden, ihre ältere Schwester Johanna den rechtmäßigsten Anspruch auf das Reich hatte, mit Ausschließung dieser, im J. 1474 den Thron von Castilien. Sie hatte sich nämlich noch bei Lebzeiten ihres Bruders die Stände des Reichs so geneigt zu machen gewußt, daß ein großer Theil derselben, nach dem Tode Heinrichs IV., sich für sie erklärte: den andern nöthigten die siegreichen Waffen ihres Gemahls nach der Schlacht bei Toro 1476 die Zustimmung ab. Nachdem die Reiche Castilien und Aragonien auf diese Weise mit einander vereinigt waren, nahmen Ferdinand und Isabelle den königlichen Titel von Spanien an. Mit der Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts verband Isabelle den Muth eines Helden, die tiefe Staatsklugheit eines Ministers, den Scharfsinn eines Gesetzgebers und die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers. Sie war stets bei den Staatsverhandlungen gegenwärtig, und verlangte, daß man in den öffentlichen Verordnungen neben den Namen ihres Gemahls auch den ihrigen setzte. Die Eroberung von Granada, nach welcher die Mauren gänzlich aus Spanien vertrieben wurden, so wie die Entdeckung Amerika's, ist größtentheils ihr Werk, und verschaffte ihr Gelegenheit, stets gerüstet zu sein. In allen ihren Unternehmungen stand ihr der staatskluge Kardinal Ximenes leitend zur Seite. Man hat ihr Härte, Stolz, Ehrgeiz und eine ungemessene Herrschsucht vorgeworfen; aber diese Fehler förderten das Wohl des Reichs eben so sehr, als ihre Tugenden und Talente. Ein Geist, wie der ihrige, war nöthig, den Übermuth der Großen zu demüthigen, ohne sie zu empören, Granada zu erobern, ohne die Horden Afrika's nach Europa zu locken, und die Laster ihrer Unterthanen, welche durch schlechte Verwaltung der Gesetze gänzlich ausgeartet waren, unter die Füße zu treten, ohne das Leben rechtschaffener Leute in Gefahr zu setzen. Durch Einführung eines strengen Hofceremoniels, welches noch heut zu Tage am spanischen Hofe besteht, wußte sie den Übermuth der zahlreichen Adeligen von der Person des Königs zu entfernen, und ihnen somit jeden verderblichen Einfluß auf diesen zu benehmen. Das Faustrecht, welches bis dahin, zum Verderben der öffentlichen Ruhe geherrscht hatte, wußte sie durch Behauptung eines allgemeinen Landfriedens, so wie durch Einführung einer schnellen Rechtspflege zu stürzen. Papst Alexander VI. bestätigte 1492 beiden Gatten den Titel, katholischer König, der ihnen bereits von Innocenz VIII. ertheilt worden war. Der Eifer für die katholische Religion, welcher ihnen diesen Titel verschafft hatte, unterstützte auch die Inquisition, welche besonders auf Eingebung ihres Beichtvaters Torquemada 1480 in Spanien eingeführt wurde. Isabelle starb 1504, nachdem sie ihrem Gemahl, auf welchen sie stets sehr eifersüchtig war, den Schwur abgenommen hatte, sich nicht wieder zu verheirathen. S. Ferdinand V.

Isabey, einer der geschicktesten Miniaturmaler der Franzosen, ist ein Schüler David's. Dieser Künstler besitzt eine ganz eigne Zartheit und Grazie; alle seine Gebilde sind nur wie hingehaucht, wie aus Luft gewebt, und doch dabei sehr wirkungsvoll und treffend ähnlich. Seine überaus vollendete Ausführung würde noch ächtere Kunstwerke schaffen, wenn nicht ein Anflug feiner Schmeichelei, den alle seine Gebilde haben, die tiefere gemüthliche Wahrheit, so wie die festere Form oft daraus verdrängte. Isabey erfand die sehr hübsche Manier von Kreide- und Crayonzeichnungen à l'estompe, in denen er unübertrefflich ist. Er zeichnet und tuscht auch sehr oft Compositionen von vielen Figuren, welche alle Porträtähnlichkeit haben. Seine berühmtesten

Blätter in dieser Art sind: der Besuch Napoleons bei Oberkampf, einem großen Fabrikanten in Jouy; Napoleon auf der Terrasse zu Malmaison und viele Paraden und Presentationen; in neuerer Zeit zeichnete er alle bei dem wiener Congresse versammelten Fürsten und Staatsmänner. Eines seiner schönsten und gemüthvollsten Blätter ist sein Nachen, (la nacelle) wo er selbst mit seiner Familie dargestellt ist. Die Manier à l'estompe, welche den punktirten Kupferstichen sehr gleicht, war einige Zeit herrschende Mode, doch sie muß von Isabey's Meisterhand kommen, wenn sie nicht in verschwindendes, charakterloses Nebeln ausarten soll. Seine Miniaturgemälde sind außerordentlich schön; nur er kann mit Augustin in Paris wetteifern, und hat dieser mehr Kraft und Wärme der Farbe, so besitzt Isabey noch größere Leichtigkeit und sanftern Farbenschmelz. Wl.

Isenburg, eine Standesherrschaft im Großherzogth. und im Kurfürstenth. Hessen, welche zerstückt in diesen beiden Staaten liegt, und auf 15 Q. M. 47,500 Einw. hat. Der Boden ist großen Theils gebirgig, liefert Getreide, Flachs, Tabak, viel Holz, ferner Eisen und Salz, und hat treffliche Viehzucht und gute Fischereien. Die bedeutendste Stadt ist Offenbach, mit 8000 Einwohnern. — Die Grafen von Isenburg, von deren Stammschlosse in der Nähe von Koblenz sich nur wenige Ruinen erhalten haben, werden zuerst bei den Fehden und Turnieren des 10. Jahrh. genannt. Was dies Fürstenhaus jetzt noch besitzt, ist Ober-Isenburg; da Nieder-Isenburg schon 1664 nach dem Tode des Grafen Ernst an die Lehnhöfe von Trier und Fulda und an andre Häuser (Wied und Walderdorf) gelangte. Am 12. Juli 1806 trat Fürst Carl, dessen Sohn Wolfgang Ernst ihm 1820 in der Regierung folgte, dem Rheinbunde bei, und erhielt dadurch die Souveränetät über die Besitzungen der drei noch fortdauernden büdingischen Nebenlinien, wie auch der Grafen von Schönborn-Heusenstamm und Lerchenfeld, als ritterschaftliche angränzende Territorien. Nach der Auflösung des Rheinbundes wurde das Fürstenthum, vermöge der Bestimmung der Congreßacte, als mediatisirtes Land unter die Souveränetät des Kaisers von Österreich gestellt, und später dem größern Theile nach an den Großherzog von Hessen übergeben, welcher es den Provinzen Starkenburg und Oberfürstenthum Hessen einverleibt, einen Theil davon aber an Kurhessen für hanauische Ämter zur Entschädigung überlassen hat. Gegenwärtig umfaßt die kurhessische Provinz, oder das Fürstenth. Isenburg: (welches der Kurfürst in Titel und Wappen aufgenommen hat) die Gerichte Diebach, Langenselbold, Meerholz, Lieblos, Wächtersbach, Spielberg und Reichenbach, die in 4 Hoheitsämter getheilt sind. Die fürstl. offenbach-birsteinische Linie besitzt davon Diebach, Langenselbold und Reichenbach, und unter großherzogl. hessischer Hoheit, von der Grafschaft Isenburg: das Oberamt Offenbach und die Gerichte Wenigs und Wolferborn, zusammen 7½ Q. M. mit 26500 Einw. und 150000 fl. Einkünften. Der Fürst residirt im Dorfe Birstein. Ein Nebenast dieser Linie ist Philippseich. Die gräflichen Linien sind: 1) Büdingen unter hessischer Hoheit (3 Q. M. mit 10000 Einw. und 40000 fl. Eink.) 2) Wächtersbach unter kurhessischer und wegen ihres Antheils an Limburg unter würtemb. Hoheit (2 Q. M. mit 6000 Einw. und 36000 fl. Eink.) 3) Meerholz unter kurhessischer, und wegen ihres Antheils an Limburg unter würtemb. Hoheit (1½ Q. M. mit 5000 Einw. und 35000 fl. Eink.)

Iserlohn, eine wohlgebaute, volkreiche, wichtige preußische Handelsstadt in der Grafschaft Mark, zur Provinz Westphalen, hagener

Kreis, Regierungsbezirk Arnsberg, 5te Militärabtheilung, gehörig, am kleinen Fluße Baaren, mit 5500 Einwohnern in 730 Häusern. Die lutherische Religion ist die herrschende; doch haben auch die Reformirten und Katholiken freien Gottesdienst. Es sind daselbst drei lutherische, eine reformirte und eine katholische Kirche, auch ein Gymnasium. Die Fabriken liefern vielerlei Arbeiten von Eisen, Messing und Draht, und kleine Waaren, als Nähnadeln, Wagebalken, messingene Schalen u. s. w; auch gibt es daselbst Fabriken von Sammet- und Seidenband, Wollenzeugen u. dergl. m. Nicht weit davon liegt im Herzogthume Berg die bekannte Messingfabrik in der Grüne.

Isidorus. Unter diesem Namen kennt die katholische Kirchengeschichte nicht wenige Märtyrer, Heilige, Mönche und Bischöfe. Besonders ist der Name Isidorus für die Geschichte des päpstlichen Rechts durch eine Sammlung von Decretalen, welche den Namen Isidorus an der Stirn trägt, von einem Betrüger (einem Pseudoisidorus) aber untergeschoben ist, merkwürdig geworden.

Isis, die erste Göttin bei den Ägyptern. Im Allgemeinen ist sie das Symbol der Natur, der Mutter und Ernährerin aller Dinge. Nach Diodor wurden Osiris, Isis, Typhon, Apollo und Aphrodite von Zeus und Here erzeugt. Osiris, der Dionysus der Griechen, vermählte sich mit Isis (Sonne und Mond). Beide machten die Verschönerung des gesellschaftlichen Lebens zu ihrer nächsten Angelegenheit. Es wurden keine Menschen mehr geschlachtet, seit Isis die bis dahin wildwachsende, und von den Menschen unbekannte Frucht des Weizens und der Gerste entdeckte, und Osiris diese Früchte zubereiten lehrte. Zum Danke dafür brachten die Einwohner jedesmal die zuerst abgemähten Ähren der Isis als Opfer dar. Alles, was überhaupt der Grieche von seiner Demeter pries, rühmte auch der Ägypter von seiner Isis. Mit dem Ackerbau entstanden nach und nach eine höhere Bildung und ein Streben nach Kunst und Wissenschaft. Wenigstens wird unter den Ägyptern erst nach der Isis von Gründung der Städte, Tempel und priesterlichem Dienste gesprochen; auch wurde sie als Erfinderin der Segel verehrt. Nach Plutarch wurden Osiris und Isis vom Kronos und der Rhea ungesetzmäßig erzeugt. Als Helios, der Rhea Gemahl, hiervon Kunde erhielt, that er den Ausspruch, sie solle weder in einem Monate, noch in einem Jahre gebären. Dies hörte Hermes, der die Rhea ebenfalls liebte und von ihr geliebt ward, und erfand ein Mittel, wie sie, trotz jenem Fluche, dennoch gebären könnte. Er spielte nämlich mit dem Monde im Bretspiele, gewann ihm von seinem jedesmaligen Lichte den 70sten Theil ab, machte daraus 5 Tage, fügte diese den 360 Tagen bei, aus denen bisher das Jahr bestanden hatte, und verschaffte der Göttin also Zeit zur Geburt. Dies waren die Schalttage der Ägypter, welche von ihnen als Geburtstage ihrer Götter gefeiert wurden. Zuerst wurde Osiris geboren, während deß eine Stimme rief: der Herr der Welt ist geboren. Am zweiten Tage gebar Rhea den Arueris, oder ältern Horus (Apollo), am dritten den Typhon, am vierten die Isis, am fünften endlich Nephthys, die man das Ende nannte, ob sie gleich auch von andern den Namen Aphrodite, auch Nike (die Siegesgöttin) erhielt. Zu diesen fünf Kindern gab es drei Väter: Helios, Kronos und Hermes. Typhon vermählte sich mit Nephthys; Osiris und Isis liebten sich bereits im Mutterleibe. Osiris, als der gute Geist, ward von Typhon, dem Bösen, verfolgt, listigerweise in einen Kasten gesperrt und in's Meer geworfen. Als Isis diese Nachricht erhielt, schnitt sie sich eine Locke ab, legte Trauerkleider an und schweifte trostlos, überall den Kasten suchend, umher. Inzwi-

schen erfuhr sie, Osiris habe, im Wahne bei ihr zu sein, sich zu ihrer Schwester Nephthys gesellt, und diese das neugeborne Kind ausgesetzt. Isis suchte daher dasselbe auf, und erzog es unter dem Namen Anubis. Der Kasten, in welchem Osiris eingeschlossen lag, war unterdessen in der Gegend von Byblos an das Land getrieben und in einem Gesträuche niedergesetzt worden, das in kurzer Zeit zu einem schönen, großen Baum erwachsen, ihn ganz eingeschlossen hatte. Dieser Baum wurde darauf vom Könige, als eine Seltenheit, umgehauen, und als Pfeiler an seinem Palaste gebraucht. Hier ward der Kasten durch List der Isis entwandt, der Leichnam endlich dennoch von Typhon entdeckt und in 14 Stücke zerrissen. Auf die Nachricht davon suchte Isis die Stücke wieder zusammen, fand sie auch alle, bis auf das Zeugungsglied, an dessen Statt sie ein ähnliches bildete. So kam es, daß der Phallus geheiligt, und ihm zu Ehren von den Ägyptern ein Fest gefeiert ward. Osiris kehrte in's Leben zurück, und Isis gebar ihm den, noch unzeitigen, an den untern Gliedern gebrechlichen Gott des Schweigens, Harpokrates. Horus, der Sohn der Isis, besiegte darauf in einem Kampfe den Typhon, und gab ihn seiner Mutter zur Verwahrung. Diese gab ihm die Freiheit, wofür Horus Hand an sie legte und ihr die Krone abriß, an deren Stelle Hermes ihr einen Stierschädel aufsetzte. Als Göttin der Fruchtbarkeit und allgemeine Wohlthäterin, beschäftigte sie sich auch mit Heilung menschlicher Krankheiten, und noch zu Galen's Zeiten gab es einige Arzneimittel, die ihren Namen führten. Nach ihrem Tode ward sie als Hauptgottheit verehrt. Nach Herodot bildeten die Ägypter die Isis in weiblicher Gestalt mit Kuhhörnern; wie ihr denn auch die Kuh heilig war. Ja nach einer Sage ward Isis, als junge Kuh, durch einen Strahl vom Himmel (Osiris) Mutter des Apis: d. h. Sonne und Mond erhalten die Erde. Außerdem erkennt man sie an den Attributen des Lotus über dem Scheitel, und dem Sistrum in der Hand, einem musikalischen Instrumente, dessen sich die Ägypter bei ihren gottesdienstlichen Verehrungen bedienten. Die Bekleidung der Isis besteht in einem knapp anliegenden Unterkleide und einem Mantel, der auf der Brust in einen Knoten zusammengeschlagen und befestigt ist. Ihr Kopf ist von der ägyptischen Haube bedeckt, dem Urbild unserer Nonnenschleier. Bisweilen wird sie auch, gleich der Artemis von Ephesus, der Allmutter, mit einer Menge von Brüsten dargestellt. Späterhin erhielt Isis bei den Römern in Gesichtsbildung, Gestalt und Bekleidung einen junonischen Charakter. Nur an dem Mantel und dem Schleier, welcher mit Franzen besetzt ist, und an den übrigen Attributen erkennt man die aus der Ferne eingebrachte Göttin. Sie wurde besonders in Memphis, dann aber auch durch ganz Ägypten verehrt. Jährlich wurde ihr zu Ehren ein 10tägiges Fest (Isisfest) gefeiert, welches in einer allgemeinen Reinigung bestand. Es wurde auch in Rom eingeführt, aber wegen der Mißbräuche oft verboten. Unter August waren die Isistempel Freistätten der größten Ausschweifungen. Von Ägypten ging der Dienst dieser Göttin nach Griechenland und Rom über. (S. Jo.) Über den Isisdienst spricht ein anziehender Aufsatz (von Böttiger) in der Urania für 1823. (Seit dem J. 1817 erscheint in Jena unter dem Titel Isis eine Zeitschrift, welche sich über Wissenschaft, Kunst und Politik verbreitet, und sich im Ganzen durch Freimüthigkeit und gehaltvollen Inhalt vortheilhaft auszeichnet. Nur ging sie, gleichsam im Freudenrausch über die im Großherzogthum Weimar constitutionsmäßig eingeführte Preßfreiheit oft zu weit in ihrem Freimuth, und schadete dadurch sich selbst und der guten Sache überhaupt.)

Isistafel (mensa Isiaca auch tabula Bembina), wird ein altes, berühmtes ägyptisches Denkmal genannt, worauf der Dienst der Göttin Isis, mit seinen Ceremonien und Geheimnissen dargestellt war. Es bestand aus einer mit vermischtem blauen Schmelzwerk überzogenen, kupfernen viereckigen Tafel, mit künstlich eingelegten Silberplättchen. Die Hauptfigur derselben war die sitzende Isis. Diese Tafel kam nach Eroberung Roms (1525) an den Kardinal Bembo, von welchem sie der Herzog von Mantua für sein Kabinet erhielt. Nach der Plünderung von Mantua 1630 erhielt sie Kardinal Pava, der sie dem Herzoge von Savoyen schenkte. Sie befindet sich jetzt im Schlosse zu Turin. Äneas Vicus stach sie 1559 zu Venedig in Kupfer; hiervon gibt es mehrere Nachstiche.

Islam (wörtlich: Salus, das Heil), Islamismus, s. Mohammed.

Island ist eine große dänische Insel von 1405 geogr. Quadratmeilen, zwischen Norwegen und Grönland, mit 50,000 Einwohnern und einer einzigen Stadt Reykewig, mit 311 Einwohnern. Die übrigen Einwohner auf derselben leben größtentheils in zerstreuten Höfen. Zu Reykewig ist ein bischöflicher Sitz, und eine Kathedralschule, in welcher die dänische, lateinische und griechische Sprache, Theologie, Kirchengeschichte, Arithmetik u. s. w. gelehrt wird. Noch jetzt herrscht dort eine sehr allgemein verbreitete Aufklärung aller Stände, aber auch viel Armuth, die der Isländer mit Genügsamkeit erträgt. Sonst gibt es 321 Pfarrer auf der Insel, die mit den Färoer ein eignes Stift unter einem Stiftsamtmann ausmacht, ihre eignen Gesetze in dem Jonsbök enthält und in 4 Sessel eingetheilt wird. Die Einwohner, die auf dieser öden unter dem rauhesten Himmelsstriche gelegnen Insel mit der Wuth aller Elemente zu kämpfen haben, leben von Fischerei und Viehzucht; Ackerbau ist wegen des kalten Klima's fast gar nicht vorhanden. Was dem Lande sehr zu wünschen wäre und solches allgemein haben müßte, wäre mehr Zerstückung der übergroßen 4751 Landstellen und ein von allem Zwange entlasteter Handel. Da hier das Miethen von Tagelöhnern und Gesinde sehr selten ist, so müssen die Familienstellen in der Regel auch nicht größer sein, als daß eine Familie solche nach dortigem Landesgebrauch bewirthschaften kann. Vom September bis Pfingsten herrschen dort Winter- und Nebel-Orkane und wenn das Treibeis sich nähert, unerwartete Kälte. Häufig ist die Zahl der Gestorbenen größer als die der Gebornen, und viele Isländer finden auf dem Meere oder in gefährlichen Gewerben den Tod. Treibholz und Torf sind die einzige Feuerung. In frühern Zeiten war Island weit bevölkerter. Der Falkenfang ist daselbst sehr häufig, und die dortigen Eidervögel liefern die schönsten Eiderdunen (s. d. Art.). Das isländische Moos (lichen islandicus), eine bekannte Flechtenart, welche bei uns ein stärkendes Arzneimittel ist, dient hier zur gewöhnlichen Nahrung. Island hat warme und heiße Quellen, und den berühmten feuerspeienden Berg Hecla. Von den erstern gleichen mehrere, insbesondere der Geiser im südlichen Theile der Insel, den künstlichsten Springbrunnen, indem das Wasser aus demselben oft mehrere hundert Fuß in die Höhe springt, eine Erscheinung, die sich aus der vulkanischen Beschaffenheit erklären läßt. — Island ward 870 von zwei norwegischen Edelleuten, Ingulf und Hiörleif, welche ans Norwegen ausgewandert waren, entdeckt, und von diesen und einigen andern Normännern, die sich zu ihnen gesellt hatten, bevölkert. Sie lebten während 387 Jahren in einer unabhängigen Aristokratie. Im J. 1000 ward das Christenthum unter ihnen eingeführt. Erst im J. 1261 begaben sich die Isländer, und zwar freiwillig, unter die Herrschaft des Königs von Norwegen, Haquin

(Hakon) VI. Von Island aus ward Grönland entdeckt und bevölkert. Die Wissenschaften blühten in Island vor der Mitte des 11. bis in die Mitte des 14. Jahrh. und schon frühzeitig waren zu Skalholt Bildungs-Schulen. Einige Isländer studirten in ihrem Vaterlande, einige gingen auf auswärtige Schulen, besonders nach Paris. Auf ihren Reisen lernten sie die Dichtkunst der Provenzalen oder Troubadours kennen, und brachten sie im 12. und zu Anfange des 13. Jahrh. mit sich auf ihre Insel, welche darauf in kurzer Zeit viele Dichter, besonders Romanzensänger hervorbrachte. Die berühmte isländische Edda ist ein Beweis davon. Gegen das Ende des 14. Jahrh. kamen die Künste und Wissenschaften in Island in Verfall, erhoben sich jedoch wieder, als König Christian III. 1540 die Reformation daselbst einführte, welche aber erst 1591 völlig zu Stande kam. Zehn Jahre früher war in Skalholt schon eine Buchdruckerei angelegt worden.

Isle de France, jetzt wieder Moritzinsel, eine gebirgige Insel östlich von Madagaskar, im indischen Meere, unter 92° südlicher Breite und 73° westl. Länge, ist vulkanischen Ursprungs, und hat keinen so fruchtbaren Boden, als die benachbarte Insel Bourbon. Beide heißen auch nach ihrem portugiesischen Entdecker (1504) Mascarenhas. Die Portugiesen wurden 1598 durch die Holländer vertrieben, die der erstern, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, den Namen St. Mauritius gaben. Nachdem die Holländer sie aber 1712 wieder verlassen hatten, wurde sie 1721 von den Franzosen in Besitz genommen, von La Bourdonnais trefflich organisirt, und Isle de France genannt. Sie enthält etwa 55½ Q. M. hat viele Kokosbäume, schöne Papagaien, große Schildkröten, schönes Ebenholz und beträchtlichen Waizen- und Reisbau; ferner Kaffee, Zucker und Indigo, auch ist die Gewürznelke hier einheimisch gemacht. 1799 lieferte sie zur Ausfuhr 200,000 Centner Zucker, 6000 Centner Kaffee, 3000 Centner Indigo, 5000 Centner Baumwolle und 200 Centner Nelken. Die Erhaltung dieser Insel kostete Frankreich jährlich mehr, als sie einbrachte, sie wurde aber beibehalten, da sie für den ostindischen Handel von größter Wichtigkeit ist. 1799 zählte man hier 9000 Weiße, 55,280 Negersklaven und 1300 freie Neger. Sie hat zwei vortreffliche Häfen, den großen Hafen in Südosten und den kleinen Hafen in Nordosten, an welchem letztern Portlouis, die einzige, aber nur aus elenden Hütten bestehende Stadt erbaut ist. Isle de France, welches vermöge seiner Lage der Schiffahrt der Engländer bedeutenden Schaden zufügte, ward von diesen am Ende des J. 1810 eingenommen, und ist im Frieden 1814 an sie abgetreten worden.

Isle, (de l') s. Delisle

Ismaeliten nennt sich eine mohammedanische Sekte, die ursprünglich zu den Schiiten, den Anhängern Ali's und Gegnern der Sunniten gehörte, als aber im ersten Jahrhunderte der Hedschra die Imanswürde derselben von dem frühverstorbenen Ismael, dem Erstgebornen des Imans Djafar-el-Sadek, auf dessen jüngern Sohn Muse überging, von letzterem abfiel, und seitdem nun Ismael's Nachkommen für ihre rechtmäßigen Imans erkennt. Sie werden von den orientalischen Geschichtschreibern unter die Bathenin, d. h. Anhänger der innern, allegorischen Lehre des Islamismus gerechnet. Vom 8ten bis in's 12te Jahrh. behaupteten sie im Orient eine bedeutende Macht. Unter dem Namen Karmaten (wie sie von dem Geburtsorte ihres Oberhauptes Karfeh Karmati bei Kufe im 8. Jahrh. genannt wurden) verwüsteten sie Irak und Syrien. In Persien, welches sie um diese Zeit ebenfalls überschwemmten, nannte man sie Meladehs, d. h, Gottlose oder Talimiten, weil sie

sich zu Talim's Lehre, der Mensch könne die Wahrheit nur durch Unterricht lernen, bekannten. Eine Dynastie der Ismaeliten, von Muhammed Abu-Obkid-Allah gestiftet, eroberte um 910 Ägypten, und wurde erst 1177, wo sie mit Adhed-Udin-Allah ausstarb, von Saladin, dem Kalifen von Bagdad, überwältigt. Der andere noch bestehende ismaelitische Stamm gründete 1090 unter dem Iman Hassan Ben-Sabbah ein Reich in Syrien, das dem ganzen Orient durch seine kriegerische Größe furchtbar ward. Hassan ist, wie seine 7 Nachfolger, im Occident unter dem Namen der Alte vom Berge bekannt, weil er seinen Sitz auf der Bergfestung Mesiade in Syrien hatte. Von hier sandte er seine Krieger (die wegen des unmäßigen Genusses des bis zur Wuth berauschenden Hanfblattes oder Bilsenkrautes, arab. Haschischeh, Haschischim hießen) auf Raub und Meuchelmord aus; daher diese Ismaeliten im Occident den Namen Assassinen (verstümmelt von Haschischim) erhielten, und noch jetzt der Meuchelmord in den westlichen Sprachen Assassinat und Meuchelmörder Assassinen genannt werden. Die Mongolen machten der Herrschaft des Alten vom Berge, der nach v. Hammer's Untersuchungen kein Fürst, sondern nur ein Sektenhaupt war, am Schlusse des 12. Jahrh. ein Ende; seitdem haben sich nur noch ohnmächtige Ueberreste der Ismaeliten, von denen um 1020 auch die Drusen ausgegangen waren, in Persien und Syrien erhalten. Zu Khekh, im persischen District Khom, hat noch jetzt ein ismaelitischer Iman seinen Wohnsitz, der von den bis nach Indien hin zerstreuten Ismaeliten wie ein Gott verehrt und mit ihrem Raube beschenkt wird, wovon er dem Schach von Persien einen ansehnlichen Tribut zahlt. Die syrischen Ismaeliten wohnen um das alte Mesiade westlich von Hamah und in dem Gebirge Semmack am Libanon, und werden unter türkischer Hoheit von einem eigenen Sheikh regieret, der, für einen jährlichen Tribut von 16,500 Piastern an die Türken, die reichen Einkünfte des fruchtbaren, durch Ackerbau und Handel (mit Baumwolle, Honig, Seide und Oel) blühenden Landes der Ismaeliten genießt. Dies Volk wird von neueren Reisenden wegen seiner Gastfreiheit, Häuslichkeit, Sanftmuth und Religiosität gerühmt. Seinen Wohlstand hat es aber in einem Kriege gegen die Nosairier (s. diesen Art.), welche 1809 Mesiade einnahmen und Alles verwüsteten, größtentheils verloren, und fristet nun, obwol seit 1810 wieder in den Besitz seiner Wohnplätze eingesetzt, ein kümmerliches Dasein. An seinem Separatismus in der Religion hält es indeß noch streng. Der ismaelitische Glaube verehrt mit allen Schiiten den Propheten Ali als die eingefleischte Gottheit, und Mohammed als einen Gesandten Gottes und Verfasser des Korans. Alle Ismaeliten nennen sich Séid, d. h. Abkömmlinge der Familie Mohammeds, und tragen den grünen Turban zum Zeichen ihres vorgeblichen Adels. Zufolge ihrer Auslegung des Korans glauben sie an eine übernatürliche Mittheilung der Gottheit durch die Propheten (Imans), und an die Seelenwanderung, leugnen Paradies und Hölle, beobachten die Reinigungen und Fasten der orthodoxen Mohammedaner nicht, und wallfahrten, anstatt nach Mekka, nach Nadjef, dem Begräbnißorte Ali's, 4 Tagereisen von Bagdad. Oeffentliche Tempel haben sie nicht, und ihre einfachen Gebräuche deuten mehr, als die mohammedanischen, auf reinen Theismus hin. E.

Ismail, (mold. Smil), Stadt und Festung in der russischen Provinz Bessarabien, am nördlichen Hauptarme der Donau, etwa 15 deutsche Meilen vom schwarzen Meere. Sie war vormals reich und bevölkert, ist jetzt aber verlassen, und wird nur von einigen Moldauern und Armeniern bewohnt, welche Gerbereien unterhalten. In dem rus-

Esch = türkischen Kriege wurde Ismail von Suwarow 1790 mit Sturm und einem schaudervollen Gemetzel genommen.

Isokrates, einer der berühmtesten griechischen Redner, war zu Athen, im ersten Jahre der 86sten Olympiade (436 v. Chr.), geboren. Seine Lehrer waren besonders Gorgias, Prodicus und Protagoras. Wegen seiner schwachen Stimme und einer ihm angebornen Furchtsamkeit wagte er es nicht leicht, sich öffentlich hören zu lassen. Dagegen beschäftigte er sich desto eifriger mit dem Unterrichte in der Redekunst und mit Verfertigung von Reden für Andere. Daß er von beiden einen ansehnlichen Gewinn zog, erhellt daraus, daß er für eine Rede, die er dem Könige von Cypern, Nikokles, zugeeignet hatte, ein Geschenk von 20 Talenten (27,000 Thalern), so wie für die Abfassung eines Schreibens, welches Timotheus an die Athenienser ergehen ließ, 1 Talent erhielt. Den Unterricht in der Redekunst ließ er sich von Fremden mit 1000 Drachmenen (213⅓ Thaler) bezahlen, und Plutarch berichtet, daß ihm dieser Unterricht überhaupt 1000 Minen (oder 22,000 Thaler) eingebracht habe. In seiner Kindheit war er ein Gespiele des Plato, sie blieben Freunde bis in das späteste Alter. Auch war er ein großer Verehrer des Sokrates. Nach dessen Tode, der alle seine Schüler mit Furcht und Entsetzen erfüllte, hatte er allein den Muth, sich öffentlich in Athen in Trauerkleidern zu zeigen. Ein anderes Beispiel von Furchtlosigkeit gab er, indem er den Theramenes, der von den 30 Tyrannen in die Acht erklärt worden war, öffentlich vertheidigte. In der Folge schien ihn jedoch dieser Muth verlassen zu haben; denn nie wagte er es ferner, öffentlich aufzutreten, und in den Volksversammlungen für das Beste des Staats zu wirken. Dies war auch die Ursache, warum er nicht zu Aemtern und Magistratswürden gelangte, zu denen man sich in Athen nur durch öffentliche Beredsamkeit emporschwingen konnte. Uebrigens hatte die Beredtsamkeit ihm vieles zu verdanken: er setzte ein besonderes Verdienst in einen gebildeten Styl und in eine harmonische Rundung der Sprache. Deshalb kostete ihn das Verfertigen, Feilen, Wiederfeilen und Umändern seiner Reden viel Zeit, und daher kommt es, daß er auch nur wenige geliefert hat. Seine berühmte Lobrede auf Athen (Panathenaikos) beschäftigte ihn 10 Jahre. Als Fehler warfen ihm die Kritiker seiner Zeit vor, daß sein Styl oft schleppend, weitschweifig und mit Zierrathen überladen sei; daß er mehr dem Ohre zu schmeicheln, als das Herz zu erschüttern suche; daß er seine Gedanken den Worten sklavisch unterwerfe; mit kindischer Sorgfalt das Zusammentreffen der Vocale vermeide, und oft müßige Ausdrücke und unpassende Figuren gebrauche, um seinen Perioden gehörige Rundung zu geben. Da übrigens seine Reden alle nach einerlei Zuschnitt verfertigt waren, so erregten sie durch Mangel an Abwechselung am Ende Kälte und Ueberdruß. Sie hatten die wichtigsten Punkte der Sittenlehre und Politik zum Gegenstande; aber man vermißte in ihnen die Wärme, welche überzeugt und fortreißt. Seine Ermahnungen an die Fürsten waren so mild, daß diese nicht dadurch verwundet werden konnten, und ihn am Ende noch belohnten. Er wußte ihnen auch auf die feinste und anziehendste Art zu schmeicheln. Ein Beweis davon ist der Brief, den er, in einem Alter von 90 Jahren, an den macedonischen König Philipp schrieb, welchem Fürsten er die feinsten Schmeicheleien sagte. Dennoch wünschte er Griechenlands Freiheit, und zwar mit solcher Innigkeit, daß er sich aus Verdruß über das unglückliche Treffen bei Chäronea im 98sten Lebensjahre zu Tode hungerte. Unter seinem Namen hatte man zu Plutarchs Zeiten 60 Reden, von denen aber nicht die Hälfte für ächt gehalten wurde. Jetzt sind deren noch 21

übrig, von denen der Panegyricus (eine Rede, in welcher er die Griechen zur Eintracht und zum Kriege gegen die Perser ermuntert, — von Morus, 3te Aufl. 1804. Leipz., von Spohn ebendas. 1817 herausgegeben, und von Wieland im attischen Museum übersetzt), und der Panathenaicus die vornehmsten sind, nebst 10 Briefen. Die neueste Ausgabe sämmtlicher Reden ist von Lange, Halle 1803. Von den ältern sind empfehlungswerth die Ausgaben von H. Wolf, Paris, 1553 und 1571 (auch Genf, 1609) Fol. und von Henricus Stephanus, 1593, Fol.

Isoliren heißt in der Lehre von der Elektricität einen Körper außer Verbindung mit weiterleitenden setzen. Z. B. wenn man einen Körper, den man elektrisiren will, auf Füße von Glas setzt, so ist er, weil das Glas die Elektricität nicht leitet, isolirt, deßgleichen auch, wenn man ihn an einen seidenen Faden hängt, oder frei in der Luft schweben ließe. Um einen zu elektrisirenden Körper zu isoliren, bedient man sich des Isolirschemels, welches ein Harzkuchen ist, der auf gläsernen Füßen steht.

Ispahan (Hispahan, Isfahan), vordem die Hauptstadt Persiens und eine der größten Städte in der Welt, in der Provinz Irak Adschemi, mit einer prächtigen Brücke am Zendernd, hatte 3 Meilen im Umfang und 400,000 Einwohner nach Morier. Noch bewundert man den Palast des Schah Abbas, den berühmten Spatzierplatz Tscherbay, den Lustgarten Asardscherib und andere Denkmäler der Baukunst. Es ward daselbst ein ausgebreiteter Handel von den meisten asiatischen Nationen getrieben. In der Festung ward der königl. Schatz verwahrt. Diese berühmte Stadt zu Chardin's Zeiten von einer Million Menschen bewohnt, ist in den Unruhen, die auf Schah Nadir's Tod folgten, größtentheils zerstört worden; doch blühen daselbst noch immer Manufacturen und Handel.

Israel und Israeliten, s. Jacob und Hebräer.

Istakar, s. Persepolis.

Istambol, s. Constantinopel.

Isthmische Spiele, s. den folgenden Art.

Isthmus, überhaupt jede Erdenge, insbesondere aber die Erdenge bei Korinth, welche den Peloponnesos mit dem festen Lande verbindet. Auf derselben war dem Neptun ein berühmter Tempel geweiht, neben welchem die isthmischen Spiele gefeiert wurden. Auf der einen Seite des Tempels standen die Statuen der Sieger in diesen Spielen, und auf der andern war ein Hain von Fichten. In dem Tempel standen 4 Pferde, welche bis auf die elfenbeinernen Hufe ganz vergoldet waren; neben den Pferden zwei Tritonen, die von oben bis zur Hälfte vergoldet und von da an aus Elfenbein verfertigt waren. Hinter den Pferden stand ein Wagen mit den aus Gold und Elfenbein verfertigten Bildsäulen Neptun's und Amphitriten's. Nicht weit vom Tempel sah man ein ansehnliches Theater und das Stadium von weißen Steinen, wo die Spiele gehalten wurden. Der ganze Isthmus war dem Neptun heilig, der daher Isthmios genannt wurde. Die isthmischen Spiele (Isthmia, sc. solennia oder certamina) wurden nach der gewöhnlichen Meinung zur Ehre des Palämon oder Melicertes gestiftet. S. Ino. Andere behaupten, Theseus habe sie zu Ehren Neptun's angeordnet. Wahrscheinlich waren diese Spiele, die anfangs nur in der Nacht gehalten wurden, wieder eingegangen; Theseus aber erneuerte sie und befahl, sie auch am Tage zu feiern. Eben weil nun Theseus ihr Stifter, oder doch Erneuerer gewesen war, führten auch die Athenienser daselbst den Vorsitz. Ganz Griechenland nahm daran Theil, nur die Eleer aus folgender Ursache nicht. Als einst die Söhne des Aktor zu diesen Spielen reiten wollten, wurden sie bei Elea vom Herkules erschlagen. Ihre Mutter Melione entdeckte

den Mörder, der sich eben in dem Gebiete von Argos aufhielt. Sie verlangte daher von den Argivern Genugthuung, und bat, als diese sie weigerten, die Korinther, daß sie den Argivern, als Störern der öffentlichen Sicherheit, den Zutritt zu den Spielen versagen möchten. Da nun diese ebenfalls in ihr Begehren nicht willigten, so belegte Melione alle Eleer mit dem entsetzlichsten Fluche, wenn sie an diesen Spielen je wieder Antheil nehmen würden. Sie wurden übrigens mit derselben Pracht, wie die olympischen und andere öffentliche Spiele, zwei Mal in jeder Olympiade, wahrscheinlich im Herbste, gefeiert; auch waren die Kampfübungen dieselben. Die Sieger wurden anfangs mit Kränzen von Fichtenzweigen, nachher aber mit Kränzen von trockenem und welkem Eppich geschmückt. Später wurden die Fichtenkränze wieder eingeführt.

Istria, Histerreich, eine Halbinsel des nordöstlichen Italiens, am adriatischen Meere, die gegen 75 Q. M. groß ist, mit 140,750 Einwohnern. Sie gränzt an Krain, Friaul und Kroatien, hat ungesunde Luft, ist aber reich an Wein, feinem Öle, Wiesenwachs, Honig, Salz, Schiffbauholz, auch wichtigem Fischfang, Marmor und Bausteinen. Die Einwohner der Städte sind von italienischer Abkunft; die auf dem Lande hingegen sind slavischen Ursprungs, und reden eine sehr rauhe Sprache. Eine charakteristische Eigenthümlichkeit der Istrier ist ihr unüberwindlicher Hang zum Nichtsthun. Der gemeine Mann arbeitet nie mehr, als um für den Tag leben zu können; verdient er zufälligerweise einmal mehr, als er gerade gebraucht: so feiert er, bis alles zu Ende ist, und bleibt durch einen andern Zufall sein täglicher Gewinn einmal aus: so lebt er auf Kosten Anderer, d. h. er bettelt oder er stiehlt und raubt. Daher die große Unsicherheit für Reisende in diesem sonst so anziehenden Lande, welcher nur durch unerbittliche Strenge in Bestrafung jedes Frevels gesteuert werden kann. Die wohlthätigen Folgen einer strengen Regierung empfand man deutlich unter der Herrschaft der Franzosen, wo die Räubereien auf offner Straße zu den größten Seltenheiten gehörten, während man jetzt unter der milden, dem Charakter des Istriers aber durchaus nicht angemessenen Regierung Österreichs keine Stunde sicher ist. In den alten Zeiten gehörte Istrien, wie jetzt wieder, zu Illyrien, wurde aber von August und Tiber zu Italien geschlagen. Nach und nach hatte sich Venedig, bis zu Anfange des 15. Jahrh. den ganzen Landstrich unterworfen. Die Venetianer besaßen über zwei Drittheile des Landes; das übrige, was gegen Nordosten liegt, gehörte Österreich (österreichisches Istrien, worin die Grafschaft Mitterburg mit der Stadt gleiches Namens), und machte einen Theil des Herzogthums Krain aus. Im venetianischen Antheile zählt man 70,000 Einwohner. Seit dem Frieden von Campo Formio besetzte Österreich auch diesen größern Theil des Landes, zu welchem noch mehrere venetianische Besitzungen geschlagen, und von Österreich 1804 zu den Gouvernement von Triest gezogen wurden. Als aber der österreichische Kaiser in dem Frieden zu Presburg auf die sämmtlichen venetianischen Besitzungen Verzicht geleistet hatte, mußte er auch Istrien an die französische Regierung abtreten. Späterhin kam es zu den illyrischen Provinzen (s. d. Art.) und 1813 an Österreich zurück. Seit 1815 bildet es nebst Triest den triester und istrianer Kreis des östreich. Königr. Illyrien. Die wichtigsten Orte sind: Capo d'Istria (Ägiola), ehemals die Hauptstadt und Festung, Rovigno (Trevigno) die reichste Stadt, mit 9500 Einwohnern und 2 Häfen, und Pirano, ein sehr bedeutender Seehafen. Das Amphitheater zu Pola war in alten Zeiten sehr berühmt, und mochte leicht gegen 18,000 Menschen fassen.

Italien (Welschland, d. i. das Land der Undeutschen), ehemals der Sitz der Weltherrschaft, seit der Völkerwanderung aber schon nicht mehr ein selbstständiges Ganze, doch immer durch herrliche Natur und liebliches Klima der Stolz seiner Bewohner und das Verlangen der Ausländer, erstreckt sich von den Alpen (46° n. Br., bis 38°) als eine schmale Halbinsel in's mittelländische Meer hinein, das im Osten Italiens das adriatische, im Westen das etrurische Meer heißt. Von den Meeralpen (s. d. Art. Alpen) an ziehen sich als Hauptgebirge die Apenninen mitten durch das Land, scheiden die Lombardei vom Genuesischen und Toscana, dann dieses von Romagna, durchschneiden den Kirchenstaat, und laufen durch's Königreich Neapel bis an die Meerenge von Messina. Oberitalien (die Lombardei) ist besonders wasserreich; der Po, dem aus den großen Seen am Fuße der Alpen (Lago Maggiore, di Lugano, di Como, d'Iseo und di Garda) eine Menge Flüsse zuströmen, und die Etsch (Adige) sind dort die Hauptflüsse; beide kommen von den Alpen und ergießen sich in's adriatische Meer. In Mittelitalien (Toscana und der Kirchenstaat) entspringen der Arno und die Tiber in den Apenninen und fließen in's tyrrhenische (etrurische) Meer. In Unteritalien (Neapel) fehlt es an großen Flüssen, wegen der Kürze ihres Laufs vom Gebirge nach der See; der Garigliano ist der bedeutendste. Die Luft ist warm ohne unträgliche Hitze und fast überall gesund; der Winter auch in Oberitalien sehr gelinde; in Neapel schneiet es fast nie. Die Fülle und Trefflichkeit der Landeserzeugnisse sind dem schönen Klima angemessen. In Norden wie in Süden wird an vielen Orten zwei-, dreimal des Jahrs geerntet. Geognostisch ist besonders merkwürdig die vulkanische Beschaffenheit der Küsten Unteritaliens, namentlich der Gegend von Puzzuoli und des Vesuvs; gleiche Beschaffenheit haben die nahen Inseln im Mittelmeere. Die Einwohnerzahl, in keine Vergleichung zu stellen mit der frühern Bevölkerung dieses schönen Landes, wird auf 19 Millionen 700,000 geschätzt. Der sonst heitere italienische Nationalcharakter, den immer heftige Leidenschaften auszeichneten, ist durch langwierige Unterdrückung in düstere sinnliche Selbstsucht verkehrt worden, doch findet man in den unverdorbenen Landleuten noch das feurige Blut, die alte südliche Lebendigkeit. Dabei ist dem Italiener eine gewisse Schlauheit und geistige Gewandheit, und eine Liebe zum Gelde eigen, die ihn zum Kaufmanne stempeln. Im Mittelalter waren Venedig, Genua, Florenz, Pisa, die Hauptstapelplätze des Welthandels aus Ostindien, und Italiener (damals in Deutschland und Frankreich ohne Unterschied Lombarden genannt) waren des Handels wegen durch ganz Europa verbreitet; die Entdeckung des Seewegs entzog ihnen den indischen Handel, und seitdem sank der Flor jener Republiken. Der Italiener, auf eigenen Gewerbfleiß und Handel mit eignen Erzeugnissen fast allein beschränkt, ist gleichwol immer ein geschickter und thätiger Kaufmann geblieben. Ehe vor drittehalbtausend Jahren das übermächtige Rom alle Lebenskraft Italiens in Einen Punkt zusammenzog, war dieses Land, und größtentheils von gebildeten Nationen, zahlreich bevölkert. Nur im Norden Italiens, der am längsten den Römern widerstand, wohnte ein halb wildes Volk, die Gallier; weiter hinab, am Arno und der Tiber, eine Menge kleiner Völkerschaften, die, wie die Etrusker, Samniter, Latiner, größtentheils durch eidgenossische Verbindung ihr betriebsames Leben zu sichern suchten, und ihre Freiheit den Römern theuer verkauften. Weniger eng verbunden, oft einander feindlich, waren die griechischen Kolonien Unteritaliens Großgriechenland genannt. Wie alle diese Völker dem selbstsüchtigen Rom unterworfen worden, gehört in die Geschichte dieser Stadt. In der Geschichte

der Überwinder verschwindet die der Überwundenen; es beginnt daher die spätere Geschichte von Italien mit dem Sturze des weströmischen Reichs.

Die erste Periode von Odoaker (476) bis Alboin (568) umfaßt das Reich der Heruler und Rugier, so wie das ostgothische Reich. Romulus hieß der Erbauer der weltbeherrschenden Stadt; Augustus gründete darin die Universalmonarchie, und Romulus Augustulus hieß ihr letzter ohnmächtiger Kaiser, dem seine deutsche Leibwache das fernere Herrschen untersagte. Odoaker, ihr Hauptmann, der sich an seine Stelle setzte, nannte sich König von Italien, wodurch dieses Land aus der Ländermasse des römischen Reichs zuerst wieder gesondert hervortrat. Selbstständigkeit aber und neue Kraft konnte auch dieser wackere Deutsche dem verderbten Geschlechte der Italiener nicht geben; nur Verschmelzung mit einem edleren Volke konnte ihre Wiedergeburt bewirken. Schon stand ein solches Volk an den Grenzen Italiens. Dietrich, König der Ostgothen, von dem oströmischen Kaiser Zeno hierzu veranlaßt, warf 493 das Reich Odoaker's um, und gewann ganz Italien, sich zum Königreiche, seinen Gothen aber, die sich von den Alpen bis zur Meerenge verbreiteten, zum Eigenthum. Nur in den adriatischen Lagunen behauptete ein Völkchen von Schiffern und Salzsiedern, die vor Attila's Verheerungen dahin geflohen, seine Freiheit und Eidgenossenschaft. Dietrich, der Versöhner nordischer Kraft mit südlicher Bildung, ist mit Recht der Große genannt, und unter dem Namen Dietrich von Bern (Verona) einer der ersten Helden im altdeutschen Fabelkreis geworden. Aber in seinem Volke unterlag nur zu bald die deutsche Kraft der römischen Verderbniß. Vergeblich machte der wackere Totila der Kriegskunst des Belisar die fast vollendete Eroberung zehn Jahre lang streitig. Nachdem er 552, und Tejas 553 in der Schlacht gefallen waren, gehörte Italien wieder zu dem oströmischen Kaiserreiche, unter einem Statthalter, der zu Ravenna saß. Aber der erste Exarch, der Feldherr Narses, ein Eunuch, rief, aus Rachgier gegen die Ränke des byzantinischen Hofes, die Longobarden herbei, ein deutsches Volk, das von der Niederelbe her nach Pannonien eingewandert war. Sie brachen unter König Alboin nach Italien auf, und eroberten die nach ihnen genannte Lombardei fast ohne Schwertstreich. Ihre Herrschaft war den Wissenschaften und Künsten weniger günstig, als die der Gothen.

Zweite Periode, von Alboin bis Carl den Großen (774), oder Periode des Longobardenreichs. Das Königreich der Longobarden begriff Oberitalien, Toscana und Umbrien. Außerdem errichtete Alboin in Unteritalien zu Benevent ein Herzogthum, womit er den Zotto belehnte. Das ganze longobardische Italien war in dreißig große Lehne getheilt, unter Herzögen, Grafen ꝛc., die bald erblich wurden. Neben dem neuen Reiche bestand die Eidgenossenschaft der Flüchtlinge in den Lagunen in unstörbarer Freiheit. Die Eiländer gaben sich 697 durch Erwählung des ersten Dogen, Anafesto, eine Centralregierung, und die Republik Venedig war gebildet. (s. d. Art.). Ravenna, der Sitz des Exarchen, nebst Romagna, die Pentapolis oder die fünf Seestädte (Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) und fast die ganze Küste von Unteritalien, wo Amalfi und Gaeta eigne Herzöge griechischer Nation hatten, blieben nebst Sicilien und der Hauptstadt Rom, die ein Patricier in des Kaisers Namen regierte, unerobert, jedoch dem Hofe von Byzanz mehr den Worten nach angehörig, als wirklich unterworfen. Diese geringe Abhängigkeit verschwand fast ganz, als Leo der Isaurier im Anfange des 8. Jahrh. durch seine Bilderstürmerei die or-

thodoxen Italiener erbitterte. Die Städte verjagten seine Beamten und gaben sich Consuln und einen Senat, wie in alter Zeit. Rom erkannte dabei zwar nicht die Herrschaft, doch eine gewisse väterliche Gewalt seiner Bischöfe, die durch Heiligkeit solches verdienten, auch im weltlichen an. Die Päpste, in ihren Bemühungen, die Freiheit Roms gegen die Longobarden zu schützen, vom byzantinischen Hofe verlassen, wandten sich deshalb gewöhnlich an die fränkischen Könige. Für den, gegen König Astolf zu hoffenden Beistand salbte nicht nur Papst Stephan III., den 752 mit Genehmigung des Papstes Zacharias zum König der Franken erhobenen Pipin, im J. 753, sondern erlaubte sich, nebst der Gemeinde von Rom, ihn zum Patricier zu ernennen, wie bisher des Kaisers Statthalter geheißen. Carl der Große bekriegte zweimal, der römischen Kirche zum Beistand, den longobardischen König Desiderius, stürzte ihn endlich, und vereinigte dessen Reich mit der fränkischen Monarchie (774), doch gab er Italien einen eigenen König in seinem Sohne Pipin. Vergeblich waren aber seine Unternehmungen gegen das Herzogthum Benevent, dessen Unabhängigkeit Herzog Arichis behauptete, und gegen die Republiken in Unteritalien, wo besonders Neapel, Amalfi und Gaeta durch Schiffahrt und Handel zu großem Reichthum gelangten. Das Exarchat nebst den fünf Städten hatte Pipin schon 756 dem Papste geschenkt, und Carl der Große bestätigte die Schenkung, doch vollendete erst Innocenz III., um 1200, die weltliche Hoheit der Päpste.

Dritte Periode, von Carl dem Großen bis Otto den Großen (961), oder Periode der Carolinger und Zwischenreich. Leo III. belohnte den König der Franken am Weihnachtstage 800 mit der abendländischen Kaiserkrone, die eines Carls bedurfte, um sich aus dem Nichts zu erheben. Aus Abneigung gegen die Franken aber, deren Eroberung man als einen neuen Barbareneinfall ansah, schlossen sich die freien Städte, Rom ausgenommen, wieder fester an das oströmische Reich an. Das fränkische Italien kam noch bei Carls Lebzeiten an seinen Enkel Bernhard (810). Als aber dieser von seinem Oheim Ludewig dem Frommen abgesetzt und geblendet worden, blieb es unmittelbarer Bestandtheil der fränkischen Monarchie bis zur Theilung dieser, im Vertrage von Verdün (843), worin es nebst der Kaiserwürde und dem, seitdem sogenannten, Lothringen, dem ältesten der Söhne Ludewigs, Lothar I., zufiel. Dieser überließ die Regierung bald (844) seinem Sohne Ludewig II., dem löblichsten der italienischen Fürsten carolingischen Stammes. Nach seinem Tode (875) ward Italien der Zankapfel des ganzen Hauses. Zuerst nahm Carl der Kahle von Frankreich es in Besitz: als er gestorben (877), Carlmann, König von Baiern, welchem (879) sein Bruder Carl der Dicke, König von Schwaben, folgte. Dieser vereinigte die ganze fränkische Monarchie zum letzten Male. Seine Absetzung (887) war die Epoche der Gesetzlosigkeit und der bürgerlichen Kriege in Italien. Berengar, Herzog von Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto (nebst dem Markgrafen von Ivrea, die einzigen von jenen dreißig übrigen großen Vasallen) buhlten mit einander um die Krone, Guido ward zum König und Kaiser gekrönt, und nach seinem Tode auch sein Sohn Lambert. Arnolf, der carolingische König der Deutschen, wagte es, ihnen die Kronen streitig zu machen, vermochte dies aber, wie fast alle seine Nachfolger, nicht länger, als sein Aufenthalt in Italien dauerte. Nach Lambert's und Arnulf's Tode (898 und 899) trat Ludewig, König von Niederburgund, als Nebenbuhler Berengar's auf; daher dieser tapfere, edle Fürst, obgleich 900 zum Kaiser gekrönt,

Digitized by Google

erſt nach Ludewigs Tode (915) und nach Bekämpfung eines andern Nebenbuhlers, Rudolph von Oberburgund, zur ruhigen Regierung gelangte; doch konnte er bei der Auflöſung des Staats, auch unter innerer Ruhe, das Reich nicht gegen die räuberiſchen Einfälle der Saracenen (von 890 an) und Ungarn (von 900 an) wirkſam vertheidigen. Nach ſeiner Ermordung (924) vertauſchte Rudolph ſeine Anſprüche an Hugo, Grafen von Provence, gegen dieſes Land. Hugo ſuchte durch blutige Tyrannei den unſichern Thron Italiens zu befeſtigen. Der Neffe deſſelben, Berengar, Markgraf von Ivrea, floh vor ſeinen Nachſtellungen zu Otto dem Großen nach Deutſchland (940), ſammelte dort ein Heer von Ausgewanderten, kehrte zurück, und ſtürzte Hugo, der ſeinen weniger verhaßten Sohn Lothar zum Nachfolger erhielt; Berengar ward deſſen erſter Rath. Nachdem aber Lothar, wie es hieß, von Berengar vergiftet, bald geſtorben war, wollte letzterer ſeine Witwe, die ſchöne Adelheid, zu einer Heirath mit ſeinem Sohne, Adelbert, wider ihren Willen nöthigen. Seinen Mißhandlungen und ihrem Kerker entronnen, entfloh ſie ebenfalls über die Alpen zum deutſchen Otto, in welchem ſie einen Beſchützer und zweiten Gemahl fand. Otto zog (951) mit Heeresmacht nach Italien. Einer ſchleunigen Unterwerfung, und der Abtretung Friauls, des Schlüſſels von Italien, welches Otto ſeinem Bruder Heinrich gab, verdankte es Berengar, daß er noch ferner als Otto's Vaſall regieren durfte. Als aber nach zehn Jahren von Italiens Großen neue Klagen gegen ihn einliefen, kehrte Otto zurück (961), ließ ihn gefangen nach Bamberg führen, und ward ſelbſt von den Lombarden zum König gewählt. Ein Reichsgrundgeſetz vereinigte auf immer die italieniſche Krone mit der deutſchen. Otto gab die großen Reichslehen an Deutſche, und den italieniſchen Städten republikaniſche Verfaſſungen, welche die Freiheit begründeten, der ſie in einem faſt immer anarchiſchen Lande immer mehr entgegen reiften. Die Bereicherung der Päpſte durch die Frankenkönige, welche ihren, unter Leo IV. und ſeines Gleichen ſehr wolthätigen Einfluß auf die Regierung befördert hatte, war durch die im 10. Jahrh. eingeriſſene Verderbniß des päpſtlichen Hofes der erſte Grund ſeines Sinkens geworden. Die Geiſtlichkeit und das Volk wählten den Papſt nach dem Willen der Conſuln und weniger Patricier. So geſchah es, daß in der erſtern Hälfte des 10. Jahrh. zwei vornehme buhleriſche Weiber über den heil. Stuhl verfügten. Theodora erhob auf ihn (914) ihren Liebhaber, Johann X., und deren Tochter Marozia ihren Sohn, Johann XI. Des letztern Bruder Alberich von Camerino, ſo wie deſſen Sohn, Octavian, waren unumſchränkte Herren von Rom, letzterer auch Papſt unter dem Namen Johann XII. bei einem Alter von 20 Jahren (956). Otto der Große, den er gekrönt, ſetzte ihn ab, und Leo VIII. an ſeine Stelle; das Volk dagegen, auf ſein Wahlrecht eiferſüchtig, wählte Benedikt V. Die Päpſte wurden von nun an, ſtatt über das Volk von Rom zu herrſchen, von ihm abhängig. Noch behaupteten in Unteritalien die Republiken Neapel, Gaeta und Amalfi, gegen das longobardiſche Herzogthum Benevent, ihre Unabhängigkeit; und zwar deſto leichter, ſeit (839) daſſelbe erſt unter Siconolf zu Salerno und Radelchis zu Benevent, dann noch vielfacher getheilt wurde, und ſeit ſie mit den Herzögen einen gemeinſchaftlichen Feind in den Saracenen zu bekämpfen hatten, welche ſie früher (um 830) beide aus Sicilien herübergerufen, um ſie als Hülfsvölker gegen einander zu gebrauchen, die ſich aber ſelbſt in Apulien niederließen und befeſtigten. Als Kaiſer Ludewig II. und Kaiſer Baſilius Macedo mit vereinigter Kraft die Macht der Muſelmänner gebrochen hatten (866), konnte ſich

jener dennoch in Unteritalien nicht behaupten; dagegen faßten die Griechen festern Fuß. Letztere bildeten aus den, den Saracenen abgenommenen Gegenden eine eigene Provinz, das Thema der Lombardei genannt, welches von einem Katapan (Generalſtatthalter) zu Bari regiert, über hundert Jahre, doch der Freiheit der Republiken unbeſchadet, unter ihrer Bothmäßigkeit blieb. Selbſt Otto dem Großen gelang es nicht ganz, ſie aus Italien zu vertreiben; ſeinen Bemühungen zu dieſem Zwecke machte die Heirath ſeines Sohnes Otto II., mit der griechiſchen Prinzeſſin Theophania, ſo wie den erneuerten ähnlichen Verſuchen des letztern, die unglückliche Schlacht bei Baſentello (980), ein Ende.

Vierte Periode, von Otto dem Großen bis auf Gregor VII. (1073) Herrſchaft der deutſchen Könige. Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abweſenden Kaiſer zu Rom vertreten wollten, verſuchte ein edler Römer, der Conſul Creſcentius, des alten Roms Freiheit wieder herzuſtellen (980). Otto II. ſeit 973 König, ließ, mit Eroberungsverſuchen auf Unteritalien beſchäftigt, deſſen ruhmvolle, den laſterhaften Päpſten (Bonifaz VII. und Johann XV.) fürchterliche, Verwaltung ungeſtört. Als aber Otto III., der ſeit 983 in Deutſchland herrſchte, ſeinen Vetter, Gregor V., zum Papſte erhob, ließ Creſcentius dieſen verjagen und vom Volke Johann XVI., einen Griechen, wählen; auch ſuchte er Rom zur Scheinherrſchaft des byzantiniſchen Throns zurückzuführen. Dafür ward er nebſt dem neuen Papſte von Otto III. gemeuchelmordet, von ſeiner Gemahlin, der edeln Stephania, aber gerächt; der Kaiſer ſtarb durch ſie an Gift (1002), der letzte männliche Sprößling Otto's des Großen. Nun hielten die Italiener ihre Verbindung mit dem deutſchen Reiche für aufgelöſt; man wählte zum König Ardoin, Markgrafen von Ivrea, der zu Pavia gekrönt wurde; Grund genug für Mailand, die Feindin Pavia's, ſich gegen ihn für Heinrich II. (in Italien I.) von Deutſchland zu erklären. Ein bürgerlicher Krieg war die Folge, der aber nicht als ſolcher galt in einem Lande, wo jede Stadt, auf ihre Mauern trotzend, ſich als eigenen Staat betrachtete. Heinrich verbrannte (1004) Pavia; nach Ardoin's Tode (1015) ward er von der ganzen Lombardei als König erkannt, ſo wie nach ſeinem Ableben auch Conrad II. (in Italien I.), der von mütterlicher Seite von Otto dem Großen abſtammte. Dieſer machte auf einem Reichstage auf den roncaliſchen Feldern bei Piacenza (1026) die Erblichkeit der Lehen zum Reichsgrundgeſetz, und ſuchte hier, ſo wie zu Pavia (1037), dem Staate Frieden und Feſtigkeit zu geben. Doch vergeblich; untilgbar wütheten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte und der Biſchöfe gegen die Edelleute, und dieſer gegen ihre Hinterſaſſen. Das republikaniſche Rom, von der Familie des Creſcentius geleitet, konnten weder Heinrich II. und Conrad II., noch die Päpſte zum Gehorſam bringen. Als Heinrich III. (in Italien II.) Conrads Sohn und Nachfolger (1039) nach Italien kam (1046), fand er in Rom drei Päpſte. Er ſetzte ſie alle drei ab, ernannte an ihre Stelle Clemens II., und beſetzte nachher ſtets aus eigener Macht den heiligen Stuhl mit würdigen deutſchen Geiſtlichen. Dieſe Reform gab den Päpſten ein neues Anſehen, das ſpäter ſeinem Nachfolger verderblich wurde († 1056). Während der langen Minderjährigkeit ſeines Sohnes Heinrich IV. (in Italien III.) gelang es der, beſonders durch den Mönch Hildebrand, nachher Gregor VII., auf das kühnſte gerichteten Politik der Päpſte, eine Oppoſition, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, gegen die weltliche Macht vorzubereiten. (S. d. Art. Papſt.) Dazu trugen die Normänner bei. Schon ſeit 1016 hatten

einzelne Krieger aus der Normandie sich in Calabrien und Apulien niedergelassen. Bundesgenossen, bald der Lombarden, bald der Republiken, bald der Griechen gegen einander und gegen die Saracenen, wurden sie durch kleine Kriege immer mächtiger, Leo's IX. große Anstalten zu ihrer Vertreibung endigten mit seiner Niederlage und Gefangenschaft (1053). Da belehnte er, auf ihr Bitten, die normännischen Fürsten Robert Guiscard, Humfried und Richard mit allen schon gemachten und noch bevorstehenden Eroberungen in Unteritalien, wovon ihm nichts gehörte. Die wirkliche Vollendung dieser Eroberungen durch Robert Guiscard, den treuen päpstlichen Vasallen, gab den Widerstrebungen der Päpste, seiner Lehensherren, gegen die kaiserliche Macht einen Nachdruck, durch den sie in der italienischen, wie in der Kirchengeschichte Epoche macht. Während im südlichen Italien die kleinen Staaten zu einem großen zusammenwuchsen, löste sich im Norden das Königreich immer mehr in kleinere Staaten auf. Die lombardischen Städte gründeten damals ihre spätere Macht; Venedig, Genua und Pisa waren bereits groß und stark. Die Pisaner, die schon 930 Otto II. gegen die Griechen in Unteritalien nachdrückliche Hülfe leisteten, und 1005 die Saracenen daselbst tapfer bekämpften, wagten es, in Verbindung mit den nicht weniger kriegerischen und schiffahrtskundigen Genuesern, die Ungläubigen in ihren Wohnsitzen anzugreifen, und eroberten Sardinien zweimal (1017 und 1050), worauf sie es in mehrern großen Lehnen unter ihre angesehensten Bürger vertheilten.

Fünfte Periode, von Gregor VII. bis auf den Fall der Hohenstaufen. Kämpfe der Päpste und Republiken mit den Kaisern. Gregor VII. demüthigte Heinrich IV. 1077. Urban II., sein Nachfolger, trieb den Haß so weit, die eigenen Söhne gegen den Kaiser aufzuhetzen. Conrad, der älteste, wurde 1093 zum Könige von Italien gekrönt, nach seinem Tode (1101) gelang es dem zweiten, Heinrich, den Vater vom Kaiserthrone zu drängen, worauf dieser bald vor Gram starb. Heinrich V., das Geschöpf des Papstes, trat bald als dessen Widersacher auf, schloß aber nach harten Kämpfen mit ihm das wormser Concordat 1122. Ein Hauptpunkt, der unverglichen blieb, erregte das ganze 12. und 13. Jahrh. hindurch neue Zwiste, die Erbschaft der Gräfin Mathilde, Markgräfin von Toscana († 1115), die alle ihre Güter mittelst Testaments, dessen Gültigkeit die Kaiser anfochten, dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte. Unterdessen bildete sich im Süden aus den Trümmern republikanischer Freiheit und Griechen- und Lombardenherrschaft der normännische Staat zum Königreich, unter Roger I. (1130) (s. d. Art. Neapel). In den kleinen Freistaaten im Norden Italiens war die Staatsgewalt gewöhnlich unter die Consuln, den kleinen Rath (credenza), den großen Rath und die Volksversammlung (parliamento), vertheilt. Kleine Fehden entwickelten ihre jugendliche Kraft. Dergleichen war die, welche mit der Zerstörung von Lodi durch die Mailänder endigte (1111), und die mit Recht dem trojanischen Kriege verglichene zehnjährige Belagerung Como's durch Heere aller lombardischen Städte (1118 bis 1128). Die Unterwerfung dieser Stadt erhob Mailand zur ersten Macht der Lombardei, mit der sich die meisten benachbarten Städte verbanden. Andere, des Übermuthes der Mailänder satt, bildeten um ihre Nebenbuhlerin, Pavia, einen zweiten, jener entgegengesetzten Bund. Streitigkeiten zwischen Mailand und Cremona, über die Schutzherrschaft von Cremona, veranlaßten zwischen beiden Vereinen den ersten Krieg (1129), dem der Streit Lothars II. und Conrads von Hohenstaufen um die Krone bald eine andere Richtung

Digitized by Google

gab. Dies der Urſprung der Gibellinen (Kaiſerlichgeſinnten) und Guelfen (der Anhänger der Guelfen, dann überhaupt der Partei der Päpſte). In Rom erhob ſich der, von Gregor VII. gefeſſelte Freiheitsſinn in dem Maße wieder, als ſeine Nachfolger minder kräftig regierten. Die Schismen zwiſchen Gelaſius II. und Gregor VIII., Innocenz II. und Anaclet II., erneuerten das Selbſtgefühl der Römer. Arnold von Breſcia, früher (1139) wegen heftiger Predigten gegen den Luxus der Geiſtlichen des Landes verwieſen, ward ihr Führer (1146). Erſt nach acht Jahren gelang es Adrian IV., deſſen Sturz und Hinrichtung zu bewirken. Friedrich I. von Hohenſtaufen, genannt Rothbart, trieb die Erbitterung über das Aufſtreben der Longobarden zur Freiheit zu mehrern Zügen über die Alpen. Für Pavia's Partei, als die ſchwächere, kämpfend, verheerte er 1154 das Mailändiſche, zerſtörte Tortona, und ließ ſich in Pavia und Rom krönen. Auf ſeinem zweiten Zuge nach Italien, 1158, bezwang er Mailand, ſchleifte die Werke von Piacenza, und hielt einen Reichstag auf den roncaliſchen Feldern, wo er die kaiſerlichen Rechte im Sinne des juſtinianiſchen Codex ausdehnte, den Städten Vögte ſetzte und einen Landfrieden verkündete. Nach neuer Empörung, die ſeine Ungerechtigkeiten erregt hatten, verbrannte er Crema (1160), vertrieb nach Mailands Unterwerfung alle Einwohner daraus, und ſchleifte die Stadt von Grund aus (1162). Doch entgingen mehrere Kirchen, einige Vorſtädte, und ein, dem Kaiſer Otto zu Ehren erbauetes Thor der allgemeinen Verwüſtung. So gründete der Schrecken den Deſpotismus, aber mit ihm fiel er auch zuſammen. Als der Kaiſer 1163 ohne Heer nach Italien kam, ſchloſſen die Städte einen Verein für die Freiheit, der ſich 1167 zum lombardiſchen Bunde bildete. Dieſer Bund baute, gegen das einzige gibelliniſche Pavia, eine neue Stadt, dem Papſte zu Ehren Aleſſandria genannt. Weder Friedrichs Statthalter, Chriſtian, Erzbiſchof von Mainz, noch er ſelbſt konnten gegen den Bund etwas ausrichten; jener ſcheiterte vor Ancona (1174) mit der Macht des ganzen, damals gibelliniſchen Toscana; der Kaiſer mit den Deutſchen vor Aleſſandria (1175), ja er ward vom Bunde bei Lignana auf's Haupt geſchlagen (1176). Da ſchloß er zu Venedig ein Concordat mit Alexander III. und einen Waffenſtillſtand mit den Städten (1176), den Frieden aber, der dieſen die Freiheit ſicherte, zu Konſtanz (1183). Die Republiken behielten von der Kaiſerherrſchaft die Vögte bei, fremde Edelleute, nun von ihnen ſelbſt zu Richtern und Feldherren gewählt. Anſtatt aber ihren Bund zu einer ſteten Eidgenoſſenſchaft (dem einzigen Heil für Italien) zu befeſtigen, zerfielen ſie bald in neue Parteiungen, als die Plane der Hohenſtaufen auf Siciliens Thronfolge, Friedrich und Heinrich VI. (V.) von der Lombardei abzogen. Berühmt iſt in einem Kriege der Breſcianer gegen einen Verein faſt aller lombardiſchen Städte die Niederlage, die ſie dieſer überlegenen Macht am Oglio beibrachten, la mala morte genannt (1197). Unter den Edelleuten traten die Herren da Romano und die Markgrafen von Eſte als Häupter, jene der Gibellinen, dieſe der Guelfen auf. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgeſtreits in Deutſchland gelang es Innocenz III., Friedrichs Vormund, die weltliche Herrſchaft des heiligen Stuhls in Rom und in der Gegend umher, neu zu begründen, und die Anſprüche auf Carl des Großen und Mathildens Schenkungen geltend zu machen; auch zog er faſt ganz Toscana zur Guelfenpartei (1197); nur Piſa nicht. Mehr blinde Erbfeindſchaft, als Eifer für die Sache begeiſterte die Parteien; denn als in Otto IV. ein Guelfe, den Kaiſerthron beſtieg,

Digitized by Google

wurden die Guelfen seine, und die Gibellinen des Papstes Partei; bald stellte jedoch die Rückkehr der Kaiserkrone auf das hohenstaufensche Haus in der Person Friedrichs II. die alten Verhältnisse wieder her (1212). In Florenz gab dieser politische Parteigeist den Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei, aus Privatbeleidigungen entstanden, Vorwand und Nahrung (1215), und so theilten sich nun fast alle Städte auch im Innern in Guelfen und Gibellinen. Die guelfischen Städte der Lombardei erneuerten 1226 den lombardischen Bund. Gegen diese Bürgerkriege erhob sich damals der Dominikaner Johann von Vicenza, ein unermüdeter und hochgeachteter Strafprediger und Schiedsrichter. Die Versammlung von Paquara (1233) schien seine Bemühungen zu krönen; aber das Streben nach weltlicher Herrschaft in Vicenza stürzte ihn. Als der Kaiser von seinem Kreuzzuge zurückgekehrt war, (1230) führte er den Krieg gegen die Städte und gegen Gregor IX., des Bannstrahls nicht achtend, mit abwechselndem Glücke, während Forelino da Romano, unter dem Vorwande des Gibellinismus, durch Gewaltthaten aller Art die eigene Herrschaft in Padua, Verona, Vicenza und der Umgegend begründete. Der päpstliche Hof wußte damals die pisanische Familie der Visconti zu Gattura, auf Sardinien, der Republik abtrünnig und zu seinen Vasallen zu machen, unter heftigem Widerspruch dieser, und besonders der Grafen Gherardesca. Daher auch in Pisa Spaltung in Gibellinen (Conti) und Guelfen (Visconti). Dennoch verheirathete Friedrich seinen Bastard Enzius mit einer Visconti, und gab ihm den Titel König von Sardinien. Der Plan Gregors IX., Friedrich abzusetzen, gelang endlich Innocenz IV. auf dem Concilium zu Lyon (1245); dies schwächte gänzlich die Gibellinenpartei, welche durch die Ränke der Bettelorden schon sehr untergraben war. Das treue Parma fiel ab; der Sieg der Gibellinen in Florenz (1248) hatte nur eine zweijährige, und ein neuer, nach der Schlacht von Monte Aperto (1260), nur eine sechsjährige Dauer; die Bologneser zwangen alle Städte Italiens in einen guelfischen Bund, und nahmen in der Schlacht am Panaro (1249) den Bastard Enzius gefangen, den sie nie wieder frei gaben. Nur in der trevisanischen Mark hatte der gibellinische Name durch den Schrecken Forelino's die Oberhand, bis er einem Kreuzzuge aller Guelfen gegen ihn unterlag (1259). Aber die Freiheit ging immer mehr in diesen Kämpfen verloren; das Haus della Scala folgte dem der Romano in der Herrschaft, und selbst Mailand fand mit einem großen Theile der Lombardei seine Herren in den della Torre. Überall erhoben sich Tyrannen; nur die Seerepubliken und die in Toscana blieben frei.

Sechste Periode, vom Falle der Hohenstaufen bis zur Gestaltung der neuern Staaten. In diesem Zeitraum suchten verschiedene Fürsten die Oberherrschaft von Italien an sich zu reißen. I. Die Anjou. Seit Carl I. von Anjou, durch des Papstes Gunst König von Neapel, Senator von Rom, päpstlicher Vicarius in Toscana, auf Italiens Königskrone seinen Ehrgeiz richtete, (eine Politik, der seine Nachfolger treu blieben), bekamen die Namen der Guelfen und Gibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Franzosen. Zu diesen Parteien kamen in den Republiken noch die des Adels und des Volks, von denen fast überall die des letztern siegte. Die redlichen Bemühungen des edeln Gregors X. († 1276), Frieden zu stiften, waren vergeblich; wirksamer die Nicolaus III., der Carls Uebermacht fürchtete; aber Martin IV. (1280), diesem knechtisch ergeben, verdarb alles wieder, und verfolgte die Gibellinen mit neuer Wuth. Ein ande-

res Intereſſe trieb die Seerepubliken gegen einander zu den Waffen, das des Handels und der Schiffahrt. Die Genueſer halfen dem Michael Paläologus (1261) Konſtantinopel von den Venetianern wieder erobern, und erhielten dafür Chio; bei Meloria vernichteten ſie (1284) die Seemacht der Piſaner, und vollendeten ihre Meeresherrſchaft durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola (1298.) Florenz vollendete ſeine Demokratie durch gänzliche Ächtung der Edelleute (1282), und befeſtigte die Guelfenpartei durch weiſe Einrichtungen; aber bald theilte eine neue Parteiung, von dem unbedeutenden Piſtoja aus verbreitet, in Florenz und ganz Toscana die Guelfen ſelbſt in zwei Factionen, die ſchwarzen und die weißen (1300). Dieſe wurden durch die Ränke Bonifaz VIII. faſt überall vertrieben, und verbanden ſich nun mit den Gibellinen (1302). In der Lombardei ſchien die erſterbende Freiheit zum letzten Male aufzulodern; auf einmal erhob ſich, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, faſt in allen Städten das Volk, und verjagte ſie (1302 bis 1306), darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrſchaft von Mailand verdrängt hatten. II. Die Deutſchen und die della Scala. Heinrich VII., der erſte Kaiſer, der nach 60 Jahren wieder (1310) in Italien erſchien, führte die Fürſten in ihre Städte zurück, und fand bei ſeinen Foderungen: Friede unter den Parteien und Huldigung dem Reiche, überall Gehorſam. Nur Florenz übernahm jetzt die, zwei Jahrhunderte lang ruhmvoll geführte Rolle der Freiheitswächterin von Italien, wählte auf fünf Jahre Heinrichs Feind, Robert von Neapel, zum Beſchützer, und blieb frei, während Italien von Tyrannen wimmelte. Das gibelliniſche Piſa bekam nach Heinrichs Tode einen Herrn in Uguccione della Faggiuola (1314); nach ſeiner Vertreibung Lucca, das er auch beherrſcht, einen andern in Caſtruccio Caſtracani (1516); Padua fiel (1318) dem Hauſe Carrara; Aleſſandria, Toutona (1315) und Cremona (1322) dem Visconti zu Mailand; Mantua, ſeit 1275 von den Bonacorſi regiert, dem Gonzaga (1328) erblich anheim; in Ferrara befeſtigte ſich 1317 die lange beſtrittene Herrſchaft der Eſte; Ravenna beherrſchten ſchon ſeit 1273 die Polenta. In den übrigen Städten war dieſelbe Tyrannei, aber doch häufig von Geſchlecht zu Geſchlechte wechſelnd, und deſto drückender. Dieſe kleinen Fürſten, beſonders della Scala, Matteo Visconti, Caſtruccio, hielten den Vergrößerungsabſichten Roberts von Neapel, von Clemens V. zum Reichsvicarius in Italien ernannt, die Wage; doch erwarb dieſer ſeinem Sohne, Carl von Calabrien, die Herrſchaft von Florenz und Siena, die er bis zu ſeinem Tode behielt (1328). Ludewig der Baier, der nach Italien kam (1327), die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, hatte ſelbſt zu thun mit den Gibellinen, die er durch ſeine Unbeſtändigkeit und Treuloſigkeit von ſich entfremdete, ſo wie andrerſeits die Schlechtigkeit Johanns XXII. auch den Eifer der Guelfen ſo abkühlte, daß beide Parteien, das gemeinſchaftliche Intereſſe der Freiheit erkennend, ſich einander mehr näherten. Plötzlich kam nach Italien der liebenswürdige Abenteurer Johann, König von Böhmen (1330). Von den Brescianern gerufen, vom Papſte begünſtigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Verſöhner und Friedensſtifter ſpielend, würde es ihm gelungen ſein, die Macht, die er beabſichtigte, zu gründen, hätten nicht wieder die Florentiner ſich ihm entgegengeſtellt. Bei ſeinem zweiten Zuge nach Italien (1333) verbanden ſie ſich mit Azzo Visconti, Maſtino della Scala und Robert von Neapel gegen ihn und ſeinen Bundesgenoſſen, den päpſtlichen Legaten Bertrand von Poiet, der ſich in Bologna zum Herrn aufwarf. Nach dem Sturze beider (1334), worauf die Pepoli zu Bologna zu herrſchen

anfingen, begann Mastino della Scala, Herr der Hälfte der Lombardei und von Lucca, die Freiheit der Lombardei zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz den Widerstand, und erregte ihm einen Bundeskrieg, in dem es nichts gewann, als Sicherung der Freiheit. Als der bedrängte Mastino den Florentinern Lucca verkaufte, erhoben sich die Pisaner und eroberten es für sich (1342). Da wählten jene einen Dictator, Walther von Brienne, Herzog von Athen, vertrieben ihn aber, seiner Tyrannei müde, bald wieder. In dem von Aristokraten zerrissenen Rom suchte Cola Rienzi (1347) Ordnung und Ruhe einzuführen; zum Volkstribun ernannt, mußte er doch nach sieben Monaten dem Adel weichen. Nach siebenjähriger Verbannung mit dem Legaten, Kardinal Albornoz, zurückgekehrt (1354), herrschte er wieder kurze Zeit, als er in einem Aufstande ermordet ward. Die Genueser, der ewigen Zänkereien der gibellinischen Spinola und Doria, und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle diese Familien, und gaben sich in Simon Boccanigra den ersten Doge. In Pisa theilten sich die Gibellinen, Räthe des Generalcapitäns Ricciani della Gherardesca, in zwei neue Parteien, Bergolini und Raspanti, wovon jene, unter Andrea Gambacorti, diese verjagten (1348). Um diese Zeit litt Italien durch eine entsetzliche Hungersnoth (1347) und eine noch gräßlichere Pest (1348), welche zwei Drittheile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war die Geißel der Söldnerbanden oder großen Compagnien, die nach jedem Frieden den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, und überall plünderten und brandschatzten, wie die des Grafen Werner (1348) und des Ritters Montreal (1354). III. Die Visconti. Johann Visconti, Erzbischof und Herr zu Mailand, und seine Nachfolger wurden in ihren gefährlichen Anschlägen zur Ausbreitung ihrer Herrschaft nicht durch Carls IV. Durchzüge durch Italien, nicht durch die Bemühungen unzähliger päpstlicher Legaten, so wirksam gestört, als durch der Republiken, besonders der Florentiner Weisheit und Unerschrockenheit. Carl erschien 1355, stürzte in Pisa, die Raspanti erhebend, die Gambacorti; in Siena die Herrschaft der Neun, an deren Stelle die der Zwölf trat; unterwarf sich augenblicklich ganz Toscana, und nöthigte selbst Florenz, wenigstens den Titel einer Reichsstadt von ihm zu erkaufen. 1363 richtete er gegen die Visconti nur wenig aus, befreite Lucca von der pisanischen Herrschaft, und stürzte in Siena die Zwölfe nieder, scheiterte aber in seinen Angriffen auf Pisa's und Siena's Freiheit an dem tapfern Freiheitssinn der Bürger. Dem Papst Innocenz VI. gelang es durch den Kardinal Legaten Egidius Albornoz, den ganzen Kirchenstaat zu erobern (1354 — 1360); aber durch die Bedrückungen der Legaten auf's äußerste gebracht, und von Florenz, der Feindin aller Tyrannei, unterstützt, fielen 1375 alle eroberte Städte wieder ab. Die Grausamkeiten des Kardinals Robert von Genf, (nachher Clemens VII.), und seiner Bande bretagnischer Söldner konnten nur theilweise Unterwerfung erzwingen, und im großen Schisma ward die Freiheit dieser Städte, oder vielmehr die Herrschaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befestigt. Indeß beharrten die Visconti in ihren Eroberungsplänen, reizten Italiens ganze Kraft zum Widerstande, und machten die alte Parteiung der Guelfen und Gibellinen über die nahe Gefahr vergessen. Genua unterwarf sich dem Johann Visconti (1353) und Bologna erkaufte dieser von den Pepoli (1350), aber seine Unternehmung auf Toscana scheiterte an dem Widerstande der verbündeten toscanischen Republiken. Einen andern Bund gegen ihn schlossen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardei. Kurze Zeit nur dauerte die Verbindung

der Florentiner mit den Visconti gegen die päpſtlichen Legaten (1375). In Florenz ſpalteten ſich die Guelfen in die Parteien der Ricci und der Albizzi; den dadurch veranlaßten Tumult der Ciompi (1378) wußte der von ihnen ſelbſt zum Gonfalonier erwählte Michael di Lando ſo mannhaft als uneigennützig zu ſtillen. Als die Venetianer von Carrara durch ihre Unterſtützung der Genueſer im Kriege zu Chiozza (1379) gereizt, ruhig zuſahen, wie Johann Galeazzo Visconti die della Scala und die Carrara aller ihrer Staaten beraubte (1387 u. 1388), ſtand Florenz allein mit den unglücklichen Fürſten. Franz Carrara bemächtigte ſich Padua's wieder (1390), und behauptete ſich, bis er der Bosheit der Venetianer unterlag (1406), die von nun an, ihre Politik ganz verändernd, aus Gegnern der viscontiſchen Eroberungsabſichten ihre Nebenbuhler wurden. Johann Galeazzo erwarb von Kaiſer Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum (1395), erkaufte 1398 vom Tyrannen Gerhard von Appiano (der ſich nur das Fürſtenthum Piombino vorbehielt) Piſa (das aber ſein Baſtard Gabriel 1405 an Florenz verhandelte), und unterwarf ſich Siena (1399), Perugia (1400) und Bologna (1402), ſo daß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn ſtand. Sein gelegener Tod (1402) ſchaffte wieder Luft, und während der Minderjährigkeit ſeiner Söhne ging ein großer Theil ſeiner Staaten verloren. Als in Ladislav von Neapel, der, das Schisma benutzend, ſich des ganzen Kirchenſtaats bemächtigte, 1409 dem bedrängten Italien ein neuer Eroberer aufſtand, wagte wiederum Florenz, allein ihm zu widerſtehen. Aber dieſe Gefahr war nur vorübergehend; bald erhoben ſich dagegen die Visconti wieder. Herzog Philipp Maria hatte durch den großen Carmagnola alle ſeine Staaten der Lombardei wieder erobert (1416 — 1420); auch Genua, das abwechſelnd bald in ſogenannter Freiheit ſtürmiſchen Parteifehden (der Fregoſi, Aborni, Montalto, Guarco) hingegeben, bald Frankreich (1396), bald dem Markgrafen von Montferrat (1411) unterthänig geweſen war, unterwarf ſich ihm (1421). Da verband ſich Florenz nochmals gegen ihn mit den Venetianern (1425), die durch den zu ihnen übergegangenen Carmagnola alles Land bis an die Adda eroberten, und im Frieden von Ferrara (1428) behielten. In Perugia gelang es dem großen Condottier Braccio da Montone, von der Partei der Baglioni, ſich zum Herrn dieſer Stadt und von ganz Umbrien, ja ſelbſt auf eine Zeitlang von Rom, zu machen (1416). In Siena gelangten (1430) die Petrucci zur feſten Herrſchaft. IV. Gleichgewicht der italieniſchen Staaten. Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner, und bei der beſtändigen Beunruhigung des Alfons von Aragonien in Neapel durch die Partei der Anjou (ſ. d. A. Neapel), war keine gefährliche Uebermacht in Italien mehr vorhanden, obwol gegenſeitige Eiferſucht noch häufige Kriege erregte, in welchen zwei Parteien unter den italieniſchen Miethſoldaten, die Bracheſchi (von Braccio da Montone) und die Sforzeſchi (von Sforza Attendolo ſo genannt), wider die Gewohnheit gleichgültiger Söldner, einander ſtets feindlich blieben. Dem Franz Sforza gelang es, nach dem Ausſterben der Visconti (1447), ſich zum Herrn des mailändiſchen Staats (1450) zu machen (ſ. Mailand). Als die länderſüchtigen Venetianer mit einigen Fürſten ſich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenoſſen an Florenz, das mit Aenderung der Umſtände weislich auch ſeine Politik änderte. Dort erhob ſich um dieſe Zeit durch Reichthum und Klugheit das Haus Medici (ſ. d. Art. Mediceer.) Die Kräfte von Mailand (wo die Sforza ſich befeſtigten,), von Venedig (das die Hälfte der Lombardei beſaß,), von Flo-

Digitized by Google

renz (durch Lorenzo Medici weiſe geleitet,), vom Kirchenſtaat (größtentheils dem heil. Stuhl zurückgegeben,), und von Neapel (das unfähig war ſeine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen), bildeten im 15. Jahrh. das politiſche Gleichgewicht von Italien, welches in den mannichfachen Fehden dieſer Staaten, keinen der Unabhängkeit des andern furchtbar werden ließ, bis zum J. 1494, wo Carl VIII. von Frankreich die Begierde, Neapel zu erobern, nach Italien trieb, und Ludewig Moro Sforza erſt als ſein Bundesgenoſſe, dann als ein Feind auftrat, Papſt Alexander VI. aber, um ſeinen Sohn Cäſar Borgia zu erheben, die franzöſiſche Freundſchaft eifrig ſuchte. V. Streit fremder Mächte um Italiens Provinzen. Carl VIII. mußte Neapel und ganz Italien bald wieder räumen; auch ſein Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholiſchen aus dem, mit ihm eroberten Neapel verdrängt (1504). Glücklicher war er gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht geſtützt (1500), ſich unterwarf. Cäſar Borgia's Verſuche auf Italiens Herrſchaft wurden durch den Tod ſeines Vaters (1505) vereitelt; worauf der kriegeriſche Papſt Julius II. die vor ihm begonnene Unterwerfung des Kirchenſtaats, doch nicht für einen Baſtard oder Neffen' ſondern im Namen des heiligen Stuhls vollendete. Er ſchloß mit Maximilian I., Ferdinand dem Katholiſchen und Ludewig XII. die Ligue von Cambray 1508 gegen die Vergrößerungs-Abſichten der Venetianer, deren Schlauheit aber dieſen Vernichtung drohenden Bund bald zu trennen wußte. Sodann verband er ſich mit eben dieſen Venetianern, Spanien und den Schweizern, zu Vertreibung der Franzoſen aus Italien; dieſe heilige Ligue (1509) erreichte aber damals ihren Zweck noch nicht, ſo wenig auch Julius durch das franzöſiſch-deutſche Concilium zu Piſa, das ihn abſetzen wollte, ſich ſchrecken ließ. Maximilian Sforza, der (1512) Mailand wieder gewonnen, trat es (1515) Franz I. völlig ab, aber Kaiſer Carl V. zog es als eröffnetes Reichslehn ein, und gab es (1520) dem Franz Sforza, Maximilians Bruder. Daher heftige Kriege, in denen Franzens Anſtrengungen ſtets unglücklich waren; er ward 1525 bei Pavia gefangen, und mußte nebſt andern Anſprüchen, auch denen auf Mailand entſagen, das dem Sforza blieb, und nach deſſen Tode (1540) von Carl V. ſeinem Sohne Philipp gegeben wurde. Die mediceiſchen Päpſte, Leo X. (1513) und Clemens VII. (1523) waren meiſt auf Vergrößerung ihres Hauſes bedacht. Carl V., unter dem ſeit der Schlacht von Pavia ſich ganz Italien beugte, vereitelte zwar Clemens VII., Venedigs und Mailands Anſchläge, ſeine Macht zu ſchwächen; eroberte und plünderte Rom (1527), aber bald mit dem Papſte verſöhnt, erhob er (1530) die Mediceer zur fürſtlichen Herrſchaft. Florenz, das 1494 über das unkluge Benehmen Pietro's gegen Frankreich aufgebracht, die Mediceer verjagt, aber ſchon 1512 wieder aufgenommen hatte, mußte nun unter Herzog Alexander I., dem Mediceer, ſich in die Reihe der Fürſtenthümer ſtellen. Von da an gebricht es der italieniſchen Politik, von der Florenz bisher die Seele geweſen, an Gemeingeiſt, und ſomit der Geſchichte Italiens an einem Mittelpunkte.

Siebente Periode. Umgeſtaltungen der italieniſchen Staaten bis auf die franzöſiſche Revolution. Abgang aller alten Regentenhäuſer. Nach Ausſterben des Mannsſtammes der Markgrafen von Montferrat, gab Carl V. dieſes Land dem Gonzaga zu Mantua (1536). Später (1573) erhob Maximilian II. Montferrat zu einem Herzogthum. Den Florentinern mißlang (1537) ein neuer Verſuch, nach Ermordung Herzog Alexanders, ſich frei zu machen; Cosmo I. folgte ihm in der Regierung durch Carls V. Einfluß. Aus Parma und Piacenza, die Julius

II. für den heil. Stuhl erobert, machte (1545) Paul III. ein Herzogthum, und gab es seinem Bastard, Peter Alois Farneſe, deſſen Sohn Ottavio 1556 die kaiſerliche Belehnung erhielt. Genua, ſeit 1499 den Franzoſen unterworfen, fand in Andreas Doria (1528) ſeinen Befreier. Er begründete die Ariſtokratie, und der Verſchwörung Fiesko's (1547) gelang es nicht, ihn zu ſtürzen (ſ. Genua). Carl V. überließ ſchon 1553 außer Mailand, auch Neapel ſeinem Sohne Philipp II. Im Frieden zu Chateau Cambreſis 1559, entſagten Philipp II. und Heinrich II. von Frankreich ihren Anſprüchen auf Piemont, das ſeinem rechtmäßigen Herrn, Herzog Emanuel Filibert von Savoyen, dem wackern ſpaniſchen Feldherrn, zurückgegeben wurde. 1597 ſtarb der ächte Mannsſtamm des Hauſes Eſte aus, worauf der Baſtard, Cäſar von Eſte, Modena und Reggio vom Reiche erhielt, Ferrara aber vom heil. Stuhle, als eröffnetes Lehen, eingezogen wurde. In der zweiten Hälfte des 16ten Jahrh. hob ſich der Flor Italiens, ſo viel bei dem Verluſte des Welthandels möglich war, durch langen Frieden. Dieſes dauerte fort, als in dem Vertrage von Lyon, Heinrich IV. von Frankreich auch Saluzzo, die letzte franzöſiſche Beſitzung in Italien, an Savoyen vertauſchte, bis zum Erbfolgeſtreit über Mantua und Montferrat, nach Ausſterben der Gonzaga (1627), wodurch des dreißigjährigen Krieges Noth auch über Italien kam. Unglück in Deutſchland nöthigte Ferdinand II., beide Länder (1631) Frankreichs Schützling, Carl von Nevers, zu Lehen zu reichen, deſſen Geſchlecht bis zum ſpaniſchen Erbfolgekriege in deren Beſitze blieb. Zugleich erlangte Richelieu's Schlauheit im Frieden von Chiraſco (1631) Pignerol und Caſale, als feſte Stützpunkte zu neuen Einfällen in Italien; wiewol er letzteres (1637) wieder aufgeben mußte. Durch den Abgang des Hauſes della Rovera, dem Julius II. das Herzogthum Urbino verliehen, fiel dieſes 1631 dem päpſtlichen Stuhle anheim. Der Friede Italiens wurde, außer einigen Unternehmungen Ludewigs XIV. auf Savoyen und Piemont, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. nicht geſtört, und ſchien durch den turiner Neutralitätsvertrag (1696) auf lange Zeit geſichert zu ſein, als der ſpaniſche Erbfolgekrieg ausbrach. Öſterreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Montferrat, behielt die erſtern beiden für ſich, (Mantua ward wegen Felonie des geächteten Herzogs eingezogen) und gab letzteres an Savoyen. Im utrechter Frieden (1714) bekam Öſterreich noch Sardinien und Neapel, Savoyen aber Sicilien, und vertauſchte dieſe Inſel an Öſterreich, Sicilien gegen Sardinien, wovon das Haus Savoyen den Königstitel annahm; zur Grenze zwiſchen Frankreich und Italien wurde der Mont Genievre beſtimmt. Parma und Piacenza erhielt, als 1727 das Haus Farneſe ausſtarb, der ſpaniſche Infant Carl. In dem polniſchen Thronfolgekriege von 1733 eroberte Carl Emanuel von Savoyen, mit Frankreich und Spanien verbunden, Mailand, und behielt davon im wiener Frieden (1738) Novara und Tortona. Der Infant Carl von Spanien ward König beider Sicilien, und trat dafür Parma und Piacenza an Öſterreich ab. Auch die Mediceer zu Florenz, ſeit 1575 Großherzoge von Toscana betitelt, ſtarben 1737 aus. Franz Stephan, Herzog von Lothringen, erhielt nun, nach der Beſtimmung des wiener Präliminar-Friedens, Toscana, und machte, als er 1745 Kaiſer wurde, daraus eine Sekundogenitur des öſterreichiſch-lothringiſchen Hauſes. Im öſterreichiſchen Erbfolgekriege eroberten die Spanier Mailand (1745), wurden aber durch Carl Emanuel wieder daraus vertrieben, welchem Maria Thereſia zum Dank einige mailändiſche Landſchaften, nämlich Vigevanaſco und Bobbio ganz, und Anghiora und Paveſe zum Theil, abtrat.

Digitized by Google

Massa und Carrara fielen 1743 durch Erbgangsrecht an Modena. Parma und Piacenza eroberte der spanische Infant Don Philipp für sich, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogthum im aachner Frieden (1748) zurück. So theilten im 18. Jahrh. die Häuser Lothringen, Bourbon und Savoyen ganz Italien, bis auf den Kirchenstaat, Modena und die Republiken, welche, als Greise, die sich selbst überlebt, dem Treiben der neuen Zeit, in die sie nicht mehr paßten, kraftlos zuschauten. Eine 40jährige Stille ging ihrem Untergange voraus.

Achte Periode. Von der französischen Revolution bis auf die neueste Zeit. Im Sept. 1792 drangen die französischen Truppen zuerst in Savoyen ein und errichteten dort Freiheitsbäume. Durch die Piemonteser und Österreicher 1793 auf einige Zeit daraus vertrieben, behaupteten sie es doch am Ende des Jahrs. Der National-Convent hatte schon im Februar 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. 1794 im April rückten die Franzosen im Piemontesischen und Genuesischen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Österreichern, Sardiniern und Neapolitanern aus Italien vertrieben. 1796 erhielt Napoleon Buonaparte den Oberbefehl des französischen Heeres in Italien. Er zwang den König von Sardinien zum Frieden, worin er Nizza und Savoyen an Frankreich abtreten mußte, eroberte die österreichische Lombardei bis auf Mantua, brandschatzte den Herzog von Parma und den Papst, und jagte dem Könige von Neapel solche Furcht ein, daß er um Frieden bat. Nachdem 1797 auch Mantua gefallen, errichtete Buonaparte aus Mailand, Mantua, dem Theile von Parma diesseits des Po, und Modena die cisalpinische Republik, die, wie die französische, ein Directorium und zwei gesetzgebende Räthe erhielt. Auch den Papst überzog Frankreich mit Krieg und vereinigte Bologna, Ferrara und Romagna mit der cisalpinischen Republik 1797 durch den Frieden von Tolentino, den das Oberhaupt der Kirche nicht halten konnte. Da rückten die Franzosen nach Rom vor, stürzten das geistliche Regiment, und errichteten eine römische Republik. In Genua zettelte Buonaparte eine Revolution an, wodurch die Aristokratie vernichtet, und eine demokratische Republik, nach dem Muster der französischen, unter dem Namen der ligurischen, errichtet wurde. Die Franzosen waren indeß durch das venetianische Gebiet in Österreich eingedrungen. Da nun die Venetianer mit den tapfern Tirolern, welche die Franzosen aus ihren Alpen jagten, zu Behauptung der Neutralität ihres Gebiets gemeinschaftliche Sache machten, benutzte Buonaparte diesen Vorwand, diesen uralten Freistaat zu vernichten. Er besetzte ohne Schwertstreich Venedig, und gab der Republik eine demokratische Form; aber im Frieden zu Campo Formio (7. Okt. 1797) ward das venetianische Gebiet bis an die Etsch an Österreich überlassen, der Ueberrest mit der cisalpinischen Republik vereinigt. Der König von Sardinien schloß mit Frankreich am 25. Oct. einen Allianz- und Subsidienvertrag; aber 1798 fand das Directorium für gut, ihn zur Abtretung seiner Staaten auf dem festen Lande zu nöthigen. Neapel hatte ebenfalls einen Freundschaftsvertrag mit Frankreich geschlossen, aber da es 1798 mit England ein Bündniß einging, dem auch Toscana beitrat: so eroberten im J. 1799 die Franzosen Neapel, und errichteten da die parthenopeische Republik. Der Großherzog von Toscana flüchtete nach Wien, und sein Land wurde, wie Piemont, von den Franzosen militairisch verwaltet. Als nach Zerschlagung des rastadter Congresses Österreich und das Reich, unter russischer Unterstützung, den Krieg gegen die Franzosen erneuerten, wurden diese von den Engländ-

dern, Russen und Türken wieder aus Neapel und Rom vertrieben; der König und der Papst kehrten in ihre Hauptstädte zurück. In der Lombardei wurden die Franzosen von den Österreichern unter Kray und Melas, und von den Russen unter Suwarow besiegt, und verloren alle Festungen bis auf Genua, wo Massena eine harte Belagerung aushielt, während seine Landsleute ganz Italien räumen mußten. Aber indessen war Buonaparte von seinem ägyptischen Zuge zurückgekehrt, und hatte sich zum ersten Consul aufgeworfen. Er zog mit einem neuen Heere nach Italien, schlug die Österreicher bei Marengo, und zwang sie zu einer Capitulation, wodurch ihm alle italienische Festungen wieder eingeräumt wurden. Im lüneviller Frieden (9. Februar 1801) ward der Besitz Venedigs für Österreich bestätigt, welches den Herzog von Modena durch Abtretung des Breisgau's entschädigen sollte. Der Herzog von Parma bekam Toscana, und nachher von Buonaparte den Titel: König von Etrurien. Parma wurde mit Frankreich vereinigt. Die cisalpinische und ligurische Republik wurden von Österreich und Frankreich verbürgt, und mit letzterer die eingeschlossenen Reichslehen vereinigt. Nun ward auch der König von Neapel, der den Kirchenstaat hatte besetzen lassen, zum Frieden zu Florenz (28. März) genöthigt. Durch russische Vermittlung kam er mit Abtretung von Piombino, des Stato degli Presidj und seiner Hälfte der Insel Elba, so wie mit dem Versprechen, seine Häfen den Engländern zu sperren, durch. Die andere Hälfte von Elba hatte Toscana bereits an Frankreich abgetreten. Die ganze Insel aber wurde von den Engländern und Corsen, nebst den bewaffneten Einwohnern, hartnäckig vertheidigt, und erst im Herbste geräumt. Den Präsidienstaat trat Frankreich am 19. Sept. an Etrurien ab. Starke französische Truppenabtheilungen blieben sowol in Neapel als in Toscana stehen, und ihr Unterhalt kostete ungeheure Summen. Den Republiken Genua und Lucca gab der erste Consul noch 1801 neue Verfassungen. Aber im Jan 1802 erfolgte die Umschmelzung der cisalpinischen in eine italienische Republik, nach dem Muster der neuen französischen Verfassung, und Buonaparte ward Präsident derselben. Zum Vicepräsidenten ernannte er den Bürger Melzi d'Erile. Auch Genua erhielt eine neue Verfassung und den Girolamo Durazzo zum Doge. Piemont aber ward durch einen consularischen Beschluß mit Frankreich vereinigt. Nachdem Buonaparte in den J. 1803 und 1804 Italien auf's willkürlichste benutzt hatte, fügte er (17. März 1805) zu seiner neuen Kaiserkrone auch die italienische Königskrone hinzu, doch versprach er, das neue Reich nie mit Frankreich zu vereinigen, ja sogar, ihm bald einen eigenen König zu geben. Die abermalige neue Verfassung glich der des französischen Kaiserreichs. Napoleon stiftete den Orden der eisernen Krone und ernannte, nachdem er sich am 26. Mai zu Mailand die Krone aufgesetzt, Genua aber den 25. Mai mit Frankreich sich vereinigt hatte, seinen Stiefsohn Eugen Beauharnois zum Vicekönig von Italien, den er mit vielem Glanz umgab, ohne ihm wahre Macht einzuräumen. Drückend war diese Regierung, denn im Frieden betrug das Staatsbedürfniß 100 Mill. Fr., die von nicht ganz 4 Mill. Menschen aufzubringen waren, und wovon ein Drittheil für französischen Nutzen verwendet wurde. Keine europäische Macht erkannte übrigens das italienische Königthum Napoleons ausdrücklich an. Der Kaiser, in seinen willkürlichen Verfügungen gegen den Geist des lüneviller Friedens fortfahrend, gab seiner Schwester Elisa das Fürstenthum Piombino, und ihrem Gemahl, Pasquale Bacciocchi, die Republik Lucca als Fürstenthum, beide als französische Lehen. Parma, Piacenza und Guastalla wurden am 21.

Digitized by Google

Juli ebenfalls dem franzöſiſchen Reiche einverleibt. Der Papſt mußte das Schauſpiel der Kaiſerkrönung durch ſeine Gegenwart verherrlichen. Endlich erhob ſich Öſterreich, aber Frankreich war ihm indeß zu mächtig geworden. Auf redliche, aber auch in Italien, wo ſie am glücklichſten waren, durch das Unglück bei Ulm und Auſterlitz vereitelte Anſtrengungen, folgte der Friede zu Preßburg (26. Dec. 1805), der die Gründung der franzöſiſchen Allgewalt in Italien vollendete. Das öſterreichiſche Venedig nebſt Iſtrien und Dalmatien ward mit dem Königreich Italien vereinigt, und dieſes, nebſt allen franzöſiſchen Einrichtungen in Italien anerkannt. Das Königreich hatte nun einen Flächeninhalt von 1672 Q. M. und 5,657,000 Einwohnern. Neapel, welches die gelandeten ruſſiſchen und engliſchen Hülfstruppen nach der Schlacht von Auſterlitz räumen mußten, ward im Anfange des J. 1806, ungeachtet der Anſtalten der Königin zu einem allgemeinen Aufſtande, von den Franzoſen beſetzt, und die Bourbons waren auch von dieſem Throne vertrieben. Napoleon ernannte am 31. März ſeinen Bruder, Joſeph, zum König von Neapel. Vergeblich vertheidigte der tapfere Prinz von Heſſen-Philippsthal die Feſtung Gaeta; vergeblich erhob ſich in Calabrien ein Aufſtand, den die Engländer kräftig unterſtützten. Dieſe ſchlugen zwar unter General Stuart die Franzoſen bei Meida, (4. Juli). und eroberten mehrere feſte Plätze an der Küſte; als aber Gaeta (18. Juli) gefallen war, und Maſſena nach Calabrien vorbrang, ſchifften ſie ſich wieder ein, und überließen das Reich den Franzoſen. Der neapolitaniſche Hof mußte froh ſein, daß das von den Engländern beherrſchte Meer ihm wenigſtens Sicilien, wohin er ſich geflüchtet, ſicherte. Doch ließ er im folgenden J. (1807) eine neue Landung in Calabrien unter dem Prinzen von Philippsthal verſuchen, die aber mißglückte. Im J. 1808 wurde auch die Wittwe des Königs von Etrurien, die für ihren unmündigen Sohn die Regentſchaft führte, ihres Reichs entſetzt und dieſes mit Frankreich vereinigt. Noch ernannte Napoleon ſeinen Schwager, den Prinzen Borgheſe, zum Generalgouverneur der Departements jenſeits der Alpen, welcher ſeinen Sitz zu Turin nahm. Da indeſſen Napoleon den Bruder vom neapolitaniſchen Thron auf den ſpaniſchen verpflanzt hatte, beſetzte er jenen wieder mit Joachim Mürat, bisherigem Großherzog von Berg, der den 6. September 1808 in Neapel einzog. 1809 ſtellte der Kaiſer das Großherzogthum Toscana wieder her, und gab es, als eine Statthalterſchaft, ſeiner Schweſter Eliſe von Piombino. In demſelben Jahre machte Öſterreich mit beiſpielloſen Anſtrengungen einen neuen Verſuch, die Uebermacht Frankreichs zu brechen. Die Öſterreicher waren zwar anfangs in Italien glücklich; aber das Kriegsglück trug Napoleon wiederum nach Wien, und von hier aus proclamirte er (17. Mai) die Vernichtung der weltlichen Herrſchaft der Päpſte und die Vereinigung des Kirchenſtaats mit Frankreich. Rom ward eine kaiſerliche freie Stadt, und dem Papſte wurden 2 Mill. Fr. Jahrgeld bewilligt. Nach dem wiener Frieden, durch welchen Napoleon die illyriſchen Provinzen erwarb, ward Iſtrien und Dalmatien vom Königreiche Italien abgeriſſen und zu jenen geſchlagen. Dagegen trat Baiern von Tyrol den Etſchkreis, einen Theil des Eiſackkreiſes und das Landgericht Klauſen an Italien ab. Unerſchütterlich ſchien nun des franzöſiſchen Kaiſers Macht in Italien, wie in ganz Europa, befeſtigt. Während das italieniſche Volk franzöſiſche Heere ernähren, ſeine eigenen in den fernen Eroberungskriegen Napoleons aufopfern, und beim gänzlichen Ruin des Handels und Gewerbes drückende Abgaben aufbringen mußte, waren alle Zeitungen voll Lobpreiſungen der Anſtalten zu Bele-

bung der Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe in Italien. Wir ſahen, nach dem gräßlichen Rückzuge aus Rußland, ſeinen Schwager Mûrat, den perſönlich von ihm beleidigten König von Neapel, ihn verlaſſen, und als die Öſterreicher, unter Bellegarde, in Italien vordrangen, mit dieſem ſeit dem 11. Jan. 1814 verbunden, als ſeinen Feind auftreten. Der Vicekönig Eugen blieb Napoleon und ſeinem Charakter treu, und leiſtete den Feinden ſeiner Dynaſtie tapfern Widerſtand, welchen aber die Niederlagen Napoleons in Frankreich vereitelten. Nach dem Waffenſtillſtande vom 21. April 1814, räumten die franzöſiſchen Truppen ganz Italien; hierauf wurden die meiſten Provinzen ihren rechtmäßigen Beherrſchern zurückgegeben. Doch erhielt Napoleons Gemahlin, die Kaiſerin Marie Louiſe, die Herzogthûmer Parma, Piacenza und Guaſtalla, welche auf ihren Sohn übergehen ſollten, und Napoleon ſelbſt wurde Souverain von Elba, wovon er den 4. Mai Beſitz nahm. Allein, noch ehe der Congreß in Wien die Staatenverhältniſſe Europa's wieder geordnet hatte, unternahm er den Einfall in Frankreich, 1. März 1815. Zugleich trat der König von Neapel, Mûrat, aus ſeiner bisher zweideutigen Stellung, und griff für Italiens Unabhängigkeit, wie er vorgab, zu den Waffen. Allein der deshalb an die Italiener erlaſſene Aufruf, Rimini 30. März, wurde durch Öſterreichs Kriegserklärung vom 12. April beantwortet. Hierauf, durch deſſen Waffen, 15. April, aus Bologna gedrängt, und 2. und 3. Mai von Bianchi bei Tolentino gänzlich geſchlagen, verlor er ſein Königreich Neapel, wohin der öſterr. General von Nugent von Rom, und der öſterr. F. M. L. von Bianchi von Aquila her, vorgedrungen waren, 7 Wochen, nachdem er den Feldzug eröffnet. Er ſchiffte ſich flüchtend den 19. Mai von Neapel nach Frankreich ein. Ferdinand IV. kam von Palermo herüber, und Mûrat's Familie erhielt in Öſterreich eine Freiſtätte. Joachim begab ſich, als Napoleon abgedankt hatte, nach Corſica, und machte von hier aus einen Verſuch in Calabrien, das verlorene Königreich wieder zu gewinnen; er wurde aber bei Pizzo gefangen, vor ein Kriegsgericht geſtellt, und den 13. Oct. 1815 erſchoſſen. (S. Mûrat.) Unterdeſſen hatte die wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815 Italiens Verhältniſſe geordnet. 1) Der König von Sardinien erhielt ſeine Staaten wieder, nach den Grenzen von 1792, mit einigen Gebietsveränderungen auf der Seite von Genf; denn der bei Frankreich im pariſer Frieden vom 30. Mai 1814 gebliebene Theil von Savoyen wurde ihm durch den pariſer Vertrag vom 20. Nov. 1815 zurückgegeben. Mit ſeinen Staaten wurde Genua, nach dem Umfange, den dieſe Republik 1792 hatte, als Herzogthum, vereinigt. 2) Der Kaiſer von Öſterreich vereinigte mit ſeiner Erbmonarchie das neu errichtete lombardiſch-venetianiſche Königreich, welches aus den ſchon früher mit Öſterreich verbundenen venetianiſchen Provinzen, aus den von Graubünden abgeriſſenen Veltlin, Bormio und Chiarenna, nebſt Mantua und Mailand; doch gehört Iſtrien zu dem deutſch-öſterr. Königreiche Illyrien; Dalmatien nebſt Raguſa und Cattaro bildet ein beſondres öſterr. Königreich. Als Grenze gegen den römiſchen Staat und Parma wurde der Thalweg des Po angenommen, übrigens blieb die Grenze vom 1. Jan. 1792. — Das Haus Öſterreich-Eſte ward wieder Souverân von Modena, Reggio, Mirandola, Maſſa und Carrara; — 4) die Kaiſerin Marie Louiſe erhielt den Staat von Parma als ſouveräne Herzogin, jedoch nach dem Vertrage von Paris den 10. Juni 1817, nur auf ihre Lebenszeit, indem die Herzogin von Lucca und ihre Nachkommen dieſes erben werden, jedoch fällt alsdann Lucca an Toscana's Dynaſtie und dieſe trit dafür ſeine Herrſchafter in

Böhmen an den Herzog von Reichsſtadt ab. — 5) der Erzherzog Ferdinand von Öſterreich ward wieder Großherzog von Toscana, womit man den Stato degli Preſidj, den ehemals neapolitaniſchen Antheil an der Inſel Elba, die Landeshoheit über das Fürſtenthum Piombino und einige kleine eingeſchloſſene Bezirke, ehemalige kaiſerl. Lehen, verband. Übrigens behielt der Prinz Buoncompagni Ludoviſi ſeine ſämmtlichen Eigenthumsrechte auf Elba und in Piombino. 6) Die Infantin Marie Louiſe erhielt Lucca, das ſie als ſouveränes Herzogthum 1817 in Beſitz nahm, nebſt einer Rente von 500,000 Fr. bis zum Anfall Parma's. 7) Der Kirchenſtaat wurde mit Ausnahme des auf dem linken Po-Ufer gelegenen Landſtrichs gänzlich hergeſtellt und Öſterreich behielt das Beſatzungsrecht in Ferrara und Commacchio. 8) Der König Ferdinand IV. ward wieder als König von beiden Sicilien anerkannt. Außerdem behielt England Malta, und wurde Schutzherr der vereinigten joniſchen Inſeln. (S. d. A.) Der Johanniter-Orden, der im Kirchenſtaate und im Königreich beider Sicilien (in Spanien 1815) ſeine Güter wieder erhalten hatte, erwartet noch die Beſtimmung ſeines endlichen Schickſals. Die Republik St. Marino und der Fürſt von Monaco, deſſen Bergfeſtung Sardinier, ſo wie vormals Franzoſen beſetzen, haben ſich allein mitten unter den 15 politiſchen Umgeſtaltungen, die Italien ſeit 25 J. erlebt hat, unverſehrt erhalten. Nach dieſer Überſicht iſt in Italien das öſterreichiſche Übergewicht feſter als jemals begründet. Auf der See und an den Küſten gebietet der brittiſche Dreizack. Indeß war unter den Völkern Italiens der Wunſch nach Einheit und Unabhängigkeit nicht unterdrückt worden. Faſt allgemein ſpürte man das Verlangen nach einer repräſentativen Verfaſſung. Daher haben mehrere Regierungen, vorzüglich Neapel, Rom und Turin, gegen die liberalen Ideen und die geheimen Geſellſchaften (Unitarier, Carbonari), ſelbſt gegen die Freimaurer, ſich durch Ketzergerichte, Jeſuiten und geheime Polizei zu ſchützen bemüht. Im Dec. 1817 mußte im Kirchenſtaate eine Verſchwörung dieſer Art mit Gewalt unterdrückt werden. In Neapel ſiegte (im Juli 1820) das neue Syſtem nur eine Zeitlang. Durch öſterreichiſche Krieger wurde in Neapel 1821 die vorige königl. abſolute Monarchie wieder hergeſtellt. Das blühendſte Land iſt Toscana, wo jene Ideen ſeit Leopolds Regierung in Ausübung gekommen waren und unter franzöſiſcher Uſurpation die Landesſchulden mit den veräußerten Domainen bezahlt worden waren. Möchte nun endlich das Vaterland des Virgils und Cicero, des Taſſo und Arioſt, des Beccaria und Filangieri ſeiner Lage und ſeines Himmels ſich erfreuen lernen, und ſich gegen die Räuber aus Afrika waffnen, und die Sicherheit auf ſeinen Landſtraßen herſtellen, um wieder zu ſein, was es war, die Wiege der Künſte und Wiſſenſchaften, die Heimath des Handels und der Garten von Europa! H. L. K.

Italieniſche oder künſtliche Blumen kamen zuerſt aus Siena in Toscana, und lange waren Florenz, Mailand, Venedig und andere Städte Italiens die einzigen, wo dieſer Gewerbzweig verbreitet war. Später kam derſelbe nach Frankreich, blüht jetzt in Paris, Lyon, Bordeaux, Rouen, Nantes und Marſeille, und man findet hier Fabrikate, welche die italieniſchen durch treue Nachbildung der Natur, durch Schönheit und Feinheit der Blumen, Pflanzen und Blätter übertreffen. Auch einige Städte Deutſchlands liefern ſchöne Arbeiten dieſer Art, z. B. Dresden ſelbſt für auswärtigen Abſatz.

Italieniſche oder doppelte Buchhalterei, ſ. Buchhalterei.

Italieniſche Kunſt. Durch griechiſche Meiſter wurde in früher

Zeit die Kunſt der Malerei ſowol nach Italien als nach Deutſchland verpflanzt. Natur, Nationalcharakter und Eigenthümlichkeiten, Klima und Religion, bewirkten aber in beiden Ländern eine ganz verſchiedene Entfaltung. Glühende Phantaſie, frohe Lebensluſt, angeborner Schönheitsſinn, ſchwärmeriſche Frömmigkeit und ſtete Gelegenheit des Anſchauens ſchöner Natur und der Meiſterwerke alter Kunſt, machten, daß in Italien die Malerei herrlich emporblühte und reichere Früchte trug als je in einem andern Lande, ſtatt daß in Deutſchland der Tiefſinn und Fleiß der alten Meiſter ſich mehr auf das innere Leben und Gemüth richtete; ſie waren mehr Philoſophen und Dichter, welche Farben ſtatt der Worte wählten, als Maler, die ein harmoniſch geordnetes, plaſtiſch rein gebildetes Kunſtwerk hervorzuzaubern und in das äußere Leben zu ſtellen vermögen. Die Italiener blieben bisher eben ſo unerreichbar in dem Idealſtyl dieſer Kunſt, wie die Griechen in der Bildhauerkunſt. Man nimt gewöhnlich den Anfang der Geſchichte der Maler in Italien im 12. Jahrhundert an, aber ſchon weit früher arbeiteten griechiſche und byzantiniſche Künſtler daſelbſt. Unter Leo dem Großen, im J. 441, wurde ſchon in der Baſilika des heil. Paulus, am Wege nach Oſtia, ein großes Gemälde in Moſaik gearbeitet, und die Bildniſſe der 42 erſten Biſchöfe, die man in derſelben Kirche ſieht, ſind auch aus dieſer Zeit. Moſaiken und enkauſtiſche Gemälde waren damals herrſchend, ſpäter fing man an mit einer Art Leimfarbe zu malen, was man: a tempera nannte. Gegen das Ende des 6. Jahrh. wurden viele Gemälde bekannt, die man nicht für Werke ſterblicher Hände hielt, ſondern Engel oder ſelige Geiſter als ihre Urheber betrachtete. In dieſe Klaſſe gehört eine der berühmteſten Abbildungen des Heilands auf Holz gemalt, in Rom, Acheropita genannt, die man nur mit viel Mühe im Allerheiligſten zu ſehen bekommt. Ob es wahr ſei, daß der Evangeliſt Lucas, den alle Malerzünfte ſpäter zu ihrem Beſchützer wählten, ſelbſt Maler war, darüber iſt viel geſtritten whrden; in Rom werden beſonders die Madonnenbilder zu St. Maria Maggiore, St. Maria del Popolo, St. Maria in Araceli, und das in der benachbarten Grotta Ferrara, dem Pinſel des Evangeliſten zugeſchrieben. Im 8. Jahrh. wurden Glasmalerei, Moſaik auf Goldgrund und Emailmalerei eifrig in Italien getrieben. Es gab ſchon viele einheimiſche Künſtler daſelbſt; eines der älteſten Kunſtdenkmale iſt der berühmte Chriſtus am Kreuz in der Dreieinigkeitskirche zu Florenz, er war ſchon 1008 daſelbſt vorhanden. Um das J. 1200 ſtiftete ein griechiſcher Künſtler, Theophanes, eine Malerſchule in Venedig, Der echt italieniſche Styl erblühte zuerſt in Florenz, und um eine Ueberſicht deſſelben zu geben, wollen wir drei Hauptperioden betrachten: 1) von Cimabue bis auf Raphael; 2) von Raphael bis auf die Caracci; 3) von den Caracci bis auf die gegenwärtige Zeit.

Erſte Periode. In Piſa erwachte der Kunſtfleiß zuerſt. Giunta Piſano, Guido von Siena, Andrea Taſi und Buffalmaco waren Vorgänger des Cimabue, der 1240 in Florenz geboren wurde. Dieſer Künſtler, der von ſeinen Zeitgenoſſen als ein Wunder betrachtet wurde, führte zuerſt richtigere Verhältniſſe ein, und gab ſeinen Geſtalten mehr Leben und Ausdruck. Sein Schüler Giotto übertraf ihn noch hierin, und verband eine bisher unbekannte Grazie damit. Er war Freund des Dante und Petrarca, und trieb neben der Geſchichtsmalerei mit gleichem Glück Moſaik, Sculptur, Baukunſt, Porträt- und Miniaturmalerei. Er wagte zuerſt Verkürzungen und einen natürlichen Faltenwurf, doch blieb ſein Styl noch ſehr trocken und ſteif. Bonifacius VIII. berief ihn nach Rom, wo er die noch berühmte Navicella malte. Seine Nachfol-

ger waren: Gaddi, Stefano, Maso und Simone Memmi, welcher die berühmten Bildnisse von Petrarca und Laura malte. Doch erst durch Masaccio verschwand die Finsterniß des Mittelalters und eine heitere Morgenröthe leuchtete der Kunst. Die florentinische Republik hatte zu Anfang des 15. Jahrh. den Gipfel ihres Glanzes erreicht. Cosmus von Medicis schützte alle Künste und Wissenschaften; Brunelleschi erbaute damals die Kuppel der Hauptkirche; Lorenzo Ghiberti goß die berühmten Thüren der Taufkapelle in Bronze, und Donatello war der Bildhauerkunst, was Masaccio der Malerei wurde. Dieser hieß eigentlich Tommaso Guidi, und war 1402 zu St. Giovanni im Val d'Arno geboren. Seine Gemälde hatten Haltung, Charakter und Geist. Erst seine Schüler fingen an in Oel zu malen, doch nur auf hölzerne Tafeln oder mit Gyps überzogene Wände, viel später erst malte man auf Leinwand. Paolo Uccelli legte den Grund zum Studium der Perspective. Luca Signorelli, der zuerst die Anatomie studirte, und Domenico Ghirlandajo, der edle Formen und Gefühl mit Kenntniß der Perspective verband, und der den Mißbrauch der zu häufigen Vergoldungen abschaffte, zeichneten sich sehr aus. Der erhabene Geist des Leonardo da Vinci, geb. 1444 gest. 1519. (s. den eignen Art.) der in allen Künsten und Wissenschaften Meister war, brachte so viel Philosophie und tiefen Sinn in die Kunst, daß sie durch ihn plötzlich reifte. Durch ihn erhielt die florentinische Schule ganz den ernsten, strengen, tiefsinnigen, fast melancholischen Charakter, zu dem sie sich vom Anfang an hinneigte, und den sie auch später mit der Kühnheit und Riesenkraft vereinte, die Buonarotti erweckte. Die römische Schule rechnet unter ihre Stifter schon den Miniaturmaler Oderigi, der 1300 starb; er zierte die Handschriften mit kleinen Bildern. Guido Palmerucci, Pietro Cavallini und Gentile da Fabriano waren die geschicktesten seiner Nachfolger. Fast alle Maler dieser Zeit pflegten ihren Gemälden Inschriften beizufügen; die Verkündigung Mariä war ihr Lieblingsgegenstand. In Perugia war der Hauptsitz der römischen Maler. Schon im 13. Jahrh. gab es daselbst eine Malerzunft. Pietro Vanucci, Perugino genannt (geb. 1446 gest. 1524), brachte zuerst mehr Grazie und edlere Formen in diese Schule, deren Hauptcharakter durch ihn etwas Gemüthliches, Edles, einfach Frommes, unverkünstelt Natürliches erhielt, und welcher immer der römischen Schule eigen blieb. Perugino's großer Schüler, Raphael, übertraf schnell alle frühern Meister, und die Kargheit, Härte und Trockenheit ihres Styls wurde durch ihn verbannt. Nach Venedig kam zuerst der Geschmack aus dem Orient herüber. Andrea Murano und Vittore Carpaccio gehörten zu den frühesten dortigen Künstlern; Giovanni und Gentile Bellino sind die ausgezeichnetsten Maler der frühern venetianischen Schule. Ersterer war 1424 geb. und starb 1514. Der andere arbeitete geraume Zeit unter Mohammed's II. Regierung in Konstantinopel. Sie führten die Farbengluth des Orients ein, ihr Styl war einfach, symmetrisch rein, ohne sich zum Idealen zu erheben. Der treffliche Andrea Mantegna, geb. 1431 zu Padua, gest. 1506, war der erste der anfing die Antiken zu studiren. In Padua war der Hauptsitz der venetianischen Schule; Mantegna verpflanzte ihn später nach Mantua, und sein Styl bildete den Übergang zur lombardischen Schule. In Verona, Bassano und Brescia blühten Malerschulen auf. Giovanni von Udine, (welcher sich durch treue Nachahmung der Natur in Nebendingen so auszeichnete, daß Raphael ihn die Guirlanden um seine Gemälde in der Farnesina malen ließ), Pellegrino und Pordenone waren die geschicktesten Vorgänger der beiden größten Meister der venetianischen Schule:

Giorgione und Tizian. Der lombardischen Schule diente keine Hauptstadt zum Mittelpunkte; erst später wurde Bologna dies; früher rechnet man Imola, Conto, Ferrara, Modena, Reggio, Parma, Mantua und Mailand zu den Sitzen dieser Schule. Galasio, der gegen das J. 1220 lebte, Alighieri, Alghisi, Cosimo Tura, Ercole Grandi, und besonders Dosso Dossi (geb. 1479, gest. 1560) waren die vorzüglichsten ferraresischen Maler. Letzterer, ein Freund des Arioste, hat eine seltene Größe des Styls mit einer Kraft des Colorits vereinet, die mit dem Tizian zu vergleichen ist. Bramante, geb. 1444, gest. 1514, der zugleich großer Baumeister war, Lippo Dalmasi und besonders Francesco Raibolini (geb. 1450), genannt Francesco Francia, zeichneten sich unter den bolognesischen Meistern sehr aus. Letzterer, den ein zarter frommer Ausdruck und ungemeiner Fleiß auszeichnen, hatte die innigste Ehrfurcht für Raphael; man behauptet, daß er bei dem Anblick der heil. Cecilia dieses Meisters, durch die Unerreichbarkeit seiner Kunst so ergriffen wurde, daß er in tiefe Wehmuth versank und bald darauf starb. Hieher gehört auch der liebliche Innocenzo von Imola. Doch alle diese wurden bei weitem übertroffen von dem unvergleichlichen Antonio Allegri da Correggio, welcher eigentlich den Charakter der lombardischen Schule, der sich stets durch Harmonie der Farben, gefühlvollen Ausdruck und echte Grazie auszeichnete, erst gründete.

Zweite Periode. Wir kommen nun zu den größten Meistern aller Zeiten, die fast zu gleicher Zeit, als Häupter der vier Schulen, alle Zweige der Kunst zur höchsten Vollkommenheit brachten. Man nennt sie und ihre trefflichen Schüler in Italien Cinquecentisti, nach ihrem Jahrhundert. Diese Periode der höchsten Blüthe sank schnell, und bedurfte bald der kräftigen Wiederherstellung, womit wir die dritte Periode beginnen werden. Nachdem Leonardo da Vinci in der florentinischen Schule alle Verhältnisse der Figuren und Regeln der Perspective und Beleuchtung bestimmt hatte, und seine Schüler: Luini (der Raphael's Styl mit dem seines Meisters zu vereinigen wußte), Salaino und Melzo, nebst dem trefflichen Baccio della Porta, der unter dem Namen Fra Bartolomeo berühmt ist (geb. 1469), und dessen Werke sich durch die Hoheit ihrer Gedanken und die Gluth der Andacht sowol als der Farben auszeichnen, Großes für die Kunst bewirkt hatten, und der sanfte gefühlvolle Andrea del Sarto (geb. 1488, gest. 1530), der ideenreiche Baltasar Peruzzi, und der lebensfrohe Razzi, diese Schule berühmt gemacht hatten, erstand der außerordentlichste aller Künstler, Michel Angelo Buonarotti (geb. 1474, gest. 1564.) Mit gleicher Kraft und Tiefe umfaßte sein Riesengeist die Bildhauerkunst, Baukunst und Malerei. Sein Feuer der Composition, sein gründliches Studium der Anatomie, die wilde Kühnheit seiner Wendungen und Verkürzungen, bezeichneten ihm einen ganz eigenen Weg, doch für die Kunst wurde er als Vorbild verderblich, weil seine Nachahmer in Übertreibung und Verschmähung des einfach reinen Styls verfallen mußten. Sein großes Frescogemälde: das jüngste Gericht, in der Kapelle Sixtina in Rom, bleibt unerreichbar in der Hoheit des Styls. Die Schönheit zog ihn nie so an wie die Kraft und Größe, um so mehr, da er in jener nie den Raphael erreichen konnte, in dieser aber einzig war und blieb. Dante war sein Lieblingsdichter. Der Bau der Peterskirche war in seinen spätern Jahren fast sein einziger Gedanke. Rosso de Rossi, Daniel von Volterra, Salviati, Angelo Bronzino, Alessandro Allori und viele Andere waren seine Schüler und Nachahmer. Michel Angelo hatte zu lange für die Kunst gelebt, so wie Raphael zu kurz. Im J. 1580 fingen

Lodovico Cigoli und Gregorio Pagani an, einen neuen Geist zu wecken. Sie kehrten zur Natur zurück, und bemühten sich, bessern Geschmack im Helldunkel einzuführen. Domenico Passignani, Christoforo Allori, Comodi, waren ihre Nachfolger. Wenn wir die römische Schule betrachten, finden wir den ersten aller Künstler, Raphael Sanzio von Urbino (geb. 1483, gest. 1520), an ihrer Spitze. Sein Geist zeigte sich eben so erhaben in seinen großen Frescogemälden, in den Stanzen und Logen des Vaticans (wo in den erstern sich besonders die Schule von Athen, der Parnaß und der Brand des Borgo auszeichnen, die zweiten hingegen Bibelscenen enthalten, von der Welterschaffung an durch das ganze alte Testament) als lieblich, ideenreich und originell in den Frescogemälden der Farnesina, das Leben der Psyche darstellend. Nicht minder herrlich sind seine Oelgemälde, von denen wir nur als weltberühmt seine Madonnen, besonders die Wolkenwandlerin (in der dresdner Gallerie), die Madonna della Sedia (in Florenz), Madonna del Pesce (in Madrid), Maria Giardiniera (in Paris), Madonna di Foligno (in Rom) nennen, seine heilige Cecilia in Bologna, und sein letztes Werk, die Verklärung Christi, so wie viele andere. Seine Schüler und Nachfolger: der kühne Giulio Romano (geb. 1492, gest. 1546), der düstere Franc. Penni il Fattore (geb. 1488, gest. 1528), der erhabene Bartolomeo Ramenghi, genannt Bagnacavallo, Pierin del Vaga, Poliboro da Caravaggio, Gemigniani, Benvenuto Tisi, genannt Garofalo, und viele Andere, waren geschickte Meister; doch verließen sie bald den einzig richtigen Weg ihres großen Vorbildes und arteten in Manier aus. Federico Baroccio (geb. 1528, gest. 1612) strebte, dieser entgegen zu wirken. Seinem Geist nach gehörte er mehr der lombardischen Schule an, da er der Anmuth des Correggio ernstlich nachstrebte. Er hat ungemein viel Grazie und Ausdruck. Er und seine Schüler Francesco Vanni, Pellegrini und die Brüder Zuccheri verbreiteten neues Leben in der römischen Schule, doch lieferten Letztere mehr gefällige, als große Werke, und arteten wieder ganz in Manier aus. Muziano zeichnete sich in der Landschafts-, und Nogari, Pulzone und Fachetti in der Porträtmalerei aus. An der Spitze der venezianischen Schule finden wir die beiden trefflichen Coloristen: Giorgione Barbarelli di Castelfranco (geb. 1477, gest. 1511), und Tiziano Vercelli (geb. 1477, gest. 1576). Des Erstern Porträts sind berühmt durch ihre Wärme und Wahrheit. Der Letztere war in allen Kunstfächern groß, in Verschmelzung und Behandlung der Fleischtinten unnachahmlich, als Geschicht- und Porträtmaler trefflich, der erste große Landschaftsmaler. Selbst in seinem hohen Alter blieb er sich gleich. Arioste und Aretino waren Freunde des lebensfrohen, glücklichen Tizian. Er arbeitete viel für Spanien. Einige seiner berühmtesten Werke sind das Altarblatt des S. Pietro Martire, seine Venusbilder, sein Bachanal und seine spielenden Kinder in Madrid, sein Christo della Moneta ꝛc. Er verstand zuerst die Kunst des Lasirens oder mit durchsichtigen Farben zu malen. Bei den Gruppen wählte er die Form der Weintrauben zum Vorbild. Seine Nachfolger, Sebastiano del Piombo, Palma Vecchio, Lorenzo Lotto, Paris Bordone, Pordenone, sind ausgezeichnet, besonders im Colorit. Der treffliche Schiavone, dessen Helldunkel und saftiger Pinsel wahrhaft ausgezeichnet sind; der die Wirklichkeit, selbst die gemeine, bis zur Täuschung nachahmende Giacomo da Ponte, genannt Bassano (der das Haupt einer ganzen Malerfamilie war); der sinnige, glühend begeisterte Robusti, genannt il Tintoretto (geb. 1512, gest. 1594), den Tizian aus Künstlerneid früh aus seiner Schule verbannte; der phantastische prachtliebe-

de Paul Veroneſe (geb. 1532, geſt. 1588), der mit freiem Pinſel keck und glänzend malte, aber alle Richtigkeit des Koſtüms vernachläſſigte und oft die Maskencharaktere in die Geſchichtsgemälde miſchte, und der Veroneſer Cagliari waren Zierden der venezianiſchen Schule. Sie artete nun auch aus, und die Manieriſten derſelben waren noch weit ſchlechter als die der andern Schulen, weil ſie nie die Antike und das Ideal ſtudirt hatten. Als Haupt der lombardiſchen Schule finden wir den gefühlvollen, lieblichen Antonio Allegri, genannt Correggio (geb 1494, geſt. 1534). Er iſt der größte Meiſter im Helldunkel, in der Harmonie der Farben, in angeborner Grazie und Innigkeit des Ausdrucks. Seine Werke ſind leicht zu unterſcheiden, ein unnachahmlicher Zauber ruht auf ihnen. Seine heil. Nacht, die Altarblätter des heil. Franciscus, heil. Georgs und heil. Sebaſtians, ſo wie die kleine Magdalena in Dresden, das Altarblatt des heil. Hieronymus in Parma, die Zingarella, der Chriſtus im Oelgarten in Spanien, der Amor in Wien, und die Frescogemälde in Parma, ſind weltberühmte Werke dieſes Meiſters. Seine Nachfolger und Schüler waren: Francesco Rondani, Gatti, Lelio Orſi, und beſonders Francesco Mazzola il Parmegianino (geb. 1503, geſt. 1540). Dieſer Künſtler hatte ſehr viel Leichtigkeit, Feuer und eigenthümliche Grazie, die oft an Manier grenzt. Gaudenzio Ferrari gehört nebſt vielen andern zu den Zierden der mailändiſchen Schule; den Lavizzario nannte man im Landſchaftsfach den mailändiſchen Tizian. Die berühmte Sofonisba Anguiſciola (geb. 1530) in Cremona zeichnete ſich in Muſik und Malerei ſehr aus. Sie wurde als treffliche Porträtmalerin nach Madrid berufen, wo ſie Don Carlos und die ganze königliche Familie malte und der Königin Eliſabeth Unterricht gab. Im Alter wurde ſie blind. Van Dyk behauptete, durch die Geſpräche dieſer Blinden mehr gelernt zu haben, als durch das Studium der Meiſter. Sie ſtarb 1620. Lavinia Fontana, Artemiſia Gentileſchi, Maria Robuſti, Eliſabetta Sirani, waren berühmte Künſtlerinnen dieſer Zeit. Camillo und Giulio Procaccini zeichneten ſich durch Kraft der Phantaſie und treffliches Colorit aus. In Bologna finden wir in dieſem Zeitraum als ausgezeichneten Künſtler den Bagnacavallo, den wir ſchon unter Raphael's Schülern bemerkten; er blühte um das J. 1542. Francesco Primaticcio (geb. 1490, geſt. 1570), Nicolo dell' Abate, Pellegrino Tibaldi, Paſſerolli, Fontana waren ſehr geſchickte bologneſiſche Künſtler.

Dritte Periode. Dieſe beginnt mit dem Zeitalter der drei Carracci. Dieſe vortrefflichen Künſtler ſtrebten, den reinen Styl wieder herzuſtellen, und durch das vereinte Studium der alten Meiſter, der Natur und der Wiſſenſchaft, der überall geſunknen Kunſt einen neuen Glanz wieder zu geben. Ihr Einfluß wirkte mächtig. Von dieſer Zeit an hört die Eintheilung in die vier verſchiedenen Schulen auf, und wir bemerken nur zwei Hauptklaſſen: die Nachfolger der Carracci, die man Eklektiker, und die des Michel Angelo Caravaggio, die man Naturaliſten nennt. Lodovico Carracci (geb. 1555, geſt. 1619) war der Oheim der beiden Brüder Agoſtino (geb. 1557, geſt. 1602) und Annibale (geb. 1560, geſt. 1609). Lodovico war ruhig, nachdenkend, ſanft und ernſt. Seine feurigen Lehrer Fontana und Tintoretto ſprachen ihm erſt alles Kunſttalent ab, er ſtudirte deſto eifriger und erwarb ſich die tiefſten künſtleriſchen Einſichten. Agoſtino vereinte mit einem edlen Charakter ungemeinen Scharfſinn und die vielfältigſten Kenntniſſe. Philoſophie, Mathematik, Geographie, Aſtrologie, Geſchichte und Poeſie trieb er mit gleichem Glück. Mit bitterm Spott verfolgte ihn Annibale darüber, der be-

stimmt gewesen war, ein Schneider zu werden, und nicht die mindeste Geistesbildung erhalten hatte, aber nun unter Lodovico's Leitung Riesenschritte in der Kunst that. Die Zwistigkeiten zwischen beiden so ungleichen Brüdern hörten nie auf, und der gekränkte Agostino widmete sich aus Verdruß der Kupferstecherkunst. Erst die Anfeindungen ihrer Gegner vereinten sie, und sie stifteten zusammen eine große Akademie. Die Brüder wurden nach Rom berufen, um die Gallerie des Herzogs Farnese zu malen. Sie entzweiten sich bald, und der sanfte Agostino trat zurück, und überließ das ehrenvolle Werk dem Feuergeist seines Bruders. Doch versank er darüber sowol, als über die harte Unbilligkeit der Menschen in tiefe Schwermuth, und starb im 43sten Jahre. Annibal hatte die große Arbeit rühmlich vollendet, wurde aber um den größten Theil des Lohnes dafür schändlich betrogen. Tief gebeugt darüber suchte er sich sowol durch neue Arbeiten, als durch eine Reise nach Neapel zu zerstreuen; doch die Anfeindungen, die er dort erlitt, beschleunigten seinen frühen Tod. Der stille Lodovico endete indeß nebst seinen trefflichen Schülern eine der größten und bewundernswürdigsten Arbeiten, den berühmten Porticus von St. Michele in Bosco in Bologna, worauf sieben der herrlichsten Gemälde aus der Legende des heil. Benedikt und der heil. Cecilia vorgestellt sind. Die letzte der Arbeiten dieses großen Meisters war die Verkündigung Mariä, in zwei ganz kolossalen Figuren dargestellt, auf dem großen Halbbogen der Hauptkirche von Bologna. Der Engel ist mit einem leichten Gewand bekleidet, und durch einen unglücklichen Faltenwurf scheint sein rechter Fuß da zu stehen, wo der linke hingehört, und umgekehrt. In der Nähe bemerkte man dies nicht; erst als das große Gerüste abgebrochen war, sahe Lodovico den Fehler, der seinen Feinden zu den bittersten Kritiken Veranlassung gab. Er grämte sich darüber zu Tode! Das traurige Ende dieser 3 großen Männer zeigt, wie schon das Zeitalter vorüber war, wo die Kunst mit Liebe und Enthusiasmus belohnt wurde, und wie sehr Tadelsucht und Neid wütheten. Die Schüler der Carracci sind zahllos. Wir bemerken nur die berühmtesten. Sie strebten eifrig danach, die Anmuth des Correggio mit der ernsten Größe römischer Meister zu vereinen. Cesare Aretusi gehört zu denen, die sich durch die treuesten Copien des Correggio auszeichneten. Guido Reni (geb. 1575 in Bologna, gest. 1642) zeichnete sich besonders durch die idealische Schönheit seiner Köpfe, die Lieblichkeit seiner Kinderfiguren und die ungemeine Leichtigkeit aus, womit sein Pinsel alles gleichsam hinschrieb. Sein Frescogemälde, die Aurora vorstellend, im Palast Borghese, und sein Oelgemälde, die Himmelfahrt der Maria, in München, sind weltberühmt. Francesco Albani (geb. 1578 in Bologna, gest. 1660) lebte im steten Wetteifer mit Guido. Er lieferte viele größere Kirchengemälde, doch wurde er besonders berühmt durch den namenlosen Reiz, womit er in kleinerm Maßstabe liebliche Gegenstände der Fabel und besonders Gruppen von Amorinen darstellte. Seine Gemälde in der Gallerie Verospi und seine vier Elemente, die er für die Familie Borghese malte, erwarben ihm allgemeinen Ruhm. Seine landschaftlichen Hintergründe sind trefflich, alles athmet Heiterkeit, Scherz und Anmuth in seinen Werken. Es war ihm sehr kränkend, daß seine Zeitgenossen sich immer wegen der ernsten Gegenstände, die sie malten, über ihn erhoben. Der dritte große Mitschüler der vorigen, Domenico Zampieri, genannt Domenichino (geb. 1581, gest. 1641), wurde erst von diesen wenig geachtet, wegen seiner großen Schüchternheit und Bescheidenheit. Dreimal waren schon von Lodovico bei Preisvertheilungen Zeichnungen gekrönt worden, deren Ur-

heber man nicht ausfinden konnte; endlich forſchte es Agoſtino aus, da geſtand der Jüngling Dominichino mit ängſtlicher Furcht, er habe die Zeichnungen gemacht. Er wurde durch Fleiß und eifriges Streben der Liebling ſeiner Meiſter. Seine Werke zeigen von den gründlichſten Kenntniſſen, und ſind reich an Charakterausdruck, Kraft und Wahrheit. Seine Communion des heil. Hieronymus, ſeine Marter der heil. Agnes und ſeine Frescogemälde in Grotta Ferrata, ſind unſterbliche Meiſterwerke. Schüchterne Beſcheidenheit blieb ihm eigen. Er wurde nach Neapel berufen, doch von der dortigen Malerrotte ſehr verfolgt und geängſtet, ja man vermuthet ſogar, vergiftet. Giovanni Lanfranco, (geb. 1580. zu Parma, geſt. 1647.) zeichnete ſich beſonders durch Effecte der Beleuchtung aus. Bartolomeo Schidone gehört zu den trefflichſten Coloriſten dieſer Schule. Noch verdienen die Bibiena, die Mola, Al. Tiarini, Pietro di Cortona, Ciro Ferri, hier genannt zu werden. An der Spitze der Naturaliſten, die durchaus nur die Natur ohne Auswahl, ohne gebildeten Schönheitsſinn, mit kühnem, oft frechem Pinſel nachahmten, ſteht Michel Angelo Merigi, oder Amerigi da Caravaggio (geb. 1569.). Sein Hauptgegner in Rom war der Ritter d'Arpina, der an der Spitze der dortigen Idealiſten oder vielmehr Manieriſten ſtand. Caravaggio und ſeine Nachfolger: Manfredi, Leonello Spada, Guercino da Cento ꝛc. wählten oft die gemeinſte Natur zum Modell, das ſie ſklaviſch nachahmten, und ſo entweihten ſie die echte Würde der Kunſt, obſchon ihnen Kraft und Genie nicht abzuſprechen war. In Rom riß zu dieſer Zeit, dem Anfang des 17. Jahrh., der Unfug der Bambocciaden ein, welche zuerſt durch Peter Laar dort verbreitet wurden. Viele Künſtler, beſonders Michel Angelo Cerquozzi, mit dem Beinamen delle battaglie und delle bambocciate, folgten dieſem ausgearteten Geſchmack. Andrea Sacchi ſtrebte ihm kräftig entgegen. Seine Zeichnung war richtig und groß, ſein Vorbild Raphael. Sein berühmteſter Schüler war Carlo Maratti (geb. 1625. zu Camerano), deſſen Styl edel und geſchmackvoll war. Der Ritter Pietro Liberi, Andrea Celeſti; die Porträtmalerin Roſalba Carriera (geb. 1675. in Venedig, geſt. 1757.), die ſich in der Paſtellmalerei auszeichnete; der anmuthige Franzesco Treviſani, Pinzetta Tiepolo und der Perſpectivmaler Canaletto waren die berühmteſten venezianiſchen Maler dieſer Zeit. Carlo Cignani (geb. 1628. geſt. 1719. in Bologna), erwarb ſich großen Ruhm durch Eigenthümlichkeit und ſeine eben ſo kräftige als angenehme Behandlung der Farben; unter ſeinen Schülern zeichnet ſich beſonders Marc Antonio Franceſchini aus (geb. 1648. geſt. 1729.), deſſen Werke reizend und ſeelenvoll ſind. Giuſeppe Creſpi, genannt Spagnuoletto, verdient um ſeines Fleißes und guten Styles willen Erwähnung; leider haben nur ſeine Gemälde ſehr nachgedunkelt. Unter den Römern zeichnete ſich Pompeo Battoni (geb. 1708. geſt. 1787.) ganz vorzüglich aus und wetteiferte mit dem berühmten Mengs. Man behauptete, Letztern habe die Philoſophie, Erſtern die Natur zum großen Maler gemacht. Angelica Kaufmann verdient als Grazienmalerin genannt zu werden. Ehe wir zu den lebenden Künſtlern übergehen, müſſen wir einen Blick auf die beiden Nebenſchulen in Italien werfen, die neapolitaniſche und die genueſiſche. Von den Neapolitanern nennen wir: Tommaſo de' Stefani (geb. 1230.), Fil. Teſauro; Simone, Colantonia di Fiori (geb. 1352.), Solario il Zingaro, Sabatino (geb. 1480.), Beliſario, Caracciolo, Giuſeppe Ribera Spagnoletto (geb. 1593.), Spadaro, der treffliche Franceſco di Maria (geb. 1623.), Andrea Vaccaro, der kühne, geiſtreiche Landſchaftsmaler Salvator Roſa (geb.

Digitized by Google

1615.), Preti, genannt il Calabrese (geb. 1613.) und Luca Giordano (geb. 1632. gest. 1705.), den man, wegen seines schnellen Arbeitens, Luca fa presto nannte. Solimena (geb. 1657.) und Conca gehören zu den neuern Meistern dieser Schule. Die Genueser haben einen Semino (geb. 1485.), Luca Cambiasi (geb. 1527.), Paggi Strozzi, genannt il Prete Genovese, Castiglione (geb. 1616.), Biscaino, Gaulli und Parodi besonders unter ihren Künstlern zu nennen. Als ein Mittelglied zwischen Malerei und Bildhauerkunst (was diese besonders bei den Italienern betrifft, s. d. Art. Bildhauerkunst,) muß die Mosaik betrachtet werden, in welcher man aus dem Wunsch, die Meisterwerke unzerstörbar zu machen, viele Gemälde in Italien nachbildete. Die römische Mosaik besteht darin, daß kleine, kubisch geschliffene Steine oder Glasstücke von verschiedenen Farben und Abstufungen, mittelst eines Kittes so an einander gesetzt und befestigt werden, daß sie Gemälde bilden. Schon Tasi, Giotto und Cavallini verfertigten dergleichen. Die florentinische Mosaik dagegen besteht aus Steinen von bedeutender Größe, sogar Edelsteinen, welche so zusammengestellt werden, daß sie Thiere, Früchte, Blumen u. s. w. vorstellen (s. d. Art. Mosaik). In der Kupferstecherkunst zeichnen sich die Italiener auch sehr vortheilhaft aus. Tommaso Finiguerra (1460.) ist der erste bekannte Meister dieser Kunst, welcher sie dem Baccio Bandini mittheilte. Ihnen folgte Mantegna; allein erst Marco Antonio Raimondi von Bologna (1500.) brachte größere Freiheit in seine Kupferstiche. Seine Arbeiten nach Raphael werden wegen ihrer richtigen Zeichnung stets von großem Werth bleiben. In seiner Manier arbeiteten Bonasone, Marco di Ravenna, di Ghisi und Andere. In einer andern Art brachten Agostino Caracci, Parmeggiano, Carlo Maratti und Pietro Testa vortreffliche Sachen mit der Radirnadel hervor. Stefano della Bella zeichnete sich durch kleine, geistreiche und zierliche Arbeiten aus. Unter den Neuern, welche eine früher unbekannte wirkungsvolle und fleißige Behandlungsart einführten, verdienen Bartolozzi in der punktirten Manier, und Cunego, Volpato und Bettelini, besondere Erwähnung, vor allen aber der noch lebende Florentiner Raphael Morghen, der die Kupferstecherkunst auf einen Grad der Vollkommenheit brachte, den man zuvor nicht ahnete. Die Kunst in Scagliola (s. d. Art.) zu arbeiten, blüht schon seit zwei Jahrhunderten in Toscana. Lamberto Gori zeichnete sich in neuerer Zeit hierin aus. Fast eine neue Kunstperiode beginnt mit den trefflichen Männern, die seit dem letzten Jahrzehend Italiens Künstlerruhm wieder auf's neue verbreiten. Seit dem Tode des gefälligen Notari und des gelehrten Casanova schien eine Zeitlang der Genius erloschen, bis mit Canova's Erscheinung in der Bildnerwelt auch neuer Enthusiasmus unter den Malern erwachte, wozu unstreitig jener große Künstler viel beitrug durch die Liebe, womit er jedes jugendliche Kunsttalent unterstützt. Der berühmteste aller jetzt lebenden italienischen Maler ist Camoccini in Rom; sein Styl ist groß und echt historisch; seine Zeichnungen werden fast noch höher geschätzt, als seine Gemälde. Sein Tod der Virginia ist das berühmteste derselben; auch seine Hochzeit der Psyche wird sehr geachtet. Sein Colorit und Faltenwurf ist im Styl der Venezianer. Landi ist ausgezeichneter Porträtmaler, doch findet man sein Colorit ein wenig kalt. Grassi besitzt unnachahmliche Grazie und einen wahren Zauberreiz des Pinsels. Benvenuti, Director der Akademie in Florenz, ist unstreitig der erste dasige Künstler. Ein neueres historisches Gemälde von ihm macht Aufsehen durch treffliche Beleuchtung und Wirkung, obschon es sonderbarer Weise

eine Scene darſtellt, die nie in der Wirklichkeit vorhanden war; er nennt es nämlich la Congiurazione dei Saſſoni, und will hier als Nachtſcene darſtellen, wie die Sachſen dem Napoleon einen Eid der Treue leiſten, was eben ſo unwahr iſt, als die Uniformen, die er ihnen gab, unrichtig ſind. (Dieſes Bild war für Napoleon beſtimmt, kam aber, da es bei deſſen Sturze noch nicht vollendet war, ſpäter nach England.) Ein franzöſiſcher Künſtler, Fabre, der immer in Florenz lebt, wetteifert mit Benvenuti; ſeine Landſchaften ſind eben ſo trefflich wie ſeine Hirtengemälde. So iſt gleichfalls der dort lebende Colignon ſehr brav. Appiani, der vor kurzem in Mailand ſtarb, war beſonders durch die Grazie ſeiner weiblichen Geſtalten berühmt, ſo wie der gleichfalls verſtorbene Boſſi im ernſtern und ſtrengern Styl. Der Florentiner Sabbatelli, deſſen Federzeichnungen ſehr geſchätzt ſind, lebt jetzt in Mailand. Ermini in Florenz iſt ein reizender Miniaturmaler in Iſabey's Manier. Alvarez, ein Spanier, und Ayez, ein hoffnungsvoller junger Venezianer, ſind in Rom ſehr geſchätzt. Doch vor allen zeichnet ſich der junge Künſtler Agricola in Rom jetzt aus. Er iſt aus Urbino gebürtig. An Reinheit des Styls und Gefühl, welches entfernt vom theatraliſchen Ausdruck iſt, ſoll er alle neuern Künſtler übertreffen. Über die Geſchichte der Maler in Italien ſ. Lanzi's Storia pittorica. (Über italieniſche Baukunſt und Muſik ſiehe dieſe Artikel.)

Wl.

Italieniſcher Geſang, ſ. Italieniſche Muſik.

Italieniſche Muſik, die jetzt in Italien herrſchende Muſik (im weiten Sinne nennt man auch ſo die im italieniſchen Geſchmack geſchriebene und ausgeführte, oder die von gebornen Italienern herrührende Muſik, wiewol dieſe gar ſehr von dem italieniſchen Geſchmacke abweichen kann, wie uns die Muſik Spontini's beweiſt), welche ſich durch Herrſchaft der Melodie und damit des Geſangs, bei Vernachläſſigung der Harmonie bis zur Leere und Weichlichkeit charakteriſirt, iſt von der alten italieniſchen Muſik zu unterſcheiden, aber, wie natürlich, durch dieſelbe in ihrer Entwickelung vorbereitet. Werfen wir einen Blick auf ihre Entſtehung, ſo wird uns dies klar werden. Alle neue Kunſt fand in der Religion den Boden, aus welchem ſie jung und friſch empor wuchs; — ſo auch die Muſik. Die Geſchichte der Muſik führt uns, nachdem ſie uns nur unvollkommene Nachricht von dem Wirken der Tonkunſt im Alterthume gegeben, nach Italien, wo das Antike im Lauf der Jahrhunderte ſich in das Moderne zuerſt verſchmilzt. Hier finden wir zuerſt den eigentlichen Choral, das Grundelement der neuern Kirchenmuſik, welcher größtentheils durch Melodien aus der alten griechiſch-römiſchen Muſik, die, den chriſtlichen Hymnen und Pſalmen angepaßt, anfangs im Einklang geſungen wurde, (ſ. Kirchenmuſik und Geſchichte der Muſik) entſtanden zu ſein ſcheint, ſeit Biſchof Ambroſius im 4. Jahrh. nach Chr. Geſänge und Hymnen nach den 4 authentiſchen Tonarten der Griechen in der abendländiſchen Kirche einführte, und Pſalmiſten oder Vorſänger derſelben anſtellte, Gregor der Große aber im 6. Jahrh. den Chorgeſang durch die plagaliſchen Tonarten erweiterte. Seit der Zeit vermehrten ſich auch die Singſchulen, und es wurde viel über Muſik geſchrieben. Die, für das Fortſchreiten der Muſik überhaupt wichtigſten Erfindungen verdanken wir dem 11. Jahrh. und insbeſondere dem Benediktiner Guido von Arezzo, welcher die muſikaliſche Notenſchrift, und den Gebrauch der Schlüſſel, wenn nicht erfand, doch verbeſſerte, verbreitete, das Verhältniß der Töne richtiger beſtimmte, die ſechs Töne der Scale benannte (ſ. Solfeggiren),

Digitized by Google

und die Scala in Hexachorde eintheilte. Im 13. Jahrh. verbreitete sich in Italien die Erfindung der Mensuralmusik, von welcher die Erfindung des Contrapunktes und des Figuralgesangs abhing. Die Instrumente vermehrten und vervollkommneten sich im 14. und 15. Jahrh. Viele Päpste begünstigten die Musik, namentlich den Gesang, und heiligten sie durch ihre Breve's; doch beschränkten auch kirchliche Verordnungen die selbstständige Ausbildung der Musik. Häufig wurde im 15. Jahrh. im Singen Unterricht gegeben, und nicht mehr bloß von Mönchen. Die theoretische Musik erlangte den Rang einer Wissenschaft, und der Gesang wurde contrapunktisch ausgebildet. Im 16. Jahrh. erblicken wir sehr ausgezeichnete Tonsetzer und Sänger; so Palestrina, Componist für die Kapelle des Papst Clemens XI., dessen Arbeiten große Würde und künstliche Modulation besitzen, und sein Nachfolger Felice Anerio, Nanino da Vallerano, der nebst Giov. da Velletri als ausgezeichneter Sänger genannt wird, ferner der berühmte Contrapunktist und Sänger Gregorio Allegri, und mehrere große Schriftsteller über Harmonie, z. B. Giuseppe Zarlino, Kapellmeister zu Venedig. Überhaupt wurde die Tonkunst zu Rom und Venedig mit dem lebhaftesten Eifer getrieben. Von hier drang diese nach Neapel und Genua, und ganz Italien, sagt Schubert, ward bald ein lautschallender Concertsaal, der alle Europäer herbeilockte, um wahre Tonkunst, besonders schönen Gesang, zu hören. Im 17. Jahrh. sehen wir die weltliche Musik vorschreiten. Die erste Oper, zuerst mit unbegleiteten Recitativen und Chören im unisono, ward 1624 zu Venedig aufgeführt, und so schnell verbreitet, daß die Dichter der Schauluft ihrer Nation bald nicht Stoff genug liefern konnten, und jährlich in Italien 40 bis 50 neue Opern erschienen. Dieses erzeugte großen Wetteifer unter den italienischen Tonkünstlern. Aber es entwickelte sich hier der eigenthümliche, durch keine fremde Einwirkung zu verändernde Charakter der italienischen Musik um so schneller, je selbstständiger und durch die Kirche unbeschränkt diese Gattung sich ausbildete. Schon in der Mitte des 17. Jahrh., wo sich die Theatermusik immer mehr hob, fing daher die Einfalt an in Pracht und Üppigkeit überzugehen und auch den Kirchenstyl zu verderben. Die Musik, sagt Schubert, vereinigte die weltliche Miene des Drama's mit dem Glutantlitze des Kirchenstyls, und dies legte den ersten Grund zum Verfall des letztern. Hier ist der schickliche Ort, von dem Eigenthümlichen der italienischen Musik und ihres Gesangs zu sprechen; wir fassen die Hauptmomente des Vorigen zusammen. Vokalmusik mußte die erste Musik sein; durch Erfindung und Vervollkommnung der Instrumente wurde sie geregelt, daraus entstand der einfach große Kirchengesang des 15. und 16. Jahrh.; neben ihm entwickelte sich eine Reihe von Nationalgesängen. Selbstständig in größerer Gattung herrschte die Musik auf der Bühne. Hier folgte der Italiener, ohne große Berücksichtigung der Poesie, die ohnehin nur das eilige Werk des Augenblicks war, seiner herrschenden Neigung zu Wohllaut und Ohrenkitzel, der ebenfalls in seiner Sprache sich kund thut. Alle südliche Nationen zeigen eine große Reizbarkeit der Sinne, und die Melodie ist ihnen eben so sehr Bedürfniß, wie dem Nordländer in der Musik die Harmonie, aber keiner Nation so sehr als der italienischen, deren schönes Klima und glückliche Organisation für den Gesang (Italien lieferte die schönsten Alt- und Tenorstimmen, weniger Bässe) ihnen Melodie zum Zielpunkt ihres musikalischen Wirkens machte. Von den Italienern mag daher auch der Deutsche lernen, was wohl- und was übelklingend ist. Auf der andern Seite verwandelte sich die

Einfachheit der Melodie in Weichlichkeit und Üppigkeit von der Zeit an, wo der Geſang ſich ſelbſtſtändig ausbildete und, von der Inſtrumentalmuſik nur getragen, ſich wie ein Inſtrument zu entwickeln anfing, wo man ſtatt poetiſchen Ausdruck und Wahrheit neue Ohrenbefriedigung, neue Conſonanz, nicht tiefe Rührung und Erſchütterung, ſondern Reiz, ſchnellen Tonwechſel mit Vermeidung aller Diſſonanz verlangte, die Muſik die Poeſie zu beherrſchen anfing, was im theatraliſchen Geſang zuerſt geſchah, und ſo das rein muſikaliſche der Bildung das Dramatiſche und Poetiſche zerſtörte, welcher Geſchmack ſich um ſo leichter über andere Länder verbreitete, da Italien in der glänzenden Ausbildung der Muſik allen Völkern vorausgeeilt war, was auch die Herrſchaft der italieniſchen Kunſtausdrücke in der Muſik beweiſt. Zu dieſer künſtlichen und unpoetiſchen Ausbildung des Geſanges trugen auch die männlichen Soprane bei, welche bald auf's Theater kamen, und alle poetiſche Wahrheit des Charakters an ſich unmöglich machten, indem man z. B. gern vergaß, daß man einen Helden ſingen hören ſollte, wenn man nur einen ausgebildeten Sopran hörte. Die Stimmen aber wurden hinſichtlich der Fertigkeit und anmuthigen Verzierung auf den höchſten Gipfel der Ausbildung erhoben durch die große Anzahl muſikaliſcher Conſervatorien und Singſchulen, (unter den ältern ſind die des Piſtochi und Bernacchi zu Bologna, des Brivio in Mailand, des Porpora, Leon. Leo und Francesco Feo in Neapel bezeichnet), durch welche ſich gewiſſe Kunſtgriffe und Verzierungsarten, mit ihnen jedoch zugleich die techniſche Grundlage aller wahren Stimmbildung gleichſam mechaniſch fortpflanzten, welches die ſogenannte italieniſche Schule ausmacht. Dazu kam die, auf das große Bedürfniß nach Geſang gegründete Aufmunterung und verſchwenderiſche Belohnung großer Sänger (der Caſtrat Farinelli kaufte ſich ein Herzogthum), die überall befindliche Gelegenheit zu ſingen, indem es keine irgend bedeutende Stadt in Italien gab, welche nicht bald ihr Theater, oft deren mehrere, hatte, Kirchenmuſik weſentlich zum katholiſchen Kirchendienſt gehört, und Caſtrationen ad honorem dei, wie es in einem päpſtlichen Breve heißt, erlaubt wurden. Mehr als alles aber wirkte die, in Italien allgemein faſt leidenſchaftliche Neigung und Fähigkeit zu Geſang. Die glänzendſte Ausbildung der Stimme, als ſolcher, mußte nothwendig zu der Entartung führen, die Stimme nur als ein Inſtrument, mit Vernachläſſigung alles poetiſchen Ausdrucks, aller Wahrheit zu gebrauchen, wovon wir in der neueſten Zeit die auffallendſten Beiſpiele erlebt haben. Bei dieſem Streben nach höchſtem Wohllaut, techniſcher Bildung der Stimme bis zur charakterloſen Weichlichkeit, mußte natürlich die Inſtrumentalmuſik untergeordnet bleiben, die in dürftiger Begleitung dem Sänger oft nur die Accorde anſchlägt, über welchen er ſich wie ein Vogel in die Lüfte erhebt. Da darf die Inſtrumentalmuſik nicht den Geſang bedecken, wie bei ſo vielen franzöſiſchen und deutſchen Muſiken; aber der Tonſetzer iſt auch auf die Verherrlichung der Sänger und ihrer techniſchen Fertigkeit faſt beſchränkt, und kann den Reichthum und die Tiefe der Harmonie, welche auf Miſchung der Conſonanz- und Diſſonanzkraft beruht, nicht entwickeln, welche die höchſte Ausbildung der romantiſchen Tonkunſt verlangt. Daher iſt auch zu erklären, warum Mozart's Meiſterwerke den Italienern nie ganz gefallen wollen. Die italieniſche Muſik, durch Wohllaut, Reiz und Melodie, und techniſche Ausbildung des Geſangs ausgezeichnet, geht in weichlicher Süßigkeit unter; die Oper wird ein Aggregat von Concertſtücken, in Coſtum auf der Bühne geſungen; das iſt die Geſchichte der italieniſchen Muſik. Wir gehen nun zurück und

nennen die vorzüglichſten Componiſten und Sänger ſeit dem 17. Jahrh. Zu den erſten gehören: Girolamo Frescobaldi, Francesco Foggia, Bapt. Lully, der berühmte Violiniſt und Tonſetzer Arcangelo Corelli; zu den Sängern, von denen die meiſten jedoch Tonſetzer waren, gehören: Antimo Liberati, Matteo Simonelli, beide Sänger der päpſtlichen Kapelle. Im Anfange des 18. Jahrh. war Anton Caldara ausgezeichnet, der das Fugenartige in der Kirchenmuſik beibehielt, und den Geſang durch Inſtrumente hob, aber in ſeinem Style viel Theatraliſches annahm; ferner Brescianello, Toniri, Marotti. In der Mitte dieſes Jahrh. blühte die italieniſche Muſik, beſonders die theatraliſche, vorzüglich in Neapel, Liſſabon und auch ſchon in Berlin. Einige behaupten, dies ſei die glänzendſte Periode der italieniſchen Tonkunſt geweſen. Wir finden einige bedeutende Inſtrumentaliſten in Italien, die Organiſten Scarlatti und Martinelli; als Violiniſten Tartini, der auch im Theoretiſchen ſeines Inſtruments ausgezeichnet war, und eine Schule ſtiftete, die für den Kirchenſtyl vorzüglich geeignet war; Domenico Ferrari, Geminiani, Anton Colli und Nardini (Tartini's Schüler); als Klavierſpieler und Tonſetzer den noch in Paris lebenden Clementi. Unter den Tonſetzern des 18. Jahrh. ſind als ausgezeichnet zu nennen: Traetta, der noch die Würde des Geſanges behauptet, aber durch Künſteleien die Einfalt des Satzes ſtört; Galuppi, durch einfachen und lieblichen Geſang, reiche Erfindung und gute Harmonie ausgezeichnet; Jomelli (ſ. d. Art.) welcher der Inſtrumentalmuſik größern Antheil gab; Majo; Nic. Porpora, der Stifter einer neuen Singſchule, durch ſeine Solfeggien berühmt; in der Kirchenmuſik: Leo, Pergoleſi, deſſen Muſik durch ihre einfache Schönheit (z. B. ſein Stabat Mater) noch immer entzückt, Pater Martini zu Bologna, der ſüße Piccini, Gluck's Nebenbuhler; Anfoſſi, der gefällige Sacchini (Ödip), Sarti, (ſ. d. Art.). Der neuern Zeit gehören an: Paeſiello (ſ. d. Art.), Cimaroſa, die Blüthe der Opera buffa und Zingarelli (Romeo und Julie), Naſolini, Paganini, Niccolini, Paveſi und die jetzt ſehr berühmten Generali und der vielſchreibende Roſſini. Mehr an die Deutſchen ſchloſſen ſich: Salieri (ſ. d. Art.) und der gründliche Righini (auch er hat Solfeggien geſchrieben), ſo wie ſich Cherubini und Spontini den Franzoſen anſchließen. Unter den Sängern und Sängerinnen Italiens ſeit dem 18. Jahrh. ſind berühmt: Francesca Cuzzoni Sandoni, und ihre Nebenbuhlerin Fauſtina Bordoni, ſpäterhin Haſſe's Gattin, und die Allegrandi, die Sopraniſten Farinelli, Caffarelli, Seneſino, Cariſtini, Marcheſi; in neuerer Zeit der berühmte Crescentini und Veluti; ferner die Sänger: Baldaſſore Ferri, Siface, Matteuce in neuerer Zeit; die Tenoriſten: Millico, Facchiorotti, Brixi, Benelli; die Sängerinnen: Teſi, Mingotti, Gabrielli, Todi, Vandi, Marchetti, die Schweſtern Seſſi (beſonders Imperadrice und Mariane Seſſi), Angelica Catalani, Camporeſi, Borgondio. Doch iſt es auch bekannt, daß einzelne deutſche Sänger nicht nur durch bedeutſame Einfachheit und im gemüthlichen Volkston, ſondern auch in der italieniſchen Manier den Italienern an die Seite geſtellt werden können, und ſelbſt in Italien mit unerhörtem Beifall aufgenommen worden ſind, z. B. Charlotte Häſer. Die italieniſche Schule iſt noch jetzt in dem, was die bloße Ausbildung des Organs betrifft, beſonders Portament, Paſſagen und Triller, unerreicht; aber die ſklaviſche Nachahmung und Fortpflanzung ihrer Manieren führt zur Manier, weshalb auch deutſche Sänger dieſelbe nur ſo weit zu benutzen haben, daß die Gemüthlichkeit und der poetiſche Ausdruck, welche der deutſche Geſang verlangt, nicht verloren gehen.

T.

Italieniſche Poeſie. Die Anfänge der italieniſchen Poeſie entfalteten ſich aus der provençaliſchen, welche die erſte wieder aufgeblüht war und ſich auch nach Italien verbreitet hatte. Bis in das 13. Jahrh. finden wir hier nur die ritterliche Liebespoeſie der Provençalen und Troubadouren. Dem damaligen Italiener, vornämlich dem Lombarden, verſtändlich durch ihre Schweſterſprache, durchzogen dieſe wandernden Sänger Italien, und waren an den Hoflagern, beſonders der lombardiſchen Großen, willkommene Gäſte, da ſchöne und ergötzliche Reime den Bewohnern des Südens, wäre es auch aus bloß ſinnlichem Wohlgefallen am Geſange, Bedürfniß ſind. Zum Beweiſe, wie in jenen ritterlichen Zeiten die Troubadouren für die ſchönſte Zierde fürſtlicher Höfe galten, dient das Beiſpiel Raimondo Berlinghieri's, Grafen von Barcellona und Provence, welcher 1162, begleitet von einer Anzahl provençaliſcher Dichter, Friedrich den Rothbart in Turin beſuchte. Der Kaiſer war von ihrer heitern Kunſt ſo entzückt, daß er nicht nur jene Fremdlinge reichlich beſchenkte, ſondern ſelbſt ein Madrigal in ihrer Sprache dichtete. An dem Hofe Azzo's VII. von Eſte zu Ferrara (1215—1264), lebten angeſehene Provençalen, Rambaldo di Vacheiras, Raimondo d'Artes, Americo di Reguilain, und beſangen ſeine Töchter, Conſtanza und Beatrice. Auch blühte hier der, aus jener Stadt gebürtige Maeſtro Ferrari, der, wie viele andere Italiener, Alberto Quaglio, Percivalle Doria, Alberto de' Marcheſi Malaſpina u. ſ. w. in provençaliſcher Sprache dichtete. Keiner erwarb ſich einen ſo großen Ruhm, als Sordello von Mantua, der ſelbſt in die Provence reiſte, um ſich ſo leichter der dort einheimiſchen Sprech- und Liederweiſe zu bemächtigen. Nur wenige Überreſte ſind von den Poeſien dieſer italieniſchen Troubadouren noch vorhanden. Aber die erſten Verſuche, in italieniſcher Sprache zu dichten, finden wir nicht in der Lombardei; die allzunahe Nachbarſchaft mit den Provençalen ließ hier das Bedürfniß und die Luſt an einheimiſchen Liedern nicht erwachen. Auch ertönte gerade hier die Sprache am rauhſten und ungefälligſten. Überdies waren die Genueſer und Venezianer zu ſehr mit ihrem Handel beſchäftigt, die Florentiner bei innern Parteiungen und Fehden zu unbekannt mit dem Geiſte des Ritterthums, die Päpſte aber, verſenkt in Theologie und Kanoniſtik, überhaupt der Poeſie zu fremd und ungeneigt, als daß ſie hier zuerſt als einheimiſches Gewächs hätte aufſproſſen können. „Nur bei den Sicilianern konnte ſich italieniſche Poeſie entwickeln. Denn ſie, ein poetiſches Volk ſeit dem Alterthume, ſprachen einen Dialekt, der ſanft genug war, um darin mit Anmuth zu dichten. Weder Gewinnſucht noch ſcholaſtiſche Fehden ſtumpften ihren Sinn für das Schöne ab. Nicht ſo leicht als den Lombarden war es ihnen, provençaliſche Sänger in ihre Mitte zu ziehn, oder ſelbſt in jenes Land der Liebe und Dichtkunſt zu wallfahrten; aber es ſchallten genug der Lieder zu ihnen hinüber, welche ſie ermunterten, in eigner Mundart ähnliche Verſuche zu wagen.“ Zudem war ein Hof, reich an Muſtern ritterlicher und fürſtlicher Tugend, ihnen nahe. Friedrich II. verlebte einen Theil ſeiner Jugendjahre in Palermo (1198—1212.), er, der mit eigner Hand einen Dichter krönte, an deſſen Hof, wie der alte Novelliſt von ihm rühmt, aus allen Gegenden Troubadouren, Saitenſpieler, ſchöne Redner, Künſtler, Turnierer, Fechter, Leute von aller Art von Geſchicklichkeit ſtrömten, weil er ſo gerne gab und ſo freundlich war, und deſſen adelige Sinnesart der ernſte Dante mit noch ſchönern Lobſprüchen erhebt. Aber nicht ſich begnügend mit dem Anhören fremder Verſe, gefielen Friedrich und ſein Hof ſich in eignen poetiſchen Verſuchen, dergleichen von ihm, ſei-

nem natürlichen Sohne Enzo und ſeinem berühmten Kanzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis) noch übrig ſind. Von den auf Sicilien gebornen Dichtern jener Zeit war einer der vorzüglichſten Ciullo d'Alcamo, von dem wir einen in Form und Charakter ganz der provençaliſchen Poeſie angehörigen Wechſelgeſang beſitzen; ferner finden ſich die Namen und Überbleibſel eines Jacopo da Lentino, il Notajo genannt, eines Guido und Oddo delle Colonne, eines Ranieri, eines Ruggieri und Inghilfredi von Palermo, eines Arrigo Teſta, eines Stefano, Protonotars von Meſſina, und einer Monna Nina, welche bis an das Zeitalter Dante's reichen und Urſache waren, daß man alles, was damals in italieniſcher Sprache gedichtet wurde, ſicilianiſch nannte. Nach 1300 gab Sicilien dem übrigen Italien keine Muſter mehr. Statt deſſen ſehen wir in Bologna, Florenz und andern Städten Toscana's, die eigentlichen Begründer der altitalieniſchen Dichterſchule auftreten. Der älteſte, uns bekannte derſelben iſt vielleich Folcachiero' de' Folcachier, aber der bei weitem wichtigſte, Guido Guinicelli aus Bologna. Eine Menge von Dichtern traten in Toscana auf, von denen Creſcimbeni Namen und Proben gibt. Von ihnen verdienen aus dem 13. Jahrh. genannt zu werden: Guittone d'Arezzo (ein Buch Gedichte und vierzig Briefe in Proſa mit Verſen gemiſcht), Brunetto Latini (zwei poetiſche Werke, il Teſoretto und il Pataffio), Guido Cavalcanti (eine berühmte Canzone und andre Gedichte) Ugolino Ubaldini (eine treffliche Idylle in unregelmäßiger Canzonenform) und Dante von Majano (ein Buch Gedichte). Dagegen finden wir in den übrigen Provinzen kaum einen und den andern Dichter. Neben den Sängern der irdiſchen Liebe ſteht allein da Jacopone da Todi als Dichter geiſtlicher Lieder. Betrachten wir die Formen der älteſten italieniſchen Poeſie, ſo ſind ſie unſtreitig dem Arnaud Daniel und andern Provençalen nachgeahmt, meiſtens aber dieſelben, in welchen ſich die ſpätere italieniſche Dichtkunſt, nur mit größerer Vollkommenheit, bewegte, nämlich Canzonen, Sonette, Balladen und Seſtinen; auch finden wir bei den Sicilianern ſchon die Ottave. Was ihren innern Charakter betrifft, ſo iſt dieſer ſchon in jener früheſten Periode höchſt beſtimmt ausgeſprochen. Religion iſt das Höchſte in allem menſchlichen Sein und Wirken. Beſonders gilt dies von der Poeſie, welche ja eben auch das Verhältniß verkündigt, worin ein ganzes Zeitalter zu Gott und der Natur ſteht. Wie nun die ſinnliche Religion Griechenlands nothwendig zur Objectivität und auf das Plaſtiſche in der Kunſt dringen mußte, ſo war in dem Geiſte des Chriſtenthums, in ſeiner Sehnſucht nach dem Überſinnlichen, die muſikaliſche Richtung der Poeſie, die Einigung des Univerſums in dem Gefühle nothwendig bedingt. Da nun ferner die neuere Liebe, wenn man ſie in ihrem heiligſten und wahrſten Weſen erfaßt, das Kind der chriſtlichen Religion, ihre untergeordnete Erſcheinung iſt, die Anbetung des Überſinnlichen, welche in dem unbewußten Gefühle der menſchlichen Schwäche, das Bild der Gottheit auf Erden, die Vollendung und Einheit des Seins im Irdiſchen finden möchte: ſo mußte in der neuern Zeit, trat die Dichtkunſt nicht als unmittelbare Enthüllerin der Religion auf, bei Nationen, welche durch meiſt klimatiſche Verhältniſſe weniger andächtig geſtimmt, weniger zum unmittelbaren Ergreifen des Göttlichen geeignet waren, die Liebe, als untergeordnete Anbetung des Göttlichen, Grundton und Hauptcharakter ihrer Poeſie, und darum (weil die Liebe in jedem Einzelnen etwas durchaus Subjectives iſt) jene ſelbſt durchaus ſubjectiv ſein und werden. Hiedurch wird das Weſen, welches die italieniſche Kunſt in ihren früheſten Zeiten annahm und in ihren höchſten Meiſtern

am vollendetſten ausſprach, erklärlich. Selbſt im Boccaccio, den beſchränkte Kunſtrichter verkennen, bleibt Liebe der ſtete Grundton und die vergötternde Gluth, womit er das Andenken ſeiner Fiammetta verherrlicht, hätte nie in der Bruſt eines Griechen ſich entzünden können. Nachdem die vorbereitete Periode der italieniſchen Poeſie vorüber war, erſchien der göttliche Florentiner Dante Alighieri (geb. 1265.). Von ihm und ſeinen einzelnen Werken handelt ein eigner Artikel, daher ſoll hier nur von ſeinem Verhältniſſe zur geſammten italieniſchen Kunſt und Literatur die Rede ſein. Aus ihrem gewöhnlichen Kreiſe ganz heraustretend, ſteht er da ohne Vorgänger und Nachfolger, ſo viele herrliche Namen auch Italien der Nachwelt nennt. Nicht die Form und Darſtellungsart meinen wir, welche ihrer Natur nach in der Divina Commedia einzig ſein und bleiben mußte, ſondern die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes. Auch ſein großes Gedicht, an welches, wie er ſagt, Himmel und Erde die Hand gelegt, das ihm, dem Dichter, jahrelanges, bleibendes Kunſtſtudium koſtete, hat die Liebe geſchaffen; aber tiefern und umfaſſendern Gemüths, als Petrarca, ergreift er ſie in ihrem erſten göttlichen Urſprunge, in ihrer höhern religiöſen Bedeutung und entzückt von den leuchtenden Augen ſeiner Beatrice, ſpricht er mit begeiſterten Lippen in den Anſchauungsformen des katholiſchen Glaubens die ewigen Ideen aus von des Weltalls uranfänglicher Einheit mit Gott, ſeinem Abfall in dem Heidenthume und der wiedererwachten Liebe in der chriſtlichen Religion. Gehört er der Sprache nach zu den Italienern, ſo erreicht er in der unendlichen Plaſtik ſeiner Darſtellungen die größten griechiſchen Meiſter. Was aber das Weſen ſeines Gedichts ausmacht, die Klarheit, womit alles menſchliche Wiſſen und alle Geſchichte auf die Einheit und den Urſprung in der göttlichen Idee zurückgeführt iſt, ſo gehört er darin den Deutſchen an. Wie merkwürdig es übrigens ſei, daß uns der erſte und größte Dichter der Neuern eben ſo viel Bewunderung in der Eigenſchaft des Philoſophen als des Dichters abnöthigt, kann hier nur angedeutet werden. Wenn nun gleich die göttliche Komödie nicht einheimiſch in der italieniſchen Kunſt- und Literaturgeſchichte iſt, ſo hat ſie doch für die italieniſche Sprache nicht zu berechnende Folgen gehabt. Dante's anfänglicher Entſchluß, ſein großes Gedicht in lateiniſchen Herametern zu ſchreiben, beweiſt zur Gnüge, in welchem Zuſtand der Unvollkommenheit er die Sprache fand; wie wenig durch das leichte Spiel mit zierlichen Reimen in Canzonen und Sonetten ſie den Umfang gewonnen hatte, der ihr nöthig war für die göttliche Komödie. Dante mußte der Schöpfer ſeiner Sprache werden, und wir glauben noch die geniale Gewalt zu erkennen, durch die er, wie mit allmächtigen Zauberformeln, ihre ſpröde Unvollkommenheit bezwang, daß ſie in einem Gedicht von hundert Geſängen, abgefaßt in der ſo ſchwierigen Versart der Terzine, ſeinen Foderungen und ſeinem Bedürfniß genügte. Während den neuern Italienern das Verſtändniß des Dante abzugehen ſcheint, und Petrarca, Arioſt und Taſſo ihnen das Höchſte in ihrer Poeſie ſind, war in den, Dante näher verwandten Zeiten die Begeiſterung für die göttliche Komödie groß genug, um zu Florenz, Bologna und Piſa Profeſſuren zur Erklärung dieſes Gedichts zu ſtiften. Zu Florenz bekleidete ſie zuerſt Boccaccio. Commentatoren traten auf, von denen wir, außer dem ſpätern Landino, nur Dante's eigne Söhne, Pietro und Jacopo, ferner Benvenuto von Imola und Martino Paolo Nidobeato nennen wollen. Der Erzbiſchof von Mailand, Giovanni Viſconti, berief zwei Theologen, zwei Philoſophen und zwei geſchichtskundige Florentiner, um vereint die Auslegung des Theologiſchen, Philoſophiſchen und Hiſtoriſchen im Dante zu übernehmen. Ne-

Digitized by Google

ben Dante blühten verſchiedne andre Dichter, unter welchen der Piſtojeſer Cino der vorzüglichſte iſt. Er, von dem ein eigner Artikel handelt, war ein Meiſter in zarten Liebesreimen, in welchen er ſeine geliebte Selvaggia pries, und Petrarca's Vorbild und in der Sprache Vorbildner. Cecco d' Aſcoli, ebenfalls ein Zeitgenoſſe Dante's, ſchrieb unter dem Titel Acerba (eigentlich Acerbo oder Acervo) ein Lehrgedicht in fünf Büchern über Phyſik, Moral und Religion; Francesco da Barberino dichtete in unregelmäßigen und rohen Verſen ſeine Documenti d' Amore, worin er von den Tugenden und ihren Belohnungen handelt, und ſein ebenfalls moraliſches und belehrendes Gedicht del Reggimento e de' Costumi delle Donne; zur ſelben Zeit verfaßte Fazio degli Uberti ſeinen Dittamondo', eine verſifizirte Aſtronomie und Geographie, bei welcher ihm Dante als Muſter gedient hat. Ohne bei den minder wichtigen Lyrikern Benuccio Salimbeni, Bindo Bonichi, Antonio da Ferrara, Francesco degli Albizzi, Sennuccio del Bene, einem Freunde Petrarca's, zu verweilen, gehen wir ſogleich auf Petrarca ſelbſt über, der als Dichter und Philoſoph dem Dante zwar nachſteht, größern Ruhms aber bei Mit- und Nachwelt genießt. Von ihm und ſeiner vergötterten Laura, ſo wie von ſeinen Verdienſten um die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, iſt in eignen Artikeln die Rede. Sein Verhältniß zur italieniſchen Poeſie und ſchönen Kunſt läßt ſich kürzer beſtimmen. Inſofern ſteht er offenbar unter Dante, als die Liebe, Beider gemeinſchaftlicher Begeiſterungsquell, in ihm keine Idee von einem Werke, das die künſtleriſche Objectivität der göttlichen Comödie hatte, aufzuwecken vermochte. Allein in jener lyriſchen, rein ſubjectiver und darum untergeordneten Gattung der Poeſie wird er ewig unerreicht bleiben. Hier erſcheint er in der Maſſe von Sonnetten und Canzonen zu Laura's Ruhm als der erfindungsreichſte und ſinnvollſte Dichter. Gleich groß ſind ſeine Verdienſte um die italieniſche Sprache. Während ſie im Dante noch manche Sprödigkeit und Härte hat, die aber das majeſtätiſche Gedicht mehr heben als verunſtalten, hat Petrarca ſie, als geiſtreicher Kenner römiſcher Sprach-eleganz, zur vollendetſten Schönheit und Reinheit, zu dem reinſten Wohlklang ausgebildet. Zahllos kann man die Schaar ſeiner Nachfolger nennen. Dahin gehören im 14. Jahrh. die beiden Buonaccorſo da Montemagno, und der Novellendichter Franco Sacchetti. Von ſpätern wird weiter unten die Rede ſein. Der Ruhm, den Petrarca ſich in einer Gattung erworben hatte, welche an ſich leicht genug war, (denn was iſt leichter als ein Sonett, eine Canzone zum Lobe der Geliebten) war zu verführeriſch. Hätten jedoch die Petrarchiſten bedacht, daß ſeine Vortrefflichkeit in dieſer Gattung, ſein ſinnvoller Erfindungsreichthum ſo unendlich ſei, daß jede Nacheiferung nur die Unmöglichkeit, ihn zu erreichen, belegen müſſe, ſie würden Bedenken getragen haben, ſich der gewagten Vergleichung auszuſetzen. Aber auch nur in der lyriſchen Gattung iſt Petrarca Meiſter, er iſt es nicht in ſeinen Capitoli oder Triumphen, wo er ſich dem didaktiſchen Tone nähert. Bekannt und berühmt wie Petrarca iſt ſein Freund Boccaccio. Von ſeinem Decameron und ſeiner Fiammetta ſoll hier eben ſo wenig als von ſeinen gelehrten Verdienſten die Rede ſein. Seine Gedichte ſind la Teseide, l'amorosa Visione, il Filostrato, Nimfale Fiesolano, l'Ameto und Rime. (S. Boccaccio.) Noch erwähnen wir aus dieſer Zeit der ſatyriſchen Sonette des Pucci, des didaktiſchen Verſuchs des Bologneſers Paganino Bonafede über den Ackerbau, und ſeines Landmanns Federigo Frezzi Beſchreibung der vier Reiche des Amor, des Satanas, der Laſter und der Tugenden, unter dem Titel Quadriregno, einer verunglückten Nachahmung des Dante. Im 15.

Jahrh. trit uns zuerſt Giuſto de' Conti, ein Nachahmer Petrarca's, entgegen, der in ſeinen Sonetten vornämlich die ſchöne Hand ſeiner Geliebten preiſt, weshalb auch die ganze Sammlung die Überſchrift la bella mano führt. Um das J. 1413 erwarb ſich zu Florenz der Barbier Burchiello nicht geringen Ruhm durch ſeine eigenthümlichen, aber für uns wenig verſtändlichen ſatyriſchen Sonette. Merkwürdig iſt der Verſuch, welchen etwas ſpäter, unter Cosmo von Medici, der Maler und Baumeiſter Leon Battiſta Alberti machte, in italieniſcher Sprache Hexameter und Pentameter zu bilden. Lorenzo von Medici, ſeit 1464, wo ſein Großvater Cosmo ſtarb, durch Neigung und Verhältniſſe zum Perikles der florentiniſchen Republik berufen, ward von Lucretia Donati, einer edeln Florentinerin, begeiſtert, dem Petrarca mit ſelbſtſtändigem Dichterſinn nachzufolgen. Wohl mußten dem ritterlichen Lorenzo, dem Zöglinge des Platonikers Marſiglio Ficino, Liebesgeſänge gelingen. Außer Sonetten und Canzonen haben wir von ihm Capitoli, Stanzen, Terzinen und Carnevalslieder. Sein Sympoſium oder die Trinker (Beoni), eine ſcherzhaft durchgeführte Nachahmung des Dante, beſchreibt drei Reiſen in einen Weinkeller. Wir nennen die berühmteſten ſeiner Zeitgenoſſen. Angelo Ambrogini, von dem Städtchen Montepulciano, Poliziano genannt, auch als gelehrter und geiſtreicher Philolog berühmt, verdient hier die erſte Erwähnung. Von ihm iſt, außer dem dramatiſchen Gedicht Orfeo, ein Bruchſtück in wunderſchönen Stanzen zum Lobe Julians von Medici, bei Gelegenheit eines Turniers, das die Brüder zu Florenz gaben. Ihm ſchließt ſich an als Freund und anmuthiger Dichter der Liebe Girolamo Benivieni. Ferner ſind hier anzuführen Bernardo, Luca und Luigi Pulci, drei Brüder. Bernardo ſchrieb zwei Elegien, ein Gedicht über die Leidensgeſchichte Chriſti und überſetzte zuerſt die Eklogen Virgils in's Italieniſche. Von Luca haben wir Heroiden, ein Gedicht in Ottaven, worin er früher, aber minder ſchön als Polizian, ein Turnier Lorenzo's von Medici beſingt, ein Schäfergedicht, gleichfalls in Ottaven, betitelt: Driadeo d'Amore, und ein epiſches Rittergedicht, Ciriffo Calvaneo, das an ſich ebenfalls ohne beſondern Werth und unvollendet, (Bernardo Giambullari beendigte es nach des Dichters Tode), aber als erſter bedeutender Anklang zu jenem ironiſch ernſthaften Ritterheldenliede iſt, welches bei dem untergehenden Geiſte des Ritterthums und beim Ausgange des eigentlich poetiſchen Mittelalters durch den dichteriſchen Charakter der Italiener nothwendig bedingt war. Luigi, von allen dreien der berühmteſte, verdankt ſeinen Ruhm nicht den bizarren Sonetten, in welchen er und ſein Freund Matteo Franco ſich gegenſeitig (und oft höchſt unanſtändig) dem Gelächter Lorenzo's und ſeiner Tiſchgeſellſchaft preis gaben, noch ſeiner Beca da Dicomano u. ſ. w., ſondern ſeinem Morgante maggiore, in welchem er der Vorläufer Ariſto's ward, der ihn jedoch eben ſo weit übertraf, als er die erſten unförmlichen Verſuche in dieſer Gattung, die in's 14. und 15. Jahrh. fallen (und von denen Buovo d'Antona, la Spagna historiata und la Regina Ancroya die bekannteſten ſind) hinter ſich zurück ließ. Wie Pulci mit ſeinem Morgante die Medici, ſo beluſtigte ein andrer Dichter, der unter dem Namen Francesco Cieco da Ferrara bekannt iſt, mit ſeinem Membriano, der dem Morgante nicht unwürdig zur Seite ſteht, die Gonzaga zu Mantua. Aber noch unmittelbarer, als Pulci, ging dem Arioſt, der gewiſſermaßen ſein Fortſetzer ward, voran Matteo Maria Bojardo mit ſeinem Orlando innamorato, der aber in ſeiner ernhaften Manier den Italienern, welche in den Ritterepopöen die Ironie liebgewonnen hatten, wenig zuſagte, und ſich nicht nur von Niccolo degli Agoſtini eine Fortſetzung,

Digitized by Google

ſondern auch von Domenichi und ſpäter von Berni eine gänzliche Umarbeitung gefallen laſſen mußte. Gleichzeitig mit dieſen Epikern ſind der Satyriker Bernardo Bellicioni und unzählige Petrarchiſten, als: Francesco Cei, Gasparo Visconti, Agoſtino Staccoli d'Urbino, Seraſino d'Aquila, Antonio Tebaldeo, Bernardo Accolti, ein berühmter Improviſator, der ſich ſelbſt den beſcheidnen Beinamen l'Unico gab, ein Neapolitaner unter dem Namen Notturno, ein Florentiner Chriſtoforo unter dem Namen l'Altiſſimo u. ſ. w. Antonio Fregoſo, mit dem Beinamen Fileremo, ſchrieb ein moraliſch-erotiſches Gedicht, la Cerva bianca, von mittelmäßigem Werthe, ferner Selve und heitere und ſchwermüthige Capitoli. Gian Filoteo Achillini verdient wegen ſeiner wiſſenſchaftlich-moraliſchen Gedichte: il Viridario und il Fedele, ſo wie Cornazzano dal Borſetti wegen ſeines Gedichts über die Kriegskunſt, unter dem lateiniſchen Titel: de re militari, ausgezeichnet zu werden. Als italieniſche Dichterinnen glänzten in dieſem Jahrh.: Battiſta Montefeltro, die Gemahlin Galeazo Malaſpina's, ihre Enkelin Coſtanza, Bianca von Eſte, Domicilla Trivulci, Caſſandra Fedele und zwei Iſotta. Das 16. Jahrh., die Periode der italieniſchen Poeſie, wo der Eifer der Fürſten Italiens und beſonders der Päpſte für Poeſie und Kunſt in Beförderung des Talents auf das herrlichſte wetteiferte, beginnt mit dem herrlichen Arioſt, von deſſen Orlando ſowol, als übrigen Gedichten wir in einem eignen Artikel geſprochen haben. Ihm gegenüber ſuchte Giovanni Giorgio Triſſino (ſ. d. Art.) ohne Erfolg ein ernſtes Epos aufzuſtellen. Sein Werk iſt trocken und nüchtern. Dagegen gefällt Giovanni Ruccellai in ſeinem Lehrgedicht, le Ape, durch Zartheit und Innigkeit. Luigi Alamanni gehört mit ſeinem Lehrgedicht über den Ackerbau (la Coltivazione, ſeinem romantiſchen Epos Girone il Cortese und ſeiner Avarchide (einer im Ganzen verunglückten neuern Iliade) nur unter die Dichter vom zweiten Rang. Sannazar zieht an in ſeiner Arcadia und ſeinen lyriſchen Poeſien durch zarten Sinn und ſchöne Form. Berni ward der Schöpfer einer eignen Gattung, worüber wir auf den beſondern Artikel verweiſen. Unter den Petrarchiſten dieſes Zeitalters ſind einer beſondern Erwähnung würdig: Bembo, Caſtiglione und Molza, ſämmtlich in eignen Artikeln behandelt. Auch iſt es bemerkenswerth, daß Lodovico Domenichi 1559 die vermiſchten Gedichte von funfzig edeln und tugendhaften Frauen herausgeben konnte. Wir nennen unter dieſen nur: Vittoria Colonna, des Ritters Fernando d'Acalo, Marcheſen von Peſcara, zartfühlende Gemahlin. Wegen des geiſtreichen, aber ſo höchſt unſittlichen Pietro Aretino verweiſen wir auf den beſondern Artikel. Bernardo Taſſo erſcheint in ſeinem Ritterepos und noch mehr in ſeinen lyriſchen Poeſien als ein trefflicher Dichter. In jenem ward er nur durch ſeinen Sohn Torquato Taſſo übertroffen. (S. die Art. Beider.) Unendliche Zartheit athmet in Guarini's lyriſchen Tändeleien (Madrigale und Sonette), wiewol er ſeinen höchſten Ruhm dem Paſtor Fido dankt. Gabriello Chiabrera macht als Lyriker Epoche. Zugleich haben wir von ihm mehrere epiſche Gedichte und Schäferſpiele. Der gelehrte Pater Bernardino Baldi gab, außer Sonetten und Canzonen, hundert Apologen in Proſa heraus, nachdem ſchon früher weniger gelungene Verſuche in der äſopiſchen Fabel von Ceſare Paveſi unter dem Namen Targa und von Giammaria Verdizotti gemacht worden. Teofilo Folengi, bekannter unter dem Namen Merlin Coccajo, muß als Erfinder der macaroniſchen Poeſie erwähnt werden. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hatte die Verderbniß des Geſchmacks angefangen und im Fortgange der Zeit immer mehr zugenommen; die Beweiſe davon finden wir im 17. Jahrh.,

das nur wenige Werke, die als Ausnahme angeſehen werden können, hervorgebracht hat. Zuerſt nennen wir Giambattiſta Marino, (ſ. d. Art.) der zum Theil noch dem vorigen Jahrh. angehört, und gleichſam eine eigne Schule bildete, aus der Claudio Achillini, Girolamo Preti, Caſoni und Antonio Bruni als ſeine eifrigſten Bewunderer und Nachahmer ausgehoben zu werden verdienen. Nicht ohne Verdienſt iſt Aleſſandro Taſſoni, deſſen Eimerraub (la Secchia rapita) ein rein komiſches und ſatyriſches Heldengedicht in der zierlichſten Sprache iſt. Franceſco Bracciolini, der in ſeiner Croce racquistata den Taſſo mit nicht ſonderlichem Erfolge nachgeahmt hatte, machte in ſeinem Scherno degli Dei dem Taſſoni die Ehre der Erfindung des komiſchen Epos ſtreitig, kam ihm aber nicht gleich an Feinheit und Zierlichkeit. Zwei ſpätere burleske Heldengedichte, il Malmantile racquistato von Lorenzo Lippi und il Torracchione desolato von Paolo Minucci haben kein anderes Verdienſt, als der reinen toscaniſchen Sprache. Eben ſo wenig haben die Poeſien eines Carlo de' Dottori, Bartolomeo Bocchini, Ceſari Caporali großen poetiſchen Werth. Filicaja gab ſeinen lyriſchen Gedichten durch patriotiſche Geſinnungen Werth und Aufſchwung. Der Graf Fulvio Teſti ward der Horaz ſeiner Nation; ſeine epiſchen Gedichte dagegen blieben Bruchſtücke. Des Malers Salvator Roſa Satyren, derb und bitter, ſind bei der allgemeinen Nüchternheit italieniſcher Poeſie um die Mitte des 17. Jahrh. nicht zu verſchweigen. Der Aufenthalt der Königin Chriſtiana in Rom und ihre Vorliebe für die antike Muſe diente in dem Kreiſe von Dichtern, welche ſie um ſich verſammelte, die mariniſtiſche Überſpanntheit durch eine nüchterne Correctheit zu verbannen. Ihr Übertritt in die katholiſche Kirche war auch Veranlaſſung, daß, wovon früher ſich wenig Spuren zeigten, zum Theil eine geiſtliche Poeſie Mode ward. Aber wol kein Dichter ihrer Umgebung verdient beſondre Erwähnung. Dagegen muß ausgezeichnet werden: Nicolo Forteguerra, der Verfaſſer des Ricciardetto, des letzten Rittergedichts. Rolli, deſſen Lieder und Oden Beifall fanden, überſetzte Milton's verlornes Paradies, und bewirkte zuerſt einige Bekanntſchaft mit der engliſchen Literatur in Italien, während gleichzeitig der franzöſiſche Geſchmack hereinzubrechen begann, welcher beſonders auf die dramatiſche Literatur der Italiener ſeinen Einfluß bewies. Der italieniſche Parnaß erſcheint von nun an immer entvölkerter und bietet nur wenige, der Auszeichnung werthe Namen dar. Der Abt Carlo Innocenzio Frugoni hat, unter einer Menge poetiſcher Werke (meiſtens kalte Gelegenheitsſtücke), Sonetten und Canzonetten gedichtet, unter denen die ſcherzhaften gerühmt werden. Von Mattei gibt es eine gelungene Überſetzung der Pſalmen. Die Schauſpielkunſt (l'Arte rappresentativa) iſt ein bemerkenswerthes Lehrgedicht des Lodovico Riccoboni, der auf einige Zeit das italieniſche Theater in Paris hob. Franceſco Algarotti, der franzöſiſch gebildete Tiſchgenoſſe Friedrichs II., hat in ſeinen Oden, poetiſchen Epiſteln und Überſetzungen ganz die gefällige Leichtigkeit, aber auch die Flachheit der Franzoſen. In der Gattung der äſopiſchen Fabel haben ſich mit Zierlichkeit und Selbſtſtändigkeit, Roberti und Pignotti verſucht. Zwanzig verſchiedene Dichter vereinigten ſich zur Abfaſſung einer komiſchen Volksdichtung unter dem Titel: Bertoldo, Bertoldino und Cacaſenno. In der Weiſe des Anakreon ſang Luigi Savioli von Liebe; ihm ſtehen zur Seite als Lyriker und Erotiker: Gherardo de' Roſſi und Giovanni Fantoni, bei den Arkadiern Labindo genannt. Eine anziehende Schwärmerei herrſcht in den Poeſien des Chevalier Ippolito Pindemonti. Nicht ohne Verdienſt iſt ſein Freund, Aurelio Bertola von Rimini, unter deſſen Ge-

dichten die Fabeln den ersten Platz einnehmen. Clemente Bondi ist liebenswürdig, aber ohne schöpferische Kraft. Dagegen finden wir in Giuseppe Parini, der in seinem Tage des Weltmanns Pope's Lockenraub nachahmte, echte Begeisterung und feines Gefühl. Onofrio Menzoni hat, nicht ohne eigenthümlichen Dichtergeist, sich fast allein auf fromme Poesien beschränkt. Alfieri muß hier genannt werden, wegen seiner Satyren und lyrischen Gedichte, wie auch wegen seiner Etruria vendicata. Der Abt Giambattista Casti zeichnet sich aus durch Zierlichkeit, Witz und Laune. Seine Animali parlanti, ein heroisch-komisches Gedicht, sind reich an satyrischen und belustigenden Zügen; seine Novelle galanti sind wegen ihrer Unsittlichkeit eines Geistlichen nicht würdig. Wir beschließen diese Aufzählung von Namen mit Vincenzo Menti, der einstimmig für Italiens größten Dichter unserer Zeit gilt. Außer seinen dramatischen Arbeiten ist die berühmteste seine Basvigliana, in welcher er den Dante nachahmt. — Von den Improvisatoren haben wir in einem eignen Artikel gehandelt. — Ausführliche Nachrichten über die italienische Poesie, besonders die ältere, findet man in den Werken Crescimbeni's, Quadrio's, Tiraboschi's, ferner in Ginguené's unvollendeter Historie littéraire d'Italie, in Sismondi's Werk De la Littérature du Midi (deutsch mit Zusätzen von L. Hain) und bei Bouterwek, welche beiden Letztern bis auf unsere Zeit reichen. M.

Italienische Sprache. Die Grenzen der italienischen Sprache lassen sich nicht wohl mit Bestimmtheit angeben. Im Norden wechseln gegen die Schweiz, Tirol und die übrigen Nachbarländer die Thäler und Gegenden, wo deutsche, italienische oder auch noch Mundarten der altrömischen Sprache vernommen werden, auf das mannichfaltigste mit einander ab. Setzt doch das Meer keine bestimmten Grenze. Bei der frühen Verbreitung der Italiener auch über die nicht eigentlich italienischen Inseln des Mittelmeers, über die Eilande und Küsten des nahen Griechenlands, wer mag es bestimmen, wo der letzte italienische Laut einheimisch erklinge? In das Dunkel verliert sich ebenfalls die Entstehung dieser schönen Sprache. Die allgemein verbreitete Vorstellung, als sei sie durch Vermischung des Lateinischen, wie wir solches aus den altrömischen Schriftstellern kennen, mit den barbarischen Sprachen zur Zeit der Völkerwanderung entstanden, ist unrichtig. Die römische Sprache, welche der Neuere aus Cicero und Horaz erlernt, war nur Schriftsprache, nicht Sprache des Volks. Letztere mußte, der Erfahrung und Natur der Sache nach, bald mehr bald weniger sich von jener trennen. Bei jener war eine Vermischung mit den Mundarten der Barbaren nicht mehr denkbar, wovon als deutlicher Beweis angesehen werden mag, daß die altrömische Sprache in dem frühern Mittelalter, noch lange vor Wiedererweckung der classischen Literatur, fortdauernd mit einer Reinheit geschrieben ward, welche unter den gegebenen Umständen wahrhaft bewundernswürdig ist. Als nun durch Einwanderung nördlicher Völkerschaften die Sprache des Lebens gänzlich umgestaltet worden, da bildete sich, bei steter Fortdauer der altrömischen Schriftsprache, jenen neuen Volksmundarten gegenüber, auch eine neue Schriftsprache; doch langsam, weil Dichter und Gelehrte, von welchen die letzte ihre Bildung erhalten mußte, sie zum Theil als barbarischen Abfall von dem Lateinischen verachteten und verschmähten. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. In keinem Bezirk Italiens findet sich rein als Volkssprache jenes Idiom, dessen melodischer Wohlklang uns in dem unbedeutendsten italienischen Schriftsteller unwiderstehlich mit fortzieht, und ein Irrthum ist es, wenn Ausländer glauben, Boccaccio's Sprache werde in dem Munde

toscaniſcher Bäuerinnen oder florentiniſcher Laſtträger vernommen. Auch die toscaniſche und florentiniſche Sprechart entfernt ſich durch Eigenthümlichkeiten von der reinen Schriftſprache, welche während der früheſten Jahrhunderte der ital. Literatur, wo ſie in Neapel und Sicilien erblühte, bei Dichtern jener Länder reiner gefunden wird, als in den wenigen gleichzeitigen toscaniſchen Schriftſtellern. Nur der Zufälligkeit, daß die ſpätern großen Häupter italieniſcher Poeſie und Proſa in Florenz geboren wurden, zum Theil auch den noch ſpätern Ermächtigungen toscaniſcher Akademien, namentlich der Crusca, verdankt es dieſe Mundart, daß, ungeachtet ihre rauhen Kehllaute den übrigen Italienern ein Ärgerniß ſind, ſie doch vor allen Sprecharten ihren Antheil an der geſammten Schriftſprache den bedeutendſten nennen darf. Schon Dante, der Schöpfer der italieniſchen Proſa und Poeſie, deſſen Werke reich an Eigenthümlichkeiten verſchiedener Mundarten ſind, behauptet in der Abhandlung de vulgari eloquentia mit beſtimmteſter Deutlichkeit, daß es unzuläſſig ſei, eine Mundart zur Schriftſprache erheben zu wollen. Wenn Dante ferner in der lingua volgare (ſo nannte man die neuere, nach dem Einfalle der Barbaren entſtandene, in den verſchiednen Gegenden Italiens verſchiedne Sprechart) ein vulgare illustre, cardinale, aulicum, curiale unterſcheidet: ſo beweiſt dies wol deutlich, daß ſchon er die gegebene Anſicht hatte. Fernow (röm. Stud. B. 8. No. XI.) zählt 15 verſchiedene Hauptmundarten, unter denen die toscaniſche wieder auf 6 Untergattungen hat. Die Mundarten, in welchen ſich keine literariſche Hervorbringung findet, ſind dabei noch unerwähnt. Denn unter jenen 15 Hauptmundarten hat jede ein oder das andere Werk aufzuweiſen, das den Dialekt, meiſtens bloß um des Verfaſſers Liebe zu ſeiner Geburtsſtadt willen, der eigentlichen Schriftſprache vorzog. Unter den neuern italieniſchen Sprachlehren für Deutſche iſt die beſte von Fernow (Züb. 1816. 2. Aufl.), welcher ſich die von Filippi nähert. Die beſten Wörterbücher haben wir Deutſche von Jagemann, Flathe und Filippi. Dm.

Italieniſches Theater. Bei der durchaus ſubjectiven Richtung, welche die ital. Kunſt ſchon in den früheſten Zeiten nahm, war vorauszuſehen, daß ſie den Foderungen, welche man an dramatiſche Werke macht, wenig genügen werde, und allerdings iſt die dramatiſche Literatur, überhaupt das ganze Theaterweſen Italiens, in einem Zuſtande faſt gänzlicher Nullität. Denn das improviſirte Drama mit ſtehenden Masken (ſ. Masken) verſtößt der herrſchende Ton eben darum, weil es ſo kräftig national iſt, unter die Beluſtigungen der gemeinen Stände, und während dieſe für nichts Sinn haben, als für die Commedia dell' arte, iſt alle Liebe und Begünſtigung der höhern Klaſſen nur auf die Oper gerichtet. So erſcheinen von jeher die dramatiſchen Hervorbringungen der Italiener als eine, ihrer Literatur wie mit Gewalt aufgedrungene Zugabe, und Niemand wird es eine willkürliche Trennung nennen, wenn wir beſonders behandeln, was von der Geſammtheit der ital. Literatur immer geſondert war. Sie gingen von Nachahmungen der Alten aus, dergeſtalt, daß bis zum letzten Viertel des 15. Jahrh. kein Italiener eine Tragödie anders als in lateiniſcher Sprache ſchrieb; und der Orfeo des Angelo Poliziano aus jener Zeit, iſt eine Sammlung dramatiſch an einander gereihter Gedichte von lyriſcher Erfindung und Ausführung; Tragödie bloß dem Namen nach. Die Sophonisbe des Triſſino, den antiken Muſtern in allen Formen, ſelbſt in der Beibehaltung des Chors, möglichſt nachgeahmt, iſt eine, im Einzelnen nicht verwerfliche, aber im Ganzen doch pedantiſche Arbeit, welche man indeß unter Leo X. 1516 vorzüglich genug fand, um ſie in Rom mit großer

Pracht aufzuführen. Nicht nur den Ruccellai (1525) trifft derselbe Tadel gänzlich ermangelnder Selbstständigkeit und dichterischer Schöpferkraft, selbst Tasso leidet in seinem Torrismondo (ungefähr 1595) an derselben Nichtigkeit, obschon einzelne Schönheiten an Tasso's wohl erworbenen Ruhm erinnern. Bei dem fortdauernd falschen Verständnisse und der einseitigen Anwendung aristotelischer Regeln, welche mehrere andere, nicht des Nennens werthe ital. Tragiker ängstlich beobachteten, verdient rühmliche Erwähnung, wie im Anfange des 17. Jahrh. der Graf Prospero Buonacelli den Chor wegzulassen wagte, dem entgegen der Rechtsgelehrte Vincenzo Gravina noch einmal den Versuch machte, Nachahmungen des Seneca, als einzig möglichen Weg zur tragischen Vollendung aufzudringen. Nachdem endlich Mortello zu Anfange des 18. Jahrh. durch Nachahmung des Racine und Corneille das Recht hatte ergreifen wollen (er suchte sogar den französischen Alexandriner einzuführen), glaubte der Literator Maffei in seiner Merope durch die That bewiesen zu haben, wie man auf einem Mittelwege, und ohne Nachahmung des Einen oder der Andern, die Vorzüge des Seneca und des französischen Theaters vereinigen könnte. Bei diesem Mangel eigentlicher Tragödien dürfen wol die ernsthaften Opern, die musikalischen Dramen des Metastasio, geb. 1698, erwähnt werden. Ihre Gattung war schon durch die etwas früheren Bestrebungen des Apostolo Zeno für negative Correctheit in den Opern vorbereitet worden. Der Charakteristik, so wie jedes phantastischen Schwunges gänzlich ermangelnd, befolgen sie stets jene französische Theateranständigkeit, welche bei einem Hofdichter zu Anfange des verwichenen Jahrh. freilich unerlaßlich schien. Aber an zierlicher Eleganz einer wohllautenden Sprache, an musikalischer Weichheit des Ausdrucks für allgemein angenommene Äußerungen der Leidenschaft, besonders der Liebe, dürften sie vielleicht lange unerreichbar bleibleiben. Alfieri, gegen das Ende des 18. Jahrh., bildet in seinen Tragödien den durchgängigen Gegensatz des Metastasio. Ohne Tiefe der Charakteristik, ohne poetischen Glanz der Phantasie, athmen seine Tragödien, welche in steifster Regelmäßigkeit herkömmlicher aristotelischer Regeln gebildet sind, den eisernen Trotz seines altrömischen Gemüthes, welches sich sogar in der undichterischen Einförmigkeit und Starrheit des Dialogs ausspricht. Unter den Nachfolgern Alfieri's, der gewissermaßen eine eigne Dichterschule gebildet hat, sind die verdienstvollsten: Vincenzo Monti von Ferrara, Alessandro Pelopi von Bologna und vornämlich Giambattista Niccolini aus Florenz, dessen Polyxena 1811 gekrönt wurde. Als eine merkwürdige Gattung des ital. Theaters erscheinen die Schäferspiele des Tasso und Guarini, nämlich der Amyntas des erstern, und der getreue Schäfer des letztern. Nur von diesen beiden brauchen wir zu sprechen. Sie haben die Schäferspiele eines Nicolo von Correggio, Agostino Beccari, Cinthio Giraldi, Agostino Argenti und Buonarelli auf immer verdunkelt. Die Vereinigung der süßesten Laute aus dem Theokrit, Anakreon und den Eklogen des Virgil in den wunderschönsten und reinsten italienischen Versen gelang dem Tasso, ohne der Selbstständigkeit seines Genius Abbruch zu thun. In seiner Schäferwelt, welche einzig aus antiken Idyllen genommen zu sein scheint, vernehmen wir die innigsten Laute der Liebe. In den Gesprächen und Klagen seiner Hirtin entfaltet sich der volle Geist moderner Liebe. Doch erscheint Amyntas im Vergleich zu dem getreuen Schäfer als ein Werk gestaltloser Süßigkeit. Sprache und Verse sind gleich schön, allein das Ganze des letztern Gedichtes in seiner wunderbar glücklichen Verschmelzung des romantischen Geistes mit den Formen des antiken Theaters,

Digitized by Google

und auf echt antike Anſichten vom Schickſal gegründet, iſt unendlich tiefer. Vorzüglich die Chorgeſänge ſprechen von den erhabenſten Myſterien der Liebe in den göttlichſten Tönen. In dem Luſtſpiele gingen die Italiener ebenfalls von einer einſeitigen Nachahmung der Alten aus. Denn nicht die großartigen, phantaſiereichen Luſtſpiele des Ariſtophanes waren ihnen Muſter, ſondern die der Römer, des Plautus und des nüchternen Terentius. Dieſe Nachahmungen nannte man, im Gegenſatz zu dem improviſirten Luſtſpiele, Commedie erudite (gelehrte Komödien). Die Luſtſpiele des Arioſt und die Clizia des Machiavelli belegen dies. Des Letztern übrige, allerdings florentiniſch-nationelle Luſtſpiele ſind voll der ärgerlichſten Anſtößigkeiten, und beweiſen, wie einer der ausgezeichnetesten Köpfe aller Zeiten und Völker ohne alle Ahnung jenes höhern und geläuterten Charakters der Komödie ſein konnte, welche wir im Shakſpeare bewundern. Nur des berühmten Verfaſſers wegen erwähnen wir Gli intrighi d' Amore von Taſſo. Die Tancia des jüngern Michael Angelo Buonarotti (1626) iſt, um ihrer feinen florentiniſchen Volksthümlichkeit willen, eins der vorzüglichſten ital. Luſtſpiele, obgleich in ihr wenig Talent zu erkennen iſt. Goldoni, in der letzten Hälfte des 18. Jahrh., ſuchte durch ſeine nüchternen, bürgerlich moraliſirenden Komödien der bei dem Volke beliebten Commedia dell' arte auf einmal ein Ende zu machen. Er iſt, um ihn den Deutſchen in zwei Worten zu charakteriſiren, der ital. Kotzebue, ohne jedoch des Deutſchen leichtes Talent und oft gefälligen Witz zu haben. Ihm entgegen ſuchte Gozzi die improviſirte Volkskomödie durch Veredelung derſelben zu retten. In Luſtſpielen, deren Inhalt aus den bunteſten Mährchen, und in Tragikomödien, deren Inhalt aus Calderon und Moreto, jedoch ohne deren tiefpoetiſche Ausführung, entlehnt war, dialogiſirte er nur die Hauptpartien, und auch dieſe nur in den leichteſten Verſen. In den Nebenpartien, welche eigentlich für die ſtehenden Masken berechnet waren, begnügte er ſich, nur den ungefähren Inhalt anzudeuten, die Ausführung dem improviſirenden Talente des Schauſpielers überlaſſend. Er blieb ohne Nachahmer. Von den neueſten Luſtſpieldichtern verdienen Auszeichnung: Albergati, deſſen Gefangner zu Parma gekrönt wurde, und der eine Menge ergötzlicher Poſſen geliefert hat; der Venetianer Franceſco Antonio Avelloni, mit dem Beinamen il Poetino, ein Nachahmer der Franzoſen; Antonio Simone Sograſi; der Neapolitaner Gualzetti; der Abt Chiari; der Piemonteſer Camillo Federici; der Römer Gherardo de' Roſſi; der Graf Giraud; Giovanni Pindemonti und Andre. A. W. Schlegel ſagt (S. 68. 2r Band der dramatiſchen Vorleſungen): „Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, ſowol die dramatiſche Poeſie als die Schauſpielkunſt ſei in Italien im tiefſten Verfalle. Es ſei noch nicht einmal der Anfang zu einer Nationalbühne gemacht, auch ohne einen gänzlichen Umſchwung in den leitenden Begriffen, keine Ausſicht dazu vorhanden." Dm.

Italieniſche Literatur und Gelehrſamkeit. (Mit Ausſchluß der Poeſie, die in einem eignen Artikel abgehandelt iſt.) — Der Einbruch der Barbaren in Italien hatte dem weſtrömiſchen Reiche ein Ende gemacht und alle bürgerliche Ordnung umgeſtürzt. Eine Folge davon war, daß auch die letzten Funken von Geiſtesbildung erloſchen und eine Zeit der Finſterniß und Unwiſſenheit, wie der Unordnung und Zerrüttung eintrat, aus deren chaotiſchem Gewirr nur langſam und mühſelig die Keime einer neuen Bildung ſich entwickelten.

Erſter Zeitraum. Von Carl dem Großen bis zum Tode Otto's III. 1002. Wohlthätig wirkte Carl der Große als Freund der Ge-

Digitized by Google

lehrſamkeit und Wiederherſteller des Friedens. Wir finden bereits einen Italiener, Petrus, Diaconus von Piſa, als ſeinen Lehrer in der Grammatik genannt. Nicht minder verdient Anerkennung Lothar, der im J. 823 auch König von Italien wurde, und, wie ſein darüber noch vorhandenes Geſetz beweiſt, in vielen Städten die erſten öffentlichen Schulen ſtiftete. Von den Lehrern dieſer Schulen kennen wir nur Dungalus zu Piſa, von dem einſt, als er noch Mönch zu Bobbio war, Carl der Große Aufſchluß über zwei Sonnenfinſterniſſe begehrte, und unter deſſen Namen noch verſchiedene Schriften vorhanden ſind. Lothar's Beiſpiel ward vom Papſt Eugen II. im Kirchenſtaate nachgeahmt. Indeß war der Erfolg dieſer an ſich ſo nützlichen Einrichtungen nur gering, denn es fehlte an tüchtigen Lehrern, und die ſpätern Carolinger und Päpſte lieſſen die kaum gegründeten Bildungsanſtalten wieder in Verfall gerathen. Dazu kamen die verderblichen Einfälle der Saracenen und Ungarn in Italien und innere Kriege. Wenige Männer ragen in dieſem traurigen Zeitraume durch ihr Wiſſen hervor. In geiſtlicher Gelehrſamkeit zeichneten ſich aus die Päpſte Hadrian I., der oben genannte Eugen II., Leo V., Nicolaus I. und Sylveſter II., ferner die Biſchöfe Paulinus, Patriarch von Aquileja, (ſeine Werke, Venedig 1737), Theodolphus, Biſchof von Orleans (ſeine Werke, Paris 1646), beide Zeitgenoſſen Carls des Großen, die beiden mailändiſchen Erzbiſchöfe Petrus und Adelbertus, Marentius, Patriarch von Aquileja, und endlich die beiden Äbte des Kloſters Monte Caſino, Autpertus und Bertarius. Unter den Geſchichtſchreibern dieſer Zeit, die, wenn auch in einer rohen und barbariſchen Schreibart, uns höchſt wichtige Nachrichten mitgetheilt haben, ſind die bedeutendſten: Paulus Warnefried, mit dem Beinamen Diaconus, Verfaſſer mehrerer Schriften, beſonders einer Geſchichte der Longobarden, ſodann die Fortſetzer des genannten Werks, Erchempertus und die zwei Ungenannten von Salerno und Benevento; ferner ein Prieſter von Ravenna, Namens Agnellus (auch Andreas), der eine Geſchichte der Biſchöfe von Ravenna ſchrieb; Andreas von Bergamo, Verfaſſer einer Chronik Italiens von 868 bis 875; Anaſtaſius, Bibliothekar der römiſchen Kirche, wichtig durch ſeine Lebensbeſchreibungen der römiſchen Biſchöfe, und Liutprandus von Pavia, Verfaſſer einer Geſchichte ſeiner Zeiten.

Zweiter Zeitraum. Vom Tode Otto's III., 1002 bis zum koſtnitzer Frieden 1183. Auch in dieſem Zeitraume war der Zuſtand Italiens dem Gedeihen der Wiſſenſchaften nicht günſtig. Die italieniſchen Städte kämpften gegen die Kaiſer um ihre Freiheit, der Streit der geiſtlichen und weltlichen Macht war nicht minder verderblich. Die Kaiſer verweilten nicht lange in Italien, und erſchienen nur, um zu züchtigen und zu zerſtören. Die mit dem Ende des 11. Jahrh. beginnenden Kreuzzüge, ſo wohlthätig ſie in ihren Nachwirkungen waren, dienten in ihren nächſten Folgen doch nur, die allgemeine Noth und Zerrüttung zu vermehren. Von den Päpſten trafen indeß der herrſchſüchtige Gregor VII. und Alexander III. Verfügungen zu Verbeſſerung der Schulen, die Abſchriften alter claſſiſcher Werke wurden vermehrt und einzelne Männer gaben ſich Mühe, Bücher zu ſammeln. Unter den gelehrten Theologen dieſes Zeitraums verdienen genannt zu werden: Fulbert, Biſchof von Chartres, ein geborner Römer; die beiden berühmten Erzbiſchöfe von Canterbury, Lanfrancus, und deſſen Schüler Anſelmus Petrus Lombardus, Lehrer der Theologie zu Paris, und am berühmteſten durch ſeine vier Bücher Sententiarum; ferner Petrus Damianus; der Kardinal Albericus; Bruno, Biſchof von Segni; Anſelmus, Biſchof von Lucca; Petrus Groſſolanus oder Chryſolaus, Erzbiſchof von Mailand;

Digitized by Google

und Bonizone, Bischof zu Sutri, später zu Piacenza. Alle haben uns Schriften hinterlassen, bei denen wir jedoch nicht verweilen. In der Philosophie, oder vielmehr Dialektik, zeichneten sich außer den genannten Lanfrancus und Anselmus aus: Gerardus von Cremona, der zu Toledo lehrte, und unter andern die Werke des Avicenna und den Almageſt des Ptolomäus aus dem Arabischen in's Lateinische übersetzte, und Johannes der Italiener, der zu Konstantinopel den Plato und Aristoteles erklärte und Unterricht in der Disputirkunst gab. Die Musik erfuhr eine gänzliche Umwandelung durch Guido von Arezzo. Für die Arzneiwissenschaft ward mit dem Ende des 10. Jahrh. die Schule zu Salerno eine treffliche Pflegerin. Die dortigen Aerzte scheinen sich zuerst durch die Schriften der Araber gebildet zu haben. Das älteste Denkmal der salernitanischen Schule sind gewisse, in leoninischen Versen abgefaßte, diätetische Regeln unter dem Titel: Medicina Salernitana oder de conservanda bona valetudine. Mehrere Ärzte, theils in Salerno, theils in der Nachbarschaft, haben sich in dieser Zeit durch Schriften bekannt gemacht, namentlich Matthäus Platearius, Saladinus von Ascoli (letzterer durch ein Compendium von den aromatischen Arzneimitteln) und verschiedne Mönche, die wir übergehen. Die Rechtswissenschaft erwachte mit der Freiheit der Städte zu neuem Leben nnd ward ein Gegenstand allgemeiner Beschäftigung. Durch ganz Italien gab es Schulen, in welchen sie gelehrt wurde, namentlich zu Modena, Mantua, Padua, Piacenza, Pisa, Mailand und vor allen zu Bologna, wo Yrnerius, der dieser Stadt den Beinamen der gelehrten erwarb, die römischen Gesetze lehrte und erklärte, und aus den weitschichtigen Pandecten verborgne Schätze zu Tage förderte. Viele ausgezeichnete Rechtsgelehrte aus dieser Zeit könnten wir namhaft machen, begnügen uns aber, nur den berühmten Gratian anzuführen, der zuerst die Kirchengesetze (in seinem Decretum sive Concordia Canonum discordantium) zum gerichtlichen Gebrauch ordnete, und als der Stifter des kanonischen Rechts anzusehen ist. Obgleich in allem, was den Geschmack anlangte, die größte Barbarei noch fortdauerte, so gab es doch schon einzelne Männer, die sich durch Studium der griechischen und lateinischen Sprache den Weg zu den Alten bahnten und ihre Schreibart nach ihnen zu bilden suchten. Zu ihnen gehörte Papias, einer der ersten, die lateinische Wörterbücher schrieben. Das 11. und 12. Jahrh. haben viele Geschichtschreiber aufzuweisen, deren Werke zwar ohne Zierlichkeit, aber doch klar und deutlich abgefaßt sind. Dahin gehören Arnolphus, die beiden Landolphus, Sire Raul, Otto Morena und dessen Sohn Acerbus, Godofredus Malaterra und mehrere Chronikenschreiber und Verfasser von Klostergeschichten, wegen deren Namen und Werke wir auf Muratori's unschätzbare Sammlung verweisen.

Dritter Zeitraum. Vom kostnitzer Frieden, 1183, bis zum Ende des 13. Jahrh. Mit diesem Zeitraume beginnt die Literatur Italiens ein erfreulicheres Ansehn zu gewinnen; hatte man bisher nur in barbarischem Latein geschrieben: so fing man jetzt an, auch Versuche in der, freilich noch lallenden Sprache des Volks (lingua volgare) zu machen. Die Poesie ging darin, wie immer, der Prosa voran. Die Dialektik und Philosophie gewannen an Ausbildung, und wie die Wissenschaften an Festigkeit und Umfang zunahmen, ward auch ihr innerer Zusammenhang sichtbarer. Die Kreuzzüge hatten zu neuen Kenntnissen geführt, und überhaupt dem Geiste einen höhern Schwung gegeben. Trotz der innern Kriege Italiens konnte die Geistesbildung gedeihen, da Fürsten und Republiken mit einander wetteiferten in Begünstigung der Gelehrten und in Begründung neuer Schulen und Lehranstalten. Große

Verdienſte erwarben ſich die beiden Kaiſer, Friedrich I. und II. Erſterer beförderte vornämlich die Rechtswiſſenſchaft und ſtiftete Schulen, Letzterer war ſelbſt Gelehrter, beſaß ausgebreitete Sprachkenntniſſe und ſtiftete überall im ſüdlichen Italien öffentliche Schulen. Sein und ſeines Sohnes Manfredi Hof zu Palermo war ein Sammelplatz von Gelehrten. Wir beſitzen (außer einigen italieniſchen Gedichten) von ihm ein Werk über die Naturgeſchichte der Vögel. Sein gelehrter Kanzler Pietro delle Vigne (Petrus de Vineis) war von gleichem Geiſte beſeelt, und vertraut mit der Rechtswiſſenſchaft und der Leitung politiſcher Geſchäfte. Von ihm iſt außer ſechs Büchern Briefe noch eine Sammlung ſicilianiſcher Geſetze vorhanden. Unter den Päpſten waren mehrere gründliche Gelehrte und zeichneten ſich aus als Schriftſteller, namentlich Innocenz III., Innocenz IV., Urban IV. Der Flor der Univerſität Bologna ſtieg immer höher; ſie zählte zu Anfang des 13. Jahrh. 10,000 Schüler aus allen Ländern Europa's; mit ihr wetteiferten Padua, Arezzo, Vicenza, Neapel u. a. m. Die vorzüglichſten Theologen dieſes Zeitraums waren: Thomas von Aquinum, der Franziskaner Bonaventura und Egidio Colonna, alle drei Verfaſſer ſehr zahlreicher Schriften. In der Philoſophie begann für Italien in dieſem Zeitraume eine neue Epoche, indem jetzt die Schriften des Ariſtoteles den Italienern bekannt wurden, zum Theil freilich in ſehr entſtellter Geſtalt. Thomas von Aquinum commentirte ſie auf Befehl des Papſtes, und ließ ſie theils aus dem Griechiſchen theils aus dem Arabiſchen neu überſetzen. Brunetto Latini nahm die Ethik des Ariſtoteles im Auszug in ſeinen Tesoro auf, ein Werk, das urſprünglich franzöſiſch geſchrieben iſt, und als eine Encyklopädie aller damaligen Kenntniſſe merkwürdig iſt. Die Mathematik und Aſtronomie, verbunden mit Aſtrologie, fanden verſchiedene Bearbeiter. Campano, der gelehrteſte Geometer und Aſtronom ſeiner Zeit, ſchrieb unter andern einen Commentar zum Euklides. Nächſtdem nennen wir Lanfranco, Leonardo von Piſtoja und Guido Bonatti, das Haupt der damaligen Aſtrologen. In dieſe Zeit fällt die Erfindung der Brillen und der Magnetnadel. Für die Medicin war die ſalernitaniſche Schule der Mittelpunkt; ſie hatte an Pietro Muſandino, Matteo Plateario, Mauro und Andern geſchickte Lehrer. Aber auch außer Salerno gab es ausgezeichnete Aerzte. Dahin gehören Ugo von Lucca, der Florentiner Taddeo (der unter andern die Aphorismen des Hippokrates und einige Schriften des Galenus commentirte), Simon von Genua (Verfaſſer der Clavis Sanitatis, die man als das erſte Wörterbuch der Arznei- und Kräuterkunde anſehen kann) u. A. Noch glücklichere Fortſchritte machte die Wundarzneikunſt durch Männer wie Ruggieri von Parma (der eine Practica Medicinae ſchrieb) und deſſen Landsmann und Zeitgenoſſe Rolando (Verfaſſer einer Chirurgie, welche vier der vornehmſten ſalernitaniſchen Aerzte commentirten) Bruno, Teodorico, Guglielmo von Saliceto und Lanfranco, von denen wir ebenfalls Werke über die Chirurgie beſitzen. Keine Wiſſenſchaft aber wurde im 13. Jahrh. eifriger und glücklicher bearbeitet, als die Rechtswiſſenſchaft. Ferrara, Modena, Mailand, Verona und andre lombardiſche Städte veranſtalteten Geſetzſammlungen, denen ein Dominikaner von apoſtoliſcher Begeiſterung, der für einen Wunderthäter galt, Johannes von Vicenza, gleichſam göttliche Beſtätigung gab. Die vornehmſten Rechtsgelehrten dieſer Zeit waren: Azzo von Bologna (deſſen Summae über die Inſtitutionen und Apparatus ad Codicem auch gedruckt ſind); Ugolino del Prete, auch ein Bologneſer, (der die von Anſelmus von Orto geſammelten Lehngeſetze und Verordnungen der neuen Kaiſer dem Corpus Juris einverleibte) Accorſo, ein Florenti-

Digitized by Google

ner (der sich dadurch, daß er die besten Glossen seiner Vorgänger sammelte und einige hinzufügte, den Beinamen Glossator erwarb) Odofredo (Verfasser eines Commentars über den Coder und die Digesten) u. s. w. Im kanonischen Rechte hatte bisher Gratian's Sammlung als Richtschnur gegolten. Zu dieser kamen jetzt die vier verschiednen Sammlungen des Bernardo von Pavia, des Pietro Collivaccino u. s. w., welche als Gesetzbücher angesehen wurden, bis die durch Gregor IX. veranstaltete Sammlung, die noch jetzt den größten Theil des kanonischen Rechts ausmacht, die früheren verdrängte; zu dieser fügte Bonifaz VIII. 1298 noch das sechste Buch der Decretalen hinzu. Ohne bei den vornehmsten Kanonisten zu verweilen, gehen wir zu den Geschichtschreibern über, die größtentheils mit gefälliger Einfalt und Aufrichtigkeit erzählen. Die wichtigsten waren: Goffredo von Viterbo (eigentlich ein Deutscher, schrieb eine Chronik von Erschaffung der Welt bis 1168, unter dem Titel Pantheon); Sicardus (Verfasser einer ähnlichen Chronik); Giovanni Colonna (Verfasser einer allgemeinen Geschichte, unter dem Titel Mare Historiarum), Riccobaldi (Verfasser eines gleichen Werks, Pomarium betitelt); ferner die Sicilianer Riccardo von St. Germano (erzählt mit vieler Treue die Geschichte von 1189 bis 1243), Matteo Spinello (dessen Geschichtserzählung von 1247 bis 1268 reicht und das erste gelehrte Werk in italienischer Prosa ist), Niccolo di Imsilla, Saba Malaspina und Bartolomeo da Neocastro (deren Werke Muratori mittheilt). Florenz hatte seinen ersten Geschichtschreiber an Ricordano Malaspini. Die Geschichte von Mailand schrieben Filippo von Castelseprio und der Dominikaner Stephanardo von Vimercate, und so hatte fast jede Provinz und Stadt ihren Chronisten, deren Namhaftmachung aber hier zu weit führen würde. Die Grammatik, welche damals die schönen Wissenschaften umfaßte, war bisher vernachlässigt worden, im 13. Jahrh. fand aber auch sie Bearbeiter und Lehrer, als Buoncompagno, Bertoluccio, Galeotto (welcher italienisch schrieb und Cicero's rhetorische Bücher in diese Sprache übersetzte), und vor allen Brunetto Latini, Dante's Lehrer, der schon erwähnt worden, und von dem wir, außer dem ebenfalls schon erwähnten Tesoro, noch verschiedne andre Werke in Prosa haben, als la Rettorica di Tullo, de Vizi e delle Virtù u. s. w. Am Schlusse dieses Zeitraums müssen wir noch des berühmten Reisenden Marco Polo, so wie seines Vaters Matteo und seines Oheims Nicolo, erwähnen. Sie gehören zu den Ersten, welche weite und vieljährige Reisen durch Asien, und diesen Welttheil ihren Landsleuten bekannter gemacht haben.

Vierter Zeitraum. Von 1300 bis 1400. Mitten unter Kämpfen und äußern Zerrüttungen machten die Wissenschaften immer weitere Fortschritte. Während die Kaiser vergeblich bemüht waren, Italien zu beruhigen und ihrer Gewalt zu unterwerfen, bildeten sich die einzelnen Herrschaften und Fürstenthümer aus, und die an die Spitze getretenen Männer wetteiferten mit einander in Begünstigung der Gelehrten. Allen that es hierin König Robert von Neapel zuvor; nächstdem die Herren della Scala zu Verona, das Haus Este zu Ferrara, die Gonzaga zu Mantua u. s. w. Die Zahl der Universitäten nahm zu, und viele derselben, wie zu Padua, Neapel, Pisa, Pavia, erreichten eine schöne Blüthe, wiewol Bologna, früher die wichtigste von allen, in Verfall gerieth. Die Bibliotheken wurden wichtiger und bereichert mit den Werken der Alten, die man aus der Vergessenheit hervorzog. Männer, wie Petrarca und Boccaccio erwarben sich durch ihre Forschungen und Studien bleibende Verdienste als Wiederhersteller der Gelehrsamkeit. Beide sammelten nicht nur Bücher, sondern ersterer auch römische Münzen. Durch

die Erfindung des Papiers wurde die Vervielfältigung der claſſiſchen Muſter noch mehr befördert. Bald aber mußte man ihre Entſtellung und Verſtümmelung durch unwiſſende Abſchreiber erkennen; es bedurfte der Kritik, ſie wieder herzuſtellen, und ſchon Coluccio Salutato machte durch Vergleichung mehrerer Handſchriften einen Anfang in dieſer Kunſt und empfahl ſie Andern. Die Gottesgelahrtheit ward von unzähligen ſcholaſtiſchen Theologen bearbeitet, aber durch die meiſten mehr verdunkelt als aufgeklärt. Ehrenvolle Ausnahmen machen, unter andern, die wir, da ſie wenig oder nichts geſchrieben haben, übergehn, Albert von Padua, Gregor von Rimini, Michael Aiguani von Bologna, Bartolommeo Caruſio von Urbino, Aleſſandro Faſſitelli, welche ſämmtlich zu Paris lehrten, ferner Porchetto de'Salvatici von Genua, Ranieri von Piſa oder von Ripalta, Jacob Paſſavanti, Simon von Caſcia, Petrus von Aquila, Bonaventura da Peraga, Marſilio Raimodini von Padua und Lodovico Marſigli. Die Philoſophie, welche einzig aus den vielfältig entſtellten Werken des Ariſtoteles und ſeinem arabiſchen Commentator Averroes, deſſen fehlerhafte Auslegungen zuerſt durch den Servitenmönch Urban von Bologna bekannt und wiederum ausgelegt und erläutert wurden, war höchſt verworren und finſter. Der einzige philoſophiſche Schriftſteller, der dieſem Zeitalter zur Ehre gereicht, iſt der berühmte Petrarca, der mehrere lateiniſche Werke über Gegenſtände der Moral ſchrieb, z. B. de remediis utriusque fortunae, de vita solitaria, de contempta mundi, de ignorantia sui ipsius et aliorum und andere. Was außerdem im Fache der Moral geſchrieben wurde, verdient nur wegen der Reinigkeit der italieniſchen Sprache Erwähnung, z. B. die ammaestramenti degli Antichi volgarizzati von Bartolommeo von Piſa. Von den mathematiſchen Wiſſenſchaften wurde die Aſtronomie und mit ihr die Aſtrologie am meiſten bearbeitet. Die namhafteſten Gelehrten, die ſich ihnen widmeten, waren Pietro von Abano und Cecco von Aſcoli, jener durch ſeinen Conciliator, in welchem die verſchiedenen Meinungen berühmter Aerzte und Philoſophen, dieſer durch ein aſtrologiſches Werk, durch ein Buch von der Sphäre und durch ſein Gedicht Acerba, für welche er als Ketzer verbrannt wurde, am meiſten bekannt; ferner Andalone del Nero, der große Reiſen zur Erweiterung ſeiner aſtronomiſchen Kenntniſſe machte, und von Boccaccio als der größte Aſtronom ſeiner Zeit geprieſen wird, und Paolo, mit dem Beinamen Geometra, von dem Villani erzählt, daß er mittelſt von ihm erfundner Inſtrumente die Geſetze der Bewegung der Geſtirne berichtigt, und zuerſt einen Kalender geſchrieben, und von dem Boccaccio anführt, daß er Maſchinen, welche alle himmliſchen Bewegungen vorſtellten, gefertigt habe. Jacopo Dondi und deſſen Sohn Giovanni erwarben ſich Ruhm und den Beinamen dall' Orologio durch eine kunſtreiche Uhr, die nicht nur die Stunden, ſondern auch den Lauf der Sonne, des Mondes und der Planeten, und die Monate, Tage und Jahresfeſte anzeigte. Auch ein Schriftſteller über den Ackerbau trat in dieſem Zeitraume auf, Pietro de Creſcenzi, ein Bologneſer. Er ſchrieb ſein noch jetzt anziehendes Werk lateiniſch; aber noch in demſelben Jahrh. erſchien davon eine durch Sprache und Styl ſehr ausgezeichnete italieniſche Überſetzung. Für die Arzneikunde waren fortwährend eine Menge von Gelehrten thätig; dennoch befand ſie ſich noch in höchſt unvollkommnem Zuſtande, und verdient wenigſtens zum Theil die Verachtung, womit Petrarca ſie anſah. Die berühmte Schule zu Salerno war in Verfall. Allgemein galten die Araber als Muſter und Lehrer. Zu den berühmteſten Ärzten jener Zeit gehörten der Florentiner Dino del Garbo, der einige Schriften des Avicenna und Hippo-

Digitized by Google

krates, wie auch die Liebescanzone des Guido Cavalcanti commentirte, und über die Chirurgie u. s. w. schrieb; dessen Sohn Tommaso, Petrarca's Freund, der außer einer Summa der Arzneiwissenschaft eine Anweisung, wie man sich bei der Pest verhalten müsse, schrieb, und Galen's Bücher vom Unterschied der Fieber und von der Zeugung erläuterte; Torrigiano Rustichelli, der über Galen's kleinen Apparat schrieb; Gentile von Foligno, Jacopo von Forli, Marsilio von Santa Sofia und Andere, deren Schriften vergessen sind, endlich Mundino aus Bologna gebürtig, der zuerst ein vollkommnes Werk über die Anatomie schrieb, das sich zwei Jahrh. hindurch in Ansehn erhielt. In der Rechtswissenschaft glänzten mehrere ausgezeichnete Männer. Vor allen zeichneten sich als Schriftsteller aus im Civilrecht: Rolando Placiola; Alberto von Gandino (schrieb de maleficiis); Oldrado da Ponte (schrieb Consilia und Quaestiones); Jacopo von Belfiso (schrieb unter andern vom Lehen); Francesco Ramponi (erläuterte einige Bücher des Codex); Cino von Pistoja (s. d. A.) und die beiden berühmtesten Rechtslehrer dieses Zeitalters, Bartolo und Baldo; im kanonischen Recht aber, das durch die clementinischen Decretalen und Extravaganten erweitert wurde, glänzte als der vorzüglichste der Florentiner Giovanni d'Andrea, der die sechs Bücher der Decretalen commentirte und mehrere verdienstvolle Schüler bildete, die wir jedoch, so wie andere namhafte Kanonisten, hier übergehn müssen. Auf die Geschichte hatte die zunehmende Bekanntschaft mit den Werken der Alten den günstigsten Einfluß; sie ward von einer Menge Irrthümer und Fabeln befreit. Großes Verdienst erwarben sich um sie Petrarca und Boccaccio, welche (in lateinischer Sprache) mehrere geschichtliche Werke schrieben, jener vier Bücher Rerum memorandarum, und Lebensbeschreibungen berühmter Männer, dieser de Genalogia Deorum; de casibus virorum et feminarum illustrium; de claris mulieribus; de montium, silvarum, lacuum, fluminum, stagnorum et mariumnominibus. Ihnen schließt sich eine lange Reihe von Verfassern allgemeiner Geschichten und Chroniken an, unter denen wir als die wichtigsten auszeichnen: Benvenuto von Imola (schrieb eine Kaisergeschichte von Julius Cäsar bis Wenzel und commentirte den Dante), Francesco Pipino aus Bologna (schrieb eine Chronik vom Anfang der fränkischen Könige bis 1314) und Guglielmo von Pastrengo, Verfasser der ersten allgemeinen Bibliothek von den Schriftstellern aller Nationen, worin sich eine für jene Zeit bewundernswürdige Belesenheit zeigt; ferner die Florentiner Paolino di Piero, Dino Compagni und die Villani, (s. d.) welche zugleich zur Bildung ihrer Muttersprache mächtig beitrugen; der Venetianer Andrea Dandolo (schrieb eine schätzbare lateinische Chronik seiner Vaterstadt von Christi Geburt bis 1342) und sein Fortsetzer bis 1388, Rafaele Caresino; der Paduaner Albertino Musato (schrieb in gutem Latein mehrere Geschichtswerke, theils in Prosa, theils in Versen), und Andere, wegen deren Namen und Werke wir aus Mangel an Raum auf Muratori's Sammlung verweisen. Dem Studium fremder Sprachen stand in diesem Zeitraum immer noch als größtes Hinderniß der Mangel an tüchtigen Lehrern entgegen. Zwar befahl Clemens V. die Errichtung von Lehrstühlen für die morgenländischen Sprachen, nicht nur in den Residenzstädten, sondern auch auf mehrern Universitäten des In- und Auslandes; aber dieser Befehl scheint nicht befolgt worden zu sein. Mehr geschah, besonders durch Petrarca und Boccaccio, für die griechische Literatur, als deren größte Kenner die beiden Calabresen Barlaam und Leonzio Pilato genannt werden. Zu Florenz wurde der erste Lehrstuhl der griechischen Sprache errichtet, und auf Boccaccio's Betrieb dem Leon-

zio Pilato ertheilt. In diesen Zeitraum fallen auch die ersten italienischen Novellen und Romane. Die älteste vorhandne Novellensammlung sind die s. g. Cento novelle antiche, kurze, höchst einfache Erzählungen von unbekannten Verfassern. Auf diese folgten Boccaccio mit seinem Decameron und seiner Fiammetta, durch welche er der eigentliche Schöpfer der italienischen Prosa in ihrer ganzen Fülle, Üppigkeit und Gewandtheit ward (s. Boccaccio), ferner dessen Nachahmer Francesco Sacchetti, Verfasser einer Novellensammlung, und Ser Giovanni, Verfasser des Pecorone; beide jedoch dem Boccaccio weit nachstehend. Auch der größte Dichter Italiens, Dante, muß hier genannt werden, einmal wegen seiner italienischen Werke, der Vita nuova und des Convito, dann auch wegen seiner lateinisch geschriebenen Bücher de monarchia und de vulgari eloquentia. (S. Dante). An letzteres schließt sich des Antonio da Tempo Buch de rhythmis vulgaribus, das, wie jenes die italienische Prosa und die verschiednen Gattungen des Styls, den italienischen Vers, jedoch sehr dürftig behandelt. Überhaupt machten Grammatik und Wohlredenheit durch das Studium der Alten bedeutende Fortschritte. Man übersetzte und erklärte nicht nur die Muster des Alterthums, sondern auch für die Erklärung des Dante ward zu Florenz ein eigner Lehrstuhl gestiftet. Dennoch sind der gelungenen Proben rednerischer Beredtsamkeit wenige, und wir können sie billig übergehn. — Unter den Reisebeschreibern dieses Jahrhunderts nehmen Petrarca und der Minorit Odorico von Pordenone die erste Stelle ein. Jener machte unter andern eine Reise nach Deutschland, und gibt davon in seinen Briefen anziehende Nachrichten, auch schrieb er für einen Freund einen Reisewegweiser nach Syrien, Itinerarium Syriacum, ohne selbst dort gewesen zu seyn; dieser durchwanderte als Heidenbekehrer einen großen Theil Asiens, und lieferte nach seiner Rückkehr eine Beschreibung dieser Reisen, welche man bei Ramusio findet, aber leider so entstellt, daß man den Angaben wenig vertrauen darf.

Fünfter Zeitraum. Von 1400 bis 1500. In diesem Jahrh. reifte trotz der fortwährenden innern Unruhen die italienische Literatur ihrer schönsten Blüthe entgegen. Zwei Ereignisse wirkten besonders wohlthätig darauf hin; einmal die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, in deren Folge sich viele gelehrte Griechen nach Italien flüchteten, und viele Kenntnisse dort verbreiteten; dann der glückliche Wachsthum des Hauses Medici in Toscana, das vor allen andern Künste und Wissenschaften begünstigte, und mit dem die Visconti, Sforza, Este, die Könige von Neapel, die Markgrafen von Mantua und von Montferrat, die Herzoge von Urbino und andere Fürsten, Päpste, Magistrate und Privatpersonen würdig wetteiferten. Ohne bei den Universitäten zu verweilen, führen wir nur an, daß zwei neue, zu Turin und Parma, hinzukamen. Schon im vorigen Jahrh. war eine Akademie für die Dichtkunst entstanden, jetzt entstanden auch wissenschaftliche Akademien. Die erste dieser Art stiftete der große Cosmus zu Florenz zur Erneuerung der platonischen Philosophie; ähnliche Vereine bildeten sich zu Rom, zu Neapel, und unter dem gelehrten Albus Manutius zu Venedig. Durch Männer, wie Guarini von Verona, Giovanni Aurispa und Francesco Filelfo wurden die Werke der Griechen immer mehr an's Licht gezogen; andre waren für die römische Literatur nicht minder eifrig bemüht. Öffentliche und Privatbibliotheken wurden an vielen Orten angelegt. Alles dies ward unendlich befördert durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, die in Italien sich schnell verbreitete und vervollkommnete. Wie die alte Literatur immer allgemeiner studirt wurde, zogen auch die Alterthü-

mer immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich. Besonders machte sich Ciriaco von Ancona um sie verdient. Von den vielen gelehrten Theologen dieser Zeit ist doch keiner so ausgezeichnet, daß er genannt zu werden verdiente. Wir begnügen uns daher, Nicolao Malermi oder Malerbi zu erwähnen, welcher zuerst die ganze Bibel in's Italienische übersetzte, ferner Bonino Mombrizio, der die Lebensgeschichten der Märtyrer sammelte, und Platina, der mit großer Gelehrsamkeit und nicht ohne Kritik die Geschichte der Päpste in einem zierlichen und kraftvollen Style schrieb. Das Studium der Philosophie bekam, besonders seit der Ankunft der Griechen in Italien, einen höhern Schwung. Schon vorher machten sich Paolo Veneto durch eine Logik oder Dialektik und durch seine Summulae rerum naturalium, worin er des Aristoteles Physik und Metaphysik erläutert, und mehrere Andre in der Philosophie berühmt. Unter den Griechen, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrh. nach Italien flüchteten, war einer der vornehmsten Johannes Argyropulos, zu dessen Schüler Lorenz von Medicis, Donato Acciajoli und Politian, gehören. Ohne sich in Streitigkeiten einzulassen, erklärte er den Aristoteles und übersetzte verschiedne Werke desselben. Aber nach ihm erregte Georgius Gemistus, auch Pletho genannt, einen hartnäckigen Streit über den Vorzug des Aristoteles oder Plato. Er selbst, der über den Plato las, verhöhnte den Aristoteles und dessen Verehrer. Georgius Scolarius, nachher Patriarch zu Konstantinopel, antwortete nachdrücklich und reizte dadurch den Pletho zu einer noch derbern Erwiederung. Der berühmte Theodor Gaza, der Kardinal Bessarion und Georgius von Trapezunt nahmen an dem Streite Theil. Dagegen blieben die Verehrer des Plato zu Florenz ruhige Zuschauer. Hier blühte die von Cosmus gestiftete platonische Akademie fort. Zwei treffliche Männer, Marsilius Ficinus und Johannes Picus von Mirandola, dienten ihr zur besondern Zierde. Jener übersetzte die Werke des Plato in's Lateinische und schrieb über die Philosophie des Plato und der Platoniker, von diesem haben wir in einem eignen Artikel gesprochen. Von ihren Nachfolgern waren die vorzüglichsten A. Poliziano und Christoforo Landino. Was die mathematischen Wissenschaften betrifft, so war die Astronomie noch immer mit Astrologie gemischt. Zu den gelehrtesten damaligen Astronomen gehörte Giovanni Bianchino, dessen astronomische Tafeln vom Lauf der Planeten mehrmals gedruckt worden; Domenico Maria Novara, nennenswerth als Lehrer des großen Kopernikus, und vor allen Paolo Toscanello, berühmt durch das von ihm in der Domkirche zu Florenz verfertigte Gnomon. Nächstdem lebten auch die Geometrie, Arithmetik, Algebra, Architektur, Kriegskunst und Musik in Italien wieder auf. Einer der Wiederhersteller der Arithmetik und Geometrie war Luca Pacioli von Borgo S. Sepulcro, wie seine mannichfaltigen Schriften beweisen. Ueber die Baukunst schrieb eben so schön, als gründlich Leone Battista Alberti, der Verfasser noch andrer schätzbaren Schriften. Der erste Schriftsteller über die Kriegskunst war Roberto Valturio von Rimini. Für die Musik stiftete Ludwig Sforza zuerst eine öffentliche Schule zu Mailand, und stellte als Lehrer den Franchino Gafurio an, von dem wir mehrere Werke besitzen, als eine Theorie der Musik, ein Werk über die praktische Tonkunst, und eine Abhandlung von der Harmonie musikalischer Instrumente. Die Arzneikunde ward im Verhältniß zu der Menge der Ärzte nur wenig gefördert und bereichert; man begnügte sich mehr, die Beobachtungen der Vorgänger zu sammeln. Antonio Cermisone schrieb praktische Consilia; Bartolommeo Montagna Consilia medica und drei Bücher von den Bädern zu Padua; Giovanni di Concorreggio eine Praxis

nova totius fere medicinae u. ſ. w., Giovanni Marliano (zugleich ein geübter Mathematiker und Philoſoph) einen Commentar über den Avicenna. Andre übergehen wir und nennen nur noch als hauptſächlich verdient um die Anatomie: Gabriel Zerbi, Aleſſandro Achillini und Nicolao Leoniceno, welcher letztre in einem eignen Werke die Fehler der Alten rügte und vielleicht zuerſt de morbo gallico ſchrieb. Die bürgerliche Rechtswiſſenſchaft ſtand immer noch in hohem Anſehn. In ihr zeichneten ſich durch Schriften aus: Chriſtoforo di Caſtiglione und deſſen Schüler Rafaello de Raymondi und Rafaello de Fulgoſi (ſie ſchrieben Consilia und Erläuterungen der Digeſten), Giovanni von Imola, (commentirte den erſten Theil des Digestum novum), Paolo von Caſtro (ſchrieb Erläuterungen über den Codex und die Digeſten), Pietro Filippo Corneo (hinterließ rechtliche Consilia), Antonio von Pratovecchio (verbeſſerte das Lehnrecht und ſchrieb unter andern ein Lexicon juridicum), Angelo Gambiglione (ſchrieb de maleficiis u. ſ. w.), der große Franceſco Accolti von Arezzo; Aleſſandro von Imola, mit dem Zunamen Tartagno (hinterließ viele juriſtiſche Werke über die Digeſten, den Codex, die Decretalen und Clementinen, viele Conſilia u. ſ. w.), Bartolommeo Cipolla (ſchrieb de servitutibus u. ſ. w.), Pietro da Ravenna (ſchrieb außer juriſtiſchen Werken eine Anweiſung zur Gedächtnißkunſt unter dem Titel Phoenix), Bartolommeo Soccino und ſein Gegner Giaſon dal Maino und viele Andre. Im kanoniſchen Recht machten ſich als Schriftſteller vor andern berühmt: Nicolo Tedeſchi, Giovanni von Anagni, Antonio Roſelli, Felino Sandeo und der Kardinal Giannantonio da S. Giorgio. Die Geſchichte machte die glücklichſten Fortſchritte; ſie ſtrebte nicht nur nach Wahrheit, ſondern auch nach Schönheit der Schreibart. Unter den vielen Geſchichtſchreibern dieſes Zeitraums können einige als Muſter des geſchichtlichen Vortrags angeſehen werden. Römiſche Alterthümer und alte Geſchichte bearbeiteten: Blondo Flavio (ſeine Hauptwerke ſind Roma instaurata, Roma triumphans, Italia illustrata, Historia romana, de origine et gestis Venetorum), Bernardo Ruccellai (de urbe Roma), Pomponio Leto (de antiquitatibus urbis Romae, de magistratibus Romanorum, Compendium historiae Romanae u. ſ. w.) und Annio von Viterbo (deſſen Antiquitatum variarum volumina XVII. die Werke alter Schriftſteller enthalten, deren Unechtheit jetzt anerkannt iſt. Geſchichtswerke von Anfang der Welt bis auf ihre Zeiten haben geliefert: der Erzbiſchof Antonio zu Florenz, Pietro Ranzano, Jacopo Filippo Foreſti, Matteo und Matthia Palmerio und Sozomeno, welche alle nur inſofern, als ſie von ihren Zeiten handeln, Werth haben. Als Geſchichtſchreiber ihrer Zeit und meiſt ihres Vaterlandes verdienen Auszeichnung: Aeneas Sylvius, nachmaliger Papſt unter dem Namen Pius II., der eine Menge hiſtoriſcher Werke hinterließ, und deſſen Geſchichte ſeiner Zeit der Kardinal Jacopo Ammanato fortſetzte; Giovanni Michael Alberto von Carrara, Leonardo Bruni von Arezzo, die Florentiner Poggio und Bartolomeo Scala, die Venetianer Marco Antonio Sabellico, Bernardo Giuſtiniano, die Paduaner Pietro Paolo Vergerio und Michael Savonarola (der Arzt), der Vicentiner Giambattiſta Pagliarini, die Brescianer Jacopo Malvezzi und Criſtoforo di Soldo, die Mailänder Andrea Biglia, Pietro Candido Decembrio, Leodriſio Crevello, Giovanni Simonetta, Giorgio Merula, Donato Boſſo, Bernardino Corio und Triſtano Calchi, die Neapolitaner Lorenzo Balla, Bartolommeo Fazio, Antonio Panormita, Giovano Pontano, Michele Ricci, Giovanni Albino, Triſtano Caraccioli, Antonio Ferrario u. A., denen ſich Pandolfo Collenucio von Peſaro, als

der einzige, der eine allgemeine Geſchichte von Neapel ſchrieb, anſchließt. Die Geſchichte von Genua ſchrieben Giorgio und Giovanni Stella, ferner Bartolommeo Senarega und Jacopo Bracello. Savoyen hatte in dieſem Zeitraume zwei Geſchichtſchreiber, Antonio von Aſti (der eine verſificirte Chronik ſeiner Vaterſtadt ſchrieb) und Benvenuto di Sangiorgio (eine mit Urkunden belegte Geſchichte von Montferrat). Als Geſchichtſchreiber von Mantua verdient Platina Auszeichnung. Andre, minder bedeutende übergehen wir, ſo wie auch diejenigen, welche die Geſchichte des Auslandes ſchrieben. Um die Erdbeſchreibung machten ſich verdient: Chriſtoforo Buondelmonte, welcher Aſien bereiſte, Francesco Berlinghieri, der ein geographiſches Werk in Verſen ſchrieb, Caterino Zeno, der ſeine Reiſe durch Perſien beſchrieb, die berühmten Seefahrer Ca da Moſto, Amerigo Veſpucci und Cabotto und einige Andre. In orientaliſcher Sprachgelehrſamkeit zeichnete ſich Giannozzo Manetti aus. Das Studium der griechiſchen Sprache verbreiteten: Manuel Chryſoloras, Laſcaris und viele andre, nach Italien geflüchtete Griechen, bei denen wir hier eben ſo wenig, als bei ihren Schülern, unter denen Männer von großer Gelehrſamkeit waren, verweilen können. Mit nicht geringerm Eifer wurde die römiſche Literatur bearbeitet. Die Namen Guarini, Auriſpa, Filelfo, Lorenzo Valla, Angelo Poliziano ſind vor Andern berühmt.

Sechster Zeitraum von 1500 bis 1650. Italien erreichte in dieſen anderthalb Jahrhunderten den Gipfel ſeiner Größe. Sein Reichthum an Mitteln, den phyſiſchen und geiſtigen Menſchen zu befriedigen, die Macht ſeiner Republiken und Fürſtenhäuſer, ihr Eifer und ihre Freigebigkeit für alles, was den Glanz der alten Zeiten wieder herſtellen könnte, machte es zum Muſter für ganz Europa. Die Kriege, welche Ferdinand der Katholiſche, Maximilian I., Carl V. und Franz I. auf Italiens Boden führten, konnten daher keine ſchädlichen Folgen äußern. Die früher geſtifteten Univerſitäten dauerten fort und neue kamen noch hinzu, unter denen jedoch nur Padua merklich hervorragte. Die Zahl der Akademien und Bibliotheken nahm dergeſtalt zu, daß kaum eine wichtige Stadt in Italien ihrer ganz entbehrt hätte. Unter den Päpſten waren viele Freunde und Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, namentlich Julius II., der prachtliebende Leo X., Clemens VII. (der zwar in ſeiner ungünſtigen Lage hinter ſeinen Wünſchen zurückbleiben mußte, deſſen Stelle aber vielfältig der Kardinal Hippolyt von Eſte erſetzte), Paul III., Gregor XIII. (der als Hugo Buoncompagno eine verbeſſerte und vermehrte Ausgabe des Corpus juris canonici beſorgt hatte, und als Papſt die Kalenderverbeſſerung vornehmen ließ), Sixtus V. (der die lateraniſche Bibliothek in einen Prachtpalaſt des Vatikans verſetzte und ſie anſehnlich vermehrte, die Ausgabe der Werke des Ambroſius und der Septuaginta beendigte, eine neue Ausgabe der Vulgata veranſtaltete u. ſ. w.) und Urban VIII. (der die heidelberger Bibliothek mit der vatikaniſchen vereinigte, die barberiniſche ſtiftete.) Nächſtdem müſſen die Kardinäle Bembo, Carlo und Federigo Borromeo (letzterer der Stifter der ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand) und Agoſtino Valerio als Gelehrte und Beſchützer der Gelehrten genannt werden. Hinter den Päpſten und Kardinälen blieben die Fürſten nicht zurück. Am meiſten zeigten ſich thätig und freigebig die Gonzaga zu Mantua, die Eſte zu Ferrara, die Mediceer zu Florenz und der Herzog Carl Emanuel I. von Savoyen. Wir wenden uns zu den einzelnen Wiſſenſchaften. Trotz aller äußern Begünſtigungen machte die Theologie nur geringe Fortſchritte zur Aufklärung, denn ſeit den Stürmen der Reformation, die von Deutſchland her losgebrochen waren, hielt man nur deſto hartnäckiger auf die

feſtgeſetzten Lehren, ohne weitre Unterſuchungen zulaſſen zu wollen. Rechnet man daher die ſchon erwähnten Ausgaben der Septuaginta und Vulgata ab, ſo gewann das Studium der heiligen Schriften nur wenig durch die Sprachſchätze, die Italien beſaß. Cajetan, der berühmteſte unter den Bibelauslegern, hat nichts Denkwürdiges geleiſtet und Diodati's Bibelüberſetzung fand, da ſie nicht ſklaviſch der Vulgata nachgebildet war, keinen Eingang. Unter den Vertheidigern des alten Glaubens wiegt der Kardinal Bellarmin an innerm Werth alle übrigen auf. Vortheilhaft aber wirkte die Polemik, indem ſie zum hiſtoriſchen Vertheidiger der angefochtenen päpſtlichen Rechte den Ceſare Baronio und zu ihrem Beſtreiter Paolo Sarpi aufſtellte, denn durch jenen kamen die wichtigſten Urkunden und Denkmäler an's Licht, dieſer aber verband Beſcheidenheit und unbeſtechliche Wahrheitsliebe mit den tiefſten Einſichten in den Katholicismus. Aber ungeachtet aller Bemühungen, den anbefohlnen Kirchenglauben aufrecht zu erhalten, ließ der emporſtrebende Geiſt der Philoſophie auch in Italien ſich nicht mehr zurückhalten. Neben den Scholaſtikern in den Klöſtern und den Peripatetikern unter den Humaniſten, welche die alten philoſophiſchen Syſteme erneuerten und erläuterten, trat eine philoſophiſche Sekte kühner Denker auf, die mit dem Aberglauben zugleich alle Religion verwarf. Pietro Pomponazzi, der völligen Untergang nach dem Tode lehrte, hinterließ eine große Schule von Ungläubigen, zu der Literatoren, wie der Kardinal Gonzaga, Contarenus, Paul Jovius, Julius Cäſar Scaliger gehörten. Neben ihnen ſtand Bernardin Teleſius, auch ein Prediger des Unglaubens, wie Pomponazzi und ſeine Schüler, geehrt von den Großen, während Cäſar Vanini und Jordanus Bruno minder ruchloſe Ideen mit dem Feuertode büßten, und Campanella, der, als Beſtreiter des Ariſtoteles und eigenthümlicher Denker, die im 17. Jahrh. erfolgte Revolution in der Philoſophie vorbereitete, im Gefängniſſe ſchmachtete. Durch dieſen Forſchungsgeiſt kamen zugleich Mathematik und Phyſik in Schwung. Die ſchon genannten Männer, B. Teleſius, Jordanus Bruno und Th. Campanella ſuchten die Naturerſcheinungen aus allgemeinen Grundſätzen abzuleiten. Hieronymus Cardanus verband ſolche Speculationen mit Mathematik. Der große Galilei ſetzte Mathematik und Naturforſchung durch unausgeſetzte Beobachtungen in die engſte Verbindung, und ward allen, beſonders den Naturforſchern ſeines Vaterlandes, ein Muſter. In der Mathematik machten ſich Tartaglia, Cardanus und Bombelli als Bearbeiter der Algebra berühmt; Bonaventura Cavalleri bahnte den Weg zur Infiniteſimalrechnung; Commandino machte ſich um Euklides Elemente verdient, und Marino Gheraldi klärte Archimedes Lehre von der Hydraulik auf. Luca Valerio erweiterte die Mechanik durch Entdeckungen; Caſtelli ſchuf die Hydraulik um; Maurolico brach Bahn in der Optik; della Porta erfand die Camera obſcura und machte die erſten Verſuche in der Aërometrie; Grimaldi entdeckte die Strahlenbrechung. Magini vervollkommnete den Brennſpiegel, Torricelli erfand den Barometer und Riccioli gab reiche Himmelsbeobachtungen. Die Naturkunde ward in allen ihren Zweigen erweitert. Als Erforſcher des Menſchen und Zergliederer traten auf: Fracaſtori, Fallopio, Piccolomini, Aggiunti und Malpighi. Ulyß Aldrovandi durchwanderte Europa zur Erforſchung der vierfüßigen Thiere, Vögel und Inſekten, und legte zu Bologna für die Botanik einen Garten an. Aehnliche Gärten wurden von der Univerſität Padua, von dem Herzog Cosmo zu Florenz und von verſchiedenen Privatperſonen angelegt. Als Botaniker zeichneten ſich aus: Mattiolo, Fabio Colonna, der oben genannte Malpighi. Die Akademie der Lynceer arbeitete von 1625 bis

1640 für die Naturgeſchichte. Für die Chemie ward 1615 der erſte Lehrſtuhl zu Piſa errichtet. In der Phyſik und Medicin ſind die ausgezeichnetſten Namen Fallopio und ſein großer Schüler Fabrizio di Aquapendente, der Harvay auf die Lehre vom Blutumlauf führte; Borelli, Torricelli, Bellini, Malpighi und der Vater der Semiotik, Alpini. Weniger Aufmerkſamkeit verdienen die Rechtsgelehrten dieſes Zeitraums, da wir nach der Periode der Scholaſtik keine großen Köpfe mehr unter ihnen finden. Mit großem Erfolg ward das Feld der Geſchichte angebaut. Geſchichtſchreiber und Geſchichtforſcher beſchäftigten ſich vornemlich mit der vaterländiſchen Geſchichte. Carlo Sigonio gab eine allgemeine Geſchichte in lateiniſcher, Girolamo Briani in italieniſcher Sprache, Guicciardini endlich in claſſiſcher Schreibart, in der ſein Fortſetzer Adriani ihm nachſteht. Für die Specialgeſchichte lieferte Machiavelli in ſeiner Florentiniſchen Geſchichte das erſte hiſtor. Meiſterwerk neuerer Zeit. Ebenfalls ausgezeichnet ſind: Davila, Bentivoglio, Bembo, (ſowol wegen ſeiner Geſchichte Venedigs, worin er den Andrea Navagiero fortſetzte, als auch wegen ſeiner Aſolani und ſeiner Briefe), Angelo di Coſtanzo, Varchi, der ſchon oben genannte Paolo Sarpi, der Kardinal Bentivoglio u. A. Unzählig ſind die hiſtoriſchen, geographiſchen, topographiſchen Beſchreibungen einzelner Staaten, Landſchaften, Städte und ſelbſt einzelner Klöſter, Bibliotheken und Kunſtkabinette. Männer wie Paolo Giovio, Giambattiſta Adriani und Vittorio Siri waren befliſſen, jedes geiſtige Verdienſt ihrer Zeitgenoſſen und Vorfahren herauszuheben. Venedig war ſchon ſeit dem Ende des 15. Jahrh. der Mittelpunkt der Diplomatik und der wahre Sitz der Statiſtik. Von hier aus verbreitete ſich manche ſtatiſtiſche Notiz, wovon Sanſovino's Schrift über die Regierung und Botero's allgemeine Staatenberichte zur Probe dienen können. Für das Studium der orientaliſchen Sprachen ward die Religion ein beſondrer Hebel. Die Maroniten am Libanon traten mit dem Papſte in Verbindung. Um ſie unzertrennlich mit ſich zu verbinden, errichtete Gregor XIII. ein eignes Collegium für Maroniten in Rom, und räumte ihrem Gebrauch eine arabiſche Preſſe ein. Sixtus V. fügte noch Beſoldungen hinzu. Dieſe Anſtalt verpflanzte die morgenländiſche Literatur nach Rom und brachte eine Menge von Handſchriften dahin. Berühmt wurden: Georg Amira (ſchrieb die erſte ſyriſche Grammatik von Belang), Ferrari (ſchrieb das erſte ſyriſche Wörterbuch), Gabriel Sionita und Abraham Echellenſis. Römiſche Preſſen lieferten die arabiſchen Werke des Ebn Sina, die Geographie des Scherif Edriſi, die arabiſche Erklärung des Euklides, wie ſchon früher zu Genua ein arabiſcher und zu Rom ein äthiopiſcher Pſalter gedruckt worden waren. Giggeus lieferte zu Mailand das erſte vollſtändige arabiſche Wörterbuch und Maraccius zu Padua die erſte erklärende Ausgabe des Koran. So war Italien nicht bloß der Hauptſitz der hebräiſchen Literatur, ſondern auch der übrigen ſemitiſchen Sprachen. Das Studium der Alten mußte ſich ungemein verbreiten, ſeit die Buchdruckerkunſt die Werke derſelben vervielfachte. Eigentliche Philologen waren: Franceſco Robertelli, Julius Cäſar Scaliger, Pietro Vittorio, Fulvio Urſino. Andre waren mehr bemüht, ſich den Inhalt der Alten anzueignen, und dies gelang beſonders, ſeit man ſie in die Mutterſprache überſetzte. Die Alterthümer wurden mit Eifer geſammelt, unterſucht und erklärt. Mazzochio oder vielmehr Andrea Fulvio machten, freilich noch als Anfänger in ihrer Wiſſenſchaft, die alten Inſchriften und Münzen Roms bekannt, Giacomo und Ottavio di Strada ſtellten ähnliche Forſchungen ſchon mit mehr Glück an, bis nach vielen andern Vorgängern Fulvio Urſino in dieſem Fache mit gediegner

Digitized by Google

Gelehrsamkeit auftrat. Nach ihm machten sich berühmt: Francesco Angeloni und Giovanni Pietro Bellori, Filippo Buonarotti, Filippo Paruta und Leonardo Agostino. Aber das Studium der Alten hatte auch zur Folge, daß classische Darstellung das allgemeine Bestreben aller Literatur wurde, und wie bisher in der lateinischen, strebte man sie auch jetzt in der Muttersprache zu erreichen. Die in dieser Hinsicht ausgezeichneten Geschichtschreiber sind bereits genannt worden. An sie reihen sich an als treffliche Stylisten: Sperone Speroni (Dialoghi und Discorsi) Annibale Caro (Lettere familiari u. s. w.), Castiglione (il Cortegiano), della Casa (il Galateo und Lettere), Giovanbattista Gelli (Dialoghi), Francesco Berni (Discorsi und Capricci), Pietro Aretino (Ragionamenti u. s. w.), Niccolo Franco (Dialoghi piacevolissimi), die beiden Dichter Bernardo und Torquato Tasso (jener wegen seiner Briefe, dieser wegen seiner philosophischen Abhandlungen und Gespräche hieher gehörig), endlich Pietro Badoaro (Orazioni), Alberto Lollio (Lettere und Orazioni), Claudio Tolomei und einige Andre. Die s. g. Cicalate (akademische Schwatzreden), die nach der Stiftung der Crusca in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. eine Belustigung der Akademien wurden, müssen hier wenigstens erwähnt werden, da sie von Seiten der Sprache immer noch den meisten Werth zu haben pflegen. Die ältern Novellendichter fanden in diesem Zeitraum mehrere Nachahmer. Unter diesen sind die namhaftesten: Bandello (s. d. Art.), Firenzuola, Paraboſco, Massuccio, Sabadino degli Acienti, Luigi da Porto, Molza, Giovanni Brevio, Marco Cadamosto, Grazzini, Antonio Mariconda, Ortensio Lando, Giovanni Francesco Straparola, Giambattista Giraldi, genannt Cinthio, denen sich der Romanschreiber Francesco Loredano und der originelle Ferrante Pallavicino anschließen. Die Kritik fing endlich auch an, ihre Tribunale zu errichten, aber die Grundsätze, nach denen sie urtheilte, waren noch unsicher und schwankend. Dies beweisen die Streitigkeiten über Tasso's Jerusalem, Guarini's treuen Schäfer, Tassoni's Angriff auf Petrarca u. s. w. Doch fehlte es nicht an theoretischen Werken. Bembo ward durch seine treffliche Schrift: della volgar lingua, der Vater der italienischen Kritik, Trissino's Poetik und Castellano sind nicht ohne Verdienst; Claudio Tolomei schrieb Regeln der neuern Poesie, Sperone Speroni (nachdem schon Sansovino, Cavalcanti und Andre vorangegangen) Dialogen über die Rhetorik, Benedetto Varchi einen Dialog über die toscanische und florentinische Sprache (auf Veranlassung des von Caro und Castelvetro erregten Streits) und Foglietta sogar eine Theorie der Geschichtschreibung.

Siebenter Zeitraum. Von 1650 bis auf die neuesten Zeiten. Bisher war Italien die Lehrerin und das Vorbild Europa's gewesen, aber mit der Mitte des 17. Jahrh. begann es von seiner geistigen Höhe herabzusinken. Die Übel, welche schon seit länger dahin wirkten, waren vornemlich die, seit der Reformation immer mehr zunehmende Beschränkung der Denk- und Preßfreiheit und die Abnahme des Wohlstandes, seit Italien den Welthandel verloren hatte. Das seit Jahrhunderten steigende Sittenverderbniß hatte die physische Kraft geschwächt, und damit dem Geiste Schwung und Energie geraubt; die lange Gewohnheit, fremder Macht zu dienen, hatte einen knechtischen Sinn erzeugt. Die Nation, von 1630 bis 1749 noch überdies durch eine Menge Kriege heimgesucht, versank in dumpfe Gleichgültigkeit gegen alle eigne Größe und in wahre Erschlaffung. Dennoch waren einzelne Päpste, Fürsten und selbst Privatpersonen nicht unthätige Beförderer der Wissenschaften. Zu Florenz, Siena, Bologna, Turin, Pisa wurden von Leopold von Medici,

dem Grafen Marsigli Pazzi u. s. w., zum Theil mit großen Kosten, Anstalten errichtet, die für Mathematik und Naturwissenschaft sehr nützlich gewesen sind. Clemens XI., Benedict XIII. und XIV., Clemens XIV., Männer von großer Gelehrsamkeit und aufgeklärter Gesinnung, denen sich die trefflichen Kardinäle Tolomei, Passionei, Albani (Annibale und Alessandro) und Quirini anschlossen, und in neuern Zeiten der Kardinal Borgia, der gelehrte Venetianer Nani und der edle Fürst von Torremuzza, verdienen die größten Lobsprüche. Die Regierung Maria Theresia's und Leopolds war für die Lombardei und Florenz wohlthätig. Dennoch blieben alle Wissenschaften, außer den mathematischen und physikalischen, zurück. Die Politik hat nach Machiavelli keinen allgemeinen Bearbeiter von Wichtigkeit gehabt; nur einzelne, vom Kirchenglauben weit entfernte Kapitel wurden von Beccaria und Filangieri mit Geist behandelt. Die Philosophie blieb scholastisch. Italien stellte weder ein einziges neues System auf, noch verstattete es den Systemen des Auslandes Eingang. Die Theologie gewann keinen einzigen Denker. Ungenießbar, wenn gleich sehr gepriesen in seinem Vaterlande, war das dogmatische System des Berti; Ughelli's ausführlichere und Lucentius kürzere Italia sacra zeigen von Sammlerfleiß; eben so Galland's Bibliothek der Kirchenväter und Mansi's Concilienſammlung. Nicht minder brauchbar sind Bianchini's Bruchstücke der alten lateinischen Übersetzungen und de Rossi's Variantenlesen zum hebräischen Text des A. T.; aber die Benutzung ist Andern geblieben. Denn Kritik und Exegese der Bibel sind noch immer so unvollkommen, daß sie nichts für das Ausland Wichtiges hervorgebracht haben. Das Ansehn der Vulgata ist noch immer unverändert, und nach ihr auch des Florentiners Antonio Martini's, wegen ihrer reinen Sprache berühmte Übersetzung gearbeitet. Für das Studium der asiatischen Sprachen aber und ihrer Literaturen hatte der Missionseifer die ersprießlichsten Folgen. Der gelehrte J. S. Assemanni machte reiche Auszüge aus morgenländischen Handschriften bekannt. Die Propaganda bildete treffliche Orientalisten und lieferte mehrere asiatische Alphabete und Grammatiken. In der Bearbeitung und Herausgabe des classischen Alterthums blieben die Italiener gegen das Ausland zurück; um die römischen Classiker erwarben sich: Volpi, Targa, Facciolati, und als Lexikograph Forcellini, um die griechischen, Mazocchi und Morelli die meisten Verdienste. Desto mehr geschah für die Aufsuchung, Abbildung, Beschreibung und Erklärung der Alterthümer, besonders seit Winkelmann sie nicht bloß von der historisch-antiquarischen Seite, sondern auch als Werke der Kunst betrachten gelehrt hatte. Dieses Studium führte zugleich auf die Untersuchung der uralten Sprachen Italiens, besonders der etruscischen. Für dieselbe brachen Gori, Maffei, Lami, Passeri, die Bahn, die endlich Lanzi ebnete. Die schönen Redekünste, namentlich die schöne Prosa, von der hier nur die Rede ist, blieben im Sinken, bis sie durch den Einfluß der Franzosen, seit Voltaire, sich dem französischen Charakter anzunähern strebte. So schrieb Algarotti seine Gespräche über die Optik zierlich und klar, aber oberflächlich, Bettinelli über die Begeisterung in den schönen Künsten geistreich und lebhaft, Beccaria über Verbrechen und Strafen, Filangieri über die Gesetzgebung mit Ernst und einfacher Würde, Gasparo Gozzi seine Dialogen in reiner und gefälliger Sprache. Für die Geschichte und ihre Hülfswissenschaften ist in diesem Zeitraum bis auf uns nur wenig Ausgezeichnetes geschehen. Giannone that sich in der Specialgeschichte, Denina in der allgemeinen Geschichte hervor. Für Geschichtforschung erwarb sich Muratori unvergängliche Verdienste, auch Maffei ist ehrenvoll zu erwähnen.

Für Siegelkunde und Genealogie arbeitete Manni. Noch weniger geschah für die Geographie. Der berühmteste Geograph Italiens ist der Minorit, Vincentio Coronelli, der zu Venedig eine kosmographische Akademie errichtete und dessen Verlust (seit 1718) nicht ersetzt worden ist. Selbst unter den Reisebeschreibern sind wenige hervorragend, etwa Martini, der Cypern, Syrien und Palästina; Sestini, der Sicilien und die Türkei; Griselini, der Innerösterreich und Ungarn bereiste und einige Andre. Von den Rechtsgelehrten hat, außer den schon oben genannten Beccaria und Filangieri, keiner etwas Bedeutendes geleistet. Bei dieser Mangelhaftigkeit blieben die Werke, welche in den mathematischen, physikalischen, und medicinischen Wissenschaften erschienen, bis auf die neuesten Zeiten der Triumph der italienischen Literatur. Große Meister in der Mechanik, Hydrostatik und Hydraulik waren: Frisi und Girolamo Mazzucchelli, in der höhern Analysis und Geometrie: Boscowich und Mascheroni. In der Meßkunst sind: Lorgna, Fontana, Cagnoli, Ruffini, Cassella zu unsrer Zeit geachtete Namen. Manfredo Settala verfertigte berühmte Brennspiegel; Cassini erweiterte die Astronomie durch große Entdeckungen; Campani zeichnete sich in Verfertigung optischer Gläser aus; Torelli stellte die Elemente der Perspective mit geometrischer Strenge dar; Zanotti lieferte reiche Himmelsbeobachtungen und Piazzi machte sich als Entdecker der Ceres unsterblich. Die Physik, für deren Vervollkommnung mehrere Anstalten an verschiednen Orten thätig waren, machte die glücklichsten Fortschritte. Marsiglio Landriani, Felice Fontano, Toaldo, Tiberio Cavallo, Giovanni und Andre bereicherten sie durch wichtige Entdeckungen. Die Botanik ward erweitert durch Malpighi, Giovanni Sebastiano Franchi, Micheli, Giuseppe Ginanni, Vitaliano Donati und Andre. Geschickt wußten die Italiener das Mikroskop zu gebrauchen. Mit Hülfe desselben machten Redi (der classische Werke über die Naturgeschichte hinterließ), Valisneri, Felice Fontana, Lazaro Spallanzani, eine Menge von Beobachtungen. Allen Kennern der Naturgeschichte und Chemie ist Volta ein verehrter Name. Um die Naturgeschichte des Menschen und die Anatomie machten sich verdient: Gagliardi, Malpighi, Paolo Manfredi, und nach diesen Valsalva, Santorini, Fantoni und Morgagni. Daneben ward die praktische Medicin nicht vernachlässigt. Francesco Torti lehrte den Gebrauch der Chinarinde; Rammazini trat in der Pathologie und Therapeutik in Sydenham's Fußtapfen, und durch Borelli, Baglivi (der jedoch in der Praxis dem Hippokrates folgte), Guglielmini, Bellini und Michelotti ward Italien das Vaterland der iatromathematischen Schule in der Arzneikunde. Für die Literärgeschichte haben Crescimbeni, Quadrio, Fontanini, A. Zeno, Mazzucchelli, Fabroni, Tiraboschi, Corniani und einige Andre (z. B. Arteaga für die Geschichte der Oper) sehr verdienstliche Arbeiten geliefert. Ohne bei den literarischen Blättern, Journalen und Bibliotheken zu verweilen, in denen die Italiener seit 1668 die Franzosen nachahmten, und deren Menge seit jenem Zeitpunkt eben so groß, als ihr Zweck und ihr Werth verschieden gewesen und noch ist, schließen wir hier unsre Übersicht mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß die Begebenheiten der letzten Jahrzehende heilsame Folgen für Italiens Bildung und Literatur äußern mögen. M.

Ithaka, eine kleine Insel im ionischen Meere, ($4\frac{1}{2}$ Q. M. 7500 Einw.) neben Cefalonia und des Ulysses Vaterland. Die ganze Insel besteht aus einem Felsen, auf welchem uns Homer einen Berg mit Namen Neion und daneben die Stadt Ithaka, ferner einen Rabenfelsen (Korakonpetra), eine Quelle, Arethusa, und einen Hafen Reithron (jetzt Porto Vati) bemerken läßt. Ithaka hieß in neuerer Zeit Theaki oder

Val di Compare, hat aber durch die Britten den alten Namen zurück erhalten und gehört jetzt zu dem ionischen Staatensystem.

Itys, des Tereus und der Prokne Sohn. S. Philomele.

Iwan, der Name mehrerer Beherrscher Rußlands, unter welchen Iwan I. Wasiliewitsch und Iwan II., der den Grund zur Größe des Reichs legte, die berühmtesten sind. Über beider Thaten und Verdienste s. d. Art. Rußland. Iwan V. Wasiliewitsch, dem während seiner Minderjährigkeit die Krone zufiel, war Peters I. Bruder und wurde wegen Kränklichkeit und Blödsinn vom Throne ausgeschlossen. Iwan VI. (oder nach anderer Zählung III.) war der Urenkel desselben, und Sohn der Großfürstin Anna und des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Die Kaiserin Anna (s. d. Art.) nahm ihn gleich nach seiner Geburt, 1740, aus den Händen ihrer Nichte, erklärte ihn zu ihrem Sohne und gab ihm eine Wohnung neben ihrem Zimmer. Bald nachher, als sie sich dem Tode nahe fühlte, ernannte sie das Kind zu ihrem Thronfolger und ihr Günstling Biron, der sie dazu verleitet hatte, sollte als Vormund die Regentschaft führen. Biron ließ auch alsbald dem Prinzen huldigen, und als er selber verbannt worden war, übernahmen die Ältern des Kindes die Regierung, bis Peters I. Tochter Elisabeth (s. d. Art.) den Thron bestieg. Der junge Iwan ward in seiner Wiege von Soldaten fortgetragen, und hatte das Schicksal seiner verbannten und gefangenen Ältern getheilt, als man ihn in seinem achten Jahre von denselben trennte und in Petersburg gefangen hielt. Ein Mönch brachte ihn heimlich nach Smolensk, wo man sich aber des unglücklichen Knaben wieder bemächtigte, um ihn in dem befestigten Kloster Valdai aufzubewahren. Hier blieb er, bis man ihn 1756 auf die Festung Schlüsselburg brachte. Später ward er an einem andern Orte bewacht, nach der Thronbesteigung Catharina's II. aber wieder nach Schlüsselburg geführt, wo er gefangen saß, bis 1774 ein Edelmann aus der Ukraine, Namens Mirowitsch, der als Lieutenant bei der Besatzung in Schlüsselburg stand, den Anschlag machte, den Prinzen zu befreien. Er verführte einige Soldaten und mit Hülfe eines untergeschobenen Befehls der Kaiserin drang er in Iwan's Gefängniß, zwei andre Offiziere aber, als sie sahen, daß Widerstand vergeblich sein würde, fielen über den Gefangenen her, den sie durchbohrten, und zwar, wie man behauptet, durch einen Befehl ermächtigt, der ihnen auf den Fall eines versuchten Angriffs dieses äußerste Mittel vorschrieb. Catharina hatte alles, was zum Beweise der rechtmäßigen Thronansprüche des gefangenen Prinzen dienen konnte, sorgfältig aufsuchen und vernichten lassen, ja sogar bei Todesstrafe verboten, die Münzen aufzubewahren, die an ihn erinnerten. Die Kapelle in Schlüsselburg, wo man ihn begraben hatte, ward späterhin zerstört.

Irion, König der Lapithen in Thessalien, nach der gewöhnlichen Angabe Sohn des Phlegyas, oder des Leonteus, und ein Enkel des Periphas, eines Sohns des Lapithas, welcher der Stammvater der Lapithen war. Er heirathete die Dia, des Dejoneus Tochter, mit welcher er den Pirithous zeugte. Jupiter verstattete ihm, an der Göttertafel Theil zu nehmen. Hier aber entbrannte Irion für Juno; diese täuschte ihn, und er umarmte statt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die fabelhaften Centauren entsprungen sein sollen. Jupiter schleuderte ihn für diesen Frevel mit seinem Blitze in den Tartarus, wo er ihn mit Schlangen an ein Rad fesseln ließ, das vom Sturmwinde in ewigen Kreisen herumgetrieben ward.

Jod

Jacob, Isaaks Sohn und Abrahams Enkel, ist als der letzte unter den Patriarchen und als der echte Stammvater der Juden merkwürdig. Schon im Mutterleibe uneinig mit seinem erstgebornen Zwillingsbruder Esau, hielt er bei der Geburt dessen Ferse, daher sein Name Jacob (Fersenhalter, der dem Andern ein Bein unterschlägt). Verzärtelt durch die Vorliebe seiner Mutter, häuslich und weich, mochte er sich überhaupt der Vortheile des Lebens lieber durch List, als mit männlichem Trotze bemächtigen. Er ersieht als Jüngling die Gelegenheit, seinem Bruder, da er eben hungrig von der Jagd kommt, das wichtige Recht der Erstgeburt für ein Linsengericht abzuhandeln, und auf Anstiften der Mutter den ersten Segen, an dem das Erbe der herrlichen Verheißung Abrahams hing, unter der Maske Esau's, von dem blinden und schwachen Isaak zu erschleichen. Dem Zorne des gekränkten Bruders muß er entfliehen; auf dem Wege zu Laban aber, dem Bruder seiner Mutter, wird ihm die erste Bestätigung, daß das Erbe jener göttlichen Verheißung auf ihn übergegangen sei. Er sieht im Traume eine, bis in den Himmel reichende Leiter, auf deren Sprossen Engel auf- und niedersteigen, und über welchen der schützende Gott seines Stammes, den er außer Isaaks Zelten nicht nahe geglaubt, ihm verkündigt, Abrahams Segen ruhe auf ihm. Seit diesem Traumgesicht hält er den Glauben, daß Jehova ihn schütze und zum Stammvater eines großen Volks ausersehen habe, fest. Dieser Glaube, und die Liebe, die Laban's Tochter Rahel ihm einflößt, ist seine Stütze während der beschwerlichen Jahre, die er bei den Heerden dieses Oheims um die Geliebte dienen muß. Und als er schon für diesen Preis sieben Dienstjahre ertragen, muß er in der verschleierten Braut, die man ihm zuführt, die ungeliebte Lea, die ältere Schwester der Rahel erkennen, und um diese dazu zu erhalten, noch andre sieben Jahre dienen. Außer diesen 14 Jahren dient er noch 6 um eine Heerde, die er sein nennen will, und indem er dabei seinem Schwiegervater auf eine sehr sinnreiche Art (1 Mos. 30. 27—43) den Betrug vergilt, erwirbt er ein beträchtliches Eigenthum, mit dem er, sammt Weibern und Kindern entflieht. Laban setzt ihm nach; und kaum hat er diesen beschwichtiget, so muß er sich auf dem Wege nach der 20 Jahre entbehrten Heimath vor dem begegnenden Heere der Knechte Esau's fürchten. In dieser Angst sucht Jacob Hülfe im Gebet und ein Mann ringt mit ihm in der Nacht, bis die Morgenröthe anbricht. Jacob geht als Sieger, doch mit gelähmter Hüfte, aus dem Kampfe, und wird von seinem Schutzgott, den er in diesem Kämpfer anerkennt, zum ewigen Gedächtnisse Israel, d. h. Held Gottes, genannt. Dies wird zugleich der Ehrenname seines ganzen Hauses, und die Juden heißen nach ihm Israeliten. Ob er diesen Namen nun durch Stärke seines Vertrauens im nächtlichen Gebet verdiente, und sein Sieg nur die göttliche Erhörung war, oder welche Deutung man dieser seltsamen Kampfgeschichte sonst unterlegen mag, Jacob ging als ein Israel, d. h. muthiger und stärker im Herzen, dem gefürchteten Tage des Zusammentreffens mit Esau entgegen, und wußte den rauhen, aber edeln Bruder durch zuvorkommende Unterwürfigkeit zu versöhnen. Die Rückkehr zu den väterlichen Zelten macht einen merklichen Abschnitt in der Charakterbildung Jacobs. Jene zweideutige Schlauheit und Erwerbsamkeit, worin er ein nicht eben ehrwürdiges Original unter den Patriarchen und das Vorbild des jetzt lebenden Geschlechts seiner Nachkommen ist, scheint, wie später bei diesem gedrückten

Volke, bei ihm nur das Nothmittel geweſen zu ſein, ſich unter den zwangvollen Verhältniſſen der Abhängigkeit durchzuwinden. Als ſelbſtſtändiger Hausvater und Herr ſeines Eigenthums zeigt er ſich ſeiner Väter werth, und, wenn auch nicht an Kraft und Größe, doch an Frömmigkeit und zärtlichem Vaterſinn gegen die Seinigen, dem Abraham ähnlich. Aber gerade von ihnen mußte er die meiſten Kränkungen erfahren. Da er zwei rechtmäßige Frauen und dazu nach Landesſitte noch zwei Mägde derſelben, Bilha und Silpa, als Beiſchläferinnen, alſo 4 Weiber mit 12 Söhnen und einer Tochter zuſammenzuhalten hatte, ſo konnte es ihm auch an häuslichem Zwiſte und Kummer nicht fehlen. Die geliebte Rahel ſtarb ihm bald nach ſeiner Heimkehr; ſeine Tochter Dina ſchändete ein Fürſtenſohn der Hevither, und ſeine unbändigen Söhne rächten ſich durch Mord und Plünderung an dieſem Volke. Er konnte es eben ſo wenig hindern, als die Blutſchande ſeines älteſten Sohnes Ruben mit der Bilha; denn nachgeben, dulden und für die Fehltritte ſeiner Jugend büßen, ſchien nun einmal ſein Loos. Das größte Herzeleid machte ihm aber der Verluſt ſeines geliebteſten Sohnes Joſeph, deſſen blutiges Kleid die Brüder, die den Beneideten an eine ismaelitiſche Handelskaravane verkauft hatten, als das Zeichen, daß er von wilden Thieren zerriſſen worden ſei, dem bekümmerten Vater brachten. Doch eben dies Unglück entſchied das Schickſal des Hauſes Iſrael. Joſeph, durch ſeine Weisheit am Hofe der Pharaonen zu den höchſten Ehrenſtellen emporgeſtiegen (ſ. d. Art. Joſeph), erkennt ſeine Brüder, da ſie um Getreide einzukaufen nach Ägypten kommen, verzeiht ihnen, und ruft das ganze Haus ſeines Vaters aus Kanaan, um in einer fruchtbaren Gegend Ägyptens zu wohnen. So umarmte der alte Jacob nach langen Jahren den todtgeglaubten Liebling wieder, und genoß unter ſeinem mächtigen Schutze noch ein glückliches Alter. Kurz vor ſeinem Tode verſammelte er ſeine Söhne um ſein Sterbebette, und ſprach über jeden einen beſondern Segen voll bedeutender Ahnung des Charakters und der künftigen Schickſale ſeines Stammes aus (vergl. Herder über den Geiſt der hebräiſchen Poeſie Th. II. S. 187 im Abſchnitte Segensſpruch über Iſrael, und den Art. Hebräer). Seinem vierten Sohne Juda gab er darin den Vorzug der Erſtgeburt, deſſen Ruben durch jene Unthat, Simeon und Levi durch den Mord der Hevither ſich unwürdig gemacht hatten; ſeinen Enkeln, den Söhnen Joſephs, Manaſſe und Ephraim, verlieh er aber gleiches Recht mit ſeinen übrigen Söhnen. Der Stamm Juda wurde auch wirklich der mächtigſte unter den 12 Stämmen der Hebräer, und nach ihm nennen ſie ſich noch jetzt Juden. Jacobs letztem Willen gemäß, begrub ihn Joſeph im Erbbegräbniſſe Abrahams vor dem Haine Mamre in Kanaan. Den reichhaltigen, poetiſchen Stoff, den die Scenen aus Jacobs Leben in der heiligen Urkunde darbieten, hat die Kunſt mannichfach verarbeitet: und in der That war es nicht ſchwer, eine Geſchichte in das Gebiet der Poeſie zu ziehen, die ſchon an und für ſich durch ihre Lebendigkeit, durch wunderbare Verwickelungen und unerwartete Auflöſungen anzieht und rührt. Unerweislich ſcheint aber die Meinung einiger Neuern, daß die Geſchichte Jacobs mythiſch, und der vielgeprüfte Patriarch nicht eine hiſtoriſche Perſon, ſondern entweder der ränkevolle Kronos, oder der gewandte Hermes, oder gar der hinkende Hephäſtos der vorderaſiatiſchen Mythe, und die Zahl ſeiner Söhne nur ein Symbol der 12 Monate des Sonnenjahrs ſei. Die Erzählung, die die heil. Urkunde von dem Leben dieſes Patriarchen gibt, trägt zu ſehr das Gepräge einfacher Naturwahrheit, und hängt zu genau mit der unbeſtrittenen ſpätern Geſchichte und Verfaſſung des

jüdischen Volks zusammen, als daß sie nicht auf festem historischen Boden stehen sollte. Und wenn die Mythen des Alterthums im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verloren, so mußte die Geschichte Jacobs um so mehr an Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen, je herrlicher sich der in ihr sichtbare Gang einer weisen und vergeltenden Vorsehung, den die dichterische Einkleidung der Gespräche des frommen Patriarchen mit Gott keineswegs verdächtig macht, durch die spätere Leitung seines Volks und durch das Christenthum selbst entwickelt und gerechtfertigt hat. E.

Jacob I. von England (als König von Schottland Jacob VI.), ein Sohn Heinrich Darnley's, aus dem Hause Stuart und der unglücklichen Maria, ward 1566 geboren. Maria war im vierten Monat schwanger mit ihm, als der bekannte Rizzio vor ihren Augen erstochen wurde. Daher soll Jacob während seines ganzen Lebens vor einem bloßen Degen gezittert haben, so viel Mühe er sich auch gegeben, diese natürliche Schwäche zu besiegen. Nach dem Tode Elisabeths, die ihn nach Hinrichtung seiner Mutter zu ihrem Nachfolger hatte erwählen lassen, bestieg er 1603 den englischen Thron. Er begann seine Regierung mit einem Edikte, durch welches alle katholischen Priester aus dem Reiche verbannt wurden. Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs, der Familie desselben und der Vornehmsten des Reichs, deren Ausbruch jedoch vereitelt wurde, war die Folge davon. (S. Pulververschwörung). Obgleich seine hierauf folgende Regierung sich durch einen 22jährigen Frieden auszeichnete, in welchem der Handel blühete und das Volk in großem Wohlstand lebte: so ward doch eben diese Regierung sowol im Lande selbst, als bei auswärtigen Nationen, verächtlich betrachtet. Man warf dem Könige vor, daß er, als die vornehmste Stütze des Protestantismus in Europa, in dem böhmischen Kriege nichts zu dessen Aufrechthaltung gethan, vielmehr seinen Schwiegersohn, den Kurfürsten von der Pfalz, verlassen, überhaupt diplomatisch unterhandelt habe, wo er mit dem Schwert in der Hand hätte streiten sollen, und daß er von den Höfen zu Wien und Madrid gleich sehr betrogen worden sei. Indessen würden diese Vorwürfe sein Ansehen im Innern nicht vermindert haben, wenn er dieses nicht selbst durch die Herrschsucht zu schwächen begonnen hätte, mit welcher er das Parlament in einer steten Abhängigkeit von sich erhalten wollte. Dieses widersetzte sich, und nun entstanden 1621 die beiden Parteien der Toris, welche für den König, und der Whigs, welche für das Volk stritten. Jacob starb am 8. April 1625 und hinterließ den Ruf eines mehr trägen, als friedfertigen, eines mehr schwachen als guten Fürsten. Doch kann man ihm wahrhafte Herzensgüte, Kenntnisse, Gelehrsamkeit und Staatsklugheit durchaus nicht absprechen. Er gefiel sich als öffentlicher Redner, zog aber durch den Pedantismus, mit welchem er sprach, oft bittre Kritiken auf sich. Er war freigebig bis zur Verschwendung. Einer seiner Lieblinge sah einstens eine Last Geldes in den königlichen Schatz tragen, und äußerte gegen seinen Nachbar, wie glücklich ihn der Besitz dieses Geldes machen würde. Der König, welcher dieses hörte, ließ dem Günstlinge auf der Stelle die Summe schenken. Seine Freigebigkeit setzte ihn aber oft selbst in die größte Verlegenheit. Als er eines Tages spazieren fuhr, ward er mitten in den Straßen von London wegen 50 Louisdo'r, welche der Hofsattler zu fodern hatte, von Gerichtsdienern verhaftet. Seine Leibwache wollte letztre in die Flucht schlagen; er aber verbot es, bezahlte die Summe und sagte: „Wer Gesetze gibt, muß sie auch beobachten.“ Übrigens fing, wie schon oben gesagt, das Reich unter seiner Regierung zu blühen

an; englische Kolonien entstanden in Amerika; der Ackerbau machte die größten Fortschritte; Künste und Wissenschaften bildeten den Geist der Engländer und verschönerten das gesellschaftliche Leben derselben. Jacob war der erste, der sich den Titel König von Großbritannien beilegte. Am gerechtesten scheint man ihm seine blinde Liebe gegen verächtliche Günstlinge, unter denen insbesondre der berüchtigte Herzog von Buckingham (s. d. Art.) sich auszeichnete, zum Vorwurf machen zu können. Sein Sohn, Carl I., folgte ihm in der Regierung, und seine Tochter Elisabeth ward an Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz, verheirathet. Die Nachkommen aus dieser Ehe bestiegen in der Folge den Thron von England. Unter den literarischen Werken, welche wir von Jacob I. haben und welche 1610 in einem Foliobande zu London herausgekommen sind, nennen wir als die merkwürdigsten: Basilikon doron (das königliche Geschenk), worin er zum Besten seines Sohnes Heinrich, der früh verstarb, vortreffliche Grundsätze für den Unterricht der Könige entwickelt; (dies Werk ward drei- oder viermal in lateinischer Sprache, und dann auch in der französischen Übersetzung verschiedene Male aufgelegt) und sein spaßhaftes Werk gegen den Mißbrauch des Tabacks, in welchem er die Gründe, die man damals für den Gebrauch desselben angeführt hatte, zu widerlegen strebt.

Jacob II., Enkel Jacobs I., zweiter Sohn des unglücklichen Carl I., kam nach seines Bruders Carl II. Tode (1685), auf den großbritannischen Thron. Er hatte, ungeachtet der ausgezeichneten Talente, welche ihm die Natur zur Herrschaft verliehen, theils durch die wenige Achtung, die er für die Rechte der Nation und für die Grundsätze der englischen Verfassung bezeigte, theils auch durch den schwärmerischen Eifer, mit welchem er die katholische Kirche wieder einzusetzen strebte, den größten Theil seiner Unterthanen unversöhnlich gegen sich aufgebracht. Um sich gegen die Folgen dieser unüberlegten Schritte zu sichern, hatte er sogar in der Nähe von London ein Heer von irländischen und schottländischen Truppen zusammengezogen, und dadurch das Schrecken und die Besorgniß des Volks noch vergrößert. Dieses wurde nun von unauslöschlichem Hasse gegen einen Monarchen entflammt, der das Theuerste, was es hatte, die protestantische Religion, unter die Füße treten wollte. Indessen war dem Volke noch der Trost geblieben, daß der König keinen Sohn hatte, er selbst schon bejahrt und seine Gemahlin kränklich, es also gar nicht wahrscheinlich war, daß demselben noch ein Thronerbe geboren werden würde. Seine beiden Töchter, in der protestantischen Religion erzogen und an derselben festhängend, mußten dann die Regierung erben und das Volk war zufrieden. Nun aber erscholl im J. 1687 auf einmal das Gerücht, die Königin sei schwanger. So groß die Freude und so laut der Jubel der katholischen Priester, der Höflinge und aller Papisten über dies Ereigniß war, so groß war der Schrecken der Protestanten und der Argwohn, welcher sich damit verknüpfte. Selbst die Katholiken hatten bis dahin an der Möglichkeit gezweifelt, daß die Königin noch einmal gebären würde, und deshalb den Tod derselben gewünscht; jetzt aber ward die Sage von der Prophezeihung eines Prinzen und von einer Wunderwirkung der Mutter Gottes verbreitet. Natürlich erzeugte nun der Haß der Protestanten gegen die Katholiken den Verdacht, als sei die Schwangerschaft der Königin erdichtet. Diesen Verdacht vermehrte das Bestreben des Hofes, alle fremde Personen aus der Umgebung der Königin zu entfernen, und Niemand durch den Augenschein sich von der wirklichen Schwangerschaft derselben überzeugen zu lassen. Am 10. Jan. 1688 erfolgte endlich, unter dem Donner der

Kanonen, die Niederkunft der Königin, und dem Volke ward durch eine königliche Proclamation kund gethan, daß der Himmel das Land mit einem Thronerben geſegnet habe. Es iſt hier nicht der Ort, die Beweiſe für und gegen die Echtheit der Geburt deſſelben anzuführen, noch weniger, ſie widerlegen oder bekräftigen zu wollen: nur ſo viel ſei hier angemerkt, daß das Volk an keine Entbindung der Königin von einem Prinzen glaubte, und dies laut und öffentlich äußerte. Die Proteſtanten ſchloſſen ſich immer enger und zahlreicher dem Prinzen von Oranien, Schwiegerſohn des Königs, an, und noch war der Prinz von Wales kein halbes Jahr alt, als jener bereits, auf den Ruf der Nation, in England landete, und ſeinen Schwiegervater und Schwager vom Throne ſtieß. Jacob II. entfloh mit ſeiner ganzen Familie, am 21. Dec. 1688 nach Frankreich, wo er von Ludewig XIV. ſehr freundſchaftlich aufgenommen, und ihm das Luſtſchloß St. Germain eingeräumt wurde. Von dort aus unterhielt der König eine ſtete Verbindung mit ſeinen Anhängern in Schottland und Irland, mit deren Hülfe er mehrere vergebliche Verſuche machte, den verlornen Thron wieder zu erlangen. 1692 ward Jacobs Gemahlin abermals ſchwanger und gebar, wie jeder wußte und Niemand in Zweifel zog, eine Tochter, wodurch wenigſtens die Fähigkeit der Königin, geſunde Kinder zur Welt zu bringen, bewieſen wurde. Jacob ſtarb 1701 zu St. Germain, und nun ward der ſogenannte Prinz von Wales öffentlich und feierlich von Ludewig XIV. für den rechtmäßigen König von England, Schottland und Irland unter dem Namen Jacob III. anerkannt.

Jacob III., in der Geſchichte auch der Prätendent, oder Ritter St. Georg genannt (ſ. d. vorigen Art.), ward nicht allein von Frankreich; ſondern auch von Spanien, dem Papſte und den Herzögen von Modena und Parma öffentlich anerkannt, dagegen aber von dem engliſchen Parlamente des Hochverraths für ſchuldig erklärt und auf ewige Zeiten vom Throne ausgeſchloſſen. Ludewig XIV. verſicherte ihn zwar ſeiner fortdauernden Unterſtützung; es iſt jedoch wahrſcheinlich, daß er, beſonders in der letzten Zeit, ſich Jacobs III. nur wie eines Schreckbildes bedient habe, um England ſtets in Furcht zu erhalten. Unterdeſſen waren in Schottland, wo man über die Vereinigung dieſes Landes mit England ſehr unzufrieden war, bedeutende Unruhen ausgebrochen, welche Ludewig XIV. zu ſeinem eignen Beſten, und nebenbei auch zu Gunſten ſeines Schützlings zu benutzen beſchloß. Die Zahl der Anhänger Jacobs III. vermehrte ſich täglich in jenem Lande, und es hatte allerdings das Anſehn, als ob eine Landung deſſelben, die allgemein gewünſcht wurde, auch die Loſung zu einer Empörung in Schottland geben würde. Ludewig XIV. unternahm wirklich im J. 1708 eine Expedition dahin, an deren Spitze ſich Jacob III. befand. Der elende, vertheidigungsloſe Zuſtand, in welchen damals die Parteiſucht der Engländer das Land verſetzt hatte, trug dazu bei, die Erwartungen Jacobs zu beleben, und ihn einen glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens hoffen zu laſſen. Dagegen ſetzte das Parlament einen Preis von 100,000 Pfund Sterling auf den Kopf des Prätendenten; ein Name, deſſen man ſich bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmal amtlich bediente. Die Flotte ankerte an den ſchottiſchen Küſten. Noch ehe man aber darüber einig werden konnte, ob und wo man landen ſollte, erſcholl die Nachricht von der Annäherung einer überlegenen engliſchen Flotte, wodurch Jacob bewogen wurde, eiligſt mit der ſeinigen nach Frankreich zurückzuſegeln. Er mußte darauf, eben ſo willenlos, als er dem Zuge nach Schottland beigewohnt hatte, als Freiwilliger unter dem Herzoge von Burgund den Feldzug in den

Niederlanden mitmachen, wo er, nach des letztern Zeugniſſe, manche Beweiſe perſönlicher Tapferkeit gab. Ludewig XIV. ſah ſich von Jahr zu Jahr immer mehr in die Nothwendigkeit verſetzt, mit den Engländern Frieden zu ſchließen; und dieſe machten die Entfernung des Prätendenten, und die Anerkennung der Königin Anna zur Hauptbedingung der Friedenspräliminarien. Letztre hatte bis dahin, wie man verſichert, in geheimen Briefwechſel mit ihrem Bruder, dem Prätendenten, geſtanden, und ihm ſogar verſprochen, wenn er die proteſtantiſche Religion annehmen werde, zu Gunſten ſeiner den Scepter niederzulegen. Wie es ſich auch damit verhalten haben mag: ſo iſt doch gewiß, daß dieſe Verhandlungen durchaus keine Folgen hatten. — Im J. 1713 erfolgte endlich der Abſchluß des utrechter Friedens, in welchem ſich Ludewig XIV. verpflichtete, den Prätendenten aus ſeinen Staaten zu entfernen und die hannöveriſche Erbfolge jetzt und künftig auf keine Weiſe zu ſtören. Die Königin Anna ſtarb 1714, ohne jene günſtigen Geſinnungen für den Prätendenten durch die That und öffentlich bewährt zu haben. Dennoch war ſowol in Schottland als in England die Partei der Tories, welche man damals Jacobiten nannte, wider den neuen König Georg, und für den Prätendenten, und da zu gleicher Zeit zwiſchen Frankreich und dem neuen Könige von England abermalige Mißhelligkeiten ausgebrochen waren: ſo ſchien dem Prätendenten ein neuer Glücksſtern zu lächeln, der aber bei dem Tode Ludewigs XIV. (1715) ſchnell erloſch. Doch zeigte ſich in Schottland, wo Jacob feierlich zum Könige ausgerufen wurde, die Stimmung günſtiger als je für ihn, und dies bewog ihn, 1716 einen abermaligen Zug dahin zu unternehmen und wirklich dort zu landen. Während der Zeit waren die ſchottiſchen Aufrührer von den königlichen Truppen völlig geſchlagen worden, und der Prätendent ſah ſich zum zweiten Male genöthigt, Schottland zu verlaſſen, und nach Frankreich zurückzukehren. Von nun an ſah er ſich von allen ſeinen Freunden, ſelbſt von Frankreich, verlaſſen. Als ihm nun auch der Aufenthalt in Frankreich verſagt wurde, war er gezwungen, bei dem Papſte Hülfe zu ſuchen, der ihm und ſeinem zahlreichen Gefolge, anfangs in Avignon, Schutz und Unterſtützung gab, ihn aber dann nach Italien kommen ließ. Hier ward er überall, wie ein regierender König, mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen. Während dieſer Zeit hatte Jacobs Anhang in England und Schottland noch einmal ihm neue Hoffnung zum Beſitz der engliſchen Krone gemacht. Spanien, welches mit England zerfallen war, trat ſeinen Entwürfen bei, und lud den Prätendenten ein, ſchleunig nach Madrid zu kommen. Dieſer ſäumte nicht, der Einladung zu folgen (1719). Um aber den Engländern nicht in die Hände zu fallen, ließ er, während er ſelbſt zu Rettuno auf einem ſpaniſchen Schiffe unter Segel ging, das Gerücht verbreiten, als reiſe er zu Lande über Bologna und Mailand nach Spanien. Dies hatte den Erfolg, daß zwei ſeiner Hofleute, die jenen Weg wirklich genommen hatten, von den Öſterreichern angehalten wurden. Indeſſen war er glücklich durch die engliſchen Schiffe hindurch geſegelt, und am 26. März in Madrid angekommen. Sein Empfang am dortigen Hofe war der ehrenvollſte, der einem wirklichen Könige zu Theil werden konnte. Schon vor ſeiner Ankunft in Spanien war eine neue Expedition gegen England unter Segel gegangen, aber vom Sturme zerſtreut und genöthigt worden, in Cadix einen Zufluchtsort zu ſuchen. Als dieſe abermalige Unternehmung geſcheitert war, bekümmerte man ſich nicht weiter um den Prätendenten. Am 25. Aug. landete er wieder zu Livorno. Dennoch faßte er 1727, nach dem Tode Georgs I., den Entſchluß, noch einmal

sein Glück zu versuchen, und reiste, vom Papste unterstützt, nach Genua ab, um sich von dort nach England zu begeben. Wie es ihm jedoch auf dieser Reise gegangen, ist nicht bekannt geworden. Wir finden ihn in der Folge zu Albano wieder, wo er bis zu seinem Tode (1. Jan. 1766) in der Stille lebte. Seine Nachkommenschaft bestand in zwei Söhnen, Carl Eduard (s. d. Art.), der seine Ansprüche, aber auch sein Mißgeschick erbte, und auf welchen der Titel Prätendent überging, und Heinrich Benedikt, der sich dem geistlichen Stande widmete, unter dem Namen Kardinal von York bekannt ist, und durch dessen (13. Jul. 1807) zu Frascati erfolgten Tod die königliche Familie Stuart erlosch.

Jacobi (Joh. Georg). Dieser liebliche, anmuthsvolle deutsche Dichter wurde 1740 zu Düsseldorf geboren. Um Theologie zu studiren, begab er sich 1758 nach Göttingen, und von da, durch die Kriegsunruhen vertrieben, nach Helmstädt. Nach einem Jahre ging er nach Göttingen zurück, um seine akademischen Studien zu beendigen. Klotz, mit dem er hier in freundschaftliche Verhältnisse gekommen, war nach Halle berufen worden, und verschaffte auch Jacobi den Ruf dahin als Professor der Philosophie und Beredtsamkeit. In Halle wurde Jacobi mit Gleim bekannt, und diese Bekanntschaft war entscheidend für sein ganzes Leben; denn Gleim war es, der das Dichtertalent vorzüglich in ihm erweckte und nährte, da der Umgang mit Klotz ihn beinahe zum bloßen Philologen und Kritiker gemacht hätte. Unter Gleim's Einfluß gab Jacobi seine Iris heraus (1774—1776, 3 Bdchn.), eine Zeitschrift für das schöne Geschlecht, die zu der Bildung desselben gewiß erfreulich gewirkt hat. Immer mehr näherte er sich von jetzt an der Vollendung, und die Muse, die ihn bis in sein Greisenalter begleitete, schien ihm immer höhere Gunst zu gewähren. Er folgte 1784 einem Rufe Josephs II. nach Freiburg in Breisgau, wo er als Professor der schönen Wissenschaften angestellt wurde. Während er hier durch Lehre und Beispiel mit glücklichstem Erfolge wirkte, erfreute er das Publikum noch mit der Herausgabe seines überflüssigen Taschenbuchs (1795—1800) und seines Taschenbuchs Iris (1803) Sein eben so geschmackvoller als lehrreicher Auszug aus dem Antikenkabinet des Herzogs von Orleans verdient mehr bekannt zu sein, als er es ist. Nahe am Ziele des Lebens besorgte er noch eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (Zürich 6 Bde.), und die neue Auflage, die bald davon nöthig wurde, war ein Beweis, daß man in der Theilnahme gegen den lieblichen Sänger nicht lau geworden war. Am 4. Jan. 1814 endigte sein schönes Leben; er starb, geliebt und beklagt von Allen, die ihn kannten, auch im Greisenalter noch zu früh; denn schön, wie seine Lieder, war seine Seele; sanft, theilnehmend, wohlwollend, liebevoll sein Herz. dd.

Jacobi (Friedr. Heinr.), der jüngere Bruder des Dichters, königl. baierscher geheimer Rath und vormaliger Präsident der baierschen Akademie der Wissenschaften, geb. zu Düsseldorf 1743. Wir haben erst von der Zeit an wo er in Pempelfort bei Düsseldorf, zu Anfange der siebziger Jahre, in der vollen Blüthe seiner Kraft und Jugend, im Schoße der liebenswürdigsten Familie und umgeben von einer reizenden Natur, sich selbst zu dem, was er geworden ist, ausbildete, einige Nachricht über ihn erhalten können. Er wurde nachher jülich- und bergischer Hofkammerrath und Zollkommissär, geheimer Rath zu Düsseldorf, und kam 1804 als königl. baier. Rath und Präsident der Akademie der Wissenschaften nach München, wo er den 10. März 1819 starb. Reich ist sein inneres Leben an Allem, was schöne und edle Seelen anziehen kann. Sein hoher Geist strebte Poesie und Philosophie mit einander zu vereinigen. Wir kennen

ihn durch Eduard Allwill's Briefsammlung (Königsberg 1792) und durch seinen Woldemar (Flensburg 1779, Königsberg 1794, 2 Th.) als Dichter, und lernten ihn als Philosophen kennen durch seine Briefe über die Lehre des Spinoza (Bresl. 1785, N. Aufl. 1789), sein Werk wider Mendelssohn's Beschuldigungen betreffend diese Briefe (Leipzig 1786), David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus (Breslau 1787, N. Aufl. Ulm 1795), Sendschreiben an Fichte (Hamburg 1799. 8.) Darüber ist wol nur Eine Stimme, daß Jacobi als Dichter durch kräftige Darstellung, treffliche Schilderung der Natur und des menschlichen Herzens, Wärme und Innigkeit des Gefühls und einen lebendigen, geistreichen, kühnen und doch sichern Ausdruck sich ungemein auszeichne. Unter den Philosophen aber hat sein seltner Tiefsinn, verbunden mit der Eigenthümlichkeit und Schönheit seiner Darstellung, ihm den Namen des deutschen Platon's erworben. Gleichwol gibt es nicht leicht einen Schriftsteller, über welchen die Urtheile verschiedner wären, als über ihn, und beinahe scheint es, als habe es der Dichter Jacobi mit den Philosophen von Profession, so wie der Philosoph Jacobi mit den Dichtern verdorben. Der Grund liegt in der Persönlichkeit Jacobi's, ohne deren Verhältniß in der That fast alle seine Schriften unverständlich sind. Friedrich Schlegel hat darum etwas sehr Verdienstliches und Dankeswerthes gethan, indem er diese so merkwürdige Persönlichkeit zu charakterisiren unternahm, und wer einen Schlüssel zu Jacobi's Werken sucht, darf Schlegel's Recension von dessen Woldemar (Charakteristiken und Kritiken Bd. 1. S. 1—46.) nicht ungelesen lassen. Wie auf diesem Wege in der Poesie sein allgemeiner Ton, der sich über das Ganze verbreitet, und ihm eine Einheit des Colorits gibt, überspannung ward, und wie er in der Philosophie zu einem Hasse der philosophirenden Vernunft, oder der Systeme, von welchen er behauptete, daß sie streng durchgeführt, alle in Fanatismus endeten, zu seinem Glauben statt des Wissens, zur Sympathie mit dem Unsichtbaren, der unbedingten Hingebung in die Gnade Gottes kam, dessen Offenbarung er nur in der Vernunft und in dem Gefühle findet, ist hier trefflich entwickelt, und gezeigt, daß Jacobi's Philosophie in der That nichts anders sei, als der in Begriffe und Worte gebrachte Geist eines individuellen Lebens. Jacobi hat sich große Verdienste um die Philosophie erworben durch seine Polemik, worin er die Lücken, die Folgen, den Unzusammenhang der herrschenden Denkart des Zeitalters mit kritischem Geist und mit der hinreißenden Beredtsamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt hat. Es war natürlich, daß Jacobi bei seiner eigenthümlichen Denkart nicht leicht der Schüler eines andern Philosophen werden, sondern den Philosophen des Zeitalters, wenn er mit ihnen in Berührung kam, nur als polemisirender Kritiker gegenüber treten konnte, und in dieses Verhältniß kam er mit dem dogmatischen Mendelssohn, dem kritischen Kant, welcher die Vernunft als Verstand betrachtete und behandelte, dem idealistischen Fichte und dem pantheistischen Schelling. Die mit dem Letztern, durch Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung (Leipzig 1811) veranlaßte Streitigkeit, ist in unsern Tagen zum Theil mit Erbitterung geführt worden. Schelling hat bei dieser Gelegenheit etwas hervorgebracht, was zur nähern Charakteristik und Würdigung Jacobi's dient, wir meinen in seinem, freilich etwas einseitigen Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen (Tübingen 1812), den Abschnitt des Geschichtlichen, worin nachgewiesen ist, in welchem Verhältnisse Jacobi zu Wissenschaft und Theismus, zu Philosophie und Religion und zur Literatur überhaupt gestanden habe. Jacobi's Rang unter den edelsten

Wahrheitsforschern, und eine edle, religiöse Denkart bleibt ihm unbestritten, ja manche tiefgefundene Schätze, die er aus seinem innersten Leben zu Tage förderte, gehören zu dem reinsten Gewinn des Wahren und Guten. Seine Werke erschienen zu Leipzig, bei Fleischer. Einer seiner geistvollsten Schüler ist Fr. Köppen in Landshut.

Jacobiner. Der böse Dämon der französischen Revolution, der wie ein giftiger Wurm in dem Baume der Freiheit saß, Wurzel, Mark und Frucht desselben verdarb, und in jede Hoffnung der bessern Menschen, in die Plane eines Mounier, Clermont Tonnere, Lally Tolendal u. A. seine Drachenzähne säete, so daß auf die Morgenröthe einer glücklichern Zeit ein blutiges Vierteljahrhundert voll Jammer und Thränen folgte, heißt Jacobinismus. Er ging nicht, wie Robinson und nach ihm Barruel sich und Andern einbildete, aus den geheimen Gesellschaften, sondern zunächst aus der allgemeinen Ungeduld, die vielfach schmerzliche Krankheit des Staats schnell geheilt zu sehen, und aus dem heftigen, leidenschaftlichen, durch die Reaction des alten Systems erbitterten Charakter der Franzosen hervor. Er vereinigte mit sich alles, was politische Schwärmerei Schreckliches, und Dämagogenwuth Gefährliches hat. In ihm führte den geheimen Vorsitz eine zügellose, vor keinem Verbrechen erschreckende Selbstsucht. Sie täuschte durch die Larve der Freiheit, Gleichheit und Republik; sie schreckte durch den Dolch, der statt der Wage des Gesetzes galt. Dieser Jacobinismus war älter, als der Jacobinerklub, bildete sich aber in demselben aus, und überlebte ihn. Unstreitig gab es in dem Klub Männer von großen Talenten, seltner Kraft und eiserner Strenge des Charakters; auch kann man nicht leugnen, daß das von ihnen gebildete Schreckenssystem Frankreich im J. 1793 vom politischen Untergange rettete. Dieser Terrorismus mußte mit der Schließung der Versammlungen der Jacobiner im J. 1795 verstummen; er lebte aber von neuem auf in Napoleons militärischer Diplomatik, und bewirkte eine Zeitlang Wunder. Eben so wahr ist es, daß einige rechtliche Männer Jacobiner waren; allein entweder täuschten sie sich selbst durch Schwärmerei, oder sie waren durch politische Verbindungen in jenen Klub hineingezogen und konnten nicht zurück, oder sie hofften, durch ihren Einfluß die Mehrheit auf den bessern Weg zu führen. Gewöhnlich wurden sie das Opfer dieses kühnen Wagestücks. Eine Menge furchtsamer, charakterloser Selbstlinge endlich schlossen sich den Jacobiner-Koryphäen mit Leichtsinn, oder weil es Mode war, oft auch nur um ihrer persönlichen Sicherheit willen, an. Diese sogenannten Frères dupes mußten wider ihren Willen mithandeln: denn die Häuptlinge hatten sie bald durchschaut, und trieben sie mit furchtbarer Gewalt in den Wirbel der politischen Ruchlosigkeit hinein. Entschieden ist es, daß der Jacobinismus die Freiheit getödtet und sein eignes Kind, die Republik, ermordet hat: denn er vernichtete die Freiheit der Berathschlagung in der Versammlung der Stellvertreter der Nation. Statt daß die Überlegung bis zur Abstimmung frei sein sollte, wurde sie lange vorher in der Versammlung der Jacobiner bestimmt und gebunden. Willkührlich oder durch Überlistung setzte der Klub fest, was man der National-Versammlung aufdringen wollte. Übrigens war der Charakter des Jacobinismus so veränderlich, als der Nationalcharakter selbst. Der Jacobinerklub hatte folgende Entstehung. Vor dem Ausbruche der Revolution hatten sich in Paris, wo schon längst sogenannte Bureaux d'esprit, oder gesellschaftliche Unterhaltungen über schön wissenschaftliche Gegenstände üblich gewesen waren, vorzüglich seit dem amerikanischen Freiheitskriege, gewisse Gesellschaften nach dem Beispiele der londoner Debating

Societies gebildet, in welchen man über politische Ideen sprach, und sich fast allgemein zu republikanischen Ansichten hinneigte. Großbritannien und Nordamerika reizten die geistvollen Franzosen zur Nachahmung, ihren Nationalstolz aber zu kühnerer Ausbildung des gegebenen Beispiels. Raynal und Rousseau wurden begierig gelesen, und der ungestüme, leichtsinnige Charakter der französischen Sprecher blieb nicht bei ruhiger Untersuchung stehen. Ihre Keckheit trieb Alles auf die höchste Spitze; und bei der völligen Gemüthlosigkeit der Meisten, die nur kalte Verstandsmenschen oder kühne Selbstlinge von verdorbnen Sitten waren, mußte das philosophische Unrecht eines Aristoteles, Grotius und Locke in diesen Titanenköpfen endlich bis zur speculativen Raserei gesteigert, oder in eine politische Meinungs-Despotie umgestaltet werden, die desto weiter um sich griff, je mehr sie dem eiteln Wunsche der Nation, neu und außerordentlich, oder in ihrer Staatsverfassung Original zu sein, zusagte. Nur so läßt sich erklären, daß unwissende Ausgewanderte, und späterhin Geoffroy, Mad. Genlis, selbst Laharpe und ähnliche, durch äußere Rücksichten bestochene Tonangeber und ihre Nachbeter, die Philosophie als die Urheberin des Jacobinismus und der französischen Revolution bezeichnen, und sie dadurch, wie sie vermeinten, brandmarken konnten. Es ist wahr, Voltaire, d'Alembert, Friedrich II. griffen Vorurtheile mit allen Waffen ihres Witzes an. Sie verschonten in ihrem geistigen Übermuthe selbst das Ehrwürdige nicht, wenn sie Vorurtheile an demselben haften sahen. Hier war aber kein Plan, den Altar und den Thron umstoßen, und dagegen Atheismus und Gesetzlosigkeit einführen zu wollen. Männer, wie Diderot, traten zwar die gewöhnlichen Formen der Sitte und Meinung mit ihrem Naturstolze zu Boden; ihre Nachbeter übertrieben dies sogar: aber nirgends ward es zum Zweck eines Bundes gemacht! Natürlich befanden sich eine Menge kräftiger Menschen in diesen verschiednen Gesellschaften, und gingen daraus in den Jacobinerklub über. Politische Ideen wurden Lieblingsgegenstand der Unterhaltung. Die Zeitbedürfnisse liehen ihnen doppelten Reiz. Alle Leidenschaften verwirrten die Begriffe; da mußten wol die Scheingründe einiger Schreier den gesunden Menschenverstand betäuben und die Schwachen bethören! Ja die Wuth dieser sogenannten Philosophen wuchs an Kraft, so wie sich die Hindernisse mehrten; mit jedem Hindernisse aber, das sie besiegten, stieg auch ihr Stolz und ihre Kühnheit. Diese innern, aus dem Nationalcharakter überhaupt, wie aus der instinktartigen Selbstsucht und Sittenverdorbenheit der meisten Häuptlinge, denen jede der Menschheit wohlwollende Grundidee gänzlich mangelte, hervorgegangnen Ursachen des im Jacobinerklub vorherrschenden, bösartigen Revolutionsgeistes sind aber nicht die einzigen Quellen des praktischen Wahnsinns. Auch die Gewalt der Umstände, die verzweifelte Lage des Ganzen, besonders die, alle Nerven der Staatskraft in krampfhafte Zuckungen versetzende Finanznoth, rissen die Männer der Revolution (und dies sind die Jacobiner) unwiderstehlich von dem ersten ungeheuren Beginnen, eine Masse von 25 Millionen, theils durch Luxus verwöhnte und theils durch fremden Luxus verarmte Menschen in strenge Republikaner verwandeln zu wollen, bis zu den letzten Rasereien der politischen Schwärmerei fort. Selbst jene außerordentliche und schreckliche Individualität der einzelnen Pöbelhäupter war großentheils das Erzeugniß einer nicht weniger außerordentlichen, als furchtbaren Zeit. Welche Spannung mußten nicht das Maximum, die Wunden und der Föderalismus im Innern, so wie der Land- und Seekrieg von außen, dem Charakter einer Nation geben, die an sich schon scharfsichtiger und schneller, zugleich aber auch lebhafter

und stürmischer, als jede andre, den Druck und das Bedürfniß des Augenblicks ganz fühlt! Der Franzose hat Verstand genug, um jedes Mittel zu seinem Zwecke leicht zu finden; er besitzt aber auch jenen kecken Leichtsinn, der vor keinem Mittel erschrickt. Nos besoins sont nos ressources, ist die höchste Regel seiner Politik. Daher folgten Männer von mittelmäßigen Talenten, die aber mit festem Willen handelten, dem Stoße dessen, was augenblicklich Noth that, aus blinder Überzeugung. Ohne Religion mußten sie, von einem Frevel zum andern fortgetrieben, als Ungeheuer endigen. So Robespierre und seine Genossen. Solche Männer oder Teufel gab es aber in jedem verderbten Zeitalter, wo äußere Stürme ein großes Reich erschütterten. Man denke an Catilina und seine Mitverschwornen! Dies erklärt auch den verschiednen Geist der Volksschriften, die während der Revolution erschienen, und die Steigerung des Tones der jacobinischen Klubredner. Es war derselbe Kreis des politischen Wahnsinns, den die Jacobiner von 1789 bis 1795, und den die Plane Napoleons vom J. 1801 bis 1815 durchliefen; ein Krieg der stolzen, leidenschaftlich erregten, gewaltigen Willenskraft mit der Vernunft. Einige ausgezeichnete Mitglieder der ersten Nationalversammlung, größtentheils Bretagner und Bürgerliche, sahen bei dem Widerstande der Bevorrechteten und der Hofpartei die Nothwendigkeit ein, zusammen zu halten, und zu den Berathschlagungen der nächsten Tage durch vorgängige Überlegungen sich vorzubereiten, zu welchen sie sich, schon in Versailles, des Abends bei Einem aus ihrer Mitte versammelten. Unter ihnen war auch Graf Mirabeau, der, als die Jacobiner späterhin ihre constitutionelle Mäßigung vergaßen, sich von ihnen trennte, ja ihnen entgegen arbeitete. Dasselbe that auch Lafayette. Da aber beide sahen, daß sie wider den Willen der Jacobiner in der Nationalversammlung nichts ausrichten würden, so traten sie in den Jacobinerklub zurück, um hier auf ihn einzuwirken. Indeß starb Mirabeau schon d. 2. Apr. 1791. Der monarchische Klub, unter Clermont Tonnere, welcher mit mehr Entschlossenheit dem jacobinischen Stolze sich entgegenstellte, wurde vom Pöbel schon d. 27. Jan. und d. 28. März 1791 bedroht und endlich aus einander gejagt. Jetzt lernte der Jacobinerklub seine Hülfstruppen, die nachherigen Pikenmänner, kennen. Die Flucht des Königs reizte die Feuerköpfe in demselben noch mehr auf, und seit dem Ende des J. 1792 wurden ihre Grundsätze so ausschweifend, daß die, welche vorher Jacobiner geheißen hatten, jetzt aus dem Klub als Königsfreunde oder Gemäßigte ausgestoßen wurden; sogar Freron, Legendre und andre heftige Jacobiner. Was man in diesen und ähnlichen beschlossschlossen hatte, war dann die gemeine Stimme aller in der Nationalversammlung. Die Bretagner verstatteten bald Mehrern den Zutritt, um desto gewisser ihre Meinung jedesmal durchzusetzen. So entstand, was in einer für das gemeine Beste frei berathschlagenden Versammlung nie Statt haben sollte, eine Verbindlichkeit für gewisse Beschlüße noch vor dem Vortrage des Gegenstandes in der allgemeinen Versammlung der Stellvertreter der Nation, und es bildete sich eine Partei, in welcher Alle nur Eins wollten. Sie arbeiteten denen, die nicht zu ihnen gehörten, mit vereinter Kraft entgegen, nach dem bekannten Spruche der Parteisucht: nul n'aura de l'esprit hors nous et nos amis. Außer dieser Unduldsamkeit gegen anders Denkende, die später in politische Angeberei oder Verfolgungswuth ausartete, übten persönliche Leidenschaften und eigennützige Nebenabsichtin im Geheimen ihren ränkevollen, gefährlichen Einfluß aus. Bald faßte das Privathaus, in welchem sie sich anfangs versammelten, die Zahl dieser Freunde der Revolution, wie sie,

ſelbſt zuerſt ſich nannten, nicht mehr; ſie wählten daher ſchon am Ende des J. 1789 die Kirche eines aufgehobenen Jacobinerkloſters in der Straße St. Honoré, in der Mitte von Paris, zu ihrem Verſammlungsorte. So kam der Name Jacobiner auf, wiewol ſie ſelbſt ſich eine Zeitlang noch Freunde der Conſtitution nannten. Ihr äußeres Abzeichen ward die rothe Mütze; ſpäterhin war eine armſelige, ſchmutzige Kleidung die Bezeichnung ihres Sansculottismus. Bald entſtanden, bei der unruhigen Regſamkeit der Franzoſen, in allen kleinen und größern Städten Frankreichs, 1793 ſogar in vielen Dörfern, ähnliche Vereine, welche der große Mutterklub in Paris mit ſich zu verbinden wußte, ſo daß er durch dieſelben die öffentliche Meinung in ganz Frankreich bearbeiten, und nach ſeinen Abſichten lenken konnte. 1792 ſtand der Hauptklub, in welchem ſich zuweilen 2500 Mitglieder verſammelten, regelmäßig mit mehr als 400 Geſellſchaften in ſchriftlichem Verkehr, und man zählte überhaupt in ganz Frankreich gegen 400,000 Jacobiner. Es iſt unnöthig, die vornehmſten Mitglieder jenes Hauptklubs namentlich aufzuführen, da es gewiß iſt, daß alle Männer von Bedeutung, die zu irgend einer Zeit in der Revolution eine Rolle ſpielen oder ſpielen wollten, Jacobiner waren. Einzelne aber anzuklagen, iſt bedenklich, da der Parteihaß die Geſchichte der Einzelnen ſehr entſtellt hat. Der Einfluß, den Paris auf die Provinz ausübt, und die Unwiſſenheit der meiſten Franzoſen, welche, von unruhigen Wünſchen dem Neuen raſch entgegengeführt, nichts kaltblütig mit ſelbſtſtändiger Freiheit zu unterſuchen vermögen, erleichterte den kühnen Häuptlingen des pariſer Jacobinerklubs die Errichtung jener unſichtbaren Gewaltherrſchaft über die öffentliche Meinung. Das, was ſie im Voraus als Vorſchlag und Beſchluß für die Nationalverſammlung feſtſetzten, mochte noch ſo verwegen und verfaſſungswidrig ſein, ſo waren ſie dennoch, durch ihre Verbindung mit den auserleſenen Mitgliedern in den übrigen Klubs, der Zuſtimmung aller Volksgeſellſchaften gewiß. Dies lockte natürlich alle Ehrgeizige, ſelbſt in den höhern Ständen, zum Beitritt. Sie entſagten den Vortheilen ihres Standes, um hier Anſehn und größere Vortheile bei der neuen Ordnung der Dinge zu gewinnen. Bald aber wurde der leidenſchaftlichen Ehrſucht der Pöbelhäuptlinge die Mäßigung der beſonnenen Jacobiner läſtig; es traten daher die wildeſten Feuerköpfe in einen engern Klub zuſammen, der, nach ſeinem Verſammlungsort in der Kirche der vormaligen Barfüßer, der Klub der Cordeliers hieß, und an den ſich alle ſogenannte exaltés, die Demokraten und republikaniſchen Schwindler, anſchloſſen. Hier war der rechte Tummelplatz für die demagogiſchen Talente des kühnen Danton, und hier fand das Scheuſal Marat, Herausgeber des Volksfreundes ſeit 1789, für ſeine verbrecheriſchen, wüthenden Anſchläge den Glauben, daß der Zweck die Mittel heilige. Hier wurde der Sansculottismus in Sprache und Denkart zum Haſſe gegen Religion, Moral, Ordnung und Königthum mit kühnem Frevel ausgeprägt. Verbrechen waren Verdienſte, Rechtſchaffenheit und Frömmigkeit ein Vorwurf. Der Exkapuziner Chabot, Anacharſis Cloots, Collot d'Herbois u. A. trieben die Unverſchämtheit in ihren öffentlichen Reden auf's höchſte. Da die Jacobiner und die mit ihnen verbundnen Orleaniſten und Briſſotiſten, welche an dem Umſturze des Throns arbeiteten, jene für den Herzog von Orleans, dieſe um eine Republik zu errichten, in der Nationalverſammlung die rechte Seite einnahmen, ſo ſetzten ſich die Mitglieder der übrigen Volksgeſellſchaften auf die linke. Keiner fand ſich aber in der Nationalverſammlung ein, um etwa zu überlegen, ſondern um für das zu ſtimmen, was unter ihnen bereits ausgemacht war. Daher hatten der Jacobiner- und

jeder ähnliche Klub ganz die Form der Nationalverſammlung. Man wählte Präſidenten und Secretäre, beſtimmte die Ordnung des Tages, faßte nach Stimmenmehrheit Beſchlüſſe ab, und räumte den Zuhörern beſtimmte Logen oder Tribunen ein. So läßt ſichs begreifen, daß die Nationalverſammlung in der von ihr abgefaßten Conſtitution ſolchen Volksgeſellſchaften eine geſetzmäßige Befugniß ertheilen konnte. Von jetzt an ward ſie aber auch vom Jacobinerklub völlig tyranniſirt. Die Zuhörer aus den Geſellſchaften des letztern füllten nämlich, wenn die Jacobiner der Stimmenmehrheit in der Nationalverſammlung nicht ganz gewiß waren, die Tribunen des Saales der Volksvertreter an, und lärmten in wilder Zügelloſigkeit, oft ſogar mit lauten Drohungen gegen einzelne Mitglieder, allen Meinungen oder Beſchlüſſen entgegen, welche mit denen der Jacobiner nicht übereinſtimmten. Dies war vorzüglich in allem der Fall, was den König betraf, gegen den ſich die Jacobiner und Cordeliers, beſonders ſeit 1791, die gröbſten Läſterungen erlaubten. Daher verbanden ſich auch die demokratiſchen Cordeliers mit der Partei Orleans, und dieſe arbeitete, ohne es zu wollen, für den Zweck der Republikaner, indem ſie die giftigſten Verläumdungen gegen den König und die Königin ausſpie, und dabei den niedrigſten Pöbel auf ihrer Seite, zum Theil ſelbſt in ihrem Solde hatte. So kam es, daß ſich ein Volksauflauf der Abreiſe des Königs nach St. Cloud, wo er die Oſterfeiertage zubringen wollte, im J. 1791 d. 18. Apr. mit Gewalt entgegenſetzte. Selbſt die Nationalgarde weigerte ſich gegen ihren Commandanten, Lafayette, den König, der ſchon im Wagen ſaß, durch die Volksmaſſe zu geleiten. Jene Partei der Königsfeinde ward um ſo mächtiger, als die beſonnenern Mitglieder aus dem Jacobinerklub herausgetreten waren, und die Cordeliers d. 21. Juni ſich wieder mit ihr vereinigt hatten. Doch ſetzten die letztern ihre Verſammlungen bei den Barfüßern fort, um aus ihnen vorbereitet und einig, nach beſtimmten Beſchlüſſen die Berathſchlagungen im Jacobinerklub zu beherrſchen. Sie benutzten, ſeit der verunglückten Flucht des Königs (21. Juni 1791) alles, um den Volkshaß gegen ihn noch mehr aufzureizen, und foderten laut die Abſetzung Ludwigs und die Errichtung einer Republik. Noch widerſtanden die gemäßigt Denkenden, welche ſich eine Zeitlang nach dem Orte ihres Klubs, Feuillants nannten, und der furchtbare Volksaufſtand vom 15. bis 17. Juli 1791 erreichte diesmal ſeinen Zweck nicht. Dagegen mißlang es aber auch den aus der conſtituirenden Nationalverſammlung heraustretenden Abgeordneten, vor dem Schluſſe ihrer Sitzungen den Jakobinerklub zu trennen. Als die geſetzgebende Verſammlung, zu der die neuen Abgeordneten faſt ganz unter dem Einfluſſe der Jacobiner gewählt worden waren, den 1. Oct. 1791 ihre Sitzungen eröffnet hatte, behaupteten die Königsfreunde, unter denen die Girondiſten (ſ. d.) durch Talente hervorragten, noch eine Zeitlang die Stimmenmehrheit gegen die Königsfeinde (Cordeliers) ſelbſt im Jacobinerklub, ſo daß die Häupter der letztern, Danton, Marat, Robespierre und Orleans, ihren Plan verſchleiern mußten. Doch wuchs ihr geheimer Einfluß dadurch, daß der Maire von Paris, Pethion, und mit ihm die aus Jacobinern zuſammengeſetzte Municipalität von Paris, auf ihre Seite trat. Auch die gemäßigten Jacobiner, und darunter ſelbſt einige Miniſter des Königs, neigten ſich zur Partei der Königsfeinde hin. So bewirkten ſie durch den Aufſtand des Pöbels, am 29. Mai 1792, einen Beſchluß der Nationalverſammlung (30 Mai), vermöge deſſen der König die für ihn, von der erſten Nationalverſammlung decretirte Leibwache entlaſſen ſollte; ſie vermochten aber nicht durch den Aufſtand der Vorſtädte St. Anton

und St. Marcell am 20. Juni, den König, den nur vier Schweizer-Grenadiere gegen den Andrang der Wüthenden schützten, zu zwingen, daß er sein, gegen zwei Beschlüsse der Nationalversammlung eingelegtes Veto zurücknahm; doch gewannen sie die Mehrheit der Nationalversammlung, um die Anstifter dieses Aufruhrs, Pethion, Manuel u. A. m. der verdienten Strafe zu entziehen. Indessen hatten die vom österreichischen Staatsminister, dem Fürsten von Kaunitz, in einer Note beleidigten Jacobiner, gegen die Meinung der Cordeliers, die Kriegserklärung gegen Österreich, 20. Apr. 1792, durchgesetzt, und der Jacobinismus äußerte bald seinen Einfluß bei der Wahl der Feldherren, in den Proclamationen und in der Stimmung der Heere, so daß weder Lafayette, 1792, noch Dümouriez, 1793, das Heer gegen die Jacobiner aufregen konnten. Alles aber, was seit dem 20. Juni geschah, die Ankunft der Föderirten aus Brest, Marseille u. a. O., den 13. Juli, der Angriff auf die Tuilerien in der Nacht vom 9. auf den 10. August, die Abführung des Königs und seiner Familie als Gefangene der pariser Municipalität in den Temple, am 13. August, das Blutbad unter den Eingekerkerten, die vom 2. bis 7. Sept. ohne Urtheil nach der Namensliste niedergestoßen wurden, die Wahl der neuen Conventsmitglieder, im Sept. desselben Jahres; und alles, was die Nationalversammlung seit dem 21. Sept. 1792 bis zum 20. Mai 1795, selbst nach dem 9. Thermidor (28. Juli 1794), that, insbesondre die empörende Hinrichtung des Königs, ohne gerichtliche Form, wobei man, mitten im Prozesse, das Criminalgesetz änderte, und endlich die Einrichtung des Revolutionstribunals, 9. März 1793, kann als ein Werk der fanatisirten Jacobiner angesehen werden. Die Jacobiner theilten sich in zwei Parteien. In dem Zwecke einig, dachten sie über Form und Mittel verschieden. Tallien, der Robespierre stürzte, war so gut ein Jacobiner, als dieser. Der Schwärmer fand den Besonnenen verdächtig. Lange schwankte der Sieg. Endlich unterlagen die, welche nur halbe Teufel zu sein gewagt hatten. Die echten Republikaner, die Girondisten, oder die Thalpartei, wurden den 31. Mai und 2. Juni 1793 von den frechern Jacobinern, oder der Bergpartei, unterjocht; diese aber ihrerseits von den Maratisten oder Cordeliers, welche im Jacobinerklub mit eisernem Willen herrschten, unter den Duumvirn, Robespierre, dem Unbestechlichen, und Danton, dem furchtbaren Schöpfer des Revolutionstribunals, deren Gehülfe Marat war, geleitet. Dagegen siegte die gemäßigte Partei in den Provinzen, zu Marseille, Bordeaux, Lyon. Der Süden trat gegen den jacobinischen Convent unter die Waffen. Dies führte den Jacobinismus auf den höchsten Punkt. Es gelang nämlich der Bergpartei, den Convent seiner Macht zu berauben und auf Billaud de Varennes Vorschlag die Revolutionsregierung des Schreckens (13. Aug. 1793 bis 5. Apr. 1794) an die Stelle der Constitution zu setzen. Der Triumph des Jacobinismus war der Wohlfahrtsausschuß, welcher unter Robespierre die Schreckensherrschaft vollendete, und durch die Revolutionsarmee die Empörung des Südens, nur nicht die der Vendée, mit Feuer und Schwert unterdrückte. Städte, wie Lyon, Marseille, Toulon, sollten zerstört, die ganze Vendée sollte in ein großes Leichen- und Aschenfeld verwandelt werden. Vierzehn Heere, die Guillotine und eine eiserne Consequenz verschafften endlich dem Terrorismus den Sieg. Frankreich, hieß es, (und für den Augenblick war es wahr) brauche nur Eisen und Brot. Erst als der Diktator Robespierre, 28. Juli 1794, unter der Guillotine gefallen war, und mit ihm 104 seiner Anhänger nebst dem Bürgerrath von Paris, erhob sich der Convent wieder. Er untersagte

den Volksgesellschaften alle Einmischung in die Regierung. Man verfolgte die Blutsäufer. Vergebens wollte der Jacobinerklub am 11. Nov. 1794 einen Aufstand erregen, um das Ungeheuer Carrier dem Schwerte des Gesetzes zu entreißen. Es war seine letzte Anstrengung. Die rechtlichen Bürger von Paris umringten den Sagl, bis die bewaffnete Macht herbeieilte, die Versammlung auflöste und Le Gendre den Saal schloß. Diesen Sieg über die Jacobiner vollendete der Beschluß des Convents, daß sie ihre Sitzungen nicht wieder erneuern sollten. Indeß dauerten ihre Grundsätze fort. Sie benutzten die allgemeine Noth zur Erregung eines Aufstandes am 1. April und am 20. bis 23. Mai 1795. Der letztre brachte den Convent seiner Auflösung nahe. Ein Mitglied des Convents, Ferrand, wurde ermordet; Alle entflohen, bis auf 14 von der ehemali-Bergpartei, welche sogleich eine Menge Dekrete nach dem Sinne der Jacobiner abfaßten. Nur mit Mühe konnten die pariser Ausschüsse diesen blutigen Aufruhr unterdrücken. Mit der Entwaffnung der Vorstadt St. Antoine verlor die jacobinische Partei ihren vorzüglichsten Rückhalt; so wie sie schon früher an Barrere, Collot d'Herbois und Billaud de Varennes, die am 2. April 1795 nach Cayenne deportirt worden waren, ihre kühnsten Sprecher verloren hatte. Von jenen 14 Abgeordneten, die das Schreckenssystem wieder hatten einführen wollen, erstachen sich sechs nach ihrer Verurtheilung am 17. Juli und unter diesen der talentvolle Romme. Auch in Toulon hatten die Jacobiner anfangs gesiegt; aber die Conventstruppen besetzten schon den 29. Mai die Stadt wieder. So bereiteten sich die Jacobiner am 20. Mai ihren eignen Sturz. Kriegsgerichte verurtheilten sie überall als Terroristen zum Tode und die Mordsucht der herrschenden Partei des sogenannten Moderatismus eilte auch hier der Justiz vor. Die bald darauf entworfne Constitution vom 23. Juni 1795, und die am 27. Okt. d. J. in Wirksamkeit getretene Directorialregierung unterdrückten die letzten Bewegungen der Jacobiner und Terroristen, bis zu der Hinrichtung Baboeuf's und seiner Mitverschwornen den 25. Mai 1796. Als aber die Constitution von 1795 durch den Sieg der Directoren Barras, Reubel und Lareveillere am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) vernichtet schien, erhob sich der Jacobinismus einiger Ränkemacher auf's neue. Er suchte in die Stellen der gesetzgebenden Räthe einzudringen, fand aber nirgends einen Vereinigungspunkt. So blieb ihm nichts übrig, als die Kraft, durch die jetzt Einzelne in der Verwaltung sich auszeichneten. Sie fanden es bald ihrem Vortheile gemäß, der republikanischen Schwärmerei zu entsagen. Dagegen erhielten sie einen mächtigen Stützpunkt an dem Manne vom blutigen 13. Vendemiaire, der die Gewalt des Schreckens und der Lüge in seiner militärischen Gewaltherrschaft wieder aufrichtete, in Napoleon Buonaparte, dem von Mercier treffend so benannten Robespierre à cheval. Früher selbst Sanscülotte und Terrorist lebte er seit dem 9. Thermidor (28. Juli 1794) zurückgesetzt und vergessen, bis ihn Barras hervorzog und ihn neben sich an die Spitze der Truppen stellte, um die bewaffneten Bürger der pariser Sectionen am 13. Vendemiaire (5. Okt. 1795) mit Kanonen niederzuschießen. Über alle diese Ausschweifungen jener politischen Volksgesellschaft und über die Greuel des Terrorismus vgl. man Mallet du Pan: Correspondence politique pour servir à l'histoire du Républicanisme français. Hamb. 1796. 8. und I. B. Sirey: Du Tribunal révolutionnaire. Paris an III. 8.; auch v. Archenholz: die pariser Jacobiner in ihren Sitzungen. Hamb. 1793. 8. Da die französischen Jacobiner überall den Königshaß laut verkündigten, so entstand der Wahn, daß es eine, durch jacobinische Abgesandte gestiftete, demokratisirende

Propaganda gäbe; und man verfolgte, oft mit blinder Leidenschaft, jede freimüthige Regung des rechtlichen Freiheitssinnes in andern Ländern. Auch mußte Polen, als es sich 1791 eine neue Verfassung geben wollte, unter den Ursachen des Krieges, den Vorwurf des Jacobinismus nennen hören. Das Ärgste aber war, daß man oft Philosophie, Natur- und Staatsrecht mit Jacobinismus verwechselte. Wer diesen Argwohn, der selbst in Wien, durch des berüchtigten D. Hoffmann's Betrieb, zu einer geheimen Polizei und politischen Inquisition Anlaß geben konnte, und das weitgesponnene Gewebe von Vermuthungen der Einbildungskraft und Furcht näher kennen lernen will, der lese des Schotten Robinson Proofs of a Conspiracy against all the Religions and Governments of Europe etc. 4. edit. London 1798. 8. und die auf Robinson's Schrift, auf das Gießner und Hoffmann's Journal und auf ähnliche Beschuldigungen des Parteigeistes gegründete wortreiche, aber inhaltsleere, gegen Philosophie und geheime Gesellschaften überhaupt gerichtete Anklage des Abbé Barruel: Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme, 5 vol. 8. Hambourg, 1800, womit noch folgende, in ähnlichem Geiste abgefaßte Schrift verbunden werden kann: Lettres d'un voyageur à l'Abbé Barruel, ou nouveaux documens pour ses mémoires. Londres 1800. 8. Übrigens sind in Frankreich die innern Ursachen, welche ihn hervorbrachten, noch vorhanden. Er wagte es sogar seit 1814 in der Partei der Ultra's (s. d.), welche man deshalb weiße Jacobiner nannte, wieder thätig zu werden. Dagegen hat sich Napoleons Anhang, oder die Zahl der rothen Jacobiner, seit 1815, sehr vermindert, mit welchen man aber die sogenannten Liberalen keineswegs verwechseln darf. Vgl. Frankreich, Ludewig XVIII. und das franz. Ministerium in den Zeitgenossen H. XIX. K.

Jacobinerorden, s. **Dominikaner**.

Jacobiten heißen die monophysitischen Christen im Orient, welche bei den kirchlichen Streitigkeiten des 6. Jahrh. bedrückt und zerstreut, von einem syrischen Mönche, Jacob Bardai, oder Zanzalos († 578), unter Justinian's Regierung zu einer selbstständigen Religionspartei vereinigt wurden. Sie nannten sich aus Dankbarkeit nach dem Namen ihres Stifters und hatten in Syrien, Ägypten und Mesopotamien zahlreiche Gemeinden mit Bischöfen und Patriarchen. Wegen ihrer Trennung von der katholischen Kirche, konnten sie unter der Herrschaft der Araber, die sich seit der Mitte des 7. Jahrh. des Orients bemächtigten, nur gewinnen. Da jedoch die ägyptischen Jacobiten die Gunst der Araber mißbrauchten, kam es 1352 zu einer Verfolgung derselben, nach welcher sie sehr vermindert, in ihrer Religionsübung eingeschränkt und von ihren asiatischen Brüdern allmälig getrennt, eine besondere Sekte bildeten, die noch jetzt unter dem Namen Kopten (s. d. Art.) in Ägypten besteht. Innere Uneinigkeiten und politische Ursachen veranlaßten um dieselbe Zeit die Absonderung der abyssinischen und armenischen Monophysiten von dem Hauptstamme der Jacobiten, der sich nach manchen Einigungsversuchen der Päpste noch jetzt in Syrien und Mesopotamien als eine unabhängige Sekte behauptet und aus etwa 30 bis 40,000 Familien besteht. Diese Jacobiten gehorchen zwei von den türkischen Statthaltern bestätigten Patriarchen, deren einer unter dem Titel des antiochenischen zu Diarbekir oder Aleppo seinen Sitz hat, und die syrischen, der andre, im Kloster Saphran bei Mardin, die mesopotamischen Gemeinden regiert. Die Gewohnheit der Beschneidung vor der Taufe und den Lehrsatz von der einigen Natur Christi (daher ihre Benennung: Monophysiten), haben sie mit den Kopten und Abyssiniern gemein, welchen aber übrigens weniger als die andern monophysitischen Parteien von der Ver-

fassung und Liturgie der orthodoxen griechischen Kirche ab. In Großbritannien nannte man Jacobiten überhaupt die Anhänger des 1688 vertriebenen Jacobs II. und seine Nachkommen, und insbesondere die Eidweigerer (non-jurors) deren Unterschied von der anglicanischen Kirche nur darin bestand, daß sie den neuen Königen den Eid verweigerten, und welche, um nicht für sie, sondern für die Stuarte beten zu dürfen, eigne Versammlungen hielten. Sie hatten ihren Sitz vorzüglich in Schottland, wurden aber nach der Niederlage des Prätendenten (1745) sehr vermindert, und da er endlich (1788) zu Rom gestorben war, bewogen, für Georg III. zu beten. Dennoch hat Sinclair nach dieser Zeit noch eine kleine Gemeinde von non-jurors in dem Kirchspiel Dussus gefunden, welche ihre eigne Kirche haben, und einen Prediger besolden, um für Könige zu beten, die nicht mehr vorhanden sind. E.

Jacobson (Israel), jetzt (1822) einige funfzig Jahre alt, ward zu Halberstadt aus einer reichen und angesehnen jüdischen Familie geboren und verheirathete sich mit der Tochter des vormaligen Hofagenten Herz Samson zu Braunschweig. Durch diese Familienverhältnisse gerieth er mit dem Hofe daselbst in Verbindung, und ward, nach dem Tode seines Schwiegervaters, von dem Herzoge von Braunschweig zum Hofagenten ernannt. Der Herzog, welcher reiche und thätige Leute begünstigte, schätzte Jacobson, der sich auf mannichfaltige Weise nützlich zu machen wußte. Von Meklenburg erhielt er den Titel eines geheimen Finanzraths. Am westphälischen Hofe wollte er seinen Einfluß zu einem höhern Zwecke, zu einer religiösen und sittlichen Reformation seiner Nation benutzen, und auf seinen Betrieb ward, unter dem Namen Consistorium, ein oberster Gerichtshof in Cassel gegründet, vor welchem alle religiösen und sittlichen Angelegenheiten der jüdischen Nation in Westphalen in letzter Instanz verhandelt werden sollten. Jacobson selbst ward zum Präsidenten dieses Consistoriums ernannt. Aber schon vor der Auflösung desselben (1813) hatte er, dem durch mancherlei Umstände sein Aufenthalt in Cassel verleidet worden war, mit Beseitigung aller Handlungsgeschäfte, sich auf eins seiner Güter zurückgezogen, wo er in ruhiger Abgeschiedenheit lebte. Für seine Fähigkeit als Geschäftsmann sprechen seine Vermögensumstände; Freund und Feind sind darin einverstanden, daß er zu speculiren verstehe; man kann aber hinzusetzen, daß sein Speculationsgeist nicht an dem Kleinlichen und Ängstlichen haftet, das Unwürdige verschmäht und gern Großes in's Auge faßt, das neben dem Gewinn auch Ehre bringt. Seiner Nation hat er mit Verstand und Beharrlichkeit genutzt; an vielen Orten in und außer Deutschland sind ihr, auf seine wirksame Verwendung, drückende Bürden aller Art abgenommen und die Juden sind selbst dadurch mehr oder weniger zu bürgerlichen Menschen geworden. Seine Maßregeln zur religiösen Verbesserung der Juden haben den Werth aller halben Maßregeln und sind nicht mit Nachdruck verfolgt worden. Jacobson hat zu Seesen, zwischen Braunschweig und Göttingen, eine Schulanstalt gestiftet, an deren wohlthätigen Einrichtung sowol Christen als Juden Antheil genommen haben. Hier wurde auch 1810 der, auf seine Veranstaltung erbaute jüdische Tempel, unter dem Namen Jacobstempel, eingeweiht. Christen von allen Ständen, Gelehrte, Offiziere und Bürger, fanden bei ihm eine fast immer sichere Abhülfe ihrer Bedrängnisse. Noch müssen wir anführen, daß Jacobson nicht allein eine gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache besitzt, sondern auch der mosaischen Gesetzgebung: so wie überhaupt der jüdischen Theologie, ein gründliches, umfassendes und (wie wenigstnes in der letzten Zeit deutlich geworden ist) auch kritisches Studium gewidmet hat.

Jagd, Jägerei, oder Waidewerk ist die Wissenschaft oder Kunst, nützliches Wild in gehöriger Menge und angemessnem Zustande zu erhalten, schädliches aber zu vermindern, oder, den Umständen gemäß, ganz auszurotten, und beides auf die zweckmäßigste Art zu benutzen. Die Jagd zerfällt demnach in zwei Hauptabtheilungen, deren erste sich mit der Naturgeschichte des Wildes, der Wildzucht und dem Wildschutz beschäftigt, deren zweite aber die Lehren von der Habhaftwerdung des Wildes durch Tödtung oder Fang und der Wildbenutzung enthält. Letztre ist es auch, die man besonders unter dem Worte Jagd oder Waidewerk zu verstehen pflegt, obwol sie ohne den ersten Theil bald in sich selbst zerfallen muß. Natürlich ist es, daß der zweite Theil der Jagdwissenschaft, oder die eigentliche Jagd, überall der frühere war. Überall denkt der Mensch bald daran, Thiere, die ihm lästig oder gefährlich werden, von sich entfernt zu halten oder zu tödten, und bald findet er ihre Bedeckungen als Kleider, ihr Fleisch als Nahrung zu vortheilhaft, um nicht auch minder schädliche Thiere zu verfolgen und zu erlegen; das thätige frische Leben bei diesem Geschäfte, die mancherlei Abenteuer und die Freude über glücklichen Ausgang der Jagd, machen ihn eben so begierig auf ihre Wiederholung, als diese, bei der genauen Kenntniß von den Sitten und Eigenthümlichkeiten des Wildes, mit immer geringern Schwierigkeiten verbunden wird; und so ist der Jäger schon von Anfang an gezwungen, sich mit der Naturgeschichte der jagdbaren Geschöpfe um so mehr bekannt zu machen, als er von seiner Beschäftigung größern Vortheil ziehen will. Allein die Bemerkung, daß das Wild sich bei uneingeschränkter und regelloser Verfolgung, in nur etwas bebaueten Ländern, bedeutend verringere, mußte bald auf die Nothwendigkeit einer gewissen Schonung und Hegung desselben aufmerksam machen, und sogar der Wilde wird sich scheuen, wenn er nur einige geläuterte Begriffe hat, ein tragendes Thier zu erlegen. Das Vergnügen, das aber auch bald die Herrschenden im Volke an der Jagd fanden, mochte nach und nach Gesetze über den Wildschutz bewirken, und, als späterhin Jagdreviere an besondre Besitzer kamen, wurden diese zur Schützung und Hegung des Wildes durch ihren eignen Vortheil um so mehr bewogen. Als die Jäger aber, so wie andre Künstler, eine besondre Kaste zu bilden anfingen, entstand auch unter ihnen, wie unter jenen, eine besondre Kunstsprache, die nicht bloß ihres alten Herkommens wegen, sondern auch deswegen beibehalten ward und zu werden verdient, weil sie in kurzen und zum Theil sehr bezeichnenden Ausdrücken Dinge ausspricht, die sonst weitläuftiger Beschreibungen bedürfen, und auch durch diese kaum deutlich werden möchten. Die Naturgeschichte des Wildes, wie der Jäger sie kennen muß, besteht nicht nur in der Wissenschaft von dem Bau der innern und äußern Theile und der Eintheilung und Benennung desselben, seinem Aufenthalt, seiner Nahrung und Fortpflanzung, sondern besonders auch in der Kenntniß der Eigenthümlichkeiten in seinem Leben und Benehmen, seinen Geschlechts- und Altersverschiedenheiten und seinen Spuren oder Fährten. Wie wichtig besonders dieser letzte Theil der Jagd-Naturgeschichte sei, wird daraus erhellen, daß von einem wahren Jäger die Schätzung (das Ansprechen) eines jeden stärkern Wildes aus der bloßen Spur verlangt wird, daher auch ein solcher ein hirsch- und fährtengerechter Jäger heißt. Die Lehre von der Wildzucht beruhet auf der Kenntniß von den Verhältnissen, die jeder Wildart zuträglich oder nachtheilig sind, von dem einer jeden Wildgattung zuträglichsten Boden und Orte, von dem gehörigen Verhältniß in der Menge einer jeden Wildgattung zur andern, und des männlichen und weiblichen

Wildes derſelben Gattung gegen einander, und den Regeln, wie man neue Wildſtände im Freien oder in Thiergärten anlegen, oder geſunkenen wieder aufhelfen könne. Der Jäger, der auf Kenntniſſe in der Wildzucht Anſpruch machen will, wird alſo wiſſen, daß das Rothwild nur große, ruhige, zuſammenhängende Laubholzwaldungen mit naheliegenden Wieſen, Äckern und klarem Waſſer liebt; daß das Damm- und Rehwild weniger große und ruhige, aber trockne, und daß Sauen Brüche, und mit Eichen und Buchen beſonders angefüllte Waldungen, vorziehen. Er wird letztre gar nicht oder nur in geringer Menge und nur in großen Revieren dulden, wenn Edel-, Damm- und Rehwild ſich gehörig vermehren ſoll, und endlich nicht mehr männliches Wild dulden, als füglich beſchlagen, nicht mehr weibliches, als beſchlagen werden kann. Er wird wiſſen, wann es Zeit iſt, dem Wilde gegen den Winter durch künſtliche Fütterungen zu Hülfe zu kommen, damit es nicht verkümmere, Salzlecken oder Sulzen zu errichten und einen Thiergarten mit den wenigſten Koſten und auf die, den Umſtänden angemeſſenſte Art anzulegen verſtehen. Ob es gut ſei, bei bevorſtehendem Winter manche Arten von Wild einzufangen und in Ställen oder Zimmern bis zum Frühjahre zu erhalten, wird er, den Verhältniſſen nach, erwägen; kurz, alles, was der Vermehrung und Gedeihung jagdbarer Thiere zuträglich iſt, wird er wiſſen und in's Werk zu ſetzen ſuchen. Inſofern der Jäger aber alles, was dem Wilde nachtheilig werden könnte, abzuhalten ſucht, übt er den Wildſchutz; dieſer beſteht alſo einerſeits in der möglichſten Vertilgung alles Raubzeuges, der Wölfe, Füchſe, wilden und verwilderten Katzen, der Marder, Iltiſſe, Wieſel und der Raubvögel; andrerſeits in ſtrenger Aufrechthaltung der Geſetze gegen Wilddieberei, zu vieles und unzeitiges Jagen, Verletzungen der Schonzeit und unbefugte Beunruhigungen der Wälder. Die Wildjagd, oder die Kunſt auf die zweckmäßigſte Art jagdbare Thiere in ſeine Gewalt zu bekommen, und die dazu nöthigen Inſtrumente und Hülfsmittel, inſofern dies möglich iſt, ſelbſt zu verfertigen und in brauchbarem Stande zu erhalten, geht alſo durchaus aus den erſten Theilen der Jagdwiſſenſchaft hervor, und kann nur bei Anwendung jener dauernd Nutzen und Vergnügen gewähren; ſo wie denn auch jene Theile wieder nur durch gehörige Übung der Jagd ſelbſt in richtiger Anwendung erhalten werden können. Die Jagd theilt man aber, in Hinſicht ihres Gegenſtandes, oder der zu jagenden Thiere, in Hohe- und Nieder-, oder, in einigen Gegenden, in Hohe-, Mittel- und Niederjagd; zur hohen Jagd gehören im nördlichen Deutſchland: das Roth-, Damm-, Reh- und Schwarzwild, der Bär, Wolf und Luchs, das Auer- und Birkwildpret, der Faſan, der Trappe, Kranich, Focken und Schwan. Alles übrige rechnet man zur niedern Jagd; wo aber eine Mitteljagd iſt, da rechnet man zu dieſer das Reh- und Schwarzwild, das Birk- und Haſelwildpret und den großen Brachvogel. Das Raubzeug indeſſen, mag es zur hohen oder niedern Jagd gehören, ſoll billig von jedem Jagdberechtigten geſchoſſen werden können, auch keine Anſprüche auf irgend eine Schon- oder Hegezeit machen dürfen; denn der Schade, den ſeine Vermehrung erzeugt, wiegt bei weitem den Vortheil des zur Winterszeit beſſern Balges auf: auch iſt dieſe Einrichtung, unſres Wiſſens, ſchon in mehrern Ländern eingeführt. Die Jagd auf hohes ſowol, als niedres Wild wird nun, den Umſtänden nach, auf ſehr verſchiedne Art betrieben: die älteſte Weiſe und die gewiß jeder rechte Jäger allen andern vorzieht, beſteht darin, daß man im Walde oder Felde umherſchleicht, dem Wilde, wenn man dergleichen erblickt, unbemerkt näher zu kommen ſucht und es dann durch einen Schuß mit Feuergewehr erlegt; dies Verfahren iſt es, was man bei Hochwild Pürſch-

gang oder Waidewerken, bei Niederwild aber Suche zu nennen pflegt; obwol man bei der Suche nicht immer gerade das Wild zu beſchleichen ſucht, ſondern dieſem, da es weder ſo ſcheu iſt als das Hochwild, noch ſo weit geſehen werden kann, gewöhnlich, wenn es entfliehen will, ohnehin nahe genug iſt, um es ſchießen zu können. Den Pürſchgang macht gewöhnlich ein Jäger allein oder zwei in Geſellſchaft, damit der Eine, während der Andre ſich anſchleicht, ſich auf dem Wechſel (oder dem Orte, durch welchen das Wild zu ziehen pflegt) vorwerfen und auch zu Schuſſe kommen könne; da es indeſſen auch dem beſten Schützen begegnen kann, einen Schuß zu thun, der das Wild weder ſogleich, noch nach kurzer Zeit niederſtreckt, ſo pflegt man beim Pürſchgange einen Hund mit ſich zu führen, der darauf abgerichtet iſt, der blutigen Fährte des angeſchoſſenen (kranken) Wildes zu folgen (der auf den Schweiß gearbeitet iſt). Man führt dieſen an einer Leine (Schweißriemen) mit ſich, bringt ihn auf den friſchen Schweiß und folgt ſo der Fährte, bis man das Wild wieder erblickt, welches nun entweder todt (verendet) iſt, oder durch einen neuen Schuß zu Boden geſtreckt wird. Der beſte Schuß für alle Arten von Hochwild iſt der mit der Kugelbüchſe auf das Blatt (Schulterblatt) von der Seite, worauf es nach einigen Sätzen gewöhnlich todt niederfällt. Kann man es aber (nur nicht die Sauen, da man von dieſen den Kopf zum Gericht liebt) auf den Kopf, oder im Halſe durch die Wirbel ſchießen, ſo ſtürzt es auf der Stelle (im Feuer). Bei der Suche, die beſonders Haſen, Feldhühner, Schnepfen oder Bekaſſinen, doch auch vieles andre Haar- und Federwildpret zum Gegenſtande hat, bedarf man ebenfalls eines Hundes, der durch ſeinen Geruch (Naſe) das Wild ausfindig zu machen weiß, es aufſucht, und, indem er in einer beſtimmten Stellung davor ſtehen bleibt (markirt), den Jäger darauf aufmerkſam macht, dieſer nähert ſich dann ſo viel als nöthig, läßt den Hund einſpringen und erlegt dann das aufgeſtobene Wild, welches nun vom Hunde apportirt (gebracht) wird. Eine zweite Art der Jagd iſt der Anſtand, Anſitz oder die Kuro. Sie beſtehet darin, daß man ſich kurz vor Sonnenauf- oder Niedergang auf einem Platze verbirgt, durch welchen das Wild von oder zu Holze zu ziehen pflegt, um von hier aus einen Schuß anzubringen; für jede Art von Haar- und Federwild iſt dieſe Art der Jagd anwendbar, ſobald nur die beſtimmten Wechſel auf dem Lande oder die Stellen eines Waſſers, wo etwa Waſſergeflügel aufzufallen pflegt, ausgemacht ſind. Auch pflegt man manche Arten von Wild durch Nachahmung ihres Locktones (z. B. den Rehbock durch das ſogenannte Blatten) und Wölfe und Füchſe durch den Ton eines geängſteten Haſen anzulocken und zu ſchießen. Faſt eben ſo allgemein anwendbar iſt das Treibjagen, wo eine beſtimmte Zahl von Schützen ſich in einer Linie, einem Winkel oder einem halben Monde verborgen anlegt, während eine verhältnißmäßige Zahl von Treibern in einem halben Monde ihnen entgegenrückt und ſo das zwiſchen der Treiblinie (Wehr) und den Schützen befindliche Wild auf letztere zutreibt. Auch bei dieſen letzten Arten von Jagden werden, wenn der Gegenſtand derſelben in Hochwild beſtand, Schweißhunde, ging die Jagd aber auf Niederwild, Hühnerhunde erfodert, um das etwa krank geſchoſſene Wild verfolgen und ſtellen, oder apportiren zu können. In Gegenden, wo das Wild nicht ſehr zahlreich iſt, pflegt man daſſelbe durch Jagdhunde, (Braken, Wildbodenhunde) aufſuchen und ſich zutreiben zu laſſen, um es ſo zu erlegen. Ferner gibt es mancherlei Jagden, bei welchen das Wild (gewöhnlich Hochwild) mit Netzen, Lappen oder Tüchern, zum Theil oder ganz umſtellt und dann in dieſem eingeſtellten Bezirke erlegt wird, und die Contra-, Ret-

sel-, Bestätigte, Fanghauptjagden u. s. w. genannt werden, je nachdem die Netze und dergleichen auf die eine oder andre Art angewandt werden; alle diese Jagden zwecken gewöhnlich darauf ab, in kurzer Zeit und mit Bequemlichkeit viel Wild zu erlegen und werden mithin meistens nur zum Vergnügen von großen Herren gegeben. Doch pflegt man auch wol bei Treibjagden auf Haasen Prellnetze hinter die Schützenlinie zu stellen, um die Jagd einträglicher zu machen; auch wird bisweilen das mit Tüchern umstellte Wild nicht erlegt, sondern eingefangen, um entweder in Thiergärten ausgesetzt oder zum Vergnügen gezähmt zu werden. Außer diesen Arten von Jagden, bei deren vielfachen Abweichungen der Mensch doch immer die Hauptrolle spielt, gibt es nun auch viele, bei denen Hunde mehr thun müssen, als Menschen. Den obersten Platz verdient unter diesen die Parforcejagd, bei welcher ein Hirsch (fast immer ein starker Rothhirsch) von einer großen Anzahl (Meute) besondrer Hunde, die man Parforcehunde nennt, so lange verfolgt wird, bis er aus Müdigkeit oder Zorn sich stellt, worauf dann durch eine Kugel auf den Kopf, oder einen Stich (Fang) hinter dem Blatte in's Herz seinem Leben ein Ende gemacht wird. Da es bei dieser Jagd nicht auf Wildbenutzung abgesehen, die Meute sehr kostbar zu unterhalten ist und überdies viele Jäger zu Pferde, und ein eigends dafür mit gebahnten Wegen versehenes Revier dazu erfoderlich ist: so kann sie nur ein Vergnügen für große Herren sein. Mehr der großen Kosten und der Unruhe wegen, die die Parforcejagd in Revieren verursacht, ist sie jetzt seltner geworden, als weil man sie für zu grausam hielt; denn so oft ihr dieser Vorwurf auch gemacht worden ist: so ist doch so viel gewiß, daß ein Jeder beim fröhlichen Läuten der Meute, den Hornfanfaren, dem Peitschenknallen und dem ganzen Gejauchze der Jagd alles andre vergißt, und sich nach Wiederholung des Vergnügens sehnt. Auch andre Arten von Wild, als Haasen, Füchse, Dächse und wilde Schweine pflegt man, insofern die Hunde darauf gearbeitet sind, parforce zu jagen. Gewöhnlicher aber ist bei diesen Wildgattungen das Hetzen, wozu man sich bei Haasen und Füchsen der Windhunde, bei wilden Schweinen der schweren Hatzhunde, und bei Dächsen der Dachssucher bedient. Füchse und Dächse werden außerdem in ihren Bauen durch krummläuftige Hunde (Dächsel) aufgesucht und festgemacht, worauf man dann an dem Orte, wo man den Hund am deutlichsten bellen hört, den Bau aufgräbt und seinen Einwohner mit einem Haken oder einer Zange hervorzieht und todtschlägt. Außer den Hunden bedient man sich noch des Frettchens, indessen bloß zu der Kaninchenjagd; man verlegt die Eingänge eines Kaninchenbaues mit Netzen und läßt ein oder mehrere Frettchen hinein, worauf dann die Kaninchen herausfahren und sich in den Netzen fangen. Die Fallen, die man in frühern Zeiten zur Jagd auf Haasen, Reiher und andres Wild abrichtete, sind jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommen (s. Falkenbeize). Wol aber gehört zu den, bei der Jagd zu gebrauchenden Thieren das Pferd, nicht bloß, insofern man bei der Parforcejagd, dem Hetzen u. s. w. beritten sein muß, sondern auch besonders, weil dies treue und kluge Thier, vor dem sich das Wild nicht scheuet, sich so abrichten läßt, daß es, in einer weidenden Stellung dahin schreitend, dem nebenher gehenden Jäger als Schirm dient, um nahe an das Wildpret zu kommen. Dies sind die, wenigstens in unsern Gegenden gebräuchlichen Arten, die Jagd auszuüben; außer ihnen gibt es aber auch viele Arten, das Wild durch Fallen, Netze und andre Vorrichtungen todt oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Dem Hochwild pflegt man jedoch, außer den oben erwähnten Fangjagen, nicht auf diese

Art nachzustellen, selten auch den Haasen und Feldhühnern: am öftersten aber dem Raubzeuge, Wölfen und Füchsen, Mardern und den Wildgattungen, die man, wie Otter und Biber, selten zu Schuß bekommt, weil sie sich zu gut zu verbergen wissen und den geringen Federwildgattungen, deren Einzelne man keines Schusses werth hält, wie Drosseln und Lerchen. Außer den Wolfs- und Bärengruben, die in unsern Gegenden wol kaum noch gebraucht werden, und den Selbstschüssen, die, ihrer Gefährlichkeit für Menschen und Hausvieh wegen, ziemlich abgekommen sind, mögen wol die sogenannten Prügel- und Mordfallen die ältesten sein, bei denen das Wild, wenn es am Köder nascht, durch einen herabfallenden Balken erschlagen wird. Am gebräuchlichsten auf Wölfe, Füchse, Biber, Ottern, wilde Katzen, Marder und Iltisse sind aber die sogenannten Schwanenhälse oder Berlinereisen und die Tellereisen, die entweder mit Köder versehen, das Wild anlocken, oder auf dessen Wechsel gestellt werden, so daß es hineintreten muß. Auf Wölfe und Füchse pflegt man auch die Angeleisen zu legen, welche, wenn das Wild den daran gesteckten Bissen ergreift, durch Wiederhaken, die mittelst einer Feder auseinander schnellen, demselben im Rachen sitzen bleiben; und zum Fange der Raubvögel hat man eigne Fangapparate, Habichtsstoß und Rönne genannt, bei denen der, auf eine Taube oder dergleichen herabstoßende Räuber selbst ein Netz über sich herzieht. Die Netze sind entweder so beschaffen, daß das Wild (meist Federwild) in dieselben hineinstößt, und sich darin verwickelt, und hängen bleibt, oder so, daß das im Bereich der Netze einfallende oder sich befindende Wild von demselben überdeckt wird. Zu den ersten gehören, außer den oben berührten Fanggarnen für Hochwild, noch die Klebgarne, welche senkrecht an Stangen aufgehängt werden, und unter denen die Taggarne für Lerchen und der sogenannte Schnepfenstoß am bekanntesten sind. Jene, die Lerchentaggarne, bestehen aus 5 und mehrern Reihen oder Wänden 6 bis 7 Fuß hoher Garne, welche, zur Zeit des Sonnenunterganges gegen Morgen gestellt und worauf die Lerchen zugetrieben werden: der Schnepfenstoß aber ist ein luftgraues Netz, welches auf freien Waldplätzen, wo Schnepfen zu streichen pflegen, zur gehörigen Zeit in solcher Höhe aufgezogen wird, daß die durchstreichenden Schnepfen hineinstoßen und sich verwickeln müssen. Ferner gehören hieher noch der Entenfang, die Treibzeuge auf Fasanen, Feldhühner und Wachteln, und die Steckgarne auf Haasen und Hühner, die entweder busenreich, oder so gestellt werden, daß sie sich allmälig verengern. Zur zweiten Abtheilung von Netzen aber gehören: der Tyraß, ein ziemlich großes Netz, welches von zweien Personen so geführt wird, daß ein durch den Hühnerhund markirtes Feldhuhn, eine Wachtel oder Bekassine damit überzogen und beim Herausstieben gefangen wird: und die Heerde oder Schlaggarne, welche so gelegt werden, daß man sie mittelst einer Leine zuziehen, und die, durch Lockton, Köder oder Ruhr- und Lockvögel herbeigezognen Wasserschnepfen, Bekassinen oder kleinern Singvögel damit überdecken kann. Eine andre Art, das Wild zu fangen, sind die Schlingen. Mit einfachen Schlingen oder Fangschlingen von geglühtem Drath fängt man Haasen oder Wiesel, mit eben solchen einfachen Schlingen oder Laufbohnen von Pferdehaaren, Schnepfen, Enten und auch wol andres Wild, indem man diese auf die Wechsel stellt, so daß das Wild hineintreten oder mit dem Kopf hineinfahren muß. Hängebohnen und Sprenkel, deren man sich zum Fange der Drosselarten und mancher Singvögel bedient, sind so eingerichtet, daß die durch Beeren angelockten Vögel, entweder indem sie mit dem Kopfe durch eine Schlinge fah-

ren, oder indem sie auf ein Stellholz treten, welches abspringt, am Halse oder den Füßen gefangen werden. Außerdem fängt man kleinere Vögel auch wol durch Leimruthen, und mag, wenn man will, auch das Vergiften des Raubzeuges durch mit Krähenaugen oder Arsenik eingeriebnes Luder zur Jagd rechnen, obwol letztres Verfahren, als unwaidmännisch, nur dem Nichtjäger und nur gegen Wölfe erlaubt sein sollte. Die Wildbenutzung oder der Theil der Jägerei, welcher sich damit beschäftigt, aus der Jagd den möglichsten Nutzen zu ziehen, erfordert: die Kenntniß der gehörigen Jagdzeiten für jede Art von Wild; die Beurtheilung, wie viel dem Wilde ohne Nachtheil für künftige Zeiten Abbruch gethan werden dürfe; die Kunst das Wild auf die, seinem Werthe am wenigsten nachtheilige Art zu erlegen, eben so aufzubrechen, abzuwirken und zu zerlegen, seinen Transport zweckmäßig einzurichten, die Bälge gehörig zu erhalten, und endlich die Berechnungen des Geldertrages regelmäßig zu führen. Auch dieser Zweig der Jagdwissenschaft ist mithin mit den andern unmittelbar und so verbunden, daß alle in einander greifen und keiner ohne den andern bestehen kann. Das Ganze der Jägerei wird in dem anerkannt vortrefflichen Werke: Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber, von G. F. D. aus dem Winckell, 2te Aufl. (Leipzig 1820 — 22) abgehandelt. Preis aller 3 Bände 11 Thlr. Slj.

Jaggernat s. Dschagernat.

Jagellonen, s. Polen.

Jahn, D. Friedrich Ludwig, — eine kräftige Natur, vielfach bewegt von der Zeit und von volksthümlich-pädagogischen Ideen, — ist der Sohn eines Predigers in Pommern, geb. um das J. 1778. Seine Bildung war theils sein Werk, theils das Erzeugniß der Zeitbegebenheiten, unter deren Einflüssen er lebte. Deutschland und Preußen von einem stolzen Feinde gedemüthigt zu sehen, regte sein tiefes Vaterlandsgefühl zu edlem Zorne auf. Auch mochten Fichte's Reden an die deutsche Nation ihn ergriffen und zu dem Beschlusse begeistert haben, die Wiederherstellung des Volksgeistes durch die Entwickelung der Volkskraft zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Er bekämpfte daher durch Lehre und Beispiel jede Art der Ausländerei, und trug durch Rede, Schrift und That viel dazu bei, den Stolz des Nationalgefühls zur mannhaften Abwehr alles Fremden zu erwecken. Da er die Zeit kommen sah, wo sein Vaterland Männer brauchen werde, die stark durch einen Willen, das Leben für den Sieg einzusetzen, den Muth und die Kraft hätten, er aber die Grundlage solcher Gesinnung in dem urdeutschen Nationalcharakter erkannte: so wandte sich sein Eifer auf die Wiederherstellung der reinen Kraftsprache des deutschen Volks und auf die volksthümliche Bildung der deutschen Jugend. Die preußischen Jünglinge sollten (und sie haben bewiesen, daß sie es schon waren) zu deutschen Männern reifen für den Todeskampf der Freiheit und der Ehre des Vaterlandes. Das Mittel dazu glaubte Jahn in der Turnkunst (seit 1810, vergl. die Art. Turnkunst und Turnziel Bd. X.) gefunden zu haben, wenn nämlich mit der Körperkraft zugleich die Willenskraft volksthümlich ausgebildet würde. Es ist nicht zu leugnen, daß er ein Ideal vor Augen hatte, welches Achtung verdient und selbst vom Staate anfangs geachtet worden ist; allein er verfolgte es mit dem kecken Trotze eines Reformators und stellte es an die Spitze der Nationalbildung, welche doch tiefere Wurzeln in dem Geiste und in der Gesinnung des Menschen hat. So vergaßen Jahn und seine Nachtreter in ihrer Einseitigkeit, daß die Griechen die Gymnastik dem „Guten zum Schönen

unterordneten, und daß die hellenischen Turner zugleich den Grazien opferten. Übertreibung also und unweise Beschränktheit verdarb das Gute, was Jahn wirklich erzielte; kein Wunder, daß Übertreibung und unweise Beschränktheit auf der entgegengesetzten Seite sein Werk endlich vernichteten, und sogar den Urheber desselben in einem strafbaren Lichte erblickten. — Zugleich hatte Jahn auch als Schriftsteller auf die Belebung des deutschen Nationalsinns unter der Jugend vielfach eingewirkt, und dadurch nicht wenig mit zu der Erhebung des Volks in dem großen Kampfe 1813 beigetragen; wie er denn selbst unter den Freiwilligen, die sich zum Theil in Breslau an ihn anschlossen, als Führer eines Bataillons an der Steckenitz im Felde gewesen, dann 1815 mit nach Paris gezogen ist, und auch hier bei jedem Anlaß seinen Charakter derb ausgesprochen hat. Um ihn sammelten sich überall viel ähnlich Gesinnte; besonders hing die Turnjugend sehr an ihm. Im J. 1817 hielt er in Berlin Vorlesungen über das deutsche Volksthum, welche auf viele Ohren drastisch wirkten. Übrigens war er vom Staate als Turnlehrer anerkannt und besoldet. Allein Jahn und seine Anhänger, schon früher in politische Vereine (S. d. Art. Tugendbund Bd. X.) verflochten, konnten nicht gleich ihr aufgeregtes Kraftgefühl, noch weniger das der kecken, hochfahrenden Jugend, in die Schranken der Mäßigung, des Anstandes und der altbürgerlichen Ansichten zurückdrängen. Es zeigten sich hier und da Schaumblasen, als Spuren eines verborgenen Feuers, oder — des Siededampfes jugendlicher Schwärmerei. Da wandte sich der schon vielfach gereizte Argwohn auch gegen den Altmeister der Turner. Die Turnplätze wurden im J. 1819 geschlossen, und Jahn selbst im Juli, da er eben einem Rufe nach Greifswalde als Professor zu folgen im Begriff war, als demagogischer Umtriebe verdächtig, zuerst nach Spandau, dann nach Cüstrin gebracht und zuletzt vor eine Immediat-Commission in Berlin gestellt. (Vergl. d. Art. Umtriebe Bd. X.). Die Theilnahme an seinem Schicksale bewies sich durch Subscriptionen für seine Familie; auch wurde seiner Frau der Gehalt ihres Mannes fortwährend ausgezahlt. Noch ist seine Straffälligkeit nicht rechtlich ausgesprochen; selbst die mainzer Central-Untersuchungs-Commission hat keine thatsächlichen Beweise seiner Schuld aufgefunden. Indeß stellte man ihn, nach einem Befehle des Ministers vom 8. Apr. 1820, bis zur rechtskräftigen Entscheidung, als Festungsgefangnen in Colberg unter Aufsicht, ließ ihm jedoch seinen Gehalt von 1000 Thlr. und seine Familie lebt bei ihm. Im J. 1822 wurde seine Sache auf's neue in Untersuchung gezogen. Jahn hat geschrieben über das deutsche Volksthum 1809, N. A. 1817, im J. 1814 die Runenblätter. Auch war er Mitglied der deutschen Gesellschaft in Berlin. Jahn's und Eiselen's deutsche Turnkunst erschien zu Berlin 1816.

Jahr heißt der Zeitraum, in welchem die Erde ihren Lauf um die Sonne einmal vollendet, und die davon abhängigen Veränderungen in der Natur zurückkehren. In der Vorzeit, wo man glaubte, daß sich die Sonne um die Erde bewege, nannte man diesen Zeitraum ein Sonnenjahr. Die Bestimmung des Sonnenjahrs, welche tiefe Kenntniß der Astronomie und genaue Beobachtung foderte, konnte nur nach und nach mit Genauigkeit erfolgen. Nach Herodot waren die Ägypter die ersten, deren Bestimmungen sich der wahren Größe des Sonnenjahres näherten. Sie theilten es in 12 Monate, jeden zu 30 Tagen, so daß ihr Jahr 360 Tage enthielt, und die Bewohner Thebens, welche auf den Lauf des Mondes keine Rücksicht nahmen, setzten noch 5 Tage hinzu. In der Folge bemerkten sie zwar, daß der Hundsstern (Sirius),

dessen Wiedererscheinung vor Sonnenaufgang die Überschwemmung des Nils ankündigte, alle vier Jahr um einen Tag später aus den Sonnenstrahlen hervortrat; allein das Jahr von 365 Tagen war mit ihrer Festrechnung so verwebt, daß eine Änderung mit Schwierigkeit verbunden war; und wiewol die Feste jährlich fortrückten und in andre Jahreszeiten fielen: so blieb doch jene Bestimmung, bis Ägypten unter die Herrschaft der Römer kam, wo die Zeitbestimmung Jul. Cäsars eingeführt wurde. In Griechenland hatte man das Jahr richtiger zu 365¼ Tag bestimmt, und der griechische Astronom Sosigenes hatte dies dem julianischen Kalender zum Grunde gelegt (s. Kalender). Aber schon der Astronom Hipparchus in Alexandrien hatte ungefähr 150 J. vor Christo durch Beobachtung gefunden, daß das Sonnenjahr nur 365 T. 5 St. 55 Min. habe. Seine Verbesserungsvorschläge blieben unbeachtet. Neuere Beobachtungen haben aber gelehrt, daß das Jahr um noch etwa 11 Min. 15 Sec. kürzer sei, als das Julianische. La Lande bestimmt es auf 365 T. 5 St. 48. Min. 35 Sec. 30. Tertien; v. Zach auf 365 T. 5. St. 48. Min. 48,016 Sec. Diese so genau bestimmte Zeitperiode nennt man das astronomische Jahr, von welchem das bürgerliche in den Kalendern unterschieden werden muß. Letztres hat, weil man dort die Tage nicht theilen kann, nur 365 Tage, und stimmt daher mit dem astronomischen nicht völlig überein. Wegen der übrigen 5 St. 48 Min. u. s. w. wird alle 4 Jahre zwischen dem 23. und 24. Febr. ein Tag eingeschaltet, (Schalttag), und ein Jahr, welches auf diese Weise 366 Tage bekommt, heißt Schaltjahr, jedes andre aber ein gemeines Jahr. Unter Mondenjahr versteht man die Zeit der 12 Umdrehungen des Mondes, welche nach La Lande 354 T. 8. St. 48 Min. 37 Sec. ausmachen. Das Mondenjahr ist daher 10 Tage 21 St. kürzer als das Sonnenjahr. Viele alte Völker zählten nach Mondenjahren. Ein festes Jahr findet dann Statt, wenn die Nachtgleichen und Jahreszeiten bei bestimmten Tagen bleiben; rücken aber diese fort, so nennt man das Jahr wandelbar. So war das julianische Jahr ein wandelbares, das gregorianische dagegen ist ein festes. Endlich ist noch der Unterschied zwischen dem tropischen, siderischen und anomalistischen Jahre zu merken. Das oben sogenannte astronomische Jahr nämlich, heißt auch das tropische, weil seine Dauer von der Rückkehr der Sonne zu den Nachtgleichen oder Sonnenwenden (Tropen) abhängig ist. Hievon unterscheidet sich das siderische Jahr (die Zeit, welche die Sonne anwendet, um wieder zum nämlichen Fixsterne zu gelangen), und welches 20′ 5, 7″ länger ist; und das anomalistische um 26′ längere Jahr, d. h. derjenige Zeitraum, welchen die Sonne gebraucht, um einen gewissen Punkt ihrer Bahn, der der Punkt der Sonnenferne heißt, wieder zu erreichen. Das Jahr der Juden besteht aus 12 Monaten, welche mit 29 und 30 Tagen abwechseln. Ihr Schaltjahr hat einen ganzen Monat mehr, welcher zwischen den 6. und 7. Monat eingeschoben wird. Ihr Neujahrstag ist der Tag des ersten Neumonds nach der Herbstnachtgleiche. Innerhalb der 19jährigen Periode, nach welcher sie rechnen, haben sie 7 Schaltjahre, nämlich das 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19. Bei den Persern hat schon 1079 nach Christi Geb. der Sultan Gelal ein Jahr eingeführt, welches dem astronomischen Jahre näher kommt, als das Gregorianische. Bei diesem fällt 7 Mal nach einander alle 4 Jahre ein Schaltjahr ein, das 8te Mal aber nach 5 Jahren erst. Die Republikaner in Frankreich bedienten sich eines festen Jahres, welches ebenfalls genauer als das Gregorianische war. Die Periode von 86,400 Jahren foderte 20,929 Schalttage, daher wurde am Ende des Jahres

ein Tag eingeschaltet, so oft die Herbstnachtgleiche auf den 2. Tag des neuen Jahrs fiel. (Kalender.)

Jahr und Tag, s. Frist.

Jamaica, eine von den großen Antillen, 270 Q. M. groß, liegt unter dem 18 Gr. N. B. und 60 Gr. W. L., und ist die wichtigste Insel der Engländer in Westindien. Colombo entdeckte sie auf seiner zweiten Reise 1494 und nannte sie St. Jago. Sein Sohn Diego war der erste spanische Gouverneur auf derselben. Damals war die Bevölkerung der Insel sehr zahlreich; allein die Urbewohner wurden mit unerhörter Grausamkeit vertilgt und in wenigen Jahren gegen 60,000 niedergemacht. Im J. 1654 schickte Cromwell eine Flotte dahin, welche die Insel für die Britten eroberte und ihr den Namen Jamaica beilegte. Da viele unzufriedene Königlichgesinnte und mehrere Pflanzer aus Barbados dahinzogen, so ward sie bald wieder volkreich und angebaut, so daß nach wenigen Jahren 60,000 Weiße und 120,000 Neger auf derselben lebten. Allein in dem schrecklichen Erdbeben, welches 1692 fast der ganzen Oberfläche der Insel eine andre Gestalt gab, kamen mehr als 13,000 Menschen um; dies Unglück ward durch eine nachfolgende Pest noch um ein Großes vermehrt. Seit der Zeit hat sich Jamaica nie wieder ganz erholt, so daß die Volkszahl im J. 1812 nur an 360,000 Köpfe betrug, unter denen etwa 40,000 Europäer, die übrigen aber sämmtlich Neger und Mulatten waren. Das Klima der Insel ist ungesund, am Tage heiß, in der Nacht kalt und feucht; der Boden aber ist vortrefflich angebaut. Er erzeugt mehr als die Hälfte von allem, in Großbritannien nöthigen Zucker, Kaffe, Kakao, Indigo und Baumwolle, hat schöne Waldungen (vorzüglich Mahoganyholz), treffliche Weiden, auch den Zimmtbaum, der aus Ceylon dahin verpflanzt worden ist. Im innern Gebirge der Insel besteht eine kleine Negerrepublik, mit einer Stadt von ungefähr 2000 Seelen, welche die Engländer für unabhängig erklärt haben. St. Jago de la Vega oder Spanish Town ist die Hauptstadt; ein ansehnlicher Ort ist Kingston; Port-Royal ein guter Hafen. Die Insel wird durch einen königlichen Gouverneur, zwölf Räthe und durch Abgeordnete des Volks regiert.

Jamblichus, ein berühmter eklektischer Philosoph aus Chalcis in Cölesyrien unter der Regierung Constantin d. G. Er machte sich als Schwärmer, Prophet, Geisterbeschwörer und Wunderthäter berühmt, und war ein Anhänger des Plotinus und Schüler des Porphyrius. Man gab ihm sogar den Beinamen des Göttlichen, und er hatte einen großen Anhang. Manche wunderbare Dinge wurden von ihm erzählt und auch geglaubt, die seinen Ruf noch mehr verbreiteten. Von seinen vielen Schriften ist noch übrig ein Bruchstück über Pythagoras, worin von diesem berühmten alten Philosophen manches Seltsame und Unglaubliche berichtet wird. (Neueste Ausgabe von Kiesling, Leipzig 1816) Eine andre Schrift unter seinem Namen über die ägyptischen Mysterien ist, wie Meiners gezeigt hat, der Unechtheit höchst verdächtig.

James (St.), s. London.

Janitscharen (durch Verstümmelung entstanden aus Jenkidschari, Jen-Ytschjeri) heißt der beste und sehr in Ehren stehende Theil des türkischen Fußvolks. Dieses Corps ward unter Murad oder Ammurath I. im J. 1362 errichtet, und bestand aus 8 bis 9000 Mann. Dieser wollte sein Reich durch eine Miliz erhalten, die an Manneszucht und Anstrengungen gewöhnt, und durch besondre Vortheile und Vorrechte an den Dienst gekettet wäre. Nachdem er seine Eroberungen in Europa bis an die Donau erweitert hatte, hob er daher den fünften Theil

der Chriſtenkinder in ſeinem Reiche aus, die über 15 Jahre alt waren, und überließ ſie zwei bis drei Jahre lang der Aufſicht von Landleuten, welche ſie abhärten und in der mohammedaniſchen Religion unterrichten mußten. Hierauf übte man dieſe jungen Leute in den Waffen, und ſuchte durch die Gewöhnung an Blutvergießen alles Mitleid in ihnen auszutilgen. War dies geſchehen, ſo wurden ſie den Janitſcharen einverleibt. Ihren Namen haben ſie einem Derwiſche zu danken, der ſie bei der Einweihung Jen-Ytschjeri, d. h. neue Soldaten nannte, und einem der Befehlshaber ſeinen Rockärmel auf den Kopf legte, weßwegen noch jetzt an allen Janitſcharen-Mützen, die hoch und von weißer Farbe ſind, eine Art von Aermel herabhängt. Die Zahl der eigentlichen Janitſcharen der Pforte erſtreckt ſich nur auf 40,000 Mann. Anfangs wurden ſie nur durch Chriſtenkinder, jetzt aber durch geborne Türken, ja auch häufig durch Janitſcharenkinder ergänzt. Ihr höchſter täglicher Sold iſt, Kleidung und Eſſen abgerechnet, 12 bis 15 Aſper (60 machen einen Thaler); doch haben ſie viele Vorrechte, und ſind von vielen Abgaben, ſelbſt vom Kopfgelde frei. Sie ſind in 162 (196) Regimenter (Kammern, Orta's) eingetheilt, deren jedes nicht über 800 Mann, gewöhnlich aber weit weniger enthält. Eine jede Orta hat einen oberſten Befehlshaber (Aga), einen Unterbefehlshaber (Orta-Baſchi), einen Hauptmann (Schiurbaſchi), und einen Koch, der in großem Anſehn ſteht, und deſſen Staatskleidung mit ſilbernen Löffeln, Meſſern und dergl. behangen iſt. Über der Stirn tragen ſie ein ledernes Futteral, in welchem ein hölzerner Löffel ſteckt, ohne welchen ſie nie erſcheinen. Das größte Mißgeſchick ſetzen ſie in den Verluſt ihrer Kochtöpfe oder Feldkeſſel, die ſie mehr als ihre Fahnen achten. Sie führen eine lange ſchwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Meſſer, und im Gürtel ein Piſtol, welche Waffen in Friedenszeiten in Konſtantinopel verwahrt werden, wofür ſie dann bloß einen langen Stab führen. Sie greifen den Feind gewöhnlich ohne Ordnung und mit dem lauten Ausruf: Allah (Gott) wüthend an, müſſen jedoch, da ſie ganz ohne Taktik fechten, gegen geübte Soldaten ſtets verlieren, weswegen ſie auch jetzt bei weitem nicht mehr ſo furchtbar ſind, als ehemals, beſonders in der Mitte des 17. Jahrh. Außer den eigentlichen Janitſcharen, welche die reguläre türkiſche Infanterie ausmachen, gibt es noch eine aus 100,000 Mann beſtehende Armee, die ebenfalls Janitſcharen heißen, aber nur eine, aus anſäßigen Türken beſtehende Miliz ſind. Dieſe dienen gänzlich ohne Sold, ſind durch alle Theile des Reichs zerſtreut und ziehen äußerſt ſelten zu Felde. Aus den eigentlichen Janitſcharen wird die Leibwache des Sultans genommen, welcher ſich jedesmal bei ſeiner Thronbeſteigung in eine Orta derſelben mit dem beſtimmten Solde von 7 Aſper für den Tag einſchreiben läßt. In den Orta's herrſcht übrigens eine große Ordnung und Reinlichkeit, ſo wie in dem Heere ſelbſt ein gewiſſes Ehrgefühl, welches keinem Diebe, keinem lüderlichen Menſchen ꝛc. den Aufenthalt in demſelben geſtattet. Auch liefert das Militärinſtitut der Janitſcharen das einzige Beiſpiel eines öffentlichen Anathema oder Banns, welches in der ganzen Geſchichte der Ottomanen vorkommt. Während der Entthronung Osmanns II. wagte es ein Janitſchar von der 65ſten Compagnie, ſeine Hand gegen den gefallnen Monarchen zu erheben und ihn öffentlich in den Straßen der Stadt zu ſchmähen. Murad III., der Bruder und Nachfolger Osmanns, beſtrafte den Frevel, indem er die ganze Compagnie vernichtete. Das Andenken an das Verbrechen, ſo wie an die Strafe, wird erhalten und jeden Monat zweimal erneuert. Am Mittwoch nämlich, wo man an die verſchiednen Kammern die Lich-

ter vertheilt, wird die 65ſte Compagnie zwar aufgerufen, ihre Nation in Empfang zu nehmen, aber bei dem zweiten Aufrufe ſpricht ein Offizier folgende Worte aus: „Laß ihre Stimme ſchweigen; laß ſie gänzlich erloſchen ſein.“ Die Reformen, welche man mehrmals mit dieſer Miliz hat vornehmen wollen, haben wegen der Vorrechte der Janitſcharen den heftigſten Widerſtand gefunden und mehrere Revolutionen zur Folge gehabt.

Janſen, Janſenismus, Janſeniſten. Janſen (Cornelius), geb. 1585, Lehrer der Theologie zu Löwen, und ſeit 1636 Biſchof zu Ypern in den Niederlanden, verdankt ſeinen Ruf, der den Namen des ältern, als Exeget bekannten Corn. Janſen (Biſchof zu Gent, † 1571) verdunkelt, der großen Theilnahme ſeines Jahrh. an den theologiſchen Streitigkeiten über die Gnadenwahl und den Gnadenbeiſtand (ſ. d. Art. Gnade). Hauptſächlich durch die verſchiednen Darſtellungen dieſer Lehre beim Auguſtinus, der ſich gegen die Manichäer anders als gegen die Pelagianer ausdrücken mußte, wurden ſie im Zeitalter der Reformation von neuem angeregt, und die Unbeſtimmtheit und Folgewidrigkeit der päpſtlichen Erklärungen in dieſer Sache gab ihnen freies Feld, ſelbſt in der katholiſchen Kirche, wo der Stolz und Ordensneid der Dominikaner und Auguſtiner, die ſich zu dem ſtrengen antipelagianiſchen Lehrbegriffe Auguſtins bekannten, auf der einen, und die Ränke der, auf mildere Auslegungen deſſelben ausgehenden Franziskaner und Jeſuiten auf der andern Seite, dieſen ärgerlichen Streit immer lebhafter unterhielten. Ein Triumph für die letztern ſchien 1567 die Verdammungsbulle des Papſtes über 76 Sätze aus den Schriften des Kanzlers und Inquiſitors zu Löwen, Michael Bajus († 1589), eines gelehrten Vertheidigers der auguſtiniſchen Anſicht. Aber zu weit war auf der andern Seite der ſpaniſche Jeſuit Ludwig Molina († 1600) in ſeinem mehr als ſemipelagianiſchen Commentar zur Dogmatik des heil. Thomas von Aquino gegangen. Die lebhaften moliniſtiſchen Streitigkeiten nöthigten den Papſt 1598 zur Niederſetzung der Congregation de auxiliis (einer Commiſſion zur Unterſuchung der Meinungen vom Gnadenbeiſtande) zu Rom, und da dieſe den Frieden nicht zu ſtiften vermochte, 1611 zu dem weiſen Gebot eines gänzlichen Stillſchweigens der ſtreitenden Orden über dieſe Lehre. Janſen, welcher dem auf der löwener Univerſität immer noch geltenden, ſtreng auguſtiniſchen Lehrbegriffe zugethan war, ſtarb 1638 zu Ypern, unangefochten im Rufe ausgezeichneter Sittenreinheit und Frömmigkeit. Sein Auguſtinus aber, ein Buch in welchem er die auguſtiniſche Lehre von der freien Gnade aufgefriſcht, und, mit wenig verhüllter Anfechtung des Semipelagianismus der Moliniſten, als die wahre Orthodoxie empfohlen hatte, regte bei ſeinem Erſcheinen (1640) den Streit von neuem auf. Seine Anhänger erklärten die Bulle Urbans VIII., die daſſelbe auf Betrieb der Jeſuiten 1643 verbot, für untergeſchoben, die Univerſität Löwen proteſtirte feierlich wider das Verbot, und auch in Frankreich konnte es den Beifall nicht unterdrücken, mit welchem angeſehene Theologen den Auguſtinus aufnahmen. Janſens alter Freund, der als Führer der Nonnen von Port-Royal und eifriger Gegner der Jeſuiten, ſo wie durch ſeinen Myſticismus und ſeine düſtre Frömmigkeit bekannte Abt von St. Cyran, Jean du Vergier de Hauranne († 1643), hatte hier ſchon die Gemüther darauf vorbereitet. Die Gelehrten von Port-Royal, Nicole, Perrault, Paſcal (deſſen Provinzialbriefe alte Sünden der Jeſuiten aufgedeckt hatten), und vor allem Anton Arnauld (geb. 1612, ſeit 1643 Doctor der Sorbonne); Männer, die eben ſo durch ſeltne Talente und Kenntniſſe, als durch aufrichtige Religioſität und unbeſcholtne Tugend ausgezeich-

net, sich anerkannte Verdienste um die Wissenschaften erworben haben, übernahmen die Vertheidigung des Jansenismus, und die Bulle, in welcher der Papst 1653 fünf Sätze aus Jansen's Augustinus besonders verdammte, fand schon eine bedeutende Gegenpartei. Diese 5 Sätze: „1) gewisse Gebote Gottes können von den Frommen nicht gehalten werden, und es fehlt ihnen, auch wenn sie den Willen dazu haben, hinreichender göttlicher Beistand; 2) den Gnadenbewirkungen kann im Naturzustande Niemand widerstehen; 3) um von Gott etwas zu verdienen, darf der Mensch nicht eben frei von aller (auch innerer) Nothwendigkeit, sondern nur frei vom (äußern) Zwange handeln; 4) die Ketzerei der Semipelagianer bestand darin, daß sie lehrten, der Naturmensch habe das Vermögen, die zuvorkommende innere Gnade auszuschlagen, oder anzunehmen; 5) es ist semipelagianisch geredet, daß Christus für alle Menschen gestorben sei;" standen wirklich in Jansen's Schrift, seine Anhänger machten aber den feinen Unterschied, daß sie darum nicht gerade Jansen's Sätze, und in dem Sinne zu verwerfen wären, in dem er sie gemeint. Hieraus entstand die wichtige Frage, ob der Papst, dem man das Urtheil über die Richtigkeit vorgetragner Glaubenswahrheiten noch nicht absprechen wollte, auch befugt sei, über eine historische Thatsache zu entscheiden. Alexander VII. wagte dies 1656 in einer besondern Constitution, worin er unumwunden behauptet, Jansen habe die 5 Sätze wirklich in dem verworfnen Sinne gemeint, und setzte die Jansenisten dadurch in die Nothwendigkeit, entweder zu widerrufen, oder sich von der römischen Kirchengemeinschaft zu trennen. Ob nun wol ihre Protestation gegen diese unerhörte Anmaßung des römischen Hofes, wissen und bestimmen zu wollen, was ein verstorbner Schriftsteller sich bei Äußerungen, die eine doppelte Auslegung zuließen, gedacht habe, keinen Unbefangenen befremden konnte: so wurde sie doch für eine Anfechtung der Untrüglichkeit des Papstes angesehen, und selbst von Ludwig XIV. übel aufgenommen. Denn dieser fing seit 1661 an, sich in diesen theologischen Streit zu mischen, und die bei Hofe als Bußprediger und strenge Sittenrichter ohnehin verhaßten Jansenisten auf das strengste zu verfolgen. Da indeß ihr Anhang unter der französischen Geistlichkeit und den Großen des Reichs zu bedeutend wurde, als daß man sie hätte zur unbedingten Unterschrift der Bulle Alexanders VII. zwingen können, verschaffte ihnen der Vergleich mit Clemens IX., 1668, worin ihnen eine bedingte Unterschrift erlaubt war, und das Mißverständniß der Höfe von Rom und Versailles über die spanischen Angelegenheiten, auf einige Jahre Ruhe. Zwar starb 1697 ihre vornehmste Gönnerin, Anna, Herzogin von Longueville, berühmt als vornehmes Werkzeug der Fronde, und Schwester des großen Condé, und Arnauld ging in demselben Jahre, um persönlichen Verfolgungen auszuweichen, in die Verbannung nach den Niederlanden, wo er jedoch bis an seinen Tod (1700) der eifrigste und geachtetste Sprecher des Jansenismus blieb; aber Innocenz IX. († 1689), ein Freund der Tugend und des Rechts, begünstigte diese Partei in eben dem Grade, als Ludewig XIV. und die Jesuiten ihm entgegenwirkten. Auch machten die Jansenisten sich dieses Vorzugs und der Gunst des bessern Theils der Gebildeten in Frankreich würdig. Daß sie den Vortrag der Theologie von hierarchischen Fesseln zu befreien, und eine genauere Bekanntschaft des Volks mit der Bibel zu befördern suchten, der gedankenlosen Werkheiligkeit und dem todten Formelwesen eine ernstliche Theilnahme des Geistes und Herzens an den Übungen der Andacht und strenge Sittlichkeit im Leben entgegenstellten, waren unleugbare Verdienste, neben denen die Übertreibungen

einer immerwährenden Bußzucht und Selbstpeinigung, durch die sie als Schüler Augustins ihren Ernst zur Heiligung bewähren zu müssen glaubten, mindestens verzeihlicher erscheinen, als die lockern Grundsätze des Jesuitismus. Um so unverzeihlicher waren sie in den Augen der Jesuiten. Doch blieb der Jansenismus, ungeachtet aller Bedrückungen von Seiten des Hofes, in der Mode. Pater Quesnel's moralische Betrachtungen über das neue Testament, in dieser Zeit das gelesenste Buch, gaben ihm neue Nahrung. Die Sorbonne entschied 1702 den Gewissensfall (cas de conscience), ob ein des Jansenismus verdächtiger Priester die Absolution ertheilen könne, bejahend, und der allgemein geachtete Erzbischof von Paris, Kardinal von Noailles, brauchte seine Gewalt nicht strenger gegen die Jansenisten, als es zum Frieden der Kirche nöthig war. Clemens XI. handelte anfangs in demselben Sinne, allein La Chaise († 1709) und dessen Nachfolger in der Seelsorge Ludwigs XIV., der Jesuit Le Tellier, drangen auf gewaltsamere Schritte, worin sie der König, dessen kranker Phantasie Jansenismus und Aufruhr gleich galt, redlich unterstützte. Quesnel, nun das Oberhaupt der Jansenisten, wurde aus der Reihe der Väter des Oratoriums ausgestoßen und in die Verbannung gejagt, wo er 1709 zu Amsterdam starb, sein N. T. 1708 verboten, das Kloster Port-Royal des Champs, das man als die Festung der Jansenisten betrachtete, durch die königliche Polizei 1709 aufgehoben, die Nonnen zerstreut, die Gebäude niedergerissen, und das Werk der Finsterniß endlich durch die, dem Papste von Le Tellier abgezwungene Constitution Unigenitus 1713 gekrönt. Diese nicht weniger von grober Unwissenheit, als von wüthender Rachsucht dictirte Bulle, verdammte 101 Sätze aus Quesnel's Testament, welche hier zwar nur im jansenistischen Sinne verstanden werden sollten, aber im Grunde meist Sprüche der Bibel, liturgische Formeln und Lehrsätze rechtgläubiger Kirchenväter waren: daher sie nur Unwillen und Spott erregte, und die Zahl der Freunde des Jansenismus vermehrte. Ludwig XIV. starb 1715 über den Bemühungen, sie in Frankreich geltend zu machen; und bei dem Kaltsinn des Regenten, konnte Noailles mit dem größten Theile der franz. Geistlichkeit ungeahndet wider diese Constitution an ein zu haltendes allgemeines Concilium appelliren. Obwol die Jansenisten diese Appellation zuerst einlegten, so sind sie doch nicht mit den Appellanten (s. d. Art. Unigenitus) zu verwechseln, denn viele der letztern verwarfen die Bulle, ohne sich zum Jansenismus zu bekennen. Indeß hatten sie in Frankreich gleiches Schicksal, da die Minister Dübois und Fleury, aus Gefälligkeit gegen den Papst, auf unbedingte Annahme der Bulle drangen, und alle Weigerer nachdrücklich verfolgten. Viele Jansenisten wanderten nach den Niederlanden aus, die Blüthe ihrer Partei neigte sich zu Ende, und die Wunder (Genesungen und plötzliche Bekehrungen) am Grabe ihres durch wüthende Selbstpeinigungen früh aufgeriebenen Heiligen François de Paris († 1727), konnten nur für Schwärmer und den pariser Pöbel Beweiskraft haben. Die seit 1731 aufgekommenen Rasereien der Convulsionärs, Menschen, die auf dem Grabe dieses wunderlichen Heiligen in Krämpfe und Zuckungen geriethen, und den Jansenismus mit begeisterten Worten anpriesen; der Securisten, die sich zu ihren Zuckungen noch besondre Hülfe leisten, und mit Fußtritten, Schlägen und Stichen martern ließen; der Naturalisten und Figuristen, welche bald die Hülflosigkeit des unbegnadigten Naturmenschen, bald die Reinheit der Kirche Christi durch unanständige Entblößungen darzustellen suchten; der Discernanten und Melangisten, die sich über die Frage stritten: ob Gott oder der Teufel

die Zuckungen hervorbrächte, und andre schwärmerische Jansenisten- und Appellanten-Parteien mehr, mußten eine Sache, deren man ohnehin nach gerade müde ward, vollends lächerlich machen, und die ernsten Maßregeln der Polizei, das fortgesetzte Verbrennen der jansenistischen Bücher, die häufigen Verhaftungen, am meisten aber das höchst natürliche Verlöschen jenes Eifers sie endlich in Vergessenheit bringen. Seit dieser Zeit hörte der Jansenismus auf, in Frankreich als öffentliche Erscheinung zu bestehen. Seine reine Moral und strenge Theologie behielt zwar auch hier immer Freunde, und eine Partei der Geistlichkeit, die durch ihre Bereitwilligkeit zum Constitutionseide in der Revolution bewies, daß sie sich lieber vom Papste, als von ihrer Meinung trennen möchte; allein wenn auch der alte Zwiespalt der Jansenisten und Molinisten in dem Gegensatze der geschwornen und nichtgeschwornen Priester in Frankreich bis auf die neueste Zeit fortlebte: so hat sich doch nur in den vereinigten Niederlanden eine eigne, öffentlich anerkannte kirchliche Gesellschaft der Jansenisten gebildet, welche sich, zufolge der auf der jansenistischen Provinzialsynode zu Utrecht 1763 gefaßten Beschlüsse, zwar nicht von der katholischen Kirche ausschließen will, auch den Papst als geistliches Oberhaupt achtet, aber seine Untrüglichkeit leugnet, die Constitution Unigenitus verwirft und davon fortwährend an ein allgemeines Concilium appellirt, dabei den augustinischen Lehrbegriff und seine moralische Strenge festhält, und den innern Gottesdienst als das vorzüglichste Merkmal der Frömmigkeit betrachtet. Diese Jansenisten, die sich am liebsten Schüler des heil. Augustinus nennen lassen, haben seit 1723 einen eignen Erzbischof zu Utrecht, und zu Harlem und Deventer Bischöfe, eine Geistlichkeit, die der Civilobrigkeit unterworfen, ohne äußere Macht und Reichthum ihre Bestimmung um so treuer erfüllt, und eine wohlgeordnete Kirchenverfassung, deren gesetzliche Gestalt und Dauer sie, fortwährend vom Papste als Abtrünnige und Schismatiker verurtheilt, dem Schutze einer protestantischen Regierung verdanken, und auch jetzt noch beibehalten dürfen.

Januarius (der heilige), ehemals Bischof zu Benevent, wurde zu Anfange des 4. Jahrh. als christlicher Märtyrer nach vielen Martern zu Puzzuoli enthauptet, und wird als Schutzpatron des Königreichs Neapel verehrt, dem zu Ehren auch der Januariusorden daselbst 1738 gestiftet worden ist. Sein Körper liegt zu Neapel in der Hauptkirche begraben; allein das Haupt nebst zwei Fläschchen von seinem Blute, welches eine fromme Matrone bei seiner Enthauptung aufgefangen haben soll, wird in einer besondern Kapelle verwahrt. Von diesem Blute behaupten die Neapolitaner, daß es, auch noch so hart geronnen, dennoch zu fließen anfange, sobald es sich dem Haupte des Heiligen nähere. Jährlich wird am ersten Sonntage des Monats Mai ein Versuch damit gemacht; man glaubt, der Schutzheilige sei vorzüglich gut gegen das Land gesinnt, wenn sich das Blut stark in dem Fläschchen bewege und hellroth werde, da man hingegen aus dem Gegentheil traurige Besorgnisse für das Wohl des Landes faßt.

Janus, eine uralte Gottheit der Römer, welche den Griechen völlig unbekannt war, und für pelasgischen Ursprungs gehalten wird. Die Pelasger glaubten nämlich zwei höchste Gottheiten, unter denen sie sich die Natur und ihre Befruchtung dachten. Zuweilen wurden sie als zwei verschiedne Wesen, männlichen und weiblichen Geschlechts, zuweilen aber auch in einem einzigen vereint dargestellt. Diese Gottheit nahmen nun die Aboriginer oder Lateiner von den Pelasgern an und nannten sie Janus. In ihm verehrten sie den Gott der Götter (wie ihn

die saliarischen Gedichte nennen), den Regierer des Jahres und aller menschlichen Schicksale, den Gebieter über Krieg und Frieden. Man bildete ihn mit einem Scepter in der rechten und einem Schlüssel in der linken Hand, auf einem strahlenden Throne sitzend; auch ward er mit zwei Gesichtern vorgestellt (einem jugendlichen und einem bejahrten), von welchen eins vorwärts, das andre rückwärts sah. Einige erkennen darin das Symbol der Weisheit, welches in die Vergangenheit und Zukunft schaut; Andre erklären es von der Wiederkehr des Jahres, der Jahreszeiten oder von den Weltgegenden, da man ihn auch mit vier Gesichtern abgebildet fand, und von seiner doppelten Verrichtung, die Himmelsthür auf- und zuzuschließen. Plutarch endlich erklärte es so, daß Janus den Ackerbau aus Thessalien nach Latium gebracht habe, daher ein Kopf nach Griechenland, der andre nach Latium schaue. Einige glauben, Janus sei mit der andern höchsten Gottheit der Urvölker Italiens, mit dem Saturnus, in Eine Person zusammengeschmolzen, worüber man folgende Mythe erzählt. Janus war einer der alten Könige der Lateiner, er lehrte sein Volk den Ackerbau und führte zweckmäßige Gesetze und gottesdienstliche Gebräuche ein. Saturn, von seinen Kindern vertrieben, flüchtete nach Latium, wurde von Janus gut aufgenommen und zu seinem Mitregenten erwählt. Unter ihrer Regierung sah Latium sein goldnes Zeitalter. Ovid (in den Fasten I. 90 u. f. f.) sagt vom Janus: Er war Oberthürhüter im Himmel und auf Erden, öffnete die Himmelspforte, um den Tag herauszulassen, und verschloß sie wieder, wenn er am Abende zurückgekehrt war. Alle Arten von Ein- und Ausgängen standen unter seinem Schutze. Nach ihm hieß die Thür janua, und jeder unverschlossene gewölbte Durchgang, wodurch man aus einer Straße oder einem Platze in einen andern kam, ein Janus. Er war daher auch der Gott des Tages und des Jahrs, und von ihm hat noch jetzt der erste Monat im Jahre seinen Namen. Ihm war der erste Tag des Jahrs und von jedem Tage die erste Stunde heilig; bei allen feierlichen Opfern machte man mit ihm den Anfang und er ward Vater genannt. Romulus baute ihm den berühmten Tempel, der nach der Verordnung des Numa bei dem Anfange eines Krieges aufgethan wurde, so lange der Krieg dauerte, offen blieb, und nicht eher, als bis in allen, den Römern unterworfenen Ländern Friede war, wieder geschlossen wurde. Letztres geschah jedoch in dem langen Zeitraume von 700 Jahren nur drei Mal: das erste Mal unter Numa selbst; zum zweiten Male nach dem ersten punischen Kriege, das dritte Mal unter der Regierung Augusts im J. 744 nach der Erbauung Roms.

Japan, Japaner. An der Ostspitze von Asien, zwischen dem 31. und 49. Gr. nördl. Breite, liegt das japanische Reich, eine große Inselgruppe, die durch Berge, steile Felsen und ein gefährliches Meer fast unzugänglich wird. Sie besteht aus drei großen Inseln: 1) Niphon, (150 Meilen lang, aber so schmal, daß ihre Breite in der Mitte nur 13 Meilen beträgt) in 49 Provinzen getheilt, worin Miaco, der Sitz des Dairi, oder geistlichen Kaisers, wo alle Münzen geschlagen und alle Bücher gedruckt werden, Jeddo, die ungeheure Residenz des weltlichen Kaisers (Kubo, dessen Palast 5 Stunden im Umfange hat, und allein schon eine beträchtliche Stadt bildet,) am Fluße Tonkay, über welchen eine Brücke geht, von der die Entfernung aller Orte im Reiche berechnet wird, und Osacco, eine reiche Handelsstadt, die merkwürdigsten Städte sind; 2) Ximo oder Kiusiu (40 Meilen lang und 25 breit), aus 9 Provinzen bestehend, und 3) Xikoko oder Sikof (18 Meilen lang und 10 Meilen breit), die 4 Provinzen enthält. Um diese

großen Inseln liegen unzählbare kleine fruchtbare Eilande und kahle Inselberge, die ehedem wahrscheinlich mit dem festen Lande von Asien zusammenhingen, bis sie durch ein Erdbeben von demselben getrennt wurden. Der Flächenraum der gesammten Inseln beträgt 8600 Q. M. Die Angaben von der Zahl der Einwohner schwanken zwischen 15 und 30 Millionen. Japan ist sehr gebirgig, ganz wie die gegenüber liegende Küste des festen Landes. Der berühmteste Berg heißt Furi; er ist das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Auch gibt es viele Vulkane. Nur der rege Fleiß der Einwohner hat den unfruchtbaren Boden tragbar gemacht. Selbst die steilsten Berge sind angebaut. Der Ackerbau ist durch die Gesetze des Staats als Hauptbeschäftigung vorgeschrieben. Ziegen und Schafe sind aus Japan verbannt. Jene hält man dem Anbau für nachtheilig. Baumwolle und Seide ersetzen die Wolle. Schweine gibt es nur in der Gegend von Nangasaki. Überhaupt findet man wenig vierfüßige Thiere in Japan, nur Hunde im Überfluß. Die Laune eines Beherrschers, der diese Thiere liebte, hat die Zucht derselben durch ein Staatsgesetz angeordnet. Man pflegt sie auf öffentliche Kosten. Es ist ungewiß, ob die Alten etwas von Japan gewußt haben. Erst zu Ende des 13. Jahrh. kamen durch den berühmten Reisenden Marco Polo die ersten Nachrichten von Japan, das er Zipanau nannte, nach Europa. Im J. 1541 aber wurden 3 portugiesische Schiffe, die nach China reisten, durch einen Sturm an die japanische Küste verschlagen; indessen würde auch ohne diesen Zufall dem unternehmenden Handelsvolke das Inselreich schwerlich unbekannt geblieben sein, von welchem seine Seefahrer schon in China Nachrichten eingesammelt hatten. Es ward sogleich eine Niederlassung auf der neu entdeckten Küste angelegt, und der Jesuit Franz Xaver ging nach Japan, um den christlichen Glauben auszubreiten. Die Portugiesen hatten im ganzen Reiche freien Zutritt und Handel, besonders auf der Insel Ximo. Eine ihrer Hauptniederlassungen war auf Firando, jetzt Desima, oder der Hafen von Nangasaki. Das Christenthum breitete sich sehr aus, obgleich die einheimischen Priester demselben entgegenwirkten. Die weltlichen Herrscher aber, besonders die kleinen Fürsten, welche unter der Oberhoheit des Kaisers einzelne Landestheile besaßen, unterstützten den neuen Glauben und dessen Verkündiger. Um das J. 1616 war fast die Hälfte christlich, selbst viele kleine Landesfürsten. Ungefähr 50 Jahre hatten die Portugiesen und Jesuiten als Kaufleute und Glaubensprediger das ganze Reich ungehindert durchzogen, als mehrere Umstände ihrem Einflusse ein Ende machten. Eine Revolution raubte (1586) dem japanischen Kaiser alle weltliche Macht, die der erste Staatsdiener, der Kubo, an sich riß, welcher jenen nun zu einem bloßen Hohenpriester herabsetzte. Jejas, der Nachfolger des ersten Gewalträubers, machte (1617) die Oberherrschaft in seiner Familie erblich. Die beiden neuen Herrscher waren Feinde der Portugiesen und der Missionäre, da ihnen die enge Verbindung der neuen Glaubenspartei und der Einfluß der Jesuiten, welche sich in die politischen Angelegenheiten mischten, und sich gegen die neue Ordnung der Dinge erklärt hatten, gefährlich schienen. Das Betragen der angesiedelten Portugiesen war überhaupt im höchsten Grade unvorsichtig und zügellos. Die Gesandten Portugals verriethen einen unleidlichen Stolz, welcher gegen die geschmeidige Unterwürfigkeit der Holländer, die seit 1611, auf die Versicherung, daß sie von einem andern Glauben, als die Jesuiten wären, freien Handel mit allen Häfen des Reichs erlangt hatten, sehr abstach. Nach manchen Verfolgungen wurden endlich, im J. 1637, alle Portugiesen mit ihren Missio-

nären auf ewig aus dem Reiche verbannt, gegen die Chriſten blutige Strafen verhängt, und die Häfen des Reichs allen fremden Völkern, außer den Holländern, verſchloſſen. Dieſe Verfolgung gegen den katholiſchen Glauben ward 40 Jahre lang fortgeſetzt, mehrere Millionen Menſchen wurden geopfert. Im J. 1665 wurden in allen Städten des Reichs Inquiſitionsgerichte niedergeſetzt, welche ihre Unterſuchungen jährlich zu unbeſtimmten Zeiten erneuern ſollten. Die Holländer, welche nicht wenig zu jener Kataſtrophe beitrugen, traten nun an die Stelle der Portugieſen. Sie und die Chineſen waren von nun an die einzigen Völker, deren Schiffen der Zugang nach Japan geſtattet ward; aber beide mußten ſich die härteſten Bedingungen gefallen laſſen. Die Chineſen dürfen nur für 600,000 Thlr. Waaren ausführen, die Holländer nur für 300,000, und auch die letztern ſind, ſeit 1634, wo ſie Anlaß zu Argwohn gegeben hatten, dabei ſo eingeſchränkt, daß ſie nur auf der Inſel Deſima, die durch eine Brücke mit der Stadt Nangaſaki zuſammenhängt, landen dürfen. Auf dieſer Inſel, wo ihre Waarenlager ſich befanden, lebten ungefähr 15 Holländer, welche den Handel betrieben, in der engſten Gefangenſchaft, und ohne Begleiter, Aufſeher und Dollmetſcher durften ſie die Stadt nicht betreten. Ungeachtet dieſer Beſchränkungen und der Erpreſſungen, welche ſich die Holländer durch Abzüge von den bedungnen Waarenpreiſen, durch willkürliche Erhöhung des Münzfußes bei Rückzahlungen, gefallen laſſen mußten, ſcheint der Handel mit Japan ſehr vortheilhaft geweſen zu ſein, da die Holländer bis auf die neueſte Zeit fortgefahren haben, jährlich 2 Schiffe von Batavia, und zwar große Dreidecker, meiſt aus Seeland, dahin zu ſenden. In der Mitte des 18. Jahrh. rechnete man den Gewinn von dem japaniſchen Handel jährlich zu 4 bis 500,000 Gulden, ohne den Ertrag des Waarenvertriebs in Indien und Europa, und ohne Gewinn der Privatleute, der wenigſtens auf 250,000 Gulden geſchätzt ward, wovon die Hälfte dem Rathe zu Batavia zufiel. Die Engländer hatten ſchon im 17. Jahrh. eine Niederlaſſung auf Firando angelegt, und bedeutende Handelsvortheile erlangt, aber dieſer Handel ging bald wieder verloren; wahrſcheinlich weil die Japaner durch die liſtigen Holländer erfuhren, daß der König von England eine portugieſiſche Prinzeſſin zur Gemahlin hatte. In den neueſten Zeiten ſind in England alle Vorſchläge zur Wiederanknüpfung des Handels mit Japan verworfen worden, da kein Gewinn dabei zu hoffen war, indem die Rückladungen faſt nur aus Kupfer und Kampfer beſtehen könnten, und der Handel mit dem japaniſchen Kupfer die Ausfuhr des engliſchen nach Indien hindern würde. Auch die Ruſſen, denen die japaniſche Regierung ſchon 1792 ihre Abneigung, mit ihnen je in Verbindung zu treten, erklärt hatte, haben neuerlich verſucht, eine unmittelbare Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, aber ohne Erfolg (ſ. Kruſenſtern's Reiſe). Die Japaner ſind eine ähnliche Miſchung des malaiſchen und mongoliſchen Volksſtammes, wie die Chineſen, von welchen ſie höchſt wahrſcheinlich ihre Cultur erhalten haben. Japaniſche Kunſt, Zeitrechnung, Arzneikunde und Aſtrologie ſind rein chineſiſch. Die jetzigen Bewohner ſtammen entweder aus China oder aus Korea, oder aus beiden zugleich; aber durch ſtürmiſche Wogen von der übrigen Welt getrennt, ſich ſelbſt überlaßen, und befreit von ſpätern Einfällen der Nachbaren, bildeten ſie ſich zu einem ſelbſtſtändigen Volke. Ihre Sprache deutet keineswegs auf fremden Urſprung. Sie hat nur ſehr wenige chineſiſche Wörter und keine Ähnlichkeit weder mit dem Mantſchu, noch mit dem Kuriliſchen. Die Japaner ſind die geſittetſte und gebildetſte Nation in Aſien; ein

edles, ſtolzes Volk, witzig, verſtändig, bildſam und gelehrig. Wiſſenſchaften und Künſte ſchätzen ſie ſelbſt an andern Völkern, welche ſie ſonſt, theils wegen ihrer ſchlechten Aufführung, theils wegen der ſchimpflichen Behandlung, die ſich dieſelben aus Gewinnſucht gefallen laſſen, verachten. Seit der Ankunft der Europäer und durch dieſe belehrt, haben ſie ſich in mehrern Wiſſenſchaften hervorgethan. Geſchichte, Aſtronomie und Arzneikunde werden am eifrigſten betrieben. Dichtkunſt, Muſik und Malerei werden ebenfalls geſchätzt, und in der letzten haben es die Japaner weiter gebracht, als die Chineſen. Sie ſchreiben ſich, wie dieſe, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunſt zu. Die Kinder werden früh in die Schulen geſchickt und ſehr ſtrenge erzogen. Bücher auszuführen iſt verboten, wenigſtens ſolche, die Nachrichten von der Regierung und dem Lande enthalten, desgleichen Landkarten und Münzen. Eben ſo ſtrenge iſt die Einführung fremder Religionsbücher verboten. Die holländ. Schiffe müſſen, wenn ſie ankommen, dem japaniſchen Befehlshaber von Nangaſaki ihre Religionsbücher in einer Kiſte überliefern, welche ſie bei ihrer Abreiſe wieder erhalten. Die Japaner ſind geſchäftig und arbeitſam, dabei aber wollüſtig, grauſam und zur Rachſucht, die oft erſt nach langer Zeit Befriedigung ſucht, geneigt. Ihr Aberglaube wird durch eine, jede Aufklärung hindernde Prieſterregierung und eine zahlreiche Geiſtlichkeit genährt. Die Regierungsverfaſſung iſt der härteſte Deſpotismus, der ſich mit Blutgeſetzen und mit unerbittlicher Strenge waffnet. Der Wille des Kaiſers iſt das höchſte Geſetz; nächſt dieſem der Wille der von ihm abhängigen kleinen Fürſten, die in den Provinzen eben ſo hart regieren, als jener über das Ganze, aber ungeachtet ihrer Abhängigkeit doch das Recht beſitzen, ſich einander zu bekriegen. Der größte Theil der Einwohner wird von ſchwerer Armuth gedrückt, da der Bauer dem Landesherrn, welcher ſich als den einzigen Eigenthümer von allem Grund und Boden anſieht, wenigſtens die Hälfte, in manchen Gegenden ſogar zwei Drittel ſeiner Ernte abgeben muß. Um Verſchwörungen zu verhüten, iſt Jeder durch die Geſetze des Staats zum Wächter, Aufpaſſer und Bürgen des Andern gemacht, ſo daß Jeder für denjenigen, der mit ihm in irgend einer Verbindung ſteht, dem Staate haften, und im Fall eines Vergehens mit demſelben büßen muß. So muß der Vater für ſeine Kinder, der Herr für ſeine Diener, der Nachbar für den Nachbar, jede Geſellſchaft für ihre Mitglieder ſtehen. Nie wird ein Vergehen an Geld, ſondern ohne Ausnahme an Leib und Leben, durch Gefängniß und Verbannung geſtraft, und jede Strafe mit unerbittlicher Strenge an Vornehmen, wie an Geringen vollzogen. Die urſprünglichen Regenten von Japan hießen Mikaddo, nach dem Stammvater ihres Geſchlechts. Der geiſtliche Kaiſer, der Hoheprieſter von Japan heißt noch immer Dairi, welches von den früheſten Zeiten der der Titel der japaniſchen Kaiſer war, als ſie noch die geiſtliche und weltliche Macht vereint beſaßen. Seit der Revolution, welche ſie der weltlichen Gewalt beraubte, lebt der Oberprieſter zu Miaco als Gefangner des weltlichen Kaiſers. Ihn bewacht ein dem weltlichen Kaiſer verantwortlicher Statthalter. Um ſich des Abkömmlings des alten Herrſcherſtammes von Japan deſto mehr zu verſichern, hat die ſchlaue Politik des weltlichen Kaiſers den Dairi in eine heilige Perſon verwandelt, den kein menſchliches Auge, am wenigſten ein Mann, der nicht zur Bedienung deſſelben angeſtellt iſt, ſehen darf. Wenn der Dairi einmal, was freilich ſelten geſchieht, in ſeinem Garten oder im innern Bezirke ſeines ungeheuern, wohlbefeſtigten Palaſtes friſche Luft genießen

soll: so wird Allen durch ein Zeichen Entfernung geboten, ehe die Träger den hochheiligen Gefangenen auf ihre Schultern heben. In diesem Palaste, wo er geboren wird, lebt und stirbt er, ohne je aus dessen Mauern zu kommen, und erst lange nach seinem Tode wird sein Name ausserhalb desselben bekannt gemacht. Er genießt reichliche Einkünfte, die in Waaren und Feldfrüchten bestehen, und die der weltliche Kaiser durch beträchtliche Zuschüsse, und durch den Ertrag des Verkaufs der Ehrentitel, welcher dem Dairi als ein Vorrecht überlassen ist, noch vermehrt. Der weltliche Kaiser führt den Titel Kubo, und hat seinen Sitz zu Jeddo. Unter ihm, dem eigentlichen unumschränkten Beherrscher des Reichs, stehen alle Statthalter, Fürsten, die dem Kaiser streng verantwortlich sind. Er überläßt jedoch dem Dairi den ersten Rang, nimt sogar Ehrentitel von ihm an, und erwiedert die ihm dadurch ertheilte Auszeichnung durch ansehnliche Geschenke. Ehedem machte der Kubo jährlich eine Reise nach Miaco, um dem Dairi seine Ehrfurcht zu bezeigen; nach und nach wurden diese Besuche seltner, und jetzt läßt er es dabei bewenden, ihm die Geschenke durch Gesandte zu überschicken. Der Kubo verwaltet die Regiernng unter dem Beistande eines Staatsraths von sechs bejahrten Männern. Er zieht seine Einkünfte, die in lauter Naturerzeugnissen bestehen, aus fünf sogenannten kaiserlichen Provinzen und einigen Städten, die unmittelbar unter ihm stehen, wozu noch die Geschenke kommen, welche die Landesfürsten, die über die Provinzen herrschen, ihm bringen. Jeder dieser Fürsten besitzt erbliche Landeshoheit in seiner Provinz, er hebt die Einkünfte derselben, ohne dem Kaiser Rechenschaft abzulegen, und bestreitet davon die Kosten für seine Hofhaltung, seine Kriegsmacht, und die Unterhaltung der Landstraßen, kurz alle öffentlichen Ausgaben; um aber seine Abhängigkeit anzuerkennen, muß er jährlich 6 Monate am kaiserlichen Hofe zu Jeddo zubringen, wo seine Weiber und Kinder als Geisel und Bürgen seiner Treue in einer Art von Gefangenschaft leben. — Die Religion der Japaner ist indischen Ursprungs, sowol die ältere Sekte Xinto, als die neuere Budzo, oder die Fo-Religion, die aus China hinüber gekommen ist. Außer diesen Secten gibt es noch mehrere andre, welche mehr oder minder mit ihnen verwandt sind. Das Volk verehrt eine Menge von Untergottheiten, deren Bilder in den Tempeln der Hauptgottheiten aufgestellt werden. Die zahlreiche Geistlichkeit und die Mönche und Nonnen, die in einer Menge von Klostern leben, stehen unter dem Dairi. Nirgend ist die indische Religion durch Aberglauben und spätere Zusätze so sehr entstellt, als in Japan. Die Budzo-Sekte hat Ähnlichkeit mit der Gelehrten-Sekte in China; sie verachten allen Tand des Volksglaubens. Die Kriegsmacht der Japaner in Friedenszeit besteht aus 100,000 Mann und 20,000 gepanzerten Reitern. Das Fußvolk hat nur Helme. Ihre Waffen, Bogen, Flinten, Säbel, Dolche, sind vortrefflich. Sie haben sehr schwere Kanonen, die sie aber nicht so gut zu gebrauchen verstehen, als die Chinesen. Die einzelnen Fürsten stellen außerdem 868,000 Mann zu Fuß und 88,000 zu Pferde. Die Seemacht ist unbedeutend. Ehedem hatten die Dairi zahlreiche Flotten, auch baute man sehr große Schiffe aus Cedernholz, jetzt aber sind die japanischen Schiffe nur klein, höchstens 90 Fuß lang, den chinesischen ähnlich. Im Kriege zeigen die Japaner viel Muth und Tapferkeit, welche durch kriegerische Lieder und Erzählungen noch mehr entflammt werden. Zum Handel sind die Japaner sehr aufgelegt. Ehedem bedeckten ihre Schiffe die benachbarten Meere, und vor Ankunft der Europäer trieben sie bedeutenden Activhandel und eine ausgebrei-

tete Schiffahrt, so daß sie z. B. an der Nordwest-Küste von Amerika, jenseit der Beringstraße, weiter gekommen sind, als europäische Seefahrer. Sie besuchten besonders China und Ostindien bis nach Bengalen. Seitdem man aber anfing zu fürchten, daß die Ausländer den Staat und die Sitten der Eingebornen umkehren würden, verbot man allen auswärtigen Handel und alle Schiffahrt. Ihre seidnen und baumwollnen Zeuge, ihre Porzellanwaaren und ihre lackirten Blechwaaren mit erhöhten Blumen oder Figuren (japanische Arbeit) sind berühmte und gesuchte Handelsartikel, ihre Stahlarbeiten sind vortrefflich, besonders Schwerter und andre Waffen, deren Ausfuhr aber streng verboten ist. (Über die Geschichte von Japan s. Kämpfers Hist. of Japan etc. deutsch von Dohm, Lemgo 1777 bis 1779. 4. 4 Bde. m. K.) Vergl. auch Golownin's Reisebeschreibung. R.

Jargon, ein französisches Wort, wofür wir noch kein allgemein gebräuchliches deutsches haben. Es bedeutet theils die durch Unverstand oder Gewohnheit verdorbne Sprechart mancher Personen und Stände, theils die selbstgemachten Sprachen, deren bisweilen Leute nach vorgängiger Übereinkunft sich bedienen, um von andern nicht verstanden zu werden. Beispiele davon sind die, auf manchen Schulen und Universitäten übliche Schul- und Burschensprache, die meist eine seltsame Vermengung von Deutsch und Latein ist, und, was die zweite Bedeutung betrifft, die sogenannten Diebessprachen. In Bezug auf einzelne Wörter und Phrasen wird nicht selten der Jargon so allgemein, daß das Unverdorbne über dem Verdorbnen fast vergessen wird. Im Französischen z. B. ist aus der Redensart: malgré lui et ses aidans, geworden: malgré lui et ses dents, und es wäre zu wünschen, daß in ähnlichen Fällen die deutschen Lexikographen das Verfahren der französischen nachahmten, welche sorgfältig diese Verdrehungen anzuzeigen pflegen. Die Erforschung der Diebes-Jargons ist wichtig für die Criminaljustiz. Einer davon ist unter dem Namen Kochumersprache in dem Art. Rothwälsch abgehandelt worden. Schul- und Burschenjargon wird nicht selten auf der Bühne zu komischen Wirkungen benutzt. Die geheime Sprache der Freimaurer kann nicht füglich Jargon genannt werden, da sie eine Art von mythischer Ausbildung besitzt, die zu poetischen Wirkungen auf das Gemüth sie eignet. A. Mer.

Jaspis, ein besondres Geschlecht der Mineralien, das bisweilen ganze Gebirge bildend, häufiger als Geschiebe und eingesprengt gefunden und zu allerhand Zwecken geschliffen und benutzt wird. Er ist stets undurchsichtig, in der Regel matt auf dem Bruche und roth, braun und gelb, jedoch auch grünlich, bläulig, violett und weiß, oft gäädert, geflammt und gefleckt gefärbt. Man unterscheidet bisher 5 Arten: 1) ägyptischen, wovon der marmorirte im Badischen eine Abart ist, dieser hat gemeiniglich 5 Farben; 2) Bandjaspis mit wechselnden hellen und dunkeln Streifen (einer der schönsten findet sich in Sachsen); 3) Gemeiner, entweder muschelig oder erdig; 4) Porzellanjaspis; 5) Achatjaspis. Man kann den Jaspis zu Bildnereien, Ringsteinen, Messerheften ꝛc. benutzen.

Jassy (Jasch), Hauptstadt der Moldau, 4 Meilen vom Pruth, nebst einer Citadelle, ist die Residenz des Hospodars oder Fürsten, und der Sitz des griechischen Metropoliten der Moldau. Es gibt hier mehrere Consuln und eine russische, auch österreichische Post. Die Einwohner (7000) sind meistens der griechischen Religion zugethan; die Katholiken haben freien Gottesdienst. Auch halten sich Juden daselbst auf. Die Stadt ist ein offner, größtentheils zerstörter Ort von kaum

2000 Häuſern, deſſen Straßen, ſtatt des Pflaſters, mit Balken oder Brückholz belegt ſind. Der viele hier verfertigte treffliche Canevas, wie auch der Wein von Catanapou, aus daſiger Gegend, wird häufig nach Konſtantinopel ausgeführt. 1739 und 1769 wurde die Stadt von den Ruſſen erobert, beide Male aber durch die Friedensſchlüſſe zurückgegeben. 1788 gerieth ſie in die Gewalt der Öſterreicher, und am 9. Jan. 1792 ward hier der Friede zwiſchen den Ruſſen und Türken unterzeichnet. Im März 1753 brannte beinahe die ganze Stadt nebſt dem Palaſte des Hospodars ab, und 1772 wüthete die Peſt daſelbſt.

Java, eine große, von Weſten nach Oſten ſich erſtreckende Inſel in Oſtindien, welche durch die Sundaſtraße von Sumatra getrennt wird und zu den ſundiſchen Inſeln gehört. Ihr Flächeninhalt iſt 2400 Q. M., die Zahl ihrer Einw. 5 Millionen. Letztre beſtehen theils aus urſprünglichen Javanern, die ſich von allen übrigen durch eine verhältnißmäßig ſehr hohe Bildung auszeichnen, theils aus Malaien und Einwanderern aus den benachbarten Inſeln, welche ſich zu einer verdorbnen mohammedaniſchen Religion bekennen, die ihnen ſeit 1406 von fremden Eroberern aufgedrungen ward, und ſeit 1475, wo das letzte Hindu-Reich fiel, allgemeine Landes-Religion iſt; dann aus Chineſen und Europäern. Im Anfange des 16. Jahrh. ſetzten ſich die Portugieſen daſelbſt feſt, wurden ſpäterhin aber von den Holländern verdrängt. Nachdem dieſe 1615 die Molucken erobert hatten, nahmen ſie auch Java (1619) in Beſitz, und erbauten an die Stelle der ältern Stadt Jakatra die Stadt Batavia (ſ. d. Art. Indien). Den Holländern folgten, nach der Eroberung Hollands durch die Franzoſen, die Engländer. Durch einen Vertrag zwiſchen England und dem Königreiche der Niederlande vom 19. Aug. 1814 iſt jedoch Java der letztern Macht 1816 zurückgegeben worden. Die ältern Könige der Inſel werden durch angelegte Feſtungen in den Hauptſtädten derſelben in Gehorſam gehalten. Außerdem müſſen ſie ſich von dem jedesmaligen Gouverneur wählen, und in ihrer Würde beſtätigen laſſen, und dann die Erzeugniſſe ihres Landes, oft um einen ſehr niedrigen Preis, als Tribut liefern. Die wichtigſten dieſer Fürſten ſind der König von Bantam, auf der Nordküſte an der Sundaſtraße; der König von Cheribon, öſtlich von Batavia, und der ſogenannte Samarang oder Kaiſer von Java, welchem die nordöſtlichen Theile von Java nebſt der gegenüber liegenden Madure gehören. Dieſe Reiche liegen ſämmtlich, nebſt dem Gebiete von Batavia (dem alten Reiche Jakatra), in welchem die Holländer ebenfalls noch einige kleine Fürſten beſtehen ließen, auf der Nordſeite der Inſel, die ſehr fruchtbar, aber wegen der ſtehenden Waſſer und der daraus aufſteigenden Nebel theilweiſe ungeſund iſt. Der ſüdliche Theil der Inſel iſt nicht ſo fruchtbar und von den Holländern weniger gekannt. Hier iſt Balambgan, ein unbedeutendes, aber freies Reich. Das ſonſt ganz unbekannte innere Gebirgsland, welches gegen die bisherige Meinung ſich durch das geſündeſte Klima auszeichnet, hat trefflichen Ackerbau und große Waldungen. Bis zu der Beſitznahme der Inſel durch die Engländer war daſſelbe uns faſt ganz unbekannt; erſt durch die erfolgreichen Bemühungen des letzten engl. Gouverneurs, Sir Thomas Stamford Taffles (v. 1811—1815) haben wir das merkwürdige Land näher kennen lernen. Nach ſeiner History of Java (London 1817. 2 Bde. 4.) hat Java vor mehr als einem Jahrtauſend auf einer ſehr hohen Stufe der Bildung geſtanden. Der ganze öſtliche Theil der Inſel, und in noch höherm Grade, das innere Gebirgsland, ſind mit Ruinen von Tempelgruppen, Tempelſtädten, Steinbauten, Bildhauerarbeiten im Hinduſtyl, von

dem feinſten Geſchmack und der größten Vollendung, und zum Theil in koloſſaler Größe, gleichſam bedeckt, die den Wanderer in Staunen ſetzen, und dem Forſcher der Alterthümer des Orients die reichſte Ausbeute verſprechen. Der Reichthum an Basreliefs aus der Hindu-Mythologie iſt unbeſchreiblich groß. Nach den mitgetheilten Zeichnungen von einigen vorzüglichen Meiſterwerken der alt-javaniſchen Bildhauerkunſt zu urtheilen, findet ſich daran eine auffallende Ähnlichkeit mit den Überreſten äginetiſcher und etruriſcher Kunſt. Die Tempel liegen in ganzen Gruppen beiſammen, auf hohen Terraſſen mit weiten Plattformen und Treppenfluchten. Die Ruinen von Dieng oder Prahu liegen auf einer Bergebene, die ſich 600 Fuß über die umgebenden Berge erhebt und 29 mit Trümmern, Mauern, Tempeln, Götzenbildern und Sculpturen aller Art bedeckte Berganhöhen hat. Zu der Tempelebene führt eine koloſſale Treppenflucht von nicht weniger denn tauſend Stufen empor. Noch ſtehen vier vollkommen erhaltene Tempel; von 400 verſchiednen glaubt man die Spuren nachweiſen zu können. Auch die javaniſche Literatur, welche mit der hinduſtaniſchen verwandt iſt, zeugt von einer frühzeitigen Cultur der Inſel; der Raum verbietet uns jedoch, hier mehr darüber zu ſagen. Die Erzeugniſſe der Inſel beſtehen in Getreide, wie denn die Javaner eigentlich ein ackerbauendes Volk ſind, und einen großen Theil der Bewohner der Inſeln des indiſchen Oceans mit Korn verſehen, in Pfeffer, Kaffee (deſſen Ausfuhr mit jedem Jahre zugenommen hat), Zucker (in geringer Menge), Reiß (aus welchem zu Batavia Arak bereitet wird), Indigo, indianiſchen Vogelneſtern, ſpaniſchem Rohre, Edelſteinen, Gold, Kupfer u. ſ. w. Der Handel von Batavia (ſ. d. Art.) umfaßt übrigens alle Erzeugniſſe Aſiens und Europa's.

Jaucourt, (Louis, Ritter von) einer der trefflichſten Mitarbeiter an der franzöſiſchen Encyklopädie, geb. 1704 zu Paris. Als er in Genf den Grund zu ſeiner Ausbildung gelegt hatte, begab er ſich nach England und lebte drei Jahre in Cambridge. In Holland trieb er unter Boerhave und Tronchin die Arzneikunſt, entſchloß ſich aber, ſie nur zum Vortheil der Dürftigen auszuüben. Nach ſeiner Rückkehr in ſeine Heimath widmete er ſich ganz ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften, und von d'Alembert eingeladen, übernahm er nicht nur die Beſorgung der, die Arzneiwiſſenſchaft und Naturkunde betreffende Artikel für die Encyklopädie, ſondern lieferte auch noch viele andre Beiträge, die zu den ausgezeichnetſten gehören. Als er die Abnahme ſeiner Kräfte fühlte, zog er ſich nach Compiegne zurück, wo er 1779 ſtarb. Außer ſeinen Beiträgen zur Encyklopädie, hat man noch verſchiedne, theils eigne, theils überſetzte Schriften, meiſt mediciniſchen Inhalts, von ihm. Die Handſchrift eines allgemeinen mediciniſchen Wörterbuches in 6 Foliobänden ging, auf dem Wege zu dem Verleger in Amſterdam, mit einem Schiffe unter, das an der Küſte von Nord-Holland ſcheiterte.

Jeanne d'Arc, oder die Jungfrau von Orleans. Der Glaube des Mittelalters, daß überirdiſche Kräfte einzelner Menſchen, als Werkzeuge eines höhern Willens, wunderähnliche Thaten erzeugen können, erklärt die außerordentliche Erſcheinung der Jungfrau von Orleans. Nach Carls VI., Königs von Frankreich, Tode (1422) ward, dem Vertrage von Troyes (1420) gemäß, der 9 Monat alte König von England, Heinrich VI., zum Könige von Frankreich ausgerufen; die Regierung führte ſein Oheim, der Herzog von Bedfort. Frankreich war ſeit 42 Jahren durch Parteiſucht zerriſſen. Auf einer Seite ſtan-

den die Königin Isabella, der Herzog von Burgund und England; auf der andern der, von seiner eignen Mutter verstoßne Dauphin Carl und die orleanische Partei. Diese Trennung und die brittischen Feldherren, die Grafen von Sommerset, Warwick, Salisbury, Suffolk, Arundel, Talbot und Fastolfe, hatten fast ganz Frankreich von England abhängig gemacht. Der neunzehnjährige Dauphin ließ sich zu Poitiers als König Carl VII. krönen. Er besaß alle Eigenschaften, welche die Theilnahme der Franzosen für ihn erregen konnten; nur fehlten ihm Standhaftigkeit und Entschlossenheit; dennoch hielt er sieben Jahre lang sich aufrecht. Endlich blieb ihm fast nur Bourges und dessen Gebiet. Paris und das nördliche Frankreich bis an die Loire waren in englischer Gewalt. Salisbury belagerte Orleans seit dem 12. Oct. 1428, das Gaucour tapfer vertheidigte. Fiel es, so schien Carl VII. verloren. Da lebte in den Thälern der Vogesen, an der alten Grenze von Lothringen, im Dorfe Dom-Remy (Depart. Obermarne) la Pucelle, an den Ufern der Maas, wo man noch jetzt das Bauernhaus zeigt, in welchem sie geboren sein soll, Jeanne d'Arc, die Tochter ehrlicher und in ihrer Art wohlhabender Landleute. Mitten unter schlichten, furchtsamen und abergläubigen Menschen, die Schrecken und Kummer bei dem Unglücke des Vaterlandes in unruhiger Spannung erhielten, trieb Johanne, still in sich gekehrt, die Geschäfte des Hauswesens, und führte zuweilen die Heerde auf die Triften. — Ihre Geschichte ist auf das Genaueste beurkundet. Die von de l'Averdy im J. V. d. Notices et Extraits des manuscrits de la biblioth. du Roi, (Paris 1790. 4.) aus 23 Handschr. über den Verdammungs- und Lossprechungsprozeß der Jeanne d'Arc bekannt gemachten Auszüge (s. auch März und Apr. der berlin. Monatsschr. 1802) enthalten das Wichtigste. — Sie war ein Mädchen von feinem Bau und ungewöhnlicher Reizbarkeit. Diese wurde vielleicht durch den Umstand erhöht, daß sie dem Naturgesetze ihres Geschlechts nicht unterworfen gewesen; und schon Dufresnoy bemerkt mit Recht, wie dies und die Andacht des Mädchens ihre Erscheinungen begreiflich machen können. Jene Inbrunst, die in sich gekehrte Beschauung, und die „weltüberwindende" Einsamkeit erklären sehr wohl die dämonische Stimme, welche in dem Innern der Jungfrau ertönte, und als sinnetäuschendes Gesicht vor sie hintrat. Während ihre Gespielinnen unweit der Quelle bei Domremy, unter dem Feenbaume, die schöne Maie genannt, (le beau mai ou l'arbre des fées,) der als ein altes druidisches Heiligthum in hundert Gespenstergeschichten spukte, allerlei Mädchenspiele trieben, sang oder tanzte Johanne schwärmerisch allein, und band Sträuße für die heilige Jungfrau in der kleinen Kapelle de Notre Dame de Bellemont, zu welcher sie gewöhnlich Sonnabends wallfahrtete. Sie hat nirgends, am wenigsten in einem Wirthshause gedient. Die englischen Chronikenschreiber haben diese Thatsachen entstellt. So irrt auch Hume in Ansehung ihres Alters. Die schöne Johanne war 18 Jahr alt, als sie zum Dauphin nach Chinon in Touraine ging. Aufgefodert, wie sie erzählte, durch die Erscheinung ihrer Dame von Bellemont, Orleans zu entsetzen, und Carln zur Krönung nach Rheims zu führen, kam sie im Febr. 1429 zu den Gouverneur von Braucouleurs, Robert von Baudricourt, der sie anfangs für besessen hielt und zweimal fortschickte, als sie aber zum dritten Male wiederkam, mit Empfehlungsschreiben nach Chinon sandte. Hier ließ sie der Dauphin zuerst durch den Bischof von Meaux und Jean Morin prüfen. Auch soll sie den Dauphin, der sich unter seine Höflinge mischte, sogleich erkannt, und ihm den Inhalt eines Gebets,

das er zur Maria gethan, gesagt haben. Gewiß ist es, daß sie zu Poitiers von sachkundigen Männern, Theologen und Parlamentsräthen drei Wochen lang geprüft wurde. Hierauf ließ sie der Dauphin auch noch von seiner Schwiegermutter und ihren Hofdamen insgeheim besichtigen, und diese sagten aus: qu'elle étoit entière et vraie pucelle. Nun erst gab man ihr an Daulon, dem biedersten Mann am Hofe, einen beständigen Wächter uud Waffenbruder, und die Erlaubniß, mit Dunois zum Entsatz von Orleans zu eilen. Von jetzt an erscheint sie, wie Friedrich Schlegel sagt, als der schönste Charakter, welchen die französische Geschichte aus der romantischen Mittelzeit aufzuweisen hat. Vom Kopfe bis auf die Füße gerüstet, in männlicher Kleidung, führte sie das Schwert und die heilige Fahne als Siegeszeichen dem Heere voran; aber weit entfernt von unweiblicher Grausamkeit, ist sie selbst zwar mehrmals verwundet worden, hat aber eigenhändig nie getödtet oder Blut vergossen, noch ist, sagt Friedrich Schlegel (in s. Geschichte d. Jungfrau v. Orleans aus altfranz. Quellen, Berlin 1802) andre irdische Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig, und für die heiligen Lilien. Auch bezeugen die Actenstücke, sowol die ihres Prozesses 1431, als die der Revision desselben 1453, daß sie eigenhändig keine Feinde getödtet habe, weil sie nach ihrer zarten Gewissenhaftigkeit die Seelen der erschlagnen Engländer noch mehr beklagte, als ihre Leiber. Indeß scheint doch aus einigen Stellen des Lenglet Dufresnoy (Histoire de Jeanne d'Arc, Vierge Héroine. Paris 1753 und Amst. 1759) zu folgen, daß sie nicht immer die Fahne trug, sondern auch von dem geweihten Schwerte, das sie aus der Catharinenkirche zu Fierbois, wo Niemand davon gewußt haben soll, holen ließ, wirklich Gebrauch machte. Die allgemein verbreitete Meinung von ihrer höhern Sendung, an welche sie selbst mit frommer Einfalt glaubte, brachte die außerordentlichsten Wirkungen hervor. Die Feldherren wußten durch sie, die offen, fest und beharrlich, ritterlich, fromm und kühn, nur Ein Ziel im Auge hatte, das Heer zu begeistern, ohne darum stets ihrem Rathe zu folgen. Die erste Waffenthat gelang. Mit 10,000 Mann, unter dem Befehle von St. Severre, Dunois und La Hire, brach sie von Blois auf, und zog d. 29. Apr. 1429 mit einer Zufuhr in Orleans ein. Durch kühne Ausfälle, wozu sie ermunterte, wurden die Engländer aus ihren Verschanzungen geschlagen. Suffolk hob daher die Belagerung auf (8. Mai 1420). Johanne eroberte hierauf mehrere von den Feinden besetzte Orte, und schlug sie den 18. Juni im Treffen bei Patay, wo General Talbot gefangen wurde, und selbst der tapfere Fastolfe die Flucht ergriff. So wurde möglich, was vor drei Monaten noch unglaublich schien. Carl zog siegreich in Rheims ein. Bei der Salbung und Krönung, am 17. Juli, stand Johanne dem König zur Seite. In voller Rüstung und die Fahne in der Hand, vertrat sie die Stelle eines Connetable, und hielt das Schwert über den König. Hierauf wollte sie, nachdem ihr Auftrag vollbracht war, in ihre Heimath zurückkehren; aber man bewog sie zu bleiben. Ganz Frankreich erkannte Carln als König; Bedfort konnte sich nur durch Waffenmacht und Klugheit behaupten. Er schlug im September den Angriff auf Paris ab. Hier ward Johanne verwundet, und Carl zog sich nach Bourges zurück. Er erhob jetzt die Jungfrau mit ihrer Familie in den Adelstand. Sie hieß zuerst Dalis, dann Dulis, endlich Dy Lys; ihr Wappenschild enthielt zwei goldne Lilien, und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone trägt. Unterdessen sammelte Bedfort neue

Kräfte. Burgund und Bretagne erkannten den in Paris gekrönten jungen König Heinrich VI. an. Die Engländer drangen daher auf's neue vor, und belagerten Compiegne. Das Mädchen warf sich hinein, wie in Orleans: aber bei einem Ausfalle, d. 25. Mai 1431, ward sie von den Burgundern gefangen. Man sagt, französische Offiziere hätten sie aus Neid, weil ihr Ruhm den ihrigen verdunkelt, in der Gefahr verlassen. Sie ergab sich dem Lyonnel, Bastard von Vendome. Anfangs saß sie zu Crotoy, dann zu Beaurevoir Als sie hörte, daß sie den Engländern ausgeliefert werden solle, (der König Heinrich hatte für sie 10,000 Livres bezahlt), wollte sie durch einen Sprung sich aus dem Thurme retten. So kam sie, gefährlich beschädigt, in die Gewalt der Engländer. Auf Betrieb ihrer eignen Landsleute leitete der Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, ihren Proceß ein, und die Universität zu Paris verlangte ihre Hinrichtung. Sie ward als Zauberin und Ketzerin von der Kirche gerichtet. Über diese vermochte der weltliche Arm Nichts. So entschuldigt de l'Averdy die Unthätigkeit des Königs, welcher für die Heldin so wenig versuchte. Allein der leichtsinnige Carl zeigte in Nichts beharrlichen Eifer. Nach viermonatlichem Gefängnisse ward die schuldlose Schwärmerin, welche sich standhaft vertheidigt hatte, und im Verhöre den heiligen Michael als den Engel nannte, dessen Stimme sie, 15 Jahre alt, im Garten ihres Vaters gehört habe, und der stets ihr guter Begleiter gewesen, „ihres Umgangs mit höllischen Geistern und Zauberei wegen" von den Inquisitoren zu Rouen zum Feuertode verurtheilt. Man führte sie den 24. Mai 1431 zum Scheiterhaufen; da schien ihr Muth gebrochen. Sie unterwarf sich der Kirche und erklärte ihre Offenbarungen für Teufelswerk. Man verurtheilte sie darauf zu ewigem Gefängnisse. Allein bald fand man Vorwände, sie als Rückfällige (relapsa) zu betrachten, weshalb sie den 30. Mai zu Rouen, bei langsamem Feuer verbrannt, und ihre Asche in die Seine geworfen ward. Sie starb mit Unerschrockenheit Als man ihr vor dem Gange zum Holzstoße die Inquisitionsmütze aufsetzte, sagte sie zu ihrem Begleiter: Maitre, par la grace de Dieu, je serai ce soir en paradis. Die Sage, daß, als Johanne auf dem Scheiterhaufen ausgeathmet, eine weiße Taube in die Höhe gestiegen, erinnert an Herder's schöne Legende von der Taube des Polykarpus. „Spotte nicht," schließt Herder

„des Bildes, das die Sage sich erschuf.
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth!"

Theologen hatten sie verurtheilt, und unter diesen nur ein einziger Engländer, der Bischof zu Wincheſter. Schon 1450 und 1451 geschahen Schritte zur Revision des Processes. Im J. 1455 klagten Johanna's Verwandte auf Revision. Papst Calixtus III. übertrug sie dem Erzbischofe von Rheims, den Bischöfen von Paris und von Coustance, und einem Inquisitor. Diese sprachen den 7. Juli 1456 das Urtheil: die 12 gegen sie aufgestellten Artikel seien falsch und erklärten die Jungfrau für unschuldig. Ihr Andenken wurde durch Denkmäler gefeiert. So liest man unter dem Wappen ihrer Bildsäule auf dem Markte in Rouen:

Regia virginea defenditur ense corona;
Lilia virgineo tuta sub ense nitent.
(Sicherer ist die Krone, beschirmt vom Schwerte der Jungfrau,
Unter der Jungfrau Schwert blühet der Lilien Pracht.)

Nach dem Bildnisse der Jungfrau, welches Alexander Lenoir auf dem Stadthause zu Orleans, wo sich auch eine Statue von ihr befindet, ent-

deckt und nach Paris in das damalige Museum der franz. Denkmäler, aux petits Augustins gebracht hat, muß sie sehr schön gewesen sein. Ihre Züge sind sanft und schwärmerisch; sie haben das, was die Franzosen l'intérêt du calme nennen. Sie hat eine Toque mit Federn auf dem Kopfe, in den Händen hält sie das geweihte Schwert und ein Schild (S. die Copie im Journ. Lond. u. Paris VII. 2.). In Domremy ward ihr ein Denkmal, mit ihrem Brustbilde von Marmor, im Sept. 1820 errichtet. Vgl. über diesen Gegenstand Berriat St. Prix: Jeanne d'Arc, ou coup d'oeil sur les révolutions au temps de Charles VI. et VII. Par. 1817, und Lebrun de Charmettes: Hist. de Jeanne d'Arc. Aus d. Quellen. Paris 1817, 3 Bd. 8. m. Kpf. Des Mädchens von Orleans berühmter historischer Name ist nicht weniger merkwürdig in der poetischen Literatur. Daher stehe hier noch folgendes über die verschiedne Behandlung des epischen und romantischen Charakters dieses Stoffs. Nachdem Chapelain, ein Zeitgenosse des Kardinals Richelieu, die Johanne d'Arc, wie Boileau sagt, in zwölfmal zwölfhundert schlechten Versen besungen hatte (über dessen Epopöe: La Pucelle s. Halem's Irene, c. Monatschr. 1802, März S. 255), unternahm Voltaire, schon im J. 1730, das poetische Ungeheuer seines Vorgängers zu parodiren, und nach Shakspare's Beispiel, der diesen Stoff im 1. Th. s. Heinrich VI. episodisch behandelt, und die Jungfrau als eine, mit bösen Geistern verbündete Hexe dargestellt hatte, die volle Schale seines unsaubern Witzes über den schon verrufenen Gegenstand auszugießen. So entstand das nur zu bekannte komische Heldengedicht, welches Mercier ein crime antinational nennt. Es erschien zuerst 1757 im Druck. Man sehe über dasselbe Bouterweck in der Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit VI. 359. Die erste poetische Reinigung dieses, von dem schamlosesten Witze entheiligten, Stoffes versuchte ein Britte, Robert Southey, in dem Heldengedichte, Joan of Arc, das aber den Leser kalt läßt. Noch mittelmäßiger ist Dümenil's Epopöe: Jeanne d'Arc, ou la France sauvée. Par. 1818. Desto glänzender war die Verherrlichung der Jungfrau durch unsern Schiller. Er hat mehr gethan als Calixt III.; er hat die edle, kühne Schwärmerin in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört, wieder eingesetzt. Er gibt uns die kriegerische Wunderthäterin als ein Werkzeug des Himmels, nimt unsre Liebe für sie in Anspruch, und läßt sie fallen im glorreichen Kampfe gegen ihres Vaterlandes Feind. Über sein berühmtes Gedicht, das in der Geschichte der romantischen Poesie Epoche machen wird, die Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie, von Schiller (zuerst als Almanach f. d. J. 1802, Berlin), findet man seine Bemerkungen in der Allgem. Liter. Zeitung v. 1802, Nro. 15 u. 16. Das Lehrreichste darüber enthält Böttiger's Würdigung dieses Meisterstücks, in dem Taschenb. Minerva v. J. 1812. Mercier, der Herausgeber der franz. Übers. dieses Schauspiels von Cramer (Paris 1802), nennt dasselbe eine Hymne zum Ruhme der Heldin, würdig der vollsten Bewunderung ihrer Zeitgenossen. Endlich verdient auch A. W. v. Schlegel's Urtheil über die verschiedne Darstellung dieses Gegenstandes von Shakspeare und Schiller (in s. Vorles. über dramat. Kunst und Literatur, Th. II. Abth. II.) gehört zu werden; doch wird hier seine Vorliebe für den Britten keinen Unbefangenen irre führen. In der neuesten Behandlung dieses Stoffs: „Jeanne d'Arc, Trauersp. in 5 Aufz. von F. G. Wetzel. Lpz. 1817." ist der Dichter der Geschichte treuer als Schiller geblieben. Aber das genial entworfene und ausgeführte Ganze sieht einem Gemälde aus der niederländischen Schule zu ähnlich. D'Ar-

vrigny's Trauerſpiel: Jeanne d'Arc. Paris 1819, ward in Paris mit großem Beifall gegeben. Lebrün de Charmettes Orléanide (Gedicht in 28 Geſängen) Par. 1820, iſt dem ſchillerſchen Drama nachgebildet.

Jeddo, ſ. Japan.

Jefferſon (Thomas), vor Madiſon bis 1809 Präſident des Congreſſes der verein. Staaten, iſt geb. in Virginien 1749. Nachdem er ſich beſonders mit Geometrie, Phyſik, Aſtronomie und Geographie, auch mit der Malerkunſt bekannt gemacht hatte, widmete er ſich der praktiſchen Rechtsgelehrſamkeit, und zeichnete ſich in derſelben ſo aus, daß ihn der Staat von Virginien noch ſehr jung zum Mitgliede der Geſetzgebung ernannte. Schon damals gab er durch öffentliche Schriften Beweiſe von ſeinen Talenten als Staats- und Geſchäftsmann. Während des Freiheitskrieges war er Statthalter von Virginien, und zwei Jahre lang Mitglied des Congreſſes. Hier ſchlug er mit Lee die Unabhängigkeitserklärung vor, beſchleunigte mit Adams die Verhandlung darüber, entwarf die würdevolle Abfaſſung derſelben, und betrug ſich als Gouverneur von Virginien, zur Zeit der Einfälle von Cornwallis und Arnold, mit Muth und Standhaftigkeit. 1786 machte er eine Reiſe nach England, ging von da in Aufträgen der Republik nach Paris, und erlangte verſchiedne Begünſtigungen des nordamerikaniſchen Handels. Darauf ward er zum Bothſchafter der verein. Staaten am pariſer Hofe ernannt: ein Poſten, dem er zur Zufriedenheit beider Nationen vorſtand. 1789 kehrte er nach Amerika zurück und ward Staatsſecretär der Bundesregierung, in deren Namen er 1792 die entſcheidende Sprache führte, welche ſeinem Vaterlande ziemte, als England die damalige politiſche Schwäche der verein. Staaten mißbrauchen wollte. Auch legte er dem Congreſſe mehrere durchdachte Berichte über die Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, über die Fiſchereien und den auswärtigen Handel Nordamerika's vor. Sein Vaterland dankt ihm die Einführung der Vaccine, welche er auch unter den Stämmen der Wilden zu verbreiten ſuchte. 1794 legte Jefferſon ſeine Stelle nieder, ward kurz nachher als Vicepräſident an die Spitze der Regierung geſtellt, zog ſich jedoch abermals in den Privatſtand zurück. Die Parteiſucht, welche damals in der Verwaltung der amerikaniſchen Staaten herrſchte, und der ſich Jefferſon widerſetzte, war Urſache, daß man ihn von nun an als den Chef der Oppoſition betrachtete. In Folge der Erbitterung, welche hieraus auf beiden Seiten entſtand, beſchuldigte man ihn, er wolle die Conſtitution ſtürzen, und ſich als Tribun an die Spitze des Volks ſtellen. Doch fiel das Falſche einer ſolchen Beſchuldigung nur zu deutlich in die Augen, und daher kam es, daß man Jefferſon am 17. Febr. 1801 an Adams Stelle, und am 17. Febr. 1805 zum zweiten Male zum Präſidenten des Congreſſes ernannte, welchen Poſten er jedoch nur bis 1809 bekleidete, wo Madiſon an ſeine Stelle erwählt wurde. Als Präſident behauptete er ſtandhaft die Würde des Freiſtaats gegen Englands Anmaßungen. Er entwarf einen Vertheidigungsplan, und ſchlug 1807 die Aufſtellung eines Linienheeres vor; auch ward auf ſeinen Rath ein allgemeiner Beſchlag auf die amerikaniſchen Schiffe gelegt, um den amerikan. Handel bei den, ſich gegenſeitig überbietenden Blokadedecreten Napoleons und Großbritanniens, keinem Verluſte bloß zu ſtellen. Penſylvanien wünſchte ihn abermals zum Präſidenten zu wählen: allein er erklärte, daß er nach den Grundſätzen der Conſtitution in den Privatſtand zurücktreten würde. In der Verwaltung hat er zuerſt das wohlthätige Syſtem begründet, nach welchem die weiße und rothe Bevölkerung der verein. Staaten (Europäer und Indianer) nach und nach verſchmolzen und die

letztern civilisirt werden sollen. Diese sind bereits an den Genuß des Eigenthumrechts gewöhnt, und der Vertrag, welchen der Congreß den 29. Nov. 1817 mit den indischen Stämmen abgeschlossen hat, ist eine Fortsetzung des jefferson'schen Systems, und ein großer Schritt zum Anbau der nordwestlichen Grenzländer. — Seine wichtigsten Schriften sind: Summar. übers. der Rechte des engl. Amerika, 1774; Bemerk. über Virginien, 1781; Entwurf einer Fundamentalconstitution, 1783; Hypothese, daß die Völker Asiens von den amerikanischen Indianern abstammen, 1789; ferner Manuel du droit parlamentaire, französ. von Pichon. Par. 1816; und Denkschriften über die fossilen Riesenknochen in Virginien; — über die geistigen Anlagen der Neger. Auch hat er nach geometrischen Grundsätzen die Gestalt der Pflugschaar zu verbessern gesucht. Ein Modell davon übergab er dem Conservatoire des arts et métiers in Paris; s. die Schrift darüber in d. Annales du Muséum d'Histoire naturelle. Das pariser National-Institut hatte ihn schon 1800 zu seinem auswärtigen Mitgliede erwählt. Im Sept. 1814 bot er dem Congreß seine ausgesuchte Bibliothek unter vortheilhaften Bedingungen zum Ersatz für die, von den Engländern zu Washington verbrannte Bibliothek des Congresses an. Er lebt jetzt im Schooße der Wissenschaften und des Landlebens auf seinem Gute Monticello in Virginien.

Jeffreys, oder Jefferys (Sir Georg) englischer Gerichtsbeamter und einer der berüchtigtsten Beförderer willkührlicher Regierungsmaßregeln unter den letzten Stuarten. Er fand sich 1666 bei der Sitzung der Assisen zu Kingston ein, wo wegen der herrschenden Pestseuche nur wenige Rechtsgelehrte erschienen, und obgleich er noch nicht unter die Zahl der Advokaten war aufgenommen worden: so erlaubte man ihm doch, vor Gericht aufzutreten und Rechtssachen zu führen. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich fortdauernd mit Sachwaltergeschäften, bis er zu den höchsten richterlichen Amtern berufen ward. Einer seiner Verwandten führte ihn in die Welt ein, und als guter Gesellschafter wurde Jeffreys bald so beliebt, daß er mit Arbeiten überhäuft war, und in kurzer Zeit eine Anstellung erhielt. Sein Einfluß in der Altstadt-Gemeine von London, und der Eifer, womit er alle Maßregeln der Regierung beförderte, bahnten ihm den Weg zu immer einträglichern und einflußreichern Ämtern und höhern Würden, bis er endlich unter Jacob II. Lordkanzler wurde. Er hatte Antheil an allen drückenden und willkührlichen Maßregeln unter Jacobs II. Regierung, und reizte dazu eifrig an, wie er es auch in den letzten Jahren Carls II. gethan hatte, wo er sich in der Zeit der Verfolgung als den bittersten Feind der, von den Lehren der bischöflichen Kirche abweichenden Geistlichen zeigte. Die grausamen Verfolgungen, die er gegen die Anhänger des Herzogs von Monmouth im westlichen England erregte, schänden sein Andenken. Auch macht man ihm sein rachgieriges und rechtswidriges Benehmen gegen den edeln Algernon Sidney (s. d. Art.), der sein persönlicher Feind war, mit vollem Recht zum Vorwurfe. Mit kalter Grausamkeit kündigte er dem Verfolgten das Urtheil an, das ihm die Strafe des Stranges und des Viertheilens zuerkannt hatte, und ermahnte ihn höhnisch, sein Schicksal mit Ergebung zu ertragen. Fühlt meinen Puls, antwortete Sidney, seine Hand hinhaltend: und seht, ob mein Blut in Unruhe ist. Jeffreys sprach im Gericht mit großer Gewandheit, aber wenn ein Angeklagter von einer andern Partei war, oder die Verurtheilung desselben dem Hofe angenehm sein konnte: so vergaß er seine Amtspflicht, und erlaubte dem Beschuldigten kaum ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sprechen; er

überhäufte ihn mit den niedrigsten und gröbsten Schmähungen, machte die Zeugen, die für denselben auftraten, lächerlich, und drohte sogar den Geschwornen mit Geldbuße und Gefängniß, wenn sie den mindesten Anstand nahmen, den Gefangnen schuldig zu erklären. Seine furchtbare Stimme und sein glühendes Gesicht erschreckten selbst den Schuldigen und setzten den Unschuldigen in Furcht. Solche Züge berechtigten Voltaire wol zu dem Ausspruche, Jeffreys sei zum Henker, nicht zum Richter berufen gewesen. Er bewies dagegen bei andern Gelegenheiten, wo der Vortheil der Regierung nicht im Spiele war, mehr als einmal, daß er die Rechte der Bürger kannte und ihnen Achtung zu verschaffen wußte. Er zeigte dies besonders bei der Gelegenheit, wo er als Lordkanzler von der Regierung den Auftrag erhielt, bei einer streitigen Wahl alle Mittel aufzubieten, den vom Hofe Begünstigten in's Parlament zu bringen. Am Wahltage setzte er sich, um die Wähler zu schrecken, neben den amtführenden Mayor. Dieser, obgleich er wohl wußte, wen er vor sich hatte, stellte sich, als ob er ihn nicht kennte, und wies einen Anhänger des Hofes zurück. Jeffreys erhob sich wüthend, und verlangte mit unanständiger Äußerungen die Zulassung des Stimmführers, indem er hinzusetzte, er sei der Großkanzler. Der Mayor sah ihn mit tiefer Verachtung an und antwortete: „Euer ungezognes Benehmen überzeugt mich, daß Ihr nicht sein könnt, was Ihr vorgebt, denn wenn Ihr der Großkanzler wäret, so würdet Ihr wissen, daß Ihr hier nichts zu thun habt, und daß ich allein hier den Vorsitz führe.“ Darauf wandte er sich zu einem Gerichtsdiener, dem er befahl, den Fremden hinauszuweisen, was sogleich geschah. Jeffreys ging beschämt in das Wirthshaus und der Anhänger der Volkspartei wurde gewählt. Abends erhielt der Mayor zu seinem Erstaunen die Einladung, zu dem Großkanzler zu kommen, und auf seine Weigerung kam Jeffreys selber zu ihm, freute sich, in ihm einen Mann gefunden zu haben, der mit den Landesgesetzen so gut bekannt wäre, und bei der Handhabung derselben so viel Festigkeit bewiesen hätte, und gab dem unerschrocknen Beamten auf der Stelle einen Beweis seiner Achtung, indem er einen Verwandten desselben zu einer einträglichen Stelle beförderte. Als Wilhelm von Oranien in England gelandet war, und alle Anhänger des Königs in Bestürzung geriethen, verbarg sich der verabscheute Jeffreys, um die Gelegenheit zur Flucht zu erwarten. In Matrosenkleidern saß er in einer Schenke, bis auf das Gerücht von seiner Anwesenheit der Pöbel herein drang, ihn ergriff und vor die Obrigkeit brachte. Man setzte ihn in den Tower, wo er 1689 vor Gram starb, ehe über sein Schicksal entschieden war.

Jehovah nannte Moses bei seiner Gesetzgebung den Gott Israels, und gab seinem Volke dadurch die erhabne Idee des Bleibenden und Unvergänglichem. Denn Jehovah bedeutet im Hebräischen den, der da ist, war und sein wird, den allein Beständigen. Auffallend stimmt mit dieser Bedeutung die berühmte Inschrift des Isistempels überein: „Ich bin alles, was war, ist und sein wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gehoben!“ In wie weit aber Jehovah mit dem ägyptischen Ino verwandt sei, und ob Moses die Idee des ewigen Gottes den ägyptischen Mysterien verdankt, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Nur so viel ist erweislich, daß der Mosaismus sich durch die Reinheit seiner Gottesidee vor allen Volksreligionen des Alterthums auszeichnete. Jedes Idol oder Sinnbild Jehovahs war darin ausdrücklich verboten. Als der unsichtbare Schutzgott und König des Hauses Israel sollte er durch Gehorsam gegen seine Vorschriften, und pünktliche Beobachtung der, in seinem Namen von Moses angeordneten Gebräuche verehrt werden.

Jedoch brachte es die Beschaffenheit dieses religiösen Particularismus eben so sehr, als die Beschränktheit der hebräischen Bildung mit sich, daß die Poesie und der Volksglaube das Wesen des Unanschaubaren durch menschähnliche Bilder versinnlichte, seine Gegenwart in Flammen und Wolken, seine Wohnung in der heiligen Bundeslade, und daher seit dem david'schen Zeitalter seinen Sitz ausschließlich im Tempel auf dem Berge Zion fand. Diese dürftigen Volksbegriffe wurden zwar nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft durch den Einfluß der Philosophie und des Christenthums allmälig aufgeklärt, allein der Glaube an eine besondre Gunst und Parteilichkeit Gottes für ihr Volk wird den Juden, so lange sie den historischen Grund ihrer Religion anerkennen, immer eigen bleiben. Auch fassen sie die Bedeutung des Namens Jehovah am liebsten in dem Sinne auf, daß Gott ihnen sei und sein werde, was er ihren Erzvätern war. E.

Jemappe, s. Gemappe.

Jena, eine sachsen-weimar'sche Stadt in Thüringen, am Einflusse der Leuthra in die Saale, in einem romantischen Thale gelegen, mit etwa 6000 Einw. und einem Schlosse. Berühmt ist Jena wegen seiner Universität, welche viele der berühmtesten Gelehrten Deutschlands unter ihren Lehrern (in der neuern Zeit z. B. Griesbach, Schütz, Reinhold, Fichte, Schiller, Schelling, Schlegel, Eichstädt, Oken, Luden) und Zöglinge zählte. Sie war sonst ein Eigenthum sämmtlicher ernestinischen Häuser, jetzt aber haben Weimar und Gotha die Leitung allein. Gestiftet wurde sie, nachdem die ernestinische Linie Wittenberg verloren hatte, von Johann Friedrich im J. 1548, und eingeweiht nach dessen Tode, 1558. Die Zahl der Studirenden belief sich in frühern Zeiten wol über Tausend und ist jetzt 4 bis 500. Sehr beträchtlich ist die Universitätsbibliothek. Ferner nennen wir das Hebammeninstitut, die trefflichen klinischen Anstalten, das anatomische Theater, die Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente und Modelle, das Museum und das Mineralienkabinet, welches letztre hauptsächlich aus der walchschen, und der ehemals zu Weimar befindlichen herzogl. Sammlung besteht, und zu fernerm Anwachs Fonds besitzt. Noch sind in Jena zwei Spruchcollegia, eine Juristenfacultät und ein Schöppenstuhl, das Oberappellationsgericht der ernestinischen Häuser, eine Superintendentur und eine lateinische Schule, auch mehrere gelehrte Gesellschaften, nämlich eine lateinische, eine deutsche und eine mineralogische. Der in der Nähe gelegene Fuchsthurm ist der Überrest des alten Schlosses Kirchberg auf dem Hausberge.

Jena'sche Schlacht, oder die Schlacht bei Jena und Auerstädt am 14. Oct. 1806. Preußen hatte, seit dem wiener Vertrage vom 15. Dec. 1805 (s. Austerlitz) in der ungünstigsten Lage, wegen Hannover mit England und Schweden in Krieg verwickelt, zu spät die Waffen ergriffen, um Norddeutschlands Unabhängigkeit und seine eigne, gegen Frankreichs drohende politisch-militärische Stellung im südlichen Deutschland zu schützen. Allein statt bis an den Rhein schnell vorzudringen und Kurhessen, das neutral bleiben wollte, zur Theilnahme zu nöthigen, concentrirte der Oberfeldherr, der 72jährige, unentschlossene Herzog von Braunschweig, das preußisch-sächsische Heer in Thüringen; dadurch verlor er nicht nur den rechten Augenblick des Angriffs, sondern auch alle Vortheile seiner Schutz- und Verbindungslinie mit der Elbe, indem er hartnäckig, ungeachtet Lucchesini (s. Lucchesini: Ursache und Wirkung des Rheinbundes II., 118. fg.) früher, Fürst Hohenlohe, Massenbach u. A. aber noch zuletzt in dem zu Erfurt am 5. und 6. Oct. gehaltenen Kriegs-

rathe widersprachen und das rechte Saalufer nebst der Straße von Hof stärker zu besetzen anriethen, und auf der irrigen Meinung bestand, Napoleon werde nicht angriffsweise verfahren. Als er endlich das Heer am 8. Oct., an welchem Tage die preußische Kriegserklärung aus dem Heerlager zu Erfurt erschienen war, über den thüringer Wald nach Franken und dem Main zu führen im Begriff war, und deshalb das rechte Saalufer verlassen hatte, erkannte er zu spät aus dem, mit demselben Tage sich entwickelnden Offensivplane des Kaisers Napoleon, daß die linke Flanke des preußischen Heers dem Feinde völlig bloß gestellt war. Der linke Flügel, oder die 36,000 Mann starke Armee von Schlesien, mit der sich am 20. Sept. 22,000 Mann Sachsen, unter dem General von Zezschwitz, vereinigt hatten, und die unter dem Befehl des Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen stand, sollte nämlich über Saalfeld, Schleiz und Hof vorrücken; der rechte Flügel unter dem General Rüchel den thüringer Wald umgehen, und der Herzog selbst wollte das Mitteltreffen über das Gebirge nach Würzburg führen. Allein Napoleon, der Paris erst am 25. Sept. verlassen hatte und am 8. Oct. in Cronach eingetroffen war, eroberte den Sieg und die großen Erfolge des Feldzugs, noch ehe die Schlacht geschlagen ward, durch seinen strategischen Blick, indem er binnen 5 Tagen sich zum Meister des Landes zwischen der Saale, Elster und Elbe machte. Denn zwischen den beiden Flügeln des franz. Heeres marschirte Bernadotte und Davoust mit 60,000 M. von Bamberg über Cronach nach dem reußischen Voigtlande, und am 8. ging Mürat mit den Garden und der Reiterei, 25,000 M. stark, bei Saalburg, wo ein schwacher preußischer Posten stand, über die Saale, hierauf drangen er und Bernadotte am 9. über Schleiz vor, wo sich das vom linken Flügel abgeschnittne und umringte, aus 6000 Preußen und 3000 M. Sachsen bestehende Corps unter Tauenzien, mit großem Verluste, ruhmvoll durchschlug. Gleichzeitig rückte der rechte Flügel des französischen Heeres unter Soult und Ney, nebst 10,000 Baiern unter Wrede, an das neutrale Böhmen gelehnt, 64,000 M. stark, über Hof (9. Oct.) und Plauen (10. Oct.) vor. An demselben 10. Oct. vernichteten die von Coburg her mit 30,000 M. auf dem linken Flügel vorgedrungenen Marschälle Lannes und Augereau, die Division Suchet an der Spitze, bei Saalfeld den 8000 M. starken Vortrab des preußischen Heeres, dessen Anführer, Prinz Ludwig von Preußen, welcher den bestimmten Befehl hatte, jedes Gefecht zu vermeiden, im Kampfe der Verzweiflung fiel. So war der linke Flügel des preußischen Heeres umgangen, und Napoleon, dem jetzt schon Sachsen nebst den Heerstraßen nach Dresden und Berlin offen lag, drang ungehindert im Rücken der preußischen Armee bis Naumburg vor, welches Davoust am 13. Oct. besetzte, während das preußische Heer noch in der Strecke von Jena bis Eisenach sich ausdehnte und der Herzog sein Hauptquartier vom 10. bis 12. Oct. zu Weimar hatte. Auch wurden von den Franzosen zwei wichtige Punkte auf dem linken Saalufer besetzt: Jena von Lannes und Kahla von Augereau. Napoleon selbst langte von Gera am 13. Oct. zu Jena an. Auf dem Marsche von Hof bis Naumburg waren an beiden Orten alle Magazine und ein Pontonzug der Preußen in die Hände der Franzosen gefallen. Nun mußte das bisher mit dem Gesichte gegen den thüringer Wald gekehrte preußische Heer, plötzlich, seit den 10. Oct. sich gegen die Saale hin zurückwenden; daher die Unordnung in der Verpflegung und in der neuen Aufstellung des Heers. Der Herzog selbst zog am 13. Oct. von Weimar nach Auerstädt (einem Dorfe im preußischen Regierungsbezirke Merseburg, drei Meilen von Weimar), um bei Freiburg und Laucha den

Übergang über die Unstrut und die Verbindung mit der Reserve wieder zu gewinnen, da die Saalpässe bei Naumburg bereits vom Feinde genommen waren. Seine Bewegung zu decken, stellte Fürst Hohenlohe seine Armee auf den Höhen des linken Saalufers bei Jena auf; Rüchel aber sollte sich von Erfurt, und der Herzog von Weimar vom thüringer Walde her der hohenloh'schen Armee nähern. In dieser Lage bot Napoleon dem Könige von Preußen, scheinbar wenigstens, den Frieden an; allein der Überbringer seines Schreibens vom 12. Oct. aus seinem Heerlager zu Gera, Capit. Montesquiou, fand den König erst am Tage der Schlacht. Also vollendete am 14. Oct. der Doppelkampf bei Auerstädt und Jena taktisch die Niederlage der, strategisch bereits geschlagenen preußischen Armee. Napoleon schien von dem Marsche des Herzogs von Braunschweig auf Auerstädt keine Kunde zu haben, als er in der Nacht zum 14. Oct. in seiner Biwacht auf dem Landgrafenberge, den Angriffsplan entwarf. Er war Meister der Übergangspunkte auf das linke Saalufer, und ließ den Marschall Bernadotte über Dornburg heranziehen; dadurch wurde das preußische Heer unter Hohenlohe von dem des Herzogs von Braunschweig getrennt. Zugleich hatte der Fürst, indem er bloß die Chaussee bewachte, welche zu der Ebene führte, wo er angegriffen werden sollte, die steilen Anhöhen, welche rechts und links das Mühlthal bei Jena beherrschen, der Herzog aber die Anhöhen und den Paß bei Kösen zu besetzen unterlassen. Beides wurde ihnen verderblich. Denn Napoleon ließ in der Nacht zum 14. Oct. von seinen Soldaten und Sappeurs die unwegsamsten Stellen in den engen Schluchten ebenen, um das Geschütz auf das Plateau des Wahlplatzes zu bringen. Am Morgen verbarg ein dichter Nebel seinen Aufmarsch. Nach und nach führte er 80,000 Mann in die Schlacht, den linken Flügel Augereau, die Garden Lefebre, das Mitteltreffen Lannes den rechten Flügel Soult. Später rückte Ney aus dem Hintertreffen in die erste Linie vor. Drei blutige Gefechte entschieden Hohenlohe's Niederlage. Zuerst ward der preußische Vortrab unter Tauenzien bei Klosewitz geworfen, dann das Hauptcorps unter dem Fürsten Hohenlohe bei Vierzenheiligen, endlich bei Capellendorf der bisherige rechte Flügel des Heeres unter dem General Rüchel. Dieser langte nämlich von Mellingen her zu spät an, um den Fürsten zu unterstützen, und erneuerte hierauf, statt den Rückzug desselben zu decken, das Gefecht, als eben Mürat an der Spitze der Reiterei in die weichenden Linien der Preußen einbrach. Unordnung und Zerstreuung des ganzen Heeres von 50,000 M. war die Folge von Rüchel's Eigensinn und Ungehorsam. An demselben Tage setzte der Herzog sein 50,000 Mann starkes Heer, bei welchem sich der König, drei Prinzen des Hauses und der Feldmarschall Möllendorf befanden, in drei Abtheilungen, die erste unter Schmettau, auf der von Auerstädt nach Kösen führenden Hauptstraße in Bewegung. Allein schon hatte, wenig Stunden zuvor, Davoust, dessen Heer aus Gudin's, Friand's und Morand's Schaaren bestehend, etwa 36,000 M. stark war, den wichtigen Paß bei Kösen besetzt. Die wiederholten Angriffe der Division Schmettau, welche bei Hassenhausen auf den Feind stieß, und des Gen. Blücher's Reiterangriffe wurden abgeschlagen, indem die zweite Abtheilung des preuß. Heeres, durch die schlechten Wege aufgehalten, nicht zur Unterstützung eintraf. Als nun der Herzog selbst durch einen Flintenschuß in die Augen, und Gen. Schmettau tödtlich verwundet worden waren, so ging die Einheit der obern Leitung verloren. Der König übertrug jetzt den Oberbefehl dem Feldmarschall Möllendorf und dieser ordnete den Rückzug an; allein da sich die umkehrende erste Abtheilung mit der heraneilenden zweiten verwickelte, so benutzte Davoust die daraus

entstandne Unordnung, um einen vollständigen Sieg zu erkämpfen, der ihm den Titel eines Herzogs von Auerstädt erwarb. Noch deckte eine Zeitlang Gen. Kalkreuth den Rückzug des Heeres auf der Straße von Auerstädt nach Weimar und Buttstädt. Man wollte die Schlacht am 15. erneuern; allein an diesem Tage erfuhr der König in Sömmerda Hohenlohe's Niederlage. Nun mußte das, von seiner Verbindungslinie mit Halle, wo die Reserve stand, gänzlich abgeschnittene, von Napoleons Schaaren überall verfolgte und in Verwirrung gebrachte Heer in kleine Corps sich auflösen, die unter Hohenlohe's Befehl, auf Umwegen über das Harzgebirge, nur zum Theil, erst am 26. Oct., Magdeburg und die Elbe erreichten. Die Preußen verloren bis zum 14. Oct. über 50,000 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen; die Sachsen überhaupt an todten Offizieren 23, an verwundeten Offizieren 115, und an Gefangenen 300 Offiziere und 6000 M. Die Zahl der gebliebnen oder verwundeten Franzosen wird von ihnen zu nicht mehr als 4100 angegeben. Größer noch war der Verlust der Preußen nach der Schlacht. Denn am 16. ergaben sich 14,000 in Erfurt eingeschlossene Preußen, nebst dem Fürsten von Oranien, unter Möllendorf, mit Capitulation an Mürat zu Gefangenen; die gefangenen Sachsen aber erhielten gegen das Versprechen, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, die Freiheit, worauf Napoleon durch den Großherzog von Berg am 17. die Neutralität des Kurfürstenthums erklären ließ; doch wurde der Friede mit Sachsen erst am 11ten Dec. zu Posen abgeschlossen. Dadurch führte Napoleon beim Vordringen nach Berlin seine rechte Flanke und öffnete sich alle Hülfsquellen des, von ihm besetzten Kurfürstenthums. Rasch drängten jetzt einander die wichtigsten Ereignisse. Am 18. überfiel Bernadotte die 10,000 Mann starke preußische Reserve unter dem Herzog Eugen von Würtemberg bei Halle und machte 5000 Gefangene; darauf zog Davouſt über Leipzig und Wittenberg, Lannes über Dessau nach Berlin (25. Oct.), wo Napoleon am 27. eintraf. Spandau ergab sich an Lannes d. 25. Oct. Indeß gelang es dem General Kalkreuth, einen Theil der Heerüberreste, 12,000 Mann, hinter die Oder zu führen. Blücher hingegen schloß sich mit den Trümmern der Reserve nicht an Hohenlohe an, sondern zog, als der Fürst mit 17,000 M. bei Prenzlau am 28. Oct. capitulirt hatte, nach Strelitz, wo das Corps des Herzogs von Weimar, das als Vortrab schon durch den thüringer Wald gedrungen war und an der Schlacht nicht Theil genommen hatte, unter dem Befehl des Herzogs von Braunschweig-Oels zu ihm stieß. Er war jetzt 21,000 M. stark, aber von Mürat, Bernadotte und Soult verfolgt, mußte er sich am 5. nach Lübeck werfen und am 7. bei Ratkau capituliren. (S. Lübeck.) Unterdessen hatte sich auch ein Corps Reiterei von 6000 M. unter dem Gen. Schimmelpfennig am 29. bei Pasewalk an den Gen. Milhaud, und am 31. ein andres Corps von 4000 M. unter dem Gen. Bila bei Anclam an den Gen. Becker ergeben. Betäubt von so vielen Schlägen, welche das preußische Heer binnen 14 Tagen vernichteten, übergaben die Festungscommandanten ihre Plätze, ohne die Ehre des Widerstandes, dem Feinde: Stettin der Gen. Lieut. von Romberg am 29.; Cüstrin, der Oberst v. Ingersleben am 31; Hameln, der Gen. v. Schöler am 19. Nov.; Nienburg, der Gen. v. Strachwitz am 25. Nov. Das letzte Bollwerk der Monarchie, das mit allem Bedarf wohl versehene Magdeburg hatte Gen. von Kleist schon am 8. Nov. den Franzosen unter Ney schimpflich geöffnet. Dadurch geschah es, daß Napoleon zu neuen Entwürfen erhoben, die schon dem Abschlusse nahen Friedensunterhandlungen plötzlich abbrach, seine Waffen über die Oder trug, die Polen unter seine Fahnen rief, und die spät heranrückenden Russen an der Weich-

ſel ereilte. Der Beſitz des ganzen nördlichen Deutſchlands, mit Ausnahme Colbergs, — Napoleon hatte nämlich Kurheſſen am 1. Nov., Braunſchweig und Fulda am 26. Oct., Hannover am 9. Nov., die Hanſeſtädte am 19. fgg., Mecklenburg am 28. Nov. und Oldenburg am 6. Dec. in Beſitz genommen — verſchaffte ihm unermeßliche Hülfsquellen. Er beſchloß nunmehr ſein Continentalſyſtem in Berlin (durch das Decret vom 21. Nov., welches die brittiſchen Inſeln in Blokadeſtand erklärte) und in Warſchau aufzurichten, dadurch aber England zur Herausgabe der franzöſiſchen, holländiſchen und ſpaniſchen Kolonien zu zwingen, und zugleich die Unabhängigkeit der Pforte gegen Rußland ſicher zu ſtellen.

Jenner (Eduard), Arzt in England, als Erfinder oder Verbreiter der Kuhpockenimpfung berühmt, geb. 1749 zu Berkley in Glocesterſhire, ein Zögling des berühmten Anatomen John Hunter. Nachdem er mehrere Jahre ausübender Arzt und Wundarzt geweſen, widmete er ſich ganz dem Studium der Phyſiologie und Naturgeſchichte. Wegen ſeiner, an Beobachtungen reichen Abhandlung über die Muſik ward er zum Mitglied der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London ernannt. Auch zeichnete er ſich durch eine vortreffliche Beſchreibung der Angina pectoris aus. Seit 1776 beſchäftigte er ſich mit Unterſuchungen über die Kuhpocken, und gab 1798 die erſte Schrift darüber in London heraus, welche durch Ballhorn's Überſetzung 1799 auch in Deutſchland bekannt wurde. Beobachtungen über die Blattern der Kühe in Glocesterſhire (cowpox) hatten ihn ſeit 1769 ſchon auf ſeine Entdeckung geleitet. Am 14. Mai 1796 impfte er das erſte Mal die Kuhpocken ein; wurde den Vaccinirten nachher von der Materie der Kinderblattern eingeimpft, ſo bekamen ſie letztre Krankheit nicht. Über dieſe Verſuche gab Jenner 1799 in einer zweiten Schrift Nachricht. Von 6000 Perſonen, die er vaccinirt hatte, ward keine von den Kinderblattern angeſteckt. Er machte auf die Gefahrloſigkeit der durch Vacciniren entſtandenen Blattern, ihre Gelindigkeit, ihre Eigenſchaft, ſich nicht weiter durch Anſteckung zu verbreiten, und auf die Sicherung eines Jeden, der ſie ausgeſtanden, gegen die Anſteckung von den gewöhnlichen Kinderblattern aufmerkſam. Indeß entdeckte er bald, daß es auch falſche Kuhpocken gebe, deren Geſtalt und Verlauf von dem der echten abweiche, und welche vor den Kinderblattern nicht ſicher ſtellten. Er beſtimmte daher genau die Unterſcheidungszeichen. In einer dritten Schrift, 1800, beſtätigte er mit eignen und andrer Ärzte Beobachtungen die Vorzüge der neuen Impfung, und ſchrieb 1801 noch eine Abhandlung über den Urſprung derſelben. Von der großen Anzahl der Geimpften waren mehr als 3000 mit Materie von Kinderblattern ohne Erfolg geimpft worden. Frühzeitig verbanden ſich mit Jenner mehrere Ärzte zu weitern Verſuchen, beſonders Woodwille und Marſhall, Jenner's Freunde, Pearſon und einige Andre. Mit Hülfe eines weitläuftigen Briefwechſels verbreitete Jenner ſeine Entdeckungen in ſehr kurzer Zeit durch ganz Europa, ja in die andern Welttheile, beſonders nach Amerika. Der franzöſiſche Weltumſegler Baudin brachte ſie auf die Inſeln des Südmeers. In London wurde ſchon 1799 eine öffentliche Impfanſtalt errichtet, welche an mehrern Orten Nachahmung fand. Auch die Truppen, welche England nach Ägypten ſandte, wurden vaccinirt, und ſie ertrugen das fremde Klima beſſer, als die franzöſiſchen. Jenner's großes Verdienſt wurde allenthalben, beſonders in England geſchätzt. Die Ärzte der britt. Marine ließen auf ihn eine Denkmünze prägen: Apollo, der einen vaccinirten Matroſen der Britannia vorſtellt, mit einer Bürgerkrone und der Inſchrift: Jenner. Alba nautis stella refulsit. Die verwittwete Kaiſerin von Rußland ſchrieb 1802 an Jenner

und verehrte ihm einen ſchönen Diamant. Im J. 1803 bekam er von dem Gemeinderath der Stadt London das Bürgerrecht in einer goldnen Kapſel, ſein Name ward durch Schaumünzen gefeiert, und das Parlament bezeugte ihm einmüthig zweimal den Dank der Nation, auch bewilligte es ihm (1802 u. 1807) Geldgeſchenke, die ſich auf 30,000 Pfd. beliefen, mit der Bemerkung, daß keine Summe groß genug ſei, um ihn für das, was er durch ſeine Entdeckung der Menſchheit geleiſtet, zu belohnen. Indeß hatte auch ſein Briefwechſel allein ihm über 1000 Pf. St. gekoſtet, und er ſchlug die gehabten Unkoſten auf 6000 Pf. St. an. Es wurde eine Geſellſchaft zur Ausbreitung der Kuhpocken in ganz Großbritannien geſtiftet, die den Namen königlich jenneriſche Societät führt, für deren Patrone ſich der König und die Königin erklärten, und an welcher der Prinz und die Prinzeſſin von Wallis, ſo wie mehrere Große Theil nahmen. (Vergl. d. Art. Kuhpocken.) Nach dem ſchlesw. holſtein. Provinzialbericht von 1815, machte der Schullehrer Plett zu Stockendorf bei Kiel ſchon im J. 1790 die Erfahrung, daß, wer die Kuhblattern gehabt, von den natürlichen befreit bliebe. Er verſuchte daher 1791 zu Haſſelburg abſichtlich an drei Kindern die Impfung mit Kuhblattern, und ſie gelang. Da nun Jenner ſeine Impfverſuche erſt 5 Jahre ſpäter 1796 anſtellte: ſo hätte folglich Deutſchland die Ehre der Entdeckung der Vaccine; nur ſchade, daß bei Gegenſtänden dieſer Art die erſte Entdeckung ſo zu ſagen Nebenſache, die allgemeinere Anwendung und Verbreitung aber die Hauptſache iſt. Neuerlich hat Jenner durch ausgedehnte Anwendung künſtlicher Geſchwüre als Heilmittel, von neuem die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen.

Jenny-Maſchinen heißen die berühmten Maſchinen, welche Baumwolle ſpinnen, und gegen das J. 1775 von Richard Arkwright erfunden worden ſind. Als dieſer ein Patent auf ſeine Erfindung nahm, nannte er ſie nach ſeiner Frau Jenny-Maſchine, und ſpäterhin, nachdem er dieſelbe noch verbeſſert hatte, Jenny-Mule (Baſtard-Jenny), von Mule, Maulthier. Dieſe künſtliche Erfindung, Baumwolle zu ſpinnen, beſteht aus vier Haupttheilen, der Krätzmaſchine (Carding mill), welche die Wolle reinigt und ihr die Form eines Tuchs gibt; der Streichmaſchine (Drawing mill), welche die Reinigung der Wolle vollendet, und dieſe in eine wurſtartige Form bringt; die Vorſpinnmaſchine (Boving mill), auf welche die Wolle, nachdem ſie vorher in der Laterne noch mehr verdünnt und auch etwas gedreht worden iſt, aufgeſpult und ſolchergeſtalt zum Spinnen fertig gemacht wird, und der eigentlichen Spinn-Maſchine, einer aus vielen Spindeln beſtehenden Vorrichtung, auf welcher, vermittelſt eines bewundernswürdigen Mechanismus, welchen nur wenige Hände zu leiten brauchen, die Wolle alsdann zu Garn geſponnen wird. Die Spinnmaſchine iſt eigentlich wieder doppelter Art: die eine liefert das Garn (Twist), und die andre das Einſchlaggarn (Weft). Letztre ſoll eigentlich nur den Namen Jenny-Maſchine führen. Die Bewegung aller dieſer Maſchinen geſchieht entweder durch ein großes Waſſerrad, oder auch durch eine Dampfmaſchine.

Jeremias, der zweite unter den großen Propheten des alten Teſtaments, aus einem edeln jüdiſchen Prieſtergeſchlechte, erfüllte in der traurigſten Zeit des Reiches Juda, unter den letzten vier Königen deſſelben bis zur babyloniſchen Gefangenſchaft, alſo über 40 Jahre lang, den prophetiſchen Beruf mit anhaltender Geduld und Treue. Aber vergeblich erſchöpfte er ſich in Lehren, Bitten und Warnungen, das entartete Volk zur Gottesfurcht und Ergebung in ſein Schickſal zu bewegen; ein beſtändiger Druck, unter dem er nur ſeufzen konnte, Mißhandlungen, Kerker

Digitized by Google

und Todesgefahren waren sein Lohn. Nach der Zerstörung Jerusalems ehrte ihn jedoch Nebukadnezar, da alles Volk in die Gefangenschaft abgeführt wurde, als den edelsten seiner Nation, durch die Erlaubniß, sich seinen Aufenthalt selbst wählen zu dürfen. Der alte Prophet blieb bei den Trümmern der heiligen Stadt, und fuhr fort, die noch zurückgebliebnen Juden durch Rath und Lehre zu leiten, und als sie endlich, den Bedrückungen der Statthalter zu entgehen, nach Ägypten flohen, begleitete er sie und starb in Ägypten hochbetagt. Schon unter der Regierung Jojakims hatte er angefangen, seine Lehren und Orakel von seinem Schreiber Baruch aufzeichnen zu lassen. Sie sind, so weit wir sie im Kanon des A. T. besitzen, Zeugen der glühendsten Vaterlandsliebe und des unerschütterlichsten Vertrauens auf den Gott der Väter, aber auch deutliche Beweise, wie sehr der Geist dieses Propheten durch sein und seines Volkes Unglück gelähmt und niedergedrückt war. Nur in den Weissagungen gegen auswärtige Staaten erhebt sich sein Ausdruck zu einiger Stärke; sonst ist sein Ton sanft wie sein Charakter, und traurig, wie die Zeit, in welcher er lebte. Er sah den Untergang Juda's mit Bestimmtheit voraus, und beweinte ihn auf den Trümmern von Jerusalem. Die Frucht dieses Schmerzes sind seine Klagelieder (daher der Name Jeremiaden), Elegien voll rührender Wehmuth und frommer Ergebung, die durch ihren schönen, harmonischen Bau an eine bessre Zeit der hebräischen Dichtkunst erinnern. E.

Jericho war eine nicht unbedeutende Stadt im alten Judäa, in einer Ebene, nordöstlich von Jerusalem, westlich vom Jordan, wegen ihrer Balsamgärten, Palmen- und Rosenwäldchen, besonders im salomonischen Zeitalter ausgezeichnet, und blühend durch den Handel mit Balsam und Gewürzen. Sie war der Schlüssel zu Palästina, und wurde daher von den Israeliten, welche unter Josua über den Jordan gegangen waren, um Palästina zu erobern, nachdem sie vorher Kundschaften dahin abgeschickt hatten, zuerst angegriffen und am siebenten Tage, nach einer Sage auf wundervolle Art, erstürmt und vernichtet, jedoch späterhin wieder aufgebaut. An ihrer Stätte steht jetzt das Dorf Riha, die Gärten und Wäldchen sind verschwunden. Nur der Balsambaum wird noch gewartet. In unsern Gärten erinnert an diese Stadt ein rankenartiges Gewächs mit einer wunderbar gestalteten, wohlriechenden Blume, die wir die Rose von Jericho (Anastatica) nennen. Wahrscheinlich wurden sie zu den Zeiten der Kreuzzüge von daher zu uns verpflanzt. E.

Jersey, s. Guernsey.

Jerusalem, (Joh. Friedr. Wilh.), Abt, wurde am 22. Nov. 1709 zu Osnabrück geboren, wo sein Vater Superintendent war. Seine vorzüglichen Anlagen verriethen und entwickelten sich früh. Mit allen nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, bezog er schon 1724 die Universität zu Leipzig, wo er sich dem theologischen Studium widmete. In seinem 21. Jahre kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt daselbst studirte er noch einige Jahre zu Leiden, und führte dann zwei Edelleute auf die eben errichtete Universität zu Göttingen. Nachdem er hier drei Jahre zugebracht hatte, unternahm er eine Reise nach London, kehrte 1740 nach Deutschland zurück, und ward darauf vom Herzoge von Braunschweig zum Hof- und Reiseprediger, so wie zum Lehrer und Erzieher des damals siebenjährigen Erbprinzen (des als Feldherr berühmt gewordnen Carl Wilhelm Ferdinand) ernannt, welche Stelle er 1742 wirklich antrat. In einer Unterredung mit dem Herzoge über Schulwesen und Verbesserung desselben äußerte er seine Gedanken über

die Anlegung einer Lehranstalt, welche die bisherige Lücke zwischen den Schulen und Akademien ausfüllen, und jungen Leuten, die nicht zum eigentlichen Studiren, sondern für den Militärstand, den Hof, oder ein unabhängiges Privatleben bestimmt wären, die nöthige Unterweisung und Sittenbildung verschaffen könnte. Der Herzog beschloß die Ausführung, und so entstand, nach einem von Jerusalem entworfenem Plane, das nachmals so berühmt gewordne Collegium Carolinum zu Braunschweig. Außerdem hat ihm die Stadt Braunschweig auch die Gründung ihres Armenwesens zu verdanken. Nach und nach ward er nun von dem dankbaren Herzoge zum Probste der Klöster St. Crucis und Ägidii, 1749 zum Abt von Marienthal, und endlich 1752 zum Abt des Klosters Riddagshausen, in der Nähe von Braunschweig, ernannt. Den Ruf eines Kanzlers der Universität zu Göttingen lehnte er aus Anhänglichkeit an das braunschweigische Haus ab, und ward dafür 1771 zum Vicepräsidenten des Consistoriums zu Wolfenbüttel ernannt. Dieser vortreffliche, durch Herzensgüte und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann, dessen Andenken noch jetzt die Bewohner von Braunschweig segnen, hätte verdient, auch in seiner Familie ohne Kummer zu leben. Aber noch am Abend seines Lebens sollte er das Unglück erleben, daß sein innigst geliebter Sohn, der zu Wetzlar die Rechte ausübte, sich in einer melancholischen Stunde durch einen Pistolenschuß das Leben nahm. Dieses traurige Ereigniß gab Göthen den Grundstoff zu seinen Leiden des jungen Werther. Nachdem er sich von diesen und andern harten Schicksalsschlägen mit männlichem Muthe emporgerichtet, und seinem ausgebreiteten Wirkungskreise die gewohnte Thätigkeit noch in später Zeit gewidmet hatte, entschlummerte er 1789 im achtzigsten Jahre seines Lebens mit Heiterkeit und ruhiger Hingebung. Jerusalem stand als Theolog, Denker und Gelehrter unter seinen Zeitgenossen auf einer Stufe, die nur wenige erreichen; nicht minder groß war er jedoch von Seiten seines Herzens und Charakters. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehören: Predigt-Sammlungen, 2 Thle. Braunschweig, 1788 — 1789; Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, 2 Bde., 1785 u. 1795.

Jerusalem. Diese weltberühmte Stadt (von der Prevot an Ort und Stelle ein Panoram gezeichnet hat,) liegt in Palästina und ist dem Pascha von Damaskus unterworfen. Ihre Umgebungen sind öde und gebirgig. Am westlichen Abhange eines Basalt-Berges, von Felsen und tiefen Thälern umgeben, liegt die Stadt weit kälter, als man nach der geographischen Lage schließen sollte. Der ganze Umfang der Stadt beträgt jetzt kaum eine halbe Meile. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, hat ziemlich hohe Mauern und sechs Thore, die noch hebräische Namen führen. Die Häuser sind alle von Sandstein, drei Stocke hoch und ohne Fenster im untern Stocke. Diese todte Einförmigkeit wird nur durch die Spitzen der Moskeen, durch die Thürme der Kirchen und durch wenige Cypressen unterbrochen. Die Bevölkerung von Jerusalem beläuft sich auf 30,000 Menschen, darunter 20,000 Christen von allen Sekten, 7000 Mohammedaner, und nur wenige Juden. Christen und Juden tragen als Auszeichnung einen blauen Turban: das weibliche Geschlecht sieht mit seinen dichten Schleiern und seinen weißen Gewändern, wandernden Leichen ähnlich. Auf den ungepflasterten Straßen hat man beständig mit dichten Staubwolken oder tiefem Schmuze zu kämpfen. Kein frohes Gesicht begegnet uns. Keinen andern Anblick hat man, als den jener verschleierten weißen Gestalten, der übermüthigen Türken, und der stumpfsinnigen oder schwermüthigen Christen. Daß weder Wissenschaften noch Künste in dem jetzigen Jerusalem blühen, kann

man ſich bei dem Despotismus der Türken und dem finſtern Aberglauben der Chriſten leicht vorſtellen. Wenige Weber und Pantoffelmacher ſind die einzigen Fabrikarbeiter. Eine ungeheure Menge Reliquien, die wahrſcheinlich nicht alle in der Stadt gemacht werden, ſondern auch aus der Umgebung kommen, werden an die gläubigen Pilger verkauft. Indeſſen bildet die Stadt für die Araber in Syrien, Arabien und Ägypten einen Mittelpunkt des Verkehrs. Man führt Oel aus, und Reis über Acre ein. Doch hat dieſer Handel wenig wohlthätige Folgen für den Wohlſtand der Einwohner. Übrigens ſind die Lebensmittel im Überfluß und wohlfeil: Wildpret vortrefflich, und der Wein ſehr gut. Die Pilger eröffnen für die Einwohner noch immer eine vorzügliche Nahrungsquelle. Vor zehn Jahren waren 1500 auf einmal da, worunter aber nur zwei Europäer. Jeruſalem hat einen Statthalter, einen Kadi oder Oberrichter, einen Commandanten der Citadelle und einen Mufti, als geiſtliche Behörde. In der Stadt werden noch viele Plätze und Gebäude unter alten heiligen Namen gezeigt. Die Citadelle, welche Davids Burg geweſen ſein ſoll, iſt ein durchaus gothiſches Gebäude. Auch nennt man ſie den piſaniſchen Thurm, weil die Piſaner ſie vielleicht während der Kreuzzüge erbaut haben. Alle Pilger wenden ſich an das große Franziskaner-Kloſter zum heil. Erlöſer, worin ſie einen Monat lang umſonſt verpflegt werden. Außer dieſem gibt es noch ein und ſechzig chriſtliche Klöſter in Jeruſalem, worunter das armeniſche das größte iſt. Sie erhalten ſich von milden Beiträgen, die meiſtens aus Europa ihnen zufließen. Die Kirche des heiligen Grabes iſt ſeit faſt anderthalb Jahrtauſenden der heiligſte Ort in Jeruſalem. Sie beſteht aus mehrern vereinigten Kirchen, und ſoll auf dem Golgatha aufgeführt ſein. Man zeigt hier in einem reichgeſchmückten großen unterirdiſchen Gemach das erdichtete Grab des Erlöſers, mit einem Sarkophag von weißem Marmor. Die Kaiſerin Helena ſoll im 4. Jahrh. dieſe Kirche geſtiftet haben, nachdem ſie das wahre Kreuz aufgefunden. Die Juden leben in dem größten Elend und auf einen kleinen Theil der Stadt beſchränkt. Der Tempel der Mohammedaner, den ſie für eines der größten Heiligthümer halten, iſt ſehr prächtig. Keinem Chriſten oder Juden iſt es erlaubt in das innere Heiligthum zu treten. Doch wiſſen wir, daß dieſer heilige Tempel aus zwei großen Gebäuden beſteht, von denen das eine, El Akſa, mit einer prächtigen Kuppel verſehen, und den herrlichſten Vergoldungen verziert iſt. Das andre Gebäude iſt ein Achteck, es heißt El Sahara; hier zeigen die Mohammedaner den Fußtapfen ihres Propheten von einem goldenen Gitter umgeben, und einen Koran, der 4 Fuß lang und 2½ Fuß breit iſt. Noch ſieht man auf dem Oelberg eine chriſtliche Kirche, in welcher ein Fußtapfen des Heilands gezeigt wird, den er hinterließ, als er gen Himmel fuhr. Man ſieht außer manchen altiſraelitiſchen, eine Menge griechiſcher und römiſcher Denkmäler, mehrere chriſtliche und beſonders gothiſche, die von den Kreuzzügen herrühren. Die Geſchichte dieſer Stadt verliert ſich in das allerfrüheſte Zeitalter. Ein Zeitgenoſſe des Abraham, Melchiſedek, wird ſchon 2000 vor unſrer Zeitrechnung König von Salem genannt: dies Salem ſoll das nachmalige Jeruſalem ſein. Dann beſaßen die Jebuſiter die Stadt, und als 1500 Jahr vor Chriſto die Iſraeliten das Land der Verheißung eroberten, ward dem Stamm Benjamin dieſe Stadt zugetheilt. Doch ſcheinen in der Folge die Jebuſiter ihr Recht wieder geltend gemacht zu haben, denn David eroberte die Stadt, nannte ſie nach ſeinem Namen und baute die Burg Zion. Sein Sohn Salamon verſchönerte Jeruſalem ungemein und ließ durch die kunſtreichen Ty-

rier den vielgeprieſenen Tempel erbauen. Unter ſeinen Nachfolgern ward Jeruſalem die Hauptſtadt des Königreichs Juda. Fünfmal ward ſie erobert und geplündert, zuerſt unter Rehabeam, von den Ägyptern, dann unter Joram, von den Arabern; unter Joas, von den Syrern; unter Amazias, von den Iſraeliten, und unter Joſias wieder von den Ägyptern 611 vor Chr. Geb. Der letztern Eroberung erwähnt auch Herodot, der die Stadt Kadytas nennt, welches an das Kädiſcha, die Heilige erinnert, wie noch jetzt die Mohammedaner die Stadt El Kods nennen. Endlich bemächtigte ſich der chaldäiſche König Nebukadnezar, auch Nabopolaſſer genannt, unter dem jüdiſchen König Zedekias, des Reichs und der Stadt Jeruſalem, zerſtörte die letztre vom Grunde aus 586 vor Chriſto, und führte die Juden nach Babylon. 70 Jahre darauf erlaubte ihnen Cyrus zurückzukehren, und Stadt und Tempel wieder aufzubauen. Dies geſchah unter Anführung ihrer Hohenprieſter Eſra und Nehemia, deren Nachfolger ſie eine Zeitlang beherrſchten. Daß Alexander, nachdem er Tyrus erobert, auch einen friedlichen Beſuch in Jeruſalem abgeſtattet habe, iſt gewiß nur eine jüdiſche Sage, da Joſephus der einzige Bürge dafür iſt. Alexanders Nachfolger, Ptolemäus, des Lagus Sohn, eroberte Jeruſalem, und führte eine Menge angeſehner Juden nach Alexandrien. Dann ſtand es eine Zeit lang, nachdem Antiochus der Große es eingenommen, unter der Bothmäßigkeit der ſyriſchen Könige. Unter den Makkabäern wurden die Juden wieder auf eine Zeit lang frei, und wählten ſich eigne Könige. Einer der letztern, Ariſtobulus, rief den großen Pompejus in's Land, und ſo kam 64 Jahr vor unſrer Zeitrechnung Jeruſalem unter römiſche Herrſchaft. Da es noch immer eigene Könige dem Namen nach, auch Hoheprieſter neben den römiſchen Statthaltern hatte: ſo veranlaßte dies unabläſſige Meutereien, denen endlich Veſpaſian und Titus dadurch ein Ende machten, daß ſie, nach einer fürchterlichen Belagerung, im J. 71, die Stadt erſtürmten, die Einwohner vertilgten und Alles verwüſteten. So ſchien Jeruſalem gänzlich zu Grunde gegangen zu ſein. Allein theils waren noch Gebäude in Menge übrig geblieben, theils ſammelten ſich nach und nach wieder die zerſtreuten Juden, bauten ſich an, und empörten ſich von neuem gegen die Römer. Hiedurch erbittert ließ Kaiſer Hadrian endlich im J. 118 Alles zerſtören, was Titus verſchont hatte. Er ließ eine neue Stadt unter dem Namen Aelia Capitolina anlegen, worin zu wohnen keinem Juden erlaubt war. Conſtantin der Große und ſeine Mutter Helena zeigten dadurch ihre chriſtliche Frömmigkeit, daß ſie alle heidniſchen Denkmäler ausrotten ließen und viel neue chriſtliche Gebäude aufführten. Julian faßte den Gedanken, den alten Tempel der Juden wieder herzuſtellen, ſoll aber durch Ausbruch unterirdiſchen Feuers daran verhindert worden ſein. Nun blieb die Stadt unter der Herrſchaft der morgenländiſchen Kaiſer, bis Kosroes im J. 614 ſie mit ſeinen Perſern eroberte. Doch gewann der Kaiſer Heraklius im Frieden, 628, die heilige Stadt wieder, verbot den Juden da zu wohnen, und brachte durch Sektenhaß den Patriarchen von Jeruſalem Sophronius, dergeſtalt gegen ſie auf, daß der Kalif der Araber, Omar, im J. 637 ohne viele Mühe die Stadt einnehmen konnte. Von den Arabern ging die Herrſchaft an die Turkmanen über. Im erſten Kreuzzuge eroberte Gottfried von Bouillon 1099, Jeruſalem. Es ward ein eigenes chriſtliches Reich geſtiftet, dem aber die Türken 1157 ein Ende machten.

Jeſaias, der erſte unter den ſogenannten Propheten, wirkte unter der Regierung der Könige in Juda, Uſias bis Hiskias, wenigſtens

47 Jahre, als Volksführer und Prophet. Von seinen Lebensumständen ist nichts Gewisses bekannt, als daß sein Einfluß auf König und Volk bedeutend war. Was von den, unter seinem Namen im alten Testamente enthaltenen Orakeln erweislich von ihm selbst herrührt, sichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Dichtern. Seine Sprache ist den Gegenständen, die er behandelt, die angemessenste; sie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchsten Würde und Majestät, und an Fülle und Kraft bei dem schönsten Ebenmaße kommt ihm die Poesie keines andern Propheten gleich. Der Inhalt seiner Dichtungen sind Strafreden und Klagen über die Sünden des Volks, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Aussichten in eine schönere Zukunft. Adel des Gefühls und der Gesinnung spricht aus jedem Zuge, Alles trägt den Stempel des Genies und der echten Begeisterung. Daher sehen die Gläubigen in seinen Weissagungen nicht mit Unrecht die Morgenröthe des Tages, der mit Christo der Menschheit aufgegangen ist. S. den Art. Propheten. E.

Jesuaten des H. Hieronymus, oder Jesusdiener, hieß ein im J. 1365 zu Siena entstandner, wenig und nur in Italien verbreiteter geistlicher Orden, dessen Glieder wegen ihres Handels mit Arzneien und Branntwein Padri dell' aqua vita, Branntweinväter, genannt wurden. Im J. 1668 hob eine päpstliche Bulle diesen unbedeutenden Orden wieder auf. E.

Jesuiten oder Gesellschaft Jesu nannte sich ein geistlicher Orden, der sich viel höher als alle andern Orden, ja über die Kirche selbst stellte, und ob er gleich seinen Gliedern die Annahme von Kirchenämtern und Prälaturen durchaus verbot, doch in der Kunst zu herrschen die weltlichen Regierungen nicht minder, als seine geistlichen Nebenbuhler übertraf. Ihm läßt sich auch kein andrer geistlicher Orden an die Seite stellen. Denn während diejenigen, welche sich nur der Betrachtung und Andacht widmen, wenig charakteristische Züge darbieten, und meistentheils nur durch Namen, Schnitt und Farbe der Kleidung, größere oder mildere Strenge der Regel, mehr oder weniger Übungen der Buße und Gottseligkeit von einander verschieden sind, und auch die Regsamern, welche durch Unterricht, Seelsorge und Mildthätigkeit, so wie durch ihre Ränke an Höfen und in Familien, nach außen wirken, fast überall dieselben Manieren zeigen und überall doch immer nur Mönche sind, wußte die Gesellschaft Jesu sich bald zu dem Range einer welthistorischen Erscheinung emporzuschwingen, die in ihrer Art einzig ist. Der mindeste Theil dieser Größe ging von ihrem Stifter aus, der seinen Ruhm mehr der Weltklugheit und Kraft seiner Nachfolger, als sich selbst verdankt. Inigo oder Ignaz, der jüngste von elf Kindern eines spanischen Edelmanns, auf dessen Stammschlosse Loyola im Biscayischen 1491 geboren, war am Hofe Ferdinand des Katholischen als Edelknabe herangewachsen und bald in Kriegsdienste getreten, ohne sich anders, als eitel, galant und ritterlich zu zeigen. Eine, 1521 bei der Vertheidigung von Pampelona gegen die Franzosen erhaltne, schwere Verwundung am Beine unterbrach seine kriegerische Laufbahn. Während der langwierigen Kur, die er zu Loyola abwartete, trieb ihn die Langeweile zum Lesen, und da man ihm die Lebensgeschichte Jesu und Legenden der Heiligen gab, entzündete sich an den Abenteuern der letztern seine lebhafte Phantasie. Überdies durch eine Verunstaltung seines rechten Beins, die ihn in Folge jener Wunde zu lebenslänglichem Hinken zwang, von der Hoffnung fernern Glücks bei den Damen abgeschnitten, entschloß er sich sein Leben der heiligen Jungfrau Maria zu weihen. Nach seiner Gene-

ſung verließ er daher ſeine Familie, legte ſeinen ritterlichen Schmuck bei dem wunderthätigen Marienbilde zu Monſerrate ab, und fing an, ſich in freiwilliger Armuth mit Beten, Wachen und Geißeln zu quälen, wobei es ihm eben ſo wenig an den wunderlichſten Anfechtungen des Teufels fehlte, als dem heiligen Franz von Aſſiſi. Eine Wallfahrt nach Jeruſalem ſollte dieſen Vorübungen zur geiſtlichen Ritterſchaft die Krone aufſetzen. Wirklich kam er 1523 als bettelnder Pilger dahin, kehrte aber, da die Mönche in Paläſtina ſeinen Eifer zur Bekehrung der Türken nicht aufkommen ließen, ſchon 1524 nach Barcellona zurück. Hier fühlte er, wie ſehr der Mangel gelehrter Kenntniſſe ſeinen Planen hinderlich ſei, und miſchte ſich unter die Schulknaben, um Latein zu lernen. Ob es nun gleich damit viel weniger fortrückte, als mit ſeiner Gottſeligkeit: ſo ging er doch ſchon 1526 nach Alcala, wo er philoſophiſche Studien trieb, ſich vom Betteln nährte und zum Volkslehrer im Chriſtenthume aufwarf. Dieſe unberufne Seelſorge zog ihm jedoch von Seiten der Inquiſition Verfolgungen zu, die ihn bewogen, ſich 1528 nach Paris zu wenden. Daſelbſt brachte er es in der lateiniſchen Sprache und den philoſophiſchen Wiſſenſchaften endlich ſo weit, daß ihm 1534 die Magiſterwürde ertheilt werden konnte. Nebenbei hatte er das beliebte Betteln fortgeſetzt, ſeine Bekehrungsverſuche aber auf wenige Mitſtudirende eingeſchränkt, aus denen er eine Geſellſchaft zuſammenwarb, die ſich 1534 durch feierliche Gelübde zu freiwilliger Armuth, zur Bekehrung der Ungläubigen und zu einer Wallfahrt nach Jeruſalem mit ihm verband. Pierre Le Fevre, ein Savoyarde, Franz Xaver, ein Navarreſe, Jacob Lainez und Nicolaus Bobadilla, zwei kräftige, geiſtvolle Spanier, und Rodriguez, ein portugieſiſcher Edelmann, waren die erſten Gefährten Loyola's. Ein Türkenkrieg hinderte die Reiſe nach Jeruſalem, weshalb die Verbündeten ſich auf den Univerſitäten in Oberitalien zerſtreuten, um neue Mitglieder zu werben. Loyola ſelbſt ging mit Le Fevre und Lainez nach Rom, wo er endlich ſeinen Plan zur Stiftung eines neuen, ganz eigenthümlich eingerichteten Ordens 1539 zur Ausführung brachte. Er nannte ihn, zu Folge eines angeblichen Traumgeſichts, die Geſellſchaft Jeſu, und verpflichtete die Glieder, deren Stamm jene erſten Gefährten wurden, neben den Gelübden der Armuth, Keuſchheit und des blinden Gehorſams gegen die Obern, noch zu dem vierten, ſich in jedes Land, wohin der Papſt ſie als Miſſionarien gegen Ketzer und Ungläubige, oder ſonſt zum Dienſte der Kirche ſchicken würde, unweigerlich und ohne Lohn zu begeben, und ihre Aufträge mit allen möglichen Kräften und Mitteln in's Werk zu ſetzen. Die Novizen ſollten außer andern geiſtlichen Übungen, auch durch die niedrigſten Dienſte bei den Kranken geprüft werden, denn Xavers Beiſpiel hatte es zu einem beſondern Ehrenpunkte der geiſtlichen Ritterſchaft gemacht, die ekelhafteſten Geſchwüre der Kranken in den Spitälern auszuſaugen. Eine beſondre Bulle Pauls III. beſtätigte 1540 dieſen, in Betracht ſeines Zwecks dem Papſtthume ſo viel verſprechenden Orden, deſſen Glieder im folgenden Jahre, bei einer Verſammlung zu Rom, den Stifter ſelbſt zum erſten General ernannten. Durch ſeine heroiſche, alle ſeine Gefährten mit fortreißende Begeiſterung, hatte Ignaz dieſe Auszeichnung wol verdient, wenn ihm auch von den geiſtigen Eigenſchaften, die ein ſolcher Poſten erfoderte, die meiſten abgehen mochten. Denn noch hatte er ſich nur als einen gutmeinenden geiſtlichen Abenteurer gezeigt, der ſich von gehabten Viſionen überredete und zum Helden der Kirche von Gott berufen glaubte, aber einer Verwaltung im Großen nicht gewachſen ſchien. Auch als General trieb er mit

einem Eifer, der seinem Verstande weniger, als seinem Herzen Ehre macht, Nebendinge, die geringern Gliedern schicklicher zugekommen wären. Er verrichtete in der Kirche seines Ordenshauses zu Rom die niedrigsten Dienste, gab sich, obgleich nicht einmal der italienischen Sprache ganz mächtig, zum Unterricht kleiner Kinder her, und sammelte Almosen zur Versorgung von Juden und Freudenmädchen, deren Bekehrung er sich ganz besonders angelegen sein ließ, während seine gelehrten und weiter sehenden Freunde, vorzüglich Lainez, der immer um ihn war, seine rohen Entwürfe zur Ausbildung und Befestigung der Gesellschaft Jesu mit seltner Umsicht und Klugheit auszuspinnen wußten. Dabei kamen ihnen die günstigsten Umstände zu Statten. Die Päpste Paul III. und Julius III., wol ahnend, welche Stützen gegen das überhandnehmende Reformationswerk sie an den Jesuiten haben würden, bewilligten diesen regulirten Klerikern Vorrechte, wie sie noch nie irgend eine Körperschaft in der Kirche oder im Staate erhielt. Sie sollten nicht nur alle Rechte der Bettelmönche und der Weltgeistlichen zugleich genießen und mit ihren Gütern von jeder bischöflichen und weltlichen Gerichtsbarkeit, Aufsicht und Besteuerung gänzlich befreit sein, so daß sie außer ihren Ordensobern und dem Papste keinen Herrn auf Erden anzuerkennen und priesterliche Amtshandlungen jeder Art, den Parochialrechten zum Trotze, bei Menschen aus allen Ständen, selbst während eines Interdicts auszuüben befugt wären; sondern auch, was sonst nicht einmal den Erzbischöfen unbedingt erlaubt ist, von allen Sünden und Kirchenstrafen eigenmächtig absolviren, Gelübde der Laien in andre gute Werke verwandeln, ohne weitre päpstliche Bestätigung überall Kirchen und Güter erwerben, Ordenshäuser anlegen und nach Befinden der Umstände sich selbst von der Abwartung der kanonischen Stunden, von Fasten und Speiseverboten, ja sogar vom Gebrauche des Breviers dispensiren dürfen. Überdies wurde ihrem Generale bei einer unumschränkten Macht über alle Glieder des Ordens freigestellt, sie mit Aufträgen jeder Art, wohin er wollte, selbst unter excommunicirte Ketzer zu senden, aller Orten als Lehrer der Theologie willkürlich anzustellen und mit akademischen Würden zu bekleiden, die denen der Universitäten gleich gelten sollten. Diese Privilegien, die den Jesuiten neben einer größern Ungebundenheit in Rücksicht kirchlicher Pflichten, als die Laien genießen, eine fast an die päpstliche Gewalt grenzende geistliche Macht zusicherten, hatten sie von den Päpsten wegen ihrer Bestimmung zu Missionen erhalten, um unter Ketzern und Heiden sich in jede Lebensart fügen und, wo sie Eingang fänden, ohne Hinderniß und weitre Bevollmächtigung neue papistische Kirchen organisiren zu können; aber die Allgemeinheit, in der sie ihre Rechte und Freiheiten verstanden, ließen doch eine nicht zu berechnende Ausdehnung und allen bestehenden geistlichen und weltlichen Gewalten gefährliche Anwendung derselben um so gewisser besorgen, je bestimmter die Verfassung ihres Ordens und die Errichtung einer unabhängigen Monarchie mitten im Schooße der Staaten des Erdkreises angelegt war. Allgemeine Verbreitung in der menschlichen Gesellschaft bei möglichst festem, innern Zusammenhange als Orden wurde der Hauptgrundsatz dieser Verfassung. Zufolge derselben theilt sich die Gesellschaft Jesu in mehrere Klassen oder Stände. Die Novizen, welche aus den talentvollsten, wohlgebildetsten Jünglingen und Männern ohne Rücksicht auf Geburt und äußere Verhältnisse gewählt, und zwei Jahre lang in besondern Noviziathäusern durch alle ersinnlichen Übungen der Selbstverleugnung und des Gehorsams geprüft werden, ob sie zu den Zwecken des Ordens taug-

lich sind, gehören noch nicht unter die wirklichen Glieder. Die geringsten unter diesen sind die weltlichen Mitarbeiter oder Coadjutoren, die keine feierlichen Klostergelübde leisten, und daher wieder entlassen werden können. Sie dienen dem Orden theils als Untergebene und Gehülfen der Glieder höherer Grade, theils als Verbündete, und bilden gleichsam das Volk des Jesuitenstaats. Vornehme Weltleute, Staatsbeamte und andre einflußreiche Personen, z. B. Ludwig XIV. in seinem Alter, hatten bisweilen die Ehre, zu diesem Grade aufgenommen zu werden, um in der bürgerlichen Gesellschaft unbemerkt für den Vortheil des Ordens zu wirken. Höher im Range stehen die Scholastiker oder Schüler und die geistlichen Coadjutoren, welche gelehrte Kenntnisse besitzen, feierliche Mönchsgelübde leisten und sich insbesondere zum Unterricht der Jugend verpflichten müssen. Sie sind die Künstler und Bürger des Jesuitenstaats, deren er sich als Professoren auf Akademien, als Prediger in den Städten und an fürstlichen Höfen, als Rectoren und Lehrer in den Collegien, als Hofmeister und Gewissensräthe in den Familien, die er beobachten oder gewinnen will, und als Gehülfen bei seinen Missionen bedient. Den Adel endlich oder den obersten Stand machen die Professen aus, wozu nur die erfahrensten Glieder kommen, deren Weltklugheit, Kraft und Treue gegen den Orden sich vorzüglich bewährt hat. Sie leisten Profeß, indem sie neben den Mönchsgelübden sich noch durch ein viertes Gelübde zur Übernahme von Missionen aller Art verbindlich machen, und dienen, wenn sie nicht in den Professhäusern, den eigentlichen Ritterſitzen des Ordens, bequem und andächtig zusammen leben, als Missionäre unter den Heiden und Ketzern, als Regenten der Kolonien in fernen Welttheilen, als Beichtväter der Fürsten, und als Residenten des Ordens an Orten, wo er noch keine Collegien hat; von der Verpflichtung zum Jugendunterricht sind sie dagegen völlig befreit. Nur die Professen haben eine Stimme bei der Wahl des Generals, der aus ihnen die Assistenten, Provinzialen, Superioren und Rectoren wählt und selbst Profeß gewesen sein muß. Der General bekleidet seine Würde lebenslang und hat seinen Wohnsitz in Rom, wo ihm ein Admonitor und die fünf Assistenten oder Räthe, welche sonst die fünf Hauptnationen, die Italiener, Deutschen, Franzosen, Spanier und Portugiesen, bei ihm repräsentirten, zur Seite stehen. Er ist der Mittelpunkt der Regierung des ganzen Ordens, und erhält durch monatliche Berichte von den Provinzialen, und vierteljährige von den Superioren der Professhäuser, von den Rectoren der Collegien, welche die eigentlichen, freilich eben nicht sehr klösterlichen Klöster der Jesuiten sind, und von den Noviziatmeistern Notiz über merkwürdige Ordensbegebenheiten, über politische Ereignisse und über die Charaktere, Fähigkeiten und Verdienste aller einzelnen Glieder, worauf er verordnet, was zu thun und wie ein bewährtes Subject zu brauchen sei. Alle müssen ihm blindlings und auch wider ihre Überzeugung gehorchen; gegen seine Befehle gilt keine Appellation, ja er kann selbst einzelne Ordensregeln abändern, Mitglieder ohne Untersuchung ausstoßen, oder durch Versendungen exiliren, und Strafen verhängen oder erlassen, wie es ihm gut dünkt. Ignatius Loyola, der den 31. Juli 1556 zu Rom starb, hinterließ dem Orden den Entwurf dieser Verfassung, und ein mystisches Erbauungsbuch, Exercitia spiritualia (geistliche Übungen) betitelt, dessen Gebrauch bei den Jesuiten förmlich eingeführt ist, und die ersten vier Wochen jedes Novizen ausfüllen muß. Unvergänglichen Ruhm und die Ehre der Heiligsprechung (1622), verschaffte diesem schwärmerisch religiösen, doch sonst eben nicht großen Manne die schnelle Ausbreitung seines Ordens,

der 1556 ſchon tauſend Glieder in 12 Provinzen zählte. Die erſte war Portugal, wo Xaver und Rodriguez ſchon 1540 auf Einladung des Königs Collegien angelegt hatten. Nicht minder ſchnell ging es mit der Fortpflanzung der Jeſuiten in den italieniſchen Staaten, wo ihnen das Anſehn des Papſtes zu Statten kam, in Spanien, wo, obgleich anfangs die Biſchöfe ſich dieſen neuen Gäſten widerſetzten, doch das Beiſpiel der Großen, vorzüglich eines der mächtigſten Granden, Franz Borgia, Herzogs von Gandia, der ſelbſt Jnigiſt (ſo nannte man die Jeſuiten in Spanien nach ihrem Stifter Jnigo) wurde, ſehr bald durchdrang und im katholiſchen Deutſchland, wo Öſterreich und Baiern ihnen mit Begünſtigungen und Stiftungen entgegen kamen. Auf den Univerſitäten zu Wien, Prag und Jngolſtadt erlangten ſie ein Übergewicht, in deſſen Beſitz ſie ſich durch zwei Jahrh. behaupteten. Jn ihren ſtreng hierarchiſchen Grundſätzen, in ihrer raſtloſen, begeiſterten Thätigkeit und in ihrer erfolgreichen Bekehrungsweiſe erkannten die papiſtiſch geſinnten Fürſten, wie die Päpſte ſelbſt, das wirkſamſte Gegengift gegen den mächtig anwachſenden Proteſtantismus. Auch dem großen Haufen empfahlen ſie ſich bald als Kinder eines neuen Zeitgeiſtes, mit dem auch ſolche Weltleute, die den Mönchen ſonſt abhold waren, ſich leicht befreundeten. Denn Anſtalten, denen die Richtung auf das Praktiſche und die heitre Außenſeite abging, konnten ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften und der geſunden Vernunft nicht mehr ihr Glück machen, die aufgeregte Welt wollte nun lieber zum Handeln, als zur Beſchaulichkeit angeleitet ſein, und die Bettelmönche, die ſich allerdings allenthalben ſehen und hören ließen, hatten ihre glänzendſte Epoche überlebt. Wem die Franciskaner zu plump und gemein, und die Dominikaner, als Moraliſten und Jnquiſitoren zu ſtreng und finſter waren, dem ſagten die feingebildeten, heitern, umgänglichen Jeſuiten deſto beſſer zu. Müßiges Hinbrüten bei Gebet und Geſang konnte ihnen Niemand vorwerfen, ſelbſt in ihren Profeßhäuſern wurden die kanoniſchen Stunden nicht beobachtet, nirgend hielten ſie ſich, auch als Seelſorger der Laien, lange bei ihren Andachtsübungen auf, ſorgfältig vermieden ſie den Schein des Stolzes auf eine beſondre Heiligkeit, und in ihrer Kleidung glichen ſie ganz den Weltgeiſtlichen, ja ſie durften an Orten, wo ſie ohne geiſtliche Abzeichen leichter Zutritt zu finden hofften, auch dieſe Kleidung mit der üblichen Landestracht vertauſchen. Überdies war ihnen vorgeſchrieben, bei ihrer geiſtlichen und politiſchen Wirkſamkeit ſanft zu verfahren, die Menſchen durch Nachgiebigkeit gegen ihre Eigenheiten zu gewinnen, auch wider erklärte Gegner nie Stirn gegen Stirn zu kämpfen, und überhaupt nichts Leidenſchaftliches blicken zu laſſen; ſondern ihre Abſichten und Maßregeln geheim zu halten, und bei äußrer Kälte und Zurückhaltung deſto unabläſſiger im Verborgnen durchzuſetzen, was öffentlich Widerſtand aufregen konnte. Der Geiſt dieſer Lebenskunſt und Gewandtheit für Händel aller Art, ging beſonders von den ſtaatsklugen Grundſätzen ihres zweiten Generals, Jakob Lainez, aus, der, was die Regeln des Stifters noch Düſtres und Mönchiſches enthielten, geſchickt zu mildern und dem Zwecke des Ordens zeitgemäß anzupaſſen wußte. Dieſer war urſprünglich kein andrer, als die Rettung und Befeſtigung der päpſtlichen Univerſalmonarchie gegen jeden Angriff des Proteſtantismus, der Fürſten und der Nationalbiſchöfe. Darauf arbeiteten die Jeſuiten unter dem Vorwande, die Religion oder die Ehre Gottes zu befördern (in majorem Dei gloriam, wie die Jnſchrift ihres Wappens ſagt), planmäßig hin, und weil es hiezu kein dienlicheres Mittel gab, als die Unterjochung der Geiſter und der öffentlichen

Meinung, bemächtigten ſie ſich der Jugend durch Anlegung von Schulen, und der Erwachſenen durch Umgang, Beichtſtuhl und Predigtamt. Als Lainez 1564 ſtarb, war dieſe Richtung und der ihr angemeſſene, kräftige Geiſt bereits entſchieden genug in das innere Leben des Ordens eingedrungen, daß das Beiſpiel der klöſterlichen Frömmelei, welcher ſich ſein Nachfolger, der wie Ignaz ſpäterhin kanoniſirte Franz Borgia ergab, und das Anſinnen der Päpſte Paul IV. und Pius V., wie andre geiſtliche Orden zur Beobachtung der kanoniſchen Stunden zurückzukehren, unwirkſam blieb. Die folgenden Päpſte und Generale ließen dem Orden die ihm unentbehrliche Freiheit von allem mönchiſchen Zwange, und bald ſetzten die wichtigen Erfolge und Verdienſte, deren er ſich rühmen konnte, die Zweckmäßigkeit ſeines Syſtems in's Licht. Einen Fortgang, der, wenn man den Erzählungen der Jeſuiten ſelbſt trauen darf, in's Ungeheure und Fabelhafte ging, hatten ihre Miſſionen außer Europa, die Franz Xaver ſchon 1541 im portugieſiſchen Oſtindien begann. Er bekehrte mit dem ihm nachgeſchickten Gehülfen in Goa, Travankor, Kochin, Malakka, Ceylon, und ſelbſt in dem ſtörriſchen Japan, Hunderttauſende zum Chriſtenthume, und ſtarb 1551 auf dem Wege nach China, mit dem Ruhme einer wahrhaft heroiſchen Aufopferung für die Religion, welche ihm den Namen des Heidenapoſtels und die Ehre der Heiligſprechung erwarb. Seine Siege über das Heidenthum wurden durch die Grauſamkeit der Inquiſition in Goa befeſtigt, während andre Jeſuiten nach Südamerika kamen, und in Braſilien und dem benachbarten Paraguay nicht ohne Erfolg auf die Bildung und Unterwerfung der Eingebornen hinwirkten. Nur Afrika zeigte ſich widerſpenſtig: die weſtlichen Küſten nahmen die Jeſuiten nicht einmal auf, und in Oſten wurden ſie von den Kopten verjagt, und von den Abyſſiniern, die ſie mit Hülfe Portugals (ſ. d. Art. Habeſch) eine Zeit lang beherrſcht hatten, als Hochverräther aufgeknüpft. Dafür nahm ihr Gewicht in Europa ſelbſt deſto ſchneller zu. Daß die Vertilgung der, für den Papismus höchſt gefährlichen Spuren, welche die Reformation auch in katholiſchen Ländern zurückgelaſſen hatte, hauptſächlich das Werk der Jeſuiten war, macht ihnen Niemand ſtreitig, und was zur Verbeſſerung des Schulweſens von den Barnabiten, Somaskern, den Vätern der chriſtlichen Lehre und vom Oratorium und zuletzt von den Piariſten nur im Kleinen oder für die niedern Volksklaſſen begonnen wurde, leiſteten ſie im Großen und für die höhern Stände. Claudius Aquaviva, aus dem Geſchlechte der Herzoge von Atri, von 1581 bis 1615 General der Jeſuiten, wurde der Schöpfer ihrer Pädagogik, und ſein Werk: Ratio et institutio studiorum Societatis Jesu, der Lehrplan der weltberühmten Jeſuitenſchulen. Dieſe waren in den anſehnlichen Gebäuden ihrer Collegien theils als Erziehungsanſtalten oder Penſionen (convictoria alumnorum) für Knaben aus allen Ständen, theils als Seminarien oder Pflanzſchulen für Jünglinge, welche in den Orden treten ſollten, bis zu dem Zeitpunkte ihrer Aufnahme in das Noviziat eingerichtet. Den Unterricht ertheilten die in den Collegien zuſammen lebenden Scholaſtiker und Coadjutoren nach Methoden, die auf das Bedürfniß der Jugend wohlberechnet und durch auffallende Erfolge bewährt, noch im 18. Jahrh. für muſterhaft galten. Ein freierer Geiſt bei unabläſſiger Aufſicht, eine freundliche Herablaſſung zu den Schülern und eine weiſe Sorgfalt für die Bewahrung ihrer Unſchuld und Sittlichkeit zeichnete ſie vor andern Kloſterſchulen aus; Liebe und Vertrauen regierten; was nur den Wetteifer beleben kann, öffentliche Redeübungen, Preisvertheilungen, Ehrentitel, wurden angewendet, um den Fleiß anzuſpornen; für die Körperbildung gab

es gymnastische Übungen, und auch der äußre Anstand für das gesellige Leben sollte durch theatralische Darstellungen verfeinert werden. Freilich waren diese letztern, die das Publikum anlocken sollten, und das oft sehr schlechte Latein, das die Schüler selbst beim Spielen sprechen mußten, nicht die Lichtseite der Jesuitenschulen; Mangel an Gründlichkeit und die willkürliche Verstümmelung der alten Classiker zum Frommen der Jugend machte sie überdies den Philologen ärgerlich und verächtlich. Gleichwol hatten sie, als die besten Lehranstalten ihrer Zeit, ungemeinen Zulauf; oft zählte ein Collegium mehrere hundert Schüler; die adelige Jugend wurde ihnen fast ausschließlich anvertraut, und auch aus protestantischen Ländern zugeschickt, wodurch man sich protestantischer Seits genöthigt sah, Lyceen und Ritterakademien, nach dem Bedürfnisse des höher trachtenden Zeitgeistes, anzulegen. Für ihren Orden zogen die Jesuiten aus ihren Schulanstalten den großen Vortheil, die besten Köpfe frühzeitig auswählen und für ihre Zwecke heranbilden zu können; daher es denn erklärlich ist, wie die Gesellschaft Jesu sich durch wissenschaftliche Verdienste so bedeutend hervorthun und bei der gelehrten Welt in Achtung setzen konnte. Jesuiten wie Serrarius, Petav, Sirmond, Tursellin, Bellarmin, Balde, Mariana und Flechier, förderten die Geschichte und Geographie, das Sprachstudium und die Beredtsamkeit auch außer ihren Orden und ihrer Kirche. Scheiner und Boscowich hatten Verdienste um Mathematik und Astronomie. Die unleugbaren Vorzüge verstand Niemand besser geltend zu machen, als die Jesuiten selbst; die Menge mußte in ihnen Weltverbesserer und Wohlthäter des Menschengeschlechts erkennen. Dabei mehrten sich ihre Häuser und Besitzungen zusehends, ihre Kirchen und Beichtstühle wurden nicht leer; auch Vermächtnisse und Schenkungen wußten sie mit vieler Geschicklichkeit an sich zu bringen und jeden Vortheil wahrzunehmen, den die leichtgläubige Andacht und der Umfang ihrer Verbindungen ihnen darbot. Indeß wollten sie in ihrer innern Verfassung weder durchschaut noch nachgeahmt sein, und da ein Haufe unternehmender Frauen und Mädchen in Italien und am Niederrheine sich um 1623 einfallen ließ, auf eigne Hand, unter dem Namen der Jesuitinnen zu einem Orden zusammenzutreten, der in Verfassung, Ämtern und Graden eine völlige Nachbildung der Gesellschaft Jesu war, verbat sich diese, wie schon Loyola in einem ähnlichen Falle gethan, jede Annäherung, und wirkte 1631 ein päpstliches Breve zur völligen Aufhebung dieser nie anerkannten Halbschwestern aus. Dagegen machten die Jesuiten selbst zwar wiederholt vereitelte Versuche, sich in England und den nordischen protestantischen Staaten anzusiedeln, hatten es aber doch, ohne einen weiblichen Zweig zu dulden, 1618 bis auf 13,112 Mitglieder in 32 Provinzen gebracht, wozu Frankreich, die Rhein- und Niederlande, Polen und Litthauen und, außer Europa, das spanische Amerika, die Philippinen und China neu hinzugekommen waren. Stolz auf diese Blüthe, feierten sie 1540 unter dem General Vitelleschi mit großem Gepränge das hundertjährige Jubiläum ihres Ordens, ein Fest, dessen Freude jedoch nicht ganz ungetrübt sein konnte. Denn ungeachtet des großen Beifalls, den sie an den Höfen und unter dem Volke fanden, witterte doch die nichtjesuitische Geistlichkeit und der Stand der Gelehrten überhaupt bald das Unheil, dessen Keim die Gesellschaft Jesu, diese Wucherpflanze auf dem Boden der Christenheit, ausstreute. Den Universitäten, Bischöfen und Pfarrern stand sie durch Vorrechte im Wege, die, wo sie sie geltend machte, den Lehrstand und die Geistlichkeit beeinträchtigen und verdrängen mußten, und den alten Mönchsorden, deren Neid sie durch Eingriffe in ihr Gebiet eben so sehr,

als durch ihr Glück gereizt hatte, gab ihr ungeistliches, zweideutiges Betragen Stoff genug zu Beschwerden und giftigen Ausfällen. Sie beobachtete nirgend eine Grenzlinie gegen den Wirkungskreis andrer Orden, und vertrug sich höchstens mit den Karthäusern, welche wegen ihres Stillschweigens die einzigen Geistlichen außer ihren eignen Ordensgenossen waren, bei denen die Jesuiten beichten durften. Mißtrauisch und eifersüchtig machten diese allzugeschäftigen Ordensleute auch die Staatsbeamten und Juristen durch ihr Einmischen in politische Händel, dessen verderbliche Wirkungen in Portugal schon unter den Königen Johann III. und Sebastian, ihrem Zöglinge, weltkundig, und nach des letztern Tode eine Hauptursache der Überlieferung dieses Reichs an die spanische Krone geworden waren. Daher wehrte das Parlament und die hohe Geistlichkeit in Frankreich die Versuche der Jesuiten, sich einzudrängen, zwanzig Jahre lang entschlossen ab. Gemeinschaftlich mit diesen Behörden erklärte die Universität zu Paris ihren ganzen Orden für unnütz und unverträglich mit den Rechten der gallicanischen Kirche, und sie hatten es hauptsächlich der Gunst des Hofes zu danken, daß sie endlich, 1562, unter dem Namen der Väter des Collegiums von Clermont mit einer demüthigenden Verzichtleistung auf den Gebrauch ihrer wichtigsten Freiheiten in Frankreich zugelassen wurden. Ungeachtet dieses gedrückten Zustandes wußten sie sich in Paris und den südlichen und westlichen Provinzen bald festzusetzen, und während der bürgerlichen Unruhen, unter dem Schutze der Guisen, den französischen Protestanten Abbruch zu thun, ihre Vorrechte allmälig geltend zu machen, und sich trotz des Verdachts der Theilnahme an Heinrichs III. Ermordung zu behaupten. Zwar wurden sie wegen des Angriffs ihres Schülers Joh. Chatel auf Heinrichs IV. Leben, 1594, als Majestätsverbrecher feierlich aus Frankreich verwiesen, doch hielten sie sich ununterbrochen in Toulouse und Bordeaux auf, und, auf Fürsprache des Papstes von Heinrich IV. schon 1603 wieder aufgenommen, spielten sie als Beichtväter des Hofes, bald wieder die vorige Rolle. Der freilich sehr wahrscheinlichen Theilnahme an Ravaillac's That konnte man sie nicht überweisen; das Buch, worin der spanische Jesuit Mariana den Königsmord vertheidigt, halfen sie selbst mit verurtheilen, und blieben durch List und Schmeichelei gegen den Hof in ungestörtem Besitze. Noch viel wichtiger machten sie sich dem deutschen Reiche, da Ferdinand II. und III. ihnen vertraueten. Sie entwickelten im dreißigjährigen Kriege ein ungemeines politisches Talent; die Ligue der Katholischen, deren Seele sie waren, that ohne sie keinen Schritt; sie durften 1629 die, zufolge kaiserl. Mandats von den Reichsstädten herausgegebnen katholischen Kirchengüter zum Nachtheile der Orden, denen sie gehört hatten, an sich ziehen; Pater Lamormain, ihr Ordensgenosse und Beichtvater des Kaisers, stürzte den großen Wallenstein, und erhielt durch seine Gehülfen das eifersüchtige Baiern bei Österreich. Doch während sie hier als Staatsmänner glänzten, ohne den Sieg der Religionsduldung im westphälischen Frieden verhindern zu können, brach durch die jansenistischen Streitigkeiten ein neues Ungewitter in Frankreich und den Niederlanden über sie herein. Der alte Haß der Universität von Paris, die sich immerwährend gesträubt hatte, ihnen Lehrstühle einzuräumen, regte sich dabei, mit der moralischen Strenge der Jansenisten zugleich, gegen den notorischen Semipelagianismus des Jesuiten Molina und seiner Ordensbrüder (vergl. die Art. Gnade und Jansen). Unheilbare Wunden erhielt der gute Ruf der letztern durch Pascal's berühmte Provinzialbriefe, welche (seit 1656 vielfältig gedruckt, in ganz Europa begierig gelesen und in dem Verdammungsurtheile, das Innocenz IX. 1679 über 65 anstößige Sätze

meiſt jeſuitiſcher Caſuiſten ſprach, als Zeugniß angeführt,) die im Lehren und Handeln verderbliche Geſchäftigkeit der Jeſuiten mit einem Aufwande von Witz und dialektiſcher Kunſt an's Licht ſtellten, dem ſie in der erſten Angſt nichts als Schmähungen und Gewaltthätigkeiten entgegenzuſetzen wußten. Aber es half ihnen wenig, daß die von den jeſuitiſchen Beichtvätern Ludwig XIV., la Chaiſe und le Tellier, ausgewirkten königlichen Decrete und päpſtlichen Bullen dem Janſenismus Todesſtreiche verſetzten, und die berüchtigte Conſtitution Unigenitus ihnen endlich den vollen Sieg zuwendete; in den Augen der Wohlgeſinnten blieben ſie dennoch der Anhänglichkeit an die, von Pascal'n angeführten Lehrſätze ihrer vornehmſten Caſuiſten verdächtig, die dem Nachdenkenden über ihr oft räthſelhaftes und zweideutiges Betragen die empörendſten Aufſchlüſſe darbieten mußten. Eine ſchlaffe Moral, die, den Neigungen des unſittlichen Zeitgeiſtes angepaßt, die Grundſätze des Handelns den Eingebungen einer eigennützigen Klugheit und den äußern Umſtänden unterwarf, und die ſchlechteſten Mittel um guter Endzwecke willen heiligte; der Probabilismus, ein Syſtem von Grundſätzen und Lebensregeln für Laſterhafte, wie für Tugendhafte, das Alles erlaubte, was ſich mit wahrſcheinlichen Meinungen vertheidigen ließ; Beſchönigungen für Meineide und Verbrechen aller Art, bald durch willkürliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, bald gar durch heimliche Vorbehalte (reservationes mentales), wobei man ſich nur etwas anders denken durfte, als man ſagte und that, um wegen der gröbſten Sünden vor ſich ſelbſt gerechtfertigt zu ſein und dergl. mehr; dies ſind die Vorwürfe, die man aus Pascal's Briefen oder den Schriften der Jeſuiten Sanchez, Bauny, Escobar, Suarez und Buſembaum genauer kennen muß, um zu wiſſen, was die Jeſuiten der Welt geweſen. (Vgl. auch von Bucher: die Jeſuiten in Baiern. München 1819.) Ihre eignen Vertheidigungen dagegen beſtätigen den, wider ihre Sittenlehre erregten Verdacht, indem ſie milderten und die Hälfte zugaben, wo das ganze verwerflich iſt. Dabei wurden andre Beſchuldigungen laut, die ſie noch weniger widerlegen konnten. Die Seichtigkeit ihrer Lehrart und das theatraliſche Unweſen ihrer Schulen hatte Mariana, ein gelehrter ſpaniſcher Jeſuit, ſelbſt gerügt; ihr grober Ordensegoismus war in Sciotti's Monarchia solipsorum öffentlich an den Pranger geſtellt; gegen den Leichtſinn, mit dem ſie bei ihren Heidenbekehrungen die fortgeſetzte Verehrung der alten Götzen unter der Bedingung zuließen, daß die Bekehrten dabei an Chriſtum und die Jungfrau Maria denken ſollten, und gegen ihre Unverträglichkeit mit den übrigen Miſſionarien in China hatten ſchon mehrere päpſtliche Bullen ohne Erfolg geeifert. Überdies entdeckte man hier und da eine ſehr bedenkliche Übereinſtimmung ihrer Sitten mit ihrer gefälligen Moral, weil ſie bei ihren Ausſchweifungen nicht immer vorſichtig genug zu Werke gingen; daher denn ſogar die von ihnen bekehrten Irokeſen ſich in einem Friedensſchluſſe 1682 ausdrücklich die Entfernung dieſer lüſternen Ordensleute ausbedungen, die Alles thäten, was Jeſus nicht gethan. Auch aus einigen Städten in Italien mußten ſie wegen ihres verbotnen Umgangs mit Weibern und Mädchen auf immer entfernt werden, und noch iſt der Abſcheu nicht vergeſſen, den Europa 1731 bei dem Proceſſe gegen den Jeſuiten Girard wegen ſeiner an dem unſchuldigen Fräulein Cadière bei Gelegenheit der Beichte verübten Schändung empfand. Daß die Jeſuiten keineswegs die Beförderung der wahren Religion und Tugend, ſondern nur die Verbreitung des Papismus und nebenbei ihren eignen Genuß und Vortheil beachſichtigten, ſah man nun immer allgemeiner ein. Den letzten Vorwurf beſtä-

tigten die Klagen der Kaufleute wegen des bedeutenden Handels der Geſellſchaft Jeſu mit den Erzeugniſſen ihrer außer-europäiſchen Miſſionsplätze. Die von ihr, unter ſpaniſcher Hoheit aus den Eingebornen in Paraguay und Uraguay gebildete Republik, in der ſie unumſchränkt herrſchte und 1753 beinahe 100,000 Unterthanen zählte, mochte ihrer Regierungskunſt allerdings Ehre machen, und das beſte Mittel zur Bildung jener Wilden geweſen ſein; daß ſie aber dem Orden auch als Handelsniederlage und Geldquelle wichtig war, zeigte ſich bei Gelegenheit eines Tauſchvergleichs, durch den Spanien 1750 ſieben Reductionen oder Pfarrbezirke dieſes Landes an Portugal überließ. Der gewaffnete Widerſtand, den die Eingebornen, 14,000 Mann ſtark, unter Anführung der Jeſuiten den portugieſiſchen Truppen leiſteten, nöthigte die betheiligten Mächte endlich, jenen Vergleich aufzuheben. Trotz ihres Leugnens kamen die portugieſiſchen Jeſuiten hierüber in peinliche Unterſuchung, die noch nicht beendigt war, als ein meuchelmörderiſcher Angriff auf das Leben des Königs von Portugal ihre Sache verſchlimmerte. Der Miniſter Pombal brachte ihre Mitwirkung dabei zu großer Wahrſcheinlichkeit, und wußte endlich, 1759, durch ein Edict, worin der König ſie für Hochverräther erklärt, ihren Orden, mit Einziehung ſeiner Güter, ganz aus Portugal zu vertreiben. Vor dieſem erſten Schlage zählte der Orden 24 Profeßhäuſer, 669 Collegien, 176 Seminarien, 61 Noviziathäuſer, 335 Reſidenzen und 273 Miſſionen in heidniſchen und proteſtantiſchen Ländern und im Ganzen 22,589 Glieder aller Grade, worunter die Hälfte geweihte Prieſter waren. In Frankreich, wo Choiſeul ſowol als die Pompadour gegen ſie eingenommen waren, brachte ihnen der Handel, den ſie allen päpſtlichen Befehlen zum Trotze fortführten, den Untergang. Seit 1743 hatten ſie durch ihren Abgeordneten, Pater La Valette, unter dem Vorwande einer Miſſion, zu Martinique ein Handelshaus angelegt, das den Vertrieb der Erzeugniſſe dieſer und der benachbarten weſtindiſchen Inſeln faſt allein an ſich zog, und mit den größten Kaufleuten Frankreichs in Verkehr trat. Da jedoch zwei Schiffe mit einer Ladung von 2 Millionen an Werth den Engländern in die Hände fielen, machte das Handelshaus Lioncy zu Marſeille, an welche La Valette dieſe Ladung an Zahlungsſtatt geſendet hatte, weil die Jeſuiten keinen Erſatz leiſten wollten, einen Proceß gegen ſie anhängig, der nicht nur ihre Verurtheilung zur vollen Entſchädigung des Hauſes Lioncy, ſondern auch die Aufdeckung andrer Mißbräuche ihres Ordens nach ſich zog. Da Lorenz Ricci, ihr General, mit der Erklärung: sint, ut sunt, aut non sint, („Sie bleibe, wie ſie iſt, oder falle ganz") jede Abänderung ihrer Verfaſſung verweigerte, hob ein königliches Decret 1764 den Orden, als eine religionswidrige, bloß politiſche Geſellſchaft, deren Zweck ein zunehmender Machtgenuß ſei, in allen franzöſiſchen Staaten auf. Vergeblich erließ der Papſt Clemens XIII. gleichzeitig eine Bulle, worin er die Jeſuiten als die frömmſten und gemeinnützigſten Religioſen empfahl. Aus Spanien wurden ſie ſchon 1767 und bald darauf aus Neapel, Parma und Malta verbannt, was unſtreitig das Werk Choiſeul's und des ſpan. Miniſters Aranda war. Die Acht des Zeitgeiſtes ſprach endlich der Papſt Clemens XIV. in der berühmten Bulle: Dominus ac redemtor noster, vom 21. Juli 1773, durch eine völlige Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu in allen Staaten der Chriſtenheit aus. Dieſe Maßregeln wurden allenthalben raſch und gewaltſam ausgeführt, weil eine förmliche Unterſuchung zu gefährlichen Gegenwirkungen Zeit gelaſſen hätte. Doch waren die bedeutendſten Geldſummen und Actenſtücke von ihnen, wie man erzählt, ſchon vorher auf die Seite geſchafft worden, und ihre Archive und

Kassen befriedigten die Erwartung nicht. Ricci, der dieses Schicksal durch einige Nachgiebigkeit in Abänderung der Verfassung hätte abwenden können, betheuerte die Unschuld des Ordens, der nun einmal Alles, was von ihm kam, eben darum für recht hielt; denn große, mit jedem wohlgeordneten kirchlichen und bürgerlichen Wesen unverträgliche Beeinträchtigungen der natürlichen Rechte Andrer waren ja durch ihre Freiheiten gleichsam gesetzlich gemacht, so daß schon ihr Bestehen in einem Staate ein Ungebührniß genannt werden konnte. Unstreitig hatte daher die Welt Ursache, bei ihrem Sturze zu frohlocken, wenn auch ein großer Theil ihrer Glieder keineswegs strafbar und tadelnswürdig war, und ihre früher erworbnen Verdienste immer in gutem Andenken bleiben werden. Übrigens geschah den Exjesuiten kein Leid, als daß sie ihre Häuser verlassen, ihr Ordenskleid ablegen, aller Verbindung mit einander entsagen, und sich entweder unter andre Orden oder unter die Aufsicht der Bischöfe begeben mußten. Aus dem Ertrage ihrer allenthalben eingezognen Güter erhielten sie Jahrgelder, die nur Portugal nicht verabfolgen ließ. Dieses Königreich und Spanien verstatteten auch keinem Exjesuiten den Aufenthalt, dagegen sie im Kirchenstaate, in Oberitalien, in Deutschland, wo man bei ihrer Auflösung noch am schonendsten verfuhr, in Ungarn, Polen, und selbst in Frankreich, als Privatpersonen geduldet wurden. In das allgemeine Einverständniß über ihre Entbehrlichkeit stimmte zwar Friedrich II. nicht ein, weniger aus Lust des Widerspruchs, als um seinen katholischen Schlesiern gefällig zu sein, das katholische Schulwesen in einer Verfassung zu lassen, die ihm Nichts kostete, und sich eine ergiebige Geldquelle offen zu erhalten. Indes mußten die Jesuiten, um sich in den preußischen Staaten zu halten, ihr Ordenskleid und ihre Verfassung aufgeben, und sich unter dem Namen der Priester des königlichen Schulinstituts auf Jugendunterricht einschränken, und auch diese Anstalt hob Friedrich Wilhelm II. auf. Nun blieb ihnen nur noch Rußland; aus diesem Reiche hatte sie schon Peter der Große 1719 vertrieben, im Jahr 1772 aber wurden mehrere Häuser ihres Ordens, mit dem östlichen Theile von Polen, Rußland einverleibt. Catharina behielt sie auch nach ihrer Aufhebung, aus Schonung gegen ihre katholischen Unterthanen, und wegen der Nützlichkeit ihrer Schulanstalten, bei. Czernitschew's und Potemkin's Gunst verschaffte ihnen die Erlaubniß, 1779 ein Noviziathaus anzulegen, und 1782 einen Generalvicar zu wählen. Allein ihr Bekehrungseifer und ihre Einmischung in Regierungssachen bewogen Alexander I., (Ukas von 25. März 1820) den Jesuiter-Orden in Polen und Rußland ganz aufzuheben, die Güter einzuziehen und alle Jesuiten über die Grenze zu schicken. — Inzwischen hatten sich die Umstände in Rom zu ihrem Vortheile geändert. Clemens XIV. starb schon 1774, und sein Nachfolger zeigte sich bald als Freund der, wenn schon unterdrückten, doch lange noch nicht erloschnen Gesellschaft Jesu. Die Exjesuiten, welche jene Aufhebungsbulle geradezu für ungültig erklärten, weil man sie ungehört verdammt habe, blieben angesehne Geistliche, denen vielgeltende Freunde aus allen Ständen anhingen und wichtige Lehr- und Kirchenämter anvertraut wurden. Es gab ihrer in den achtziger Jahren, außer Italien bei 9000, die nach dem herrschenden Glauben immer noch in fester Verbindung und unter geheimen Obern standen: auch sollten sie sich der Rosenkreuzerei bemächtigt und in die Plane der Illuminaten gemengt haben. Das Geschrei der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche die Exjesuiten zum Untergange des Protestantismus verschworen sah, und überall Spuren ihres Einflusses entdeckt haben wollte, machte damals viel von dem Jesuitismus reden, dessen ein

Protestant leicht beschuldigt werden konnte, wenn er vertraut mit Katholiken umging. Doch verstand man unter Jesuitismus nicht nur das Widerstreben gegen alle dem Papstthume ungünstigen Ideen und Anstalten, sondern auch überhaupt das Schleichen und Lauern der Hinterlist, das Verfahren nach dem Grundsatze: „der Zweck heiligt die Mittel," das versteckte Spiel ehrgeiziger Ränke unter der Maske der Leutseligkeit und Religiosität, das vielen Söhnen Loyola's allerdings zur andern Natur geworden war. Ungestört von solchen Angriffen einer oft ungerechten Parteilichkeit hofften die Exjesuiten inzwischen unter einander wol verbunden auf ihre Wiederherstellung, von der, nach ihrem Glauben, das Wohl der Menschheit abhängt. Ein Versuch 1787, als Vicentiner wieder aufzuleben, schlug ihnen fehl, und die Väter des Glaubens, ein geistlicher Orden, den Paccanari, ein schwärmerischer Tyroler und ehemaliger päpstlicher Soldat, unter dem Schutze der Erzherzogin Mariana 1795 meist aus Exjesuiten sammelte, und mit Hülfe des leicht überredeten Papstes als eine neue Auflage der Gesellschaft Jesu unter veränderter Regel zu Rom in Thätigkeit setzte, wurden von den geheimen Obern der alten Jesuiten nie als ihres Gleichen anerkannt und daher in Italien und Frankreich, wo Fesch sie noch begünstigte, der vertilgenden Polizei, und in England (wo Abbé Broglio wirklich ein Collegium derselben bei London errichtet hatte), dem Hunger preis gegeben. In erweislicherem Zusammenhange mit den Planen der Exjesuiten stand, was Pius VII. für sie that. Er bestätigte ihren Orden 1801 in Weißrußland und Litthauen, wo er unter dem Generalvicar, Daniel Gruber auf pädagogische und priesterliche Thätigkeit eingeschränkt fortwirkte, und stellte sie im Stillen 1804 auf der durch das Schicksal des Festlandes ganz isolirten Insel Sicilien wieder her, daher es unterrichteten Leuten gar nicht unerwartet kam, daß dieser Papst, der noch 1806 einen Jesuiten heilig gesprochen hatte, seinen ersten freien Schritt im J. 1814 zur feierlichen Erneuerung der Gesellschaft Jesu benutzte. Die hierüber von ihm erlaßne Bulle (Sollicitudo omnium vom 7. Aug. 1814) spricht von inständigen Bitten und einer allgemeinen Sehnsucht der christlichen Fürsten und Bischöfe nach diesem Orden, wovon außer Rom schwerlich ein Mensch etwas weiß, und nennt die Wiederherstellung desselben eine Repristination, um anzukündigen, daß er durchaus in derselben Gestalt, wie er unterging, auferstehen soll. In diesem Sinne wurde von den wieder gesammelten Jesuiten am 11. Nov. 1814 das Noviziat zu Rom feierlich wieder eröffnet, und seitdem eine Anzahl von ungefähr 40, meist durch Rang und Bildung ausgezeichneten Männern aufgenommen. Im Herbste 1815 hat man ihnen ein Collegium zu Modena eingeräumt und sie säumten nicht, auch den Einladungen der Könige von Sardinien, Neapel und Spanien zu folgen. Auch hat Ferdinand VII. (29. Mai 1815) sie wieder in den Besitz aller, seit 1767 dem Orden in Spanien entzognen Rechte und Güter eingesetzt. Sogar hat späterhin der König, in seinem religiösen Eifer den heil. Ignaz zum Generalkapitän der spanischen Heere und zum Großkreuz des Ordens Carl III. ernannt! Endlich hat auch der helvetische Kanton Freiburg am 15. Sept. 1818 das vormals daselbst bestandne Jesuiter-Collegium, zum Unterricht der Jugend, wieder hergestellt. Die Staatsveränderung Spaniens im Mrz. 1820 hatte ihre abermalige Verbannung aus diesem Reiche zur Folge. In den Schicksalen und Thaten des Ordens ist buchstäblich eingetroffen, was sein dritter General, Franz Borgia, vor 250 Jahren sagte: „wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, als Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen." — Dies letztre scheinen sie

jedoch nicht mehr erwarten zu dürfen. Portugal beharrt standhaft bei seiner Verordnung vom 3. Sept. 1759, welche die Jesuiten aus dem Reiche verwies. Deutschland hat ihre Aufnahme bis jetzt verweigert; in Frankreich vermochte die Partei der Ultraroyalisten, ihnen bloß Duldung zu verschaffen; in Rußland, wo Peter der Große sie einmal vertrieben hatte, wo sie unter Catharina II. sich wieder einschlichen, und wo ihr Übermuth sich bis zu Versuchen, Söhne und Töchter vornehmer Häuser von der griechischen zur katholischen Kirche zu bringen, verstiegen hatte, wurden sie durch einen Ukas vom 1. Jan. 1817 aus Petersburg und Moskau verwiesen; da sie aber fortwährend den wohlthätigen Absichten der Regierung im Wege standen, ihre Proselytenmacherei ohne Scheu forttrieben, und durch geheime Ränke aller Art das Maß ihrer Vergehungen füllten: so erschien am 25. März 1820 ein kaiserl. Ukas, durch welchen ihr Orden im russischen Reiche und in Polen auf ewige Zeiten für aufgehoben erklärt und zugleich verfügt wurde, daß sämmtliche Mitglieder desselben auf Kosten der Regierung und mit Berücksichtigung des Alters und des körperlichen Zustandes der Einzelnen, über die Grenzen der beiden Reiche gebracht, die beträchtlichen Güter des Ordens eingezogen, und insonderheit auch die Akademie zu Polozk aufgehoben werden sollten. In England erlaubt ihnen bloß die Toleranz der brittischen Verfassung seit 30 Jahren, zu Stonyhurst bei Preston in Lancashire ein Collegium ihres Ordens mit einer Erziehungsanstalt von 500 Zöglingen und mehrern kleinern Kostschulen zu unterhalten, von wo aus sie die Verbreitung des Katholicismus mit merklichen Erfolgen betreiben. (History of the Jesuits. London 1816). Noch besitzen sie drei Erziehungshäuser in Piemont, eins in Ferrara, mehrere Seminarien in Frankreich, eins in Irland, eins in Freiburg in der Schweiz und eins in Nordamerika zu Georgetown. Die Jesuiten haben sich überlebt. Die Welt wird von einem Geiste beherrscht, dem diese an Zahl, Einfluß und Talenten jetzt sehr unbedeutenden Ordensleute nicht gewachsen sind. Überdies dürfen einsichtsvolle Fürsten und Regierungen nicht erst erinnert werden, daß die Maintenon, die Gemahlin des größten Gönners der Jesuiten, als sie zu geistlichen Führern ihrer Zöglinge zu St. Cyr Lazaristen erwählt hatte, auf die Frage: „Warum nicht Jesuiten?“ zur Antwort gab: „Ich bleibe gern Herr in meinem Hause.“ *)

Jesus Christus ist ein Name, der an das Größte und Vortrefflichste erinnert, was je auf Erden erschienen ist. Geheimnisse und Wunder umgeben seinen Eintritt in das irdische Leben, wie seinen Austritt aus demselben. Was mitten inne liegt aber, das Leben Jesu selbst, gehört ganz der Menschheit an. Um das J. Roms 750, unter der Regierung des Augustus, ward Jesus zu Bethlehem in Judäa, von Marien, einer Erbtochter des verarmten david'schen Geschlechts, die einem Zimmermann, Joseph aus Nazareth in Galiläa, verlobt war, geboren. Seine ersten Lebensjahre sind durch die Flucht nach Ägypten, wohin die Sorgfalt Josephs ihn vor den Gewaltthätigkeiten des alten Königs He-

*) Ein sehr wichtiges historisches Werk, das aus den ersten Quellen geschöpft ist, über die Jesuiten ist das, im J. 1820 bei dem Herausgeber dieses Lexicons erschienene: Catechismo dei Gesuiti. Man sehe darüber eine in Nr. 1. des J. 1822 befindliche Recension in den göttinger Anzeigen, die in Nr. 119 des Lit. Conv. Blattes vom J. 1822 wieder abgedruckt ist.

rodes rettete, merkwürdig. Sonst verstrich seine Jugend im Hause seiner unbemittelten, frommen Ältern zu Nazareth, wohin sie nach Herodis Tode zurückgekehrt waren, ohne außerordentliche Begegnisse. Die Mutter scheint ihm Freiheit zu seiner Entwickelung gegönnt und sein offnes Gemüth frühzeitig durch die heilige Schrift genährt, Joseph dagegen ihm Beschäftigung bei seinem Handwerke gegeben zu haben. Eine Scene, die Lucas Kap. 2. erzählt, zeigt von hervorstechenden Anlagen und tiefem religiösen Sinne des zwölfjährigen Knaben. Doch vergeblich bemühen wir uns, das Räthsel seiner Bildung nach Art der Psychologen zu lösen. Im 30sten Jahre seines Alters trit er, um Prophet und Lehrer seines Volks zu werden, als vollendeter Mensch zu einem öffentlichen Leben in Galiläa auf, und weder die beschränkten Essäer, noch andre Obere irgend eines geheimen Ordens, wären im Stande gewesen, einen Mann wie diesen heranzuziehen, und zum gehorsamen Werkzeuge ihrer Privatzwecke zu machen. Frei von Vorurtheilen, im Lichte der ewigen Wahrheit selbst, die er verkündigte, erhaben über jeden Eigennutz und jede Leidenschaft, in der Kraft einer Tugend, von der sein Zeitalter keine Vorstellung hatte, ohne Rathgeber und Führer, selbst ein Herr über alle Seelen, die sich ihm nahen, steht er da, einzig in seiner Art und unübertroffen; und wenn schon das Genie in der Kunst und Wissenschaft sich nur von oben herleiten läßt, und das Geheimniß seiner Entwickelung dem geübtesten Auge entzieht: so können wir uns um so eher mit der Rechenschaft begnügen, die Jesus selbst von seiner geistigen Ausstattung, Thatkraft und Lehre gibt, daß sie von Gott sei. Übrigens ist er an Sitte und Lebensweise ganz ein Jude, er ehrt den Sabbath, beobachtet die Gebräuche, und unterwirft sich der Obrigkeit. Nur dadurch zeichnet er sich aus, daß er weiser, besser und liebevoller ist, als alle Andern. Seine Wunder, durch die er allerdings die Menge auf seine höhere Sendung aufmerksam machen will, sind Wohlthaten an Hülfsbedürftige; aus Prahlerei oder zur Befriedigung der abergläubigen Neugier thut er keins. Denn immer verfolgt er nur den Einen Zweck, sein Volk aus dem Elende der Unwissenheit und des Lasters zu retten, und das Evangelium von der Erbarmung Gottes gegen das Menschengeschlecht zum Trost für alle Zeiten und Völker zu verkündigen. In dieser Absicht zieht er durch alle Gegenden seines Vaterlandes, benutzt jeden Anlaß, seine eindringlichen, durch belebende Gleichnisse anschaulichen Belehrungen daran zu knüpfen und dem Elende abzuhelfen. Niemand geht von ihm, ohne etwas Gutes gelernt oder erfahren zu haben. Zu jedem Feste findet er sich regelmäßig zu Jerusalem ein, in dessen Nähe er bei frommen Familien das Glück der Freundschaft genießt; am längsten verweilt er aber auf seinen Reisen zu Kapernaum in Galiläa; denn Nazareth achtete ihn nicht. Überhaupt wendet er sich zunächst an die Armen und Geringen im Volke, deren unbefangener Wahrheitssinn ihm am ersten Glauben schenkt; auch seine zwölf Jünger wählt er aus dieser Klasse, und kein Großer und Reicher war in dem Gefolge von Anhängern und Freunden, das ihn überall begleitete. Denn von Seiten der Vornehmen, besonders der hohen Priesterschaft, drohete ihm Verderben. Sie konnten nicht ohne Besorgniß sehen, wie er die alten Vorurtheile und Mißbräuche bestritt, auf die sie ihr Ansehn gründeten; und jemehr seine Lehren und Thaten das Volk in dem Glauben befestigten, er sei der verheißene Messias, von dem man eben so sehr eine politische, als moralische Wiedergeburt der jüdischen Nation erwartete, desto ernstlicher wurden auch die Verfolgungen der mächtigen Partei, die der gefürchteten neuen Ordnung der Dinge nur durch den Sturz des Wahrheitslehrers

vorbeugen zu können meinte. Aber unstreitig wurde er von seinen Gegnern mißverstanden. Politische Größe und Oberherrschaft war nicht sein Ziel, ja er entzog sich mehr als einmal dem Zujauchzen der Menge, die ihm die Königswürde zusprach. Wenn er bei seinem letzten Einzuge in Jerusalem die Huldigungen der Volksgunst nicht zurückwies, so machte er doch auch nicht die geringste Anstalt, sie für ehrgeizige Zwecke zu benutzen, und jenes Austreiben der Taubenverkäufer und Wechsler aus dem Tempelhofe war eine Handlung der geistlichen Polizei, die sich der geachtetste aller Propheten wol erlauben durfte. Anmaßung kann man ihm daher nicht Schuld geben, aber verwegen würde man ihn nennen müssen, daß er Jerusalem nicht vermied, wenn die Anschläge seiner Feinde nicht dies Mal in dem Verhältnisse einer unwillkürlichen Übereinstimmung mit dem Rathschlusse Gottes gestanden hätten. Wie jeder Schritt seines Lebens, so war auch diese letzte Festreise nach Jerusalem, und was damit zusammenhing, nur die Ausführung des großen Plans, den er auf den Wink seines himmlischen Vaters verfolgte, und seine ausdrücklichen Erklärungen lassen, wie der Vorgang seiner Verhaftung, keinen Zweifel übrig, daß er sein Schicksal vorausgesehen, mit weiser Überlegung vorbereitet, und zur rechten Stunde freiwillig, obwol nicht ohne schmerzliches Vorgefühl seiner Leiden und schweren Kampf mit sich selbst, übernommen hat. Der Verrath eines seiner Jünger, des Ischariothen Judas, lieferte ihn, nachdem er drei Jahre lang zum Segen der Welt gewirkt hatte, in der Nacht vor dem Rüsttage zum Osterfeste, in die Gewalt seiner Feinde. Erkaufte, in ihren Aussagen nicht einmal übereinstimmende, Ankläger traten in dem Verhör, das der Hohenpriester im Beisein des hohen Rathes sogleich mit ihm hielt, wider ihn auf, und hier erklärte er, was er sonst zwar nicht geradezu behauptet, doch auch nicht abgeleugnet hatte, unumwunden, er sei Christus, (der Gesalbte, Messias), der Sohn Gottes. Übrigens kann man ihn keiner Sünde zeihen, und sein Leben ist auch in den Augen seiner Feinde ohne Flecken. Was aber in seinem Munde hier nur Wahrheit und innige Überzeugung sein konnte, nannten seine Richter Gotteslästerung und verdammten ihn zum Tode. Sie übergaben ihn am frühen Morgen, zur Bestätigung ihres Urtheils, als einen Empörer und Lästerer, dem römischen Statthalter Pilatus, der, ob er gleich keine Schuld an ihm findet, ihrem Andringen und dem Geschrei der aufgehetzten Menge endlich nachgibt, und Jesum ohne Verzug zur Kreuzigung abführen läßt. Diese schmachvolle und schmerzliche Todesstrafe endete sonst das Leben nicht schnell; der ohnehin zarte, von den Anstrengungen der vergangnen Tage, und durch die, seit seiner Verhaftung erduldeten Mißhandlungen erschöpfte Körper Jesu unterlag aber bald. Seine letzten Worte am Kreuze zeigen, daß ihn sein reiner, göttlicher Sinn auch bis zum Tode nicht verließ. Er starb im 34sten Jahre seines Lebens, um die dritte Nachmittagsstunde des Rüsttags, des 15. im Monat Nisan. Unverwerfliche Zeugen bestätigen die Gewißheit seines Todes. Zwei ihm in der Stille ergebne Männer vom hohen Rathe sorgen für seine Bestattung, und nachdem er ungefähr 36 Stunden in der Gruft gelegen, steht er, wie er selbst vorher gesagt, am dritten Tage, den 17. Nisan früh, neubelebt vom Tode auf. Nun sammeln sich die, durch seine Hinrichtung erschreckten und eingeschüchterten Jünger wieder. Jesus erscheint ihnen, den 70 Jüngern, welche er schon früher als bewährte Anfänger zur Verbreitung seines Evangeliums unter den Juden ausgesendet hatte, und einmal auch einer größern Menge seiner Gläubigen, um sie durch nähere Belehrungen und bestimmte Anordnungen (z. B. der Taufe zur Ausbreitung seiner Reli-

gion unter alle Völker und zur Gründung der Gemeinde, die durch den Glauben an ihn beseligt wird), auszurüsten, und nach 40 Tagen dieses, sie wunderbar belebenden Umgangs, scheidet er von ihnen, und wird weiter nicht mehr auf Erden gesehen. Er konnte, nach ihrem und unserm Glauben, nur zu Gott, von dem er ausgegangen war, zurückgekehrt sein. Man mag, welcher Religion man will, angehören, immer wird man sich bei der Betrachtung des Lebens Jesu genöthigt fühlen, jenem heidnischen Krieger Recht zu geben, der unter seinem Kreuze ausrief: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn und ein frommer Mensch! Die Angriffe der Gegner seiner Religion und die kritischen Bemühungen der Schwergläubigen, die ihren Scharfsinn und Zweifelmuth, wie nirgend anders, an den Thatsachen seiner Geschichte geübt haben, konnten nur dazu dienen, ihre Wahrheit und Glaubwürdigkeit in ein desto helleres Licht zu setzen. Der geistreiche aber unsittliche Muthwille, mit dem die französischen Schöngeister im Zeitalter Voltaire's den Himmlischen, den sie nicht verstanden, in das Gewebe leichtsinniger Scherze herabzuziehen wagten, erregt nur noch Bedauern und Unwillen, und selbst jene beschränkte Denkart einiger tonangebenden Philosophen und sogenannten Aufklärer in der letzten Hälfte des 18. Jahrh., die von jeder Größe gar zu gern etwas abhandeln, und das Ungemeine gemein machen möchten, hat höhern Ansichten weichen müssen. Die Romane, die Venturini u. A. neuerdings aus dem Leben Jesu machen wollten, sind, gelind beurtheilt, nur mißlungne Versuche, und der Streit, der mit Wahrheitsliebe und Scharfsinn noch jetzt über die Wunder Jesu geführt wird, kann seiner Würde nichts nehmen, da unsre Zeit in seiner Lehre und in der sittlichen Größe seines Geistes tiefere Gründe findet, ihn als den Sohn Gottes anzuerkennen. Seine Verehrer haben daher nicht Ursache, zu fürchten, daß er je vergessen werden könne. Die gebildetsten Völker der Erde kennen kein größeres Glück, als ihm anzugehören; unter allen Himmelsstrichen weiht man ihm die heißesten Gefühle der Andacht, spricht mit Dank und Begeisterung von seinem unendlichen Verdienste um das Menschengeschlecht, und da seine Religion das Eigne hat, daß während der Unwissendste und Niedrigste im Volke sich ihrer Segnungen trösten darf, auch der Gebildetste und Vornehmste nicht mehr werden kann, als ein Christ: so steht zu hoffen, sie werde eher, als jede andre, zur Herrschaft über die gesammte Menschheit fortschreiten. E.

Jesus Sirach, s. Sirach.

Joachim I. und

Joachim II., s. Brandenburg.

Joachim Mürat, s. Mürat (Joachim).

Joachimsthaler. Als man 1516 zu Joachimsthal in Böhmen ein ergiebiges Silberbergwerk entdeckte (welches von 1586 bis 1600 gegen 305,790 Mark Silbers geliefert haben soll), ließen die Besitzer desselben, die Grafen Schlick, 1517 eine große Anzahl zwei Loth schwerer Silberstücke schlagen, welche daher Joachimsthaler, oder von jener Familie Schlickenthaler genannt wurden; — ihr Werth ist 1 Thlr. 13 gr. In der Folge soll aus jenem Namen die verkürzte Benennung Thaler entstanden sein.

Jochbrücke nennt man beim Brückenbau eine Reihe eingerammter Pfähle, die oben mit horizontal liegenden Balken verbunden werden, welches Lager sodann von einem Joche zum andern eine Bohlenüberdeckung erhält.

Jöcher (Christian Gottlieb), als Literator berühmt, ward 1694 zu Leipzig geboren, studirte daselbst seit 1712 Medicin und Theologie,

und hielt von 1714 an philosophische Vorlesungen, in welchen er sich als Anfänger der wolf'schen Philosophie zeigte. 1730 ward er Professor der Philosophie, und 1732 auch der Geschichte, 1742 Universitäts-Bibliothekar, und starb daselbst 1758. Sein allgemeines Gelehrten-Lexicon, Lpz. 1750, 4 Quartbände, behauptet sich noch jetzt als ein sehr brauchbares und reichhaltiges Repertorium. Adelung hat dies Werk (Lpz. 1784), durch zwei Quartbände bis zum Buchstaben J ergänzt, und jetzt wird dasselbe vom Prediger Rotermund in Bremen fortgesetzt.

Jodelle, s. franz. Literatur, 11 u. 12.

Johann von Leiden, s. Wiedertäufer.

Johann von Schwaben, s. Johannes Parricida.

Johann der Beständige, s. Sachsen.

Johann Friedrich der Großmüthige, s. Sachsen.

Johann Georg I., II., III., IV., s. Sachsen.

Johann ohne Land, König von England, vierter Sohn Heinrichs II., entriß im J. 1199 seinem Neffen, Artus von Bretagne, die Krone. Als Letztrer drei Jahre später seinen Oheim wiederum vom Throne stoßen wollte, ward er gefangen, in den Thurm von Rouen gesperrt, und wie man sagt, von Johann mit eigner Hand erstochen. Ganz Europa klagte den König Johann dieses Mordes an, und Constantia, die Mutter des unglücklichen Prinzen, flehte bei Philipp August, König von Frankreich, um Gerechtigkeit für diese schwarze That, die nicht allein in seinem Lande, sondern auch an einem seiner Vasallen verübt worden war. Da der Beklagte, der, als Vasall von Frankreich, vor das Gericht der Pärs geladen war, das Erscheinen verweigert hatte, wurde er zum Tode verurtheilt, und seine ganze in Frankreich gelegne Habe zum Vortheile des Königs eingezogen. Auch machte es sich Philipp bald zur Pflicht, von dem Verbrechen seines Vasallen den gehörigen Nutzen zu ziehen. Johann, in Weichlichkeit und Wollust versunken, ließ sich die Normandie, Guienne und Poitou entreißen und begab sich nach England, wo er verachtet und verhaßt war. Seine Trägheit ging so weit, daß er, als man ihn von den Fortschritten des Königs von Frankreich Nachricht gegeben hatte, kaltblütig zur Antwort gab: „Laßt ihn nur machen. In einem einzigen Tage werde ich mehr wieder erobern, als er mir in einem ganzen Feldzuge entrissen haben wird." Von Jedermann verlassen, glaubte er, die Herzen seiner Unterthanen wieder zu gewinnen, wenn er zwei Acten unterzeichnete, welche die Freiheit Englands begründeten, aber auch zugleich die Quelle aller Bürgerkriege daselbst wurden. Die erste Acte wurde die große Charte (Magna Charta) und die zweite die Charte der Wälder benannt. — Um das Maß seines Unglücks voll zu machen, entzweiten ihn (1212) die Auflagen, welche er der Geistlichkeit seines Reichs auferlegte, und die Härte, mit welcher er sie eintreiben ließ, mit dem Papste Innocenz III. Dieser that daher England in den Bann und verbot den Unterthanen, ihrem Könige zu gehorchen. Aus dieser Lage konnte er sich nur dadurch reißen, daß er sich und sein Reich dem heiligen Stuhle unterwarf. Aber diese Unterwerfung, die ihn bei seinen Unterthanen verächtlich machte, wurde bald die Ursache eines Aufruhrs, in welchem Johann von seinen eignen Unterthanen zu verschiednen Malen geschlagen wurde. Nachdem auch der König Philipp August 1214 die Schlacht bei Bouvines gewonnen hatte, empörte sich der ganze Adel Englands gegen Johann, und zwang ihn, die Magna Charta noch bündiger zu machen. Doch blieben die Barone des Reichs dabei nicht stehen, sondern riefen Ludwig, den Sohn Philipp Augusts, nach England und krönten ihn am 20. Mai

1216 zu London zum Könige, der jedoch schon im folgenden Jahre zu Gunsten Heinrichs III., Johanns 9jährigen Sohns, dem Throne entsagte. Johann mußte von Stadt zu Stadt, von Land zu Land flüchtig herumirren und starb vor Kummer am 16. Oct. 1216. Die Regierung dieses Königs macht eine bedeutende Epoche in der Geschichte Englands. Die Magna Charta veränderte die Regierungsform. Die Barone des Reichs befestigten, indem sie das Interesse des Volks mit dem ihrigen vereinigten, ihre Macht und schwächten dadurch das Ansehn der Regenten selbst, die fortan nichts weiter, als die ersten Magistratspersonen eines freien Volks waren.

Johann Adolph Herzog in Sachsen Querfurt und Weißenfels, wurde 1685 geb. und 1746 erlosch mit ihm zugleich die Nebenlinie seines Stammes, dessen Land mit der albertinischen Hauptlinie Sachsens vereinigt wurde. Im spanischen Erbfolgekriege diente er zuerst unter hessenkasselscher Fahne, dann an der Spitze der sächsischen Truppen in Italien und in den Niederlanden, hernach wider die Schweden und Pommern, Meklenburg und Holstein; er half in Polen durch Sachsen die Unruhen dämpfen und nahm als Feldherr der Sachsen am ersten und zweiten schlesischen Kriege Theil.

Johann (Bapt. Joseph), Erzherzog von Österreich, sechster Sohn Kaiser Leopolds II. und der Infantin Marie Louise, Carls III., Königs von Spanien, Tochter, geb. am 20. Jan. 1782, jetziger Generaldirector des Genie und der Artillerie. Die Ausbildung seines Geistes und Gemüths verdankt dieser treffliche Fürst mehr sich selbst, als seinen Lehrern. Früh erwachte seine Neigung für die Kriegskunst, auf welche, wie auf die Geschichte, er seine Studien richtete. Vergebens hatte er gewünscht, 1797 und 1799 den Krieg unter seinem sieggekrönten Bruder Carl zu erlernen. Nachdem dieser sich 1800 vom Heere zurückgezogen und Kray mehrere Unfälle erlitten hatte, empfing der Erzherzog Johann den Oberbefehl, und zwar eines geschlagnen Heers. Das erste Vorrücken war glücklich, aber am 3. Dec. 1800 geschah die entscheidende Schlacht von Hohenlinden. Eine Reihe von Verwirrungen kostete den Österreichern fast ihre ganze Artillerie und bei 40,000 M.; eine zweite Schlacht bei Salzburg konnte den Sieger Moreau nicht aufhalten. Der Erzherzog zeigte an diesen Unglückstagen ungemeinen persönlichen Muth, und bot alles auf, den Geist der Truppen neu zu beleben. Als der lüneviller Frieden diesen Krieg geendigt hatte, ward er zum Generaldirector des Fortifications- und Geniecorps, und zum Director der durch ihn zur schönsten Blüthe erhobnen Ingenieurakademie zu Wien und Cadettenakademie in wienerisch Neustadt ernannt. Schon im Sept. 1800 hatte er Tirol bereist, er besuchte es seitdem jährlich und entwarf prächtige Plane für die dortige Volksbewaffnung, für die Vertheidigung der festen Plätze, für die Anlegung eines Hauptwaffenplatzes bei Brixen. Als im Sept. 1805 der Krieg seinem Ausbruch nahe war, eilte der Erzherzog mit dem Auftrage nach Tirol, dort und in Vorarlberg die Militärorganisation in schnellen Vollzug zu bringen. Darauf befehligte er die Heerabtheilung in Tirol, welche die Baiern beim Passe Strub schlug und die Scharnitz heldenmüthig, wiewol vergebens, vertheidigte. Als Buonaparte auf Wien marschirte, faßte der Erzherzog den genialen Entschluß, über Salzburg sich auf die feindlichen Verbindungen zu werfen. Der Unfall der Brigade Szenassy hinderte ihn daran. Er vereinigte sich daher in Kärnthen mit dem Erzherzog Carl, dessen Absicht, Wien und die Monarchie zu retten, die Schlacht von Austerlitz und der darauf folgende Friede vereitelten. Des Erzherzogs Sammlungen und Studien

hatten Tirol zu seinem Lieblingsgegenstande gemacht. Die erstern bestimmte er der Universität Innsbruck, die ihn zu ihrem beständigen Rector gewählt hatte. Nach dem Verlust Tirols, wendete er seine Aufmerksamkeit auf die norischen Alpen, auf die Alpen von Salzburg, Steiermark und Kärnthen. Schon damals faßte er den Vorsatz zu Gründung des Johanneums in Grätz, den er 1811 verwirklichte. Seine Reisen galten jetzt dieser Alpenkette. Fürstlich von ihm unterstützt, durchzogen Naturforscher, Antiquare, Zeichner und Maler das Land, dessen Gemälde in geschichtlicher, ethnographischer, staats- und landwirthschaftlicher Hinsicht möglichst vollkommen an's Licht treten sollte. Als bald nach dem tilsiter Frieden Österreichs neue Rüstungen begannen, arbeitete der Erzherzog besonders an einem System des Angriffs und der Vertheidigung für Salzburg und Inneröſterreich. Unter seinem Vorsitz wurden die großen Maßregeln der Reserven und der Landwehr beschlossen und ausgeführt. Er leitete durch Hormayr die Vorbereitungen zu dem ruhmvollen tiroler Aufstande. Beim Kriegsausbruch 1809 befehligte er das nach Italien und Tirol bestimmte Heer von Inneröſterreich. Er siegte bei Venzone, Pordenone, schlug bei Sacile den Vicekönig Eugen auf's Haupt, und war bis an die Etsch vorgedrungen, als der Unfall bei Regensburg ihn zum Rückzug nöthigte. An der Piave kam es abermals zu einer Schlacht, deren Ausgang zwar ungünstig, doch ohne große Folgen war. Das Treffen bei Tarvis entschied den weitern Rückzug. Jellachich's Fehler vereitelten den Plan des Erzherzogs, die ihm entgegenstehenden Feinde einzeln zu schlagen, die verlorne Verbindung mit Tirol zu eröffnen, Inneröſterreich zu befreien und durch einen Marsch gegen Wien, Napoleons Macht zu theilen. Am 14. Juni verlor der Erzherzog die Schlacht bei Raab gegen den Vicekönig, durch die Schuld der ungarischen Insurrection. Er zog sich nach Komorn und Presburg. Bei der Schlacht von Wagram hatte er Befehl, sich mit dem äußersten linken Flügel des Erzherzogs Carl zu vereinigen. Die Unmöglichkeit, diesen Befehl in der gegebnen Zeit zu vollziehen, verursachte den Verlust dieser großen und entscheidenden Schlacht. Nach dem Frieden widmete er sich ganz seinem Beruf als General-Geniedirector und Vorsteher der beiden Akademien, wie auch der Gründung des schon oben erwähnten National-Museums, welches seinen Namen trägt. Im Feldzug von 1815 erhielt der Erzherzog Johann ein Commando. Er besuchte zuvor Italien, wo er in Mailand, als Stellvertreter des Kaisers, die Huldigung annahm, und die Schweiz. Dann befehligte er die Belagerung von Hüningen, erzwang die Übergabe in kurzer Zeit und ordnete die Zerstörung dieser gefährlichen Festung an. Darauf ging er nach Paris, besuchte England und kehrte 1816 über die Niederlande nach Wien zurück.

Johann Sobieski, oder Johann III., König von Polen, war einer der größten Krieger des 17. Jahrh. Er war 1629 geb. Sein Vater, Jacob Sobieski, durch Tugend und kriegerischen Muth gleich achtungswürdig, war sorgfältig darauf bedacht, diese Eigenschaften auch auf seine beiden Söhne, Marcus und Johann, zu übertragen. So eben kehrten diese von ihren Reisen zurück, als die Polen bei Pilawiecz in die Flucht geschlagen wurden. Dadurch ward ihr Muth erregt. Marcus fiel in einem zweiten Treffen an den Ufern des Bog; aber Johann, glücklicher als sein Bruder, ward zum Obermarschall und Obergeneral des Königreichs ernannt. Voll Muth und Tapferkeit setzte er sich, gleich den gemeinsten Soldaten, den größten Gefahren aus, und pflegte denen, die ihn beschworen, seine Person zu schonen, zu antworten: „Ihr würdet mich verachten, wenn ich eurem Rathe folgte." So wurde er der

Schrecken der Tataren und Kosacken, über welche er unaufhörlich siegte. Am 11. Nov. 1673 gewann er die berühmte Schlacht bei Chocim gegen die Türken, welche daselbst 28,000 M. verloren. Im folgenden Jahre ward er zum König von Polen erwählt. Als 1683 die Türken Wien belagerten, eilte er mit einem polnischen Heere herbei und rettete die Kaiserstadt. Seine Reiterei war glänzend, aber das Fußvolk schlecht equipirt. Um den übeln Zustand letztrer zu verbergen, rieth man ihm, ein Infanterieregiment, welches besonders schlecht gekleidet war, bei Nachtzeit über den Fluß setzen zu lassen, damit der Zustand desselben dem Blicke der Zuschauer entzogen bliebe. Sobieski war andrer Meinung. Als sich das Regiment auf der Brücke befand, sagte er zu den Nebenstehenden: „Seht! sie werden unüberwindlich sein, denn sie haben geschworen, nie eine andre Kleidung, als die der Feinde zu tragen. Im letzten Kriege waren sie alle türkisch gekleidet." Bei seiner Ankunft bemächtigte er sich der vortheilhaftesten Posten, erstieg eine Anhöhe, untersuchte, wie sich der Großvezier verschanzt hatte, und sagte zu denjenigen, die ihn umgaben: „Er hat eine üble Stellung gewählt. Ich kenne ihn: er ist unwissend und doch eingenommen von seinen Talenten. Wir werden keine Ehre von diesem Siege haben." Sobieski hatte die Wahrheit gesagt. Am folgenden Tage verließen die Türken voll Schrecken ihr Lager, und in demselben auch die geheiligte Fahne Mohammeds, welche der Sieger mit einem Briefe an den Papst sandte, worin die Worte vorkamen: „Ich bin gekommen, ich habe gesehen, und Gott hat gesiegt." Überdies fand Sobieski in den Zelten der Türken mehrere Tausend Dukaten, welche er seiner Gemahlin übersandte und ihr dabei scherzhaft schrieb: „Du wirst nicht zu mir sagen, was die tatarischen Weiber, wenn sie ihre Männer mit leeren Händen aus dem Kriege kommen sehen, zu den ihrigen sagen: Ihr seid keine Männer: denn ihr kommt ohne Beute zurück." Bei seinem Einzuge in Wien an der Spitze seiner siegreichen Polen ward er von den Einwohnern mit einem unbeschreiblichen Enthusiasmus empfangen. Sie drängten sich hinzu, um seine Füße zu umschlingen, seine Kleider, sein Pferd zu berühren und nannten ihn laut ihren Retter und Befreier. Er war davon bis zu Thränen gerührt und rief im Drange des Gefühls aus, daß dies der glücklichste Tag seines Lebens sei. Als er im J. 1693 von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde, hatte er den Kummer, die Zwietracht ausbrechen zu sehen, welche eine Königswahl in Polen gewöhnlich hervorzubringen pflegte. Die Feinde von außen vereinigten sich mit den Parteien im Innern. Sobieski war nicht mehr im Stande den Unruhen vorzubeugen und der Augenblick seines Todes nahte heran, wo er mit dem Leben auch den Thron verlieren sollte. Die Königin wünschte, er möchte sein Testament machen, wagte jedoch nicht, es ihm zu sagen, und beauftragte einen Bischof, ihm ihren Wunsch zu erkennen zu geben. Er verweigerte es standhaft und gab als Grund an, daß dies bei einer so feilen Nation, wie der seinigen, die nur von Parteiwuth beherrscht werde, ohne Wirkung sein würde. So starb er 1696 im 23. Jahre seiner Regierung. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als sich Haß und Neid vereinigten, sein Andenken zu schänden. Einige warfen ihm vor, er habe, trotz den Gesetzen, die dem König verbieten, ein Eigenthum zu besitzen, Ländereien angekauft; Andre behaupteten, daß die christliche Ligue, in welche er gegen die Türken getreten wäre, dem Vaterlande mehr als 200,000 Streiter gekostet habe. Wieder Andre versicherten, er habe das Geld zu sehr geliebt, und eine zu große Neigung für kostspielige Reisen gehabt. Wahr ist es, niemals war ein Hof unstäter,

als der ſeinige. Er und die Königin durchſtreiften jedes Jahr Polen von einem Ende zum andern, und beſuchten ihre Landgüter, wie gewöhnliche Edelleute. Doch iſt dieſer Fehler, wenn es ja einer genannt werden muß, nicht im Stande, Sobieski's hervorragende Tugenden zu verdunkeln. Er liebte die Wiſſenſchaften, redete mehrere Sprachen, und verdiente nicht weniger ſeines ſanften Charakters, als ſeiner angenehmen Unterhaltung wegen geliebt zu werden. Carl XII. rief an ſeinem Grabe aus: „Ein ſo großer König hätte nicht ſterben müſſen!“ Seine drei Söhne hinterließen keine männliche Nachkommenſchaft.

Johann VI., der jetzige König von Portugal, Braſilien und den beiden Algarbien, geb. 13. Mai 1767, wurde bei der Gemüthskrankheit der Königin, ſeiner Mutter, Iſabelle Franciſca, als Prinz von Braſilien, Director der Regierung in Portugal 10. Febr. 1792, proclamirt als Souverän im Sept. 1796, und wirklicher Regent 15. Jul. 1799. Er ſchiffte ſich nebſt ſeiner Familie, als Jünot vor Liſſabon erſchien, nach Braſilien ein, und landete d. 6. Jan. 1808 zu Rio de Janeiro. Den 16. Dec. 1815 erhob er Braſilien zu einem Königreich, und vereinigte ſeine Staaten zu einer Monarchie. Nach dem Tode ſeiner Mutter, d. 20. März 1816, ward er wirklicher König. Er vermählte ſich 1790 mit der Infantin Charlotte, Carls IV. von Spanien Tochter. Sein Sohn, der Kronprinz Peter, ward vermählt (13. Mai 1817) mit Leopoldine, Franz I. Kaiſers von Öſterreich Tochter. Seine zweite Tochter Maria, die Gemahlin des Königs Ferdinand VII. von Spanien, ſtarb 1818; eine dritte iſt die Gemahlin des Infanten Carl von Spanien. Bei der alten Handelsverbindung Portugals mit England war er nicht im Stande, eine ſtrenge Neutralität gegen Frankreich zu behaupten. Er hatte 1793 der ſpaniſchen Regierung ein kleines Hülfscorps zur Vertheidigung der Pyrenäen überlaſſen; allein nachdem Spanien mit Frankreich 1795 Frieden, 1796 einen Bund geſchloſſen, ward Portugal von beiden feindlich behandelt. Johann begab ſich deswegen unter Englands Schutz. Endlich bewog Bouonaparte den ſpaniſchen Hof zu einem ernſtlichen Angriffe auf Portugal, und dieſes mußte im Frieden zu Badajoz (6. Jan. 1801) Olivenza an Spanien, und ein Stück von Guiana an Frankreich abtreten. Nach dem tilſiter Frieden begnügte ſich Napoleon nicht mit den großen Geldopfern, durch welche Johann bisher ſeine Neutralität erkauft; ſondern verlangte von ihm, er ſolle ſeine Häfen den Engländern ſchließen, alle Engländer in Portugal verhaften und ihr Eigenthum einziehen. Da der Regent nur die erſte Foderung erfüllte (weshalb eine brittiſche Flotte ſofort die Häfen von Portugal ſperrte): ſo erklärte der Moniteur, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren (vergl. Spanien ſeit 1808), und ein franzöſiſch-ſpaniſches Heer rückte in Portugal ein. Nun entſchloß ſich der Prinz-Regent, was ſchon 1800 ihm vorgeſchlagen worden war, ſeinen Hof nach Braſilien zu verſetzen. Der engliſche Geſandte, Viscount Strangford und der britt. Admiral Sidney Smith erleichterten die Ausführung, ſo daß die königl. Familie, nachdem der Prinz-Regent, auf die Dauer ſeiner Abweſenheit bis zum allgemeinen Frieden, d. 26. Nov. eine Regierungs-Junta niedergeſetzt hatte, den 27. ſich einſchiffte und am 29. Nov. mit einer Flotte von 8 Linienſchiffen, 4 Fregatten, 4 Briggs und 20 andern Fahrzeugen aus dem Tajo ſegelte, im Angeſichte der Vorhut von Jünot's Heer, das am folgenden Tage in Liſſabon einrückte. Am 1. Dec., dem Jahrestage der Erhebung des Hauſes Braganza, wurden die Fahnen von Braganza herabgeriſſen und durch franzöſiſche Adler erſetzt. Ein Erdbeben und ein Sturm, mit dem die portugieſiſche Flotte im An-

geſichte der Stadt und des Feindes kämpfte, vollendete das Entſetzen der Portugieſen und ihre ſtarre Unterwerfung. Von Rio Janeiro aus hob der Prinz-Regent den 1. Mai 1808 alle bisherigen Verträge mit Spanien und Frankreich auf, und ſchloß ſich enger als je an England, das ihm ſein europäiſches Königreich, von der Tapferkeit des portugieſiſchen Heeres und der Begeiſterung des Volks kräftig unterſtützt, wieder eroberte; ſeitdem aber durch den Marſchal Beresford einen entſchiedenen Einfluß auf die Verwaltung dieſes Landes ausübte bis, im Aug. 1820 durch die Berufung der Cortes ein neues Staatsſyſtem begründet ward. Auch in Amerika eroberten die Portugieſen das verlorne Guiana wieder, und beſetzten das franzöſiſche; doch gab der König letztres 1817 an Frankreich zurück. Unterdeſſen wandte das aufgeklärte Miniſterium des Prinzen-Regenten viel Sorgfalt auf die Bildung Braſiliens. Die Inquiſition ward aufgehoben, die Freiheit der Religionsübung erklärt, die Sklaverei gemindert, und die Anſiedlung europäiſcher Künſtler, Manufakturiſten, Kaufleute und Landbauer (z. B. im J. 1819 eine große Schweizer-Kolonie, Neu-Freiburg), befördert. Auch nahm er an den Congreßverhandlungen in Wien Theil. Doch der Aufſtand der ſpaniſchen Kolonien in Südamerika (vielleicht auch die Weigerung Spaniens, Olivenza zurückzugeben) bewog den Hof von Rio Janeiro, Monte Video und das linke Ufer des la Plataſtroms militäriſch zu beſetzen. Spanien empfand dies ſo übel, daß es die Vermittlung Öſterreichs, Rußlands, Preußens und Großbritanniens aufrief, welche durch ihre an den Marquis von Aguiar, portugieſiſchen Staatsſecretär für die auswärtigen Angelegenheiten gerichtete Erklärung (Paris, den 26. März 1817), den Hof von Braſilien bewogen, Monte Video räumen zu wollen, wenn Olivenza zurückgegeben würde. Mit Buenos Ayres ward ein Vertrag geſchloſſen, und mit Artigas der Kampf fortgeſetzt bis 1820. Im J. 1817 drohte ein Aufſtand in Pernambuco, wo unter Martinez Anführung eine Republik errichtet werden ſollte, weiter um ſich zu greifen: allein die Stadt wurde zu Lande und Waſſer angegriffen, und während die Aufrührer im freien Felde geſchlagen wurden, nahm man die Stadt von der Seeſeite in Beſitz. Martinez nebſt mehrern andern wurde hingerichtet. Ein, um dieſelbe Zeit in Liſſabon gegen die daſelbſt beſtehende Regentſchaft entdeckte Verſchwörung ward durch die Hinrichtung der Verſchwörer unterdrückt. Seitdem wurden die Freimaurer härter als je verfolgt. In Folge der portugieſiſchen Revolution und der Zuſammenberufung der Cortes im J. 1820, welche der Monarch anerkannt hat, kehrte er 1821 nach Portugal zurück, der Kronprinz blieb aber bisher in Braſilien, wo indeß ſowol in Rio Janeiro, als in Pernambuco, ſich ein Geiſt zeigt, der Braſilien entweder von Portugal trennen, oder ſolches nicht als Kolonie, ſondern völlig gleichſtellen will. Vergl. den Art. Portugal und portugieſ. Revol. in der Neuen Folge dieſes Werkes.

Johanna, die Päpſtin, ſ. Päpſte.

Johanna von Orleans, ſ. Jeanne d'Arc.

Johannes der Täufer wurde 6 Monate vor Jeſu, in einer der Mutter deſſelben verwandten Prieſterfamilie in Judäa unter Vorzeichen (Ev. Luc. 1. Kap.) geboren, die ihn als ein von Gott zu beſondern Zwecken erkornes Werkzeug ankündigten. Er wählte die ſtrenge Lebensart eines Gottgeweihten, und erlangte bei früher Gewöhnung an die einfachſte Koſt und Bekleidung, durch einſames Forſchen und ernſtes Eindringen in den Geiſt der heiligen Schriften die edle Unabhängigkeit und Geiſtesſtärke, die ihn, bei ſeinem Auftritte als Prophet, zum Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung machte. Seine Lehre war eine

dringende Aufforderung zur Buße und Vorbereitung auf das durch Jesum herannahende Gottesreich. Die in den Evangelien von ihm aufbehaltnen Reden sind scharf und mächtig; überall kündigt er sich als den Vorläufer des Größern an, der nach ihm kam, und erfüllte seine Bestimmung, diesem den Weg zu bereiten, mit eben so viel Eifer, als Selbstverleugnung und Demuth. Er hatte zahlreiche Anhänger auf den Glauben an seine Lehre getauft, und gerade durch den Abstich seiner rauhen Tugend gegen die Weichlichkeit seiner Zeit ungemeines Ansehn unter Hohen und Niedern erlangt; als ihm aber bei der Taufe, durch die sich Jesus von ihm im Jordan einweihen ließ, dessen höhere Sendung offenbar worden war, wies er seine Schüler zu diesem neuen Lehrer, und sah ohne Neid, wie sein Wort: er muß wachsen und ich muß abnehmen, in Erfüllung ging. Für sich selbst begehrte er keinen Ruhm und keine weitern Erfolge; nur das Recht, die Wahrheit zu reden, wollte er behaupten, und wurde daher, weil er sie einem Fürsten gesagt, das Opfer derselben. Einem rachsüchtigen Weibe zu gefallen, ließ der Vierfürst Herodes Antipas in Galiläa ihn im Gefängnisse hinrichten. Eine Anzahl seiner Jünger blieb ihm noch im Tode getreu, und von ihnen wurde ohne Zweifel die unter dem Namen Sabier oder Johannischristen im Orient, am Irak und Shuster, noch jetzt bestehende Sekte gestiftet, welcher der Täufer Johannes ein Gegenstand besondrer Verehrung ist. Vergl. d. Art. Sabier. E.

Johannes der Evangelist, ist unter den Charakteren des christlichen Alterthums einer der reinsten und liebenswürdigsten. Auf den Ruf Jesu verläßt er als ein Jüngling seine Fischernetze und folgt dem göttlichen Lehrer von Stund an mit unwandelbarer Treue. Nicht nur auf seinen Reisen ist er immer um ihn und in allen Lagen sein nächster Vertrauter, sondern auch, da die andern Jünger fliehen, begleitet er denselben vor Gericht und unter das Kreuz, wo ihn der sterbende Freund an seiner Stelle zum Sohn und Pfleger Mariens erklärt. Darum heißt er auch vorzugsweise der Jünger, den Jesus lieb hatte; denn so hatte er keinen geliebt, so hatte aber auch ihn keiner geliebt. Das sanfte, zarte, sinnige Gemüth, das aus den Schriften Johannis spricht, war vor andern geeignet, den Herrn ganz zu verstehen. Und bewundern wir schon den Schwung, mit dem sein Evangelium anhebt, und den bündigen, tiefen Zusammenhang, in dem darin die Begebenheiten zu dem einigen Zwecke, den Glauben an Jesum zu begründen, geordnet sind, redet der Geist der ächten, christlichen Liebe nirgend wärmer und inniger zu uns, als in seinen Briefen: so haben wir wol auch Ursache anzunehmen, daß an ihm im höchsten und eigentlichen Sinne erfüllt worden sei, was Jesus den Seinen verheißt: Wer mich liebt, den wird mein Vater wieder lieben, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbarer. Die Offenbarung Johannis ist das Werk der feurigsten, christlichen Begeisterung, freilich in den Farben des Orients, aber darum nicht weniger des Jüngers würdig, der die Kirche seines Herrn im Herzen trug und ihre künftigen Schicksale in einem Lichte sah, das nicht Jedem zu schauen vergönnt ist. Auch wurde Johannes, dessen erste Jünglingsgefühle an der Brust Jesu erwacht waren, alt genug, um von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen zu können. Er theilte die Arbeit und Leiden der Apostel, lebte in Ephesus, eine Zeitlang in der Verbannung auf Patmos, vielleicht auch in Rom, und starb endlich hochbetagt in der ihm vor andern theuern Gemeinde Ephesus. Der Kirchenvater Hieronymus erzählt aus seinen letzten Lebensjahren einen rührenden Zug. Da es ihm wegen Altersschwäche nicht mehr möglich war, ausführlich zu der Gemeinde zu

sprechen: so ließ er sich doch stets in ihre Versammlungen tragen und rief ihnen, so oft er kam, die Worte zu: Kinder, liebet euch unter einander! Endlich befragt, warum er diesen Zuruf unabläſſig wiederhole, und nichts Anders und Neues sage, antwortete er: Weil das des Herrn Gebot ist, und wird das erfüllt, so ist es genug. E.

Johannes Parricida, oder Johann von Schwaben genannt, war der Neffe Kaisers Albrecht I. Selbst von sanfter, friedlicher Gemüthsart, hätte er die Ungerechtigkeit seines Oheims, der ihm Erbländer und Lehen vorenthielt, vielleicht ohne Rache ertragen, wäre nicht sein Zorn von den Feinden des Kaisers (s. Albrecht I.) zur hellen Flamme angefacht worden. Nach der vollbrachten blutigen That entflohen die Mörder, unter ihnen Johann, der in Mönchstracht gehüllt, Italien durchirrte, nirgends eine bleibende Stätte fand, und sich endlich in eine solche Dunkelheit verlor, daß Niemand wieder etwas von ihm hörte. Einige behaupten, er sei als Augustinermönch zu Pisa gestorben, Andre, er habe in der Gestalt eines unbekannten Mönchs auf dem Stammgut Eigen in einem hohen Alter sein Leben geendet. Zur Beglaubigung letztrer Angabe wird erzählt: es sei einstens, wenigstens 60 Jahre nach der Ermordung Albrechts I., ein ehrfurchtgebietender Greis von edler Gestalt, mit Namen Johann, auf jenes Stammgut gekommen, habe daneben eine Hütte erbaut, und endlich im Tode, (1368), sich als den unglücklichen Herzog von Schwaben zu erkennen gegeben. Späterhin will man zu Wien den Sohn desselben, Lathonius, als einen Blinden betteln gesehen haben. Die übrigen Mörder entkamen gleichfalls sämmtlich durch die Flucht, drei Knechte ausgenommen, die aber, trotz der entsetzlichen Todesstrafen, welche man an ihnen verübte, nichts bekannten. Desto grausamere Rache nahm Leopold, der zweite Sohn des Kaisers, und besonders Agnes, seine Schwester, verwitwete Königin von Ungarn, an den Verwandten und Freunden der Mörder. Diese wurden unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet, ihre Burgen zerstört und die Einwohner derselben zu Hunderten niedergemetzelt. Nachdem man endlich, besonders auf Agnesens Betrieb, mehr als tausend unschuldige Männer, Weiber und Kinder durch Henkers Hand hingerichtet hatte, stiftete eben diese Agnes, im Verein mit ihrer Mutter Elisabeth, die gegen jene Unglücklichen nicht minder schrecklich gewüthet hatte, auf dem Felde, wo Albrecht ermordet worden war, ein Mönchs- und ein Frauenkloster, welche beide mit ansehnlichen Freiheiten und mit beträchtlichen Gütern reichlich beschenkt wurden. Die Geschichte Johanns von Schwaben hat zu einem Schauspiele gleiches Namens Veranlassung gegeben, welches vor einigen zwanzig Jahren häufig und mit Beifall auf den deutschen Bühnen aufgeführt wurde.

Johannes Secundus, war der schriftstellerische Name Johannes Everhard's, eines berühmten lateinischen Dichters. Er wurde im Haag 1511 geb. Zu Bourges, wo er die Rechtswissenschaften unter Alciatus Leitung studirte, wurde er Doctor, aber die schöne Literatur und Dichtkunst hatten größere Reize für ihn, als die Jurisprudenz. Er ward mit einigen Dichtern jener Zeit bekannt, und der Umgang mit ihnen bestärkte ihn noch mehr in seiner Liebe für diese Kunst. Er zeichnete sich zugleich durch seine Kenntnisse in der Malerei, der Bildhauer- und Kupferstecherkunst aus; aber seinen größten Ruhm verdankt er seinen dichterischen Werken. Er reiste nach Italien, darauf nach Spanien, wo er Secretär des Kardinals Tavera, Erzbischofs von Toledo, ward, auf dessen Rath er Carl V. auf seinem Zuge nach Tunis begleitete. Doch erlaubte ihm seine schwache Gesundheit nicht, den Mühseligkeiten des

Krieges ſich zu unterziehen, weshalb er nach den Niederlanden zurückkehrte, wo er 1536 an einem bösartigen Fieber, 25 Jahr alt, ſtarb. Wenigen neuern lateiniſchen Dichtern verdanken wir ſo liebliche erotiſche Dichtungen, wie ihm. Die „Küſſe des Johannes Secundus" ſind darunter am bekannteſten. Seine Werke, worin Elegien, Oden, Epigramme und vermiſchte Gedichte enthalten ſind, wurden von ſeinen Brüdern Nicolaus Grudius und Andreas Marius, die gleichfalls als Dichter ſich auszeichneten, herausgegeben, und haben ſehr viele Auflagen erlebt. Eine der neueſten iſt die 1771 in 8. zu Leiden, mit einer franzöſiſchen Überſetzung herausgekommene. In's Deutſche überſetzt ſind die Küſſe des Johannes Secundus von Fr. Wilh. Freiherrn von der G. (Goltz), und herausgekommen in drei Sprachen, lat., franz. von Mirabeau und deutſch von dem genannten Überſetzer, 1798. Viele findet man in der Zeitſchrift Polychorda. Eine neuere Überſetzung der Küſſe iſt von Franz Paſſow (Leipzig 1807, 8.).

Johannesberg (oder Biſchofsberg), ein Pfarrdorf und ſchönes Bergſchloß im Rheingau im Naſſauiſchen, ehemals unter kurmainziſcher Landeshoheit dem Bisthume Fulda gehörig, iſt wegen ſeines trefflichen Rheinweins berühmt. Der beſte wächſt auf dem Schloßberge ſelbſt. 1807 ward dies Schloß nebſt ſeinen Beſitzungen von Napoleon dem Marſchall Kellermann geſchenkt. Nach der Befreiung Deutſchlands wurde es 1816 von dem Kaiſer Franz dem Fürſten von Metternich zum Geſchenk gemacht. Die Einkünfte betragen 30,000 Fl. Das Schloß ſelbſt iſt von 1722 bis 1732 auf den Ruinen eines alten Kloſters erbaut worden.

Johanniter-Ritter (ſpäterhin Rhodiſer-Ritter, jetzt gewöhnlich Malteſer-Ritter genannt), heißen die Ritter des berühmten weltlichen Ritterordens, welcher zu Anfange der Kreuzzüge und bei Gelegenheit der Wallfahrten, in dem gelobten Lande geſtiftet wurde. Bereits im J. 1048 legten Kaufleute aus Amalfi in Neapel eine Kirche zu Jeruſalem an, und bauten daſelbſt ein Mönchskloſter, welches ſie Johannes dem Täufer widmeten. Die Mönche, welche den Namen Johanniter- oder Hoſpital-Brüder führten, waren verpflichtet, Kranke und Arme zu verpflegen und überhaupt den Wallfahrenden beizuſtehen. Dieſer geiſtliche Orden, welcher nach und nach große Beſitzungen erhielt, ward zu Anfange des 12. Jahrh. von dem Ordensmeiſter Raymund du Puy, mit Beibehaltung der Mönchsregel, zu einem Ritterorden gemacht, deſſen Pflichten, außer dem Gelübde des Gehorſams, der Keuſchheit und der Armuth, noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen beſtehen ſollten. Auch theilte Raymund die ſämmtlichen Ritter in drei Klaſſen: in Ritter (welche die Waffen führen mußten), in Kapellane (die eigentlichen Geiſtlichen) und in Serventi d'Armi (Waffenträger), welche letztern die Kranken verpflegen und die Pilgrime begleiten mußten. Lange Zeit wußte ſich der Orden durch Tapferkeit und Einmüthigkeit gegen die Waffen der Sarazenen und Türken aufrecht zu erhalten, bis er 1191 aus Paläſtina vertrieben ward. Er eroberte darauf Cypern, verlor es aber wieder, und ſetzte ſich 1309 auf der Inſel Rhodus feſt, in deren Beſitz er ſich über 200 Jahre behauptete. Auch von da durch den türkiſchen Sultan Soliman II. (1522) vertrieben, gingen die Ritter nach Kandia, dann nach Venedig, Rom, Viterbo, vornehmlich aber nach Nizza, Villa Franca und Syracuſa, bis ihnen endlich Carl V. (1530) die Inſeln Malta, Gozzo und Comino, unter der Bedingung eines beſtändigen Krieges gegen die Ungläubigen und Seeräuber, und der Rückgabe dieſer Inſeln an Neapel, wenn es dem Orden gelänge, Rhodus wieder zu erobern, zum eigenthümlichen Beſitze überließ. Von dieſer

Zeit an wurden die Ordensglieder gewöhnlich Malteser-Ritter genannt. 1565 hatten sie einen gewaltigen Angriff von den Türken auszuhalten, welche jedoch von ihnen mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden. Sie setzten darauf die Seekriege mit den Türken bis in die neueste Zeit fort, und nur durch Tapferkeit und standhaften Muth gelang es ihnen, in verschiednen heftigen Fehden mit der Pforte, sich vom Untergange zu retten. Doch wären sie 1760, ohne französische Vermittelung, wahrscheinlich ganz bezwungen worden. Seitdem wurden sie von jenen für unbedeutende Feinde gehalten, und ihre Kreuzzüge zur See sind nicht selten nur Spiegelgefechte gewesen. Die innre Einrichtung des Ordens, der beinahe durch ganz Europa, wo er allenthalben große Besitzungen hatte, verbreitet war, bestand in Folgendem. Das Oberhaupt desselben, welches Großmeister des heiligen Hospitals zu St. Johann von Jerusalem, und Guardian der Armee Jesu Christi hieß, und frei gewählt wurde, hatte seinen Wohnsitz zu La Valette auf der Insel Malta, hatte fürstliche Würde und bekam von auswärtigen Mächten den Titel: Altezza Eminentissima. Er erhielt jährlich 6000 Scudi aus der Ordenskammer, nebst allen Gefällen von den drei Inseln, so daß seine jährlichen Einkünfte vielleicht nahe an eine Million Gulden betragen mochten. Die weltliche Macht lag größtentheils in seinen Händen: doch war er auch hierin von den Vorstehern der verschiednen Zungen (Bezirke) beschränkt, welche Gesetze gaben, Steuern anordneten u. s. w. Die geistliche Gewalt, d. h. die unmittelbaren Ordensangelegenheiten, wurden von dem Kapitel geleitet, welches aus 8 Ballivi Conventuali bestand, und in welchem der Großmeister den Vorsitz hatte. Die vornehmsten Stellen in dem Orden bekleideten die Häupter (Piliers) der acht Zungen, in welche die Ritter nach den Nationen, aus denen sie bestanden, eingetheilt wurden. Diese Zungen hießen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland, Castilien und England. Aus diesen Zungen wurden die obenerwähnten Ballivi Conventuali gewählt und die Ländereien derselben in Priorate, diese in Balleien, und diese wiederum in Commenden (Commenthureien) eingetheilt. Von den Prioraten hatte das deutsche den Vorzug, und hieß daher Großpriorat. Es wurde von dem Großprior von Deutschland, oder dem Johannitermeister durch Deutschland (Obersten Meister des ritterlichen St. Johannis-Ordens in deutschen Landen) bekleidet, der ein deutscher Reichsfürst war und seine Residenz in Heitersheim (Stadt und Schloß in Breisgau, jetzt im badenschen Treisamkreise) hatte. Heitersheim bildete nebst den dazu gehörigen Dörfern ein Fürstenthum des oberrheinischen Kreises, und der Großprior hatte daher als Reichsfürst Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe und beim oberrheinischen Kreise. Der Johannitermeister stand unter dem Großmeister zu Malta, dem er alle Jahre gewisse Türkensteuern und Responsgelder lieferte, die man auf 170,000 Fl. berechnete. Er selbst besaß die Gerichtsbarkeit über das Heermeisterthum Brandenburg, über Ungarn, Böhmen und Dänemark; doch machten Österreich, Böhmen und Mähren ein eignes Großpriorat der deutschen Zunge aus, das mit dem Obermeisterthume zu Heitersheim nur in geringem Zusammenhange stand. Der letzte Johannitermeister in Deutschland, oder Großprior zu Heitersheim, ein Graf von Reichenbach-Fourmaigne, verlor durch den preßburger Frieden, und die Errichtung des rheinischen Bundes, alle seine Besitzungen im westlichen Schwaben an den Großherzog von Baden. Von den oben erwähnten 8 Zungen hatte sich England bereits im 16. Jahrh. losgerissen; die drei französischen gingen während der Revolution ein; die castilische und aragonische war seit dem

Frieden zu Amiens von Malta getrennt, und die italieniſchen und deutſchen Zungen hatten gleichfalls durch die neueſten Ereigniſſe aufgehört. Auf dieſe Weiſe iſt der Johanniter-Orden ſeit jener Zeit für aufgehoben zu achten, und ſeine Wiederherſtellung um ſo weniger zu erwarten, da die Inſel Malta förmlich in den Beſitz Englands gekommen. Nur als eine Erinnerung an dieſen, durch Alter und Verdienſt ehrwürdigen Orden kann der von Friedrich Wilhelm III. geſtiftete preußiſche Johanniterorden angeſehen werden, der unter die königlichen Orden gehört (S. Preußen.). Die Johanniter-Ritter beobachteten übrigens die Regel des Auguſtiner-Ordens; die Proteſtanten waren jedoch nicht verbunden, ehelos zu leben. Alle Mitglieder mußten von gutem, alten Adel ſein. Die Ritter, welche ihre Ahnen auf das ſtrengſte erweiſen konnten, hießen Cavalieri di giustizia (Ritter von Rechtswegen); diejenigen hingegen, bei welchen die Ahnenprobe ſchwierig war, die aber dennoch, in Rückſicht ihrer Verdienſte, aufgenommen wurden, Cavalieri di grazia (Ritter aus Gnaden). Die Ordenspflicht jedes Ritters, wenigſtens drei Mal gegen die Ungläubigen oder die barbariſchen Seeräuber zu Felde zu ziehen, wurde in der letzten Zeit wenig mehr beobachtet, und durch den Frieden von Amiens hob man ſogar alle Feindſeligkeiten gegen die Türken gänzlich auf. Die Kleidung der Ritter beſtand in Friedenszeiten in einem langen ſchwarzen Mantel; auf der linken Bruſt trugen ſie ein achteckiges weißes, und mitten auf derſelben ein goldnes Kreuz; im Kriege waren ſie mit einem rothen Gürtel und einem ſilbernen Kreuze geſchmückt. Bloß in geiſtlichen Sachen war der Orden dem Papſte unterworfen, in allen weltlichen Dingen beſaß er eine vollkommne Souveränität. Die Seemacht beſtand 1770 aus 4 Galeeren, 3 Galeotten, 4 Schiffen von 60, und 2 Fregatten von 36 Kanonen, nebſt verſchiednen kleinen Fahrzeugen. Was die neuere Geſchichte des Ordens betrifft, ſo muß darüber in der Kürze Folgendes gemeldet werden. Nachdem Malta am 8. Juni 1798 unvermuthet von Buonaparte angegriffen worden war, ergab ſich die Inſel ohne Widerſtand durch Capitulation (ſ. Hompeſch). Im J. 1800 eroberten jedoch die engliſchen Flotten die Inſel durch Hunger, und ſeit dieſer Zeit befindet ſie ſich in den Händen Englands. Im Frieden von Amiens (1802) wurde zwar bedungen, daß die Inſel dem Orden, unter der Aufſicht und Garantie einer neutralen Macht, wiedergegeben werden ſollte; da aber die Engländer für die Zukunft einen abermaligen Einfluß der Franzoſen auf Malta, und durch dieſen die Zerſtörung ihres Übergewichts im mittelländiſchen Meere befürchten mußten: ſo blieben ſie fortwährend im Beſitze derſelben, und der 26. Artikel des Entſchädigungsplans und Reichsdeputations-Receſſes vom 25. Februar 1803 blieb ohne Wirkung. In der Zwiſchenzeit wählte der Orden den ruſſ. Kaiſer Paul I., der jene Capitulation von 1798 für verrätheriſch erklärte, und die Johanniter-Ritter in Schutz genommen hatte, am 16. Dec. 1798 zum Großmeiſter. Dieſe Wahl fand vielen Widerſpruch, ſelbſt bei dem Papſte, und der neue Kurfürſt von Pfalzbaiern, Maximilian Joſeph, hob ſogar am 21. Februar 1799, um den Streitigkeiten mit Rußland auszuweichen, in ſeinen Staaten den Orden gänzlich auf. Nach dem Tode Paul I. ernannte der Papſt, am 9. Febr. 1805, den Italiener Tommaſi, und als dieſer mit Tode abgegangen war, das Großkapitel ſogleich den Bailli Caracciolo zum Großmeiſter. Der Hauptſitz des Ordens iſt jetzt Catanea in Sicilien. Vor der franzöſ. Revolution ſchätzte man die Anzahl aller Ordensritter auf 3000. Das Wappen des Großmeiſters beſtand in einem ſilbernen, achteckigen Kreuze, im rothen Felde, oben mit einer herzoglichen Krone, aus welcher ſich

ein Rosenkranz um das Wappenschild schlängelte, mit einem untenhängenden kleinen Kreuze und den Worten: Pro Fide (für den Glauben).

John Bull, s. Bull.

Johnson (Samuel), einer der größten englischen Gelehrten, Satyriker und Kunstrichter, welcher eine riesenhafte Gelehrsamkeit, vielumfassende literärische Wirksamkeit mit classischer Bildung, reifem Urtheile, reinem Geschmack und gehaltvollem Witze verband, wurde 1709 zu Lichfield in Staffordshire geboren, und verrieth frühzeitig außerordentliche Geistesfähigkeiten. Die alten Classiker, besonders die römischen, machten den vornehmsten Gegenstand seiner frühern Studien aus, und mehrere Übersetzungen aus dem Homer, Horaz, Virgil u. s. w., welche er damals verfertigte, verrathen nicht gemeine Sprachkenntnisse und dichterisches Genie. Späterhin zeichnete er sich auf der Universität zu Oxford, welche er 1728 bezog, durch eine gelungne Übersetzung des pope'schen Messias in lateinischen Hexametern aus. Ein Anfall von Hypochondrie, die ihn besonders im J. 1729 betraf, war so heftig, daß er dem Wahnsinne nahe zu sein glaubte; auch genas er nie ganz von dieser Krankheit. Nachdem er bereits 1731, wegen Dürftigkeit, die Universität wiederum verlassen, und während einer kurzen Zeit die Stelle eines Unterlehrers an der Schule zu Market-Bosworth in Leicestershire bekleidet hatte, ließ er sich in Birmingham nieder, wo er sich mit literarischen Arbeiten das Leben zu fristen suchte. Er wollte darauf eine Erziehungsanstalt errichten, erhielt aber nur drei Schüler, und unter diesen den nachmals so berühmt gewordnen Garrik. Diesen begleitete er auch späterhin nach London, wo er sich abermals bloß von dem Ertrage seiner literärischen Arbeiten zu ernähren suchte. Lange kämpfte er auch hier mit Dürftigkeit. Oft verbarg er sich in einem Keller, um einem Zimmer mit eisernen Gittern zu entfliehen. In dieser Zeit schrieb er demosthenische Reden für und wider die wichtigsten Fragen im Parlament, unter Namen wirklicher Mitglieder, die man eine Zeitlang in den Provinzen für echt hielt, und es ist nicht allgemein bekannt, daß unter diesen die berühmte Rede Pitts ist, die dieser gehalten haben soll, als man ihm seine Jugend vorwarf, die aber nie aus Pitt's Munde kam. In London machte er damals mit dem unglücklichen Savage, dessen Leben er nachmals so meisterhaft beschrieben hat, Bekanntschaft. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo Johnson eine bedeutende Stufe zu seiner künftigen Größe ersteigen sollte. Er gab nämlich im J. 1738 seine berühmte Satyre London, eine Nachahmung der dritten juvenal'schen Satyre, in den Druck, in welcher er mit Witz und Laune die Thorheiten der Hauptstadt schildert. Sie ward in einer Woche zweimal aufgelegt, und brachte dem Verleger reichlichen Gewinn, dem Verfasser Berühmtheit. Pope ward dadurch so angezogen, daß er die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen suchte. Auf dieses Werk folgten seine Debatten des Senats zu Groß-Lilliput, eigentlich commentirte Auszüge aus den Reden der berühmtesten Parlamentsglieder der damaligen Zeit, und von Johnson selbst nur bis 1743 aufgesetzt, nachher aber von Hawkesworth bis 1770 fortgeführt. 1739 erschien von ihm: A compleat Vindication of the Licensers of the Stage from the malicious and scandalous aspersions of Mr. Brooke, author of Gustavus Vasa, ein ironischer Angriff auf den Lord Kammerherrn, welcher Brooke's Trauerspiel, Gustav Vasa, zu verbieten für gut befunden hatte; desgleichen Marmor Norfolciense, or an Essay on an ancient prophetical inscription in monkish rhyme, lately discovered near Lynne in Norfolk by Probus Britannicus, eine Schrift politischen Inhalts, die ihm einen

Verhaftsbefehl zuzog, welchem er aber durch die Flucht zuvorzukommen wußte. 1744 erschien darauf sein erwähntes Life of Richard Savage, eine meisterhafte Biographie; und ein Jahr später seine Miscellaneous Observations on the Tragedy of Macbeth, with Remarks on Sir Thomas Hanmer's Edition of Shakspeare, welche zugleich Vorschläge zu einer neuen Ausgabe dieses Schriftstellers enthielten. 1747 machte er seinen Plan zu einem Wörterbuche der englischen Sprache bekannt, der die öffentliche Aufmerksamkeit in einem hohen Grade auf sich zog. Der Buchhändler Robert Dodsley, der sich mit einigen andern Buchhändlern zu diesem Unternehmen vereinigt hatte, übernahm den Verlag, und schloß mit Johnson für ein Honorar von 1575 Pf. St. den Contract ab. Während sich Johnson mit diesem riesenhaften Werke beschäftigte, arbeitete er noch andre Werke aus, die zu den Zierden der englischen Literatur zu zählen sind. Dahin gehört das Seitenstück zu seinem Gedichte London, the Vanity of human wishes, welches 1749 erschien, und eine Nachbildung der zehnten Satyre Juvenal's ist. In demselben Jahre ward auch sein Trauerspiel Irene auf's Theater gebracht, aber ausgezischt und bald vergessen. 1750 fing er eine Zeitschrift, the Rambler (der Herumstreifer) an, von welcher bis zum 24. März 1752 das 280ste und letzte Stück erschien. Sie ward als meisterhaftes Seitenstück zum Spectator mit dem allgemeinsten Beifalle aufgenommen, und Johnson erlebte noch die 10te Auflage davon. Er erhielt übrigens nur zehn fremde Beiträge zu demselben, und ist also weit eigentlicher der Verfasser des Rambler, als Addison Verfasser des Spectator. Endlich erschien im Mai 1755 sein berühmtes Dictionary of the English language, in 2 Foliobänden, durch welches er ein großes Ansehn in der englischen Sprache erlangte. Es übertraf die kühnsten Erwartungen, und wurde 1758 bereits zum 6ten Male aufgelegt. Johnson selbst veranstaltete im folgenden Jahre einen Auszug aus demselben. 1758 begann er darauf eine neue Zeitschrift: the Idler (der Müßiggänger), welche 1760 mit dem 103. u. letzten Stücke endigte. 1759 schrieb er seinen politischen Roman: History of Rasselas, Prince of Abyssinia. Um diese Zeit stand Johnson auf dem Gipfel seines Ruhms, und erhielt vom Hofe eine Pension von 300 Pf. St., die er auch bis an seinen Tod genossen hat. 1765 erschien die längst von ihm angekündigte neue Ausgabe der Werke des Shakspeare, welche unter der Erwartung der Kunstrichter blieb. In der That scheint Johnson diesem Werke nicht die ganze Fülle seines kritischen und ästhetischen Genies gewidmet zu haben. Nachmals vereinigte er sich mit Georg Steevens zu einer neuen Ausgabe desselben, welche zum ersten Male 1774, und zum zweiten Male 1778 in 10 Octav-Bänden erschien. Nachdem er noch einige politische Schriften herausgegeben hatte, ward er durch einen Zweifel an der Echtheit der ossian'schen Gedichte, welchen er öffentlich geäußert hatte, mit Macpherson, dem er vielleicht aus Vorurtheil gegen die Schotten nicht traute, in eine heftige Fehde verwickelt. Schon 70 Jahre alt, begann er noch das berühmte Werk: The Lifes of the most eminent English Poets, eine Reihe von Biographien, die sich durch meisterhafte Schreibart und viele scharfsinnige ästhetische Bemerkungen empfehlen, ob sie gleich von dem Vorwurfe der Parteilichkeit nicht ganz frei sind. Diese Biographien, denen die Poesien jedes Dichters beigefügt sind, erschienen von 1777 bis 1781, und wurden endlich 1790 in 68 Duodezbänden von neuem aufgelegt. Sie waren das letzte schriftstellerische Erzeugniß Johnson's. Von der Zeit an kränkelte er, und starb endlich 1784. Seine sämmtlichen Werke, mit Ausschluß der poetischen, sind 1786 von Hawkins zu London in 12 Groß-

Octav-Bänden herausgegeben. Sein Freund James Boswell und Arth. Murphy haben ſein Leben beſchrieben.

Jokaſta, ſ. Ödipus.

Jomelli (Nicolo), ein berühmter italieniſcher Tonſetzer, ward im J. 1714 zu Atelli im Königreiche Neapel geboren, ſtudirte zuerſt zu Neapel unter Durante, und nachher unter Prota, Mancini und Leo, die Compoſition. Anfangs ſetzte er Ballete, eine in Italien nur wenig geſchätzte Muſikart, durch welche er ſich auch ſo geringen Beifall erwarb, daß er es nicht wagte, ſich als den Verfaſſer ſeiner erſten komiſchen miſchen Oper (L'Errore amoroso) zu nennen, ſondern ſie unter dem Namen Valentino's, eines eben nicht ſehr berühmten Meiſters, aufführen ließ. Dieſe Oper, welche er in ſeinem 23ſten Jahre, wahrſcheinlich für das neue Theater in Neapel, ſetzte, erhielt jedoch einen großen Beifall, durch welchen er angefeuert wurde, in ſeinen Compoſitionen fortzufahren. 1738 ſchrieb er darauf ſeinen Odoardo für das florentiniſche Theater, und mit noch größrem Glücke, welches ihn bewog, 1740 nach Rom zu gehen, wo er mit ſeltner Auszeichnung aufgenommen wurde. Überhaupt ſchrieb er von 1740 bis 1748 für Rom 14 Opern, von denen Astianatte, Iphigenia und Cajo Mario zu bemerken ſind, in welcher letztern die treffliche Arie: Sposo, io vado a morir, beſonders ausgezeichnet wurde. Unter dieſen Opern ſind diejenigen nicht mitbegriffen, welche er in dieſer Zeit für Venedig und andre Städte verfertigte. Jetzt erhielt er die Stelle eines Kapellmeiſters an der St. Peterskirche. Als ſolcher componirte er unter mehrern Motetten auch den Pſalm: Benedictus Dominus Deus Israel, deſſen Muſik ein Meiſterſtück iſt. Der damalige Herzog von Würtemberg trug Jomelli ſeine Dienſte an, und dieſer genoß zu Stuttgart, wo er von 1748 bis 1765 blieb, des größten Ruhms und der ſchmeichelhafteſten Auszeichnung. Nach Italien zurückgekehrt, lud ihn der König von Portugal, Johann V., an ſeinen Hof ein. Ob er gleich dieſen Ruf ablehnte, ſo ſchrieb er doch eine beträchtliche Anzahl Opern für den König, auch überſandte er demſelben von allen ſeinen folgenden Arbeiten Abſchriften. In Rom ſetzte er darauf zwei Opern, Achille in Sciro und eine andre, welche aber beide nicht gefielen, weil er in Deutſchland den leichtern, gefälligern italieniſchen Styl, mit der gründlichen deutſchen Setzkunſt vertauſcht hatte. Er kam hierauf nach Neapel, wo er nicht glücklicher war, und am 28. Aug. 1774, wie man meint, aus Neid über die Palme, welche der Deutſche, Schuſter, errungen, und aus Verdruß über den unglücklichen Erfolg ſeiner Oper an einem Schlagfluſſe ſtarb. Gerber in ſeinem Tonkünſtlerlexicon weicht von dieſer Erzählung in Einigem ab. Kurz vor ſeinem Tode verfertigte er noch ein Miſerere, welches vorzüglich wegen der ſich ſtets gleich bleibenden Verkettung der beiden Chöre Bewunderung verdient. Schubart rühmt von Jomelli, er ſei der Schöpfer eines neuen Geſchmacks geweſen, welcher auch die Inſtrumentalmuſik hob, und eines der erſten muſikaliſchen Genie's. Sein feuriger Geiſt habe ſich durch großes harmoniſches Verſtändniß, Reichthum und Melodie, kühne Modulation, und unnachahmliche Inſtrumentation eine neue Bahn gebrochen. Er habe zuerſt das Stoccato der Bäſſe gebraucht, das muſikaliſche Colorit durch Crescendo und Decrescendo genauer beſtimmt, und gemeint, man müſſe den Inſtrumenten auch zu thun geben, um ſie zu bilden. Einige ziehen ſeine Opern ſeinen Kirchenſtücken vor. Im Kammerſtyle ſoll er nachläſſiger geweſen ſein. Man hat ihm überhaupt in ſeinen frühern Werken Mangel an gründlichem Satz, in ſeinen ſpätern Künſtelei und Schwerfälligkeit vorgeworfen.

Jomini (Baron Henri), General-Lieutenant und Adjutant des Kaisers Alexander, ein ausgezeichneter militärischer Schriftsteller, geb. zu Payerne (Peterlingen), im Waadtlande, um das Jahr 1775, diente in Frankreich in einem Schweizer-Regimente, als der 10. August 1792 die Auflösung dieser Truppen herbeiführte. Jomini wählte jetzt den Handel. Er war Oberstlieutenant bei der Landmiliz, als ihn Ney 1802 bei einer Sendung in das Waadtland kennen lernte, und sein Beförderer wurde. Jomini trat 1803 in ein pariser-Handelshaus; aber seine ganze Muße weihte er seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Studium der Taktik. Schon begann im J. 1804 der Druck seines Traité des grandes opérations militaires, als ihn Ney mit dem Grade eines Bataillonschefs bei seinem Generalstabe anstellte. 1805 ward er in Dienstsachen nach Wien zum Kaiser Napoleon gesandt, dem er die beiden ersten Bände seines Werks überreichte. Es fand Beifall, und Napoleon erhob den Verfasser zum Obersten. Darauf machte Jomini, als Chef vom Generalstabe des Marschalls Ney, die Feldzüge 1806 und 7 in Preußen und Polen mit, ward Brigade-General und Baron, folgte dann 1808 und 1809 dem Marschall nach Spanien, und trat in der Folge in den Ober-Generalstab, wo er jedoch mit Berthier uneins wurde, und deshalb seinen Abschied nehmen wollte. Er erhielt ihn nicht, begab sich aber in die Schweiz, und wurde erst 1812 wieder bei der großen Armee, die in Rußland eindrang, angestellt. Hier blieb er als Gouverneur in Smolensk, bis zu dem unglücklichen Rückzuge. Darauf nahm er, bei dem Ober-Generalstabe, an dem Feldzuge 1813 in Sachsen Theil. Allein nach Aufkündigung des Waffenstillstands von Pleischwitz verließ er heimlich das Heer in Schlesien, und ging den 14. August zu den Verbündeten über. Napoleon hatte ihm nämlich den Grad eines Divisions-Generals verweigert. Er ward von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt; allein Alexander ernannte ihn zum General-Lieutenant und zu seinem Adjutanten. Als solcher kämpfte er mit gegen die Franzosen. Hierüber machte ihm General Sarrazin in seiner Geschichte dieses Krieges so beleidigende Vorwürfe, daß Jomini an ihn schrieb und Genugthuung verlangte. Da er diese nicht erlangen konnte, ließ er die deshalb gewechselten Briefe (Correspondance entre le Général Jomini et le Gén. Sarrazin, sur la campagne de 1813.) drucken. Jomini befand sich 1815 im Gefolge des Kaisers Alexander in Paris, wo er das Ludwigs-Kreuz erhielt. Die erste Ausgabe seines oben genannten Werks erschien unter dem Titel: Traité de grande tactique, 2. vol. 8. m. e. Atlas, Paris 1805; die zweite unter dem Titel: Traité des grandes opérations militaires, oder: Relation critique et comparative des campagnes de Frédéric et de Napoléon. Die dritte Auflage erschien 1817. 8. vol. 8. mit 2 Atl. Der 7te und 8te Theil enthalten die Histoire critique et milit. des campagnes de la révolution. Jomini's Operationslehre beruht auf dem doppelten Grundsatze von der Zusammenziehung der Streitkräfte und von der Initiative der Bewegungen. Indeß hat er manchmal Napoleon auf Kosten Friedrichs des Großen, des ersten unter den neuern Taktikern, zu sehr erhoben. Doch bleibt sein Werk für die Kriegsgeschichte schätzbar, weil Jomini aus den Archiven des Kriegsministeriums und andern Amtsquellen geschöpft hat. Was Friedrichs Feldzüge betrifft, hat er aus Loyd und Tempelhof genommen. Kürzlich ist von ihm erschienen ein Tableau de la campagne d'automne en Allemagne, Paris 1817. und in den europ. Annal. 1817.

Jones (Sir William), einer der größten Orientalisten, wurde 1746 auf dem Gute seines Vaters in Wales geboren, und zeichnete sich in

der Schule zu Harrow durch Fleiß und Talent vor allen ſeinen Mitſchülern aus. Bereits in ſeinem 16. Jahre trat er als Dichter auf, und verfertigte ſeine Prolusions, welche er ſpäterhin unter dem Titel: Arcadia, drucken ließ. Im 18. Jahre bezog er die Univerſität zu Oxford, wo ſeine Vorliebe für das Studium der morgenländiſchen Literatur, und zunächſt der arabiſchen Sprache, rege gemacht wurde. Mit Hülfe eines jungen Mannes, der, aus Aleppo gebürtig, das gemeine Arabiſche fertig redete und ſchrieb, übte er ſich im Überſetzen aus dieſer Sprache, und legte ſich dann mit großem Fleiße auch auf die perſiſche Sprache, da er beider Zuſammenhang eingeſehen. Nicht minder ſtudirte er auch die neuern Sprachen, beſonders die italieniſche, ſpaniſche uud portugieſiſche. Hierauf ward er in ſeinem 19. Jahre Lehrer und Erzieher des jungen Grafen Spencer, und erhielt den Auftrag, Dolmetſcher der morgenländiſchen Sprachen zu werden, welchen er aber nicht annahm, und fing im 21ſten Jahre ſeines Alters an, ſeine Commentare über die aſiatiſche Poeſie auszuarbeiten, und beſchäftigte ſich mit Erlernung der ſineſiſchen Charaktere. 1768 überſetzte er für den König von Dänemark eine morgenländiſche Handſchrift, die Lebensbeſchreibung Nadir Shah's, und ward dafür zum Mitgliede der königl. Societät zu Kopenhagen ernannt. Vor dieſer Überſetzung, die 1770 in franzöſiſcher Sprache gedruckt wurde, ſteht eine Abhandlung über die morgenländiſche Poeſie, die viel Neues und Anziehendes enthält. Der Wunſch, noch unabhängiger den Wiſſenſchaften leben zu können, beſtimmte ihn 1770, das Amt eines Erziehers aufzugeben, und die Laufbahn eines Rechtsgelehrten zu betreten; dabei ſetzte er das Studium der morgenländiſchen Literatur eifrig fort, überſetzte im J. 1772 einen kleinen Band Gedichte, meiſtens aus aſiatiſchen Sprachen, und ward 1773 Mitglied der königlichen Societät zu London. Bei der Erlangung der Magiſterwürde ſchrieb er 1774 eine Rede, welche die gelehrten Kenntniſſe gegen den Vorwurf, als wenn durch ſie der männliche Geiſt entkräftet, die Freiheit beeinträchtigt und eine ſklaviſchen Unterwürfigkeit begünſtigt werde, zu ſchützen ſuchte. Zu Anfange des J. 1774 erſchien ſein treffliches Werk: über die aſiatiſche Dichtkunſt. 1778 lieferte er eine Überſetzung der Reden des Iſäus, welche das atheniſche Erbfolgerecht betreffen, mit Einleitung, kritiſchen und hiſtoriſchen Noten und Commentar begleitet. Nachdem er drei verſchiedne Reiſen nach Paris gemacht, und ſeine Überſetzung, der unter dem Namen Moallakat bekannten ſieben arabiſchen Gedichte vollendet hatte, ward er 1783 Oberrichter zu Fort William in Bengalen, und bei dieſer Gelegenheit in den Ritterſtand erhoben. Er ging im April d. J. nach Indien ab, und lieferte von der Inſel Hinzuan (Joanna), an der oſtafrikaniſchen Küſte, eine ſehr anziehende Beſchreibung. Im September landete er in Calcutta. Die Nebenſtunden, welche ſein neues Amt ihm ließen, widmete er auch hier wiſſenſchaftlichen Studien, die ſich beſonders auf den politiſchen und gelehrten Zuſtand Indiens bezogen. 1784 gründete er die gelehrte Geſellſchaft zu Calcutta, von deren Errichtung er im erſten Bande der Asiatic Researches umſtändliche Nachricht ertheilt. Nun ſtudirte er auch, als unentbehrliches Hülfsmittel zur Kenntniß der alten Geſchichte Indiens, die Sanſkritſprache mit dem größten Eifer. 1785 erſchien zu Calcutta eine periodiſche Schrift: The Asiatic Miscellany, deren Inhalt ſich meiſtentheils auf Indien bezieht. Die erſten beiden Bände enthalten ſehr viele Beiträge von Jones, welche rühmliche Beweiſe von der Gewandheit ſeines Geiſtes ablegen, der ſich den verſchiedenartigſten Gegenſtänden und Behandlungsarten anzuſchmiegen wußte. Ein Hauptzweck ſeiner literariſchen Bemühungen ging dahin, ſeinen

Landsleuten eine vollständige Sammlung von den Gesetzen der Hindu's und Moslemin mitzutheilen, zu welchem Ende er unter Mitwirkung des Gouvernements für das Geschäft des Sammelns eine hinlängliche Anzahl gelehrter Hindu's und Mohammedaner auswählte, den Plan des Ganzen entwarf, und die Handschriften nachwies, woraus es geschöpft werden sollte. 1789 gab er zu Kalkutta den ersten Band der obgedachten Researches der Societät heraus. Seine eignen Arbeiten machen den lehrreichsten Theil desselben aus. Während seines Lebens erschienen noch zwei Bände dieser Untersuchungen, die noch jetzt fortgesetzt werden. Sie enthalten die wichtigsten Aufklärungen über Geschichte, Alterthümer, Künste und Wissenschaften Asiens, besonders aber Indiens. In eben demselben Jahre lieferte Jones die englische Übersetzung der Sakontala, oder der Schicksalsring, eines höchst anziehenden Schauspiels des indischen Dichters Kalidasa. 1794 erschien seine Übersetzung der Verordnungen Menu's, welche das ganze indische System religiöser und bürgerlicher Pflichten enthalten. Jones besaß so reiche und mannichfaltige Kenntnisse in Künsten, Wissenschaften und Sprachen, als sie vielleicht noch Niemand, wenigstens nicht in einem höhern Grade, besessen hat. Sein ganzes Leben war von dem großen Gedanken beseelt, den Orient und Occident in engere geistige Verbindung zu bringen, die Literaturschätze des Morgenlandes, welche die reinen Grundlaute menschlicher Bildung enthalten, dem verfeinerten Europa mitzutheilen, und die Morgenländer sowol an ihre eigne Literatur zu erinnern, als für europäische Mittheilungen und Fortschritte empfänglich zu machen. Er starb im April 1794. Seine Werke, unter denen auch eine sehr gute persische Grammatik Auszeichnung verdient, sind in 6 Quartbänden zu London erschienen.

Jones (Inigo), ein ausgezeichneter englischer Baumeister und Zeichner. Er wurde 1572 zu London geboren und starb daselbst 1651. Früh entwickelte er große Talente in der Zeichnung und in der Landschaftsmalerei. Ein hoher Gönner, dem seine Arbeiten in die Hände fielen, gab ihm die Mittel, nicht allein Italien, sondern auch einen großen Theil Europa's durchreisen zu können. Nachdem Jones diese Reise vollendet hatte, ließ er sich zu Venedig nieder, wo er Palladio's Werke studirte und sich bereits einen glänzenden Ruf erwarb. Von dort führte ihn der König von Dänemark, Christian IV., nach Kopenhagen, dessen Schwester, nachherige Gemahlin Jacob I. von England, ihn als ihren Architekten mit nach Schottland nahm. Er ging noch einmal nach Italien, und kehrte darauf nach London zurück, wo ihm von Jacob I. die Oberaufsicht über alle königliche Gebäude übertragen wurde. Dieses ehrenvolle Amt bekleidete er auch unter Carl I. und II. bis an seinen Tod. Seine vorzüglichsten Werke hat er erst nach seiner zweiten Reise nach Italien ausgeführt. Ihm hat man die Zeichnungen des Palastes von Whitehall, so wie den Plan zu dem anatomischen Theater in London zu verdanken. Er hat ferner die Kapelle der Königin Catharina in dem Palaste von St. James, die Kirche, den Markt von Covent-Garden und viele andre (im Vitruvius Britannicus namhaft gemachte) Werke aufgeführt. Seine Zeichnungen sind 1727 und 1744 von M. Kent und Isaac Ware herausgegeben worden. Auch hat er sehr anziehende Bemerkungen über die Baukunst des Vitruv und Palladio hinterlassen, welche der englischen Übersetzung des Vitruv von Lioni (London 1742) beigefügt worden sind.

Jongleurs (jetzt die allgemeine franz. Benennung für Gaukler, Marktschreier,) waren zu den Zeiten der Troubadours Leute, welche

eignen oder fremden Gesang durch Harfe, Zither oder Leier begleiteten. Sie standen späterhin nicht in besonderm Rufe, da sie sich zu Gauklern herabwürdigten, und sich durch Unsittlichkeit verächtlich machten.

Jonson (Benjamin), oder Johnson, gewöhnlich zusammengezogen Ben Jonson genannt, ein engl. dram. Dichter, ward 1574 aus einer alten schottischen Familie geboren. Da ihm sein Vater kein Vermögen hinterlassen hatte, nahm er Kriegsdienste und zeichnete sich in den Kriegen in Flandern aus. Nach dem Frieden widmete er sich der Poesie, und brachte es in seinen theatralischen Schriften so weit, daß ihn Einige für den Wiederhersteller, oder wol gar für den Gründer des englischen Theaters hielten. Er stand bei seinen Landsleuten in solchem Ansehn, daß man seinen Leichenstein mit der Inschrift: „O seltner Ben Jonson!" schmückte. Er war ein jüngerer Zeitgenosse, und sogar Nebenbuhler Shakspeare's, und starb 1637. Um ein Urtheil über ihn zu fällen, können wir uns auf Wilhelm Schlegel berufen. Ben Jonson war ein dramatischer Schriftsteller, der im Schweiße seines Angesichts, aber mit geringem Erfolge, das englische Schauspiel nicht romantisch, sondern nach dem Muster der Alten auszubilden strebte. Er fand an Shakspeare einen bereitwilligen Aufmunterer seiner Talente. Sein erstes, noch ziemlich unvollkommnes Stück: Every man in his humour (Jedermann in seiner Laune), wurde durch Shakspeare's Empfehlung auf die Bühne gebracht, und an seinen Sejan legte dieser sogar selbst Hand, ja er übernahm in beiden eine Hauptrolle. Trotz aller Schulgelehrsamkeit, worin er dem Shakspeare überlegen war, fielen seine Stücke entweder ganz und gar durch, oder sie erhielten doch nur einen geringen Beifall. Ben Jonson besaß allerdings einen sehr gründlichen Verstand; er war sich bewußt, daß er die Kunst mit Ernst und Eifer ausübe, und sein Streben ging dahin, dem engl. Drama Regelmäßigkeit und Correctheit zu geben; daß ihm aber die Natur die Grazie versagt hatte, ahnete er freilich nicht. Somit war er recht eigentlich zum kritischen Dichter gemacht, im guten und bösen Sinne des Worts: und es gelang ihm meistens in derjenigen Gattung, woran der Verstand den meisten Antheil hat, am besten. Man hat von ihm zwei tragische Versuche, Sejan und Catilina, dreizehn Lustspiele und eine Menge sogenannter Masken. Der Tragödie entsagte er nach dem mißlungnen Versuche mit den beiden so eben erwähnten; dagegen widmete er sich desto eifriger dem Charakter-Lustspiele, in welchem er mehr ernsthaft spottet, als Lachen erregt; auch zeigt sich mehr Beobachtungsgeist als Phantasie darin. Außer oben erwähntem: Jedermann in seiner Laune, sind noch zu merken: Jedermann außer seiner Laune; Volpone; der Alchymist; Epicöne, oder das stumme Mädchen, und der dumme Teufel. Seine Masken sind allegorische Gelegenheitsstücke, welche zum Theil bei Hofe aufgeführt wurden, eine Gattung, die mit ihm fast wieder ausgestorben ist; späterhin hat nur noch der Komus von Milton in derselben einigen Ruhm erlangt. Ben Jonson's Werke sind 1716 in 6, und 1757 in 7 Octav-Bänden zu London erschienen.

Jordan. Dieser durch heilige Erinnerungen merkwürdige Fluß entspringt am Fuße des Gebirges Antilibanon in Syrien (Paschalik Damascus), bildet den See Genezaret oder Tiberias, durchschneidet Palästina von Norden nach Süden, nimt den Kidron auf und ergießt sich in's todte Meer. Seine Ufer, sonst belebt und angebaut, sind jetzt wüst, und langsam wälzt sich sein gelbes Wasser im Sande fort. Die Hebräer nannten ihn Jordan, d. h. Fluß des Gerichts; bei den Arabern heißt er Nahar-el-Chiria (Fluß der Furt). Den religiösen Abwa-

schungen in diesem Flusse schreiben sie Heilkräfte zu, und für Juden und Christen ist er ein Gegenstand ehrfurchtsvoller Betrachtung. E.

Jornandes, eigentlich Jordanes, ein Alane. Er lebte unter Kaiser Justinian, war Notarius, trat aber in den Mönchsstand und wird fälschlich als Bischof von Ravenna aufgeführt. Er hat sich als Historiker einen bleibenden Namen erworben. Sein Werk: De Gothorum origine et rebus gestis, und seine Chronik: De regnorum et temporum successione, welche beide bis 552 reichen, sind von großer Wichtigkeit, obgleich in barbarischem Latein geschrieben. Sie finden sich in Muratori's Script. rerum ital.

Joseph war als der spätgeborne Sohn der geliebten Rahel ein Gegenstand der besondern Zärtlichkeit seines Vaters Jacob und des Neides seiner Brüder. Erbittert durch den Vorzug, den ihm der Vater gab, und durch den Übermuth, den sie in der Bedeutung seiner unschuldigen Träume zu entdecken glaubten, verkaufen sie ihn, um sich seiner zu entledigen, an ismaelitische Sklavenhändler, durch welche er in das Haus Pothiphar's, eines der vornehmsten Staatsbeamten in Ägypten, kommt. Die Klugheit und Treue, womit er die Güter seines Herrn verwaltet, milderte seine Lage, und durch seinen Widerstand gegen die wollüstigen Zumuthungen der Frau Pothiphar's erwirbt er sich auf ewige Zeiten den Beinamen des Keuschen. Sein Betragen in dieser Versuchung zeigt von einer Geistesstärke und Frömmigkeit, die an einem Jünglinge von 20 Jahren in Erstaunen setzt, aber ihn zugleich zum Opfer der Rachsucht des verschmähten Weibes machte. Doch auch in dem Gefängnisse, worin ihre Beschuldigungen ihn bringen, weiß er sich das Vertrauen des Aufsehers zu erwerben, und die trostvolle Auslegung, die er dem gleichfalls verhafteten königlichen Mundschenken von einem Traume gibt, bahnt ihm den Weg zum glänzendsten Glücke. Denn da der Mundschenk wieder zu Gnaden gekommen, erinnert er sich bei Gelegenheit eines Traumes, um dessen Deutung sich Pharao und der ganze Hof bekümmert, des hebräischen Knechts, der im Kerker ihm den seinigen so glücklich und sicher gedeutet hatte. Joseph wird gerufen und erklärt den Traum des Königs von den 7 fetten und 7 magern Kühen, mit Geistesgegenwart und Kenntniß des Landes, von 7 fruchtbaren und 7 unfruchtbaren Jahren, die Ägypten nach einander zu erwarten habe, und gibt dabei so zweckmäßige Vorschläge zur Sicherung des Volks vor Mangel an die Hand, daß Pharao ihm auf der Stelle die Ausführung derselben überträgt. Die großen Verdienste, die er sich hierbei um Ägypten erwirbt, rechtfertigen ganz das Vertrauen des Königs, der ihn Vater des Vaterlandes genannt, und zum Zweiten im Reiche gemacht hatte. Verheirathet mit der Tochter eines ägyptischen Großen, im Besitze der höchsten Gewalt und Würde nach dem Könige, so wie der Liebe des Volks, sieht Joseph alle seine Wünsche befriedigt, außer der Sehnsucht nach den Seinigen. Aber auch diese will die Vorsehung ihrem Lieblinge gewähren. Seine Brüder kommen in den Jahren der Theurung, um Korn aus den von ihm angehäuften Magazinen zu kaufen. Ohne sich ihnen gleich zu erkennen zu geben, sucht er sie durch einige harte Proben zur Reue über das, gegen ihn begangne Unrecht zu bewegen, und ihre Gesinnungen zu erforschen, bis endlich sein Herz ihn übermannt und in ihre Arme wirft. Höchst rührend ist dies Erkennen und die Scene, wo Joseph den, mit seiner Familie nach Ägypten gerufenen Vater wiedersieht. Er, den seine Brüder verstoßen hatten, wird nun ihr Wohlthäter, wofür Jacob bei seinem letzten Segen seinen beiden Söhnen gleiche Rechte mit den übrigen Brüdern gibt; daher zwei Stämme.

Manasse und Ephraim, das Andenken Josephs unter den Hebräern erhalten. Niemand kann ohne lebhafte Theilnahme so große Talente, so seltne Tugenden und Verdienste, so ausgezeichnete und wunderbare Schicksale in einem Manne vereinigt sehen, der den ältesten Zeiten der Menschengeschichte angehört. Die Erzählung seines Lebens ist unstreitig die schönste Partie in den mosaischen Schriften, und obgleich sie Jedermann weiß, fürchten und hoffen immer noch Junge und Alte beim Wechsel seines Glücks, wenn sie die einfache Darstellung jener Urkunde lesen. Darum ist Joseph auch ein Lieblingsstoff der Kunst; gute und schlechte Gemälde haben die Scenen seines Lebens verewigt, zahllose Poesien und Romane haben, meist ohne ihr Original zu erreichen, die Züge seines Charakters und den Gang seiner Schicksale nachgeahmt, und erst neuerdings ist er in Mehul's Oper: Jacob und seine Söhne, wieder auf die Bühne getreten und durch den Zauber der Tonkunst verherrlicht worden. E.

Joseph I., römisch-deutscher Kaiser, Sohn Leopolds I. Er war zu Wien den 26. Juli 1678 geboren, und empfing schon 1689 die ungarische, und bald darauf die römische Königskrone. 1705 trat er die Regierung wirklich an, deren kurze Dauer durch Kriege in den Niederlanden, Ungarn, Deutschland, Italien und Spanien bezeichnet war. Er war ein Fürst von edler Gesinnung, aber zu geringer Thätigkeit. Um das deutsche Reich machte er sich vornämlich durch Wiederbelebung des Reichskammergerichts verdient. Die Protestanten erfreuten sich unter seiner milden Regierung der Duldung und mehrerer Freiheiten. Er starb den 17. April 1711.

Joseph II., römisch-deutscher Kaiser, Sohn Franz I. und der Maria Theresia. Die Zeiten, wo dieser seltne Monarch die Welt betrat (13. März 1741), waren eben so kriegerisch, seine Staaten eben so unruhig, als damals, wo sein brechendes Auge wieder Abschied von ihr nahm. Schon war Friedrich der Große Besitzer der einen Hälfte Schlesiens, schon näherte sich das baierische Heer den österreichischen Grenzen, und erst 7 Jahre darauf machte der aachner Friede dem Kriege ein Ende. So waren es denn Nachrichten von Schlachten, von Eroberungen und Verwüstungen, die Joseph statt der Wiegenlieder und Feenmährchen hörte, und vielleicht trugen diese dunkeln Eindrücke dazu bei, in ihm späterhin den kriegerischen Geist zu erzeugen, der sich mit seiner übrigen menschenfreundlichen Gesinnung nicht zu vertragen scheint. In den Wissenschaften blieb Joseph hinter seinem Bruder (Leopold II.) zurück; doch zeigte er muntern Geist und Scharfsinn, und machte besonders in den Sprachen, der Mathematik und Musik gute Fortschritte. Die Handlungsweise seiner Mutter trug wahrscheinlich Vieles zur Bestimmung seines Charakters bei. Sein lebhaftes Temperament und ihr strenger Wille mußten sich natürlich oft begegnen; er gehorchte aus Ehrfurcht, aber ohne Überzeugung und mit zurückgehaltenem Unwillen. Sie war fromm; der Sohn bemerkte, wie sehr ihre andächtige Denkungsart gemißbraucht wurde; und so bekam er eine unbesiegbare Abneigung gegen die Geistlichkeit. Sie legte einen zu hohen Werth auf die Geburt, und so faßte er früh einen Widerwillen gegen unverdiente Vorzüge, und sah in dem Menschen zunächst nur den Menschen. Unterdessen war der siebenjährige Krieg ausgebrochen; alles war bereit, daß der Thronerbe zum Heere abgehen sollte, als Theresia ihren Entschluß zurücknahm. Er vermählte sich 1760 mit Elisabeth von Parma, die er zärtlich liebte, aber schon bei ihrer zweiten Niederkunft wieder verlor. Von seiner zweiten Gemahlin, der baierischen Prinzessin Josephe, mit

der er nicht so glücklich lebte, wurde er auch durch den Tod bald wieder getrennt. Nach dem hubertsburger Frieden ward Joseph, 1764, zum römischen König erwählt, und ein Jahr später, nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, Oberhaupt des deutschen Reichs. Seine Mutter erklärte ihn zwar zum Mitregenten der Staaten seines Hauses, und übertrug ihm die Verwaltung des Heeres; aber die eigentliche Regierung blieb in ihren Händen. Joseph hatte während des Kriegs Veranlassung gehabt, aufmerksam auf den großen Gegner seines Hauses zu werden, ihn zu bewundern und sich zum Muster zu nehmen. Von diesem Muster durchdrungen, trat er seinen erhabnen Beruf an; da er jedoch, das Kriegswesen ausgenommen, welches er mit Lascy verbesserte, wenig freie Hand hatte: so benutzte er diese Zeit zum Reisen, um seine Staaten selbst kennen zu lernen. Auf einer derselben besuchte er, als Graf von Falkenstein (25. Aug. 1768), Friedrich den Großen im Lager bei Neisse. Die beiden Monarchen setzten sich über den Zwang des Ceremoniels hinaus, unterhielten sich geheim und vertraut, und man sah sie wie zärtliche Freunde mit einander umgehen. Im folgenden Jahre erhielt der Kaiser im Lager zu Mährisch-Neustadt einen Gegenbesuch von Friedrich. Bald darauf kam die erste Theilung Polens zu Stande. 1777 besuchte der Kaiser Paris und verweilte 6 Wochen dort. Jedermann war von ihm entzückt. Als am Ende dieses Jahres der Kurfürst von Baiern starb, brach zwischen Österreich und Preußen der bekannte Erbfolgekrieg aus, dem jedoch Theresia ohne Vorwissen und gegen den Wunsch ihres Sohnes, der vor Begierde brannte, sich mit seinem großen Gegner im offnen Felde zu messen, ein Ende machte. Endlich, 1779, trat Joseph in den vollen Besitz seiner Erbstaaten. Vierzig Jahr alt, gesund, voller Feuer, Gebieter über mehr als 22 Millionen Menschen und über ein vortreffliches Heer, erregte er die Erwartung von ganz Europa. Sein Volk betete ihn an; nur der inländische Adel und die Geistlichkeit glaubten, ihn fürchten zu müssen. Dennoch geschah es, daß bereits nach einigen Jahren das Mißvergnügen über ihn unter allen Ständen allgemein war. Es sei uns erlaubt, einige von den Verfügungen und Einrichtungen Josephs, die zum Theil sehr beifallswürdig waren, wodurch er sich aber den Haß der Großen und der Geistlichkeit zuzog, hier kürzlich namhaft zu machen. Er führte die Conduitenlisten, d. h. Verzeichnisse der Staatsdiener von ihren Chefs geführt, mit Bemerkungen über ihre Persönlichkeit, ihren Fleiß, ihre Talente ꝛc. und größere Preßfreiheit ein, hob die Verbindung zwischen den Ordensleuten und Rom auf, und verminderte zum Theil die früher ausgesetzten Pensionen. Durch christliche Duldung ward die jüdische Nation gehoben, die Leibeigenschaft vernichtet, alle Nonnenklöster und viele Mönchsklöster eingezogen; besonders alle die, welche keine Schulen hatten, oder nicht Kranke pflegten, oder deren Mönche nicht predigten. Im Frühjahre 1782 hatte man den seltnen Anblick, den Papst Pius VI. in Wien einen Besuch abstatten, geistliche Handlungen verrichten und Segen austheilen zu sehen, während Joseph fortwährend Klöster einzog, so daß acht Jahre später die Zahl der Ordensleute in seinen Staaten von 63,000 auf 27,000 gesunken war. Durch ein neues Gesetzbuch hob er die Todesstrafen auf. Alle Zweige der Staatsverwaltung, die öffentliche Erziehung, die Polizei, das Kirchenwesen und der Landbau wurden verbessert. Die Reform, welche er mit Ungarn vornahm, welches Königreich er seinen übrigen deutschen Staaten ganz gleich machen wollte, bewirkte leider einen Aufruhr der Wallachen, welchen er nur durch die Hinrichtung ihrer Anführer, des Horia und Closka, zu dämpfen im

Stande war. Hierauf folgte 1784 der Streit mit den Holländern über die freie Schiffahrt auf der Schelde, und die Unterhandlungen, um die Niederlande gegen Baiern zu vertauschen, welchen sich der deutsche Fürstenbund 1785 entgegenstellte. 1787 reiste er, abermals als Graf von Falkenstein, in die Krimm, wo ihm Catharina in Cherson die glänzendsten Feste gab. Als Joseph wieder nach Wien zurückgekehrt war, traf ihn eine Reihe von Unglücksfällen, die nur mit seinem Tode endigte. Die Niederländer brachen in einen Aufruhr aus; Joseph hob alle Neuerungen wieder auf, und die Ruhe schien zurückzukehren. Am 9. Februar 1788 erklärte er den Türken den Krieg. Dieser schien in den ersten Monaten eine günstige Wendung für die Österreicher zu nehmen; dann aber wurde er desto unglücklicher geführt. Sie mußten sich zurückziehen und litten außerordentlich an den Folgen der unerträglichen Hitze und der ungesunden Gegend. Joseph selbst kam, erschöpft an Seele und Leib und niedergebeugt durch das Unglück seiner Heere, im December krank in Wien an. Obgleich im folgenden Jahre das Glück den österreichischen Waffen wieder günstig ward, Belgrad sich an Laudon ergab und die Russen große Fortschritte machten: so war doch während dieser Triumphe ganz Deutschland um das Leben seines Kaisers besorgt, der von Schmerzen des Leibes und der Seele umlagert war. Mit dem November dieses Jahres wurde das neue Steuergesetz eingeführt, eine der Hauptursachen aller, Joseph nachher zugestoßnen Unglücksfälle. Edelleute und Bauern bezeigten sich gleich unzufrieden damit, und die Losung zur allgemeinen Unordnung und zum offnen Streite war gegeben. Hierzu kam, daß die Niederländer in dieser Zeit völlig in Aufruhr geriethen, sich für frei erklärten, die kaiserlichen Truppen aus allen Provinzen vertrieben, und nur noch Luxemburg in des Kaisers Gewalt ließen. Joseph zeigte sich zur Nachgiebigkeit geneigt, aber die Niederländer wiesen jeden gütlichen Vorschlag trotzig von sich. Auch die Ungarn, bei denen die allgemeine Unzufriedenheit nur unter der Asche geglommen hatte, empörten sich um diese Zeit, und verlangten ihre Rechte und ihre alte Verfassung zurück. Da erklärte Joseph, zum Erstaunen von ganz Europa, im Jan. 1790, alle während seiner Regierung erlassenen Verordnungen für aufgehoben, und zerstörte so mit einem Schlage sein mühsames Werk. Tirol zeigte sich ebenfalls unzufrieden, und Joseph eilte, auch dort wieder Alles auf den vorigen Fuß zu setzen. Wir wollen es nicht versuchen, mit Worten zu schildern, welchen Eindruck die Nothwendigkeit, demüthigende Schritte thun zu müssen, auf Josephs Geist machen mußte. Die Folge zeigte es: schon im Febr. 1790 fühlte er, daß er sich mit großen Schritten dem Tode nähere: am 20sten Morgens um 5 Uhr war er bereits nicht mehr unter den Lebendigen. Joseph war von mittler Größe; sein Temperament war äußerst lebhaft; schnell ergriff er und eben so schnell verwarf er wieder, immer geneigt zu wirken, zu herrschen, zu zerstören und zu bauen. Furchtlosigkeit in Gefahren war ein Hauptzug seines Charakters. Er hatte ein starkes lebendiges Gefühl von der Würde der Menschheit, und ehrte sie in Jedem. Er fühlte, daß das Conventionelle nicht nothwendig sei, daß jeder rechtschaffne Mann einen Anspruch auf die Achtung des Andern machen könne, und wenn dieser Andre durch die Umstände auch noch so hoch gestellt sei. Er ließ den bisher verschlossnen Augarten zum Spaziergange öffnen und über den Eingang die Inschrift setzen: „Allen Menschen geweiht von ihrem Schätzer." Als man ihn einst bat, den Prater nur einzelnen Ständen zum Spaziergange zu erlauben, damit man sich hier mit seines Gleichen vergnügen könne,

schlug er es ab und setzte hinzu: „Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft zu den Kapuzinern steigen, und darin meine Tage zubringen.“ Friedrich der Große schrieb an Voltaire folgendermaßen über ihn: „Kurz, es ist ein Kaiser, wie Deutschland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen; unter Schmeicheleien groß geworden, ist er doch bescheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch seinen Ehrgeiz der Pflicht auf.“ Offenbar war Josephs Lieblingsidee, Selbstherrscher im eigentlichen Verstande zu sein und die große Maschine des Staats ganz einfach durch sich selbst zu lenken. Alles, was er durch eignes Nachdenken oder durch Kenntniß andrer Länder als eine nützliche Einrichtung ansah, wollte seine große Seele auch wirklich bei sich einheimisch machen. Aber er bedachte nicht genug, daß er es mit andern Menschen, mit andern Verhältnissen zu thun habe, daß eine lange Gewohnheit, ein, durch das Alter geheiligter Gebrauch sich nicht mit einem Male verändern lasse, daß die Menschen, auf die er wirken wollte, nicht die Kenntniß und Erfahrung besäßen, die er sich gesammelt hatte. Wenn ihm eine nützliche Erfahrung begegnet war, sollte sie auch wirksam werden. Aber Niemand verstand ihn, oder wollte ihn verstehen, und Vorurtheil und Eigennutz stellten ihm tausend Schwierigkeiten entgegen. Dieser Widerspruch aus so unlautern Quellen bewirkte dann natürlich Unbiegsamkeit und Härte in seinen Entschließungen. Man wird unwillkürlich von dem Gefühle einer sanften Wehmuth ergriffen, wenn man dem Andenken Josephs eine ernsthafte und anhaltende Betrachtung widmet. Ein Weiser, der immer das Gute wollte, und es doch nur so selten ausführen konnte! Ein Regent, der seine Staaten zu beglücken suchte, und sie unglücklich machte! Ein Vater, der sich für seine Kinder aufopferte und dem sie es nicht dankten! Ein Mensch, der alle Menschen liebte, und von ihnen nicht wieder geliebt, ja endlich sogar gehaßt wurde! Sein früher Tod gewährte ihm nicht einmal den Trost, aus den harten Schlägen des Schicksals, die er erdulden mußte, die Belehrungen ziehen zu können, die darin liegen, und mit deren Hülfe er vielleicht Alles wieder gut gemacht haben würde, was sein zu großer Eifer verdorben hatte. Kraftvolle, rasche Menschen lassen sich selten durch die Warnungen der Geschichte, oder durch den vorsichtigen Rath ihrer Freunde leiten; im Vertrauen auf ihre Kraft wollen sie Alles selbst versuchen. Joseph konnte die Schule der Erfahrung nicht beenden, und die Schule der Könige ist doch so schwer und lang! Man denke sich ihn als einen sechzigjährigen Mann, mit kühlerm Blute, mit der Klugheit des Alters, mit den großen und theuren Erfahrungen seiner frühern Jahre, würde er da nicht der beglückendste und glücklichste Regent der Erde geworden sein? Achtung, Ehrfurcht und Mitleiden dem Helden, der in der Mitte seines Berufes gefallen ist! Der jetzige Kaiser von Österreich, Franz I., sein Neffe, hat ihm in Wien 1807 ein glänzendes Denkmal durch den Bildhauer Zauner errichten lassen. Anziehend sind die Anekdoten- und Charakterzüge von Kaiser Joseph II., in 3 Theilen, und Pezzl's Charakteristik desselben, Wien 1790. Auch in Dohm's Denkwürdigkeiten finden sich wichtige Aufschlüsse über Josephs Regierung und Reformenwesen. Als ein wichtiger Beitrag zur Charakteristik Josephs II. kann eine Sammlung von Briefen betrachtet werden, von welchen 1821 die erste, und 1822 die zweite Aufl. bei dem Herausgeber dieses Lexicons erschien. Ihr Titel ist: Briefe von Joseph II., als charakteristische Beiträge zur Lebens- und Staatsgeschichte dieses unvergeßlichen Selbstherrschers. Bis jetzt ungedruckt.

Zweite mit einer Einleitung: Beiträge zur Würdigung Kaiser Joseph II., vermehrte Auflage. (Preis 1 Thlr. 8 gr.)

Josephus Flavius, ward im J. 37 nach Chr. Geb. zu Jerusalem aus dem Priesterstande geboren, und gab schon in der frühsten Jugend einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn zu erkennen. So ward er die Zierde der pharisäischen Sekte, zu der er sich bekannte. Er war eine Zeitlang Statthalter von Galiläa, und erhielt späterhin den Befehl des jüdischen Heers, in welcher Eigenschaft er mit Muth, Kenntniß und Entschlossenheit in der Festung Jotapata von Vespasian und Titus eine siebenwöchentliche Belagerung aushielt. Durch Verrath ward die Festung den Feinden überliefert, 40,000 Einw. wurden niedergehauen, 1200 zu Gefangnen gemacht. Josephus hatte sich in einer Höhle versteckt, wo man ihn jedoch bald entdeckte, und dem römischen Feldherrn überlieferte. Dieser wollte ihn eben dem Nero übersenden, als es, wie man sagt, Josephus gelang, durch die Prophezeihung, daß Vespasian einst Kaiser werden würde, sich dessen Gunst und Freiheit zu verschaffen. Dies bewog ihn, als er mit Titus vor Jerusalem gezogen war, seine Landsleute zur Unterwerfung aufzufodern, welche Ermahnung jedoch unbeachtet blieb. Nach der Eroberung Jerusalems ging er mit Titus nach Rom, und schrieb, als Augenzeuge, seine Geschichte des jüdischen Krieges in 7 Büchern, hebräisch, dann griechisch, ein Werk, das unter allen Geschichtsbüchern dem Livius am nächsten kommt. Seine jüdischen Alterthümer (in 20 Büchern) sind ebenfalls trefflich; sie enthalten die Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis gegen das Ende der Regierung Nero's; doch wirft man diesem Werke vor, daß es die Wunder Christi entstelle, auch alles dasjenige unterdrücke oder mindere, was im Stande gewesen wäre, die sogenannten Heiden zu beleidigen. Als kluger Politiker deutete er die Weissagung des Messias auf den Kaiser Vespasianus. Seine zwei Bücher vom Alterthume des jüdischen Volks enthalten kostbare Bruchstücke von alten historischen Schriftstellern, und sind gegen Apion, einen alexandrinischen Grammatiker und erklärten Widersacher der Juden, gerichtet. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Havercamp, Amsterdam 1729, in 2 Foliobänden, griech. und lat. Neuste A. von Oberthür (Leipz. 1781—85.). Deutsch von Friese.

Jourdan (Jean Baptiste), Graf, Marschall und Pär v. Frankreich, geb. 1762 zu Limoges, wo sein Vater Wundarzt war, trat 1778 in Kriegsdienste und focht in Amerika. Nach dem Frieden kam er zurück und widmete sich der Handlung. 1790 nahm er Dienste bei der Nationalgarde; 1791 führte er ein Bat. Freiwilliger zur Nordarmee; im Mai 1793 ward er Brigadegeneral, zwei Monate darauf Divisionsgeneral. In der Schlacht bei Hondscoote erstieg er an der Spitze der Truppen die feindlichen Verschanzungen; darauf übernahm er an Houchard's Stelle den Heerbefehl. Den 17. Oct. erfocht er nach 48 stündigem Kampfe den Sieg bei Wattignies gegen den Prinzen v. Koburg, weil er aber, gegen die Meinung des Wohlfahrtsausschusses, mit neugeworbnen Truppen ohne Kriegszucht nicht sogleich angriffsweise verfahren wollte, erhielt Pichegrü den Oberbefehl; doch gab man Jourdan bald darauf an Hoche's Stelle das Commando der Moselarmee. Er eröffnete den Feldzug durch den Sieg bei Arlon, bewirkte hierauf die Vereinigung seines Heeres mit dem rechten Flügel der Nordarmee, ging über die Sambre, belagerte Charleroi, und erkämpfte im Juni 1794 den Sieg bei Fleurus, wodurch er Herr von Belgien wurde und die Verbündeten bis über den Rhein trieb, so daß Mastricht und Luxenburg fallen mußten. Man kann also Jourdan als den Eroberer Belgiens und

des linken Rheinufers ansehen; Provinzen, die Frankreich bis 1814 behauptete. Im Sept. 1795 ging er bei Bonn, Neuwied und Düsseldorf über den Rhein, während Pichegrü bei Manheim dasselbe that. Doch konnte sich Jourdan auf dem rechten Ufer nicht behaupten. Er kam hierauf an Pichegrü's Stelle, und unternahm 1796 den berühmten Überfall am rechten Rheinufer, worauf er Franken eroberte und gegen Böhmen und Regensburg vordrang. Allein der Erzherzog Carl schlug ihn, und sein Rückzug bis über den Rhein ward zuletzt unordentliche Flucht, worauf Beurnonville den Oberbefehl übernahm. Jourdan kehrte darauf nach Limoges in den Privatstand zurück. Im März 1797 wurde er zum Mitglied des Raths der Fünfhundert gewählt, und war zweimal Präsident desselben. Unveränderlich fest hielt er an der Republik. Er stand auch hier seinem Nebenbuhler Pichegrü gegenüber. In den Vorgängen des 18. Fructidor war er auf der Seite des Directoriums. Er war es, der das Gesetz der Conscription in Vorschlag brachte. Hierauf zum Befehlshaber der Donau-Armee ernannt, ging er d. 1. März 1799 über den Rhein, drang in Schwaben ein, griff den Erzherzog Carl an, wurde aber am 25. März bei Stockach geschlagen und mußte sich zurückziehen. Am 10. Apr. ward er durch Massena abgelöst. Nach der Revolution d. 18. Brumaire (9. Nov.), der er sich widersetzte, erhielt er im Juli 1800 die Verwaltung von Piemont. 1802 kam er in den Staatsrath und ward für den Senat gewählt. Darauf ernannte ihn Napoleon 1803 zum Chef der italienischen Armee und 1804 zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion. Da er im Sept. 1805 erklärte, daß seine Armee zu schwach sei, erhielt Massena den Oberbefehl, er aber ward 1806 unter König Joseph Obergeneral in Neapel und ging mit demselben 1808, als Majorgeneral, nach Spanien. Aus Verdruß, daß man ihm alle Unfälle zur Last legte, zog er sich zwar 1809 zurück; allein als Napoleon den Krieg gegen Rußland unternahm, befahl er Jourdan, auf seinen Posten nach Spanien zurückzukehren. Doch Joseph verlor am 21. Juni 1813 die alles entscheidende Schlacht von Vittoria, und Jourdan wohnte seitdem, von Geschäften entfernt, zu Rouen. 1814 ward er Gouverneur der 15. Militär-Division. Hier erklärte er sich für Ludwig XVIII. Den 10. März 1815 schwor er dem König auf's neue, und ging, nachdem dieser Fürst Frankreich verlassen, auf sein Landgut. Napoleon ertheilte ihm die Pärswürde im Juni, und trug ihm die Vertheidigung von Besançon auf. Nach Ludwigs Rückkehr war Jourdan einer der ersten, der sich für ihn erklärte. Darauf führte er an Moncey's Stlle den Vorsitz in dem Kriegsgerichte über den Marschall Ney, das sich für incompetent erklärte. 1816 sandte ihm der König von Sardinien sein Porträt, als ein Zeichen seiner Dankbarkeit für die treffliche Verwaltung Piemonts im J. 1800 zu, und Ludwig XVIII. ernannte ihn 1817 zum Gouvernenr der 7. Militär-Division und 1819 zum Pär. Er gehört zu der liberal-constitutionellen Partei.

Journal, s. Buchhalterei.

Journale. Mit dem Worte Journal bezeichnet man ein Tagebuch überhaupt, am häufigsten aber im gemeinen Leben periodisch (besonders monatsweise) erscheinende Blätter aller Art. Unter den europäischen Ländern sind es hauptsächlich drei, in denen dieser Zweig der Literatur Unterstützung findet: England, Deutschland und Frankreich. In dem erstgenannten Lande finden besonders politische Zeitschriften lebhaften Beifall, und wenn sich gleich die Zahl der Journale dieser Art, die in Frankreich nie sehr groß war, in Deutschland in den Jahren der französischen Tyrannei beträchtlich verminderte, indem selbst einige der

gelehrtesten Zeitschriften ihrer Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe wegen unterdrückt wurden: so zeigte doch die große Zahl neu entstandner und glücklich mit einander wetteifernden politischen und sonstigen gemeinnützigen Blätter, die seit der Befreiung von Deutschland allgemein verbreitet sind, daß der Gemeingeist der Deutschen keineswegs erloschen, sondern nur dessen Äußerung einige Zeit unterdrückt war. Der Nutzen der Journale ist mannichfaltig beurtheilt worden. Freilich läßt sich nicht wol leugnen, daß sie durch ihre Menge und die Mannichfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenstände leicht vom ernsthaften Betreiben der Wissenschaften abziehen können, daß Gewöhnung an Journalleserei einen Widerwillen gegen angestrengte wissenschaftliche Beschäftigung hervorbringt, und daß durch das Journalwesen (Journalistik) eine höchst verderbliche Seichtigkeit allgemein verbreitet werden kann: so wie z. B. in Frankreich die Bildung eines beträchtlichen Theils der sogenannten großen Welt sich nur auf das Lesen einiger Journale beschränkt. Dagegen muß man sich aber auch durch das so oft gehörte Geschrei gegen Zeitschriften nicht verführen lassen, den großen Nutzen zu verkennen, den die beßern Anstalten dieser Art gehabt haben und immer haben können. Es ist keineswegs in Abrede zu stellen, daß durch dergleichen Journale zur allgemeinen Verbreitung einer gewissen Bildung unter allen Klassen der Nation sehr thätig gewirkt worden, daß dadurch manche gemeinnützige Kenntnisse in Umlauf gekommen, und der öffentliche Geist oft auf eine sehr kräftige Weise geweckt und geleitet worden ist: so in England und Deutschland. Daß sie freilich aber auch zur Verkehrung des öffentlichen Urtheils, zur Verbreitung irriger und abgeschmackter Meinungen gemißbraucht werden können, hat die Erfahrung überall und besonders das Beispiel von Frankreich nur zu sehr bewiesen. Weniger gilt der ausgesprochne Tadel von den rein wissenschaftlichen Journalen, z. B. über Medicin, Physik u. s. w., die zur Verbreitung des Neuesten und Wissenswürdigsten aus ihrem Kreise von entschiednen Nutzen sein können.

Jouy, ein Flecken mit 900 Einw. und einem schönen Schlosse nebst Park, an der Bievre, nicht weit von Versailles, im Depart. Seine und Marne, berühmt wegen der Kattunfabrik mit 200 Drucktischen und in den Zeiten der Handels-Sperre mit 1200 Arbeitern, die im J. 1760 von Oberkampf begründet worden ist, und nach und nach ihre jetzige Vollkommenheit erreicht hat. Ihr Kattun empfiehlt sich durch schöne und dauerhafte Farben und ist fast durch ganz Europa unter dem Namen Toiles de Jouy bekannt.

Jouy (Victor Etienne de) Mitglied der zweiten Klasse des Instituts, und seit 1815 (an Parny's Stelle) in der Académie françoise, ein fruchtbarer, dramatischer Dichter und geistvoller Sittenzeichner, geb. zu Jouy bei Versailles 1769, war in seiner Jugend Soldat, diente 1787 zu Cayenne, dann zu Pondichery, kam 1790 nach Frankreich zurück, wurde Kapitän, und machte 1791 mit Auszeichnuug seinen ersten Feldzug als Adjutant des Gen. D'Maran. Als dieser 1794 auf dem Blutgerüste starb, rettete sich Jouy durch die Flucht, und lebte 3 Monate mit dem Marq. de Montesquieu zu Bremgarten in der Schweiz. Nach Robespierre's Sturz kam er zurück, urd diente als Chef des Generalstabes in der Armee von Paris. Am 2. Prairial trug er zum Siege des Convents über die Terroristen bei; als er aber am 13. Vendemiaire der obsiegenden Conventspartei entgegen war, kam er als Anhänger der Sectionen von Paris in's Gefängniß. Zwar erhielt er bald seine Freiheit, und wurde Commandant zu Lille; aber auch hier ward er, wegen an-

geblich verdächtiger polit. Verbindungen mit dem engl. Friedensunterhändler Lord Malmesbury verhaftet. Nach seiner Loslassung nahm er seinen Abschied, 1797, und bekam, seiner Wunden und langen Dienste wegen, Pension. Darauf stellte ihn der Präfect des Dyle-Departements zu Brüssel, Graf Pontecoulant, als Büreauchef an, wo er wesentlichen Antheil an mehrern guten Einrichtungen hatte. Als Pontecoulant in den Senat eintrat, gab Jouy seine Stelle auf, und lebt seitdem ganz der Literatur. Seine Oper, die Vestalin, componirt von Spontini, (1820) erhielt den Preis vom Institute. Eine Parodie auf diese Oper erschien zu gleicher Zeit und fand gleichen Beifall; — Jouy hatte sich selbst parodirt. Noch dichtete er die Opern: les Bayadères; les Abencerrages; Ferdinand Cortez, u. a. m.; das in der Wahl des Stoffs verfehlte Trauerspiel Tippoo-Saëb. 1813; und mehrere Vaudeville-Komödien, und viele derselben gemeinschaftlich mit andern Dichtern, wie Longchamp, Gersain, Dieulafoy. Als Herausgeber und Mitarbeiter mehrerer Journale, z. B. des Mercure, wußte er seinen Beiträgen eine so anziehende dramatische Form zu geben, daß man ihn den Inventeur des journaux mis en action nannte. Er richtete seine leichte und witzige Laune auf die Darstellung der Sitten des Tages. Diese Schriften, die eben so anziehend geschrieben sind, als sie von einem feinen Beobachtungsgeiste zeugen, obwol der Vrf. Personen, die andre politische Meinungen, als er haben, zu sehr als Zerrbilder zeichnet, haben auch im Auslande Beifall gefunden; wie der Hermite de la Guiane 3 vol. (Paris 1816), den der Verf. selbst in's Englische übersetzt hat. Vorzüglich gefiel schon früher sein Hermite de la Chaussée d'Antin, 5 vol. (engl.: The Paris Spectator, 1815. von Jerdan). Noch schrieb er den Franc-Parleur, 2 vol. (engl.: Paris chitchat, or a view of the society.); ferner: Jeux de (12) cartes historiques; und 1818 seine 22ste Schrift: den Hermite en province, vol. 1. Jouy bekennt sich in diesen Schriften ganz zu der Philosophie des 18. Jahrh. und ist ein Bewundrer Voltaire's. Seit 1818 war er Mitarbeiter an der Minerve françoise, die in diesem Jahre an die Stelle des Merkurs trat, und auf die öffentliche Meinung einen außerordentlichen Einfluß gewann; durch die im J. 1820 eintretende Censur aber hörte dies, für diese Zeit merkwürdig bleibende Journal auf. Im J. 1822 brachte Jouy sein Trauerspiel Sylla auf die Bühne, und es fand dasselbe die ausgezeichnetste Aufnahme. Er ist fortdauernd Mitarbeiter an den meisten Journalen, die es mit der liberalen Partei halten.

Joyeuse Entree hießen ehemals die wichtigen Privilegien der Stände von Brabant und Limburg, mit Einschluß von Antwerpen. Den Namen: Joyeuse Entrée (freudiger Einzug) erhielten sie daher, weil die Herzoge sie bei der Huldigung vor dem feierlichen Einzuge in die Residenz beschwören mußten. Ihr wichtigster Punkt war, daß, sobald der Herzog versuchen würde, eines derselben aufzuheben, kein Unterthan weiter zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet sein sollte.

Juba, König von Numidien und einem Theil von Mauritanien, der es mit Pompejus gegen Cäsar hielt, und erst nach einem hartnäckigen Kampf nicht ohne bedeutenden Verlust von diesem endlich in Afrika bei Thepsus besiegt wurde. Sein Sohn gleiches Namens wurde in Rom, nachdem ihn Cäsar im Triumph aufgeführt, anständig erzogen und späterhin von Augustus zum Beherrscher von Mauritanien und Gätulien gemacht. Was er über Afrika und Arabien geschrieben hatte, wurde von dem ältern Plinius benutzt.

Jubeljahr oder Halljahr (s. d. Art.) war in der jüdischen Verfassung jedes 50ste Jahr, wo die veräußerten Güter wieder an ihre alten Herren fielen. Die römische Kirche ergriff die Idee einer solchen allgemeinen Versöhnungsepoche, und der Papst Bonifacius VIII. erklärte 1300 das erste Jahr des neuen Jahrh. für ein Jubeljahr oder Jubiläum in welchem Alle, die nach Rom wallfahrten und fromme Spenden bringen würden, einen großen Ablaß erhalten sollten: daher auch Ablaßjahr. Der Gewinn, den der römische Stuhl davon zog, und der Wunsch, daß jeder Christ es erleben möchte, bewog erst Clemens VI. 1350 jedes 50ste, dann Urban VI. 1389 jedes 33ste, und endlich Paul II. 1470 jedes 25ste Jahr zu einem Jubeljahre zu erklären. Freilich wurden nun die Regierungen auf das viele Geld, das man in solchen Jahren nach Rom trug, aufmerksam, und Paul sah sich genöthigt, zugleich gewisse Kirchen in den verschiednen Ländern der Christenheit zu Gnadenstätten für diejenigen zu machen, welche nicht selbst nach Rom kommen konnten, jedoch nur unter der Bedingung, daß der beste Theil des Gewinnes dieser Provinzialjubeläen in die römische Kammer floß. Die durch solche allgemeine Ablässe gesammelten Gelder wurden bald zum Türkenkriege, bald zum Bau der Peterskirche verwendet. Letztrer blieb seit dem 16. Jahrh. der stehende Vorwand, unter dem man sie eintrieb. Die Reformation, zu der eben das Ablaßunwesen den ersten Anstoß gegeben hatte, schmälerte indeß die Einkünfte merklich, und das Jubeljahr, das Benedict XIV. 1750 ausschrieb, hatte geringen Erfolg. Feste von beschränkter Bedeutung sind die Jubiläen, welche öffentliche Anstalten zur Bezeichnung der Jahrhunderte seit ihrer Stiftung, Regenten und Beamten am Ziele einer 50jährigen Amtsführung, und Eheleute durch ihre goldne Hochzeit (Jubelhochzeit) feiern. Ein Jubelgreis (jubiliarius) ist ein solcher, der sein Jubelfest feiert. E.

Jubilate, so nennt man den dritten Sonntag nach Ostern, weil in der ersten Kirche der Gottesdienst mit den Worten des 66. Psalms v. 2. „Jubilate deo omnes terrae" angefangen wurde.

Juchten oder Juften ist eine Art rothgefärbtes Stier-, oder Kuh-, auch wol Roßleder, welches wegen seiner Feinheit, Geschmeidigkeit und Stärke, wie auch wegen des ihm eignen Geruchs und der dauerhaften angenehmen Farbe sehr beliebt ist. Man vermuthet, daß die Kunst, dieses Leder zu bereiten, von den alten Bulgaren, einem fleißigen und geschickten Volke, erfunden worden sei. Jetzt werden die Juchten von den Russen zubereitet, welche starken Handel mit denselben treiben. Der Name soll von Juften (ein Paar) herkommen, weil bei der Zubereitung allemal zwei Häute zusammengenäht werden.

Juda, Stamm und Königreich, s. d. Art. Hebräer und Juden.

Judas Makkabäus, s. Juden.

Judäa, s. Palästina.

Jude, der ewige, ist eine poetische Person aus der alten Volkssage, deren Entstehung sich auf eine durch Überlieferung bekannte Scene aus der Passionsgeschichte gründet. Als der Heiland auf seinem Leidensgange zum Richtplatze, unter der Last des Kreuzes erliegend, auf einem Steine vor dem Hause des Juden Ahasverus, so nennt ihn die Sage, ruhen wollte, stieß dieser ihn weg und verwünschte ihn. Jesus aber erwiederte ihm mit stillem Blicke: du sollst nun wandern auf Erden bis ich wiederkomme. Erst nachdem der Zug vorüber und die Straßen leer sind, soll der bestürzte Jude zu sich selbst gekommen sein; getrieben von

Reue und Sehnsucht, wandert er auf Geheiß des Herrn seitdem in ewiger Unruhe von Ort zu Ort, und hat bis diesen Tag sein Grab noch nicht finden können. Diese Strafe des Unglaubens und der Herzenshärtigkeit, zu einem immerwährenden Wandern auf Erden und zum Zeitgenossen aller Jahrhunderte verdammt zu sein, so wie die ganze Sage, war bedeutsam genug, um die christlichen Dichter zur Bearbeitung anzuregen. Mehrere haben sich daher nach dem Vorgange der Legende an diesem Stoffe versucht. Unter den Neuern behandelte ihn Dan. Schubart in seiner fast überkräftigen Weise, A. W. Schlegel in einer Romanze, die Warnung, (in seinem Musenalmanach auf 1802), und Göthe gibt im dritten Theile seines Lebens eine mit Geist und Laune gezeichnete Skizze zum Besten, in welcher Ahasverus als ein sokratisirender Schuster zu Jerusalem erscheint, der sich dem Heilande im Charakter einer kalten, nur auf das Zeitliche gerichteten Verständigkeit entgegengestellt, und dafür verwünscht wird, sich so lange in dieser Welt, die ihm die einzige ist, umherzutreiben, bis ihm der Sinn für die höhre aufgegangen sein würde. Wir mögen nun entweder nach dieser sinnreichen Idee in dem Schicksale des ewigen Juden das Loos jener rauhen, für alles Himmlische und Heilige unempfänglichen Sinnesart der sogenannten Verstandesmenschen erkennen, oder ihn im Sinne der christlichen Legende als das Bild seines, in alle Gegenden der Erde zerstreuten, nirgends recht einheimischen Volks betrachten; der Aufbehaltung und des öftern poetischen Gebrauchs wird diese Sage immer werth erscheinen.

Juden werden die Hebräer nach der babylonischen Gefangenschaft mit Recht genannt; denn da ein großer Theil dieses Volks während jener Zeit in den mittlern und östlichen Provinzen des persischen Reichs ansässig geworden war, kehrten nur 42,360 Männer mit ihren Familien, meist von den Stämmen des alten Königreichs Juda, mit Erlaubniß des Cyrus (J. 536 v. Chr.) in ihr Vaterland zurück, und gründeten einen neuen, von den Persern abhängigen, doch im Innern der Leitung eigner Hoherpriester und Ältesten nach der mosaischen Verfassung überlassnen Staat in Judäa. Jerusalem, der Tempel und die Ackerstädte des Landes wurden nicht ohne Hindernisse wieder aufgebaut, die Schriften Mosis, der Historiker und Propheten zu einer Tempelbibliothek (aus welcher der Kanon unsers A. Testaments entstanden ist,) gesammelt, die große Synagoge von 120 Gelehrten zur kritischen Bearbeitung und Auslegung der heiligen Schriften, für jeden Ort, so wie einzelne Synagogen, Schulen zur Vorlesung des Gesetzes und Bildung des Volks, gestiftet. Alle diese Anstalten, durch welche Esra und Nehemia die Wiederhersteller ihrer Nation wurden, vermochten nicht den echten Mosaismus in's Leben zurückzurufen. Der Geist dieser Gesetzgebung gehörte einer andern Zeit und andern Verhältnissen an; die neuern Juden konnten nur den Buchstaben derselben festhalten, und verloren sich bei ihren Auslegungen in die Grübeleien, die sie den Chaldäern abgelernt hatten. An Übung und Anstelligkeit für den Erwerb übertrafen sie aber ihre Vorfahren. Ihr Handelsverkehr und die jährlichen Festreisen zum Tempel, dem jeder Jude eine Abgabe entrichten mußte, häuften unter der milden persischen Regierung Reichthümer in Jerusalem an, wie sie zu Salomo's Zeiten daselbst nicht gesehen worden waren. Daher fehlte es dieser Nation nicht an Mitteln, die macedonischen Eroberer zu besänftigen, und ob sie gleich im Sturze der persischen Monarchie Alexander dem Großen zufiel und in den Strudel der Kriege seiner Feldherren um die Oberherrschaft verwickelt wurde: so blieb ihr Schicksal doch immer noch erträglich. Ptolemäus von Ägypten, der 320 v. Chr. von Palästina Besitz nahm, schonte

ihre Sonderbarkeit, und gab der jüdischen Kolonie, die er nach seiner Hauptstadt Alexandria zur Belebung des Handels hinüberführte, Vorrechte vor den Eingebornen. Um so übler bedachten sich die Juden, da sie sich in einem Kriege zwischen den ägyptischen und syrischen Königen (197 v. Chr.) auf die Seite der letztern schlugen. Denn die syrischen Seleuciden betrachteten ihre Reichthümer bald als gute Beute; und nachdem Seleukus IV. den Tempel zu plündern versucht hatte, beschloß Antiochus IV., um sie den übrigen Bewohnern seines Reichs in Allem gleich zu machen, sogar die Ausrottung ihrer Religion. Den Verfall derselben hatte zwar das schändliche Spiel, das der Wetteifer ihrer Priester und Großen um die hohepriesterliche Würde mit Ränken und Bestechungen am Hofe der Seleuciden trieb, schon vorbereitet; aber das Volk hing mit der alten Hartnäckigkeit an den Formen des mosaischen Gottesdienstes. Als daher Antiochus den olympischen Jupiter im Tempel zur Verehrung aufstellen, und die Juden zwingen ließ, Schweine zu opfern und zu essen, starben viele lieber den schrecklichsten Märtyrertod, als daß sie vom Gesetze Mosis abgefallen wären. Vergebens wurde Jerusalem und das Land umher verwüstet; gerade unter diesen Verfolgungen entwickelte sich eine Nationalkraft, die in der Empörung der Makkabäer zum vollen Ausbruche kam. Judas, genannt Makkab (der Hammer), war der dritte Sohn eines Priesters, der sich mit den Seinigen vor dem Unterdrücker geflüchtet, und in den Gebirgen von Judäa eine Schaar rechtgläubiger Juden gesammelt hatte. Mit dieser schlug er die Syrer, eroberte Jerusalem, und stellte den mosaischen Gottesdienst (165 v. Chr.) wieder her. Eine neue Epoche des Ruhms und Ansehns beginnt für die Juden unter der Anführung der Makkabäer. Drei Brüder aus dieser Heldenfamilie, Judas, Jonathan und Simon, bekleideten nach einander die hohepriesterliche Würde und vollendeten das Werk ihrer Befreiung vom syrischen Joche. Simon, den die Dankbarkeit der Nation zum Fürsten erhob, hinterließ 135 v. Chr. seinem Sohne Johannes Hyrkanus ein unabhängiges und durch Bündnisse mit den Römern gesichertes Reich, das dieser durch Siege über die Samariter und Idumäer noch erweiterte, und durch die Einsetzung des hohen Rathes oder Sanhedrins befestigte. Bedeutende Fortschritte der Bildung und des Wohlstandes bezeichnen Hyrkan's Regierung, auch entstanden unter ihm die Sekten der Pharisäer, Sadducäer und Essäer. Sein Sohn Judas Aristobulus nahm 105 v. Chr. die Königswürde an, und von außen schien der jüdische Staat auf dem Wege, die Größe und Herrlichkeit des david'schen Zeitalters wieder zu erlangen, da Alexander Jannäus, Aristobul's Nachfolger, in einem glücklichen Kriege gegen Ägypten Gaza eroberte. Aber eben jene Sekten gaben Anlaß zu innern zerrüttenden Parteien. Die Krone wird nach dem Tode der, nur von Pharisäern regierten, Königin Salome 70 v. Chr. unter ihren Söhnen Hyrkanus und Aristobulus streitig; ein Bruderkrieg ruft fremde Schiedsrichter in's Land. Pompejus, obwol vom Aristobul beschenkt, erobert, 63 v. Chr., Judäa, nach römischer Politik für den schwachen Hyrkan. Durch diesen Ausgang des Streites fällt das Gebäude der neuen jüdischen Freiheit zusammen. Jerusalem verliert seine Mauern, das Reich die neuen Eroberungen, die Nation ihre Unabhängigkeit und die Familie der Hasmonäer (Erlauchte, wie die Makkabäer genannt wurden) den königlichen Titel. Hyrkan wird Hoherpriester und Ethnarch, und jeder Jude den Römern zinsbar. Umsonst versuchen Aristobuls Söhne durch neue Empörungen den vorigen Zustand wieder herzustellen; die römische Übermacht hält das Volk in Fesseln, und ein fal-

scher Freund, Antipater aus Idumäa, drängt sich als römischer Procurator in Hyrkan's Familie ein, um sie zu stürzen. Denn während die Hasmonäer nach Selbstständigkeit streben, wirbt Herodes, Antipaters Sohn, in Rom für sich um das Reich. Antigonus, Aristobuls II. Sohn, der sich mit Hülfe der Parther 5 Jahre in Jerusalem behauptet hatte, ward 35 v. Chr. von dem neuen Könige Herodes verjagt, und auch der letzte Hasmonäer hingerichtet. Die Regierung dieses fremden Königs, der nur, weil er sich unter vielfältigen Unruhen aufrecht erhielt, den Beinamen des Großen bekam, brachte der Nation keinen Vortheil. Bei der Zweideutigkeit seines eignen Glaubens wurden die an ihm hängenden Großen gleichgültiger gegen ihr altes Heiligthum, und die Mordthaten, die er an seiner eignen Familie verübte, so wie die fortdauernden Bedrückungen von Seiten der Römer konnten dem Volke nur das Gefühl des allgemeinen Unglücks einflößen. Dabei artete der Gottesdienst immer mehr in geistlose Formen aus, und die Sittenlosigkeit des Hofes verdarb Hohe und Niedre. So waren die Juden und das Judenthum beschaffen, als Christus geboren wurde. Herodes erlebte dies große Ereigniß noch, um seine letzten Tage durch den Mord der bethlehemitischen Kinder zu beflecken. Aber weder er und seine Nachfolger, noch die Anschläge der Pharisäer, vermochten das Schicksal der Juden zu hintertreiben. Unter den Schattenfürsten, die nach Herodes regierten, wurde das Land bald ganz als römische Provinz behandelt. Von den Procuratoren gepeinigt, in seinen religiösen Gewohnheiten gestört, brach das gereizte Volk, 66 nach Chr., in eine Empörung aus, die mit dem gänzlichen Untergange des jüdischen Staats endigte. Titus eroberte den 7. Sept. 70 nach Chr. Jerusalem mit Sturm, der Tempel ging in Feuer auf, die Stadt wurde geschleift, und was von den Einwohnern nicht umkam, als Sklaven verkauft oder verjagt. Bei 110,000 Juden sollen während der Belagerung und Zerstörung von Jerusalem das Leben verloren haben, und es gibt keinen Greuel und keinen Jammer, den das unglückliche Volk nicht dabei erfahren mußte. Gleichwol konnten die, in den Gebirgen und auf den Trümmern zurückgebliebnen Juden erst nach mehrern vergeblichen Empörungen bezwungen werden, das, in eine unwirthbare Einöde verwandelte Vaterland zu verlassen. Die, nun in alle Gegenden der Erde zerstreuten Überreste hatten indes Vortheile auf ihrer Seite, deren kein Volk bei gleichem Unglück sich rühmen konnte. An ihrer natürlichen Verschlagenheit und Erwerbsamkeit, an der Stärke ihres Religionseifers und an den literarischen Schätzen ihrer heiligen Schriften besaßen sie ein Eigenthum, das ihnen überall Eingang und Fortkommen verschaffte, und die Dauer ihrer Nationalität sicher stellte. Judengenossen (Proselyten, die zum Judenthum übergetreten waren) und alte Glaubensverwandte fanden sie in allen Ländern des römischen Reichs und im Orient bis an den Ganges, wo die in der babylonischen Gefangenschaft Zurückgebliebnen sich zahlreich vermehrt hatten. Ägypten und die ganze Nordküste von Afrika war voll jüdischer Kolonien, und in den Städten Kleinasiens, Griechenlands und Italiens waren Tausende im Besitz des Bürgerrechts. So wurden sie durch ihre Verbindung unter einander und durch ihre heiligen Bücher, ohne es zu wollen, Werkzeuge der Ausbreitung des Christenthums, das nur wenige von ihnen annahmen. Die römischen Kaiser zwangen sie auch nicht dazu. Unter dem Kaiser Julian durften sie sogar zu einem neuen Tempelbau, in dem von Hadrian unter dem Namen Aelia capitolina wieder aufgebauten Jerusalem, Anstalten machen, und obschon dies Unternehmen mißlang, behielten sie doch an ihrem, in Tiberias wieder errichteten Sanhedrin

und durch Patriarchie (Präsidentschaften des Sanhedrin), deren eines erblich in Tiberias für die westlichen Juden 429, das andre, dessen Inhaber Fürst der Gefangenschaft (Achmâlotarch) hieß, erst zu Mahasia, dann zu Bagdad seinen Sitz hatte, und von dem dasigen Sanhedrin gewählt wurde, für die Juden jenseit des Euphrats bis 1038 bestand, feste Stützpunkte; so wie an ihren blühenden Akademien im Orient Pflanzschulen ihrer, durch mannichfaltige Kenntnisse ausgezeichneten Lehrer (Rabbiner). Ein Werk derselben war die Sammlung der mündlich fortgepflanzten Auslegungen und Zusätze zum alten Testamente, welche um 200 von Rabbi Juda dem Heiligen veranstaltet, um 500 vollendet, und unter dem Namen Talmud als Glaubensregel von den zerstreuten Judengemeinden angenommen wurde. Er verpflichtet sie, wo 12 Mündige an einem Orte beisammen wohnen, eine Synagoge zu errichten, und da der Opferdienst mit der Zerstörung des Tempels aufhören mußte, dem Gott ihrer Väter durch eine Menge Gebete und kleinlicher Formalitäten in der täglichen Lebensordnung zu dienen, welche als ein Hauptgrund ihrer beschränkten Religiosität zu betrachten sind, und ihnen den Betrieb von Gewerben, die eine anhaltende Arbeitsamkeit erfodern, verleiden mußten. Dazu kommt, daß in diesem Gesetzbuche der Wucher erlaubt, Ackerbau und Viehzucht mit Verachtung belegt, die strengste Absonderung von andern Völkern eingeschärft, den Rabbinern, als ihrem Lehr- uno Adelstande, die Regierungsgewalt anvertraut und überhaupt eine unreine Moral aufgestellt ist, die den Charakter der Juden verschroben, ihr Treiben und Wesen der öffentlichen Wohlfahrt der Völker, unter denen sie leben, gefährlich und ihre Einbürgerung auch da, wo sie die größten Begünstigungen genoßen, unmöglich gemacht hat. Dies gilt von den Rabbaniten, d. h. Anhängern des Talmuds, wozu fast alle Juden in Europa gehören. Die jüdische Sekte der Karäten, die ihn verwirft und sich bloß an das Gesetz Mosis hält, wird weniger zahlreich und meist nur im Orient, der Türkei und dem östlichen Rußland gefunden. Während des Verfalls der Bildung in Europa, wo die Juden noch unter den Römern als Kolonisten und durch den Sklavenhandel in Gallien und Deutschland eingedrungen waren, blieben sie wegen ihrer Lehranstalten immer im Besitze einer gewissen Bildung, welche, in der Verwirrung der untergehenden und nach der Völkerwanderung neu entstehenden Staaten, nicht nur ihr Bestehn sicherte, sondern ihnen selbst Einfluß und Ansehn verschaffte. Sie bemächtigten sich des Handels der alten Welt und wurden als Darleiher und Unterhändler, ja nicht selten in wichtigen Ämtern den Fürsten und Großen unentbehrlich; und so häufige und schreckliche Verfolgungen auch seit dem 7. Jahrh. die Unduldsamkeit der Christen über sie verhängte, sah man sie doch gerade in den Ländern und Zeiten, wo man am grausamsten gegen sie gewüthet hatte, bald wieder emporkommen. Denn meist war ihr Wucher, und die Habsucht der Christen mehr, als Religionshaß, die Ursache dieser Verfolgungen. Alles Unheil, jede Landplage und die schrecklichsten Frevel wurden ihnen Schuld gegeben, um einen Vorwand zu haben, sich durch ihre Hinrichtung oder Landesverweisung von lästigen Gläubigern zu befreien und mit ihren Schätzen zu bereichern. Aber durch ihr Geld und ihre Gewandtheit waren sie zu wichtig geworden, als daß sie nicht bei geistlichen und weltlichen Herren immer wieder Schutz und Aufnahme gefunden hätten. Glücklicher, obschon durch entehrende Abzeichen erniedrigt und mit starken Abgaben belegt, lebten sie unter den Mohammedanern, und während der maurischen Herrschaft in Spanien begann eine neue Blüthe

ihres Wohlſtandes und ihrer Gelehrſamkeit. (Vergl. d. Art. Rabbiniſche Sprache und Literatur.) In den Städten von Frankreich, Deutſchland und Italien räumte man ihnen ſeit dem 11. Jahrh. eigne Gaſſen und geſchloßne Plätze (noch jetzt Judengaſſen genannt) ein, wodurch in den Verfolgungen während der Kreuzzüge oft Tauſende auf einmal ein Opfer der Volkswuth wurden. Wiederholte kirchliche Synodalbeſchlüſſe und landesherrliche Verordnungen erklärten die Juden für unfähig zum Mitgenuſſe der bürgerlichen Rechte der Chriſten und zur Bekleidung öffentlicher Ämter. Einheimiſch, anſäſſig, irgend einer chriſtlichen Zunft oder Innung zugethan, ſollten ſie nirgends ſein, ſondern nur gegen Erlegung gewiſſer Abgaben den unmittelbaren Schutz der Landesherren genießen, die ſie in Geldverlegenheiten einmal über das andre nöthigten, die Fortdauer dieſes unſichern Vertrags zu erkaufen. In Deutſchland wurden ſie als des heiligen römiſchen Reichs Kammerknechte (Geldagenten), wie ſie ein kaiſerl. Schutzbrief nannte, gegen Entrichtung einer bedeutenden Judenſteuer (1 Fl. rhein. auf den Kopf) geſchützt. Ihre Bekehrung zum Chriſtenthume konnte bei einer ſo ungereimten Behandlung nicht gelingen. Zwar gaben ſie bisweilen, wie beſonders am Ende des 15. Jahrh., in Spanien und Portugal der Gewalt nach, und ließen ſich in Maſſe taufen; war aber der Sturm nur vorüber, ſo ſah man ſie wieder in den Synagogen. Ja ſie konnten bei dem Aberglauben des Mittelalters, deſſen Heiligen- und Reliquienverehrung ihnen als Abgötterei erſcheinen mußte, wol auf den Gedanken kommen, daß ihr reiner Monotheismus vernunft- und ſchriftmäßiger ſei. Daher, und aus ihrem Stolze auf das Alterthum ihrer Nation und Verfaſſung, iſt erklärlich, wie viele öffentlich zum Chriſtenthume Übergetretene, die in Portugal neue Chriſten heißen, zu adeligem Range, ja ſelbſt zu hohen geiſtlichen Würden gelangen konnten, ohne in ihrem Privatleben etwas anders zu ſein, als Juden, welche die moſaiſchen Gebräuche gewiſſenhaft zu beobachten fortfuhren. Die portugieſiſche Judenſchaft iſt, wegen ihrer Verbindung mit dieſen heimlichen Anhängern, vorzüglich angeſehen und im Beſitze bedeutender Ländereien. Die holländiſchen Juden, meiſt geflüchtete portugieſiſche, waren ſonſt durch unermeßliche Reichthümer, ſo wie durch eine gewiſſe Rechtlichkeit ausgezeichnet, die polniſchen, die ſchon ſeit 1264 im Beſitz bedeutender Freiheiten und dem ſtädtiſchen Gewerbfleiße ſehr hinderlich waren, und die ruſſiſchen, jetzt die zahlreichſten unter allen, hatten ſich ehedem faſt alles Handels, der Gaſtgerechtigkeiten, des Bier- und Branntweinſchanks, ja hier und da ſogar der Poſtanſtalten bemächtiget; den deutſchen blieb bei dem Wachsthume der deutſchen Handelsſtädte und Innungen meiſt nur die Nachleſe des Kleinhandels. Gleich ſind ſich die Juden aber unter allen Himmelsſtrichen. Ihre Beſchränkung auf Gewerbe, die mehr Liſt und Gewandtheit, als ausdauernden Fleiß erfodern hat ihrem Charakter die Züge eingeprägt, durch welche ſie ſo oft ein Gegenſtand der Verachtung wurden. Die einzelnen Edeln, die ſich in neuern Zeiten als Gelehrte, Philoſophen oder Ärzte unter ihnen hervorgethan haben, wie Spinoza, Moſes Mendelsſohn, Moſes Kuh u. ſ. w., gehören durch den Weg, den ihre Bildung nahm, mehr den Chriſten, als ihrem Volke an. Die Menge der Juden, durch ein unſtetes Leben verwildert, im täglichen kleinlichen Treiben des Eigennutzes befangen und zur Erduldung des Spottes der bevorrechteten Chriſten gezwungen, konnte nicht Sinn für die edeln Gedanken und Gefühle haben, die den Menſchen im Staate erheben und zu gemeinnützigen Thaten anfeuern. Ohne Ehre, Vaterland und Freiheit glaubte der gemeine

Jude sich durch die Künste des Betrugs und der Lüge nicht tiefer herabzuwürdigen, als er schon stand. Erst in der philosophischen Stimmung der letzten Hälfte des 18. Jahrh. begann man, neben andern Menschenrechten, auch die der Juden anzuerkennen; philantropische Ideen zur Verbesserung ihres bürgerlichen und moralischen Zustandes kamen zur Sprache, und auch zum Theil, durch den guten Willen einiger Regierungen, zur Ausführung; indeß mit geringem, oft ganz verfehltem Erfolge. Nur der Ansässigkeit, die ihnen einige Fürsten zugestanden, mochten sie sich mit Dank erfreuen; am wenigsten schienen sie aber geneigt, den Wucher zu lassen und nützliche Handwerke zu treiben, oder in die Reihen der Krieger zu treten. Doch konnten sie diesem letzten Schicksale im Zeitalter Napoleons nicht entgehen. Von dem großen Sanhedrin, zu dem er 1806 gegen 100 reiche Juden berief, ist zwar kein andrer Erfolg bekannt geworden, als daß ein kaiserliches Dekret bald darauf nur diejenigen Juden für französische Bürger erklärte, die sich eines nützlichen Gewerbes befleißigen würden; aber zur Conscription wurden sie dennoch gezogen. Ernstlicher waren die deutschen Fürsten bedacht, die Juden zu Staatsbürgern zu machen; die entehrenden Bedingungen ihres Lebens wurden aufgehoben, bürgerliche Rechte ihnen zuerkannt, zur Verbesserung ihres Gottesdienstes und ihrer Schulen in Cassel unter der westphälischen Regierung, sogar ein israelitisches Consistorium errichtet, dessen, am Hofe beliebter, Präsident Jacobsson (s. d. Art.) im J. 1810 mit vielem Gepränge die Einweihung eines neuen Judentempels (Synagoge) zu Seesen im Braunschweigischen veranstaltete. Weniger schimmernd, aber sorgfältiger und nachhaltiger sind die Verbesserungen der jüdischen Schulen in Österreich, wo sie zu Prag und Lemberg, in Baiern, wo sie zu Fürth eigne Akademien für ihre Rabbiner haben, und in den preussischen Staaten, wo ihnen, wie es scheint, zum Nachtheil der Christen, 1811 alle Staatsbürgerrechte bewilligt wurden; und im Allgemeinen schreitet die jüdische Nation in Europa, ohne ihre Religion zu verleugnen, jetzt mehr als je zuvor einer Anschließung an christliche Sitte und Bildung entgegen, (selbst in Polen, worüber Dav. Friedländers Gutachten (Berl. 1819) Treffliches enthält;) während ihre Glaubensgenossen unter den Mohammedanern und Heiden noch die Barbarei ihrer Gebieter theilen, und selbst in dem einzigen 1772 noch bestehenden, jüdischen Staate der Falascha im Westen von Habesch (vergl. den Art.) nach den Berichten neuerer Reisenden Rohheit und grobe Unwissenheit herrscht. In Rußland sind den Juden, welche zum Christenthum übertreten wollen, durch einen Ukas vom $\frac{25}{7}$ März 1817 bedeutende Vortheile zugesichert worden. Es sollen ihnen z. B. Ländereien unentgeldlich angewiesen werden, wo sie Niederlassungen unter der Benennung: Gesellschaft der israelitischen Christen bilden können; sie sollen unmittelbar unter einer vom Kaiser zu ernennenden Behörde in Petersburg stehen, vom Kriegsdienste, von Einquartierung, und auf 20 Jahr von allen Abgaben frei sein, auch ohne Rücksicht auf den etwa bestehenden Gildezwang, frei und ungehindert jedes Gewerbe treiben dürfen. — Was diese Verfügung bis jetzt gewirkt habe, ist noch nicht bekannt geworden, doch sollte man glauben, daß die Annahme gleicher oder doch ähnlicher Maßregeln, wenn sie, was freilich großen Schwierigkeiten unterworfen sein dürfte, allgemein Statt fände, das beste Mittel sein würde, das jüdische Volksthum in Europa nach und nach gänzlich auszurotten. Von den neuern, von England ausgegangnen Veranstaltungen zur Judenbelehrung ist im Art. Missionen die Rede. Über die Anzahl der Juden in

Europa hat man vom J. 1817 folgende Angaben: Rußland mit Polen 402,800, Krakau 2500, Österreich 415,000, Preußen ohne die Rheinlande 78,000, deutsche Staaten 68,500, Dänemark 5,300, England 25,000, Niederlande 30,000, Frankreich 60,000, Italien 27,000, jonische Inseln 4,500, Türkei 60,000, zusammen 1,179,500, welche Summe jedoch viel zu gering ist, da allein Polen vor der Theilung über eine Million und Gallicien 422,000 Juden zählte und die deutschen gemeiniglich auf 300,000 Köpfe angenommen werden. Die schwarzen Juden in Ostindien sind Eingeborne und Sklaven, die das Judenthum angenommen haben. — Über das Judenjahr und den jüdischen Kalender s. d. Art. Kalender und Jahr. E.

Judenschule, s. Synagoge.

Jüdeln heißt gewöhnlich kleinlich wuchern, im Handel und Wandel knickern u. s. f. In der Schauspielersprache bedeutet es eine jüdische Mundart sprechen. Diese Mundart, die der Jude selten ganz ablegt, gewinnt dadurch, daß sie an komische Eigenheiten dieser Nation mahnt, und selbst eine ist, in der Theaterpraxis eine Wichtigkeit, die dem Schauspieler das Studium derselben empfiehlt. Sie nach Bedürfniß der Rolle, der Örtlichkeit u. s. f. zu behandeln, um ihn bald zu verstärken, bald zu mäßigen, bald mit niederländischer Naturgemäßheit zu geben und bald zu idealisiren, sind Fertigkeiten, in deren Gebrauch sich der Künstler auszeichnen kann. Iffland gab sie als Shylok in Shakspeare's Kaufmann von Venedig mit großer Kunst. Man hörte keinen berliner, keinen wiener, keinen breslauer, keinen hamburger Juden; man hörte aber doch den Juden, die Sprache war poetisch universalisirt, und der Künstler vermied es glücklich, durch sie komische Nebenideen anzuregen wo sie der ernsten Bedeutung dieses Grauen erregenden Charakterbildes Eintrag gethan haben würden. Von selbst versteht sich übrigens, daß das Jüdeln nicht in jeder Judenrolle am Platz ist, Lessings Nathan z. B. würde auch durch den leisesten Anflug davon unendlich leiden. A. Mnr.

Judica heißt der fünfte Sonntag nach den Fasten, weil die erste Kirche an solchem, der Gottesdienst mit den Worten „judica me domine" Psalm 43. v. 1. begann.

Juften, s. Juchten.

Jugurtha war der Sohn des Manastabal, eines Sohns des Masinissa mit einer Beischläferin. Als Neffe des Micipsa, der seines Vaters Bruder, und, nach dem Masinissa, König von Numidien war, erhielt Jugurtha eine eben so sorgfältige Erziehung, als die beiden Söhne des Micipsa, Adherbal und Hiempsal. Auch besaß er Eigenschaften, welche ihm allgemeine Liebe und Achtung erwarben. Er war schön von Körper, voll männlicher Kraft und mit großen Talenten begabt. Er bildete sich früh zum Krieger. Micipsa, der ihn zu fürchten begann, beschloß, ihn auf irgend eine schickliche Art von sich zu entfernen, und ihn deßhalb zu allerlei gefährlichen Unternehmungen zu gebrauchen. So schickte er ihn z. B. mit einem Heere den Römern zu Hülfe gegen Numantia; aber hier gewann er durch seine Tapferkeit und durch sein kluges Betragen die Achtung des Kriegsheers und die Freundschaft des Scipio. Micipsa änderte selbst seine Gesinnung gegen ihn, und suchte ihn durch Güte an sich zu fesseln. Er nahm ihn jetzt an Kindes Statt an, und erklärte ihn mit seinen Söhnen zum gemeinschaftlichen Erben seiner Krone. Noch auf seinem Todbette ermahnte er ihn zur Freundschaft und Treue gegen seine, durch brüderliche Bande mit ihm verbundnen Söhne; diesen aber befahl er, dem Jugurtha mit Ehrerbietung zu begegnen, und seinen Tugenden nachzueifern.

Jugurtha antwortete dem sterbenden Könige, wie es dieser nur wünschen konnte, ob er gleich schon damals den Entschluß gefaßt hatte, sich zum Alleinherrscher von Numidien zu machen. Bald nach dem Tode des Micipsa machte er Anstalt, diesen Entschluß auszuführen. Es gelang ihm, den Hiempsal zu ermorden, und seinen Bruder Adherbal aus dem Lande zu jagen, indem er sich fast seines ganzen Antheils an Numidien bemächtigte. Auf die Nachricht, daß Adherbal nach Rom gegangen sei, schickte er ebenfalls Gesandte dahin ab, um durch Bestechungen die Schritte desselben zu vereiteln. Dies glückte ihm auch. Der größte Theil des Senats erklärte sich für ihn, und suchte sein Verfahren zu rechtfertigen. Es wurden zehn Bevollmächtigte ernannt, um Numidien zwischen Adherbal und Jugurtha zu theilen, und über den Tod des Hiempsal an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen. Auch diese Bevollmächtigte wußte Jugurtha ganz für sich zu gewinnen. Sie erklärten die Ermordung des Hiempsal bloß für Gegenwehr, und gaben bei der Theilung dem Jugurtha die reichsten und schönsten Provinzen. Kaum waren die Bevollmächtigten abgereist, als Jugurtha, um den Adherbal zum Kriege zu reizen, in die Grenzen seines Antheils feindlich einfiel, und daselbst die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete. Adherbal blieb bei allen Beleidigungen ruhig. Wollte also Jugurtha seinen Zweck erreichen: so durfte er nicht weiter auf Vorwand zum Kriege warten. Er brach demnach von neuem mit einem zahlreichen Heere in die Länder des Adherbal ein und nöthigte diesen mit Gewalt zur Gegenwehr. Bei der Hauptstadt Cirtha kam es zu einem Treffen, in welchem Adherbals Heer geschlagen und zerstreut wurde. Er selbst fand kaum Mittel, nach Cirtha zu entfliehen, wo er von Jugurtha belagert wurde. Während der Zeit bot sich dem Adherbal Gelegenheit dar, einen Brief nach Rom zu übersenden, worin er seinen unglücklichen Zustand schilderte. Dennoch wußten es die Freunde Jugurtha's dahin zu bringen, daß man wiederum nur Bevollmächtigte nach Numidien abgehen ließ. Natürlich, daß auch diese Sendung nichts entschied, sondern daß vielmehr Adherbal der Willkühr seines Feindes überlassen wurde. Dieser belagerte nun Cirtha mit dem stärksten Nachdrucke, nöthigte den Adherbal zur Übergabe, und ungeachtet seines Versprechens, ihm das Leben zu schenken, ließ er ihn gefangen nehmen und auf die unmenschlichste Art ermorden. Diese schändliche That Jugurtha's siegte endlich bei dem römischen Senate über die Bestechungen desselben. Das Volk verlangte selbst, daß man ernstliche Maßregeln gegen ihn nehme, und der Senat beschloß den Krieg gegen ihn. Der Oberbefehl wurde dem Consul L. Calpurnius Piso übertragen, einem Manne, der mit vielen Feldherrntalenten die niedrigste Habsucht verband. Anfangs führte er den Krieg mit vielem Nachdrucke und eroberte mehrere Städte; bald aber ließ er sich mit Jugurtha in Unterhandlungen ein, und bewilligte ihm endlich, als derselbe seine Schätze nicht gespart hatte, unerwartet sehr vortheilhafte Bedingungen. Jugurtha behielt Numidien, und lieferte der Republik bloß eine gewisse Anzahl Pferde, Elephanten und eine mäßige Geldsumme. In Rom war man damit sehr unzufrieden, und Jugurtha wurde beschieden, sich gegen sichres Geleit vor dem Richterstuhle des Volks zu stellen. In Rom gelang es ihm, einen der Volkstribunen auf seine Seite zu bringen; als er sich daher vor dem Volke verantworten sollte, legte ihm der Tribun Stillschweigen auf, und so mußte das Volk aus einander gehen, ohne das Geringste beschließen zu können. Jugurtha trieb nun seinen Übermuth in Rom so weit, daß er den Massiva, einen unehelichen Sohn des Gulassa, Bruder des

Micipsa, dem das römische Volk die Krone von Numidien zu ertheilen geneigt war, meuchelmörderisch umbringen ließ. Da ihm sichres Geleit versprochen worden war, so erhielt er bloß Befehl, Rom unverzüglich zu verlassen. Der Krieg wurde ihm nun von neuem erklärt, und vom Consul Posthumius Albidus geführt. Aber die Ränke des Jugurtha machten, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß abermals etwas entschieden wurde. Jugurtha war sogar so glücklich, gleich nach der Abreise des Consuls, dem Bruder desselben, Aulus Posthumius, eine völlige Niederlage beizubringen, ihn zu einem schimpflichen Frieden zu nöthigen, und sein Heer durch das Joch gehen zu lassen: weßhalb der Senat den Frieden für ungültig erklärte, und den berühmten Metellus nach Numidien schickte. Dieser besiegte den Jugurtha in einem Haupttreffen und blieb allen seinen Bestechungskünsten unzugänglich. Schon auf dem Punkte, einen schimpflichen Frieden zu unterzeichnen, und sich den Römern zu ergeben, änderte Jugurtha plötzlich, aus Furcht, dieselben möchten die von ihm begangnen Übelthaten rächen, seinen Entschluß, und wollte noch einmal das Äußerste wagen. Er sammelte daher seine letzten Kräfte, und wußte so geschickt zu operiren, daß Metellus seinen Wunsch, den Krieg zu beendigen, unerfüllt sah. Marius hatte nämlich durch seine Ränke bewirkt, daß Metellus zurückberufen, und er selbst an dessen Stelle zum Feldherrn ernannt wurde. Aber beinahe wäre Jugurtha, noch vor des Marius Abreise von Rom, durch die Verrätherei des Bomilkar, eines seiner Diener, den Römern ausgeliefert worden. Nach einem neuen Siege, den Metellus über den Jugurtha erfocht, und welcher ihn fast nöthigte, aus seinem Reiche zu entfliehen, faßte er den Entschluß, die Gätulier und den mauritanischen König Bocchus um Hülfe anzuflehen. Er erlangte sie auch wirklich, und wagte es nun, mit seinem neuen Heere die Wiedereroberung seines Reichs zu versuchen. Unterdessen war Marius in Afrika angekommen, um den Metellus abzulösen. Nachdem er die Staot Kapsa und das feste Schloß Mulucha erobert hatte, zog er sich an die Seeküste zurück, wurde aber unterwegs von dem vereinigten Heere des Bocchus und Jugurtha angegriffen, und genöthigt, sich auf einen Berg zurückzuziehen. Hier umschlossen ihn die Feinde, und überließen sich, in der sichersten Erwartung eines vollständigen Sieges, dem Ausbruche der unmäßigsten Freude. Als sie aber, vom Tanzen und Schmausen ermüdet, sich eben dem Schlafe überlassen wollten, stürzten die Römer vom Berge auf sie herab, und schlugen sie nach einer gräßlichen Niederlage völlig in die Flucht. Vier Tage nachher wagten Jugurtha und Bocchus einen neuen Anfall, weil sie die Römer in völliger Sorglosigkeit zu finden hofften. Aber Marius empfing sie so tapfer, daß beinahe ihr ganzes Heer von 90,000 Mann niedergehauen wurde, obgleich Jugurtha selbst mit bewundernswürdiger Tapferkeit gefochten hatte. Der mauritanische König Bocchus schloß nun Frieden mit den Römern, und verließ den Jugurtha. Ja, als Sylla nachher als Gesandter zu ihm kam, ließ er sich sogar von ihm bereden, den Jugurtha zu sich zu locken, und ihn den Römern zu überliefern. Unter dem Vorwande, zwischen ihm und den Römern einen Frieden zu vermitteln, brachte man ihn an den Hof des Bocchus. Hier wurde er gefangen genommen und dem Sylla überliefert, der ihn in Ketten legen und nach Cirtha zum Marius führen ließ. So war der Krieg beendigt, und Numidien in eine römische Provinz verwandelt. Marius zierte seinen Triumph mit dem gefangnen Jugurtha und dessen beiden Söhnen. Nachdem letztrer bei dieser Gelegenheit auf eine grausame Art vom Pöbel gemißhandelt worden war,

Digitized by Google

warf man ihn in einen finstern Kerker, wo er nach sechs Tagen des Hungertodes gestorben sein soll. Einige Schriftsteller erzählen, er sei gleich nach geendigtem Triumphe im Gefängnisse hingerichtet worden. Seine beiden Söhne blieben in der Gefangenschaft zu Venusium. Sallustius hat den Jugurtha und den ihn betreffenden Krieg meisterhaft beschrieben.

Julia, die durch ihre Ausschweifungen so berüchtigte einzige Tochter des Kaisers August und der Scribonia, besaß Annehmlichkeiten im Umgange, eine nicht gewöhnliche Schönheit und einen sehr gebildeten Geist. Zuerst heirathete sie den jungen Marcellus, den Sohn der Octavia, aus ihrer ersten Ehe. Als sie bald Witwe geworden war, heirathete sie den M. Vipsanius Agrippa, welchem sie drei Söhne und zwei Töchter gebar. Schon bei Lebzeiten dieses ihres Gemahls führte sie ein höchst zügelloses Leben. Ganz Rom kannte ihre Ausschweifungen; nur August nicht. Nach des Agrippa Tode vermählte er sie mit dem Tiberius, der zwar ihre Aufführung sehr wohl kannte, aber doch dem Willen des Kaisers sich nicht zu widersetzen wagte. Julia ließ sich durch diese neue Heirath so wenig in ihren gewohnten Ausschweifungen stören, daß Tiberius, der eben so wenig Zeuge als Ankläger derselben beim August sein wollte, um beiden auszuweichen, den Hof verließ. Ihre Schamlosigkeit ging so weit, daß sie jeden Morgen der Statüe des Mars so viele Kronen aufsetzen ließ, als sie in der vorhergehenden Nacht Liebhaber beglückt hatte. Endlich konnten ihre Ausschweifungen auch ihrem Vater nicht verborgen bleiben. Er gerieth darüber in den heftigsten Zorn, und wollte sie anfangs umbringen lassen; begnügte sich jedoch, sie auf eine wüste Insel an der Küste von Campanien, mit Namen Pandataria, zu verbannen, wohin ihre Mutter Scribonia sie begleitete. Auch war er so unerbittlich, daß er sie, selbst auf die dringendsten Bitten des Volks, nicht wieder begnadigen wollte. Doch ließ er sich endlich bewegen, sie von der Insel auf das feste Land nach der Stadt Rhegium bringen zu lassen. Nach Rom durfte sie nicht zurückkehren. Nach dem Tode des Kaisers ward ihr Schicksal sehr traurig. So lange dieser gelebt, hatte Tiberius noch immer viel Zärtlichkeit gegen sie geäußert, und den Kaiser oft gebeten, sie zu begnadigen. Jetzt aber behandelte er sie mit der größten Grausamkeit. Vorher hatte sie bloß die Stadt Rhegium nicht verlassen dürfen; Tiberius aber sperrte sie im eigentlichen Sinne in ihrem Hause ein. Ja, er entzog ihr auch die kleine Pension, die ihr Augustus ausgesetzt hatte, und so starb sie im 15. Jahre ihrer Verbannung in Mangel und Dürftigkeit.

Julianus (Flavius Claudius), römischer Kaiser, welchem die Christen den Beinamen Apostata gaben, Sohn des Julius Constanz, (Bruder Constantin des Großen) und Basilia's, seiner zweiten Gemahlin, einer Tochter des Präfekten Julian, ward 331 zu Konstantinopel geboren. Kaum 6 Jahr alt, sah er, wie sein Vater und mehrere Glieder seiner Familie von den Soldaten des Kaisers Constanz II., seines Oheims (eines Sohns von Constantin dem Großen), ermordet wurden. Er und sein jüngrer Bruder Gallus entgingen kaum dem Tode. Julian selbst lag gerade an einer gefährlichen Krankheit darnieder, von der er sich, wie man glaubte, nicht wieder erholen würde; seinen Bruder Gallus rettete seine große Jugend. Beiden Prinzen verblieben nur Feinde als Stützen ihres hülflosen Alters, und die Erziehung derselben wurde dem Eusebius von Nikomedien anvertraut, welcher ihnen den Mardonius zum Lehrer gab. Man erzog sie im Chri-

ſtenthume, einer Religion, die damals an dem Hofe der Kaiſer noch neu war. Man ließ ſie ſogar in den prieſterlichen Stand treten, um ſie vom Throne zu entfernen: ſie wurden zu Vorleſern in ihrer Kirche gewählt. Dieſe Erziehung machte einen ganz verſchiednen Eindruck auf die Gemüther der beiden Brüder, deren Charakter an ſich ſelbſt ſchon ſehr verſchieden war. Gallus, der jüngere, wich nie vom Chriſtenthume, und erwarb ſich dadurch das Lob der Kirchenſchriftſteller. Julian hatte, da er älter war, auch die Verfolgung, welche man an ſeiner Familie ausgeübt, ſo wie den Zwang und die Furcht, in welcher man ihn ſeine Jugend hatte zubringen laſſen, deſto lebhafter gefühlt. Er ſuchte daher Troſt in dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften und der Philoſophie, und überließ ſich demſelben mit Eifer. 24 Jahr alt, ging er nach Athen und Nikomedien, wo er den Unterricht verſchiedner Lehrer, insbeſondre des Sophiſten Libanius, genoß. Hier ward er beſtimmt, der Religion derer, die ſeine Familie ermordet hatten, zu entſagen, und zu dem ſogenannten Heidenthume, welches damals noch vorhanden war, überzutreten. Doch ſcheint er nicht Geiſteskraft genug gehabt zu haben, bei Annahme jener Religion, die unhaltbaren, theils ſogar läppiſchen Meinungen derſelben zu verwerfen; wenigſtens finden wir, daß er an Aſtrologie, an die Wiſſenſchaften der Haruſpices, an die Kunſt, gewiſſe vermittelnde Geiſter zu ſeinem Vortheile ſtimmen, und durch ſie in die Zukunft ſehen zu können, und an deraleichen Dinge mehr geglaubt hat. Conſtanz, der theils von den Geſchäften der Regierung niedergebeugt war, theils den Einfall der Deutſchen in die Provinzen des römiſchen Reichs befürchten mußte, entſchloß ſich, Julian den Oberbefehl gegen dieſelben zu übertragen. Dieſer ward daher zu Mailand 355 von Conſtanz feierlich zum Cäſar ernannt, und erhielt deſſen Schweſter Helene zur Gemahlin. Nun zog Julian mit einer nur geringen Anzahl Truppen nach Gallien, welches von den Deutſchen verwüſtet wurde, und woſelbſt er im Anfange des folgenden Decembers anlangte. Kaum war es zu erwarten, daß ein Jüngling, der ſich bis dahin nur mit dem Studium der Philoſophie und mit den ſchönen Wiſſenſchaften beſchäftigt hatte, im Stande ſein würde, beſonders bei ſo ſchwachen Hülfsmitteln, die furchtbaren Deutſchen zu beſiegen, und Gallien von ihnen zu befreien. Selbſt der Kaiſer Conſtanz ſchien auf dieſe Möglichkeit nicht gerechnet zu haben. Nachdem nun Julian den noch übrigen Theil des Winters mit Vorbereitungen zum bevorſtehenden Kriege zugebracht hatte, ging er den Deutſchen entgegen, welche er, nachdem er mehrere Städte erobert und verſchiedne Gefechte gewonnen hatte, in einer Hauptſchlacht, in welcher 7 ihrer Fürſten zugegen waren, bei Strasburg auf's Haupt ſchlug, wodurch er Gallien von den Feinden gänzlich ſäuberte. Damit noch nicht zufrieden, verfolgte er die Deutſchen bis über den Rhein, und bekriegte ſie auf ihrem eignen Grund und Boden. Doch zeigte ſich Julian nicht bloß als tapfern Krieger, ſondern bewies auch ſeine Talente zum Regenten, indem er Gallien eine ganz neue Verfaſſung gab, die Finanzen herſtellte, die Abgaben milderte, zweckmäßiger vertheilte, die Mißbräuche, welche ſich in den Gerichtshöfen eingeſchlichen hatten, abſchaffte, in den wichtigſten Angelegenheiten ſelbſt Recht ſprach, und Städte und Feſtungen erbauen ließ. Während er ſich ſo um das Wohl eines großen Landes verdient machte, ward er bei Conſtanz von Höflingen verläumdet, als ſtrebe er danach, ſich unabhängig zu machen, oder ihn wol gar vom Throne zu ſtoßen. So konnte es nicht fehlen, daß der argwöhniſche Conſtanz auf die glänzenden Erfolge, welche ſein Vetter in Gallien bewirkt hatte,

Digitized by Google

bald eifersüchtig werden mußte. Ja, er war nichtswürdig genug, unter der Hand die Gallier selbst gegen ihn aufzureizen, und ihm seine besten Truppen abfodern zu lassen, indem er vorwandte, diese gegen die Perser gebrauchen zu müssen. Dieser Befehl brachte einen Aufruhr unter den Soldaten hervor, welche nicht nach Persien wollten. Sie riefen daher ihren Cäsar Julian, ungeachtet seines Widerstrebens, im März 360 zum Kaiser aus. Julian meldete dem Constanz den Verlauf der Dinge: dieser befahl, er sollte den Kaisertitel ablegen. So sehr nun auch Julian dies zu thun geneigt war, so widersetzten sich doch abermals die gallischen Legionen. Nun sandte Constanz ein Heer gegen Julian, und dieser setzte sich in Vertheidigungszustand. Julian verläßt Gallien, wo er 5 Jahre zugebracht hatte, erobert Sirmium, die Hauptstadt von Illyrien, belagert Aquileja, — da erfährt er den Tod des Kaisers Constanz. Jetzt eilt er durch Thracien, und kommt am 11. Dec. 361 zu Konstantinopel an, wo er feierlich zum römischen Kaiser erwählt wird. Nun beschäftigte er sich mit Verbesserung der Angelegenheiten des Reichs, schaffte unzählige Mißbräuche ab, und schränkte seinen Hofstaat ein. Von den tausend Badern oder Barbierern, die sein Vorgänger gehabt hatte, behielt er nur einen. Auch die Zahl der Köche, die sich eben so hoch belief, schaffte er bis auf einen ab. Die Verschnittnen wurden ebenfalls verabschiedet. Auch die sogenannten curiosi, welche unter dem Vorwande, dem Kaiser nützliche Dinge zu hinterbringen, zu den gefährlichsten Spionen und einer Geißel für das gesellschaftliche Leben geworden waren, erhielten ihren Abschied. Diese Aufhebung so vieler unnützen Bedienungen kam dem Volke zu Nutz, welchem der fünfte Theil aller Auflagen erlassen wurde. In allen Verhältnissen seines öffentlichen und Privatlebens bewies Julian einen ausgezeichneten Charakter. Er suchte den heidnischen Gottesdienst in seinem vollkommnen Glanze wieder herzustellen, und wirkte daher dem Christenthume und den Christen beharrlich entgegen, ohne doch letztre, wie viele seiner Vorgänger, grausam zu verfolgen. Er entzog den christlichen Kirchen ihre oft großen Reichthümer, und vertheilte sie unter seine Soldaten, versuchte es auch wol zuweilen, wenn er sie durch Schmeicheleien und Wohlthaten zu dem Heidenthume nicht zurückzuführen vermochte, ihnen in Dingen, die jedoch der Religion nicht angingen, hinderlich zu sein. So verbot er ihnen z. B., vor Gericht als Sachwalter aufzutreten, Staats-Ämter zu bekleiden; ja, die Christen durften nicht einmal öffentliche Lehrer werden, da er wol wußte, welche große Hülfsmittel, das Heidenthum zu bekämpfen, sie in ihren Schriften besitzen müßten. So wollte er Jesus Prophezeihung, in Betreff des Tempels zu Jerusalem, nichtig machen, und erlaubte daher den Juden, denselben, ungefähr 300 Jahre nach seiner Zerstörung, wieder aufzubauen. Aber es sollen aus der Tiefe feurige Flammen emporgestiegen sein, und mehrere Arbeiter verbrannt haben. So eifrig nun auch Julian darauf bedacht war, die christliche Religion auszurotten, so wollte er doch zuvor den Krieg gegen die Perser beenden. Sein erster Feldzug gegen dieselben fiel glücklich aus: er eroberte mehrere Städte und drang bis Ktesiphon vor. Mangel an Lebensmitteln zwang ihn, sich wieder zurückzuziehen. Hier ward er am 26. Juni 365 gefährlich verwundet, und starb in der folgenden Nacht im 34sten Jahre seines Lebens. Vielleicht gibt es weder in der alten, noch in der neuen Geschichte einen Fürsten, über welchen die Schriftsteller verschiedner geurtheilt hätten: vielleicht kommt dies auch daher, weil allerdings in seinem Charakter eine Menge Widersprüche lagen, und Einige glauben,

er habe ſo viel böſe und gute Eigenſchaften beſeſſen, daß es leicht ſei, ihn zu tadeln und zu loben, ohne die Wahrheit zu verletzen. Von der einen Seite unterrichtet, großmüthig, mäßig, enthaltſam, umſichtig, gerecht, gnädig, menſchlich; von der andern leichtſinnig, unbeſtändig, ſonderbar, ſchwärmeriſch und abergläubiſch bis zum höchſten Grade, ehrſüchtig, und voll Begierde, ein Plato, Marcus Aurelius und Alexander zu gleicher Zeit zu ſein, ſtrebte er, durch falſches Urtheil verleitet, allein nach dem, was ihn vor allen andern bemerkbar machen konnte. Allen dieſen Zügen ſcheint eine ſpottende, ſophiſtiſche Kälte und Verſtellungskunſt zum Grunde zu liegen. Von ſeinen Werken ſind auf uns gekommen: mehrere Reden, Briefe und Satyren, unter welchen letztern ſich die Satyre auf die Cäſaren, und die Satyre auf die Einwohner von Antiochien, Miſopogon betitelt, durch Witz und Laune auszeichnen. Namentlich wird erſtere geſchätzt. Ein kritiſches Urtheil über diejenigen, welche auf dem erſten Throne der Erde geſeſſen haben, von einem ſtrengen Philoſophen gefällt, der ſelbſt auf dieſem Throne geſeſſen hat, mußte in der That einen eignen Reiz gewähren. In ſeinem Miſopogon ſpielt Julian den Antiochiern auf eine harte Weiſe mit, ſpart aber kein Lob, wenn von ihm ſelbſt die Rede iſt. Die verſchiednen Werke, welche uns von ihm übrig geblieben ſind (die vollſtändige und beſte Ausgabe derſelben iſt von Ezechiel Spanheim, Leipzig 1696. Fol.), beweiſen, daß dieſer Kaiſer Talent, Geiſt, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit im Vortrage und eine gewiſſe Fruchtbarkeit beſaß. Doch ſcheint er dem Geſchmacke ſeines Jahrhunderts, in welchem eine bloß rhetoriſche Deklamation die Stelle der Beredtſamkeit, Antitheſen die Stelle der Gedanken, und Wortſpiele die Stelle des Witzes vertreten mußten, zu ſehr ergeben geweſen zu ſein. Er ſchrieb auch ein Werk gegen die chriſtliche Religion, von dem uns einige Bruchſtücke erhalten worden ſind, welche der Marquis d'Argens in's Franzöſiſche überſetzt hat. Die neueſte Schrift von Bedeutung über Julian iſt von A. Neander, betitelt: Über Kaiſer Julianus und ſein Zeitalter, ein hiſtor. Gemälde. Leipz. 1812. 8.

Julianiſcher Kalender, ſ. **Kalender**.

Julius, der 7. Monat unſers Jahrs, war bei den Römern, die ihr Jahr im März anfingen, der 5. Monat, und hieß daher Quintilis, bis auf Julius Cäſar, der in dieſem Monate geboren war, und dem zu Ehren derſelbe ſeinen jetzigen Namen erhielt.

Julius Romanus, eigentlich Giulio Pippi, gewöhnlich aber Giulio Romano genannt, der vorzüglichſte von Raphael's Schülern und Gehülfen. Er war 1499 zu Rom geboren. Von wem er ſeinen erſten Unterricht empfangen habe, iſt unbekannt. Da er, ſo lange Raphael lebte, ſtets bei und unter dieſem arbeitete, ſo war er genöthigt, ſich nach deſſen Anordnungen und Vorſchriften zu richten. Nachher aber folgte er ſeinem angebornen Genius, der ſich zum Schrecklichen und Gewaltſamen hinneigte, und legte den erſten Grund zur manierirten Malerei. Nachdem er zu Rom unter Clemens VII. den großen Saal des Conſtantin vollendet hatte, ging er, nicht, wie man wol geglaubt hat, um dem Zorne des Papſtes über die, von ihm entworfnen und von Raimondi geſtochnen, unzüchtigen Zeichnungen zu entgehen, denn dieſe erſchienen ſpäter, ſondern auf die Einladungen des Grafen Caſtiglione, nach Mantua. Hier fand er einen freien Spielraum für den kräftigen Schwung ſeines Geiſtes, ſowol in der Architektur als Malerei. Der Palaſt del Te wurde ganz von ihm, oder unter ſeiner Aufſicht von ſeinen Schülern verziert. Durch die Schule, welche er hier eröffnete, wurden die Grundſätze Raphael's in der Lombardei bekannter. Nach Sangallo's Tode,

Digitized by Google

1546, ward ihm der Bau der Peterskirche übertragen, aber er starb ebenfalls schon in demselben Jahre. So lange er seinen Lehrer nachahmte, zeigte er sich besonnen, lieblich und gefällig in seinen Werken, als er aber nachher dem ganzen Ungestüm seiner Einbildungskraft sich überließ, setzte er durch die Kühnheit seines Styls, durch die Großartigkeit seiner Zeichnung, durch das Feuer seiner Composition, durch die Hoheit seiner poetischen Ideen, durch die Kraft seines Ausdrucks in Erstaunen. Man bewundert diese Eigenschaften vereint in dem Sturz der Giganten (im Palast del Te) und in den Schlachten Constantins (zu Rom). Man wirft ihm vor, daß er das Studium der Natur vernachlässigt habe, um allein der Antike zu folgen, daß er den Faltenwurf nicht verstanden, daß in seinen Köpfen zu viel Einförmigkeit herrsche, daß sein Colorit zu sehr in's Grelle falle; dagegen aber hat kein Meister mehr Geist und Kenntnisse in seine Gemälde gelegt. Seine ausgezeichnetsten Schüler waren Raphael dal Colle, Primaticcio, und Giovanni Battista Mantovano.

Julius Cäsar, s. Cäsar.

Jung (Joh. Heinr.), genannt Stilling, badischer geh. Hofrath, sonst Professor an der Cameralschule zu Heidelberg, starb 1817 zu Carlsruh an Alterschwäche. An derselben Schule lehrte er schon (seit 1778) in Lautern, wo diese für Forst- und Landwirthschaft, Fabrik-, Handlungswissenschaft und Vieharzneikunde sehr nützliche Anstalt sich vorher befand. Er war geboren zu Gründ im Nassauischen, 1740. In seiner Jugend auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenbei von höhern Dingen selbst belehrt hatte, trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einem Schullehreramt. Dieser Versuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil Jedermann leicht für ihn Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen. Später war er, nach beendigtem Studium der Medicin in Strasburg, Arzt zu Elberfeld. Den größten Theil seines merkwürdigen Lebens hat er selbst, ohne dichterische Ausschmückung, in dem berühmten Buche: Heinrich Stilling's Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft (Berlin 1777, 3 Th.), in einer neuen Gestalt unter dem Titel: Lebensbeschreibung, (Berlin, 1806, 5 Th., wovon der erste des Verfassers Jugend, der zweite seine Jünglingsjahre, der dritte seine Wanderschaft, der vierte sein häusliches Leben enthält und der fünfte den Titel Lehrjahre führt) auf eine Weise beschrieben, welche seinen gemüthlichen und frommpoetischen Charakter ganz ausspricht. Er selbst erklärt diese Schilderung vom Kleinsten bis zum Größten, vom Alltäglichsten bis zum Wunderbarsten für lautere, unverfälschte Wahrheit. Weit entfernt, sagt Matthisson in seinen Briefen (Zürich 1795, 1. Thl.), ein zu helles Licht über das Gemälde zu verbreiten, hat er vielmehr Manches, und grade immer dasjenige, was seinem Geiste und Herzen am meisten zur Ehre gereicht, in ein zweifelhaftes Helldunkel gestellt. Auch hat er uns in demselben manches herrliche Volkslied aufbewahrt, so wie er überhaupt die unverkennbare Bestimmung zum Volksschriftsteller darin bewährte. Allein ein einseitiger Pietismus, zu welchem sein herrschendes Gefühl ihn führte, hat diese Einwirkung auf das deutsche Publikum sehr beschränkt. Seine pietistischen Schriften sind sehr zahlreich. Vorzüglich bekannt ist sein Theobald, der Schwärmer; das Heimweh; der Volkslehrer; der christliche Menschenfreund (in welchem er die sichtbare Zukunft Christi zwischen hier und 1836 setzt); Taschenbuch für Freunde des Christenthums und

Sieg deſſelben; der graue Mann (eine noch immer fortwährende Wochenſchrift). Das meiſte Aufſehen und den größten Widerſpruch hat er durch die, in gegenwärtiger Zeit ſeltſame, Erſcheinung ſeiner Theorie der Geiſterkunde (Nürnberg, 1808) und Apologie derſelben (1809), welche ſich an ſeine (ſchon 1803 zu Frankfurt erſchienenen) Scenen aus dem Geiſterreiche anſchließt, erregt. Hier hat er ſeine Meinungen und Hypotheſen von dem Verkehr der abgeſchiednen Geiſter mit Lebenden, gleich erwieſnen Thatſachen, in ſyſtematiſcher Form vorgetragen. Übrigens ſind ſeine frommen Träume mit einem ehrwürdigen Charakter verbunden. Nicht minder hat ſich Jung in den Fächern der praktiſchen Naturwiſſenſchaft (z. B. Ökonomie, Viehargneikunde), ſo wie in verſchiednen Theilen der Staatswiſſenſchaft (z. B. Nationalökonomie, Cameral- und Finanzwiſſenſchaft) als Lehrer, und durch viele Schriften über dieſelben (ſeit ungefähr 1783) verdient gemacht, und die ausgebreitetſten Kenntniſſe bewieſen. Endlich wird er als geſchickter Operateur des Staars (er hat auch über dieſen Gegenſtand Einiges geſchrieben) mit vielem Lobe genannt. Von ſeiner wohlthätigen Kunſt ſagt Matthiſſon a. a. O.: „Schon über 2000, größtentheils armen Blinden hat er das Geſicht nicht nur unentgeltlich wiedergegeben, ſondern viele von ihnen noch beſchenkt und auf ſeine Koſten während der Kur im Wirthshauſe erhalten.“ Das zuletzt erſchienene Erzeugniß ſeines Geiſtes iſt: Erzählungen, mit einer Vorrede von Ewald. (3 Bdchen. 8.) Eine ſchöne Charakteriſtik Jung's ſehe man in Göthe „Aus meinem Leben“ 2r Th., S. 378 und 489.

Jünger (Joh. Friedr.), wurde 1759 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Kaufmann war. Er genoß eine gute Erziehung, widmete ſich anfangs dem Handel, ſtudirte aber nachher die Rechte, und ſchloß ſeine akademiſche Laufbahn mit einer öffentlichen Disputation. In der Folge beſchäftigte er ſich mehr mit den ſchönen Wiſſenſchaften, wurde Hofmeiſter zweier Prinzen, blieb es aber nicht lange, ſondern ging nach Weimar, wo er eine geraume Zeit als Gelehrter privatiſirte. 1787 kam er nach Wien, und wurde hier, nachdem er ſich bereits als Schriftſteller im dramatiſchen Fache ausgezeichnet hatte, 1789 als Hoftheaterdichter angeſtellt. Eine Veränderung, welche dieſes Theater erlitt, zog 1794 ſeine Entlaſſung nach ſich. Er privatiſirte nun wieder, arbeitete theils für das Theater, theils in andern Fächern der ſchönen Wiſſenſchaften, und lebte von dem ſparſamen Ertrage ſeiner Schriften. Er hatte jetzt zu wiederholten Malen Anfälle von tiefer Melancholie, die an ſtillen Wahnſinn grenzte, und theils von dem angeſtrengten Fleiße, mit welchem er ſich ſeinen Unterhalt verdienen mußte, theils von ſeiner durchaus einſiedleriſchen Lebensart herrührte. Er ſtarb 1797, bedauert von Allen, die ſeine Talente und ſeine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit gekannt hatten. Eine merkwürdige, doch nicht ganz ſeltne Erſcheinung iſt es, daß es grade in jener melancholiſchen und hypochondriſchen Zeit die heiterſten Geiſteserzeugniſſe geliefert hat. Er begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit dem Romane: Huldreich Wurmſamen von Wurmfeld, und endigte mit dem vielgeleſenen Romane: Fritz. (4 Theile, 1796 bis 1797.) Eine friſche, leichte und gefällige Erzählung machen ſeine Romane angenehm, ob ihnen gleich die tiefere komiſche Kraft abgeht. Zu denen, welche den meiſten Beifall erhalten haben, gehören noch der kleine Cäſar (komiſcher Roman in 3 Theilen, 1781 — 1787), und Vetter Jacob's Launen (in 6 Theilen, 1786 — 1792). Größer ſind Jünger's Verdienſte um die deutſche Bühne. Wiewol Jünger als Schauſpieldichter durchaus keine ſelbſtändige Erfindungsgabe beſaß:

ſo wußte er ſich doch mit glücklicher Leichtigkeit und Wirkung ausländiſcher und einheimiſcher Stoffe zu bedienen und dieſelben durch ſeine Bearbeitung zu ſeinem Eigenthume zu machen, und ſomit berechtigt ihn ſein oft ſehr glücklicher Witz, das Luſtige und Feine ſeiner Intriguen, und ſein leichter, natürlicher Dialog in der Geſellſchaftsſprache zu einem ehrenvollen Platze unter den deutſchen Theaterdichtern. Seine Luſtſpiele ſind in 3 Sammlungen erſchienen: die erſte in 5 Th. 1785 — 90; die zweite unter dem Titel: Komiſches Theater, in 2 Th.; die dritte als theatraliſcher Nachlaß in 2 Th.

Jungfrau von Orleans, ſ. Jeanne d'Arc.

Junius (Briefe des), eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der politiſchen Literatur der Engländer und in der Geſchichte ihrer Preßfreiheit. Ein furchtbarer Unbekannter, der gewaltigſte Libelliſt der neuern Zeit, griff in einer Reihe zermalmender Briefe (ſie erſchienen ſämmtlich vom 21. Jan. 1769 bis zum 21. Jan. 1771 im Public Advertiser, einer Zeitung, welche der Buchdrucker Woodfall herausgab) die Mitglieder des Kabinets, alle Staatsbeamten, die Tribunale, das Parlament, endlich die Perſon des Königs ſelbſt, mit immer gleicher Bitterkeit und Schonungsloſigkeit an. Mit ausgezeichneten Talenten und Kenntniſſen, einer nie übertroffnen und ſelten erreichten Beredtſamkeit, einer Kühnheit ohne Maß und Ziel, wußte dieſer Unhold — deſſen Name ein nun ſchon funfzigjähriges Geheimniß iſt — zwei Jahre lang die brittiſche Leſewelt in fortdauernder Spannung zwiſchen Luſt und Schrecken, zwiſchen Bewunderung und Abſcheu zu erhalten. Ein Proceß gegen den Herausgeber, von der Kings Bench, im J. 1770, deſſen Verhandlungen endlich niedergeſchlagen wurden, hatte einen merkwürdigen Meinungskampf zur Folge, der im Unterhauſe über den Libellproceß (ſo nennt man in England das Einſchreiten der Gerichte gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit) geführt, und erſt 1792 durch eine Parlamentsacte dahin entſchieden wurde, daß die Jury, in Criminalprozeſſen gegen Libelle, über ſämmtliche in der Anklageacte enthaltnen Punkte einen allgemeinen Spruch von Schuldig oder Nichtſchuldig zu geben berechtigt ſei. Seitdem entſcheidet in England nicht das Geſetz, ſondern die Jury über den libelliſtiſchen oder nicht libelliſtiſchen Charakter einer publicirten Denkſchrift und zwar, nach einem Herkommen der Gerichtshöfe, ohne dabei auf die factiſche Wahrheit der libelliſtiſchen Behauptungen Rückſicht zu nehmen. (S. v. Gentz in den Jahrb. d. Literat. Wien, 1818, I. S. 240 fgg.) Die Briefe des Junius, welche auf dieſe Art in der Geſch. der engl. Preßfreiheit Epoche machten, erſchienen in einer Sammlung zuerſt 1772, welche bloß die im Public Advert. mit Junius unterzeichneten enthielt; vollſtändiger, mit theils ungedruckten, theils zuvor nicht unter der Firma Junius gedruckten Briefen vermehrt, 1812 in 3 B. 8vo. Woodfall's Sohn gab ſie, mit einer Einleit. u. m. Anm. aus ſeines Vaters Papieren heraus. Doch wandte er auf die Anordnung der Zeitfolge wenig Sorgfalt. Unter den neu aufgenommenen Briefen, die voll heftiger politiſcher Ausfälle, an Kühnheit, Feuer und Beredtſamkeit den geprieſenſten unter den Juniusbriefen gleichkommen, und einen Zeitraum von fünf Jahren umfaſſen, iſt der früheſte, mit Publicola unterzeichnet, vom 28. April 1767; andre aus dem J. 1768 mit Lucius, Brutus, Nemeſis und andern Namen; die ſpätern nach 1771, welche wüthende Angriffe auf den Kriegsſecretair, Lord Barrington, enthalten, haben die Signaturen Veteran und Nemeſis. Seit dem 19ten Jan. 1773 war Junius für immer verſtummt. Ohne einen Commentar ſind dieſe Briefe jetzt ſelbſt Engländern nicht mehr verſtändlich. Man

Digitized by Google

muß die Verbindungen der damals mächtigen Whigfamilien, ihre Spannungen unter einander und mit den Tories, so wie die Ursachen des Mißtrauens des Volks kennen, das über den Einfluß des geheimen Kabinets auf die Verwaltung unzufrieden war. Junius richtete seine Pfeile vorzüglich auf den Herzog von Grafton, und die Lords Mansfield, Hillsborough, North, Barrington u. a. m. Auch Chatam und Camden wurden nicht geschont. Selbst den Volksführern, wie Wilkes, Horne Tooke u. A. war Junius persönlich abhold; außer Delolme, der ein Fremder war, hat er keinen seiner Zeitgenossen gelobt; außer von Fox, Lord Holland und wenig Andern, hat er von Allen übel gesprochen. Übrigens dachte und schrieb er, trotz seines republikanischen Cynismus, ganz in dem monarchischen Geiste der brittischen Verfassung; so betrachtete er den Widerstand der Amerikaner unabänderlich als Rebellion. Am glänzendsten trat er auf in dem Streite über die Middlesex-Wahl für John Wilkes, der dreimal zum Parlamentsgliede erwählt, dreimal vom Unterhause ausgestoßen wurde. In Hinsicht auf seine Schreibart wird er allgemein als einer der ersten Prosaisten Englands angesehen. Sie ist gedrängt, zuweilen epigrammatisch, aber nie unklar, im Ausdruck sicher und fest, sparsam in Metaphern, und gewöhnlich ohne Schmuck; dabei sorgfältig genau. Übrigens scheint dieser politische Sonderling, ohne Zweck und Leidenschaft, bloß um einem finstern Unmuthe, einer tief gewurzelten Erbitterung, durch gekränkte Eigenliebe oder betrogne Erwartungen erzeugt, Luft zu machen, sein großes Talent auf jene planmäßige Mißhandlung aller hochgestellten Männer oft in satanischen Zerrbildern gerichtet zu haben. Von Woodfall, der durch ihn reich wurde, und der seinen Namen nie erfahren hat, bezog er keinen Gewinn. Ein schön gebundnes Exemplar der Sammlung seiner Briefe, deren genauen Abdruck er zur unerlaßlichen Bedingung machte, war das einzige Honorar, welches er ihm abforderte. Die Furcht entdeckt zu werden, das Gefühl seines Frevels, Worte wie Dolchstiche im Finstern gebraucht zu haben, Widersprüche endlich in seinen Ansichten und Behauptungen, erklären es, warum Junius Alles that, um unerkannt zu bleiben. Das Publikum (über dessen Meinung er eine Art von unsichtbarer Gewaltherrschaft ausübte, der keine andre Macht im Staate mehr gewachsen zu sein schien), erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Person des verkappten Schmähers. Erst seit der vollständigen Ausgabe seiner Briefe von 1812 weiß man, daß alle diese Vermuthungen grundlos waren. Endlich bezeichneten zwei namenlose Schriften: The Identity of Junius with a distinguished living character established, und: A Supplement to Junius identified. 1817, einen unlängst verstorbenen, in England sehr geachteten Mann als Verf. dieser Briefe. Sir Philipp Francis (seit 1806 Ritter des Bathordens), zur Zeit des Gouverneurs Hastings Beisitzer des hohen Raths von Ostindien zu Calcutta, nachher Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geschäftsmann, und obgleich meistens in Verbindung mit der Opposition, doch von dem Ministerium geschätzt und oft zu Rathe gezogen, soll der wahre Junius sein. Für diese Vermuthung haben sich die Herausgeber des Edinburgh Review sehr günstig erklärt; allein dem Verfasser des (hier benutzten) Aufsatzes über die Juniusbriefe (Ritt. v. Gentz) in dem Jahrbuche der Literatur Wien 1818. I. 255, welcher Proben und historische Erläuterungen der Briefe enthält, scheint diese Meinung nicht gegründet, weil sich in den von Sir Philipp Francis gedruckten Parlamentsreden kein auch nur ferner Nachklang von den mächtigen Tönen, mit welchen Junius seine Zeitgenossen erschütterte,

Digitized by Google

vernehmen läßt, wie denn auch in England jene Vermuthung bestritten worden ist. K.

Juno, bei den Griechen Here, die höchste und mächtigste Gottheit der Griechen und Römer nach dem Jupiter (griech. Zeus), war die Schwester und Gattin desselben, und eine Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea. Arkadien, Argos und Samos rühmten sich, ihre Geburtsörter zu sein. Nach Homer wurde sie vom Okeanos und der Tethys, nach andern aber von den Horen, erzogen. Die Vermählung des Jupiter mit ihr wurde auf der Insel Kreta, nicht weit vom Flusse Theron, gefeiert, und durch die Anwesenheit aller Götter verherrlicht. Nach Homer umarmte Zeus die Here ohne Wissen ihrer Ältern; auch soll er sie, nach Andern durch List errungen und auf der Insel Samos geheirathet haben. Letztres wird folgendergestalt erzählt. Nachdem er sie schon lange geliebt hatte, ohne jedoch Gegenliebe zu finden, sah er sie einst, von ihren Begleiterinnen getrennt, auf dem Berge Thronax lustwandeln, und sich hier niederlassen, um auszuruhen. Jetzt schickte er ein schweres Gewitter, und stürzte sich während desselben in Gestalt eines, von Nässe und Kälte zitternden Kuckucks zu ihren Füßen nieder. Mitleidig nahm sie das arme Thier in ihren Mantel, welches sich aber in seine wahre Gestalt umwandelte und ihr die Ehe versprach, um ihre Umarmung zu erhalten. Die Ehe dieser beiden Gottheiten war jedoch keine glückliche. Die stolze, herrschsüchtige und eifersüchtige Juno konnte die öftere Untreue ihres Gemahls nicht gelassen ertragen; er aber behandelte sie wiederum mit aller Härte, die in ältern Zeiten überhaupt der Mann sich gegen die Frau zu erlauben pflegte. Die alten Dichter, besonders Homer, geben uns davon viele Beispiele. Als Juno den Herkules, ihres Gemahls Liebling, durch Sturm nach Kos verschlagen hatte, ward er so ergrimmt auf sie, daß er ihr die Hände band, ihre Füße mit zwei Amboßen beschwerte und sie so schwebend im Olymp anknüpfte. Keiner der übrigen Götter vermochte ihr zu helfen. Als sie während des trojanischen Krieges den Jupiter eingeschläfert hatte, um während seines Schlafs den Griechen Sieg zu verleihen, entging sie nur mit vieler Mühe den Schlägen, welche ihr Jupiter bei seinem Erwachen zugedacht hatte. In den ältesten Gedichten wurde Juno als eine dem Herkules feindliche Gottheit geschildert, die ihm schon bei seiner Geburt unheilbringend erschien und nachher sich allen seinen Unternehmungen widersetzte. Diese Idee machte Homer allgemeiner, und schuf daraus eine feindselige Göttin, deren er sich stets bediente, wenn irgend ein Plan zu verhindern, oder irgend eine Unternehmung zu vereiteln war. Man findet bei ihm eine ausführliche Schilderung der List, welche Juno anwandte, um, dem Gebote ihres Gemahls entgegen, die Griechen zu schützen. Außerdem ist sie die feindselige Verfolgerin der Frauen, welche Jupiter geliebt (z. B. der Latona, Semele und Alkmene) und der Kinder, welche er mit ihnen gezeugt hatte. Unter letztern mußten Herkules und Bacchus am meisten leiden. Sogar die Thebaner erfuhren die Wirkungen ihres Hasses, weil Herkules bei ihnen geboren war; Athamas und dessen Familie wurden von ihr verfolgt, weil er den jungen Bacchus erzogen hatte. Auch empfanden alle diejenigen ihre Rache, welche sich oder Andern einen Vorzug vor ihr gaben. Die Schönheit der Juno ist erhaben, majestätisch und Ehrfurcht einflößend; es fehlt ihr das Sanfte, Einschmeichelnde, die Herzen Bezaubernde der Venus. Im trojanischen Kriege war sie die Schutzgöttin der Griechen; ja sie mischte sich zuweilen selbst mit in den Kampf. So z. B. erlaubte ihr Jupiter einst, den Mars, den Schutzgott der Troja-

ner, aus dem Treffen zu entfernen. Keine der Göttinnen durfte ſich im Kampfe mit ihr meſſen. Diana wagte es einſt, aber ihre Wangen mußten die Stärke der mächtigen Juno fühlen. Die Kinder, welche ſie dem Jupiter geboren hatte, waren: Hebe, die Göttin der Jugend; Ilythyia, die älteſte Göttin der Geburt; Mars, der Gott des Kriegs, und Vulcan. Letztern ſoll ſie jedoch ohne Begattung geboren haben, gleichſam dem Jupiter zum Trotze, weil dieſer Minerven aus ſeinem Haupte hatte hervorgehen laſſen. Nach einigen Schriftſtellern brachte ſie auch das Ungeheuer Typhon hervor, dem ſonſt eine andre Abſtammung gegeben wird. Es werden gewöhnlich vier verſchiedne Begriffe mit der Juno verbunden. Nach der orphiſchen Religion war ſie das Symbol der untern Luft, ſo wie Jupiter der obern, auch wol der Luft überhaupt. Damit vermiſchte ſich ein andrer Begriff, den man aus der pelasgiſchen Religion zu Samos geſchöpft hatte, nach welchem ſie die Königin der Götter war. Hierzu kommen phöniziſche Vorſtellungsarten, indem man die Venus Urania, unter welchem Namen die Phönizier die Natur verehrten, in Griechenland mit der Juno vertauſchte. Als ſolche wurde ſie beſonders zu Argos verehrt. Endlich gaben ihr die Dichter den Charakter einer feindlichen Göttin, welche die Anſchläge Jupiters und andrer Götter, oder Helden und Menſchen hintertrieb. Übrigens ward ſie in ganz Griechenland verehrt: ihr vorzüglichſter Sitz aber war zu Argos, in deſſen Nähe ſich ihr berühmter Tempel, Heräum, befand, und zu Samos, dem Orte ihrer Geburt und Vermählung; daher auch, unter vielen andern, der Beiname Samia. Als ſolche wurde ſie auf Münzen, mit dem halben Mond auf dem Kopfe, die Hände auf zwei Stäbe geſtellt, abgebildet. Die Gefährtinnen der Juno waren die Nymphen, Grazien und Horen. Iris (ſ. d. A.) war ihre vorzüglichſte Dienerin. Unter den Thieren war ihr der Pfau, die Gans und der Kuckuck heilig. Ihre gewöhnlichen Attribute ſind das königliche Diadem, wie ein längliches Dreieck geſtaltet, deſſen kürzeſte und zugerundete Spitze wie ein Gipfel in die Höhe ſteht. Oft trägt ſie einen mit Sternen beſäeten Schleier, entweder als Kopfputz, oder hinter ihr herfliegend. Auf einer Gemme aus der Stoſchiſchen Sammlung ſieht man ſie in ruhiger Majeſtät auf einem Throne ſitzen, an deſſen Rücken zu beiden Seiten Sonne und Mond, und über ihrem Haupte die Planeten gebildet ſind, um ſie als Herrſcherin des Himmels zu charakteriſiren. Sie wird auf einem Wagen von zwei Pfauen gezogen. Übrigens waren die Abbildungen der Juno bei den Alten nicht ſehr häufig; denn ſelbſt in der Zeit des edelſten Styls der Kunſt beſaßen die Griechen keine einzige vollendete große und berühmte Bildſäule derſelben. Die meiſten Junonen auf geſchnittenen Steinen ſind von griechiſchen Künſtlern aus der Zeit der römiſchen Kaiſer. Bei den Römern hatte Juno denſelben Charakter, wie bei den Griechen. Sie nannten ſie hauptſächlich Juno Regina (regia); Pronuba Matrona (als Beſchützerin der verlobten Jungfrauen) und Lucina (ſ. d. Art. Lucina und Ilythyia). Sie hatte in Rom mehrere Tempel. Alle erſten Tage der Monate und der ganze Junius waren ihr heilig. Über den Planeten d. Namens ſ. d. Art. Planeten.

Junta, wörtlich eine Vereinigung, nennt man in Spanien ein hohes Collegium für Staatsſachen. Vor der Revolution hatten jedoch nur zwei obere Stellen dieſen Namen, nämlich der königliche Handels-, Münz- und Bergwerksrath (Real Junta General de Comercio, Moneda, Minas y Dependencias de Estrangeros) und die Tabaksregie-Direktion (Real Junta de Tabaco). Als Napoleon 1808 von den ſpaniſchen Bourbons die Abtretung ihrer Rechte erſchlichen und erzwungen

hatte, berief er nach Bayonne eine Verſammlung der Notabeln Spaniens, unter dem Namen einer Junta. In den ältern Zeiten Spaniens, wo die Reichsſtände noch berufen wurden, hatte man ihre Verſammlung Cortes (ſ. d. Art.) genannt; Napoleon wählte aber jenen Ausdruck, weil er die Komödie der geſetzlichen Umformung Spaniens nur durch einen weniger zahlreichen Ausſchuß zu ſpielen für gut fand. Seine Junta ſollte aus hundert und funfzig Mitgliedern beſtehen, als funfzig vom geiſtlichen, und hundert vom weltlichen Stande; es erſchienen aber nur 90 Abgeordnete, und dieſe ohne hinlängliche Vollmachten, welches ihn jedoch wenig irrte. Die Junta ward den 15. Juni 1808 unter dem Vorſitze des Finanzminiſters, d'Aganze, eröffnet, und nahm einſtimmig die neue Verfaſſung an. Später trat in Madrid, welches König Joſeph Napoleon bereits am 1. Auguſt wieder hatte verlaſſen müſſen, auch von Seiten der Inſurrection und ihrer oberſten Leitung eine Junta zuſammen. Dieſe beſtand zuerſt unter dem Vorſitze des Grafen von Florida Blanca aus 26 Mitgliedern. Nachher wurde die Zahl derſelben auf 44 beſtimmt. Die Fortſchritte der Franzoſen im Spätherbſt verſcheuchten dieſe Junta nach Sevilla, von wo ſie nachher nach Cadix flüchten mußte. Außer dieſer Central-Junta war in jeder einzelnen, von den Franzoſen nicht unterjochten Provinz eine Provinzial-Junta, die jener untergeordnet ſein ſollte. Aber viele derſelben verweigerten der Central-Junta den Gehorſam. Auch erfüllte dieſe, beſonders wegen Uneinigkeit ihrer Mitglieder, die Erwartungen der Nation nur ſchlecht; ihr Mangel an Einſicht und Willenskraft ſchadete der guten Sache ſehr, und erleichterte den Franzoſen lange das Spiel. (S. Spanien.)

Jupiter, bei den Griechen Zeus, war ein Sohn des Saturn (griechiſch: Kronos, daher Kronion und Kronides genannt) und der Rhea, und Bruder der Veſta, Ceres, Juno, des Neptun und Pluto. Nach den verſchiednen Zeiten Griechenlands verband man mit dieſer Gottheit auch verſchiedne Begriffe. Die Pelasger verehrten ihn von den älteſten Zeiten an als das Symbol der Natur, und von da ſchreibt ſich noch ſein Orakel zu Dodona her, ſo wie er auch aus dieſem Grunde der dodonäiſche, pelasgiſche König heißt. In der orphiſchen Religion war Jupiter ein phyſiſches Symbol und bedeutete die obere Luft, den Äther, und in dieſem Begriffe war Juno, das Symbol der untern Luft, mit ihm als Schweſter und Gemahlin verbunden. Hieraus erklärt man folgende homeriſche Fabel. Juno, Neptun und Apollo wollten den Jupiter binden; aber Tethis rief den hundertarmigen Briareus ihm zu Hülfe, der durch ſeine bloße Gegenwart den Anſchlag der Götter hintertrieb (Streit der Elemente, in welchem der Äther beinahe wäre überwältigt worden, wenn er nicht endlich durch ſeine Kraft (Briareus) geſiegt hätte). Eben ſo ſymboliſch erklärt man die Fabel, nach welcher Jupiter ſich einſt vermaß, eine Kette vom Himmel herabzulaſſen, woran ſich alle Götter hängen und doch nicht im Stande ſein ſollten, ihn herunter zu ziehen; er aber wolle ſie alle, nebſt Erde und Meer, zu ſich heraufziehen und dann die Kette um den Gipfel des Olymps ſchlingen, ſo, daß ſie ſämmtlich in den Wolken ſchweben ſollten. (Alles vereinte Streben der niedern Elemente iſt nicht im Stande, den Äther aus ſeinem Sitze herunter zu ziehen). Aus dem Symbole des Äthers entwickelte ſich die Dichtervorſtellung vom Jupiter, als Beherrſcher des Äthers und des obern Luftraumes. In dieſem Sinne werden ihm folgende, auf Lufterſcheinungen ſich beziehende Namen beigelegt: der ſich am Blitze Vergnügende; der Wolkenſammler; der Hochſitzende; der Weitſehende; der Hochdonnernde; der Wolkentreiber. Ein höherer Begriff iſt der des Vaters der Götter und der Menſchen,

Digitized by Google

wie ihn schon Homer an mehrern Stellen nennt; doch ist dies noch nicht der Begriff eines höchsten Wesens und Weltschöpfers, welcher erst später entstand. Mehr gehört hierher der Begriff des Jupiter Herkeios, der ein Führer und Schützer des Hauses, der Familien und ihres Eigenthums, auch wol eines ganzen Volks und eines gewissen Bezirks, mithin eine bloß örtliche Gottheit ist. Er ist ferner Regierer und Lenker der menschlichen Schicksale, und hält in seiner Hand eine Wage, womit er Jedermann Gutes und Böses zuwägt. Auch stehen in seinem Palaste zwei Urnen: in der einen ist das Böse, in der andern das Gute. Bald gibt er den Sterblichen aus beiden vermischt, bald aus jeder allein. Nichts destoweniger ist er selbst wieder dem Schicksale, einem unbekannten, in Dunkel sich hüllenden Wesen unterworfen. Er ist der weiseste aller Götter und Menschen; Minerva sitzt stets zu seiner Seite; er faßt seine Entschlüsse ohne Andrer Beihülfe, und wem er sie nicht offenbart, dem bleiben sie unerforschlich. Mit seinem Rathe steht er den Menschen bei, weswegen er auch der Ertheiler wohl überlegten Raths heißt. Er ist wahrhaftig, seine Versprechungen sind unwiderruflich und untrüglich; er kennt alle Schicksale der Menschen; er hört die Eide der Sterblichen, die sie bei ihm schwören, und rächt den Meineid auf's strengste Jede Ungerechtigkeit und Härte ist ihm verhaßt. Wer den um Vergebung bittenden Beleidiger (Hiketes) nicht aufnimt und ihm nicht vergibt, den straft der Jupiter Hiketesios. Er ist gütig und liebreich, und will, daß die Menschen eben so einander begegnen sollen. Daher heißt er auch Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Diese Ideen vom Jupiter, die man obgleich noch auf Örtlichkeiten eingeschränkt, schon bei Homer und den Dichtern seines Zeitalters findet, wurden in der Folge immer mehr entwickelt; so wie die Bildung der Griechen fortschritt und eine reinere Philosophie sich zu verbreiten begann. Hiermit verband man die historische Sage, nach welcher Jupiter auf der Insel Kreta und zwar auf dem Berge Ida geboren und erzogen war; denn ein Orakel des Uranus und der Gäa hatte der Rhea den Rath ertheilt, ihren Sohn auf jenem Berge zur Welt zu bringen, damit er nicht vom Kronos verschlungen werde. Doch soll Jupiter auch zu Messene, Theben, Olenos in Ätolien, Ägäa in Achaja, auf dem Berge Lykros, oder auf dem Dikte in Kreta, auf dem Berge Lycäus in Arkadien (wo die Höhle gezeigt wurde, in welcher seine Mutter mit ihm niederkam), geboren sein. So verschieden die Örter seiner Geburt angegeben werden, eben so verschieden sind auch die Nachrichten von dem Orte seiner Erziehung. Nach Homer erzog ihn Gäa, und verbarg ihn während der Nacht in einer Höhle des waldigen Gebirges Argäus; Tauben brachten ihm Ambrosia. Die Arkadier und Messenier ließen ihn durch Nymphen erziehen, welche ihn von den Kureten erhielten und in dem Brunnen Klepsydra badeten. Nach einer andern Erzählung soll die Mutter das Kind den Kureten übergeben haben, welche letztern es durch die Nymphen Ida und Adrastea warten ließen, und durch das Zusammenschlagen ihrer Schilder beständig ein solches Geräusch machen mußten, daß Kronos das Kind nicht schreien hörte. Statt des Jupiter verschluckte darauf dieser einen, in Ziegenfell gewickelten und mit Honig bestrichenen Stein. Wieder nach andern Erzählungen waren die Töchter des kretischen Königs Melissus, Amalthea und Melissa, seine Erzieherinnen, welche ihn mit der Milch einer Ziege, Amalthea, nährten, deren Horn Jupiter in das Fruchthorn verwandelte. Er wuchs sehr schnell heran. In einem Jahre war er schon im Stande, zur Ausführung eines Plans, den die Mutter gegen seinen Vater entworfen hatte, behülflich zu sein. Von der Metis (Göttin der Klugheit) bekam Jupiter

Ingenhousz, Jan, 1730–1799, Dutch physician and botanist, 1779 experiments on light and plants, 1796 experiments on plants and air, 1798 experiments on plants and air, 1799 experiments on plants and air, 1800 experiments on plants and air, 1801 experiments on plants and air, 1802 experiments on plants and air, 1803 experiments on plants and air,

in den Tartarus zu ſchleudern. Der König Jupiter iſt vom Homer ganz nach dem Begriffe der damaligen griechiſchen Könige geformt, ſo wie überhaupt der ganze Charakter deſſelben nach den Sitten der alten griechiſchen Helden, welche roh, wild und leidenſchaftlich waren, geſchildert iſt. Übrigens wird ihm ſogar eine Geißel zugeſchrieben, womit er als König züchtigt. Dieſe Vorſtellung war von den Ägyptern entlehnt, bei denen die Geißel ein Bild der königlichen Hoheit war. Wir kommen nun auf die Thaten und Liebſchaften Jupiters. Als Regent der Erde hatte er ſein Augenmerk vorzüglich auf das Menſchengeſchlecht gerichtet, welches er, weil es verderbt und laſterhaft war, von Grund aus vertilgte, und aus Bäumen ein andres und beßres ſchuf. Den Prometheus, der das Feuer für die Menſchen geſtohlen hatte, ließ er durch Vulcan an den kolchiſchen Kaukaſus ſchmieden, und ſeine Leber von einem Geier verzehren. Den Äſkulap erſchlug er mit ſeinem Blitze, weil er durch ſeine Heilkunde das Reich des Pluto entvölkert hatte; und als Phöbus, um ſeinen Sohn zu rächen, die Cyklopen tödtete, welche den Blitz geſchmiedet hatten, verbannte er ihn eine Zeitlang aus dem Himmel, und verſtieß ihn auf die Erde. So ſtreng rächte er jede Beleidignng ſeiner Majeſtät. Aus demſelben Grunde tödtete er auch den König Salmoneus, der den Donner nachahmte; den Idas, welcher den Pollux erſchlagen wollte, und den Kapaneus, welcher zuerſt Thebens Mauern erſtieg; ferner die Kureten, weil ſie, von der Juno verführt, den jungen Epaphus verbargen, und den achäiſchen Flußgott Aeſopus, der ſeine Tochter, die Jupiter entführt hatte, wieder zurückverlangte. Auch zog er durch die Welt, ſtrafte die Böſen und belohnte die Guten. Seine beſtändigen Diener waren die Horen und Merkur; ſein und der übrigen Götter Mundſchenk, Ganymedes, vorher Hebe. Sein Palaſt iſt auf dem Olymp. Themis oder Tike ſitzt neben ihm auf dem Throne. Seine erſte Gattin war Metis, eine Tochter des Okeanos, die klügſte unter allen Gottheiten. Als aber Uranus und Gäa ihm weiſſagten, daß ſie ihm ein Kind gebären würde, welches ihm ſeine Herrſchaft rauben ſollte: ſo verſchlang er ſie, als ſie ſchwanger war, und gebar darauf aus ſeinem Haupte die Minerva. Seine zweite Gemahlin war Themis, eine Tochter des Uranus und der Gäa, mit welcher er die Horen und Parzen erzeugte; ſeine dritte und bekannteſte die Juno. Außerdem hatte er unter Göttinnen und ſterblichen Mädchen eine große Anzahl von Geliebten. Unter den Göttinnen liebte er die Dione, eine Tochter des Äthers und der Gäa, und ward durch ſie der Vater Aphroditens; ferner die Mnemoſyne, des Uranus und der Gäa Tochter, mit der er die neun Muſen erzeugte, indem er neun Nächte in ihrer Umarmung zubrachte; die Ceres, ſeine Schweſter, welche durch ihn Mutter der Proſerpina ward; die Eurynome, des Okeanos und der Thetys Tochter, Mutter der Grazien; die Latona, Tochter des Titanen Cöus und der Phöbe, Mutter Apoll's und Dianens. Weit größer noch iſt die Zahl ſeiner ſterblichen Geliebten. Zu ihnen gehören: die Danae, des Akriſius Tochter, Mutter des Perſeus; die Niobe, Tochter des Phoroneus, die erſte Sterbliche, die Jupiter liebte, und mit der er den Argus, den dritten König von Argos, zeugte; die Maja, Tochter des Atlas und Mutter Merkurs; ihre Schweſter Taygete, Mutter des Lacedämon, und die dritte Schweſter Elektra, Mutter des Dardanus; ferner die Semele, Tochter des Kadmus und Mutter des Bacchus; Europa, Tochter des Phönix oder Agenor und Kadmus Schweſter, Mutter des Minos, Sarpedon und Rhadamanth; Kalliſto, des Lykaon oder Nykteus Tochter, Mutter des Arkas; Jo, des Inachus oder Argus Panoptes Tochter, Mutter des Epaphus; Leda, Tochter des ätoliſchen Kö-

nigs Thestius oder Glaukus, Mutter der Helena und des Pollux; Äglna, Tochter des Flußgotts Äsopus und Mutter des Äakus; Antiope, Tochter des Nykteus und Mutter des Amphion und Zethus; Klara, Tochter des Orchemenos und Mutter des Riesen Tityus; die letzte seiner Geliebten war die schöne Alkmene, die Mutter des Herkules. Auch nennt man die Nymphen als Töchter des Jupiter; so wie er ferner durch die Entführung des schönen Ganymedes den Griechen das erste Beispiel der Knabenliebe gab. Jupiter hatte mehrere Orakel in Griechenland, nämlich zu Dodona, eins zu Olympia, welches aber bald aufhörte, und eins in der heiligen Grotte auf dem Berge Ida in Kreta. Sein vorzüglichster Tempel in Griechenland war der zu Olympia oder Pisa. Außerdem wurde er noch besonders verehrt zu Dodona in Epirus, auf dem Berge Kasius in Ägypten, in der Stadt Nemea in Argolis, am Ätna, auf den Bergen Athos und Dikte und an vielen andern Orten. Hieraus erklärten sich viele Beinamen des Jupiter. Bei den Römern hieß er: Feretrius, Elicius, Stator, Capitolinus u. s. w. Sein gewöhnliches Attribut ist der Blitzstrahl, den er entweder selbst in der Hand hält, oder welchen der Adler neben ihm trägt. Diesen findet man immer bei ihm; auch zuweilen den schönen Ganymedes. Gewöhnlich wird er mit Krone und Scepter abgebildet. Sein Blick verräth Ernst und Majestät, mit Güte und Heiterkeit vermischt. Von Statuen, die den Jupiter darstellten, haben sich verhältnißmäßig nur wenige aus dem Alterthume erhalten; und noch dazu keine vom ersten Range. Desto schönere Vorstellungen findet man auf Gemmen, welche uns den König der Götter bald als Büste, bald in ganzer Figur, bald allein, bald mit andern Figuren gruppirt, in den verschiednen Auftritten seiner Geschichte darstellen. Das berühmte Wunderwerk Griechenlands, die Bildsäule des olympischen Jupiters von Phidias (s. Phidias), ist zwar für uns verloren gegangen; aber höchst wahrscheinlich sind uns in den vielen vortrefflichen Jupiters-Köpfen auf Gemmen die Hauptzüge desselben aufbehalten. Auf einer Gemme des Stoschischen Kabinets bewundert man besonders den hohen, mit himmlischer Milde gepaarten Ernst, der über sein ganzes Gesicht verbreitet ist, und den schönen, nicht in krausen Locken der Jugend, sondern in den sanften Schwingungen des reifen, männlichen Alters herunterfallenden Haarwuchs, der am treffendsten sich mit der Mähne des Löwen, des Königs der Thiere vergleichen läßt. Auf einer andern Gemme thront Jupiter als König des Himmels und der Erde auf einem Lehnstuhle. Mond und Sterne um ihn her, den Erdball in der Rechten, das Scepter in der Linken, und ein Diadem um sein Haupt, bezeichnen ihn deutlich als den höchsten Herrscher. Der Untertheil des Leibes ist bekleidet; der Adler zu seinen Füßen blickt zu ihm hinauf, seine Befehle erwartend. Wenn Jupiter steht, so ist er meistens ganz nackend, weil er dann im Handeln begriffen ist, wobei ihm die Kleidung nur hinderlich sein würde. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere und Adler; Eichen und Buchen waren ihm besonders heilig. Im zweiten Monate jedes fünften Jahrs wurden ihm die olympischen Spiele gefeiert. Außer der homerischen und orphischen Hymne auf den Jupiter, haben wir noch eine vom Kallimachus und Kleanthes. Noch merken wir an, daß die Alten mehrere Jupiter unterschieden. Varro gibt deren dreihundert und Cicero drei als die vornehmsten an: den Sohn des Äther, des Cölus und des Saturn. In dem letzten wurden endlich die Geschichten aller Jupiter vereinigt. Über den Planeten dieses Namens s. den Art. Planeten.

Jura, ein 60 — 80 Stunden langes und 15 Stunden breites Ge-

Digitized by Google

birge, die nördliche Fortsetzung der, aus Savoyen emporsteigenden Alpen (s. d. Art.), von da an, wo die Rhone das Gebirge durchbricht. Aber auch durch die niedrigen Berge des Cantons Waadt steht der Jura mit den hohen berner Alpen in Verbindung. Er zieht sich in mehrern langgestreckten Reihen zwischen den französischen und Schweizergrenzen gegen Norden, theilt sich endlich und läuft mit dem östlichen Hauptarme durch Neufchatel und den helvetischen Canton Solothurn, und endigt an der Ostseite des Frickthals im Canton Aargau am Rhein, wo auf der deutschen Seite der Schwarzwald eine Fortsetzung desselben ist. Der westliche Arm geht weiter gegen Norden und erhält den Namen des voghesischen Gebirges. Der Jura hat keinen immerwährenden Schnee, auch nicht die auffallende zackige Figur der hohen Alpen. Einer der höchsten Gipfel, der Berg Reculet, erhebt sich 885 Toisen, und die Dole, westlich von Nion, 846 Toisen über die Fläche des mittelländischen Meeres.

Jurisprudenz, s. Rechtswissenschaft und die einzelnen Rechte, als: Civilrecht, Criminalrecht, römisches Recht u. s. w.

Jury (Geschwornengericht). Das Recht und die Machtvollkommenheit zu strafen, ist von der ausübenden Gewalt im Staate unzertrennlich. Da aber die Strafgewalt über Eigenthum, Freiheit und Leben der Staatsbürger zu entscheiden hat, so kann die ausübende oder höchste Gewalt leicht in Despotismus, und das Verhältniß der Staatsbürger zu ihr in Sklaverei ausarten, wenn sie willkürlich strafen kann. Demnach kam es darauf an, ihr die Willkür und die Möglichkeit zu benehmen, ungerecht zu sein. Da nun bei jedem Straffall eine doppelte Frage zu beantworten ist, erstlich: hat der Angeschuldigte die That begangen welcher er beschuldigt wird, und zweitens: wenn er schuldig ist, welche Folgen knüpfen die Gesetze an diese That, welche Strafe muß ihn treffen? so wird die ausübende Gewalt hinlänglich beschränkt, und doch nicht aufgehoben sein, wenn man ihr bloß die letzte Frage zu beantworten überläßt; die Beantwortung der ersten aber einer, von ihr geschiednen, möglichst unabhängigen Behörde überträgt. Diese darf sich aber weder auf einen Einzelnen, noch auf ein bestehendes Collegium beschränken. Beide sind zu sehr den Einflüssen der höchsten Gewalt unterworfen. Nur das Volk in Masse ist nicht zu verführen, da es kein andres, als das volksmäßige Interesse der Sicherheit und Freiheit haben kann; nur dieses steht furchtlos der höchsten Gewalt gegenüber, da das Volk nur durch das Volk gezwungen werden könnte. Weil aber ferner das Volk in Masse nicht zu Gericht sitzen kann, auch bekannt ist, wie wenig von der unparteiischen Gerechtigkeit der Menge zu erwarten ist, sobald ihr Vortheil in das Spiel kömmt: so muß diese Thätigkeit einzelnen, für einzelne Fälle oder nur auf kürzere Zeit gewählten, geschwornen Stellvertretern übertragen werden, damit das Volksgericht nicht in ein feststehendes Amt ausarte. Diese, da sie nicht im voraus bestimmt sind, können nicht zum Ziel verführerischer Einflüsse werden, die, wenn auch bei Einigen, doch schwerlich bei Allen Eingang finden können. In diesen Ansichten ist der Grund und zugleich das Wesen eines jeden Geschwornengerichtes, namentlich der sogenannten kleinen Jury in England, und der, dieser nachgeahmten, Jury de jugement bei den Franzosen. Der Freiheitssinn ging in dem ersten Lande noch weiter, und erfand, um des Unheils willen, das schon durch bloße Anklagen verursacht werden kann, die sogenannte große Jury, ebenfalls geschworne Volksstellvertreter, welche über die Zulässigkeit einer Anklage zu ur-

Digitized by Google

ten machen das Geschwornengericht nothwendig in Demokration. Einem einzelnen Magistrate oder einer bestehenden Behörde anvertraut, würde die Criminalgewalt den unmittelbaren Weg zur Alleinherrschaft oder Aristokratie bahnen. Eben so unentbehrlich ist dasselbe einer gemischten Verfassung, wie der englischen. Denn diese würde entweder zur reinen Monarchie, Demokratie oder Aristokratie werden, wenn man das ungeheure Übergewicht der Strafgewalt allein dem Monarchen, oder einer der ihm entgegenwirkenden, und ihn beschränkenden Kräfte, dem Volke oder dem die Nationalsouveränität vorstellenden Körper übertragen wollte. Gar sehr fürchten daher auch die Engländer, diese Verfassung möge dereinst sich in eine reine Monarchie auflösen, seitdem es der Regierung gelungen ist, mehrere Änderungen und Beschränkungen der Geschwornengerichte zu machen. Dagegen leuchtet ein, daß in einer Verfassung, wo der Monarch unumschränkter, nur an seine eignen Gesetze gebundner Herr ist, jener politische Vorzug einer Jury wegfalle. Hier kann keine Verfassung, aber auch keine persönliche Freiheit der Einzelnen von dem Geschwornengerichte vertheidigt werden, da der Regent dieses jeden Augenblick aufheben, oder doch in besondern Fällen willkürlich durch Specialcommissionen unwirksam machen kann. Das redende Beispiel davon ist Frankreich in den letzten Zeiten. Übrigens scheint die Stiftung eines Geschwornengerichts bei einer rein monarchischen, und schon durch längre Dauer begründete Monarchie nicht nur nichtig, sondern auch um so entbehrlicher, da hier der Regent nichts mehr durch Ungerechtigkeit gewinnen kann, wol aber Alles zu verlieren befürchten muß. Inwiefern entspricht aber ein Geschwornengericht den Anforderungen, welche man an die Criminalgerichtsbarkeit macht? Inwieweit ist ein zuverlässiges, wahres Erkenntniß über das Schuldig oder Unschuldig von ihm zu erwarten? Daß die englische Jury durchaus den Verbrecher begünstigt, bewiese im Allgemeinen noch nichts gegen diese Anstalt, welche einmal bei den Engländern einen außerordentlich populären Charakter angenommen hat. 1) „Die Erhebung des subjectiven Fürwahrhaltens zum Princip der Wahrheit selbst, die Gleichgültigkeit des Gesetzgebers für die objectiven Glieder der richterlichen Überzeugung, für die Reinheit oder Unlauterkeit ihres Ursprungs, räumt dem Irrthum, dem alle Wege offen gelassen sind, einen vollkommen freien Spielraum, und sogar die Würde und Kraft der Wahrheit selber ein.“ Kann man dem Geschwornen, welcher nur in dem Kreise gewöhnlichen Verkehrs sich zu bewegen gewohnt ist, und auch nur in und für diesen seine Fähigkeit gebildet hat, Scharfblick genug zutrauen, um die verwickeltsten Verhältnisse, die so oft bei Criminaluntersuchungen vorkommen, zu durchschauen, um kaltblütig weder die Abneigung noch Zuneigung den Ausschlag geben zu lassen? Diesem Übel mittelst beständiger Geschwornen, welche durch Übung sich zu Criminaluntersuchungen bilden könnten, abhelfen wollen, hieße den Begriff des Geschwornengerichts vernichten. Hierzu kömmt, daß bei der mündlichen Verhandlung vor den Geschwornen Alles vollkommne Wirksamkeit erhält, was die Überzeugung durch Trugschlüsse und Erregung von Affecten übereilen und irreleiten kann, und daß die verschiednen, oft unendlich zahlreichen Vertheidigungs- und Beschuldigungsmomente auf keine Weise vergleichend gegenüber gestellt und gegen einander abgewogen werden mögen; was nur der Beurtheilung des Richters aus geschriebnen Protokollen möglich ist. Allemal wird bei einem Geschwornengerichte der letzte Eindruck der entscheidende sein. Die Information, womit, nach beendigten Debatten, der dem Gerichte vorsitzende, rechtsgelehrte Richter die Berathung der

Geschwornen zu leiten und ihrem ungelehrten Urtheile zu Hülfe zu kommen sucht, hilft diesem und den unten bemerkten Mängeln auf eine sehr folgewidrige Weise ab: denn hierdurch wird dieser in den allermeisten Fällen zum Herrn des Urtheils. Aus seinen strengern oder mildern Gesinnungen kann man in England in der Regel mit Sicherheit dem Ausspruche der Geschwornen entgegensehen. Viele Verbrecher ergreifen die Flucht, wenn ein Großrichter von bekannt strengem Character zur nächsten Sitzung in die Grafschaft kömmt, und kehren zurück, wenn sie bei den mildern Gesinnungen eines andern eine günstigere Entscheidung erwarten dürfen. 2) Die Erfahrung bestätigt es, und es liegt in der Natur der Sache, daß die Geschwornen in der Regel Anstand nehmen, selbst ihrer Überzeugung entgegen, das Schuldig da auszusprechen, wo von einem der öffentlichen Meinung nach strenger als billig verpönten Gesetze die Rede ist. Der gemeinen Ansicht wird es hier unendlich schwer, das Factische von den rechtlichen Folgen zu trennen. Dieser Nachtheil zeigt sich besonders in England, ja er wird hier, wo die Criminalgesetzgebung nicht mit der Zeit fortgerückt ist, und z. B. ein ganz geringer Diebstahl mit dem Strange bestraft wird, gewissermaßen nöthig. 3) Die Frage über Schuldig oder Nichtschuldig ist keine rein factische, sondern auch eine juridische, und setzt also allemal criminalrechtliche Kenntnisse voraus. Sagen zu können, ob Jemand einen gewaltsamen Diebstahl begangen habe, muß man erstlich wissen, ob er dasjenige überhaupt gethan, was der Ankläger behauptet, und dann, ob diese Handlung jene Kennzeichen habe, welche die Gesetze von einem gewaltsamen Diebstahle verlangen. Wollte man aber, diesem Übelstande abzuhelfen, die Jury auf Beantwortung des bloß rein factischen Punktes der Frage über das Schuldig beschränken, so würde man ihren Zweck völlig vernichten, und der Behörde, welcher die Entscheidung des juridischen Punktes überlassen bliebe, die größte Willkür freigeben, indem dieselbe jede Handlung zu jedem ihr beliebigen Verbrechen machen könnte. In England hat man den nur zu unsichern Ausweg eingeschlagen, daß, wenn die Geschwornen die Anklage in juridischer Hinsicht nur zum Theil gegründet finden, (der Ankläger muß das, von ihm verfolgte Verbrechen bei Vermeidung der Nichtigkeit seines Verfahrens ganz bestimmt nennen) und darin ein kleineres als das angeschuldigte Verbrechen erkennen, ein zusammengesetztes, theils lossprechendes, theils verurtheilendes Verdict (Urtheil, Ausspruch) geben dürfen, z. B. schuldig des Todtschlags, nicht aber des Mordes. Sind die Geschwornen über das rein Factische einig, können jedoch ihre Zweifel über dessen juridische Beschaffenheit nicht lösen: so haben sie die Entscheidung dem Vorsitzer zu überlassen. Werden aber die Geschwornen ihrer Einsicht nicht mehr als billig vertrauen? Wird hier der Vorsitzer nicht unumschränkter Richter? Man könnte geneigt sein, mindestens darin einen entschiednen Vorzug der Geschwornengerichte zu finden, daß der Beschuldigte von Richtern gerichtet wird, welche seines Gleichen sind, und von welchen, scheint es, er eben deswegen ein gerechteres, seine besondre Lage mehr berücksichtigendes Urtheil erwarten kann, als von Andern. Allein erstlich muß jene ärmste und verächtlichste Klasse des Volks, welche vor allen andern die criminalprozessualischen Annalen füllt, um seiner Stumpfheit und seines Mangels an jedem öffentlichen Interesse willen, von der Jury ausgeschlossen bleiben, wodurch jene Gleichheit in den meisten Fällen vernichtet ist (so muß in England, wer Geschworner werden will, ein bestimmtes Einkommen haben; dasselbe wird in Frankreich beobachtet, wo auch noch besondre Eigenschaften des Standes berücksichtigt werden); sodann macht nicht

Digitized by Google

bloß der Stand die wichtigſte Ungleichheit, ſondern es wird bei den unendlichen Abſtufungen und Verſchiedenheiten des Vermögens, der Erziehung, der Meinungen und unzähliger äußerer Verhältniſſe in der menſchlichen Geſellſchaft, ſtatt vollendeter Gleichheit, oft die größte Ungleichheit zwiſchen den Richtern und Angeklagten Statt finden. Die mannichfaltigen Mittel, wodurch man in Frankreich den Gebrechen der Jury abzuhelfen geſucht hat, (man konnte hier, wo ſie als politiſche Anſtalt gleichgültig war, willkürlich an ihrem Weſen ändern), und welche dennoch keine zweckmäßigere Criminalgerichtsbarkeit ſchaffen konnten, belegen ihre gänzliche Unzulänglichkeit in dieſer Hinſicht zur Genüge. In der N. Folge dieſes Werkes findet man weitre, durch neure Verhältniſſe veranlaßte Erörterungeu dieſes Gegenſtandes. D. M.

Juſſieu (Antoine und Bernard de), zwei Brüder, in den letzten Jahren des 17. Jahrh. geb., zeichneten ſich ſowol in der praktiſchen Arzneikunde, als in der Botanik aus. Antoine machte botaniſche Reiſen, und brachte aus Spanien eine zahlreiche Pflanzenſammlung mit. Er ſchrieb darauf über naturhiſtoriſche und mediciniſche Gegenſtände, und ſtarb 1758 im 72ſten Jahre, wegen ſeiner Menſchenliebe allgemein betrauert. Bernard, geb. 1699 zu Lyon, erhielt im königl. botaniſchen Garten eine Profeſſur der Botanik. Ihm hat man die, 1725 in zwei Duodezbänden herausgekommne neue Ausgabe der Histoire des plantes qui naissent aux environs de Paris von Tournefort zu verdanken. Er hatte die Freude, die Ceder vom Berge Libanon, die in dem Garten des Königs fehlte, und von welcher er ſelbſt in ſeinem Hute zwei Stecklinge aus England nach Frankreich gebracht hatte, unter ſeinen Augen über alle andre Bäume des Gartens hinwegwachſen zu ſehen. Linné beſuchte ihn während ſeines Aufenthalts in Frankreich, und wohnte einer ſeiner botaniſchen Wanderungen bei. Juſſieu's Schüler, ſo erzählt man, erlaubten es ſich, ihren Lehrer auf die Probe zu ſtellen, indem ſie ihm Pflanzen, deren Kennzeichen ſie abſichtlich zerſtört hatten, darbrachten und eine Erklärung derſelben von ihm verlangten. Stets erkannte dann Juſſieu den Betrug und gab, ohne in Verlegenheit zu gerathen, die verlangte Auskunft. Einſt wollten die Schüler mit Linné denſelben Verſuch machen; dieſer aber erklärte frei heraus, nur Gott allein oder ihr Lehrer (Juſſieu) könne ihre Frage beantworten. Nachdem ſich Juſſieu lange Zeit mit einer ſyſtematiſchen Eintheilung des Pflanzenreichs beſchäftigt hatte, ſtarb er 1777 im 79. Jahre ſeines Alters. Noch lebt ſein Neffe, Antoine Laurent de Juſſieu, Arzt, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris und der königl. medic. Schule. 1804 erſtattete er einen Bericht über die Ergebniſſe der Reiſe des Cap. Baudin nach Neuholland. In der Anatomie der Pflanzen hat er ſich durch die Entdeckung eines im Kern enthaltenen Körpers, Periſperme von ihm genannt, bekannt gemacht. 1784 ließ er ſeinen Rapport de l'examen du magnetisme animal drucken. Seine Genera plantarum secundum ordines naturales disposita (nach der Methode im botan. Garten zu Paris) erſchienen 1789 und 1791; auch in Zürich und in Leipzig. 1796 ſchrieb er Tableau synoptique de la méthode botanique de B. et A. L. de Jussieu; und 1800: Tableau de l'école de botanique du Jardin des Plantes de Paris. Er erhielt 1817 den St. Michaelsorden.

Juſtinianus I., der Große genannt, Juſtinus I. Neffe, Kaiſer des oſtrömiſchen Reichs, und berühmt als Geſetzgeber, wurde 483 in einer unbekannten Familie geboren. Er nahm Theil an dem Glücke ſeines Oheims, der vom gemeinen thraziſchen Bauer zum Kaiſer aufge-

stiegen war. Als Justinian im J. 521 zum Consul ernannt worden war, gab er dem Volke prächtige Schauspiele. Eben so schmeichelte er dem Senate, und suchte sich dessen Gunst zu erwerben, wofür ihm auch dieser den königlichen Titel Nobilissimus ertheilte. Sein Oheim, vor Alter schwach und an einer empfangnen Wunde leidend, legte gewissermaßen die Regierung nieder. Doch wurde Justinian erst nach dessen Tode, am 1. Aug. 527, zum wirklichen Kaiser ausgerufen. Jetzt verheirathete er sich mit der berüchtigten Theodora, welche er aus dem Stande einer Schauspielerin und öffentlichen Buhlerin auf den kaiserlichen Thron erhob. Diese wußte sich, theils durch ihre buhlerischen Künste, theils auch durch wirkliche Vorzüge, eine unumschränkte Herrschaft über ihren Gemahl zu verschaffen. Unter seiner Regierung erhoben sich die Parteien des Circus mit Erbitterung gegen einander, und veranlaßten, unter dem Namen der Blauen und Grünen, mehrere blutige Scenen in Konstantinopel. Durch die gewaltsamen Mittel, welche er anwandte, den entstandnen Aufruhr zu stillen, fachte er denselben nur noch mehr an, und eine Feuersbrunst, die in Folge des Aufruhrs ausbrach, legte den größten Theil von Konstantinopel und seine schönsten Gebäude in Asche. Justinian's Leben selbst schwebte in Gefahr. Nachdem durch Ströme von Blut und durch eine Menge von Hinrichtungen die Wuth der Parteien gedämpft war, endigte Justinian den Krieg mit den Isauriern, und erkämpfte durch seinen General Belisarius in den Jahren 523 und 529 drei berühmte Siege über die Perser. Dieser große Feldherr zerstörte auch 534 das Reich der Vandalen in Afrika, und führte Gelimer, den König derselben, gefangen nach Konstantinopel. Spanien und Sicilien wurden wieder erobert, die Ostgothen, welche Italien besaßen, überwunden. Im J. 536 drang Belisar sogar in Rom ein, und der Eunuch Narses, ein andrer Feldherr des Justinian, machte dem Reiche der Ostgothen in Italien 553 ein völliges Ende. Diese Eroberungen gaben dem römischen Reiche einen Theil seiner vorigen Ausdehnung wieder. Nachdem Justinian von innen und außen die Ruhe hergestellt hatte, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Gesetze, welche seit langer Zeit in außerordentlicher Verwirrung gehandhabt worden waren. Er gab zehn Rechtsgelehrten den Auftrag, aus seinen eignen und nach den Gesetzen seiner Vorgänger einen neuen Kodex zu bilden. Dieses Gesetzbuch wurde in zwölf Bücher abgetheilt und die Materien darin nach ihrem verschiednen Inhalte von einander abgesondert. Wissenschaftliche Rechtsgelehrte haben jedoch dem Tribonian, der an dem Entwurfe desselben den vorzüglichsten Antheil hatte, den Vorwurf hatte, daß er bei Vertheilung der Materien einen mangelhaften Plan befolgt habe. (So handelt er z. B. von den Formalitäten des gerichtlicher Verfahrens, ehe er von den Gegenständen gesprochen, welche demselben vorausgehen müssen.) Auf diesen Kodex ließ Justinian die Pandekten, die Institutionen und die Novellen folgen, welche späterhin unter dem Titel: Corpus juris civilis zusammenbegriffen wurden. (S. Corpus juris). Außer der Sorge, die Justinian auf die Gesetzgebung wandte, war er auch darauf bedacht, neue Städte zu erbauen, andre zu befestigen und mit neuen Gebäuden zu verschönern, besonders aber darauf, den Frieden in der Religion herzustellen. Unter andern Kirchen ließ er die Sophien-Kirche zu Konstantinopel, welche bei dem Aufruhr der Blauen und Grünen von den Flammen zerstört worden war, wieder aufbauen. Sie wird für ein Meisterstück der Baukunst gehalten. Der Altar in derselben wurde ganz von Gold und Silber gearbeitet, und mit einer ungeheuern Menge der verschiedenartigsten Edelsteine geschmückt. Diese Kirche, welche zum

Theil noch vorhanden und von den Türken in eine Moschee verwandelt worden ist, war so prachtvoll, daß Justinian, als er sie am Tage der Einweihung zum ersten Male in ihrem vollen Glanze erblickte, vor Freude ausrief: „Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Salomo!" Aber sein Unglück wollte, daß er, gleich diesem jüdischen Könige, sich selbst überlebte. Gegen das Ende seines Lebens war er nicht mehr derselbe. Er wurde geizig, ohne seiner Prachtliebe zu entsagen, mißtrauisch, grausam, drückte das Volk mit Abgaben, und lieh jeder Anklage ein geneigtes Gehör. Wer kennt nicht seine Undankbarkeit gegen Belisarius, dem er so viel zu verdanken hatte, und den er noch in seinem hohen Alter verfolgte! Von seinen Dienern ließ er ungestraft die größten Verbrechen begehen. Er starb im J. 565, im 84. Jahre seines Alters, nach einer Regierung von 38 Jahren. Seine Liebe für die Mönche, für die Heiligen und für theologische Schriftfragen schützte ihn nicht vor den Tadel der Theologen; er starb nach ihrer Meinung als ein Ketzer. An dem Nützlichen und Rühmlichen, das unter seiner Regierung geschah, hatte er selbst wenig Antheil.

Justinus, ein bekannter lateinischer, historischer Schriftsteller, über dessen Herkunft, Leben und Zeitalter man sehr ungewiß ist. Wahrscheinlich aber ist es, daß er zu Rom im zweiten oder dritten Jahrh. gelebt habe. Er machte einen Auszug aus der Geschichte des Trogus Pompejus, eines gebornen Galliers, der zur Zeit des Augustus lebte und dessen Werk in 44 Büchern die allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten an umfaßte, vorzüglich ausführlich aber die macedonische Geschichte abhandelte und daher auch die Überschrift führte: Philippische Geschichten. Nach dem Auszuge zu urtheilen (denn das Hauptwerk ist verloren), fanden sich in dem Buche mehrere grobe Fehler, besonders in der jüdischen Geschichte; indeß fand doch dieser Auszug (der übrigens eben so überschrieben und eingetheilt ist, wie jenes Werk), weil er in der Kürze so vieles Merkwürdige der alten Geschichte zusammenfaßt, und dadurch sich vor andern, weit vorzüglichern Geschichtswerken auszeichnet, Beifall, und wird auch gegenwärtig häufig in Schulen gelesen. Die Darstellung ist im Ganzen elegant und gefällig genug, wenn ihr gleich jene edle Einfachheit und klassische Correctheit, die das Werk des Meisters bezeichnen, gänzlich fehlen. Neuere gute Ausgaben sind die von Fischer, (Leipz. 1757.) und Wetzel, (Liegnitz 1806.) Deutsch mit Anmerkungen von Ostertag.

Justitia (die Gerechtigkeit) bei den Griechen Astrâa, Themis, Dyke; doch war die Justitia der Römer mehr ein vergöttertes Abstractum. Auf Münzen erscheint sie häufig als Jungfrau mit einer Stirnbinde oder einem Diadem, bisweilen mit Schwert und Wage, bisweilen mit einer Schale in der einen Hand und einem Scepter in der andern. Die Schale deutet auf Gewissenhaftigkeit, Religiosität.

Justitium (Juristitium) ist der förmliche Stillstand der Gerichte und der Ausübung des Rechts, welcher nur bei außerordentlichen Fällen, z. B. bei einer großen Landestrauer, bei kriegerischen oder sonst bedenklichen Zeiten, während der Pest ꝛc, aber auch bei erfreulichen Veranlassungen eintrit, wo alsdann alle Gewerbe und Amtsverrichtungen während einer gewissen Frist aufhören.

Justizhoheit. Die Justizhoheit im weitern Sinne zerfällt in die bürgerliche Justizgewalt oder Civiljustiz, und in die Criminalgewalt. Erstre ist der Inbegriff aller der Rechte der obersten Staatsgewalt, die unmittelbar darauf Bezug haben, die entstehenden Rechtsstreitigkeiten zu

Digitized by Google

unterſuchen und zu entſcheiden, und die geſprochnen Urtheile zu vollſtrecken. Sie begreift daher: 1) das Recht der Juſtizgeſetzgebung; 2) die richterliche Gewalt im engern Sinne, oder die eigentliche Gerichtsbarkeit (jurisdictio), die ſich mit der Unterſuchung und Entſcheidung ſtreitiger Rechte, oder der Juſtizſachen beſchäftigt. Mit ihr iſt gewöhnlich auch die Befugniß zur Ausübung der Handlungen der ſogenannten freiwilligen oder willkürlichen Gerichtsbarkeit verbunden, die jedoch, ſtreng genommen, an und für ſich nicht zu den Juſtizſachen gehören, wenn ſie gleich von Richtern vollzogen werden; 3) das Recht der Vollſtreckung, und 4) das Recht der Oberaufſicht über das geſammte Juſtizweſen. Mit dem Worte Criminalgewalt wird dagegen der Inbegriff aller derjenigen Rechte der oberſten Staatsgewalt bezeichnet, die ſich auf die Beſtrafung von Verbrechen beziehen. Sie begreift gleichfalls 1) die Criminalgeſetzgebung, oder das Recht, zu beſtimmen, welche Handlungen im Staate als Verbrechen beſtraft, und mit welchen Strafen dieſelben, falls ſie begangen worden, belegt werden ſollen; 2) die Criminalgerichtsbarkeit, oder die Befugniß, über begangne Verbrechen, nach vorhergegangner Unterſuchung, ein Urtheil zu fällen; 3) das Recht der Vollſtreckung und 4) das Recht der oberſten Aufſicht über das geſammte Criminalweſen. — So lange die deutſche Reichsverfaſſung beſtand, war die Juſtizhoheit in Deutſchland eine doppelte, theils Reichs-, theils Landes-Juſtizhoheit, indem die erſtre von den höchſten Reichsgerichten, und wenn es Criminalfälle betraf, mit Zuziehung des Kaiſers, auch wol des Reichstags, letztre dagegen von den einzelnen Fürſten und Ständen geübt ward. C. Z.

Jütland, ſ. Dänemark.

Juvenalis (Decimus Junius), im J. 38 oder 39 nach Chr. zu Aquinum in Italien geboren, ſtudirte anfangs die Beredtſamkeit bloß zu ſeinem Vergnügen, widmete ſich aber hernach der Dichtkunſt, und beſonders der Satyre. Weil er (in ſeiner ſiebenten Satyre) den beliebten Pantomimen Paris heftig mitgenommen hatte, verwies ihn Domitian (nach Andern Adrian) unter dem Scheine, ihn zu ehren, als praefectus cohortis in das äußerſte Ägypten. Doch kam er unter Trajan wieder nach Rom zurück und ſtarb daſelbſt in ſeinem 82ſten Jahre. Er gehört zu den beißendſten Satyrikern der Römer. Er hat 16 Satyren geſchrieben (die Echtheit der letztern wird jedoch bezweifelt), die in fünf Bücher abgetheilt ſind, und in welchen er ſehr freimüthig und ſtreng gegen die Thorheiten und verdorbnen Sitten ſeiner Zeit eifert. Sein Styl iſt nicht ſo elegant, ſein Charakter nicht ſo heiter und launig, als der Horaziſche, aber auch nicht ſo dunkel und ernſt, als der des Perſius, und verräth oft den Rhetor. Die beſten Ausgaben ſind von Henninius (Traj. ad Rhenum, 1685, 4to) und Caſaubonus (Amſt. 1685, 4to), und die neueſte von Ruperti, Leipz. 1801, 2 Bde. 8. und abgekürzt Göttingen 1804, 8. Man hat deutſche Überſetzungen von C. Fr. Bahrdt (Deſſau 1789) und von Abel (Lemgo, 1786, 8.).

Juventa, Juventas, bei den Römern die vergötterte Jugend, aber nicht mit Hebe zu verwechſeln, da ſie kein individuelles, ſondern ein abſtractes Weſen iſt. Sie hatte auf dem Capitol eine Kapelle und eine eigne, von Jünglingen begangne Feier. Auf Münzen ſieht man ſie mit einer Opferſchale in der Linken, und mit der Rechten Weihrauch auf einen Dreifuß ſtreuend, weil die Jünglinge ihr, wenn ſie die Erſtlinge des keimenden Bartes weihten, ein Weihrauchopfer brachten.

Jynx, eine Tochter des Pan und der Echo, oder der Peitho (der

Suada der Römer). Sie verführte den Jupiter zum Liebeshandel mit der Jo. Zur Strafe dafür verwandelte sie Juno in einen Vogel, den sogenannten Wendehals (Iynx torquilla), dem noch immer die Kraft inwohnte, theils selbst zur Liebe zu reizen, theils andre zu Liebesverständnissen zu bewegen. Als die kolchische Medea mit Liebe zu Jason bethört werden sollte, verehrte diesem Aphrodite den Zaubervogel Iynx, und lehrte ihn, wie er denselben auf ein Zauberrad legen und gegen die Medea gebrauchen müsse. Von dieser Zeit an war die Iynx ein Theil des Zauberapparats bei den griechischen Liebesbeschwörungen. Man gebrauchte sie zum Liebeszauber auf mancherlei Art. Die Zauberin band z. B. diesen Vogel an ein vierspeichiges Rad, welches sie mit Zaubergesang umdrehte; nach einer andern Sage spannte sie die ausgezognen Eingeweide des Vogels um das Rad. Ein drittes Verfahren bestand darin, daß die Zauberin den Vogel an einer wächsernen Rolle über Kohlen zergehen ließ. So soll auch der magische Kreisel, dessen sich die Zauberer bedienten, ebenfalls Iynx geheißen haben, weil dieser Vogel, oder doch dessen Gedärm darüber gespannt war. Die bildende Kunst brauchte sie als Symbol der Überredungskünste zur Liebe, und zwar besonders zur buhlerischen Liebe. In der Folge ward die Bedeutung der Iynx verändert. Was ursprünglich bethörenden Liebeszauber bedeutet hatte, das ward nun zum allgemeinen Symbol für jeden Zauber der Musenkünste, für jeden süßbethörenden Reiz der Dichtkunst und der Tonkunst. Man nannte die Iynx in dieser letzten Bedeutung auch Kelebon (Nachtigall), um den edlern Begriff desto bestimmter auszudrücken, und so erscheint sie auf dem Grabmale des Sophokles und am Tempel des pythischen Apollo.

K *)

K, der eilfte Buchstabe des Alphabets, wenn man J. und Jod als zwei Buchstaben unterscheidet. Er ist ein harter Gaumlaut, welcher durch das Andrücken des hintern Theils der Zunge an den Gaumen herausgebracht wird, und vor den Buchstaben R. L. N. weniger hart lautet, als vor andern Buchstaben.

Kaaba, s. Mekka.

Kabul, s. Afghanen.

Käfer nennt man überhaupt alle Insekten (s. d. Art.) der ersten Ordnung (Coleoptera). Sie unterscheiden sich von allen andern Insekten durch die beiden hornartigen Decken, welche über ihren beiden untergeschlagnen häutigen, durchsichtigen Flügeln liegen. Bei einigen fehlen die wahren Flügel, und man findet nur Flügeldecken. Manche von ihnen können diese Decken nicht einmal aufheben, weil sie zusammengewachsen sind. Sie haben (wenige ausgenommen) auch auf allen übrigen Theilen des Körpers eine hornartige Bedeckung, und selbst die Beine

*) Die unter diesem Buchstaben gehörigen Artikel, welche man hier vermißt, sind unter C aufzusuchen.

und Fühlhörner entſtehen aus einer ähnlichen Maſſe. Alle Käfer haben ſechs Beine, wovon zwei am Bruſtſtücke, und vier am Hinterleibe ſitzen. An dem Bruſtſtücke und Hinterleibe befinden ſich auf jeder Seite acht Luftlöcher. Alle Käfer entſtehen aus Eierchen, welche das Weibchen an beſtimmte Örter legt. Aus ihnen ſchlüpfen kleine madenähnliche Geſchöpfe hervor. Dieſe heißen Larven, und haben, mit Ausnahme einiger, drei Paar am Bruſtſtücke ſitzende Beine. Wenn dieſe Larven völlig ausgewachſen ſind, verpuppen ſie ſich, oder werden zur Nymphe, aus welcher alsdann der vollkommne Käfer hervorgeht, welcher nun aber nicht mehr wächſt. Seine Theile ſind alle noch weich, erhalten aber an der Luft, nebſt der ihnen zukommenden Farbe, auch bald die gehörige Härte. Übrigens enthält dieſe Ordnung von Inſekten die zahlreichſten Individuen. Linné zählt deren 3819 Gattungen, welche er in 55 Geſchlechter vertheilt. Von Zeit zu Zeit entdeckt man jedoch, beſonders in andern Erdtheilen, noch neue Gattungen.

Kaftan, die bekannte türkiſche Nationaltracht, welche die Form eines Schlafrocks hat, und größtentheils von weißlicher Farbe mit blaßgelben Blumen iſt, wird von baumwollnem oder ſeidnem Zeuge verfertigt, und zuweilen auch mit theurem Rauchwerk gefüttert. Dergleichen Kaftane werden vom türkiſchen Hofe an chriſtliche Geſandte, oder andre Perſonen, welchen er eine beſondre Ehre erzeigen will, als Geſchenke ausgetheilt. Auch ſind die Geſandten, wenn es ihnen nicht ausdrücklich geſtattet iſt, in der Tracht ihrer Nation zu erſcheinen, gezwungen, ſich bei den Audienzen, welche man ihnen ertheilt, in einen Kaftan zu kleiden.

Kain (Le), ſ. Lekain.

Kaiſer — Kaiſerkrönung. In der Rangordnung der europäiſchen Fürſten haben die Kaiſer den höchſten Platz, weswegen auch die Europäer mächtigen, außereuropäiſchen Fürſten dieſen Titel beizulegen pflegen. Das Wort kömmt her von Cäſar, dem gewöhnlichen Titel der römiſchen Imperatoren, und die deutſchen Könige, als Schutzherren Roms, behielten ſeit Carl dem Großen dieſen Titel bei, indem ſie ſich als Nachfolger der alten römiſchen Imperatoren betrachteten. Eben deshalb verlangte und erhielt auch der römiſche Kaiſer unbedingt den erſten Rang vor allen Fürſten der Chriſtenheit, da man ihn als den Nachfolger der Herren der Welt anſah, und Rom das Haupt der Chriſtenheit war. Zweifelhafter ward dagegen der Rang von Rußland, welches 1721 gleichfalls den kaiſerlichen Titel annahm, deſſen Anerkennung von Frankreich und Spanien nur unter der ausdrücklichen Bedingung bewilligt ward, daß Rußland ſich anheiſchig mache, auf dieſen Titel durchaus keine Anſprüche, in Betreff irgend eines Vorrangs, gründen zu wollen, wogegen Rußland nachmals wiederholt erklärte, daß es nur dem römiſchen Kaiſer den Vorrang zugeſtehe. Gewöhnlich wird auch der Großherr in Konſtantinopel als Kaiſer aufgeführt, ohne jedoch den kaiſerlichen Titel, oder den der Majeſtät zu führen. Die, 1806 erfolgte Niederlegung der deutſchen Kaiſerkrone durch Öſterreich, welches ſchon ein Jahr früher die öſterreichiſche Kaiſerwürde angenommen hatte, äußerte auf die Rangfolge weiter keinen Einfluß, dieſe ward vielmehr durch verſchiedne ausdrückliche Beſtimmungen auf den alten Fuß beibehalten. — Die Krönung war vormals, vorzüglich bei den römiſchen Kaiſern, ein höchſt weſentlicher Punkt. Lange Zeit hindurch hielten die deutſchen Könige die Krönung durch den Papſt zu Rom für eine unumgängliche nothwendige Bedingung der Kaiſerwürde, zu welchem Ende ſie daher die oft ſehr verderblichen Römerzüge unternahmen. Nachmals ward jedoch dieſe Krö-

Digitized by Google

nung, zufolge der Vorschrift der goldnen Bulle, zu Aachen, und in den letztern Zeiten an dem Wahlorte selbst, zu Frankfurt am Main, vorgenommen. Eine Schilderung der Kaiserkrönung findet sich in Göthe's: Aus meinem Leben, 1. Theil. Der König von Frankreich genießt des alten Ranges seiner Dynastie und nicht des napoleonischen in der europäischen Diplomatik. Cz.

Kaiserslautern (Lautern), Stadt am Flusse Lauter, mit einem See und 3000 Einw., in Rheinbaiern auf dem Hardtgebirge, ist in der neuern Zeit durch die Schlacht berühmt worden, in welcher am 28. und 29. Novbr. 1793 der Herzog von Braunschweig eine Abtheilung der fränkischen Moselarmee, welche, Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen suchte, in einem blutigen Treffen zurückschlug. Diese Schlacht, in welcher die Taktik der Preußen und das Genie des Feldherrn gegen die wüthenden Anfälle der Franken entschied, ist eine der merkwürdigsten in der neuern Geschichte, ob sie gleich mehr aus einer Menge kleiner Gefechte, als aus Hauptangriffen bestand. Ein zweites Treffen bei Kaiserslautern, in welchem am 20. Sept. 1794 der damalige Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen den linken Flügel der fränkischen Rheinarmde schlug, und in Folge derselben Kaiserslautern besetzte, ist nicht minder merkwürdig. Da in dieser Gegend die Pässe aus den Voghesen nach Landau und Mainz liegen und beide deutsche Grenzfestungen sind: so erklärte sich, warum gerade hier bisher manche Schlacht vorfiel und leider auch künftig vorfallen dürfte.

Kakerlaken (Albinos, weiße Neger, Blafards, Leukarthiopes, Dondos), welche man ehemals auf der Erdenge von Panama, an den Mündungen des Ganges, gefunden, und als Individuen einer besondern Menschenart beschrieben hat, sind von neuern Naturforschern in verschiednen Gegenden Europa's, wie z. B. in der Schweiz, unter den Savoyarden in den Chamounythälern, in Frankreich, in der Rheingegenden in Tyrol u. s. w. ebenfalls wahrgenommen worden. Was man aber sonst für eine eigne Gattung, wenigstens für eine Spielart, genommen hatte, das soll an diesen Kakerlaken eine Krankheit sein, welche die Menschen unter allen Himmelsstrichen befallen kann, und der sogar die Thiere unterworfen sind. Die Kakerlaken sehen milchfahl oder leichenhaft aus, und unterscheiden sich von den echten Weißen nicht nur durch ihre runzlige Haut, sondern auch durch ihre gelben und feuerrothen Augen, welche sie beim hellen Licht des Tages nicht ganz öffnen können. Bei Mondschein und im Dunkeln können sie ziemlich gut sehen, weswegen sie auch nur in der Nacht auszugehen pflegen, und von Linné und andern Naturforschern Nachtmenschen genannt werden. Ihr Haar ist zwar wollartig, wenn sie von wirklichen Negern, und etwas weniger kraus, wenn sie von Ostindiern abstammen, aber allezeit milchfahl und widrig, wie ihre Haut selbst. Dabei sind sie nicht nur außerordentlich dumm, sondern von einer sehr schwachen Leibesbeschaffenheit, und erreichen fast niemals die gewöhnliche Größe der Völker, zu denen sie ihrer Geburt nach gehören. Daher sind sie selten fähig, Kinder zu zeugen; wenn sie aber diese Kraft haben, so werden die Nachkommen wie die Ältern. Übrigens ist hier der Name Kakerlaken im Allgemeinen genommen, sowol als Name der sogenannten Albinos, die stets weiß sind, als auch der eigentlichen Kakerlaken, deren braune Haut mit weißen Flecken gesprenkelt ist. Girtanner hat die Meinung aufgestellt, der Kakerlakismus sei eine Überladung des Körpers mit Sauerstoff, der Negrismus hingegen eine Überladung desselben mit dem Kohlenstoffe. (S. auch Kretinen.) — Kakerlaken heißen bei den Indianern eine Art Schaben (Blattae), besonders

die Blatta gigantea, welche sich in der indischen Wäldern aufhält, auf drei Zoll groß wird und eine Zierde der Insekten-Sammlungen ausmacht. Sie ist dunkelbraun und glänzend, und ihre Flügeldecken sind fuchsroth und gelblich. Von dieser Schabe haben die Indianer die Kakerlaken benannt.

Kaland (wahrscheinlich von Calendae) hieß eine, im 13. Jahrh. in mehrern Gegenden Deutschlands entstandne Laien-Brüderschaft, die am ersten Tage jedes Monats an bestimmten Orten (Kalandshäuser, Höfe) zusammen kam, um gemeinschaftlich für die Seelen verstorbner Verwandten und Freunde zu beten, Beiträge zu Seelenmessen für sie zu steuern und darnach eine Mahlzeit zu halten. Die Mitglieder hießen Kalandsbrüder, und waren sie Geistliche, Kalandherren. Der fromme Zweck kam später in Vergessenheit und nur das Schmausen erhielt sich, bis es auf die hohen Feste eingeschränkt und endlich die Brüderschaft als eine Veranlassung zu Ausschweifungen gänzlich aufgelöst wurde. Daher sagt man von einem beständig auf Schmausereien herumschweifenden Menschen: er kalandirt die ganze Woche. In einigen Gegenden Niedersachsens werden noch jetzt festliche Schmausereien, und besonders die jährlichen Versammlungen der Geistlichen eines Bezirks Kalande genannt, und in Berlin gibt es einen Kalandshof, der zum Stadtgefängnisse gebraucht wird. Doch besteht auch in Braunschweig noch jetzt ein Kalandsstift, dessen Mitglieder (Geistliche und Schullehrer) sich bei eintretenden Vacanzen durch freie Wahl ohne Einmischung einer höhern Behörde, selbst ergänzen, und gegen die Verpflichtung der regelmäßigen Beiwohnung eines kurzen sonntäglichen Gottesdienstes, gewisse Einkünfte an Geld und Naturalien beziehen.

Kaleidoskop (Schönbilderzeiger), ist ein, von D. Brewster in Edinburg neu erfundnes katoptrisches Instrument. In einem inwendig schwarz gefärbten Rohr von ziemlich willkürlicher Länge und Weite befinden sich zwei Spiegel, welche durch die ganze Länge des Rohrs reichen und in einen Winkel gestellt sind, der den vierten, achten, zwölften oder sechszehnten Theil des Kreises ausmacht. Das Ocularglas, unmittelbar an den Spiegeln liegend, so wie ein zweites Glas, welches die Enden der Spiegel berührt, sind Plangläser; am untern Ende des Rohrs befindet sich ein matt geschliffnes Glas. Zwischen diese beiden Gläser legt man allerlei Stückchen buntes Glas, Moos, Blätter und dergl. von belirbiger Gestalt. Da nun diese Gegenstände, so unordentlich sie auch unter einander liegen mögen, dem Auge stets in regelmäßiger Form und zwar so vielmal vervielfacht, als der Winkel, unter welchem die Spiegel gegen einander stehen, in dem Kreisumfange enthalten ist, erscheint, und eine eben so vielspitzige arabeskenartige Figur bilden, welche sie verändert, so oft jene sie erzeugenden Gegenstände eine andre Lage gegen einander annehmen, so daß beim bloßen Umdrehn des Rohrs sich unaufhörlich neue Bilder, bald um den Mittelpunkt und aus diesem hervorgehend, bald um den Rand, aus diesem aufsteigend, in stetem Wechsel erzeugen: so kann dies Instrument nicht nur zu einer angenehmen Unterhaltung, sondern auch dem Zeichner von Rosetten, Arabesken und Mustern für allerlei Zeuge zu einer unerschöpflichen Fundgrube dienen. Sehr zweckmäßig hat man für letztern Zweck das Kaleidoskop mit einem Statif versehn, um die entstehenden und bei jeder Bewegung sich verändernden, höchst selten aber auf dieselbe Weise wiederherzustellenden Bilder für den Zeichner sichrer festzuhalten.

Kalfatern heißt in der Schiffsbaukunst die Bohlen der Schiffe

mit Werg verpichen, welche nachher betheert werden, auch die Fugen der Schleußenböden oder Seiten mit Werg verstopfen.

Kalif, (Khalif), Kalifat. Kalif, d. i. Statthalter, nannten sich bescheidner Weise die Nachfolger Mohammeds in der Herrschaft über die Gläubigen und in dem hohen Priesterthume. Kalifat haben daher latinisirende Geschichtschreiber das Reich dieser Fürsten genannt, welches die Araber in Asien gründeten, und, von dort durch religiöse Begeisterung herumgetrieben, binnen wenig Jahrhunderten zu einer Herrschaft erhoben, die an Ausdehnung das römische Kaiserreich fast übertraf. Mohammed (s. d. Art.) hatte sich als Prophet Gottes zum geistlichen und weltlichen Regenten seines Volks gemacht. In der ziemlich stürmischen Wahl eines Nachfolgers des Propheten nach dessen Tode trug Abdallah Ebn Abu Koafas, genannt Abubekr, d. i. Vater der Jungfrau (weil seine Tochter Ajedscha die einzige unter den Weibern Mohammeds war, die dieser als Jungfrau geheirathet), über Ali, den Vetter und Eidam des letztern, den Sieg davon, und ward erster Kalif (Jahr der Hegira 11., n. Chr. 632.). Durch Hülfe seines Feldherrn, des tapfern Kaled, über alle innern Feinde siegreich, begann er, mit Schwertes Gewalt, den Islam, wie der Koran will, zu benachbarten Völkern zu tragen. Mit der Losung: Bekehrung oder Zinsbarkeit! drang ein unzählbares Heer, ganz aus freiwilligen Streitern bestehend, die durch ein Aufgebot zum heiligen Kriege begeistert worden, zuerst in Syrien ein. Sieger in der ersten Schlacht, wurden sie doch nachher von den Griechen mehrere Male geschlagen; als sie aber einmal durch die verrätherische Übergabe von Bosra festen Fuß im Lande gefaßt, unternahmen sie unter Kaled die Belagerung von Damaskus, und gewannen es, nachdem dieser zwei große Heere, die Kaiser Heraklius zum Entsatz sandte, geschlagen, durch Capitulation (633, Heg. 12), welche treulos gebrochen wurde, indem Kaled die abziehenden Christen verfolgen und niederhauen ließ. Durch Abubekr's letzten Willen, der nur ein Jahr den Propheten vertrat, ward Omar, ein andrer Schwiegervater des Propheten, zweiter Kalif. Dieser vertraute den Oberbefehl über die Streiter des Islams, anstatt Kaled, dem menschlichen Obeidah, und vollendete durch ihn, doch nicht ohne tapfre Gegenwehr der Griechen, die Unterwerfung von Syrien (638, Heg. 17). Als Jerusalem genöthigt worden, die Übergabe anzubieten (636, Heg. 15), zog Omar selbst dahin und bestimmte die Capitulation, die nachher dem Verhältnisse der Moslemin zu den unterjochten Christen überall zum Muster gedient hat, und auf deren Beobachtung der gerechte Kalif pünktlich hielt. Eben so glücklich war ein andrer Feldherr, Amru, in Ägypten, das in zwei Jahren (bis 640) dem Kalifat unterworfen wurde. Omar ward zuerst Emir al Mumenin (Fürst der Rechtgläubigen) genannt, ein Titel, der auf alle folgende Kalifen forterbte, und von den unkundigen Europäern in Miramolin verdreht wurde. Nach Omars Ermordung durch einen rachsüchtigen Sklaven (643, H. 23), erwählte ein Rath von einigen Männern, die er auf dem Sterbebette dazu ernannte, mit abermaliger Übergehung des Ali, den Osman oder Othman, Eidam des Propheten. Unter ihm gelangte das Reich der Araber schnell zu einer bewundernswürdigen Größe. Während sie in Osten den Islam mit Kriegsgewalt nach Persien brachten, drangen sie in Afrika längs der Nordküste bis nach Ceuta vor. Auch Cypern (647) und Rhodus (654) wurden erobert, jenes aber schon nach zwei Jahren wieder verloren. So mußte auch Alexandrien und ganz Ägypten den Griechen, die sich

mit Hülfe der Eingebornen wieder dort festgesetzt, zum zweiten Male, nicht ohne Schwierigkeit, entrissen werden. Solche Unfälle begaben sich durch die Maßregeln Othmans, der, dem trefflicher Omar an Weisheit weit nachstehend, nicht den Tüchtigsten, sondern seinen Günstlingen die Provinzen vertraute. Die Unzufriedenheit mit ihm brach (654, H. 34), in einen allgemeinen Aufstand aus, der mit seiner Ermordung endigte. Ali, gleichfalls Eidam des Propheten durch Fatimen, ward durch die Wahl des Volks von Medina der vierte Kalif, und wird für den ersten rechtmäßigen von einer zahlreichen Sekte der Mohammedaner gehalten, die ihm und seinem Sohne Hossein fast gleiche Ehre mit dem Propheten erweiset. Die Perser sind jetzt dieses Glaubens: daher der Haß der Türken gegen sie. Ali selbst hatte, anstatt die Eroberungen seiner Vorfahren fortsetzen zu können, stets mit innern Feinden zu kämpfen. Nicht nur gehässig war ihm Ajebscha, des Propheten Witwe, genannt Mutter der Gläubigen; es machten auch Tellah, Zobeir und besonders der mächtige Moawijah, Statthalter von Syrien, auf die Regierung Anspruch. Alle diese wußten den Verdacht zu erregen und zu verbreiten, daß Ali die Ermordung Osmans veranstaltet habe. Vergebens suchte Ali seine Widersacher durch Besetzung der Statthalterschaften mit seinen Freunden zu entkräften. Die neuen Stadthalter wurden nirgends angenommen. Die Mißvergnügten brachten ein Heer zusammen und Bassora in ihre Gewalt. Ali schlug sie, wobei Tellah und Zobeir blieben, aber den Moawijah und seinen Freund Amru konnte er nicht hindern, in Syrien, Ägypten, und selbst in einem Theile von Arabien sich auszubreiten und zu behaupten. Drei Männer von der Sekte der Kharegiten machten den Anschlag, zur Herstellung der Eintracht unter den Gläubigen, jeder eins der drei Häupter der Parteien, Ali, Moawijah und Amru zu tödten; doch nur das Unternehmen auf Ali gelang. Er fiel 660, H. 40. Ali war nicht ohne wissenschaftliche Bildung. Die bekannten Sittensprüche und das sogenannte Giafa sind unter seinen Werken am berühmtesten. Sein Sohn, der sanfte, friedliche Hassan, hatte keine Lust, das ihm übertragne Kalifat gegen den unermüdlichen Widersacher Moawijah zu vertheidigen; aber vergebens glaubte er durch feierliche Niederlegung der Regierung Sicherheit zu erwerben. Gift, von Moawijah, soll ihn getödtet haben. Moawijah I. verlegte den Sitz des Kalifats aus der Stadt des Propheten, Medina, wo er bis dahin stets gewesen, in seine bisherige Statthalterschaft nach Damask (673, H. 54). Mit ihm fängt die Reihe der ommajadischen Kalifen an, welchen Namen dieses Geschlecht von dem Urältervater Moawijah's, Ommajah, führte. Auch er mußte bald nach seiner Thronbesteigung einen Aufstand der Khoregiten durch einen Feldzug, und eine Empörung zu Bassora durch schwere Strafgerichte dämpfen. Sodann dachte er ernstlich auf den gänzlichen Umsturz des byzantinischen Reichs. Sein Sohn Jezid durchzog Kleinasien, fast ohne Widerstand zu finden, ging dann über den Hellespont und unternahm die Belagerung von Konstantinopel, mußte sie aber wieder aufheben (669, H. 49). Glücklicher war der Feldherr Obeidah gegen die Türken in Khorasan; er schlug sie und drang selbst in Turkestan ein (673, H. 54). Ein nicht völlig würdiger Nachfolger des staatsklugen Moawijah war (679, H. 60) sein Sohn Jezid. Er wurde anfangs von den heiligen Städten Mekka und Medina nicht anerkannt, die, so lange die Kalifen in letztrer Stadt gewohnt, eine vorzügliche Stimme bei deren Wahl behauptet hatten, aber nicht gefragt worden waren, als Moawijah, nach der Sitte der Kalifen, bei seinem Leben seinen Nachfolger be-

ſtimmte. Die Unzufriednen fielen theils dem Hoſſein, dem berühmten Sohne Ali's, theils dem Abdallah, Zobeirs Sohne, welche beide die Krone in Anſpruch nahmen, zu. Eine Empörung der Bewohner in Irak zu Gunſten Hoſſeins, von Moslem und Hani geleitet, ward durch die Klugheit und Entſchloſſenheit des kufaniſchen Statthalters Obeidallah erſtickt, und der von den Verſchwornen herbeigerufne Hoſſein getödtet (680, H. 61), zu großer Unzufriedenheit des Kalifen, der an den Kindern Hoſſeins das dem Vater zugefügte Unrecht durch Wohlthaten gut zu machen ſuchte. Abdallah Ebn Zobeir ward in Medina als Kalif erkannt, wo man den Jezid wegen ſeiner Üppigkeit und Freigeiſterei verabſcheute. Medina ward darauf berennt, bezwungen und geplündert, aber Hoſſeins dort wohnende Familie auf des Kalifen ausdrücklichen Befehl verſchont. Nach Jezids Tode (683, H. 64), legte ſein Sohn Moawijah II., ein frommer Jüngling von der Sekte der Motageliten, (die den Fanatismus der übrigen Mohammedaner verwarfen), das ihm übertragne Kalifat nach wenig Monaten freiwillig nieder. Da er ſich keinen Nachfolger erwählt hatte, ſo brach Anarchie ein. Obeidallah, Statthalter von Irak, verſuchte, in Baſſora ein eignes Reich zu ſtiften, ward aber bald von den Einwohnern ſelbſt vertrieben, die nun, wie ganz Irak, Hegiaz, Yemen und Ägypten, den Abdallah Ebn Zobeir als Kalifen erkannten. In Syrien ward anfangs der dem Abdallah ergebne Dehak zum Reichsverweſer, dann aber von den Damaſcenern gleichwol der Ommajade Merwan I. zum Kalifen ernannt, der ſich bald ganz Syrien und Ägypten unterwarf. Khoraſan riß ſich vom Kalifate los und gab ſich einen eignen Fürſten in dem edlen Salem. Im folgenden Jahre (684, H. 65) erhob Soliman Ebn Sarad einen mächtigen Aufſtand der Unzufriednen von Syrien und Arabien, und erklärte beide Kalifen für abgeſetzt, ward aber von dem bewährten Krieger Obeidallah geſchlagen. Merwan hatte eidlich verſprechen müſſen, dem Sohne Jezids, Kaled, das Kalifat zu hinterlaſſen; dennoch ernannte er ſeinen Sohn Abdalmelek zu ſeinem Nachfolger. Unter ihm (684, H. 65) ward Mokthar, ein neuer Empörer wider beide Kalifen, vom Nebenkalifen Abdallah überwunden (686, H. 67), dadurch aber dieſer dem Abdalmelek deſto furchtbarer. Abdalmelek, um zu ſeiner Bekämpfung freie Hand zu haben, ſchloß mit dem griechiſchen Kaiſer, Juſtinian II. einen Frieden, worin er, die Ordnung des Korans gerade umkehrend, den Chriſten einen jährlichen Tribut von 50,000 Goldſtücken bewilligte. Er zog darauf gegen Abdallah, ſchlug ihn zweimal, nahm Mekka mit Sturm, wobei Abdallah blieb, und vereinigte ſo wieder in ſeiner Hand die Herrſchaft über alle Muſelmänner; doch mochte ihm die Widerſetzlichkeit der Statthalter, der Fluch aller Despotien und Vorbedeutung der einſtigen Zerſpaltung des Kalifats, noch viel zu ſchaffen. Er war der erſte Kalif, der Münzen ſchlagen ließ († 705, H. 86). Unter Walid I., ſeinem Sohne, eroberten die Araber öſtlich Chowaresmien und Turkeſtan (707, H. 88), nördlich Galatien (710) und weſtlich Spanien (711) (ſ. d. Art. Spanien). Er ſtarb 716, H. 97. Sein Bruder und Nachfolger ließ Konſtantinopel belagern, erlitt aber durch Stürme und durch das griechiſche Feuer zweimal völlige Zerſtörung ſeiner Flotte; dagegen eroberte man Georgien. († 718, H. 99). Omar II., durch Solimans letzten Willen ſein Nachfolger, erregte das Mißvergnügen der Ommajaden durch ſeine milden Geſinnungen gegen die Aliden, und ward von jenen vergiftet. (721, H. 102). Jezid II., ebenfalls nach Solimans Verfügung ſein Nachfolger, ſtarb vor Gram über den ſelbſt verſchuldeten Tod einer Geliebten (723, H. 104). Seinem Bru-

der Hescham machte der Alide Zeid, Hosseins Enkel, das Kalifat streitig. Dieser ward zwar überwältigt und getödtet, aber ein andres Haus, die Abbassiden (von Abbas, dem Sohne des Abdalmotaleb, des Oheims des Propheten, abstammend) fing an furchtbar zu werden. Unter Hescham wurde den Fortschritten der Saracenen im Westen durch die Kraft Carl Martell's, der bei Tours (732) und bei Narbonne (736) ihre Heere vernichtete, ein Ziel gesetzt. Der Wollüstling Walid II. ward nach einjähriger Herrschaft umgebracht (743, H. 124). Nach den fast eben so kurzen Regierungen Jezids III. und des Abbassiden Ibrahim, folgte Merwan II. mit dem, bei den Arabern achtbaren, Beinamen: der Esel (al Hemar). Ibrahim, von diesem entthront und eingekerkert, ernannte seinen Bruder, Abul Abbas, zu seinem Nachfolger, und ward darauf im Gefängniß ermordet. Abdallah, Abul Abbas Oheim, erhob nun die Waffen gegen den Kalifen, der eben damals mit einer gefährlichen Empörung in Persien viel zu thun hatte. Mervan ward zweimal geschlagen und blieb (752, H. 133). Mit ihm schließt die Reihe der ommajadischen Kalifen. Der wüthende Abdallah rottete verrätherischer Weise durch ein gräßliches Blutbad bei einer Zusammenkunft alle Ommajaden aus. Nur zwei entrannen. Abdorrahman entkam nach Spanien, wo er das unabhängige Kalifat von Cordova stiftete (s. Spanien); ein andrer in einen Winkel Arabiens, wo er als Kalif erkannt wurde und seine Nachkommen bis in's 16. Jahrh. herrschten. Abul Abbas, obwol unschuldig an jener Grausamkeit, die ihm den Thron sicherte, bekam doch davon dem Namen Saffah, der Blutige. Er starb sehr bald, 18 Jahr alt, an den Kinderblattern (753, H. 134). Sein Bruder, Abu Giafar, genannt al Mansor (der Sieghafte) mußte zuerst im eignen Oheim Abdallah einen Nebenbuhler bekämpfen, den er jedoch glücklich besiegte. Sein Geiz zog ihm viele Feinde zu, die aber seine treulose Schlauheit zu unterdrücken wußte. Jenen prächtigen Beinamen erwarben ihm seine Eroberungen in Armenien, Cilicien und Kappadocien. Er baute (764, H. 145) die Stadt Bagdad am Tigris, und verlegte (768, H. 149) dahin den Sitz des Kalifats. Er starb auf einer Wallfahrt nach Mekka, mit Hinterlassung eines ungeheuern Schatzes (775, H. 156). Mahadi, sein edlerer Sohn und Thronfolger, mußte die unruhigen Khorasaner unter dem vorgeblichen Propheten Hakem bekämpfen († 785, H. 166), und Hadi, sein Enkel, die Aliden unter Hossein, Ali's Urenkel. Hadi ließ die Zendinen, eine, der Lehre von zwei Naturprincipen anhängende Sekte, vertilgen. Nach der gewöhnlichen Erbfolgeordnung und Mahadi's Verfügung folgte dem Hadi nicht sein Sohn, sondern sein Bruder Harun (786, H. 167), der wegen seiner Gerechtigkeit Al Raschid genannt, und durch Beförderung der Künste und Wissenschaften berühmt ist. Er schloß einen Waffenstillstand (wirklicher Friede durfte nie mit den Christen gemacht werden) mit der griechischen Kaiserin Irene (788, H. 169), die ihm Tribut bewilligen mußte. Jahir, ein Alide, machte ihm den Thron streitig, unterwarf sich aber nachher. Gleichwol befleckte Harun seinen Ruhm durch Ermordung desselben; noch mehr durch die seiner Schwester Abbassah und ihres Geliebten, des Barmeciden Giafar, und durch die Verstoßung und Verfolgung des ganzen, um den Staat und ihn selbst hochverdienten Hauses der Barmeciden. Harun theilte das Reich unter seine drei Söhne. Al Amin sollte, als einiger Kalif, Irak, Arabien, Syrien, Ägypten und Afrika unmittelbar beherrschen, unter ihm al Mamun Persien, Turkestan, Khorasan und den ganzen Osten; Molassem Kleinasien, Armenien und alle Küstenländer des schwarzen Meers. Die jüngern Brüder sollten dem Amin im Kalifate folgen.

Zu Thus in Khoraſan, wo Harun durchreiſte, um einen in Samarkand ausgebrochnen Aufruhr zu ſtillen, ereilte ihn der durch wunderbare Träume vorbedeutete Tod (809, H. 190). Al Amin (der Getreue; er hieß eigentlich Mohammed) war dieſes Namens unwerth. Ungetreu ſeinen Herrſcherpflichten und allen Lüſten ergeben, überließ er, jene auszuüben, ſeinem Vezier Fadhel. Dieſer bewog, aus Haß gegen Mamun, den Kalifen, ſeinen Sohn zum Nachfolger zu ernennen, und den Molaſſem aus ſeinem Landstheile zu verdrängen. Bruderkrieg erhob ſich. Mamuns Feldherr, Thaher, ſchlug die Völker des Kalifen, nahm Bagdad ein, und ließ den Amin tödten (813, H. 194). Mamun ward als Kalif erkannt. Edler in ſeinen Regierungen, als Amin, pflegte er Künſte und Wiſſenſchaften, überließ aber, wie jener, Dienern Regierung und Heere. Seine Maßregel, einem, obwol würdigen Günſtlinge, Riza, zu Gefallen, das Kalifat auf die Aliden zu bringen, brachte die mächtigen Abbaſſiden zum Aufſtande. Sie erklärten den Mamun des Throns für verluſtig und den Ibrahim zum Kalifen, unterwurfen ſich aber wieder, als Riza geſtorben und der Kalif andern Sinnes geworden war. Das große Reich der Araber, in unzähligen Statthalterſchaften über zwei Welttheile ausgedehnt, mochte ſchwer unter ſeinem Scepter gehalten werden. Vom Satrapendeſpotismus iſt nur Ein, unter ſchwachen Oberherren leichter) Schritt zur Selbſtherrſchaft. Die Weisheit der erſten Abbaſſiden vermochte dieſes Übel nur aufzuhalten, die Fehler der ſpätern beförderten es. Schon unter Harun al Raſchid hatten die Agladiden in Tunis (800, H. 181), eben ſo die Edriſiden in Fez, unabhängige Reiche geſtiftet. Jetzt warf Thaher, zum Statthalter von Khoraſan ernannt, ſich dort zum Herrn auf. Von ihm die Thaheriden. Mamun ſandte den Thomas, einen vertriebnen Griechen, mit einem Heere gegen den griechiſchen Kaiſer Michael II. (den Stammler). Thomas verheerte Kleinaſien und belagerte Konſtantinopel; aber ein Sturm zerſtreute ſeine Flotte (823, H. 207). Einen zweiten Angriff auf die Kaiſerſtadt halfen die Bulgaren abſchlagen; Thomas ward gefangen und hingerichtet. Gegen die vielen Religionsſekten, in die die Muſelmänner ſich damals theilten, erwies ſich Mamun duldſam († 833, H. 218). Während ſeiner Regierung (um 830, H. 215) eroberten die afrikaniſchen Araber Sicilien und Sardinien, wo ſie ſich gegen 200 Jahre behaupteten, bis ihnen jenes (1035) von den Normännern, dieſes (1051) von den Piſanern entriſſen ward. Montaſſem, zuerſt Billah (von Gottes Gnaden) zubenannt, Haruns dritter Sohn, erbaute 12 Meilen von Bagdad eine neue Stadt, Samareth, und verlegte ſeinen Sitz dahin. In ſeinen Kriegen gegen die Griechen und aufrühreriſchen Perſer brauchte er zuerſt türkiſche Söldner. Aus Gram über den Tod ſeines Leibarztes ward Montaſſem wahnſinnig und ſtarb (842, H. 227). Vathek Billah, ſein Sohn, Anhänger der motazelitiſchen Sekte, that Manches für wiſſenſchaftliche Bildung, aber, ein entkräfteter Wollüſtling, ſtarb er an Nervenſchwäche (846, H. 232). Einen Erbfolgeſtreit zwiſchen ſeinem Bruder Motawackel und Sohne Mothadi entſchied die ſchon ſehr mächtige und anmaßende türkiſche Leibwache für den Unwürdigſten, den Erſtern. Immer mehr wurde es unter Motawackel Billah Sitte, alle Kriege durch die türkiſchen Söldner zu führen, wodurch die Araber unkriegeriſch und weichlich wurden, wie in jenem heißen Klima Jeder, der nicht in beſtändiger Thätigkeit lebt. Motawackel zeigte einen blinden Haß gegen die Aliden, ſelbſt gegen das Andenken der Verſtorbnen, übrigens ſchadenfrohe Rohheit, Hang zur Wolluſt und Grauſamkeit. Sein eigner Sohn Montaſſer, von ihm zu beidem erzogen und dabei oft ſchändlich gem.ß-

Digitized by Google

handelt, verschwor sich wider ihn mit der türkischen Leibwache und ließ ihn umbringen (861, H. 247). Ihn riefen nun die Türken, die Kalifenwahl sich anmaßend, zum Fürsten der Gläubigen aus, und zwangen seine an der Schandthat unschuldigen Brüder, deren Rache sie fürchteten, der Thronfolge, die ihnen von Motawackel bestimmt war, zu entsagen. Montasser starb nach kurzer Zeit an einem Fieber, das Gewissensbisse ihm zugezogen (862, H. 248). Die Türken erwählten nun Mostain Billah, einen Enkel des Kalifen Montassem. Zwei Aliden warfen sich neben ihm zu Kalifen auf. Der eine, zu Kufa, ward besiegt und getödtet; der andre aber stiftete in Tabarestan ein unabhängiges Reich, das ein halbes Jahrhundert bestanden hat. Uneinigkeit der türkischen Söldner unter einander selbst vollendete die Zerrüttung des Reichs. Eine Partei erhob den Motaz, zweiten Sohn Motawackels, auf den Thron, und nöthigte den Mostain, abzudanken. Motaz Billah ließ ihn bald aus dem Wege räumen, so wie seinen eignen Bruder Muwiad. Er dachte darauf, die türkischen Söldner abzuschaffen, aber ehe er das Herz faßte, es auszuführen, empörten sie sich wegen rückständigen Soldes und nöthigten ihn, die Regierung niederzulegen, worauf er bald starb (869, H. 255). Sie erhoben zum Kalifat Mohadi Billah, des Kalifen Vathek Sohn, stürzten aber diesen trefflichen Fürsten schon nach elf Monaten wieder, weil er ihre Kriegszucht verbessern wollte. Unter Motawackels drittem Sohne, dem Lüstlinge Motamed Billah, den sie darauf zum Kalifen ausriefen, gelang es endlich seinem klugen und wackern vierten Bruder Muaffek, die verderbliche Übergewalt dieser Türken zu dämpfen. Motamed verlegte den Sitz des Kalifats von Samarath wieder nach Bagdad (873, H. 259), wo er seitdem geblieben. In demselben Jahre folgte in den unabhängigen Khorasan, durch eine Revolution, auf die Dynastie der Thaheriden die der Soffariden, die ihre Herrschaft in der Folge über Tabarestan und Segestan ausbreitete. Auch der Statthalter von Ägypten und Syrien, Achmet Ben Tulun, machte sich (877, H. 263) dort zum Selbstherrscher, von ihm die Tuluniden. Zwar vernichtete der tapfre Muaffek das Reich der Zinghier in Kufa und Bassora zehn Jahre nach seiner Entstehung (881, H. 268); aber das Kalifat vor dem Zerfallen, zu dem es immer mehr sich hinneigte, zu erretten, vermochte er nicht. Motamed starb bald nach ihm (892, H. 279) und Muaffeks Sohn, Mothadad Billah, folgte ihm. Er bekriegte unglücklich eine neue in Irak entstandne Sekte, die Karmathen (899, H. 286). Sein Sohn Moktaphi Billah (902, H. 289) war glücklicher gegen diese, noch mehr aber gegen die Tuluniden, indem er Ägypten und Syrien sich wieder unterwarf (905, H. 292). Unter dessen Bruder, Moktadar Billah, der ihm (909, H. 296) in einem Alter von 13 Jahren folgte, zerrütteten Empörungen und blutige Zwiste um die Regierung das Reich. Er ward mehrere Male ab- und wieder eingesetzt, endlich gemordet (931, H. 319). Unter ihm erhob sich in Afrika Abu Mohammed Obeidallah, der von der Fatime, Tochter des Propheten (also von Ali) abzustammen vorgab, stürzte die Dynastie der Aglabiden in Tunis, und stiftete die der Fatimiten (910, H. 298). Nicht zufrieden, dort unabhängig vom Kalifen zu herrschen, behaupteten diese, als Kinder des Propheten, selbst die einzigen rechtmäßigen Kalifen zu sein. Bald darauf gelangte in Persien die Dynastie der Buiden zu Ansehn und Macht (925, H. 315). Khorasan war noch immer unabhängig, nur daß an der Soffariden Stelle die Samaniden traten; in einem Theile Arabiens herrschten die ketzerischen Karmathen, in Mesopotamien die Hamdaniten. In dem kaum wieder gewonnenen Ägypten wurde Ikschid

vom Statthalter zum Herrscher erhoben. Von ihm die Akschibiten. Kaher Billah, Mothadeds dritte Sohn, verdiente durch Bosheit und Grausamkeit sein Schicksal. Die wieder mächtig gewordnen türkischen Söldner stürzten ihn vom Throne in's Elend (934, H. 322), in welchem er nach 5 Jahren umkam. Rhadi Billah, sein Bruder, führte die Würde eines Emir al Omra (Befehlshaber der Befehlshaber) ein, mit welcher die Ausübung einer unumschränkten Gewalt im Namen der Kalifen verbunden war, und stellte dadurch sich selbst immer mehr in den Hintergrund. Der erste, der diese Würde bekleidete, hieß Raik; bald aber entriß sie ihm der Türke Jakan durch Gewalt der Waffen (939, H. 327) und dehnte ihre Macht zu einer Unumschränktheit aus, die dem Kalifen von seiner weltlichen Gewalt nichts, als diesen Namen ließ, und selbst das Recht, über die Thronfolge zu verfügen, umfaßte. Raik bekam zur Entschädigung Kufa, Bassora und Irak Arabeh als unabhängiges Reich. Noch einmal versuchte der folgende Kalif, Motaki Billah, Moktaders Sohn, durch Ermordung Jakems, die Selbstregierung wieder zu gewinnen, aber bald zwangen ihn die türkischen Söldner, einen andern ihrer Landsleute zum Emir zu ernennen, den Tozun, der dieses Amt erb- und eigenthümlich machte. Er vermachte es förmlich einem gewissen Schirzad; bald aber kam es in die Hände des persischen Fürstenhauses der Buiden, die der folgende Kalif Mostakfi Billah gegen die Tirannei des Schirzad zu Hülfe gerufen. Der erste buidische Emir, Moezeddulat, vererbte es auf seine Nachkommen. Nun herrschte in Bagdad nicht der Kalif, sondern der Emir, aber nur über einen kleinen Strich Landes. In jeder etwas entlegnen Provinz gab es unabhängige Fürsten. Ein Namensverzeichniß derer, die fortan Kalifen hießen, fortzuführen, wäre überflüssig; denn diese muselmännischen Päpste hatten bei weitem nicht die Macht der christlichen. Zu weitläufig wäre die Verfolgung der einzelnen Zweige, in welche die Geschichte des Kalifats sich nun zerspaltet; aber die Hauptveränderungen, durch welche die einzelnen Staaten und ihre Dynastien hindurchgingen und durch welche die Herrschaft der ottomanischen Pforte vorbereitet wurde, müssen wir andeuten. Die Minderjährigkeit des Akphiditen Ali benutzte der Fatimir Morz Ledinillah, Nebenkalif in Tunis, um sich Ägypten zu unterwerfen (969 H. 358), und baute darauf Kahirah, den Sitz seines Kalifats. So waren nun drei Kalifen, zu Bagdad, Kahirah und Cordova, deren jeder die andern verketzerte. Die Fatimiten fielen aber, wie die Abassiten, unter die Gewalt ihrer Veziere; die Ommajjaden in Cordova wurden, wie diese, durch Theilung Spaniens in viele kleine Reiche, um alle Gewalt gebracht, bis die Morabethun sie völlig stürzten (s. Spanien). Als Ilkan, König von Turkestan, Khorasan erobert und die Samaniden gestürzt hatte, vertrieb ihn Machmud, Fürst von Gazna, wieder, und gründete dort die Herrschaft der Gazneviden (998, H. 388), die aber bald von seldschukischen Türken unter Togrul Beg wieder gestürzt wurden (1030, H. 421). Dieser eroberte auch Chowaresmien, Georgien und das persische Irak. Vom Kalifen Kajem Bemeillah zu Bagdad gegen die Tirannei der buidischen Emirn zu Hülfe gerufen, kam er nach Bagdad und ward selbst Emir (1055, H. 448), wodurch die Herrschaft der Türken über alle Muselmänner fest begründet wurde. Er vererbte auf seinen Neffen, Alp Arslan (der den griechischen Kaiser Romanus Diogenes schlug und gefangen nahm) diese Würde mit solcher Macht, daß diese türkischen Emire al Omra häufig Sultane von Bagdad genannt werden. Türkische Fürsten, die sich in andern Provinzen zu Herrschern aufwarfen, begnügten sich anfangs mit dem Titel Atabek

(Vater, Lehrer), wie die Atabeks von Irak und Syrien, von Adherbidschan, Fars (Persien) und Laristan. Die Atabeks von Syrien und Irak waren es, mit denen die Kreuzfahrer hauptsächlich zu kämpfen hatten. Der erste hieß Omadeddin Zenghi, bei den Franken Sanguin. Nachher nannten auch sie sich Sultane. Alle erkannten den Kalifen von Bagdad als geistlichen Oberherrn aller Muselmänner; seine weltliche Gewalt erstreckte sich nicht über die Mauern von Bagdad hinaus. Nureddin, Zenghi's Sohn, vom fatimitischen Kalifen Adhed ersucht, Bagdad gegen die Willkür seines Veziers zu schützen, sandte gen Kairo nach einander die Kurden, Schirkueh und Salaheddin; Letztrer aber stürzte die Fatimiten (als schismatische Gegenpäpste) und warf sich zum Sultan von Aegypten auf (1170, H. 556), womit er nach Nureddins Tode auch Syrien vereinigte. Dieses ist der große Salaheddin (Saladin), der furchtbare Christenfeind, der Eroberer von Jerusalem. Die Dynastie, die er begann, heißt von seinem Vater Ajub, die der Ajubiden. Sie herrschten über Aegypten, bis die Mamelucken sie verdrängten (1250). Die seldschukischen Sultane von Irak wurden (1194, H. 590) von den Chowaresmiern gestürzt, und da die von Khorasan ausgestorben, blieb von der seldschuckischen Herrschaft nur noch das Reich Ikonium oder Rum in Kleinasien übrig, von welchem das heutige türkische Reich sich herschreibt (s. d. Art. Türkisches Reich). Die chowaresmischen Sultane verbreiteten ihre Eroberungen weit nach Asien, bis der Schrecken der Tatarn, unter Dschingiskan (1220, H. 617), in diese Gegenden kam. Dessen Sohn Octai stürzte sie endlich ganz. Auch Bagdad, der Rest des Eigenthums der Kalifen, ward durch des Veziers al Kami und des Sklaven Amram Verrätherei unter dem 56sten Kalifen Motazem, die leichte Beute einer Mongolenhorde unter Holagu (1258, H. 636). Der Neffe des grausam ermordeten Motazem floh nach Aegypten, wo er sich mit Vergünstigung der Mamelucken fortwährend Kalif nannte, und das mohammedanische Papstthum auf seine Nachkommen vererbte. Als die Türken 1517 Aegypten eroberten, ward der letzte dieser Schattenkalifen nach Konstantinopel geführt, und starb, nach Aegypten zurückgebracht, 1538. Seitdem nahmen die türkischen Sultane den Kalifentitel an, und der Padischah zu Konstantinopel behauptet solchen bis auf den heutigen Tag mit allen, doch außerhalb seines eigentlichen Reichs wenig geachteten, und von den Persern sehr bestrittenen, Ansprüchen der geistlichen Oberherrschaft über alle Muselmänner.

Kalk (Kalkerde) ist, wie es scheint, der in der Natur am weitesten verbreitete Körper. Die hieher gehörigen Fossilien machen ein eignes, sehr weitläufiges Geschlecht aus. Doch findet er sich nicht bloß als Mineral, sondern ist auch durch das Thier- und Gewächsreich verbreitet. Vorzüglich viel Kalkstoff enthalten die Knochen, Muscheln, Korallen und die Eierschalen. Im Pflanzenreiche bildet Kalk die Basis vieler in den Säften enthaltner Pflanzen und phosphorsaurer Salze. Der Kalk, als Mineral, ist theils nur halbhart, theils gar weich. Im Feuer werden selbst die härtesten mineralischen Kalke mürbe. Nicht alle Kalkarten aber sind von gleicher Reinigkeit: manche führen viele fremde Stoffe bei sich. Fast immer stehen sie mit irgend einer Säure in Verbindung, und nach der Verschiedenheit dieser Säuren theilt Blumenbach das ganze Kalkgeschlecht in fünf Gattungen, nämlich in kohlensaure, schwefelsaure, spathsaure, phosphorsaure und borarsaure Kalke. Reine Kalkerde ist graulich von Farbe, löst sich in allen Säuren auf, bildet mit Schwefelsäure Gyps, und färbt blaue Pflanzensäfte grün, schmilzt auch, an und für sich, im heftigsten Feuer nicht, außer wenn sie mit Alaunerde ver-

miſcht iſt; gebrannt erhitzt ſie ſich mit Waſſer. In der Luft wird ſie leicht mit Kohlenſäure und mit Waſſer geſättigt, ihre Temperatur erhöht, an Gewicht ſchwerer, und verliert ihren brennenden und ätzenden Geſchmack. Im Waſſer löſt ſich reine Kalkerde ſehr ſchnell auf, die Temperatur wird erhöht, und man bemerkt ein Leuchten. Das Waſſer wird dabei in Gas verwandelt. Dieſes Gas hat einen beſondern Geruch, und färbt ebenfalls blaue Pflanzenſäfte grün. Kalkſteine ſind feſte mineraliſche Kalke. In Anſehung ihres Gefüges ſind ſie von verſchiedner Beſchaffenheit: dicht, löchericht, ſchuppig, faſerig, ſchieferig. Sie ſind eine kohlenſaure Kalkart, welche ſich in mancherlei Geſtalt überall auf der Erde verbreitet findet. Der gemeine Kalkſtein hat eine gelbliche oder röthliche, am meiſten aber eine graue Farbe, und wird in vielen Gegenden der Erde bergmänniſch aus Flötzgebirgen gewonnen. Der Marmor iſt eine feinere Art von Kalkſtein. Kalk brennen, heißt, durch Feuer Kalk im eigentlichen Sinne hervorbringen, indem die rohe Kalkerde durch Feuer ihres brennbaren Weſens beraubt, und ſo die reine Kalkerde gewonnen wird. Es geſchieht ſo, daß man in einer Grube, gewöhnlich ſechs Ellen tief und drei Ellen breit, diejenigen Steine, welche man zu Kalk brennen will, feſt aufeinander ſchichtet. Dieſe Grube bewirft, verklebt und beſchlägt man alsdann mit Lehm, damit die Steine in derſelben weder zerfallen, noch ungleich brennen können, und ſchürt ſodann Feuer unter dieſelbe, welches ſieben, acht und mehrere Tage in ſteter Flamme erhalten wird. Beſſer als ſolche Löcher, ſind jedoch die Kalköfen. Kalk löſchen, heißt, den gebrannten Kalk mit dem Waſſer ſich erhitzen laſſen. Der Wärmeſtoff, welcher ſich bei dieſem ſogenannten Löſchen, d. i. bei der Verbindung des Kalks mit Waſſer entwickelt, kommt aus dem Waſſer, und entſteht daher, daß ſich das Waſſer mit der Kalkerde in feſter Geſtalt (als Eis) verbindet, wodurch aller Wärmeſtoff frei wird, welcher die Geſtalt des Waſſers erhält, daß es nicht zu Eiſe wird. Gelöſchter Kalk iſt daher Kalkerde mit Waſſer verbunden, die, mit Sand vermiſcht, zu einem Steine verhärtet; ungelöſchter oder lebendiger Kalk, der ſich mit dem Waſſer noch nicht erhitzt hat. In der Chemie heißt Kalk auch jeder, durch chemiſche Einflüſſe ſeines brennbaren Weſens beraubte Körper, der von den Säuren aufgelöſt wird, und mit denſelben ein Mittelſalz bildet. Das chemiſche Zeichen des Kalks iſt ♆.

Kalckreuth (Friedr. Adolph Graf von), preußiſcher Feldmarſchall, Ritter des ſchwarzen und rothen Adlerordens u. ſ. w., geb. zu Eisleben 1737, verlor ſeinen Vater früh, wurde 1747 in das Seminar der mähriſchen Brüder zu Neu-Salza gethan, kam dann in eine franzöſiſche Erziehungsanſtalt nach Berlin, und trat 1751 in das Militär. Er wurde zunächſt bei der Garde du Corps angeſtellt, im ſiebenjährigen Kriege diente er mit Auszeichnung als Adjutant des Prinzen Heinrich, ſtieg von Stufe zu Stufe bis zum General, und ward 1788 in den Grafenſtand erhoben. In dem Kriege mit Frankreich, den er übrigens nicht billigte, bewies er eben ſo viel Muth als Geſchicklichkeit. 1793 belagerte er Mainz, und unterzeichnete den 22. Juli die Capitulation dieſer Feſtung. Zu dem Siege Möllendorf's bei Kaiſerslautern den 23. Mai 1794 trug er weſentlich bei, indem er die, gegen Pirmaſens vordringende franz. Heerabtheilung gänzlich ſchlug. Er vertrieb hierauf die Franzoſen aus Zweibrücken und drang bis Saarlouis vor. Als aber die Franzoſen Trier einnahmen, legten dies die öſterreichiſchen Feldherren den Preußen zur Laſt. Der General Kalckreuth bewies dagegen durch eine öffentliche Anzeige vom 25. Aug., daß, nach einer am 26. Juli getroffnen Überein-

Digitized by Google

kunſt, Trier gar nicht zur Vertheidigungslinie der Preußen gehört habe, daß er gleichwol Trier zu Hülfe geeilt ſei, aber es nicht habe retten können, weil die Öſterreicher den Platz ſo ſchnell geräumt hätten. Am Ende des J. 1795 übernahm er den Oberbefehl über die Truppen in Pommern, wurde darauf im Mai 1806 Gouverneur von Thorn und Danzig, und General-Inſpector der Cavallerie. Im Herbſt ſtieß er zu dem Hauptheere in Thüringen, nahm aber an der Schlacht bei Jena und Auerſtädt keinen Theil, weil ſein Heerhaufen zum Nachzug gehörte. Am 15. Oct. trug er im Namen des Königs auf einen Waffenſtillſtand an, den aber Napoleon verweigerte. Der König zog hierauf mit der, etwa 12,000 Mann ſtarken Abtheilung Kalckreuth's über Magdeburg gegen die Oder. Die Vertheidigung des, ſeit dem 19. März 1807 von dem franz. Marſchall Lefebre belagerten Danzig, wo Kalckreuth an Manſtein's Stelle den Oberbefehl übernahm, führte er mit ſolcher Einſicht und Tapferkeit, daß man ihm, als Danzig (51 Tage nach Eröffnung der Laufgräben) ſich nicht länger halten konnte, den 24. Mai dieſelben ehrenvollen Bedingungen zugeſtand, welche er einſt der franzöſiſchen Beſatzung in Mainz bewilligt hatte. Am 25. Juni 1807 ſchloß er zu Tilſit den Waffenſtillſtand zwiſchen Preußen und Frankreich mit Berthier ab; hierauf am 9. Juli nebſt Golz den Frieden mit Talleyrand. Er wurde unmittelbar darauf zum Feldmarſchall erhoben. Im Januar 1810 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin; auch überbrachte er deſſen Glückwunſch zu Napoleons Vermählung mit der Erzherzogin nach Paris. Im letzten Kriege war der Graf Kalckreuth Gouverneur von Breslau, und kehrte 1814 nach Berlin zurück, wo er das Gouvernement wieder übernahm und 1818 ſtarb. Er war ein Mann von ſeltnen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens und als Held und Menſch gleich hochachtungswerth. Von ſeinem Sohne, dem jetzt in Dresden lebenden Grafen Kalckreuth, einem glücklichen Dichter und Muſenfreunde, haben wir noch die Herausgabe von Memoires zu erwarten, die der Feldmarſchall hinterlaſſen hat.

Kalligraphie heißt die Kunſt, ſchön und ſauber zu ſchreiben, Schönſchreibekunſt. Es iſt begreiflich, daß in dieſer Kunſt gewiſſe Regeln vorhanden ſein müſſen, die allein dasjenige hervorbringen können, was wir eine ſchöne Schrift nennen. Vor Allem muß den gegebnen Buchſtaben eine möglichſt angenehme Form ertheilt werden, denn dies bedeutet hier der Ausdruck ſchön. Alles übrige ſcheint ſich auf den Grundſatz zu ſtützen, daß das Überladene entweder gar keine, oder gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringt. Nach dieſem Grundſatze muß nun bei der Kalligraphie im Allgemeinen dreierlei beobachtet werden: die verhältnißmäßige Größe der Buchſtaben, die Einfachheit und die Deutlichkeit derſelben. Die Höhe der langen Buchſtaben muß, wenn die Schrift ein dem Auge wohlgefälliges Anſehn erhalten ſoll, mit den kurzen Buchſtaben in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehen. Dieſes ſcheint für die deutſche Currentſchrift getroffen zu ſein, wenn den langen Buchſtaben die fünffache, und den halblangen die dreifache Höhe der kleinen Buchſtaben zugemeſſen wird. In Betreff der Einfachheit der Schrift iſt zu bemerken, daß zur wirklichen Schönheit derſelben alle und jede Züge, die nicht unmittelbar zur Bildung der Buchſtaben nöthig ſind, vermieden werden müſſen, wenn das Auge nicht beleidigt werden ſoll. Die Deutlichkeit der Schrift iſt ein nicht minder wichtiges Erforderniß, und beſteht darin, daß die Form jedes Buchſtaben mit der ihr zukommenden Ausführlichkeit vollendet dargeſtellt werde. Letztre Regel wird im Allgemeinen weniger verletzt, als die beiden erſten, deren Befolgung mehr

Aufmerksamkeit, Geschmack und Übung erfordert. Ausgezeichnet sind bei uns die in Kupfer gestochnen kalligraphischen Musterschriften von Roßburg in Dresden, Jäck in Berlin, Heinrichs in Köln, Kurka in Wien ꝛc.

Kalliope, eine der neun Musen (s. d. Art.). Man kennt die Kalliope an der Tuba, welche sie in der einen, und an dem Heldengedichte, welches sie in der andern Hand hält, so wie an den Blumen- und Lorbeerkränzen, mit welchen ihr Haupt geschmückt ist. Doch ist die Beziehung dieser Muse auf das Epos oder Heldengedicht spätern Ursprungs.

Kallisto, eine Nymphe der Diana, Tochter des arkadischen Königs Lykaon. Jupiter liebte sie, daher sie von der eifersüchtigen Juno in eine Bärin verwandelt, von jenem aber unter die Sterne versetzt wurde, wo sie noch als großer Bär glänzt.

Kalmarische Union, s. Margaretha.

Kalmäuser, Andächtler, Kopfhänger. Peter Damiani (s. den Art. Geißelungen) hatte den Einsiedlern von Camaldoli auf den Apenninen eine strengere Zucht gegeben, wodurch dieser Orden in den Ruf besondrer Heiligkeit kam. Wie diese Heiligkeit selbst, artete in der Folge auch das, der deutschen Volkssprache minder geläufige, Wort Camaldulenser in Kalmäuser aus. E.

Kalmücken (Ölöt, Eluths, Eluthen) machen den merkwürdigsten Zweig des mongolischen Völkerstamms aus. Sie selbst behaupten, ihre ältesten Wohnsitze zwischen dem Koko-Noor (blauen See) und Tibet gehabt zu haben. Lange vor Dschingis-Kan soll dieses Volk gegen Westen bis nach Kleinasien, einen Heereszug gethan, und sich dort und um den Kaukasus verloren, der Überrest aber, welcher in der großen Tatarei zurückgeblieben war, von seinen tatarischen Nachbarn den Namen Chalimik (Abtrünnige) erhalten haben. In der That nennen sich die Kalmücken auch noch heut zu Tage Chalimik, obgleich Ölöt, welches Wort dasselbe bedeutet, noch immer ihre eigenthümliche Benennung ist. Sie theilen sich, wenigstens seit der Zerrüttung des mongolischen Reichs, in vier verschiedne Hauptzweige, die sich Choschot, Derbet, Soongar und Torgot nennen. Der größte Theil der choschotischen Kalmücken hat sich in und um Tibet und am Koko-Noor erhalten, und soll nach der Zerstörung der soongarischen Kalmücken unter chinesischem Schutze geblieben sein. Der kleinere Theil dieses Stammes war schon lange zuvor an den Irtisch gezogen, und gerieth endlich unter die Herrschaft der soongarischen Horde, mit welcher er gemeinschaftlich an den Kriegen gegen China Theil nahm, aber auch zugleich mit derselben zerstreut wurde. Die unter chinesischer Hoheit noch jetzt vereinigte Horde der Kaschoten (Krieger, Helden), ein Name, den sie durch ihre Tapferkeit unter Dschingi's Anführung erworben haben, wird auf 50,000 Köpfe geschätzt. Da auch ihr Fürstenstamm seinen Ursprung unmittelbar von des großen Dschingi's Bruder ableitet, so behaupten sie aus beiden Gründen den ersten Rang unter den kalmückischen Stämmen. Ein geringer Theil derselben, etwa 18,000 Familien, hat sich 1759 an der Wolga niedergelassen und freiwillig die russis. Oberherrschaft anerkannt. Die soongarischen Kalmücken machten bei der Zersplitterung des mongolischen Reichs mit den Derbeten nur einen einzigen Stamm aus, der sich späterhin unter zwei uneinigen Brüdern aus ihrer Fürstenfamilie theilte. Diese Horde ist es, die sich im 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. einen großen Theil der übrigen kalmückischen Stämme, besonders die Choschot, Derbet und Choit, unterwürfig machte, und mit der Mongolen sowol, als mit dem chinesi-

ſchen Reiche blutige Kriege führte, welche ſich aber mit ihrer gänzlichen Unterjochung und Zerſtreuung endigten. Sie galten für die tapferſte, reichſte und mächtigſte Horde. Die derbetiſchen Kalmücken, welche ihre Weideplätze anfänglich in der Gegend des Koko-Noor hatten, zogen von da wegen der mongoliſchen Unruhen gegen den Irtiſch, und theilten ſich hierauf in zwei Haufen. Einer derſelben vereinigte ſich mit den Soongaren, und ward mit dieſen am Ende aufgelöſt; der andre ließ ſich am Ural, Don und an der Wolga nieder, und ein großer Theil derſelben vereinigte ſich daſelbſt mit den Torgoten, trennte ſich aber nachmals wieder von denſelben. Die torgotiſchen (wolgaiſchen) Kalmücken ſcheinen ſich ſpäter, als die übrigen kalmückiſchen Zweige, zu einer beſondern Horde gebildet zu haben. Gleich anfangs trennten ſie ſich von den unruhigen Soongaren, und ließen ſich an der Wolga nieder, weshalb ſie von den Ruſſen, denen ſie ſich bereits 1616 unterwarfen, die wolgaiſchen Kalmücken genannt werden. Als aber der Druck der ruſſiſchen Regierung eine Unzufriedenheit unter ihnen erregt hatte, zogen ſie 1770 in die Soongarei zurück und begaben ſich unter chineſiſchen Schutz, wo man jedoch gleich anfangs ſtrenge Maßregeln gegen ſie nahm. Alle dieſe verſchiednen Stämme ſtanden ehemals, oder ſtehen noch jetzt, unter ihren eignen Kans, die der Regierung, unter welcher die Horde lebt, nur mittelbar durch Tribut unterthan ſind. Auch gibt es eine Kolonie getaufter Kalmücken, denen die ruſſiſche Regierung beſonders im orenburgiſchen Gebiete der Statthalterſchaft Ufa ein fruchtbares Gebiet, nebſt der Stadt Strawropol eingeräumt hat. Dieſe Kolonie hat ſich in der letzten Zeit ſehr vermehrt. Noch iſt in eben der Statthalterſchaft eine kleine Kolonie mohammedaniſcher Kalmücken vorhanden, die aus einzelnen Proſelyten, welche die Kirgiſen gemacht und unter ſich aufgenommen haben, entſtanden iſt.

Kälte iſt Mangel an Wärme. Wir empfinden Kälte, wenn die uns umgebenden Körper uns mehr Wärmeſtoff entziehen, als wir von ihnen erhalten. Da aber die Kunſt unvermögend iſt, einen Körper abſolut von Wärmeſtoff zu befreien: ſo bleibt der Begriff von Kälte nur relativ und der wahre Nullpunkt des Thermometers unbekannt. Kälte entſteht, wenn die Capacität eines Körpers für die Wärme vermehrt wird. Dieſes iſt der Fall, wenn dichte und feſte Körper eine ausgedehntere Form annehmen, d. i., wenn ſie in den flüßigen oder gasförmigen möglichſt expanſibeln Zuſtand übergehen, denn in dieſem Falle wird den benachbarten Körpern der Wärmeſtoff geraubt und gebunden. Hierauf gründet ſich auch die Entſtehung der Kälte. Durch Ausdehnung oder Verdünnung der Luft, durch Verdampfung bei vermehrtem Luftzug, durch Vermiſchung gewiſſer trockner, mit dem Waſſer ſehr verwandter Salze und Eis ꝛc. durch die Ausdünſtung, wird im menſchlichen Körper und in der ganzen belebten organiſchen Natur, den nachtheiligen Wirkungen zu ſehr vermehrter Wärme Einhalt gethan. Auf Verdünſtung beruht das Abkühlen der heißen Zimmerluft durch Beſprengen der Wände und des Fußbodens mit Waſſer, die Bildung des Hagels, Schnees u. ſ. w. Bringt man ſehr flüchtige Flüßigkeiten, Naphtha, Schwefelalkohol u. ſ. w. auf die Hand, oder tröpfelt man dieſelbe auf eine Thermometerkugel, und ſchwenkt dieſe in der Luft: ſo entſteht eine ſtarke Kälte und im letztern Falle ſinkt das Queckſilber bis auf den Gefrierpunkt des Waſſers. Auf Verdünſtung beruht endlich das Kühlhalten und das Gefrieren des Getränks in poröſen, unglaſirten irdnen Gefäßen, deren man ſich in beiden Indien, Spanien, Italien u. ſ. w. bedient, indem man ſie in gegen Abend gelegne, mit trocknem Rohr ausgelegte Gruben ſtellt. Will man durch Auflöſun-

gen kryſtalliniſcher Salze Kälte erzeugen: ſo muß man vorzüglich Sorge tragen, genau dasjenige Verhältniß der Miſchung zu treffen, in welchem die Capacität für die Wärme am meiſten vermehrt wird, denn auch im entgegengeſetzten Fall kann Wärme entwickelt werden, weil das Kryſtalliſationseis noch etwas Wärmeſtoff enthält, der, wenn jenes ſich mit den Körpern noch mehr verdichtet, abgeſchieden wird. Man muß beim künſtlichen Gefrieren freilich die Salze in möglichſt gepulvertem und ſelbſt geſiebtem Zuſtande anwenden. Die Flüßigkeiten, welche gefrieren ſollen, können in ſehr dünne Hüllen, welche gute Wärmeleiter ſind, dagegen die, Kälte erregende Miſchung in ſchlechte Wärmeleiter geſchüttet werden. Auch ſind die einzelnen Miſchungstheile vor der Vermiſchung möglichſt abzukühlen. Durch Miſchungen, die eine große Kälte erzeugen, hat man Flüßigkeiten kryſtalliſirt, die man außerdem nie in concreter Geſtalt kannte, z. B. gasförmiges und tropfbarflüſſiges Ammonium, Salpeterſäure, Schwefeläther, Queckſilber u. ſ. w.

Kalumet, bei den nordamerikaniſchen Wilden eine große, geſchmückte Tabakspfeife, welche ſie als Sinnbild des Friedens überreichen: **Friedenspfeife.**

Kalypſo, eine Tochter des Atlas (nach Andern des Nereus und der Doris, oder des Oceanus und der Thetis). Sie bewohnte die tief im Ozean liegende waldige Inſel Ogygia. Obgleich Göttin, lebte ſie dennoch einſam und fern von allem Umgange mit Göttern und Menſchen. Als Ulyſſes an ihrer Inſel Schiffbruch litt, nahm ſie ihn gütig auf, pflegte ihn und verſprach ihm die Unſterblichkeit, wenn er ſich mit ihr vermählen wollte. Allein ſeine Sehnſucht nach dem Vaterlande und nach ſeiner Gattin überwand die Reize der Göttin. Sieben Jahre mußte er bei ihr bleiben. Endlich brachte Merkur der Kalypſo vom Zeus den Befehl, den Ulyſſes in ſeine Heimath zurückkehren zu laſſen. Dieſem Befehle durfte ſie nicht widerſtreben; Ulyſſes reiſte ab, Kalypſo aber, welche zwei Söhne mit ihm erzeugt hatte, den Nauſinous und Nauſithous, ſtarb vor Gram. Vielfach iſt dieſer Stoff bearbeitet worden; neuerlich auch in einer Oper dieſes Namens, mit Muſik von Winter.

Kameel. Wir führen den Namen dieſes merkwürdigen aſiatiſchen, übrigens aber hinlänglich bekannten Thieres hier beſonders nur deshalb auf, um zu erwähnen, daß ſich ſchon ſeit Jahrhunderten in dem Großherzogthum Toscana, nahe bei Piſa, an der Küſte des mittelländiſchen Meers, ein zu dem Landgute San Roſſore gehörendes Kameelgeſtüt befindet, welches freilich mehr eine örtliche Merkwürdigkeit der Gegend ausmacht, als daß es bedeutenden Nutzen gewährte. Ein Groß-Prior des Johanniter-Ordens, von Geburt ein Piſaner, ſoll dieſe Thiergattung zu den Zeiten der Kreuzzüge daſelbſt eingeführt haben, und die Zahl der geſammten, an der Meeresküſte frei herumgehenden Kameele ſich auf zweihundert belaufen. Das einzige, wozu man ſich ihrer bedient, ſind die verſchiednen Arbeiten, welche der Landhaushalt des Gutes San Roſſore erfodert. Außerdem werden auch alle, auf europäiſchen Meſſen und Jahrmärkten zur Schau herumgeführten Kameele hier zu dem mäßigen Preiſe von 36 bis 40 Thlr. eingekauft (S. Br. über Ital. a. d. Franz. des Hrn. Lullin v. Chateauvieux, v. H. Hirzel. Lpz. 1821.). Uneigentlich heißt **Kameel** eine, 1688 zu Amſterdam erfundne Zurüſtung, um Schiffe im Waſſer in die Höhe zu heben und über Untiefen zu führen. Sie beſteht aus zwei platten, mit Waſſer angefüllten Fahrzeugen, zwiſchen welchen das Schiff befeſtigt wird, und ſich nachher, ſo wie man das in denſelben befindliche Waſſer auspumpt, mit ihnen um fünf bis ſechs Fuß in die Höhe hebt. Man bedient ſich dieſer Vorkehrung unter an-

Digitized by Google

dern auch in Rußland, um die auf den petersburger Werften erbauten Schiffe über die seichten Stellen der Newa nach Kronstadt zu bringen. Endlich kommt noch in Luther's Bibelübersetzung (Matth. 19. 24.) das Wort Kameel vor, wo es ein dickes Tau, ein Ankertau bedeutet: ein Ausdruck, der jedoch jetzt gänzlich veraltet, und außer Gebrauch ist.

Kämpfer (Engelbrecht), ein berühmter Reisender, ward 1657 zu Lemgo geboren, und von seinem Vater, einem Geistlichen, trefflich erzogen. Nachdem er zu Königsberg Medicin studirt hatte, machte er 1683 als Secretair einer schwedischen Gesandtschaft eine Reise zu Lande durch Rußland nach Persien, besuchte darauf Arabien, Indostan, Java, Sumatra, Siam und Japan, in welchem letztern Lande er zwei Jahre verweilte. 1692 kehrte er zurück, ward in seiner Vaterstadt Leibarzt des Grafen von der Lippe, und starb 1716. Unter seinen Schriften verdient besonders genannt zu werden: Geschichte und Beschreibung von Japan. Dieses Werk war schon 1727, aus der Handschrift in das Englische übersetzt, zu London in zwei Foliobänden herausgegeben worden, und erschien erst 1774, von Dohm zum Druck besorgt, zu Lemgo in deutscher Sprache. Der größte Theil seiner, an wichtigen Beobachtungen reichen Handschriften ist noch nicht gedruckt. Hans Sloane kaufte sie von Kämpfer's Erben; sie befinden sich jetzt in dem, aus der Sloaneschen Verlassenschaft entstandnen brittischen Museum.

Kamtschatka, eine 4014 Q. M. große Halbinsel, die sich von der östlichen Küste Sibiriens aus, 180 deutsche Meilen lang und in der höchsten Breite von 50 Meilen, südwärts in den Ozean hinein bis an die kurilischen Inseln erstreckt. Dies nordöstliche Ende der alten Welt ward erst 1696 durch einen gewissen Mososko, der mit 16 Kosaken einen Zug dahin unternahm, genauer bekannt, und 1697 der russischen Krone zinsbar. Es ist für den Pelzhandel ausnehmend gut gelegen, und hat in der Awatscha-Bai vortreffliche Häfen, und ist es durch sein Klima (zwischen 51 und 63° n. Br.) keineswegs des jetzt fast noch ganz vernachlässigten Anbaus unfähig: so daß bei zweckmäßigen Maßregeln der Regierung, zu denen Krusenstern Vorschläge gethan hat, dort Handelsniederlassungen sehr gut gedeihen werden. Besonders wäre nöthig, statt der Soldaten und Zuchtmeister, eine Kolonie von Ackerleuten hinzusenden, und nicht ferner, wie bisher, Kamtschatka als ein Botany-Bai für Officiere von schlechter Aufführung anzusehen. Kamtschatka wird der Länge nach von einer Gebirgskette durchschnitten, von welcher rechts und links kleine Flüsse dem kamtschatkischen und ochotzkischen Meere zulaufen, und die an der südlichen Spitze das Vorgebirge Loratka bildet. Sie enthält Kupfer- und Eisenwerke, und mehrere Vulkane. Die Bevölkerung ist außerordentlich gering; die Zahl der Eingebornen, ohne die Russen, beläuft sich jetzt nicht viel über 1000 Köpfe. Vor hundert Jahren war sie vielleicht 20 bis 30 Mal so groß. Ursachen dieser Entvölkerung sind die mörderischen Kämpfe bei verschiednen, zur Befreiung vom russischen Joche, gemachten Versuchen, die verheerenden Kinderblattern, der unmenschliche Druck der Russen, und die unnatürliche Gewohnheit der heidnischen Kamtschadalinnen, die Leibesfrüchte abzutreiben. Die Kamtschadalen, ein häßliches Mongolengeschlecht, nennen sich selbst Itelmen. Sie sind gutmüthig und gastfrei, aber voll der gröbsten Sinnlichkeit, welches ihre Gefräßigkeit und ihre unkeuschen Tänze sattsam beurkunden. Am widrigsten macht sie ihre Unreinlichkeit. Jedes kamtschadalische Dorf (Ostroschok) wird von einer Familie bewohnt, und besteht aus mehrern Balaganen oder Sommerwohnungen, die auf Pfählen erbaut sind, so daß man auf gekerbten Baumstämmen hinansteigt. Im Winter kriechen

die Bewohner von etwa sechs Balaganen zusammen in eine Jurte oder Winterwohnung, eine fünf Fuß tiefe, durch ein rings verschlossnes kegelförmiges Dach bedeckte Grube, in welche man nicht anders kommen kann, als indem man äußerlich am Dache, an dem Rande der Grube hinauf, und durch den im Gipfel angebrachten Schornstein, mitten im aufsteigenden Rauch hinabsteigt. Die kamtschadalische Kleidung besteht aus Rennthier- oder Hundefellen, hat aber jetzt viel Russisches angenommen. Die Kamtschadalinnen sind mit der häuslichen Arbeit ganz allein belastet, während der Mann ruhet, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit treibt, zu jagen und zu fischen, die Geräthschaften für beides zu verfertigen, oder Schlitten und Häuser zu bauen. Die Jagd geht auf Pelzthiere, Rennthiere, Wallfische und Seehunde. Ackerbau wird nur von den Russen etwas getrieben. Die Hauptnahrung der Kamtschadalen besteht in Fischen, mit Wallfisch- und Seehundsfett zugerichtet, und einer Art Nudeln, aus zarter Birkenrinde bereitet; ihr liebstes Getränk ist Birkensaft. Das wichtigste und unentbehrlichste Hausthier ist den Kamtschadalen der Hund. Dieser gibt ihm nicht nur seine Kleidung, sondern er ist auch sein Zugthier. Die Hunde werden zu diesem Zwecke castrirt, und vier bis acht vor einen kleinen Schlitten gespannt, der 16 Pfund schwer ist, und einen Menschen trägt. Mit diesem legen sie jede Stunde fast eine deutsche Meile zurück. Der größte Vortheil ist, daß dieses Gespann nur im Winter Futter verlangt; denn im Sommer läßt man die Hunde frei laufen, welche ihren Unterhalt durch die zahlreichen Fische finden, die Flüsse und Meere auswerfen. Zahme Rennthiere hält der Kamtschadale gar nicht, wiewol es alle benachbarte Völker thun. Die Religion der Kamtschadalen war, und ist noch bei den Wenigen, die das Christenthum nicht angenommen haben, die schamanische. Aber auch die christlichen Kamtschadalen haben sich ihre Zauberer oder Schamanen nicht nehmen lassen. Indeß findet man bei ihnen bewundernswürdige, auf uralte Sagen unverkennbar hindeutende Religionsideen. Sie glauben einen allmächtigen Gott, Schöpfer der Welt, Kutka genannt, verehren ihn aber nicht, weil die unzähligen schamanischen Fetische sie nicht dazu kommen lassen. Sie glauben die Unsterblichkeit der Seele, die sie jedem, auch dem unbedeutendsten Thierchen, zuschreiben. Sie schreiben den Thieren Sprache und Vernunft zu, und glauben, die Hunde erkundigten sich nach den Fremden, wenn sie dieselben anbellten. Auch von einer, vor Alters über die Erde verbreiteten allgemeinen Überschwemmung, aus der nur ein Paar Menschen sich gerettet, erzählen sie. K.

Kant (Immanuel), war geboren zu Königsberg 1724, wo er auch anfangs, durch dürftige Umstände genöthigt, Theologie studirte, ferner als akademischer Lehrer (1755) auftrat, seit 1770 als Professor der Logik lebte, und bis zu seinem Tode (12. Febr. 1804) unablässig wirksam war. Sieht man aber auf die Art und Größe seiner Wirksamkeit, mit welcher er in dem Gebiete des philosophischen Wissens eine heilsame Revolution bewirkt, und durch sie allen folgenden Denkern den freien Weg zur Wahrheit gebahnt hat; sieht man ferner auf das ausgebreitete Wissen und die Mannichfaltigkeit der Kenntnisse, welche der Geist dieses Mannes, der nicht über Pillau (7 Meilen von Königsberg) hinausgekommen war, umfaßte, und endlich auf den Ernst seines sittlichen Charakters, mit welchem sich bei ihm auf die seltenste Weise die heiterste Geselligkeit verband, so dürfen wir behaupten: Kant gehörte der Welt und Menschheit an. Zu seiner mehr äußerlichen Schilderung entlehnen wir von Reichardt (Urania, Taschenbuch f. 1812) folgendes: Kant war ein, an Leib und Seele ganz trockner Mann. Magerer, ja dürrer, als sein kleiner Kör-

Digitized by Google

per, hat vielleicht nie einer exiſtirt; kälter, reiner, in ſich abgeſchloſſen, wol nie ein Weiſer gelebt. Eine hohe, heitre Stirn, feine Naſe und helle, klare Augen, zeichneten ſein Geſicht vortheilhaft aus. Aber der untre Theil deſſelben war dagegen auch der vollkommenſte Ausdruck grober Sinnlichkeit, die ſich bei ihm beſonders im Eſſen und Trinken übermäßig zeigte. Das Bild vor dem Repertorium der allgemeinen Literaturzeitung drückt dieſe Eigenſchaften auch gut genug aus (auch die bekannte Büſte von Schadow), und iſt das ähnlichſte, welches man von ihm hat. Er liebte ſehr eine gute Tafel in fröhlicher Geſellſchaft, und war ſelbſt ein angenehmer Geſellſchafter, der durch ſehr ausgebreitete Beleſenheit und einen unerſchöpflichen Vorrath von unterhaltenden und luſtigen Anekdoten, die er ganz trocken, ohne je dabei ſelbſt zu lachen, erzählte, und durch echten Humor in treffenden Repliken und Anmerkungen jede Geſellſchaft aufheiterte und unterhielt. Kant's Geſellſchaft wurde um ſo mehr von den beſten Häuſern und angeſehenſten Familien geſucht, da er ſich durch die vollkommenſte Rechtlichkeit und durch den echten Stolz, der ihm nicht nur als dem geiſtreichſten Manne des Orts, ſondern als einem der tiefſten Denker, die je die Menſchheit geehrt haben, wohl anſtand, überall in hoher Achtung zu erhalten wußte, auch im Äußern nicht nur ſtets ſauber, ſondern ſehr ſtattlich erſchien. Er paßte auch um ſo mehr in jede große und kleine Geſellſchaft, da er das Kartenſpiel liebte, und nicht gern einen Abend ohne ſeine kleine L'Hombre-Partie zubrachte. Er hielt dieſes für das einzige, ſtets ſichre Mittel, den Kopf vom angeſtrengten Denken abzuziehen und zu beruhigen. Schöne Künſte hatte er nie geübt, und liebte ſie auch nicht beſonders. Es war vielmehr, als wäre er lauter tiefer Verſtand, neben welchem man ſelten ein ſo grenzenloſes Gedächtniß antreffen wird, als Kant beſaß. Seine Vorleſungen wurden auch dadurch äußerſt intereſſant und lehrreich. Er las den größten Theil des Vormittags; Nachmittags ſelten, und ließ ſich zwiſchen jeder Vorleſung zwanzig Minuten Zeit für die folgende. Logik und Methaphyſik las er gewöhnlich öffentlich; dann noch abwechſelnd Naturrecht, Moral, Anthropologie, Phyſik und phyſiſche Geographie. Letztres waren beſonders angenehme und lehrreiche Vorleſungen für junge Leute, durch die unermeßliche Beleſenheit in Geſchichte, Reiſebeſchreibungen, Biographien, Romanen und in allen Fächern, die nur je Materialien zur Bereicherung oder Erläuterung für jene Wiſſenſchaften liefern können. Sein Gedächtniß zeigte ſich dabei in voller Stärke; denn obgleich er die Hefte vor ſich liegen hatte, ſah er doch ſelten hinein, und ſagte oft ganze Reihen von Namen und Jahreszahlen frei aus dem Kopfe her. Aber auch ſeine Vorleſungen über abſtracte Philoſophie erhielten durch jenen Schatz von Erläuterungen und Beiſpielen, die ſein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und ſeine Schriften ſind Vielen wol immer dadurch ſo lange dunkel und ſchwierig geblieben, weil er den beſten philoſophiſchen Schriften zuviel zutraute, als daß er jene hinzuzufügen für nöthig hätte erachten ſollen. Was aber ſein innerſtes Weſen ausſpricht, ſeine Philoſophie, oder vielmehr die philoſophiſche Methode, welche er übte und durch ſein Beiſpiel empfahl: ſo werden die folgenden Grundſätze derſelben zu unſerm Zwecke hinreichend ſein. In der Zeit, welche Kant's philoſophiſchen Unterſuchungen kurz vorherging, hatte ein ſchlaffer Eklekticismus die Herrſchaft erreicht, welcher ſich mehr mit Bearbeitung einzelner abgeriſſener Theile, als mit dem Ganzen der Philoſophie und ihren Grundſätzen beſchäftigte, und auf den noch nicht begründeten Stoff der philoſophiſchen Erkenntniß, voll Zuverſicht des Gelingens, die demonſtrative Methode der Mathematik anzuwenden ſuchte. Die Blößen die-

Digitized by Google

ses Dogmatismus, wie aller dogmatischen Verwirrungen der frühern Zeit mit scharfem Auge entdeckend, und durch Hume's feinen Skepticismus angeregt, wollte Kant den Grund des Mißlingens aller bisherigen Metaphysik den denkenden Köpfen seiner Zeit enthüllen, und den Weg anzeigen, auf welchem der philosophische Forscher gehen müsse, wenn er sich nicht über die Grenzen der Erkenntniß verlieren, und damit zugleich der Wahrheit verlustig werden wolle. Er führte daher mit äußerster Gründlichkeit und größtem Scharfsinn die philosophische Untersuchung bis auf ihre eigentlichen Anfangspunkte zurück, weil dadurch allein wahre Wissenschaftlichkeit gewonnen werden könne, indem er vor allem die Frage aufwarf: Was kann ich erkennen? und was ist es, das ich ursprünglich weiß? Die Beantwortung dieser Fragen führte ihn zu einer Kritik und Untersuchung der Grundüberzeugungen des menschlichen Erkenntnißvermögens, oder wie er sie selbst nannte und ansah, zu einer Kritik der reinen Vernunft (wobei vorausgesetzt wurde, daß die philosophische Erkenntniß die, von der Erfahrung ganz getrennte Vernunft zur Quelle habe). Das Allgemeine und Nothwendige in unsrer Erkenntniß, lehrt er, kann nicht als durch Erfahrung gegeben gedacht werden, ist also subjectiv. Die Nothwendigkeit in unsern Urtheilen, oder die objective Beziehung unsrer Vorstellungen, welche mit allen allgemeingültigen und nothwendigen Urtheilen verbunden ist, ist nicht objective Realität (Gültigkeit) der Erkenntniß, oder objective Erkenntniß selbst. Die Grenzen des Wissens liegen mithin im Gemüthe, oder vielmehr der einzige Gegenstand der philosophischen Erkenntniß ist das Gemüth nach seiner erscheinenden Thätigkeit. Zu diesem beschränkenden Ergebniß gelangte er auf folgendem Wege. Zuerst schied er, was der Sinnlichkeit und dem Verstande in unsern Vorstellungen angehört, und was im Geiste ungetrennt ist, durch psychologische Analyse. Die theoretische Vernunft, oder das Erkenntnißvermögen, zerfällt in Sinnlichkeit (als das Vermögen der Anschauung), und Verstand (als das Vermögen des Denkens), wie das Erkennen selbst im Anschauen und Denken besteht. In der Anschauung unterscheiden wir die Materie, welche durch die jedesmalige Empfindung gegeben wird, von der Form, welche unsrer Sinnlichkeit selbst angehört, und hiernach auch das sinnliche Object, von den ursprünglichen und nothwendigen Bedingungen des sinnlichen Anschauens (d. i. Zeit und Raum nebst ihren mannichfaltigen Bestimmungen), welche die Formen der Sinnlichkeit, oder die transscendentalen Objecte genannt werden, die nur in uns selbst liegen, unabhängig von und vor aller Erfahrung. Sie sind es, nach welchen wir die Welt und ihre Erscheinungen vorstellen. Der Verstand ist das selbstthätige Vorstellungsvermögen, durch welches wir den, durch Sinnlichkeit gegebnen Stoff verbinden, und er ist bei dieser Verbindung (im Begreifen und Urtheilen ꝛc.) an ursprüngliche Bedingungen gebunden, die Kategorien, oder Formen des Verstandes, welche Kant meisterhaft entwickelt hat. Nach beiderlei Formen nun werden die Gegenstände der Erfahrung von uns bestimmt; wir erkennen also die Dinge nur wie sie uns erscheinen, und wie wir sie nach den Gesetzen unsres Geistes denken müssen, keineswegs wie sie sind, überhaupt nur die Erscheinungen, nicht die Dinge an sich (wegen letztrer Ansicht hat man auch Kant's Lehre den kritischen — den auf Kritik des Geistesvermögens beruhenden — Idealismus genannt). Durch alle jene Formen aber, heißt es, schreibt der Verstand der Natur Gesetze vor, so nämlich, daß sie überall nach ihnen gedacht werden müsse, und in ihnen bestehe die einzige theoretische Erkenntniß a priori, oder philosophischer Art. Denn die theoretische Vernunft ist selbst das höchste Denkvermögen (ein höherer Verstand),

welcher nach absoluter Einheit durch Ideen strebt. Aber diese Ideen, die Erzeugnisse derselben, haben kein ihnen entsprechendes Object in dem Kreise der Erfahrung, und es darf von ihnen kein constitutiver Gebrauch gemacht werden, um wirkliche Gegenstände, die über das Gebiet der Erfahrung hinausliegen (transscendentale Gegenstände), durch sie zu erkennen; ja die Vernunft geräth in lauter Widersprüche, wenn sie einen constitutiven Gebrauch von ihnen machen will, was Kant durch seine sogenannten Antinomien zu zeigen sich bemühte. Die reine Vernunft erhält in ihnen also nur regulative Grundsätze zur Erweiterung der gegebnen Erkenntniß, und kann mithin überhaupt über das Gebiet der Erscheinungen hinaus nie zu einer gewissen Erkenntniß vordringen, und etwas objectiv Wahres über Gott, Freiheit ꝛc. aussagen, denn dieses sind bloße Ideen. Allein die Vernunft ist auch praktisch, insofern sie den Willen selbstthätig zur Tugend bestimmt, welche zur Glückseligkeit würdig macht. Was nun die theoretische Vernunft nicht zu leisten vermag, leistet die praktische. Denn durch das praktische Vermögen der Vernunft (moralische Freiheit) strebt der Mensch weit über die Erfahrung hinaus zu einer übersinnlichen Vollkommenheit, und dieses Streben überzeugt ihn von der Realität des Idealen und einer intelligibeln Welt: indem die Tugend, welche durch ein Vernunftgesetz a priori geboten wird, nur mit Glückseligkeit verbunden, das höchste Gut macht, für welche Verbindung, da sie nicht von uns abhängig ist, wir eine höchste Ursache annehmen müssen, welche nur das vollkommenste Wesen, die Gottheit, sein kann. Diese Überzeugung aber ist kein theoretisches Wissen, sondern ein praktischer Vernunftglaube, und somit nun die Philosophie überhaupt nur auf die Erkenntniß unsrer moral. Natur und jener ursprünglichen Verstandesformen beschränkt und verwiesen. Es gibt mithin keine eigentliche speculative Philosophie, oder Metaphysik, sondern nur eine Kritik derselben. Aber wodurch erkennen wir denn die praktische Vernunft und ihr Vermögen? wirft hier der Denker unwillkürlich ein. Antwort: Nur durch die theoretische Vernunft, die mit der praktischen doch nur ein Vermögen ist. Darum sagte ein neuerer philosophischer Forscher: Kant lasse den Glauben gleichsam in seiner ersten Instanz den Prozeß verlieren, um ihn bei einer andern wieder zu gewinnen, und suche die Gültigkeit der Ideen durch moralische Beweise oder Postulate zu stützen, anstatt hierin ohne Beweis auf die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft zurückzugehen; ein Andrer: er führe die Ideen zur Vorderthür der Philosophie hinaus, um sie durch die Hinterthür wieder einzuführen. Die Richtung, welche hier Kant's Untersuchuugen nahmen, führte ihn hauptsächlich zur Ausbildung der praktischen Philosophie (hieher gehört seine Grundlegung der Sitten, Riga 1785, 8.), zu welcher er nun auch die Religionsphilosophie (eben weil er den Glauben an Gott auf das Praktische gründete) verwies, namentlich aber zur strengern und reinern Ausbildung der Moral im engern Sinne, und der moralischen Begriffe von Pflicht und Sittengesetz, welches er den kategorischen Imperativ nannte (vergl. auch seine metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre, Riga 1797); wobei sich sein strenger, dem erschlaffenden Eudämonismus entgegengesetzter, moralischer Sinn kräftig offenbarte; obgleich nicht zu leugnen ist, daß die von ihm beschriebne Tugend nur strenge Gesetzmäßigkeit (Handlungsweise um des Gesetzes willen) ist. Dieses sind die Grundzüge seiner Ansicht, welche er in seiner Kritik der reinen Vernunft (5 Aufl. Leipz. 1799), und in seiner Kritik der praktischen Vernunft (zuerst Riga, 1787), seinen beiden Hauptwerken, niedergelegt hat; denn was seine übrigen Behauptungen über einzelne philosophische Gegenstände anlangt, so sind diese

nur untergeordnet, wie z. B. seine Untersuchungen über die Natur (in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft, Riga 1786, 8.; Kritik der Urtheilskraft, Berlin 1790), und über das Schöne (Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabnen, Riga 1771. S. auch d. Art. Aesthetik); ferner seine Rechtslehre (metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, Königsberg 1797, 8.), — eine formale Entwickelung juristischer Begriffe, welche zu einer negativen Moral führt. Seine Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (Königsberg 1798 und 1800) enthält einen Reichthum seiner Bemerkungen aus dem Gebiete der höhern Menschenkenntniß, mehr in der populären Form eines Lesebuchs; seine physische Geographie (herausgegeben von Rink, 1802, 8.) und seine von Jäsche herausgegebne Logik aber sind leider nur Abdrücke unvollkommner Collegienhefte. Die meisten kleinern, aber größtentheils sehr scharfsinnigen, und an feinen Bemerkungen reichhaltigen Abhandlungen Kants, sind in seinen kleinern Schriften (Königsberg und Leipz., 1797, in 3 Bdn. 8.), und in der von Tieftrunk herausgegebnen Sammlung (Halle, 1799, 3 Bde. 8.) enthalten. Man hat nun jene philosophische Grundansicht Kant's, wegen des Ganges, welchen seine Untersuchung nahm, oder wegen der Methode, die er hierin zuerst aufstellte, und selbst durch den Titel seiner Hauptwerke bezeichnete, den Kriticismus, oder die kritische (prüfende) Philosophie genannt. Weil jedoch die kritische Methode zu philosophiren, d. h. diejenige, vermöge deren man von einer, nach gewissen allgemeingültigen Grundsätzen angestellten Prüfung und Untersuchung des Erkenntnißvermögens, zur Erkenntniß der Objecte fortschreitet (dahingegen der Dogmatismus durch folgerechte Ableitung seiner Behauptungen aus gewissen, willkürlich angenommnen Grundlagen — ungeprüften Erkenntnißsätzen — Gewißheit der Erkenntniß erlangt zu haben glaubt, deren Möglichkeit der Skepticismus entweder überhaupt oder doch mit Einschränkung leugnet) auch von andern Philosophen angewendet werden, und zu andern Ergebnissen führen kann: so ist der Ausdruck: kritische Methode und Kriticismus nicht gleichbedeutend mit kantischer Philosophie, und kritische Philosophen sind nicht bloß die Kantianer, oder alle Kantianer kritische Philosophen zu nennen; ja jene Methode sollte von jedem selbstthätig und vorurtheilsfrei denkenden Philosophen überall angewendet werden. Darin aber besteht das Hauptverdienst Kant's, daß, obwol er diese Methode nur auf beschränkte Weise angewendet, er doch zuerst auf sie aufmerksam gemacht, und in dieser Hinsicht der Erfinder derselben genannt werden kann. Die Wichtigkeit dieser Erfindung zeigte sich auch in der That. Denn obgleich die ersten Schriften Kant's anfangs fast unbemerkt blieben (so seine Abhandlung: de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, Königsberg 1770, 4, in welcher er die Grundidee zu seiner Kritik der reinen Vernunft aufstellt), und selbst diese Kritik (zuerst Riga, 1787), als das Erzeugniß eines echtphilosophischen Geistes, wegen seiner Neuheit und seines außerordentlichen Scharfsinnes, anfangs mehr ein dumpfes Staunen, und die natürliche Klage über Schwerfälligkeit und Dunkelheit bei den damaligen Philosophen erzeugen mußte, auch die bei diesem Werke gebrauchten Kunstausdrücke viele zurückstießen: so schien doch zu einer lebendigern Regsamkeit im Gebiete der deutschen Philosophie durch Kant's Kritik der erste und kräftigste Antrieb gegeben zu sein (s. d. Art. Deutsche Philosophie). Viele Gegner traten gegen diese Ansicht mit verschiednen Waffen auf; die vorzüglichsten: Feder, Garve, Platner, Flatt, Jacobi, Herder, und besonders G. E. Schulze (als Aenesidemus, 1792, und in seiner Kritik der theoretischen Philosophie, Hamb.

1801, 2 Thle). Bald aber sammelte sich eine noch größere Schaar von Anhängern, und man muß, was den größern Theil derselben anlangt, fast gestehen, daß jene sich durch ihre freiern Untersuchungen um die kantische Philosophie verdienter gemacht haben, als die Kantianer selbst, welche den großen Meister in unzähligen Schriften oft sehr geistlos commentirten, und durch leeres Geräusch mit seinen Formeln zu erreichen glaubten, oder nichts ernstlicher bestrebten, als aus seiner Kritik, ganz gegen den Sinn des Urhebers, ein System zu bilden, welches bei dem gegebnen negativen Ergebniß derselben, und weil nur die Verstandesformen nebst den praktischen Gesetzen der Vernunft, als das eigentlich Philosophische der Erkenntniß zurückblieben, folgerecht durchgeführt nothwendig verunglücken, und in psychologische Untersuchungen über philosophische Gegenstände (Subjectivitäts-Philosophie) ausschlagen, oder sich in logischen Formalismus verlieren mußte. Daher, und weil Kant nach seiner, zum Grunde gelegten psychologischen Ansicht den Verstand zu sehr erhoben hatte, so viele gehaltleere und bloß logische Bearbeitungen der einzelnen Wissenschaften in der kantischen Schule, welche dadurch entstanden, daß man den gegebnen Stoff der Wissenschaften, und die vorgefundnen Begriffe derselben über den Leisten der aufgestellten Kategorien schlug, als könne daraus eine gründliche Erkenntniß der Dinge entstehen; daher jener geistlose Formalismus, welcher kaum in einer andern Schule so prosaisch aufgetreten war, und welcher Schiller'n das scharfe Wort entlockte: „wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun." Konnte aber selbst in der kantischen Schule der Trieb nach dem Dogmatismus nicht unterdrückt werden, um so mehr mußte jenes negative Ergebniß der kantischen Lehre, außer seiner Schule, das Bedürfniß philosophischer Systeme erwecken, welche durch diese Untersuchungen Kant's auf verschiedne, wenn auch nur negative Weise vorbereitet, zahlreicher, verschiedner und bedeutender als vorher erschienen. So war es auch das Beschränkende der kantischen Untersuchungen, was die größten der neueren Philosophen neben Kant, nämlich Fichte und Schelling, zur Aufstellung ihrer Ansichten erweckte. Wenn also auch der Trieb nach systematischer Ansicht (Philosophie) über das Wesen der Dinge, und somit auch in gewissem Sinne der Dogmatismus, durch die kantische Philosophie nicht vertilgt werden konnte, so daß das Bedürfniß danach vielmehr nur immer dringender sich äußerte, je mehr man bei dem Schwanken, vorzüglich in der politischen Welt, einen festen Standpunkt in dem Gebiete des Geistigen suchte: so wird doch Kant's scharfsinniger und feinerer Untersuchung das große Verdienst bleiben, durch dieselbe den, zu ihrer Zeit herrschenden rohen Dogmatismus in seine Schranken verwiesen, und einen kräftigern Ton in der Philosophie angestimmt zu haben; auch wird sie künftig jeden philosophischen Denker an eine sorgfältigere und umfassendere Prüfung der Grundlagen seiner Ansicht warnend erinnern, und zu einer, auf wahre Selbsterkenntniß (d. i. Erkenntniß der eignen Vernunft) gegründeten Philosophie, treffliche Winke und Anleitung geben. Hiedurch vorzüglich verdient Kant die Verehrung der Nachwelt, welche sich schon auf mehrere Weise würdig geäußert hat, so z. B. bei seiner, am 22sten April zu Königsberg gehaltenen Gedächtnißfeier (beschrieben, mit einem Kupfer und Bildnisse Kant's, Königsberg 1811, 8.), bei welcher man seine, aus cararischem Marmor von Schadow gearbeitete Büste, in einer offnen Halle der königsberger Dom- und Universitätskirche, wo bereits die Gebeine des großen Mannes ruhten, als ein Denkmal öffentlicher Verehrung feierlich aufstellte, und dadurch jene Halle zu einer Stoa Kantiana weihte. Über Kant vergl. übrigens Ludw. Ernst Borowski, Dar-

Digitized by Google

stellung des Lebens und Charakters Kant's (Königsberg 1805, 8.); Wasianski, Imm. Kant in seinem letzten Lebensjahre (Königsberg 1805, 8.); Jachmann's Imm. Kant geschildert in Briefen ꝛc. (Königsberg 1805), und die nordischen Miscellen (1804, 3. Hft. p. 172 und 184), auch Prof. Herbart's (welcher gegenwärtig den kantischen Lehrstuhl in Königsberg einnimt) Rede über Kant's Verdienste in der angeführten Beschreibung seiner Gedächtnißfeier. Übrigens sind die Versuche, Kant's Philosophie im Auslande zu verbreiten, in Beziehung auf Frankreich (z. B. durch Charles Villers unternommen) und England, ohne große Wirkung geblieben. Mehr Eingang hat diese Ansicht in Holland und in den nördlichen Reichen gefunden. T.

Kantharíden, s. Fliegen.

Kanzlei ist eigentlich ein, von Schranken (cancellis) umgebner, eingeschlossner Ort, wo sich ein Gericht, ein Collegium ꝛc. abgesondert von den Parteien versammelt, dann das Collegium selbst (besonders in Staaten geringern Umfangs), und der Vorsitzende desselben heißt Kanzlei-Director. Ferner auch der Ort, wo öffentliche Schriften und Urkunden Einer Art ausgefertigt, oder aufbewahrt werden (z. B. die Hofkanzlei, Kriegskanzlei), und das dazu angestellte Personal, dessen oberster Vorsteher der Kanzler ist, eines der höchsten Ämter. Indessen hatten ehemals auch die Stifter und Klöster, die hohen Schulen und einige Universitäten haben noch jetzt ihren Kanzler. Kanzleischreiben ist ein solches Schreiben, das aus einer Kanzlei erlassen wird, und sich durch gewisse Förmlichkeiten (z. B. das Wir, statt ich) unterscheidet. Die dabei sonst gebräuchliche deutsche Schriftart, welche zwischen Fractur und Current steht, nennt man Kanzleischrift. Hierauf beruht auch der Kanzlei-Styl, d. i. der Styl, dessen man sich bei Abfassung öffentlicher Schriften und Urkunden in den Kanzleien bedient. Er ist die höhere Gattung des Geschäftsstyls und wird eingetheilt in den Hofstyl und in den Gerichtsstyl. Der Hofstyl enthält den Ausdruck und die Bezeichnung derjenigen Verhältnisse, in welchen der Staat, als eine moralische Person, theils gegen andre Staaten, theils gegen seine eignen Bürger steht. Er betrifft also die ausländischen und inländischen Angelegenheiten. Zu den Schriften, welche an andre Staaten gerichtet werden, gehören aber sowol die öffentlichen Verhandlungen und gegenseitigen Bekanntmachungen (Verträge Vergleiche, Bündnisse, Manifeste, Kriegserklärungen, Friedensschlüsse u. s. w.) als auch die geheimen Verhandlungen. Der Hofstyl für die innern Staatsangelegenheiten faßt in sich theils die Verhandlungen der Regierung mit allen Bürgern ihres eignen Staates zur Begründung und Sicherstellung der Rechte derselben (Wahlcapitulationen, Landtagsordnungen, Recesse, Vergleiche mit einzelnen Ständen, Mandate zur Festsetzung von Steuern und Abgaben, Rescripte, Bestallungen, Decrete, Privilegien u. s. w.), theils die Verhandlungen der Bürger eines Staates mit der Regierung (Bittschriften, Gesuche, Berichte, Klagen u. s. w.). Im Gegensatze des Hofstyls enthält der Gerichtsstyl die Bezeichnung und Form der rechtlichen Verhältnisse der Staatsbürger und der einzelnen Stände eines Staates unter sich selbst unter dem Schutze und im Namen der Regierung. Durch den Gerichtsstyl werden die wirklichen Rechte der Mitglieder eines Staates näher gegen einander bestimmt, und die streitigen Rechte gegen einander entschieden und ausgeglichen. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der Justiz und Polizei, Citationen (Vorladungen), Protokolle, Relationen (Berichte), Klagschriften, Protestationen (Einreden), Appellationen, Läuterungen, Repliken, Dupliken, Exceptionen, Consense, Contracte, Steckbriefe, Kundschaften, Geburtsbriefe,

Testimonia oder Atteste (Zeugnisse), Vollmachten, Testamente, Trauscheine, Todtenscheine u. s. w.. Im Allgemeinen soll der Kanzlei-Styl bei aller Würde, mit welcher eine Regierung spricht, auch die vernünftige Klarheit besitzen, welche vor allen den Aussprüchen einer Regierung gebührt, und ihnen einen innern Vorzug vor dem gemeinen Geschäftsstyl geben kann. Statt dessen war ehemals der gewöhnliche Styl, besonders deutscher Regierungsschriften (einige Regierungen haben auch darin den Geist der Zeit erkannt) so steif, schleppend, weitschweifig und verworren, daß dadurch nicht nur der Sinn der Verfügungen verdunkelt ward, und der Unterthan, um den Willen seiner Obrigkeit zu treffen, sich unzuverlässigen Mittelspersonen anvertrauen mußte; sondern auch der Styl der öffentlichen Verhandlungen ein Gegenstand des Spottes geworden, indem man durch den Ausdruck Kanzlei-Styl sprichwörtlich jeden steifen, durch abgeschmackte und verworrene Wortfügung schwerfälligen Styl zu bezeichnen pflegt. Indeß wird die sogenannte Courtoisie im Kanzleistyl nie völlig abgeschafft werden können, und ist auch von den Franzosen, wie sehr dieselben in Gewandheit, Klarheit und zweckmäßiger Kürze des Geschäftsstyls uns übertreffen mögen, beibehalten worden. Sie ist eine Eigenthümlichkeit desselben, und besteht in dem Festhalten der, durch gewisse Ausdrücke und Formeln festgesetzten Bezeichnung der äußern Würde und gegenseitigen Verhältnisse der verschiednen Staatsmitglieder gegen einander, und gegen das Staatsoberhaupt, und sie zeigt sich nicht bloß in dem richtigen Gebrauche der herkömmlichen Titel, sondern auch in gewissen hergebrachten Wendungen des Ausdrucks, so wie in der äussern Form der Geschäftsaufsätze, in Hinsicht auf Größe und Feinheit des Papiers, Stellung der Unterschrift ꝛc. (s. auch den Art. Ceremoniel). Unter den Schriften über den Kanzleistyl sind vorzüglich: Bischoff's Lehrbuch des deutschen Kanzleistyls (Helmst. 1795, 2 Thle., noch nicht ganz vollendet); Link's neuer Katechismus des Kanzleistyls (Koburg 1798); von Brenfen's Versuch einer systematischen Entwicklung der Lehre von den Staatsschriften ꝛc. (Erlangen 1800—1802, in 2 Bdn.) und einige andre seiner Schriften zu empfehlen.

Kapital (Nationalökonomie) ist der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welcher den gegenwärtigen Bedarf des Besitzers übersteigt, und bestimmt ist zur Erfüllung von Zwecken in der Zukunft. Je nachdem diese Güter entweder geistig oder sinnlich sind, heißt der Vorrath derselben geistiges oder sinnliches Kapital. Der Vorrath von geistigen sowol, als von sinnlichen Gütern einzelner Bürger heißt Privatkapital, der Gütervorrath sämmtlicher Bürger im Staate heißt Volks- oder Nationalkapital (s. d. Art.), und derjenige Gütervorrath, in dessen Besitz sich die Volks- oder Nationalgesammtheit befindet, macht das Staatskapital aus. Der Gütervorrath besitzt entweder die Eigenschaft, daß er augenblicklich gegen andre Güter umgesetzt werden kann, oder er besitzt dieselbe nicht, im ersten Falle nennt man jenen Vorrath lebendiges Kapital (s. d. Art.) oder Kapitalstoff, im letzten todtes Kapital. Mit Unrecht wird gewöhnlich das Kapital als eine unmittelbare Quelle von neuen Gütern betrachtet, und demselben in dieser Hinsicht ein hoher Werth beigelegt; aber Güter können nie Güter schaffen, schaffende Kraft besitzen bloß die Natur und der menschliche Geist. Wie sehr daher immerhin die Masse von Kapitalien bei einem Volke sich vermehrt haben mag, so kann doch sein Vermögen und sein Einkommen dadurch allein nicht zunehmen, eben so wenig als das Vermögen und das Einkommen eines Münzkapitalisten wachsen kann, der seine Münzvorräthe nicht auf Zinsen leiht, sondern müßig im Kasten liegen läßt. Unendlich groß aber ist der Ein-

Digitized by Google

fluß, welchen Kapitale mittelbar auf Hervorbringung neuer Güter äußern, wenn der menschliche Geist sich ihrer bedient als Mittel zur Äußerung seiner schaffenden Kraft. Hier erscheint das Kapital recht eigentlich als Ergebniß früherer Gütererzeugungen, welches der gegenwärtigen Gütererzeugung zu Hülfe kommt, und wodurch der Mensch eine ungeheure Kraft in einen einzelnen Punkt zusammenzudrängen in den Stand gesetzt wird. Dieser Einfluß des Kapitals kann auf doppelte Weise sich äußern, einmal, wenn der menschliche Geist sich seiner bedient, um dem Schooße der Natur Dinge zu entlocken, welche er demnächst zu Gütern erheben will, und zweitens, wenn das Kapital angewandt wird zur Unterstützung und Belebung der schaffenden Kraft des menschlichen Geistes. Die Mitwirkung des Kapitals auf Hervorbringung neuer Güter kann auf doppelte Weise sich äußern; entweder geschieht dieselbe so, daß das Kapital noch über die Hervorbringung des Guts fortdauert, und im Besitze dessen bleibt, der denselben zu diesem Behufe verwandte, diese Gattung heißt Stehendes Kapital (s. d. Art.); oder die Mitwirkung auf Hervorbringung neuer Güter geschieht auf solche Weise, daß, um diesen Zweck zu erreichen, der Besitz des Kapitals aufgegeben werden muß, diese Art von Kapital heißt Umlaufendes Kapital (s. d. Art.). K. M.

Kapitalrente (Nationalökonomie) ist der Ertrag, welcher aus der Anlegung eines Kapitals hervorgeht, der Antheil an der Hervorbringung eines Guts, welcher der Mitwirkung des Kapitals zu verdanken ist. Die Anwendung eines Kapitals auf Hervorbringung neuer Güter geschieht entweder von dem Eigenthümer des Kapitals selbst, oder von einem Andern, welchem jener dasselbe vorgeschossen hat zur Belebung und Unterstützung seiner schaffenden Kraft. Im ersten Falle fließt dem Benutzer oder Anleger des Kapitals der ganze Ertrag der, mit Hülfe desselben hervorgebrachten Güter, also die ganze Kapitalrente, zu, im andern muß gewöhnlich der Anwender des Kapitals einen Theil der Kapitalrente dem Eigenthümer (dem Kapitalisten) abtreten, von welchem er das Kapital als Darlehn bekommen hat. Der auf solche Weise abzutretende Theil der Rente heißt Kapitalzins. Sowol das stehende, als das umlaufende Kapital, jenes jedoch nur insofern es sinnlich ist, kann Andern zur Benutzung überlassen werden, daher kann auch bei dem einen, wie bei dem andern, ein Zinsertrag Statt finden. Wird die Gattung von umlaufenden Kapitalen, welche man unter dem Ausdruck Münze begreift, Andern zur Benutzung dargeliehen: so dient dieselbe dem Empfänger als allgemeines Tauschmittel, wodurch er sich diejenigen Dinge verschafft, durch deren Bearbeitung oder Verwendung er die Rente gewinnen will, welche er dem Kapitalisten als Zins zu entrichten hat; diese Dinge bestehen z. B. in Nahrungsmitteln, welche ihm und den Arbeitern, deren schaffende Kraft die seinige unterstützt, zum Unterhalte während der Gütererzeugung dienen, oder in rohen Stoffen, woran sich diese schaffende Kraft äußern soll. Die Höhe des Kapitalzinses richtet sich zunächst lediglich nach den Bedingungen, durch welche der Preis aller in den Tausch kommenden Waaren geleitet wird. Je größer die Anzahl derer ist, welche fremde Kapitale suchen, und je ungleicher die Größe der Nachfrage im Verhältniß gegen die Größe des Angebots ist, um so höher wird auch der Zins sein, welchen der Kapitalist von seinem, Andern zur Benutzung dargeliehenen Kapitale erwarten kann. Hoch muß daher selbst bei einer großen Anzahl von Kapitalisten die Zinsrente sein, wenn diese größtentheils selbst zugleich Anleger ihrer Kapitale sind und mit denselben fremde Kraft für eigne Rechnung miethen, niedrig hingegen, wenn der größte Theil der Kapitalisten es vorzieht, die Kapitale Andern zur Benutzung

zu überlassen, und sich bloß mit dem Zinse zu begnügen. Der Zinsfuß kann daher nie als ein Gradmesser des Reichthums eines Volks betrachtet werden. Aus dem Sinken des Zinsfußes läßt sich eben so wenig auf Vermehrung des Nationalwohlstandes ein Schluß ziehen, als sich aus dem Steigen desselben auf Verminderung des Nationalwohlstandes schließen läßt. In den, an Kapital reichsten Ländern muß der Zinsfuß wachsen, wenn der Handelsverkehr und der Umsatz der Kapitale lebhaft ist, und in den ärmsten muß derselbe sinken, fehlt es dem Volke an Betriebsamkeit oder an Stoff oder an Gelegenheit zu Anlegung von Kapitalen; soll daher aus dem Steigen oder Sinken des Zinsfußes im Lande irgend eine Folgerung für die Erhöhung oder Verminderung des Volkswohlstandes gezogen werden: so kommt es lediglich darauf an, die Ursachen zu ergründen, welche jenes Steigen oder Sinken veranlaßt haben. Ohne genaue Kenntniß dieser Ursachen muß jedes Urtheil der Art als gewagt und schwankend erscheinen (s. Kapital). K. M.

Kapitalsteuer. Man versteht darunter bald die Abgabe, welche vom eigentlichen Kapitalvermögen der Staatsbürger erhoben und gewöhnlich Vermögenssteuer genannt wird, bald die Abgabe von der Kapital-Rente, d. h. von dem Einkommen, welches die Anwendung des Kapitals verschafft. Erstre widerspricht den Grundsätzen einer guten Finanzwirthschaft, wonach das National-Kapital nur in den dringendsten Fällen des Staatsbedürfnisses besteuert werden darf, die letztre hingegen, die Kapitalrenten-Steuer ist, insofern sie richtig angelegt worden, jenen Grundsätzen vollkommen angemessen. (S. Abgaben). Es erfodern jedoch wenige Steuern hinsichtlich ihrer Anlage und Vertheilung eine solche Vorsicht und Sorgfalt, wie diese, denn 1. je nachdem das Einkommen, was Kapitale gewähren, entweder Zins oder Gewinnst ist, (s. Kapitalrente) muß auch die Art und Weise, dasselbe zu besteuern, verschieden sein, und während der Kapitalzins überall im Lande fast gleich, also der Ertrag desselben leicht auszumitteln ist, sind die Gewinnste, welche den Anlegern der Kapitale zu Theil werden, immer höchst verschieden und ungleich. 2. Es ist sehr schwer, genau in Erfahrung zu bringen, was Jemand an Einkommen besitzt, strenge Nachforschungen sind tyrannisch und führen nur theilweise zum Zweck; es muß nämlich hiebei nicht bloß das sichtbare, sinnliche Kapital in Anschlag gebracht werden wie z. B. Häuser, Waaren, Maschinen ꝛc., sondern auch das unsichtbare, geistige Kapital, nämlich die erworbnen Geschicklichkeiten und Talente der Staatsbürger, welche Gewinnste abwerfen. 3. Eine starke Abgabe dieser Art und strenge Nachforschungen von Seiten der Finanzbehörde können einen großen Theil der Kapitale, wenigstens der beweglichen und umlaufenden, wie z. B. Metallmünze, aus dem Lande treiben, was die Hervorbringung ungemein schwächen und mittelbar den Finanzen größern Schaden zufügen würde, als der Vortheil beträgt, welchen die Steuer ihnen gewährt. Wollte aber die Regierung, um eine solche Wegsendung der Kapitale in's Ausland zu verhüten, die Besteuerung auch auf die, aus der Fremde eingehende Kapitalrente ausdehnen: so würde sie immer nur höchst unvollkommen in dieser Hinsicht ihren Zweck erreichen, theils weil es ihr stets an der dazu nöthigen Aufsicht fehlen müßte, theils weil sie doch nie das Auswandern der Kapitalisten selbst ganz zu hindern vermöchte. K. M.

Kapudan-Pascha heißt bei den Türken der Großadmiral der Flotte. Er ist ein Mitglied des Divans und bekleidet seine Stelle gewöhnlich nur ein Jahr. Sein Hauptgeschäft besteht darin, daß er im Sommer mit einem Theile der türkischen Flotte nach dem Archipel se-

gelt, theils um dieselbe im Seedienste zu üben, theils um die Abgaben aus den dortigen Provinzen einzutreiben. Er führt zwei bis drei Roßschweife.

Karamsin, ein gelehrter Russe und einer der vorzüglichsten Schriftsteller seiner Nation. Er ist Verfasser einer Geschichte seines Vaterlandes, von der im J. 1816 die neun ersten Bände erschienen, die bis 1560 reichen. Eine deutsche Übersetzung liefert Hauenschild. Seine Briefe eines reisenden Russen sind von Richter in's Deutsche übersetzt worden (Leipz. 1799 — 1800, 4 B.); desgleichen seine Erzählungen. Von letztern begnügen wir uns die Sammlung Aglaja zu ernennen (Moskau, 1794, 2. B.). Kaiser Alexander hat ihm den St. Annenorden verliehen, ihn zum Staatsrath ernannt und für die Herausgabe seines großen Werks 60,000 Rubel, dem Verfasser aber in einem Lustschloß der Kaiserin Catharina II. freie Wohnung angewiesen.

Karat, ein kleines Gewicht, dessen sich die Münzmeister, Wardeine und die Goldarbeiter bei Bestimmung des innern Gehalts oder der Feinheit des Goldes, so wie die Juweliere bei Abwägung und Schätzung der Perlen und Edelsteine bedienen. Eine Mark enthält 24 Karat, ein Karat 12 (bei Edelsteinen aber nur 4) Gran, und ein Gran 3 Grän. Bei Abwägung des Goldes rechnet man nach Gran. Man nimt nämlich an, daß der Gegenstand von Gold, den man abwägen will, in 24 Theile, welche man Karat nennt, getheilt ist. Enthält dieser Gegenstand nun gar keinen Zusatz von einem andern Metalle, das heißt, ist er ganz reines Gold, so sagt man, es sei vierundzwanzigkaratiges Gold. Finden sich aber z. B. in dem zu wägenden Gegenstande nur zwanzig Karat reines Gold, und sind die übrigen vier Karat fremdartiger Zusatz, so sagt man, es sei zwanzigkaratiges Gold, ꝛc. Bei den Edelgesteinen wird das Karatgewicht auf 4 Gran, jeder so schwer, als das As des Ducatengewichts bestimmt. Auch wird die Versetzung des Goldes mit Silber oder Kupfer zum Bearbeiten, Karatirung, und zwar im ersten Falle die weiße, im zweiten die rothe Karatirung genannt.

Karfunkel, s. Carbunkel.

Karlstadt, eigentlich Andreas Bodenstein, und nur nach seinem Geburtsorte Karlstadt in Franken so genannt, ist in der Geschichte der Reformation durch seine Hitze und Schwärmerei, wie durch sein Unglück merkwürdig geworden. Als Archidiakon, Kanonikus und Professor der Theologie zu Wittenberg wurde er schon durch sein Ansehn und seine Gelehrsamkeit eine bedeutende Stütze Luthers bei seinen ersten Schritten zur Reformation. Das berühmte Religionsgespräch, das er zur Vertheidigung der strengaugustinischen Lehre von der Gnade (s. d. Art. Gnade) 1519 mit Dr. Eck zu Leipzig hielt, seine Streitschriften gegen diesen und den Papst, der ihn 1520 in der Verdammungsbulle gegen Luthern ausdrücklich als dessen Anhänger bezeichnete, seine kühne Appellation vom Papste, an ein allgemeines Concilium, worin er das erste Beispiel gab, und seine bald wirksame Erklärung für die Ehe der Geistlichen, waren deutliche Beweise seines Eifers für die Reformation. Während aber Luther auf der Wartburg saß, erlaubte sich Karlstadt noch stärkere und sogar tumultuarische Ausbrüche dieses Eifers. Am Weihnachtsfeste 1521 fing er an, in der Schloßkirche die Messe in deutscher Sprache zu lesen, das Abendmahl mit Weglassung der Beichte unter beiderlei Gestalt auszutheilen, und führte Volk und Studenten mit Ungestüm zur Zerstörung der Heiligenbilder und Altäre an. Luther, der diese unzeitigen Schritte höchlich mißbilligte, stellte gleich nach seiner

Zurückkunft die alte Ordnung der Dinge her, und Karlſtadt, obwol dabei mit Schonung behandelt und auf zwei Jahre zum Schweigen gebracht, konnte doch dieſe ſchnelle Vernichtung eines Werks, von dem er ſich nicht weniger Ruhm für ſeine Perſon, als Segen für die gute Sache verſprochen hatte, nicht verſchmerzen. Er ging daher 1524 heimlich nach Orlamünde, veranlaßte daſelbſt, nach Vertreibung des Pfarrers, dieſelben gewaltthätigen Auftritte, und warf ſich, als eben Luther zu Jena gegen dieſe Unruhen predigte, öffentlich als deſſen Gegner auf; ſo daß ſelbſt Kurfürſt Friedrich wegen ſeiner heftigen Klagſchrift wider Luther, und, (zumal da Karlſtadt ſich ſchon früher mit den zwickauiſchen Bilderſtürmern und den mühlhauſiſchen Aufrührern, ja ſelbſt mit Münzern in Verbindung eingelaſſen hatte,) für die öffentliche Ruhe beſorgt, ihn im Sept. 1524 aus ſeinen Landen verwies. Karlſtadt wich, begann aber nun den unſeligen Sacramentsſtreit, in welchem er gegen Luther die leibliche Gegenwart Chriſti im Abendmahle leugnete, einen Streit, der von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt, und, da ſich Zwingli, wiewol mit beſſern Gründen, für Karlſtadt's Meinung erklärte, der erſte Anlaß des Kampfes der ſchweizeriſchen Theologen mit den wittenbergern und der daraus erfolgten Trennung der reformirten von der lutheriſchen Kirche wurde. Karlſtadt irrte inzwiſchen, der Theilnahme an dem Bauernkriege in Franken mit Grund verdächtig, in Deutſchland unſtät umher, und ſuchte endlich, zum äußerſten Elende herabgeſunken, bei Luther Hülfe, der ihn auch, nach einer in etwas befriedigenden Erklärung über jenen Streit, großmüthig aufnahm, und ihm unter der Bedingung, daß er ſeine Meinungen ganz zurückhalte, einen Zufluchtsort in Lemberg verſchaffte. Hier lebte der gedemüthigte Mann, als Nachbar Andreas, von Feldbau und einem Handel beinahe drei Jahre. Sein unruhiger Geiſt verleitete ihn jedoch ſchon 1528 jene Bedingung durch Herausgabe einiger Schriften und durch Verkehr mit dem Irrlehrer Schwenkfeld (ſ. d. Art.), ja ſelbſt durch Ränke gegen Luthers Perſon zu brechen. Um dem verſchuldeten Ungewitter auszuweichen, begab er ſich zu Ende deſſelben Jahrs nach der Schweiz. Hier fand er die beſte Aufnahme, wurde zuerſt Pfarrer zu Altſtädt im Rheinthal, 1530 Diakon zu Zürich, und 1531 Prediger und Profeſſor der Theologie zu Baſel, wo er ruhig und mit dem Ruhme eines frommen und redlichen Mannes 1541 oder 1543 ſtarb. Seine Verirrungen waren gewiß mehr Fehler des Kopfes, als des Herzens, man muß den Eifer, den er an eitle und mißliche Unternehmungen verwendete, bedauern, und ſeine Schwärmerei, Unbeſonnenheit und anfangs ganz ungegründete Erbitterungen gegen Luther mißbilligen.

Karnieß, ſ. Säule.

Kärnthen, ein zur öſterreichiſchen Monarchie gehöriges Herzogthum. S. Öſterreich.

Karſchin, oder richtiger, Karſch (Anne Louiſe), geborne Dürbach, wurde am 1. Dec. 1722 auf einer adelichen Meierei unweit Schwibus an der ſchleſiſchen Grenze geboren, und nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, eines Pachters und Bierbrauers, bei ihrem Oheim, einem Amtmanne, unterrichtet. Ihr Talent und die Fortſchritte, die ſie in den Wiſſenſchaften machte, brachten die Mutter auf den Gedanken, welchen nachher die Erfahrung nur allzuſehr beſtätigte, daß ſie einſt die Hauswirthſchaft darüber vernachläſſigen würde. Sie wurde alſo von ihrem Oheim weggenommen, und mußte drei Jahre lang auf dem mütterlichen Landgute die Kühe weiden. Allein ſie fand bald Gelegenheit, ihrer Lieblingsneigung nachzuhängen: denn ſie machte Bekanntſchaft mit

Digitized by Google

einem Hirtenknaben, der ſie mit verſchiednen, meiſt ſchlechten Büchern verſorgte. Durch dieſe Bücher, die ſie nur heimlich leſen konnte, ſo wie durch ihr Naturgefühl und ihre lebhafte Phantaſie, wurden ihre erſten, ohne alle Anweiſung gemachten Gedichte veranlaßt, die man, ungeachtet ihrer Fehler, dennoch nicht ohne Bewundrung leſen kann. Ihre Mutter, die ſie nur zu einer guten Hausmutter bilden wollte, beſtimmte ſie endlich einem Tuchmacher zu Schwibus, Hirſekorn, zur Gattin. Die Tochter, obwol ſie den Bräutigam nie geſehen, willigte gehorſam ein. Aber die Ehe mit dieſem geizigen, zänkiſchen und mürriſchen Manne ſtürzte ſie in unabſehbare Qualen, die ſich erſt nach elf Jahren durch Scheidung endigten. In die äußerſte Armuth dadurch verſetzt, begab ſie ſich auf ein nahes Dorf, und lebte hier faſt ein Jahr ganz hülflos. Ihre Lage zu verbeſſern, beſchloß die zur Unzeit ſorgſame Mutter, ſie mit einem Schneider, Karſch, zu Frauſtadt, zu verheirathen, den die Tochter wegen ſeiner beſtändigen Trunkenheit ſogar haßte. Allein die Mutter drohte, und unſre Dichterin verehlichte ſich zum zweiten Male. Nun erſt ward ſie in eine wahrhaft traurige Lage verſetzt. Ihr Mann verſchwendete durch Trunk ſein ganzes Vermögen, und ſie wurde gezwungen, ſich durch ihre Muſe den nöthigſten Unterhalt zu verdienen. Sie verfertigte daher Gelegenheitsgedichte und Glückwünſche, reiſte ſogar viele Meilen weit im Lande umher, und declamirte aus dem Stegreife Verſe, erwarb ſich auch dadurch allgemeine Bewunderung und vieles Geld, welches jedoch ihr Mann ſogleich wieder verſchwendete. Nun wandte ſie ſich mit ihrem Manne nach Großglogau; entfernte ſich aber endlich von ihm, und der Baron von Kottwitz war ſo großmüthig, ſie 1761 in Berlin bei ſich aufzunehmen, und mit Kleidung und allen Bedürfniſſen reichlich zu verſehen. Hier begann die glänzendſte Zeit ihres Lebens. Man zog ſie in die erſten Geſellſchaften, und ergötzte ſich an ihrer ungemeinen Fertigkeit zu improviſiren, und Gedichte ſogleich niederzuſchreiben. Hiedurch bekam ihr Geiſt einen neuen Schwung. Ramler, Sulzer, Krünitz u. a. m. unterſtützten ſie; Gleim, welcher ſie die deutſche Sappho nannte, gab ihre Gedichte 1763 heraus, und verſchaffte ihr dadurch 2000 Thaler; ſie bekam von dem Grafen von Stolberg-Wernigerode und Andern anſehnliche Jahrgelder; allein alles reichte doch nicht zu, ſie ſelbſt, zwei Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II., an den ſie ſich mehrmals gewendet hatte, zeigte ihr wenig Theilnahme, und gewährte ihr die verſprochne Penſion nicht. Sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., dagegen ließ ihr in Berlin ein einträgliches Haus bauen. Allein ſie konnte dieſes Glück nicht lange genießen, denn ſie ſtarb bereits 1791. Einen Theil ihrer beſſern Geiſteswerke hat nach ihrem Tode, 1792, ihre Tochter, Frau von Klenke, 1796, nebſt ihrem Lebenslaufe herausgegeben.

Kartenſpiel, wahrſcheinlich eine Erfindung der Morgenländer, wie aus dem Namen, welche die Karten anfänglich in Italien führten (Naibi) und noch jetzt in Spanien und Portugal haben (Naipes), zu erhellen ſcheint, welche Worte in den morgenländiſchen Sprachen ſo viel als Vorausſehung oder Wahrſagung bedeuten. Wenn noch erwieſen werden könnte, daß die Zigeuner die Karten zuerſt in Aſien und Afrika bekannt gemacht haben, ſo wäre jene Vermuthung außer allem Zweifel geſetzt. Von den Zigeunern lernten, wie man behauptet, die Araber oder Saracenen die Karten kennen, welche letztre den Gebrauch derſelben in Europa verbreiteten. Auch der Weg, den das Kartenſpiel bei ſeiner Verbreitung durch Europa nahm, zeigt, daß es aus dem Oriente zu uns gekommen ſein muß: denn in den Ländern, die weiter gegen Morgen

Digitized by Google

und Mitternacht liegen, wird es früher vorgefunden, als in den Abendländern. Die älteſten hiſtoriſchen Spuren vom Gebrauche der Karten finden ſich in Italien, dann in Deutſchland, Frankreich und Spanien. Die erſten Karten wurden gemalt, und für ſolche werden die ital. Karten von 1299 anerkannt. Die Kunſt, Karten zu drucken, ward zwiſchen 1350 und 1360 von den Deutſchen erfunden. Außerdem haben die Deutſchen noch manche Veränderungen mit den Karten vorgenommen: die Figuren, Bilder und Zeichnungen, ſo wie die Namen: Schellen, Eicheln Herz, Grün, der große und der kleine Wenzel u. a. m. beweiſen dies. Das Lanzknechtsſpiel, welches man für das erſte deutſche Kartenſpiel hält, iſt ebenfalls eine deutſche Erfindung. Von dieſem Spiele finden wir ſchon 1392, unter dem Namen Lansquenet, eine Nachahmung in Frankreich, welche ſich daſelbſt bis zu Moliere und Regnard, und vielleicht noch länger erhalten hat. Die erſte ſichre Spur vom Kartenſpiele in Frankreich fällt in das J. 1361; und Carl VI. ſoll ſich am Ende des 14. Jahrh. in ſeiner Krankheit mit demſelben ergötzt haben. Die neuern franzöſiſchen Figuren ſollen in Frankreich zwiſchen 1430 — 1461 erfunden ſein. Eine unverbürgte Meinung behauptet, daß die Karten ſchon 1332 in Spanien bekannt geweſen ſeien: indeſſen kann dieſelbe durch nichts begründet werden. Das älteſte bekannte Zeugniß vom Kartenſpiele in Spanien iſt das Verbot deſſelben, welches der König von Kaſtilien, Johann I., 1387 ergehen ließ, wo es alſo damals doch ſchon ſehr verbreitet geweſen ſein muß.

Kartoffeln, ſ. Erdäpfel.

Kaſſiopeja, die Gemahlin des Cepheus, Königs von Aethiopien, dem ſie die Andromeda gebar. Vom Jupiter ward ſie Mutter des Atymnius. Vergl. Andromeda, Perſeus und Sternbilder, von denen eins der nördlichen dieſen Namen führt.

Kaſtanie (edle), ſoll ihren Namen von der Stadt Caſtanum nahe bei Magneſia in Kleinaſien erhalten haben. Die Kaſtanien kamen zuerſt aus Kleinaſien nach Europa, und beſonders nach Sardinien. Von hier aus verbreiteten ſie ſich nördlich immer weiter. Sie können in Mitteldeutſchland überall gerathen, nur liebt dieſer Baum keine feuchte Nebelluft und nicht die Morgenſeite der Berge, weil er dann zu früh blüht und ſeine Frucht zu häufig durch Nachtfröſte zerſtört wird. Auch muß man ſehr ſorgfältig mit der Inoculation verfahren. Die Roßkaſtanie ſoll Cluſius 1550 aus Nordaſien uns zugeführt haben. Auch dieſer Baum verdiente an geeigneten Stellen, beſonders in Gegenden ſtarker edler Schafzucht, mehr angebaut zu werden, weil die Frucht im Herbſt den Schafen eine geſunde Nahrung anbietet.

Kaſtenvogt, Vogt, advocatus, hieß im Mittelalter derjenige Fürſt oder Edle, dem der Schutz einer Kirche oder eines Kloſters übertragen war. Seine Geſchäfte beſtanden hauptſächlich in Ausübung der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Kloſters, und in Anführung derſelben, inſofern ſie heerbannspflichtig oder ſpäter lehnspflichtig waren. In ältern Zeiten ſetzte der Kaiſer die Kaſtenvögte, nach Abgang der Karolinger aber maßten ſich die Stifter an, ſie ſelbſt zu wählen und belehnten ſie mit der Kaſtvogtei. Die Vögte mißbrauchten häufig ihre Gewalt zu Bedrückungen der ihnen anvertrauten Stifter, daher die Klagen dieſer über ſie durch's ganze Mittelalter ſehr häufig waren.

Käſtner (Abraham Gottholf), einer der berühmteſten Mathematiker und witzigſten Epigrammatiſten, wurde 1719 zu Leipzig geboren. Er beſuchte nie eine öffentliche Schule. Schon von ſeinem zehnten Jahre

Digitized by Google

an benutzte er die juristischen Lehrstunden seines Vaters, welcher Professor in Leipzig war, und trat bereits im elften einem Collegio disputatorio mehrerer, die Rechte studirenden Jünglinge bei. Eigentlicher Student ward er 1731. Als solcher legte er sich mit großem Eifer auf Philosophie, Physik und Mathematik; besonders hatte, nach seinem eignen Geständnisse, die Metaphysik viel Anziehendes für ihn. Merkwürdig ist, daß ihm das Addiren und das Einmaleins noch schwer fielen, als er bereits in der Mathematik einige Fortschritte gemacht hatte. Übrigens setzte er das Studium der Rechte eifrig fort, und ward 1737 als Candidat dieser Wissenschaft examinirt, obgleich er von nun an dieses Fach, zu Gunsten der früher genannten zurückzusetzen anfing. 1769 disputirte er, um selbst öffentlich lesen zu können, von welcher Zeit er an mathematische, philosophische, logische und juristische Vorlesungen zu halten begann. Außer der Mathematik beschäftigte er sich auch mit den schönen Wissenschaften. Nachdem er 1746 eine außerordentliche Professur nebst eine Pension erhalten hatte, ward er 1756 unter sehr vortheilhaften Bedingungen in Göttingen als wirklicher Professor der Naturlehre und Geometrie angestellt. 1765 ward er daselbst Hofrath, und seine glänzendste Zeit als Lehrer und Rathgeber der Akademie waren die sechziger und siebenziger Jahre des vorigen Jahrh. Durch ihn ward das mathematische Studium sehr befördert. Unter seinen vielen Schriften, die in Meusel's gelehrtem Deutschland allein neun Seiten füllen, und welche nach und nach die wolfischen Lehrbücher verdrängten, bleibt seine Geschichte der Mathematik (1795) dasjenige Werk, von welchem Kenner urtheilen, daß es unter dem Ruhme seines Verfassers stehe, so wie denn überhaupt sein Scharfsinn mehr auf das Einzelne gerichtet zu sein schien, als daß er das Ganze der mathematischen und physikalischen Wissenschaften hätte glücklich umfassen und darstellen können. Eben so sehr, wie durch den Anbau ernster Wissenschaften, ward er durch seinen unerschöpflichen Witz berühmt, der sich oft in treffenden Epigrammen ergoß, von denen eine Auswahl zu allen Zeiten gefallen wird. Durch sie zog er sich aber auch manche Fehde in seinem literarischen und bürgerlichen Leben zu. Er starb 1800.

Katafalk, s. **Castrum doloris.**

Katharer, ein Ketzernahme, der seit der Mitte des 11. bis in das 13. Jahrh. mehrern, erst in der Lombardei, dann auch in andern Ländern des Occidents entdeckten und wegen manichäischer Lehren und Gebräuche als Feinde des Papstthums heftig verfolgten Separatistenhaufen und Sekten beigelegt wurde. Man nannte sie bald wegen ihrer Herkunft aus der Bulgarei, Bulgaren, woraus das französische Schimpfwort: „Bougres" entstand, bald zum Zeichen ihrer Verächtlichkeit, als Menschen aus der niedrigsten Volksklasse, nach der Pataria, einer übelberufnen Gegend bei Mailand, Patarener oder Patariner, bald Publikaner oder Popelitaner, und in den Niederlanden Piphles. Der allgemeinste Namen aber, mit dem das Mittelalter sie bezeichnete, war Katharer, der entweder aus dem griechischen Worte καθαροὶς die Reinen, wofür sie sich selbst hielten, oder nach der Nationalbenennung Gazaren, weil sie aus der Gazarei, der heutigen Krimm, gekommen sein sollten, gebildet und in dem deutschen Ausdrucke „Ketzer" erhalten wurde. Die Religionsansicht und Übung der, unter diesem Namen begriffnen Ketzerhaufen war freilich nach der Gegend und dem Zeitalter, worin sie auftraten und nach dem Geiste ihrer Anführer sehr verschieden; doch in dem hartnäckigen Widerstande gegen den Katholicismus stimmten sie alle überein und trafen in folgenden Punkten der Lehre und des religiösen

Lebens zusammen. Den Widerwillen gegen das Jüdische im Christenthum, den in biblische Redensarten gekleideten Dualismus, der den Teufel neben Gott stellt, und den Dünkel einer höhern sittlichen Vollkommenheit hatten sie mit den alten Manichäern gemein, ohne Mani als Prophet zu verehren. Der Einfluß arianischer Vorstellungen und platonischer Ideen leuchtete aus ihren Deutungen der Dreifaltigkeitslehre hervor, nach denen der Vater die Einheit des göttlichen Willens, der Sohn oder Logos sein erster Gedanke und der Geist die gemeinsame Wirkung sein sollte. In jedem guten Menschen sahen sie einen Christus und unterschieden daher in ihren Gemeinen Auserwählte von den Anfängern. Das Verdienst des Erlösers fanden sie mehr in seinem Beispiele, als in seinem Versöhnungstode, und bauten die Hoffnung ihrer Seligkeit, zu der eine Auferstehung der Leiber ihnen nicht nöthig schien, auf das Maß ihrer eignen Tugend. Im religiösen Leben des Menschen hielten sie die Erhebung des Geistes über das Irdische bis zur mystischen Beschauung für die höchste Stufe; als leeres Gepränge verachteten sie Messe, Altardienst und ähnliche Kirchengebräuche, als todten Aberglauben die Verehrung des Kreuzes, der Heiligen und Reliquien sammt allen willkürlichen Bußübungen und sogenannten guten Werken. Die tägliche Einsegnung ihrer Speisen und Getränke galt ihnen als heiliges Abendmahl, das Auflegen der Hände untadelhafter Lehrer zur Mittheilung des Geistes als Taufe und Unterpfand der Sündenvergebung. Innige Herzensandacht beim Gebet, und reiner, durch Enthaltung vom Beischlaf und Genuß aufreizender Nahrungsmittel, verherrlichter Wandel war ihnen genug zur Übung der Frömmigkeit. Die Satzungen des Papstthums und das Priesterthum der Katholischen, wie es damals war, hielten sie für ganz unchristlich und verderblich; dagegen drangen sie auf Rückkehr zur apostolischen Einfachheit und auf buchstäbliche Erfüllung der Vorschriften des neuen Testaments, das sie fleißig lasen, aber freilich oft mißverstanden. In einem Zeitalter, wo todtes Buchstabenwesen, kalte Dialektik, mechanische Verwaltung des Gottesdienstes und ärgerliche Sitten der Geistlichkeit die Religion immer mehr aus der herrschenden Kirche entfernten, mußten solche Lehren und Grundsätze schon um des Gegenstandes willen Beifall finden. Die lebendige Religiosität und Sittlichkeit, deren sich die meisten Separatisten befleißigten, der Reiz ihrer geheimen Verbindung und vorgeblichen höhern Einsicht, die Wärme ihrer Mystik und die rührende Kraft ihres einfachen Gottesdienstes verschafften ihnen viele Anhänger, und zwar nicht bloß aus dem gemeinen Volke; Unzufriedne aller Art, auch Geistliche und Edelleute schlossen sich ihnen an, daher sie in Frankreich bons hommes, gute, d. h. adelige Leute hießen, und bei dem rohen Zustande der Staatsverfassungen, unter den Verwirrungen der bürgerlichen Kriege und kirchlichen Händel jener Zeit konnten ihre wenig mit einander zusammenhängenden, politisch nicht gefährlichen Gemeinen oft lange Jahre straflos ihr stilles Wesen treiben. Freilich fehlte es auch nicht an Ausartungen bei diesen Secten: die nächtlichen Zusammenkünfte, die Gemeinschaft der Güter, die heimathlose, herumschweifende Lebensart, wegen der mehrere derselben Passageren, Passagini genannt wurden, die ursprünglich ascetische Geringschätzung des Ehestandes Mancher von ihnen gab, da sie doch das Zusammenleben beider Geschlechter gestatteten, Gelegenheit zu groben Unsittlichkeiten, und das Geheimniß, in das sie ihre Religionsübung hüllten, bedeckte bisweilen auch arge Verwirrungen einer sich selbst überlassnen Schwärmerei. Doch wenn ältere Sektennamen durch solche Flecken übel berüchtigt wurden: so gaben neue

Anführer und Reformen in Lehre und Leben auch neuen Sekten Dasein und Namen, und dem einmal beliebten Geiste des Separatismus frischen Schwung. Versuche dieser Art waren die Regungen unter dem Volke in Frankreich, der Schweiz und Italien, die Peter von Bruys, Heinrich und Arnold von Brescia im 12. Jahrh. verursachten, und dadurch die Parteinamen Petrobrusianer, Henricianer und Arnoldisten aufbrachten (vergl. d. Art. Arnold v. Brescia). Nun wurden zugleich die geistlichen Obern eifriger im Aufspüren und Bestrafen der Ketzer, so daß diese neuen, noch dazu unter einander nicht einigen Gattungen der Katharer bald wieder erloschen. Zwar brauchten jetzt jene ältern Katharer, Publikaner, Patarener u. s. w., wo sie ansässig waren, die Vorsicht, sich öffentlich zu den katholischen Kirchen zu halten, und ihre Privatversammlungen immer mehr in nächtliches Dunkel zurückzuziehen; auch gestatteten sie den bedrängten Gliedern, sich vor den geistlichen Gerichten durch scheinbaren Widerruf zu helfen; die Aufmerksamkeit dieser Behörden war aber einmal rege, und da die Päpste die Verfolgung der Ketzer durch eigne Legaten betrieben, und im 13. Jahrh. die furchtbare Inquisition errichteten: so gab auch das unbescholtenste bürgerliche Leben und die tiefste Verborgenheit der Religionsübung den Irrgläubigen keine Sicherheit mehr. Das Schicksal der Albigenser, (s. d. Art.), welche großentheils Katharer waren, brachte endlich im 13. Jahrh. dieser ganzen Sektenfamilie den Untergang. Nur die Waldenser (s. d. Art.), die man ohne Grund mit den Katharern verwechselt hat, erhielten sich. Später entstandne Sekten führten nicht mehr diesen allgemeinen Ketzernamen. E.

Katalog, s. Bücherkatalog.

Katapult, s. Geschütz.

Katarakt, s. Wasserfall.

Katt, s. Friedrich II., König von Preußen.

Katzbach (Schlacht an der), 26. Aug. 1813. Der Waffenstillstand zwischen Napoleon und den Verbündeten hörte mit dem Morgen des 17. Aug. auf. Blücher stand seit dem 14. am rechten, der Feind am linken Ufer der Katzbach (einem Flusse im preuß. Regierungsbezirk Liegnitz in Schlesien). Letztrer zog sich zwar gegen den Bober zurück, und wich nach blutigen Postengefechten am 19. und 20. von Bunzlau, wo Ney die Boberbrücke abbrechen ließ, bis hinter Löwenberg; doch auf Napoleons Befehl rückte den 21. das französische Heer unter Ney, Macdonald, Lauriston und Sebastiani, zu denen noch Marmont und Mortier nebst allen Garden gestoßen waren, 130,000 Mann stark, wieder an das linke Boberufer vor. Denselben Tag kam der Kaiser in Löwenberg an. Sofort überschritten die französischen Heerhaufen hier und bei Bunzlau, wo Sacken vor Ney weichen mußte, den Bober, und drängten in drei blutigen Tagen die Verbündeten bis hinter Goldberg. Blücher sollte jedes Haupttreffen gegen überlegne Macht vermeiden. Er stellte daher das Heer in einer durch Stromthäler und Höhenzüge gedeckten Gegend auf, und nahm den 23. sein Hauptquartier zu Jauer. Das feindliche befand sich zu Goldberg an der Katzbach. Aber schon am 23. Nachmittags eilte Napoleon mit sämmtlichen Garden und den Heerhaufen unter Marmont und Mortier, nebst den Marschällen Berthier und Ney, nach Dresden zurück, um diese Stadt gegen das, aus Böhmen hervorgebrochne Heer der Verbündeten zu behaupten. In Schlesien standen jetzt zwei Heere einander gegenüber, jedes etwa 80,000 Mann stark; unter Blücher: Sacken, York und Langeron mit ihren Heermassen; unter Macdonald: außer seiner Heerschaar, die von Ney und Lau-

Digitized by Google

riſton, nebſt der Reiterei unter Sebaſtiani. Als nun der Kampf mit gleicher Streitkraft beginnen ſollte, regnete es fünf Tage und Nächte (24. bis 28. Aug.) faſt ohne Aufhören, daß alle Bergſtröme aus ihren Ufern traten. Doch Ney's Heerhaufen rückte am 25. bis an die Katzbach vor, und ſtand den 26. bei Liegnitz; Lauriſton ſtand bei Goldberg, und Macdonald hinter Goldberg. Schon hatte Blücher den Angriff beſchloſſen, als der Feind über die Katzbach ging, und die Heerhaufen unter Langeron und York zurückdrängte. Da ward er am 26. von den Verbündeten zwiſchen Eichholz und Weinberg angegriffen. Sacken focht gegen Souham auf dem rechten, Langeron gegen Lauriſton auf dem linken Flügel, York gegen Macdonald in der Mitte des Bundesheeres. Aber zu weit war Lauriſton auf dem linken Flügel der Verbündeten vorgegangen, als Blücher Nachmittags vom ſiegenden rechten Flügel her, an der Spitze der ruſſiſchen Reiterei mit Geſchütz und Fußvolk auf Macdonald ſtürzte, und das feindliche Mitteltreffen zerriß. Man ſchlug ſich mit blanken Waffen, da kein Gewehr losging. Ein Viereck franzöſiſcher Grenadiere wurde von dem brandenburger Bataillon, das 200 M. verlor, binnen 20 Minuten mit den Kolben zu Boden geſchlagen. So ward des Feindes Schlachtlinie durchbrochen! Als nun Blücher mit der Reiterei den vorgedrungenen Lauriſton in die Flanke fiel, miſchte ſich im furchtbaren Todeskampfe preußiſche und franzöſiſche Reiterei, 8000 M. Nach einer Viertelſtunde entſchied Blüchers altritterlicher Muth, und die Heldenkraft ſeiner begeiſterten Schaaren den Sieg. Der Feind ward mit Roß und Mann, und unter dem Rufe: Drauf und dran! in die wüthende Neiſſe und in die Katzbach geſtürzt. Am folgenden Tage ſchlug man das fliehende Heer bei Liegnitz; Blücher trieb es bis hinter Goldberg; am 28. ward es bei Löwenberg geſchlagen. Durch die angeſchwollenen Bergſtröme aufgehalten, traf General Pacthod, der am 24. von Löwenberg aus über Schönau gezogen war, um dem verbündeten Heere bei Jauer in den Rücken zu kommen, zu ſpät in der Gegend des Kampfplatzes ein. Da er ſich nun nicht bei Hirſchberg auf das linke Boberufer retten konnte, zog er am rechten hinab bis gegen Löwenberg. Hier ſtieß er auf Langeron. Zwar ſetzte er ſich auf den Höhen von Plagwitz, aber ſein 8000 M. ſtarker Haufe ward zertrümmert, und er entkam den 30. mit nur 700 Mann zu Macdonald. Vergebens wollte dieſer den 29. mehrere Brücken über den Bober ſchlagen. Er wurde Nachmittags angegriffen, und wer nicht im Bober ertrank, ward gefangen. Doch entfloh Macdonald in der Nacht vom 29. auf den 30. mit etwa 12,000 Mann über den Bober nach Görlitz. Der ausgetretene Fluß hemmte die weitere Verfolgung. Dies war der Sieg an der Katzbach. Die Verbündeten nahmen 103 Kanonen, 2 Adler, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazareth, Gepäck, Feldſchmieden und Mehlvorräthe; dabei machten ſie 18,000 Gefangene, nebſt einem Diviſions- und 2 Brigade-Generalen. Schleſien war befreit. Darauf trieb der graue Feldherr den Feind bis zum 7. Sept. über den Queiß und die Neiſſe. Blücher blieb bei Görlitz auf dem rechten Neiſſufer ſtehen, und vereinigte ſich mit den Öſterreichern unter Bubna. Dadurch ward auch Böhmen frei gemacht; und Poniatowski, der bis Reichenberg vorgedrungen war, mußte ſich den 17. September in die feſte Stellung bei Stolpen zurückziehen. *K.*

Kauf und Verkauf (emtio et venditio) iſt ein gegenſeitiger Vertrag, durch welchen Jemand irgend einen Gegenſtand, der ihm zugehört, gegen einen beſtimmten Preis dem Andern zu überlaſſen verſpricht. Beſteht dieſer Preis in Gelde, ſo nennt man ihn Kauf und

Verkauf im Sinne des römischen Rechts. Dabei hängt es, wie sich von selbst versteht, von dem Willen der Parteien ab, von welcher Zeit an das Eigenthum auf den Käufer übergehen soll. Ist der Kauf unter einer successiven Bedingung geschlossen worden: so geht das Eigenthum nicht früher über, als bis die Bedingung vorhanden ist. Ist jedoch die Sache überhaupt (in genere) verkauft, ohne daß eine besondre Verbindlichkeit Statt gefunden hat: so geht das Eigenthum sogleich an den Käufer über. Ist der Handel auf baares Geld, und nicht auf Glauben geschehen: so geht das Eigenthum nicht eher über, als bis der Kaufschilling oder das Aufgeld bezahlt ist. Nach dem römischen Rechte soll ein Vertrag nicht hinreichen, das Eigenthum zu übertragen, sondern es wird überdies noch eine körperliche Handlung dazu erfordert, welche die Übergabe (traditio) genannt wird und darin besteht, daß der Verkäufer den Käufer persönlich in den Besitz der verkauften Sache setzt, oder diese ihm eigentlich übergibt. Allein, da Eigenthum auch ohne wirklichen Besitz Statt finden kann: so scheint es, wie man behauptet, ohne Grund, daß es nicht ohne jene körperliche Handlung an einem Andern übergehen könne. Sobald aber das Eigenthum auf den Käufer übergegangen ist, so trägt auch dieser die Gefahr, wenn nämlich hier nicht eine suspensive Bedingung Statt findet. Ob nun gleich die erwähnte persönliche und körperliche Übergabe nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zur Vollendung (consummatio) des Vertrages zu gehören scheint: so dürften dabei dennoch, nach Pufendorf, einige Einschränkungen zu machen sein. Wenn nämlich nach vollkommen abgeschlossnem Contracte eine Verzögerung eintrit: so fragt es sich, ob dieselbe vom Käufer oder Verkäufer herrühre. Im ersten Falle muß der Käufer die Gefahr tragen. Denn von der Zeit an, da vermöge des Contracts die Sache hat übergeben werden sollen, ging das Eigenthum der Sache, wenn der Verkäufer beweisen kann, daß er nicht an der Verzögerung der wirklichen Übergabe Schuld gewesen ist, auf den Käufer über, und die Sache selbst fing an, ein Eigenthum des letztern zu werden. Sollte der Verkäufer aus freiem Willen die Aufbewahrung der Sache, die in dem Vertrage nicht ausbedungen war, über sich genommen haben: so schiene es unbillig zu sein, wenn er auch noch den Schaden, welcher durch Zufall entsteht, tragen sollte. Auf der andern Seite übernimt der Verkäufer die Gefahr, wenn er versäumt hat, die Sache zur bestimmten Zeit zu übergeben. Wenn aber Grotius behauptet, daß eine Sache, welche an verschiedne Personen zwei oder mehrere Male verkauft worden ist, derjenigen Person angehören müsse, welcher sie überliefert worden ist: so stimmt damit zwar das bürgerliche Recht überein, insofern Letztrer ein stärkres Recht hat, nämlich das jus in re, dem das jus ad rem allemal nachstehen muß. Allein nach dem natürlichen Rechte scheint obiger Grundsatz nicht anwendbar zu sein. Denn der Verkäufer hat ja bereits durch den ersten Vertrag, wenn derselbe mit keiner suspensiven Bedingung geschlossen worden ist, sein Eigenthum einem Andern überlassen, und kann es folglich nicht zum zweiten Male verkaufen. Wenn demnach der erste Vertrag alle Eigenschaften eines vollkommnen Vertrags hat, und der erste Abkäufer nichts unternommen hat, was diesem Vertrage entgegenstehen kann: so muß die verkaufte Sache unbezweifelter Weise dem ersten Käufer angehören. Denn es ist nicht seine Schuld, daß er das jus in re nicht bekommen hat, sondern Schuld des Verkäufers. Eben so kann es aus der Natur eines solchen Verkaufs nicht bewiesen werden, daß der Verkäufer die Gewähr leisten müsse, am wenigsten, wenn er bonae fidei ist, obgleich diese Gewähr in einigen Fällen zur Bedingung gemacht werden kann. Übrigens

ist Alles, was in seinem Werthe geschätzt, und auf einen Andern übertragen werden kann, ein Gegenstand des Kaufvertrags. Folglich lassen sich alle Hoffnungen, die ein Mensch zu gewissen Gütern, oder zur Erhaltung eines wahrscheinlichen Gewinnes hat, alle Foderungen des Einen an den Andern, so wie alle Versicherungen gegen einen ungewissen Schaden eines Andern, kaufen und verkaufen. (Vergl. Vertrag.)

Kaufmann (Angelica), eine berühmte Malerin, ward 1741 zu Chur in Bünden geboren, und erhielt von ihrem Vater, der ein herumziehendes Leben führte, bei der Geburt der Tochter aber bischöflicher Hofmaler war, den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen. Früh entfaltete sich ihre Neigung zu allem Schönen; sie liebte die Musik, besonders aber die Malerei, in welcher Kunst sie unter ihrem Vater, der selbst nur ein mittelmäßiges Talent besaß, die bedeutendsten Fortschritte machte. Mit dem angestrengtesten Fleiße erwarb sie sich eine nicht gewöhnliche Kunstfertigkeit, und bald hatte sie ihren Vater und Meister übertroffen. Kaum 13 Jahre alt, machte sie ihre erste Reise nach Italien, wo sie sich abwechselnd zu Mailand, Florenz, Rom und Neapel aufhielt, und in diesen, den Künsten geweihten Städten ihre Kunstfertigkeit zur Meisterschaft erhob. 1769 verließ sie Italien und begab sich nach London, wo sie das Glück hatte, die königliche Familie zu malen, und dadurch sowol ihren Ruf, als ihre Glücksumstände noch fester zu gründen: beide wuchsen mit der Dauer ihres Aufenthalts in England. Hier ward sie zum Mitgliede der königlichen Akademie der Künste aufgenommen, und ging auch hier ihre erste unglückliche Ehe ein, von welcher gewöhnlich Folgendes erzählt wird: Während ihres Aufenthaltes in London bewarb sich ein englischer Künstler um ihre Hand, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Dadurch erbittert, sann er auf Rache. Ein schöner, aber aus den Hefen des Volks gewählter Mensch ward in den Stand gesetzt, in Angelica's Hause zu erscheinen und sich um ihre Liebe bewerben zu können. Sie ließ sich täuschen, reichte dem Abenteurer ihre Hand und der verschmähte Künstler entdeckte den ihr gespielten Betrug. Angelica ward nun zwar geschieden, mußte jedoch ihrem Manne, der aber bald darauf starb, eine jährliche Pension geben. Nach ihrer Rückkehr nach Rom (1782) verheirathete sie sich zum zweitenmal mit einem venetianischen Maler, Zucchi, welche Verbindung glücklicher ausfiel. Aber auch dieser starb lange vor ihr, und Angelica lebte seitdem einzig der Kunst und ihren Freunden bis zu ihrem Tode, 1807. Ihrem Leichenzuge folgten alle ausgezeichnete Männer Roms, und ihre Büste ward 1808 im Pantheon aufgestellt. Sie hinterließ eine ausgesuchte Bibliothek und ein ansehnliches Vermögen. Sie hat viele Porträts und historische Gemälde, letztre besonders nach Antiken gemalt; ihre Arbeiten werden vorzüglich wegen der Grazie geschätzt, welche darin herrscht, wenn auch dem wahren Kenner sowol die Incorrectheit ihres Styls, als auch das Einerlei ihres Plans und der Ausführung nicht entgehen kann.

Kaufmann (Joh. Gottfr. und Friedr.), Vater und Sohn, berühmt als Akustiker, Mechaniker und Tonkünstler. Der Vater war 1752 zu Siegmar, bei Chemnitz in Sachsen, von armen Ältern geboren. Schon als Kind verrieth er Genie für Mechanik. Er kam zu einem Strumpfwirker in die Lehre, entsagte jedoch nach drei Jahren diesem Gewerbe, und ging, um seiner Neigung zu mechanischen Arbeiten zu folgen, nach Dresden. Hier kam er in das Haus eines Mannes, der sich mit Ausbessern von Uhren und ähnlichen Arbeiten beschäftigte. Wie schnelle Fortschritte er machte, beweist der Umstand, daß er, als nach 1½ Jahren sein Lehrmeister starb, das Geschäft allein für Rechnung der Witwe und

Digitized by Google

der Kinder fortzusetzen im Stande war. 1779 heirathete er die jüngste Tochter des Hauses, mit der er eine Tochter und einen Sohn zeugte. Nachdem er mehrere neue Uhren gefertigt, versuchte er auch, obgleich er nie Unterricht in der Musik genossen hatte, den Bau von Spiel- und vorzüglich Harfenuhren, wozu er einen eignen Mechanismus erdacht hatte. Späterhin wagte er sich in das Gebiet der Orgelbaukunst, und lieferte bald ganz vorzügliche Flötenuhren. Aber auch hier blieb er nicht stehen: er war in Sachsen der Erste, der beides mit einander verband und 1789 eine Flöten- und Harfenuhr zu Stande brachte, die wegen ihrer Vortrefflichkeit sogleich von dem damaligen Kurfürsten zum Geschenk für seine Gemahlin bestimmt wurde. Diese Aufmunterung spornte seinen Fleiß immer mehr an, und so brachte er es durch rastlosen Eifer und durch den Grundsatz, nie zwei Werke ganz gleich zu bauen, dahin, daß schon 1800 seine Arbeiten in Italien, Österreich und Rußland als Meisterwerke gesucht wurden. Um diese Zeit fing auch sein Sohn Friedrich, den er von Jugend auf in der Musik hatte unterrichten lassen, an, ihn bei seinen Arbeiten zu unterstützen. 1804 sah er zum erstenmal ein von Mälzl in Wien gefertigtes Trompetenwerk. Sogleich versuchte er ein Ähnliches, und was er leistete, beweist sein Bellonecon. In den J. 1807 und 8 erfand er eine Vorrichtung, wodurch an seinen Spieluhren die s. g. Harfe in ein wahres Fortepiano umgewandelt wurde. Auch gelang es ihm, die gewöhnlichen Orgelpfeifen dahin zu vervollkommnen, daß sie, ohne die Stimmung zu verändern, durch Vermehrung und Verminderung des Windes das Crescendo und Decrescendo hervorbringen, was man bis dahin für unmöglich gehalten hatte. Von Vater und Sohn gemeinschaftlich wurden diese Ideen nachher berichtigt und bei dem Chordaulodion zuerst ausgeführt. Beide Künstler erfanden darauf auch das Harmonichord, über dessen außerordentliche Eigenschaften nur Eine Stimme ist. Der Sohn gab dazu die erste Idee und ein Theil der Ausführung gehört ihm; die eigenthümliche Art der Stimmung aber ist die Erfindung des Vaters. Nachdem beide Künstler schon früher mehrere Städte Deutschlands mit ihren Instrumenten besucht, unternahmen sie 1816 eine Reise nach London und Paris. Überall erwarben sie eben so viel Beifall und Bewunderung durch ihre Talente, als Hochachtung und Zuneigung durch ihren persönlichen Charakter. 1818 waren sie in Frankfurt, woselbst der Vater starb.

Kaufungen, s. Kunz von Kaufungen.

Kaunitz (Wenzel Anton, d. h. R. R. Fürst von), Graf zu Rietberg, Ritter des goldnen Vließes, des heil. Stephans-Ordens Großkreuz, k. k. Staats- und Conferenz-Minister, geheimer Hof- und Staatskanzler, war aus einem altgräflichen Hause, dessen Stammhaus die Herrschaft Kaunitz in Mähren, zwei Meilen von Brünn, ist. Sein Großvater, Andreas Dominik, Graf von Kaunitz, Ritter des goldnen Vließes u. s. w., war k. k. erster Botschafter bei der Friedensversammlung zu Ryswick und starb 1705. Der Sohn desselben, geb. 1679, wurde k. k. Kämmerer, geheimer Rath, Ritter des goldnen Vließes, Gesandter am römischen Hofe und an eingen Kreisen des deutschen Reichs, endlich Landeshauptmann in Mähren und Reichshofrath, und starb 1746. Durch die Heirath mit einer gebornen Erbgräfin von Ostfriesland und Rietberg brachte er die Grafschaft gleiches Namens an die Familie Kaunitz, hatte aber darüber langwierige Prozesse mit dem Könige von Preußen, als Nachfolger in der Grafschaft Ostfriesland. Aus dieser Ehe entsprangen neunzehn Kinder, unter welchen Wenzel Anton der fünfte Sohn war, und zu Wien 1711 geboren wurde. Da

er unter seinen, am Leben gebliebnen Brüdern der jüngste war, so wurde er dem geistlichen Stande gewidmet, und schon früh mit einer Domherrnstelle zu Münster bekleidet. Als aber seine Brüder theils im Felde, theils auf dem Krankenbette gestorben waren, und er dadurch der einzige Stammhalter seines Hauses wurde, verließ er den geistlichen Stand, und beschloß, sich den Staatsgeschäften zu widmen. Seine geistigen Fähigkeiten, unterstützt durch einen schönen und starken Körperbau und große Gewandtheit in allen Gattungen von Leibesübungen, entwickelten sich nach Wunsch. Er studirte mit Eifer anfangs zu Wien, hierauf, nach damaliger Gewohnheit des österreichischen Adels, zu Leipzig, auch einige Zeit zu Leyden. 1732 trat er seine Reisen nach England, Frankreich und Italien an, und 1735 ernannte ihn Kaiser Carl VI. zum Reichshofrath und nicht lange darauf zum zweiten kaiserl. Commissarius am Reichstage zu Regensburg. Als bald nachher dieser Kaiser starb, und Kaunitz'ens Amt dadurch aufhörte, begab er sich auf seine Güter in Mähren. Nach dem Regierungsantritte der Königin Maria Theresia eröffneten sich ihm glänzende Aussichten. Er wurde 1741 nach Rom an den Papst Benedict XIV., und von da nach Florenz geschickt, und entledigte sich seiner geheimen Aufträge zum Beifalle der gegenseitigen Parteien. Am Ende des J. 1742 ging er als Gesandter nach Turin, um das Vertheidigungs-Bündniß zwischen Österreich und Sardinien gegen die bourbonischen Höfe desto enger zu knüpfen, welcher Verbindung auch endlich England beitrat. Die Art, wie er diese verschiednen Aufträge ausgeführt hatte, erregte eine solche Meinung von seinen Ministertalenten, daß man ihm bald noch wichtigere Geschäfte anvertraute. Er wurde 1744 zum österreichischen Minister am Hofe Herzogs Carl von Lothringen, des General-Gouverneurs der österreichischen Niederlande, ernannt. Da kurz darauf die Gemahlin desselben, Erzherzogin Maria Anna, starb: so übernahm er, in Abwesenheit des Herzogs, die einstweilige Regierung der österreichischen Niederlande, welche damals um so bedenklicher zu führen war, als Frankreich schon den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande den französischen Einfällen am ersten ausgesetzt waren. Im Febr. 1745 ward er zum wirklichen bevollmächtigten Minister daselbst ernannt, und verwaltete diesen schwierigen Posten zur Zufriedenheit der Niederländer, bis die französischen Waffen allzumächtig vordrangen. Als sich im Februar 1746 Brüssel den Franzosen ergeben mußte, erhielt Kaunitz für das Gouvernement und für die wenigen vorhandnen österreichischen Truppen eine besondre Capitulation, welche ihnen freien Abzug nach Antwerpen gewährte, von wo er, als auch diese Stadt sich den Franzosen ergeben mußte, nach Aachen ging. Hier bat er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, die Kaiserin wiederholt um seine Entlassung, die er auch erhielt. Kaum nach Wien zurückgekehrt, erschien Kaunitz schon wieder als k. k. Gesandter bei dem Friedenscongresse zu Aachen. Bekanntlich wurde die Unterhandlung daselbst nur zwischen den Bevollmächtigten von Frankreich, England und Holland gepflogen und so eifrig betrieben, daß die übrigen Minister, und auch Kaunitz ausgeschlossen wurden. Letztrer protestirte daher gegen die Präliminarien, und trat denselben später, als die übrigen Minister, bei. In dieser ganzen Unterhandlung erwarb er sich durch seine Geschicklichkeit und Offenheit die Achtung der verschiednen Gesandten, und legte hier den Grund zu seinem nachher so großen Ruhme als Diplomatiker. Nach geschlossnem aachner Frieden wurde Kaunitz zum wirklichen k. k. Conferenz- und Staatsminister ernannt und 1749 mit dem Orden des goldnen Vließes

belohnt. Zugleich bestimmte ihn die Monarchin zum Gesandten am französischen Hofe. Diese Gesandtschaft dauerte von 1750 — 1752, während welcher er durch sein kluges, einschmeichelndes Wesen den Grund zur Aussöhnung des österreichischen und französischen Hofes legte, und das Bündniß unter beiden knüpfte, das erst 1756 bekannt wurde. 1753 wurde er als Hof- und Staatskanzler nach Wien zurückberufen und noch überdies 1756 zum niederländischen und italienischen Kanzler ernannt, wodurch die Leitung der Geschäfte dieser Provinzen in seine Hände fiel. Seit dieser Zeit hatte er alle auswärtigen Staatsangelegenheiten Österreichs unter Maria Theresia geleitet, auch auf die innere Verwaltung den größten Einfluß gehabt. 1764 wurde er darauf vom Kaiser Franz I. mit seinen männlichen Nachkommen, nach dem Rechte der Erstgeburt in den Reichsfürstenstand erhoben. So lange Maria Theresia lebte, war das Vertrauen dieser Monarchin zu Kaunitz unbegränzt. Als aber Kaiser Joseph allein regierte, beehrte er zwar den greisen Minister mit allen äußerlichen Zeichen der Achtung und des Vertrauens, befolgte aber nicht immer dessen Rathschläge. Der mißlungne Versuch, die Schelde zu eröffnen, der mißlungne Austausch von Baiern, und der noch ungleich mißlungnere Krieg mit den Türken, waren davon die Folgen. Noch schwächer ward Kaunitz'ens Einfluß unter Leopolds II. Regierung. Das hohe Alter und die damit verknüpfte Abnahme seiner Kräfte bewogen ihn endlich, beim Antritte der Regierung Franz II., die Würde als Hof- und Staatskanzler niederzulegen. Kaunitz hatte einen ausgebildeten Verstand. Seine Beurtheilung war langsam, aber desto reifer, und daher seine endliche Entscheidung fast immer richtig. Voltaire war sein Lieblingsschriftsteller, und Rousseau, der sogar einige Wochen lang sein Privatsecretär in Paris gewesen war, wurde sehr von ihm geschätzt. Die dramatische Literatur der Franzosen liebte er leidenschaftlich; weniger kannte er die deutsche Literatur, ob er gleich derselben in den neuern Zeiten, nachdem Wieland aufgetreten war, viel Aufmerksamkeit schenkte. Der deutschen Sprache war er kundig; in der französischen aber lebte er. Er sprach französisch, italienisch und deutsch; das Lateinische las und verstand er; auch war ihm in seiner Jugend die englische Sprache nicht fremd gewesen. Die große Encyklopädie wurde fleißig von ihm gebraucht, um daraus für seine gesellschaftlichen Unterhaltungen Stoff zu holen, und um einen Faden zu haben, dem er seine und seiner Freunde Ideen anreihen konnte. Auch hinterließ er den Ruhm eines Freundes der Wissenschaften und Gönners der Gelehrten. Er schuf in der Lombardei und in den Niederlanden sehr ansehnliche Akademien. Fremde Gelehrte fanden bei ihm Zutritt und Aufnahme. Er war es, der den verdienstvollen Geschichtschreiber der Deutschen, den würzburgischen Hofrath Schmid, nach Wien brachte. Noch entschiedner war seine Neigung für die schönen Künste und deren Ausüber. Die vortrefflich eingerichtete Kunstschule zu Wien ist fast ganz seine Schöpfung. Er trug viel dazu bei, daß der berühmte Kupferstecher Schmutzer durch Wille in Paris gebildet, und nach seiner Zurückkunft der Stifter und Director einer Lehrschule der Kupferstecherkunst wurde, aus welcher so viele schätzbare Künstler hervorgegangen sind. Mit Mechel aus Basel, der lange Zeit zu Wien war und die Bildergallerie ordnete, besonders aber mit dem Historienmaler Casanova, lebte Kaunitz, bei ihrem Aufenthalte in Wien, in einem täglichen, fast vertrauten Umgange. Doch hatten sie diese Auszeichnung wol eben so sehr ihrer feinen Lebensart, als ihrem Kunsttalent zu verdanken: denn der Künstler, wenn er nicht die Geschmeidig-

Digitized by Google

keit des Hofmannes hatte, galt ihm wenig. Kaunitz war in seinen jungen Jahren ein schöner Mann gewesen, und hatte eine von jenen Physiognomien, die Ehrfurcht einflößten. Man hat ihn einer weiter getriebnen Putzliebe beschuldigt, als einem Manne sonst wohl geziemen möchte. Unter seinen moralischen Eigenschaften rühmt man von ihm Treue und Redlichkeit. Vornehm und trocken war er oft gegen Fremde von seinem Stande, dagegen gütig und herablassend gegen Niedere, ernst aber gegen Alle, und immer, besonders in Anwandlungen von Unmuth, kurz und derb. Es erinnert sich Niemand, ihn, besonders in seiner spätern Zeit, lachen gesehen zu haben. Nie hat wol ein Minister an irgend einem Hofe ein größres Vertrauen auf längere Zeit genossen als Kaunitz an dem seinigen. Dies Vertrauen war auf die vollkommenste Überzeugung von seiner Rechtschaffenheit und seinen Einsichten gegründet. Unter Josephs II. Regierung kam er nicht mehr nach Hofe, sondern der Kaiser ging, wenn er ihn sprechen wollte, zu ihm, und dies geschah sehr oft. An den kirchlichen Reformen Josephs nahm Kaunitz den thätigsten Antheil. Zu Rom war man sogar überzeugt, daß sie alle von ihm allein ausgingen; deswegen wurde er in der Ministerial-Correspondenz nie anders als il ministro eretico (der ketzerische Minister) genannt. Als der Papst in Wien war, reichte er dem Fürsten, aus einem Übermaße von Politik, nicht den Rücken der Hand, sondern das Innere derselben zum Küssen dar, welches ehemals für die größte Gnadenbezeigung galt. Der Fürst aber that, als ob er nichts von dieser Etiquette verstände, nahm die ihm von dem Papste dargebotne Hand und drückte sie nach altdeutscher Sitte. Obgleich sein Einfluß unter Leopold II. aufhörte, so fuhr man dennoch fort, ihm mit der ausgezeichnetsten Achtung zu begegnen. Er starb 1794 an Entkräftung mit dem bleibenden Ruhme eines vielerfahrnen, um Österreich hochverdienten Ministers, und dem noch schönern eines edeln Menschen.

Kauris, Kaurimuscheln, Muschelmünze, (vergl. Cowries, Cowry-shells), eine Art kleiner, nur in den indischen Meeren einheimischer Muscheln, welche zu den Porzellanschnecken gerechnet und wegen ihrer Gestalt auch Brustharnisch, Otternköpfchen u. s. w. genannt werden. Cypraea moneta des Linné, haben eine einfache, eiförmige, glatte Schale, sind oben glänzend weiß oder strohgelb, am Bauche weiß, und inwendig blau. Sie werden höchstens 1½ Zoll groß, und sind auf beiden Seiten der Mundöffnung gesäumt und gezahnt Man fischt sie jährlich zweimal im bengalischen Meerbusen, an der malabarischen Küste, in besonders großer Menge aber bei den malediviſchen Inseln, und man bedient sich ihrer in ganz Ostindien, vorzüglich in Bengalen, auch im afrikanischen Handel, statt des Geldes (hauptsächlich wol nur statt der Scheidemünze). Der Absatz derselben ist so groß, daß, ungeachtet des geringen Einkaufspreises (1780 bezahlte man das Pfund mit 1 Groschen) jährlich für ungefähr 200,000 Thaler nach Bengalen geschickt werden.

Kauscher (Koscher), heißt bei den Juden, was rein und ihnen nach ihrem Gesetz zu genießen oder zu gebrauchen erlaubt ist. — Kauscher-Wein, der zum Gebrauch der Juden gekoscherte und deshalb versiegelte Wein.

Kausticität, s. Ätzkraft. **Kaustik**, s. Ätzkunst. **Kaustisch**, ätzend, beißend, auch figürlich vom Witz.

Kaviar (Ickari, Störrogen) wird in Rußland aus dem Rogen der Störe, der Hausen, der Beluga's, der Sterleten u. a. m. gemacht. Man streift nämlich den Rogen von der daran klebenden Haut ab, salzt

thn ein und thut nach acht Tagen Pfeffer und kleingeschnittne Zwiebeln hinzu. So eingemacht, wird er getrocknet und als eine delikate Speise auf geröfteter Semmel oder Butterschnitten genossen. Der beste Kaviar ist der krimmische (taurische), von welchem aus Kersch und Jenikale jährlich auf anderthalbtausend Tönnerchen in die Moldau- und die Donaugegenden ausgeführt werden.

Kegel (mathematischer) wird in der Stereometrie derjenige Körper genannt, welcher zur Grundfläche eine Kreisebene hat, und mit dieser kreisförmigen Rundung spitzig zuläuft; auch die runde Pyramide, — Konus. Die Kegel sind entweder gerade- oder schiefstehende. Schneidet man einen geradestehenden Kegel ringsum gleich hoch über der Grundfläche, d. i. mit der Grundfläche parallel durch: so muß die dadurch entstehende Fläche der Grundfläche ähnlich, und, da diese ein Kreis ist, ebenfalls ein Kreis sein. Geschieht aber der Schnitt schief, d. h. auf der einen Seite höher über der Grundfläche, als auf der andern: so entsteht keine kreisförmige, sondern eine länglich-runde Fläche, welche man eine Ellipse nennt. Geschieht dieser Schnitt nicht schief durch, sondern neben der Spitze senkrecht herab auf die Grundfläche: so entsteht eine nur nach oben krumme, unten aber durch die Grundlinie abgeschnittne Fläche. Diese heißt Hyperbel. Drittens kann aber auch der Schnitt mit der einen Seite des Kegels gleichlaufend geschehen, wodurch eine andre, ebenfalls nur nach oben gekrümmte und unten von der Grundfläche abgeschnittne Fläche entsteht, welche Parabel genannt wird. Diese drei letztern, aus Zerschneidung eines Kegels entstehenden, Figuren oder Flächen nennt man Kegelschnitte. Die Eigenschaften derselben sind schon von den Griechen mit bewundernswürdigem Scharfsinne entwickelt worden. Das noch darüber vorhandne Hauptwerk ist von Apollonius Pergäus. Um die Vervollkommnung der Theorie derselben haben sich dann insbesondre die Engländer verdient gemacht. — In der Buchdruckerkunst heißt Kegel die Dicke, welche die Lettern (nicht in die Breite, sondern in die Länge gerechnet) nach den verschiednen Schriftgrößen haben. Bei den Kanonen heißt Kegel das Visir. M. L.

Kehl, Dorf und ehemalige Reichsfestung am Ausflusse der Kinzig in den Rhein, über welchen hier eine Brücke nach dem, eine halbe Stunde davon gelegnen, Straßburg führt. Die Festung ward zu Ende des 17. Jahrh. von den Franzosen erbaut, und sollte gleichsam ein Schlüssel sein zu den weitläuftigen Eroberungen, die Ludwig XIV. auf dem rechten Rheinufer zu machen gedachte. Im ryswicker Frieden 1697 kam dieselbe jedoch an Deutschland, namentlich an den Markgrafen von Baden-Baden, wobei sich Kaiser und Reich das Besatzungsrecht vorbehielten. In der Mitte des vorigen Jahrh. aber wurden die Wälle abgetragen; Kehl ward ein bedeutender Fabrik- und Handelsort, und unter andern auch durch die, von Beaumarchais daselbst angelegte Druckerei berühmt, aus welcher die prächtige Ausgabe des Voltaire und andre Prachtdrucke hervorgingen. Während des Revolutionskrieges stellte man die Festungswerke wieder her. Kehl mußte mehrere Belagerungen aushalten (die merkwürdigste 1796), war abwechselnd in deutschen und französischen Händen, brannte zu drei verschiednen Malen nieder, und wurde 1808 von Napoleon mit dem Departement Niederrhein verbunden, bis es 1814 wieder an Baden zurückfiel. Im J. 1815 wurden die Festungswerke abgetragen.

Keil, das bekannte Werkzeug, welches zum Spalten des Holzes so häufig gebraucht wird, ist ein viereckiger, in Verhältniß zu seiner

Breite und Dicke langer Körper, der nach dem einen Ende in eine gerade Schärfe, oder auch in eine Spitze ausgeht. Die Größe seiner Wirkung hängt von der Neigung seiner Seitenflächen, von der Größe des Spaltes selbst, und von dem Widerstand der gespalteten Flächen ab, und ihre Bestimmung gehört zu den schwierigen Aufgaben der Mechanik. Vorzüglich wichtig ist die Lehre vom Keil (Schlußstein) in der Baukunst, namentlich bei den Gewölben.

Keilschriften hat man einige morgenländische Schriften auf alten Denkmälern in Persien und Babylonien genannt, weil ihre Charaktere aus einer Verbindung mehrerer oder weniger keilförmigen Striche in allerlei Richtungen bestehen. Nach äußern und innern Merkmalen kann man zwei Hauptgattungen der Keilschrift, die persische und babylonische, oder die medische und chaldäische unterscheiden, wovon jene wieder drei, diese zwei Unterarten hat. Die persische Keilschrift findet sich, ein paar Kleinigkeiten aus Aegypten ausgenommen, nur in den Ruinen von Pasargadä und Persepolis, und zwar stehen hier gewöhnlich alle drei Schriftarten, fast Wort für Wort sich entsprechend, unter einander; die babylonische hingegen findet sich immer nur einfach, auf allerlei Ziegel- und andern Steinen des alten Babylons, wie auch auf Gemmen und cylinderförmigen Amuleten. Alle diese Schriftarten stimmen darin überein, daß sie wagerecht von der Linken zur Rechten gelesen werden und eine Lautschrift, zum Theil mit besondern Worttheilen und einzelnen Monogrammen sind. Ohne bei den verschiednen Meinungen und Entzifferungsversuchen zu verweilen, wozu diese Schriften Veranlassung gegeben, führen wir nur an, daß, nach der wahrscheinlichsten Auslegung, die persischen Inschriften Titel der persischen Könige und Glückwünsche für ihr und ihrer Völker Wohl, die babylonischen aber magische Formeln für Talismane und zur Sicherung gegen den Einfluß böser Geister enthalten.

Keim ist die Grundlage zu jedem organischen Körper, aus welchem sich dieser unter den dazu erforderlichen Bedingungen nach und nach entwickelt. Besonders bedient man sich dieses Ausdrucks bei den Gewächsen, und hier kann man eine dreifache Gattung derselben annehmen: die Knospen an mehrjährigen Pflanzen, die Zwiebeln (Knollen) unter der Erde, und die Keime in den Früchten (Samen). Daß die Augen (Knospen) Keime sind, sieht man daraus, daß sich vermittelst des Einimpfens aus ihnen neue Pflanzen entwickeln. Sie würden sich sogar wie Samen aussäen lassen, wenn sie nicht in der Erde der Fäulniß zu sehr ausgesetzt wären. Im Samenkorne oder in der Frucht ist der Keim derselbe, aber nur anders eingehüllt, und von der Natur bestimmt, sich in feuchter Erde zu entwickeln.

Keiser (Reinhard) ward 1673 zu Leipzig geboren, und erhielt daselbst auf der Thomasschule seine erste wissenschaftliche Bildung. Nachdem er hier auch die Universität bezogen hatte, entwickelte sich sein, nachher so ausgezeichnetes musikalisches Talent um so mehr, als die dortige Oper, verbunden mit den Concerten dieser Stadt, ihm Vorbilder jeder Musikgattung zum Studium darstellen konnte. Bald zeichnete er sich so sehr aus, daß der braunschweigische Hof ihn zur Composition zweier Opern berief, welche großen Beifall erhielten. 1694 begab er sich nach Hamburg, wohin ihn die dortige Oper zog, die sich damals in ihrem höchsten Glanze befand. Auch hier gefielen seine Opern so sehr, daß er, eine Reise nach Kopenhagen ausgenommen, Hamburg nie wieder verließ und 40 Jahre hindurch mit dem größten Ruhme für das dortige Theater componirte. Wir haben, außer seinen übrigen Concert-

und Kirchenmusiken, 116 (118) Opern von ihm, in welchen sämmtlich eine so geniale Erfindung, eine solche Neuheit der Gedanken und besonders ein so edler, melodischer Gesang herrschen, daß man ihn, besonders wenn man bedenkt, daß er kein Nachahmer war, sondern fast alles aus sich selbst erfand, für einen der größten Componisten, die je gelebt haben, erklären muß. Er starb 1789.

Keith (Jacob von), königl. preuß. Feldmarschall, und einer der ausgezeichnetsten Feldherren des 18. Jahrh., jüngster Sohn Georg Keiths, Marschalls von Schottland, wurde 1696 zu Freterressa in der schottischen Grafschaft Kincardin geboren, und zeigte schon in früher Jugend eine außerordentliche Neigung zum Militärstande. 18 Jahr alt, trat er auf Antrieb seiner Mutter, deren Vater, Lord Perth, unter Jacob I. Großkanzler v. Schottland gewesen war, zu der Partei des Prätendenten über, und wohnte der Schlacht von Sherifmuir bei, in welcher er verwundet wurde. Da das Heer des Prätendenten zerstreut worden war, floh Keith nach Frankreich, und legte sich daselbst, unter Maupertuis Anleitung, mit so vielem Glücke auf das Studium der Mathematik, daß er durch Verwendung seines Lehrers in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Nachdem er voll brennenden Eifers, sich zu unterrichten, Italien, die Schweiz und Portugal durchreist war, ging er nach Madrid, wo der Herzog von Leyria ihm eine Stelle als Oberst des irländischen Regiments verschaffte, und ihn bald darauf zum außerordentlichen Gesandten nach Petersburg ernannt, mit dahin nahm, wo Keith (1728) in den Dienst der Czaarin trat, welche ihn zum Brigadegeneral, und bald darauf zum Generallieutenant und Ritter des Andreasordens ernannte. Hier zeichnete sich Keith in allen Schlachten, welche unter der Regierung dieser Kaiserin gegen die Türken (1737) geliefert wurden, durch seinen Muth aus, und war bei der Eroberung von Otschakow der erste, der die Bresche erstieg, wobei er an der Ferse verwundet wurde. In dem Kriege mit den Schweden (1741 — 1743) stritt er in Finnland, und er war es, der sowol den Gewinn der Schlacht von Wilmanstrand entschied, als auch die Schweden von den Alandsinseln in der Ostsee vertrieb. In dem Frieden zu Åbo (1743) ward er von der Kaiserin als Gesandter an den Hof von Schweden gesandt, wo er sich durch Pracht auszeichnete. Als er nach Petersburg zurückgekehrt war, schmückte ihn die Kaiserin mit dem Marschallsstabe. Da aber dennoch seine Einkünfte in Rußland immer sehr mäßig blieben und er überdies von Bestuchef beleidigt worden war, begab er sich an den Hof des Königs von Preußen, welcher darauf bedacht war, talentvolle Männer in seine Dienste zu ziehen. Dieser schenkte ihm sein unumschränktes Vertrauen, und machte ihn zum Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin (1749). Keith durchreiste mit ihm einen großen Theil Deutschlands, Polens und Ungarns. Als 1756 der siebenjährige Krieg ausgebrochen war, ging er als Feldmarschall mit einer preußischen Heerabtheilung nach Niedersachsen. Nach der aufgehobnen Belagerung von Olmütz (1758) deckte er den merkwürdigen Rückzug des Belagerungsheeres, ward aber noch in dem nämlichen Jahre (14. Oct.), als Daun das Lager der Preußen bei Hochkirchen überfiel, von einer Stückkugel vom Pferde gerissen, und starb auf dem Schlachtfelde, nachdem er im Dunkel der Nacht dreimal die Österreicher zurückgetrieben hatte. Keith war ein Mann von großen Talenten, ausgezeichneter Tapferkeit, strenger Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit. Lord Marschall, sein Bruder, schrieb an Madame Geoffrin nach Paris: „Denken Sie sich, welch' eine große Erbschaft mir mein Bruder hinterläßt. Er hat, an

der Spitze eines großen Heers, Böhmen gebrandschatzt, und ich habe siebenzig Dukaten bei ihm gefunden!" Friedrich der Große ließ ihm zur Anerkennung seiner Verdienste in Berlin auf dem Wilhelmsplatze eine Marmor-Statue errichten,

Keläno, eine der Harpyen (s. d. Art.)

Keller (Joh. Balth.), ein ausgezeichneter Erzgießer, ward zu Zürich geboren, und widmete sich dieser Kunst zu Paris in der blühendsten Zeit der Regierung Ludewigs XIV. Bald zeichnete er sich durch die Kühnheit aus, mit welcher er den Guß der bedeutendsten Stücke unternahm. Gegen das Ende des 17. Jahrh. verfertigte Girardon das Modell einer Ritterstatue des Königs von 21 Fuß Höhe. Bis dahin waren die Statuen Marc Aurel, Cosmus von Medici, Heinrichs IV. und Ludewigs XIII. in einzelnen Stücken gegossen worden; Keller unternahm es, jene Statue in einem einzigen Gusse zu gießen. Dieses Werk machte unstreitig Kellern eben so viel Ehre, als Girardon; ja, man könnte sagen, daß die Schönheiten des Modells der Kühnheit des Gusses nicht gleich kamen. Der König ließ ihn durch seine Minister belohnen, und übertrug ihm auch die Aufsicht über die Stückgießerei des Zeughauses. Er starb 1702. Sein Bruder Joh. Jac. Keller, geboren 1635, welcher 1700 in seinem 65. Jahre zu Colmar starb, war ebenfalls ein geschickter Künstler im Gießen.

Kellermann, Herzog von Valmy, Marschall und Pär von Frankreich, geb. 1735 in Strasburg, trat als gemeiner Husar 1752 bei der Legion Conflans in Dienste und machte als solcher die ersten Feldzüge des 7jährigen Kriegs mit. Aber schon 1758 wurde er seines tapfern Verhaltens wegen zum Offizier ernannt. So durchlief er alle Dienstgrade bis zum Marechal de camp, wie ihn die Revolution fand. Er zeichnete sich bei Ausbruch derselben durch Patriotismus und verständiges Betragen in einem solchen Grade aus, daß die Bürger von Landau, wo er sich in Garnison befand, ihm eine Bürgerkrone überreichten. Nach Ausbruch des Kriegs erhielt er erst das Commando der Moselarme, vereinigte sich im September mit der Hauptarmee unter Dümouriez und hielt am 19. Sept. den berühmten Angriff des Herzogs von Braunschweig aus, der unter dem Namen Kanonade von Valmy welthistorisch merkwürdig geworden. Sie ist es dadurch, weil sie die Alliirten zum Rückzug bestimmte und nicht bloß den ganzen Feldzug entschied, sondern vielleicht Europa's Schicksale und Frankreichs Waffenherrschaft bis zum Jahre 1813 hinaus. Kellermann erhielt in den nachfolgenden bewegten Zeiten der verschiednen Kriege, in welche Frankreich verwickelt blieb, vielerlei General-Commando's, in welchen wir ihn hier nicht folgen können. Keine seiner spätern Waffenthaten übertraf aber die Haltung, welche er bei Valmy an den Tag gelegt hatte, weßhalb er auch stets als der Sieger von Valmy genannt blieb. Auch Napoleon überhäufte ihn mit den höchsten Ehren aller Art und gab ihm die herrliche Besitzung Johannisberg als Dotation. Nach der Restauration der Bourbons wurde er in die Pärskammer ernannt, wo er sich, wie immer, als einer der ersten Vertheidiger der öffentlichen Freiheit zeigte. Er starb am 12. Sept. 1820 in dem hohen Alter von 83 Jahren. In seinem letzten Willen hatte er verordnet, daß sein Herz auf dem Schlachtfelde von Valmy sollte begraben, mit einem einfachen Denksteine und mit folgender Inschrift bezeichnet werden: ici sont morts glorieusement les braves qui ont sauve la france au 20. Sept. 1792. Un soldat, qui avoit l'honneur de les commander dans cette mémorable journée, le marechal Kellermann, duc de Valmy, dictant,

après 28. ans, ses dernières volontés, a voulu que son coeur fut placé au milieu d'eux. Diese Handlung fand am 20. Oct. 1820 auf eine eben so rührende, als feierliche Weise statt.

Kemble (Johann Philipp), eine der ersten Zierden der englischen Bühne, ist zu Preston in Lancashire 1757 geboren. Sein Vater, Roger Kemble, der sich als Schauspieler ebenfalls vortheilhaft bekannt gemacht hat, gab ihm eine sorgfältige Erziehung. Zum geistlichen Stande bestimmt, studirte er im Collegio zu Douay in Flandern, verließ aber die Schule, und ward, wider den Willen seiner Familie, Schauspieler. Er trat zuerst zu Wolverhampton als Theodosius, in Rowe's Tragödie dieses Namens, mit großem Beifall auf, besuchte dann Manchester, Liverpool und York, und ging von da 1781 nach Dublin. Hier trat er in der Rolle des Hamlet auf, worin er seitdem ohne Nebenbuhler glänzte. Nicht mit gleicher Auszeichnung versuchte er sich in komischen Rollen. 1783 kam er nach London, wo er zuerst als Hamlet auf dem Theater Drury-Lane auftrat. Zehn Jahre später ward er Regisseur, und blieb es bis 1796. Er hatte in diesem Zeitraume, als ein feiner Kenner der dramatischen Werke seiner Nation, wovon er vielleicht die größte Sammlung in England besitzt, manches treffliche ältere Stück wieder auf's Repertorium gebracht. Dagegen fanden seine neuen Lesarten, wodurch er z. B. den Text des Shakspeare häufig veränderte, nicht den Beifall der Kritiker. Nach manchen Verdrießlichkeiten nahm er seinen Abschied, und besuchte 1802 und 3 Frankreich und Spanien. Nach seiner Rückkehr kaufte er für 20,000 Pf. einen Antheil am Covent-Garden-Theater, und trat hier in Lewis Stelle. In heroischen Rollen, deren Charakter mehr in Kraft und Würde, als im Pathos besteht, in philosophischer Declamation, und in Rollen würdevoller Zärtlichkeit, hat er vielleicht seines Gleichen nicht. Als Schriftsteller hat sich Kemble durch einige Farcen, z. B. The Projects, The Panuel, The Farm-House, und durch einige Umarbeitungen, bekannt gemacht. Eine Sammlung von Jugendgedichten hat er bald nach ihrer Erscheinung unterdrückt. Von Shakspeare hat er 24 Schauspiele für die Bühne bearbeitet. Seine Hauptrollen waren: Hamlet, Macbeth, Coriolan, Beverley und Othello. 1817 verließ Kemble die Bühne. Er trat zum letzten Male als Coriolan auf. Mit der größten Bewunderung seiner Kunstleistung ward dieser Abschied vom Hause und seinen Freunden gefeiert. Lord Holland überreichte ihm bei dem festlichen Mahle eine prächtige Vase mit der Inschrift, daß Kemble 34 Jahre lang die Würde des Drama und Shakspeare's Ruhm auf der Nationalbühne behauptet habe. Die Geschichte seiner Kunst hat Kemble gründlich studirt. Moliere'n bewunderte er als den Mann der Natur, der nicht Frankreich allein, sondern allen Nationen angehöre. Kemble's Schwester ist die berühmte Siddons. Sein Bruder Charles Kemble, geb. im Nov. 1775, studirte ebenfalls in Douay, und ward dann bei der Post angestellt; aber auch ihn trieb seine Neigung auf die Bühne. Er trat zuerst 1792 als Roland in dem Stück von Shakspeare: As you like it, mit Beifall in Sheffield auf; dann 1794 als Malcolm im Macbeth auf dem Drurylane-, und dann auf dem Haymarket-Theater, bis 1802, in welchem Jahre er auf das feste Land reiste. Nachher vereinigte er sich mit seinem Bruder beim Coventgarden-Theater. Er hat einige Lustspiele geschrieben. Seine Gattin, Marie Therese Kemble, geb. zu Wien 1774, wo ihr Vater, von Camp, Tonkünstler war, trat schon als Kind in Noverre's Balletten auf. Sie spielte und tanzte auf mehrern Bühnen mit Beifall; vorzüglich auf dem Drurylane-Theater als Julie in der Oper Ri-

chard Löwenherz. 1799 wurde ein von ihr verfaßtes Lustspiel: die ersten Fehler, auf derselben Bühne mit Beifall gegeben. 1806 heirathete sie Hrn. Charles Kemble, und spielt jetzt auf dem Coventgarden-Theater. Von ihr ist noch 1808 ein Zwischenspiel: der Tag nach der Hochzeit, erschienen. Eine umständlichere Biographie und Charakteristik John Philipp Kemble's (von Hüttner) findet sich im IX. Heft der Zeitgenossen.

Kempelen (Wolfgang von), ein berühmter mechanischer Künstler, zuletzt k. k. wirklicher Hofrath, starb 1804 in seinem 71. Jahre. Um welche Zeit dieser erfinderische Mann die berühmte Schachmaschine zu Preßburg, woselbst Kempelen geboren wurde, bekannt gemacht hat, ist unbekannt; doch wird derselben schon 1771 gedacht. Sie stellt einen Mann von natürlicher Größe vor, der türkisch gekleidet ist, und vor einem Tische sitzt, auf welchem ein Schachbrett steht. Der Tisch selbst hat an den Füßen Rollen, um ihn desto leichter von einer Stelle auf die andre bewegen, und somit den Verdacht, als sei ein Mensch unter dem Tische verborgen, um so mehr vermeiden zu können. Diese Maschine spielte mit den geschicktesten Spielern, und war ihnen fast immer überlegen. Inwiefern der Erfinder, der immer neben dem Tische stand, oder auch in ein, auf einem entfernten Tische befindliches, mit dem Schachspieler selbst in keiner Verbindung stehendes Kästchen sah, das Spiel des Schachspielers leitete, oder ob in der Maschine selbst ein Mensch verborgen war, hat nicht entdeckt werden können. Der Erfinder war stets bereit, das Innere der, mit Rädern, Hebeln und Springfedern angefüllten Maschine Jedem, der es verlangte, zu zeigen. Da die Züge eines Schachspielers indeß nur durch ein denkendes Wesen hervorgebracht werden können: so war nur ein solches im Stande, den gethanen Zügen entsprechende entgegenzusetzen, und folglich mußte, auf welche Weise es auch bewerkstelligt wurde, ein denkendes Wesen mit ihr in verborgner Verbindung stehen. Demnach lag das Verdienstliche der Maschine mehr in dem Mechanismus, als in der Kunst, mit welcher sie ihrem Gegenspieler die Partien abzugewinnen wußte. Sie befand sich übrigens im J. 1812 in der Villa Buonaparte zu Mailand, wo jedoch der Hofrath Winkler aus Dresden (S. Sänger's Reise, von Theodor Hell, 1r Th.) den Türken ohne große Anstrengung matt machte. — Im J. 1778 erfand Herr von Kempelen die noch künstlichere Sprachmaschine, welche 1½ Fuß breit und ½ Fuß lang, aus einem viereckigen, mit einem Blasebalge versehenen Kasten bestand. Wenn der Blasebalg nebst seinen Klappen, nach Verhältniß der zu sprechenden Wörter, bewegt wurde, so sprach die Maschine alle Sylben deutlich und vernehmlich aus.

Kempis (Thomas a), s. Thomas a Kempis.

Kennicot (Benj.), zuletzt Doctor und Professor der Theologie zu Oxford, ward 1718 zu Tottneß in Devonshire geboren, wo sein Vater ein armer Schuhmacher und zugleich Küster war. Er hat sich durch seine weitläufige und kostbare Sammlung von Lesearten aus 253 Handschriften und 12 gedruckten Ausgaben der hebräischen Bibel, und durch den Abdruck derselben unter dem hebräischen Texte verdient und berühmt gemacht. Dieses Werk führt den Titel: Vet. Test. hebr. cum variis lectionibus, II. Tomi Oxon. 1776 — 1780 fol. Dem zweiten Bande ist eine Diss. gener. in V. T. hebr. vorgedruckt, welche Bruns (Brunovici 1783. 8.) besonders herausgegeben und mit Anmerkungen versehen hat. Kennicott war bei dieser mühsamen und kostspieligen Unternehmung durch eine Unterzeichnung von mehrern tausend Pf. St. unter-

stützt, und somit in den Stand gesetzt worden, mehrere Gelehrte, unter andern Bruns, nach Spanien, Italien, Deutschland u. s. w. zu schicken, welche Handschriften und Ausgaben vergleichen sollten. Allein die Ausbeute war dennoch nicht so bedeutend, als man sich anfangs geschmeichelt hatte. Im Ganzen hat man der Schreibfehler viele, der brauchbaren Lesearten hingegen sehr wenige in dem Werke selbst gefunden. Auch fehlte Kennicott theils selbst im Plane, theils war er weder mit den morgenländischen Sprachen, noch mit den echten Grundsätzen der Kritik vertraut genug. Nach seinem Tode erschien von ihm: Remarks on select passages in the Old Test, to which are added eight sermons, Oxf. 1787. 8. (Bemerkungen über einige auserwählte Stellen des alten Testaments, nebst acht Predigten). Er starb 1783.

Kent (William), aus Yorkshire, der Vater der brittischen Gartenkunst. Sein Hauptstudium war die Malerei und er gab lange den Ton zu Gartenverzierungen in England an, nachdem Lord Burlington zu Rom seine Anlagen für die Gartenverschönerungen bemerkt hatte. Er starb 1748. 64 Jahr alt. Von Lord Burlington angeleitet, ging er zur Baukunst über. Er bemerkte, daß die Natur die Symmetrie nur in kleinen Körpern liebe, nicht aber in der Oberfläche des Bodens und in ihren großen Werken Mannichfaltigkeit und Ordnung herrschen ließe. Nur zur Abwechselung wähle sie die gebogene Linie, gebe aber den Gewässern einen schlängelnden Lauf, bepflanze die Anhöhen, ohne sie zu ebnen, verschönere natürliches Gebüsch, ohne solches zu zerstören, lasse auf reichem Boden eine Fülle von Vegetation entstehen, öffne dem Auge reizende Aussichten und folgerte daraus, daß man einen anmuthigen Hain mit Gebäuden veredlen müsse. Enthusiastisch nahmen die Britten die Zeichnungen von Kent's Anlagen auf. Auch Popes schöne Anlagen zu Twickenham leiteten den Gartenkünstler Kent zu noch größern Ideen.

Keppler (Joh.), ein berühmter Mathematiker und Astronom, dem die Astronomie den Grund der Höhe verdankt, zu welcher sie in neuern Zeiten gelangt ist. Er war 1571 zu Wiel im Würtembergischen geboren, und stammte aus einem adeligen Geschlechte. Armuth und das immer wandelbare Schicksal seines Vaters (eines Gastwirths) war den Grund der Vernachlässigung seiner Erziehung und der vielen trüben Tage seiner Jugend. Obgleich sein Unterricht in den Anfangsgründen der Wissenschaften bisweilen durch ökonomische Geschäfte unterbrochen wurde: so brachte er es doch in seinem 18ten Jahre dahin, daß er nach seines Vaters Tode die Klosterschule Maulbrun verlassen, und die Universität Tübingen beziehen konnte. Hier studirte er nach dem damals vorgeschriebnen Gange, zuerst Philosophie und Mathematik, und dann Theologie. Nebenbei aber folgte er seiner Lieblingsneigung zur Astronomie, wo ihn insbesondre die Untersuchung der physikalischen Gründe der Bewegung der Weltkörper beschäftigte. Von Tübingen wurde er als Professor der Mathematik und Moral nach Grätz in Steyermark berufen, wo er seine astronomischen Untersuchungen fortsetzte. Aus Furcht, seine Stelle zu verlieren, ging er nach Ungarn, kehrte aber nach einiger Zeit wieder zurück. Unterdessen war der berühmte Astronom Tycho de Brahe nach Deutschland gekommen, dessen Bekanntschaft auf Keppler's Schicksal einen wichtigen Einfluß hatte. Keppler entschloß sich nämlich, sein Amt zu verlassen, und zu Prag mit Tycho die sogenannten rudolphinischen Tafeln zu verfertigen. Durch des Letztern Empfehlung ward er nun zwar hier vom Kaiser Rudolph II. als kaiserlicher Mathematikus angestellt; allein da ihn sein Amt und seine Wissenschaft

nicht hinlänglich nährten: ſo ſtudirte er noch Medicin, um von der Praxis leben zu können. Der Kaiſer hatte ihm ein Jahrgeld beſtimmt; allein in den bedrängten Zeiten, welche den 30jährigen Krieg vorbereiteten, blieb dieſes immer aus. Selbſt da er auf Befehl des Kaiſers Matthias in Linz angeſtellt war, wurde ſeine Hoffnung, das Rückſtändige zu erhalten, getäuſcht. Streitigkeiten mit den Geiſtlichen, ſo wie überhaupt die damaligen Unruhen in den öſterreichiſchen Landen, hatten ſehr nachtheiligen Einfluß auf ſeine Lage. Er verließ Linz, begab ſich nach Regensburg, ſchlug einen Ruf nach England aus, wurde vom Kaiſer Ferdinand II. zum kaiſerl. Mathematiker beſtätigt, und ging darauf nach Ulm, wo er die rudolphiniſchen Tafeln drucken ließ. 1627 kam er nach Prag zurück, und erhielt vom Kaiſer 6000 Gulden. Endlich bekam er auf Befehl des Herzogs Albert von Wallenſtein, damals Herzog von Meklenburg, eine Profeſſur zu Roſtock, erhielt aber die verſprochne Beſoldung nicht. Er reiſte deshalb nach Regensburg, wo er aber 1630 ſtarb. Keppler war klein, hager und ſchwach von Körper, kurz von Geſicht, nicht ſelten munter und ſcherzhaft; mit Liebe hing er an ſeiner Wiſſenſchaft, mit Eifer ſuchte er die Wahrheit, vergaß aber darüber die Regeln der Weltklugheit; auch war ihm eine gewiſſe Geheimnißſucht eigen. Sein Schickſal hatte ihm die Freuden des Lebens ſparſam zugemeſſen, aber er ertrug alle Widerwärtigkeiten mit Standhaftigkeit. Hauptſächlich beſchäftigte ſich ſein ſcharfſinniger Geiſt mit der Beſtimmung der Bahn des Mars. Die wichtigſte ſeiner Entdeckungen war: daß die Kubikzahlen der mittlern Abſtände der Planeten von der Sonne ſich verhalten, wie die Quadratzahlen der Umlaufszeiten. Er machte ſie den 15ten Mai 1618. Die von ihm entdeckten Geſetze des Planetenlaufs (die ſogenannten drei kepplerſchen Regeln, ſ. d. Art. Naturgeſetze) gaben Newton die nähere Veranlaſſung zu ſeinen Entdeckungen. Seine unſterblichen Verdienſte um die Aſtronomie fanden in unſern aufgeklärten Zeiten, bei einer dankbaren Nachwelt, ihre gerechte Verehrung. Zu Regensburg ward ihm von Karl Theodor von Dalberg 1808 ein Denkmal errichtet. Es beſteht in einem doriſchen Tempel, in welchem Keppler's, von Doll gearbeitete, Büſte ſteht.

Kerguelen Tremarec (Ives Joſeph de), ein berühmter franzöſiſcher Seeheld, zu Quimper in Bretagne geboren. Er wurde 1767 und 1768 zur Anlegung und Bedeckung einer Fiſcherei an der Küſte von Island benutzt, ging 1771 unter dem Miniſterio des Herzogs von Praslin und dem Herrn de Boynes nach Isle de France, um den, vom Ritter Grenier vorgeſchlagnen kürzern Weg nach Indien zu prüfen und das ſüdliche, von Gonneville entdeckte Land zu unterſuchen. Nachdem er die Maldiven beſucht, kam er um Ceylon herum, nach Isle de France zurück. Am 16. Jan. 1772 ging er wieder in See, und entdeckte am 12. Febr. unterm 49 Grad ein neues Land, wovon er im Namen des Königs von Frankreich Beſitz nahm. 1776 fand Cook auf ſeiner dritten Seereiſe eine zurückgelaſſne Flaſche, als Document der frühern franzöſiſchen Beſitzergreifung durch Kerguelen. Gleich nach ſeiner Zurückkunft erhielt er eine neue Miſſion zur Entdeckung und kam 1774 in Breſt wieder an. Er hatte aber ſogleich das Unglück, daß einer ſeiner Offiziere als Ankläger wider ihn auftrat, dem viele Cameraden beiſtimmten, welchen er bisher bei Beförderungen vorgezogen war, und wurde verhaftet und ſchuldig befunden, daß er auf ſeinem Kriegsſchiffe geſtattet habe, Waaren zum Verkauf einzuſchiffen, obgleich er bloß verſchiednen Subalternen erlaubt hatte, für ihr Baar Waaren zum Debit am Bord eines Kriegsſchiffs mitzunehmen, wozu er ſogar den weniger

Digitized by Google

Reichen persönlich Vorschuß gab. Die Ursache seiner Verfolgung war der, in Frankreich nur zu allgemeine Neid der Offiziere, die auf der königl. Flotte und in den Navigationsschulen sich zum Marinedienst gebildet hatten, wider diejenigen, welche ihre praktische Kenntniß zuerst auf Handelsschiffen gewonnen hatten, und dann mit Offiziersrang in die königl. Marine eintraten. Auch in der Revolutionszeit fürchteten die Schreckensmänner diesen Seemann, ließen ihn erst verhaften, und verabschiedeten ihn nachher. Er schrieb eine Geschichte der französischen Seekriege und Darstellung der Ursachen, welche den Ruin der franz. Seemacht herbeiführten, so wie der Mittel, solche herzustellen, und schickte solchen Nachrichten von den Ereignissen des Seekriegs zwischen Frankreich und England vom J. 1778 voraus. Auch ließ er eine Beschreibung seiner Reisen in der Nordsee erscheinen, und eine andre zur Auffindung eines neuen Weges nach China, dem Südmeer und Indien in den J. 1771 — 1773. Er starb 1797.

Kermes, ein kleines Insekt mit fadenförmigen Fühlhörnern und einem Saugstachel auf der Brust, dessen Weibchen ungeflügelt und mit einem Schilde bedeckt sind. Wenn sie trächtig sind, setzen sie sich an die Bäume und Pflanzen fest. Die Jungen kriechen, während die Mutter stirbt, durch die Hinterspalte des Schildes hervor. Unter den 41 Arten dieser Thiere sind nur 3 oder 4 wegen ihrer Farbe berühmt. Unter solchen ist die vorzüglichste die Schildlaus der Stecheiche. Spanien hat den besten Kermes. Er findet sich auf der kleinen 3 bis 4 Fuß hohen Steineiche Bauhin, die auch in Südfrankreich, Kleinasien und Persien einheimisch ist. Im Valencianischen beobachtet man bei der Einsammlung des Kermes folgendes: Im März bemerkt man, daß jenes Insekt kaum so groß, als ein Hirsekorn, an jenen Eichen hinankriecht. Es setzt sich fest und vergrößert sich. Eine feine Wolle überzieht solches. Die Figur ist oval und da, wo die Wolle fehlt, sieht man einige goldne Punkte durchschimmern. Im April ist der Kermes zur Größe einer Erbse ausgedehnt und hat sich die wollige Bedeckung in Staub verwandelt. Man nimt dagegen eine Schale gewahr, worin Eier liegen. Ende Mai hat die Schale nebeneinander stehende blutrothe Eier. Nun stirbt die Mutter und der Kermes muß eingesammelt werden. In guten Jahren hat ein solcher Eiersack an 20,000 Eier. Wartet man länger: so bemerkt man im July durch das Vergrößerungsglas, wie aus diesen Eiern kleine goldgelbe geflügelte Insekten mit 6 Füßen, 2 langen Fühlhörnern und einem gabelförmigen Schwanze ausschlüpfen. Dies sind die Männchen; die Zahl der Weibgen unter diesen Insekten ist nicht zahlreich. Für Arme und wenig beschäftigte Personen ist das Kermessammeln ein nährendes Gewerbe und kratzen sie mit den dazu lang erhaltenen Nägeln die Eiersäcke ab. Die besten Stunden zum Einsammeln sind die thauigen Frühstunden. Wo die Sucherin viel Kermes findet, kann sie 2 bis 3 Pfd. täglich sammeln. Die Käufer breiten ihn auf Leinewand, die mit Essig besprengt wird, um die Insekten in den Eiern zu tödten. Zugleich entsteht durch die Einsprengung ein rother Staub, der sich von der Schale ablöst. Dann wird er getrocknet, gesiebt und in lederne Beutel, so wie diese wieder in linnene aufbewahrt. Hauptsächlich geht er nach Afrika. Sowol beim Kermes, als bei der Cochenille, erhöht man die Farbe durch Kalizusatz beim Färben. — Mineralischer Kermes (Kartheuserpulver) bildet ein kermes- oder rothbraunes sanft anzufühlendes Pulver von schwachem Geruch und Geschmack. In Wasser und Weingeist ist es unauflöslich, in Ätzlauge unvollkommen, in Schwefelkalilauge vollkommen auflösbar. Salzsäure

läßt das Oxydul auf, entwickelt Schwefelwasserstoffgaß und läßt etwas Schwefel, welcher durch Zersetzung des Schwefelwasserstoffs zu entstehen scheint, zurück.

Kesselsdorf, ein Dorf, eine Meile von Dresden, berühmt durch die Schlacht am 15. Dec. 1745, in welcher die Preußen, unter Anführung des Fürsten Leopold von Dessau, das sächsische Heer (unter dem Herz. von Weissenfels und dem Feldmarschall Rutowski) schlugen. S. Friedrich II. Der von dem verst. sächs. Major Lehmann entworfene treffliche Plan der Schlacht gewährt eine deutliche Übersicht. In der Nähe des Dorfes sind bedeutende Steinkohlengruben. S. Plauischer Grund.

Kette, s. Messungen.

Kettenbruch heißt in der Rechenkunst ein solcher Zahlenbruch, wo der Zähler eine ganze Zahl, der Nenner aber nicht wie gewöhnlich auch bloß eine ganze Zahl ist, sondern noch einen Bruch bei sich hat. Beistehendes Beispiel zeigt einen solchen:

$$\frac{1}{2}+\frac{1}{6}+\frac{1}{7}+\frac{1}{1}+\frac{1}{3}.$$

Jeden gewöhnlichen Bruch kann man in einen Kettenbruch verwandeln, wenn man den Zähler durch den Nenner dividirt; daher die Zähler der Brüche, wodurch das Ganze wie eine Kette zusammenhängt, gemeiniglich 1 sind, wie auch das Beispiel zeigt. Eben so kann man jeden Kettenbruch verwandeln, wenn man den letzten Nenner (hier $1+\frac{1}{3}$) auf die gewöhnliche Form $\frac{2}{10}$ bringt und eben so bis zum ersten fortfährt. Das beigesetzte Beispiel gibt den Bruch $\frac{105}{839}$. Die Kettenbrüche dienen dazu, gemeine Brüche auf die möglichst genaue Art abzukürzen. Den ersten Gebrauch derselben hat Lord Brounker gemacht, und die beste Theorie Joh. Schulz (Hofpred. in Königsberg) geliefert. M. L.

Kettenrechnung nennt man in der Rechenkunst das künstliche Verfahren, zwei verschiedenartige Größen durch ihre Mittelgrößen zu vergleichen. Sie ist daher, insofern das Rechnen ein Denken oder Schließen ist, eine Schlußkette (Logik), und hat, weil durch die Einschiebung der Mittelgrößen alle wie die Glieder einer Kette in einander hängen, mit ebendemselben Rechte jenen Namen. Man vergleicht und vertauscht die Größen so mit einander, daß und bis man auf diejenige kommt, welche man sucht. Ein Beispiel wird dies deutlich machen. Will man wissen, wieviel eine engl. Krone Conventionsgroschen macht: so schließt man so: 1 engl. Krone ist 573 As fein Troyes, 4864 As fein Troyes machen 1 köln. Mark fein, 1 köln. M. f. gibt 20 Conventionsgulden, und 1 Conventionsgulden 16 Conventionsgroschen. Wenn man nun die Producte der gegenseitig in Verhältniß stehenden Zahlen durch einander dividirt ($573 \times 1 \times 20 \times 16$ divid. d. $4864 \times 1 \times$ d. i. nach der Reduction $28\frac{65}{76}$): so gibt d. Quotient die Summe der Conventionsgroschen, die auf eine Krone gehen. Die Ursache dieses Zutreffens entwickelt die Arithmetik. Die Zusammenstellung und Anordnung der verbundnen Größen bei dieser Rechnung, nennt man einen Kettensatz, und die Vorschrift dieses kunstreichen Verfahrens Kettenregel, Regula multiplex (weil oft sehr viele Sätze dabei gebraucht werden) auch reesische Regel (von ihrem Erfinder K. F. de Rees). Diese Rechnungsart, welche gegen das sonst gewöhnliche Verfahren den bedeutenden Vorzug der größern Kürze

und Genauigkeit hat, findet daher beim Handel und Verkehr häufige Anwendung, und ist Geschäftsleuten sehr wichtig. M. L.

Ketzer gibt es nur insofern, als eine sich für rechtgläubig haltende Kirche Andersmeinende, die ihr angehören, dafür erklärt. Als das Christenthum in Palästina entstand, war dasselbe in den Augen der Juden eine Ketzerei (Häresie), d. h. eine Abweichung von dem geltenden Lehrbegriffe und Gottesdienste des Judenthums. Seit sich aber das Christenthum förmlich von ihm trennte, sich auch unter den Heiden Bekenner sammelte und seinen, vom Judenthum wesentlich verschiednen Grundcharakter durch ein eignes Kirchenthum geltend zu machen anfing, konnten weder die Christen von den Juden, noch die Juden von den Christen mehr Ketzer (Häretiker) genannt werden; eben so wenig sind Heiden und Mohammedaner in den Augen der Christen Ketzer, sondern Ungläubige, die keiner Abweichung vom rechtgläubigen Christenthume, das sie nicht angenommen hatten, beschuldigt werden können. Aber in der Christenheit selbst entstand der Gegensatz zwischen den Rechtgläubigen und Ketzern, sobald die Richtung der Kirche zur Einheit des Glaubens und zur Alleinherrschaft gewisser, durch Übereinkunft der Mehrzahl für rechtgläubig erklärter Lehrsätze und Gebräuche bei den wortführenden Lehrern zum Bewußtsein kam. Der Streit über solche Lehrsätze und Gebräuche führte zur Verketzerung der unterliegenden Gegenpartei. Die Häresiarchen (Anführer andersdenkender Parteien) wurden mit ihren Anhängern, vor der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, nur mit Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, seit Constantin d. G. aber von der weltlichen Macht, außer dem Bann, den die Bischöfe verhängten, auch mit der Verbannung, dem Verbrennen ihrer Bücher und dem Verluste ihrer bürgerlichen Rechte bestraft. Das erste Beispiel einer Lebensstrafe gegen Ketzer gaben auf der Synode zu Trier 385 spanische Bischöfe durch die Verurtheilung Priscillians zum Tode. Die bis zur Einführung der Inquisition den Bischöfen überlassenen Ketzergerichte konnten nur unter Mitwirkung der weltlichen Macht Lebensstrafen über Ketzer verhängen; seit dem Anfange des 13. Jahrh. wurden aber fast in allen Ländern der Christenheit eigne Ketzermeister mit unumschränkter Vollmacht bestellt, die sich durch zahllose Gütereinziehungen und Hinrichtungen furchtbar machten. Die Kreuzzüge, die Simon von Montfort um diese Zeit gegen die Albigenser, eine aus Manichäern, Katharern und Waldensern bestehende, im südlichen Frankreich, besonders um Toulouse und Albi, verbreitete Sekte, anführte, war offenbar ein bürgerlicher Krieg zur Vernichtung der Ketzer. Frankreich, Spanien und Italien wurden vom 13. bis in's 16. Jahrh. durch Ketzerverfolgungen verheert und erstres noch im 17. Jahrh. durch die Beichtväter Ludwigs XIV. seiner fleißigsten Einwohner beraubt. Seit dem 11. Jahrh., wo einer unter dem Namen Katharer oder Gazarer besonders in der Gazarei (Krimm) herrschende Sekte nach Westen vordrang, scheint durch diese Gazarer der Ausdruck Ketzer zur Bezeichnung von Christen, die vom allgemeinen Kirchenglauben abweichen, unter den Deutschen in Gebrauch gekommen zu sein. Auch in Deutschland trieben Ketzermeister, deren erster Conrad von Marburg von 1214 — 1233 am Rheine wüthete, von Zeit zu Zeit ihr Wesen; doch konnte hier, wenn auch die unpolitische Schwärmerei einiger deutschen Fürsten sich bisweilen Hinrichtungen und noch öfter Verbrennungen Andersmeinender erlaubte, die Verketzerungssucht nie so weit um sich greifen, als in den Staaten von West- und Südeuropa, und die Aufklärung neuerer Zeiten hat, indem sie den religiösen Werth des Menschen mehr nach seinem Wandel, als nach seinen

Thus, for example, the Greek word ἀνήρ, which means a man, is declined in the singular number as follows:

Nominative	ἀνήρ
Genitive	ἀνδρός
Dative	ἀνδρί
Accusative	ἄνδρα
Vocative	ἄνερ

In the plural number it is declined as follows:

Nominative	ἄνδρες
Genitive	ἀνδρῶν
Dative	ἀνδράσι
Accusative	ἄνδρας
Vocative	ἄνδρες

The Latin word *mensa*, which means a table, is declined in the singular number as follows:

Nominative	*mensa*
Genitive	*mensæ*
Dative	*mensæ*
Accusative	*mensam*
Ablative	*mensâ*
Vocative	*mensa*

In the plural number it is declined as follows:

Nominative	*mensæ*
Genitive	*mensarum*
Dative	*mensis*
Accusative	*mensas*
Ablative	*mensis*
Vocative	*mensæ*

The German word *Tisch*, which means a table, is declined in the singular number as follows:

Nominative	*Tisch*
Genitive	*Tisches*
Dative	*Tische*
Accusative	*Tisch*
Vocative	*Tisch*

In the plural number it is declined as follows:

Nominative	*Tische*
Genitive	*Tische*
Dative	*Tischen*
Accusative	*Tische*
Vocative	*Tische*

leihen oder einzukassiren und umzusetzen. Auch befindet sich in Kiel ein Seminar für Schullehrer und mehrere treffliche Anstalten. Die dasige kleine Gemeine griechischer Religion hat ihren eignen Geistlichen, und steht seit 1773 in geistlichen Sachen unter der russischen Gesandtschaft in Kopenhagen. Die Stadt enthält 800 Häuser mit 7000 Einw., die Handel und Schifffahrt treiben. In Kiel schloß Schweden den 14. Januar 1814 den Frieden mit Dänemark, durch den letztres Norwegen abtrat.

Kiel. Dies Wort hat sehr verschiedne Bedeutungen, besonders in seinen Zusammenstellungen. Wir führen deren einige hier an. Kiel, Spuhle, Pose, der festere, unten hohle, spannkräftige Theil der Feder, wird oft in der ernsten wie in der scherzhaften poetischen Sprache für Schreibfeder gebraucht. „Mein Kiel soll dich erheben." — Kiel nennen die Gärtner die Zwiebel der Blumengewächse. Daher Kielwerk für Zwiebelgewächse — Kiel heißt ferner der unterste lange Balken eines Schiffes, welcher vom vordern bis zum hintern Ende des Schiffes geht, und die Grundlage des ganzen Gebäudes ist. Dichter brauchen es daher zuweilen für Schiff: „Mich trug kein Kiel durch die Wogen" (Voß). — Kielwasser ist die sich ziemlich lang erhaltende, sichtbare Furche, welche der Kiel beim Laufe des Schiffs im Wasser hinter sich läßt, und die, selbst bei hoher See, fast ganz eben und ruhig ist, so daß ab- und zugehende Böte sie gern benutzen. — Kielrecht werden die Abgaben genannt, welche Schiffe zahlen müssen, wenn sie zum ersten Male in einem Hafen ankern. — Kielherr ist so viel als Schiffer. — Kielen heißt ein Schiff mit einem neuen Kiele versehen, ist auch mit kielholen gleichbedeutend; dann sagt man es von Vögeln, welche Kiele bekommen; und endlich von einem Flügel (das Musikinstrument), den man ganz oder zum Theil mit neuen Kielspitzchen versieht, wo man auch bekielen, befiedern gebraucht. — Kielholen oder kielen heißt ein Schiff so auf die Seite legen, daß man zum Kiele kommen und diesen ausbessern, oder den untern Theil des Schiffbauchs kalfatern, oder mit Kupfer beschlagen, oder eine andre Ausbesserung daran vornehmen kann. — Kielholen, Kielhaalen ist auf den Schiffen eine Strafe, welche zunächst auf die Todesstrafe folgt, und wobei das Leben immer auf dem Spiele steht. Sie ist von den Holländern zuerst gebraucht, jetzt aber allgemein abgeschafft worden. Der Verbrecher wird in einen bleiernen Brustharnisch gesteckt. An diesem sind hinten zwei starke Seile befestigt. Über dem Kopfe hängt er an einem andern Seile, welches durch Körbe an der Seite des Schiffs so tief in's Wasser läuft, daß der Mann, ohne anzustoßen, unter dem Kiel durchgehen kann, welches man an einem Zeichen erkennt. Er erhält in die linke Hand eine, mit etwas Luft gefüllte Blase an einem Federkiel, den er zum Athemholen in den Mund nimt, und in die rechte wird ihm ein mit Oel getränkter Schwamm gebunden, den er vor die Nase hält, damit ihm kein Wasser in den Leib dringe. An die Füße werden schwere Gewichte gehängt. Nun läßt ihn die dazu befehligte Mannschaft bis auf die gehörige Tiefe in's Wasser hinunter. Dann ergreifen ihn die unten in 2 Schaluppen haltenden Leute an den Stricken am Rücken und ziehen ihn daran dreimal unter dem Kiel des Schiffs hinourch und wieder zurück. Hier ist die Hauptgefahr; denn, wenn die Soldaten ihn nicht tief genug unter dem Kiel hinwegziehen, so stößt er an diesen und zerschmettert sich den Kopf, was besonders bei zu großer Schnelle leicht geschieht. Darauf wird er rücklings in die Schaluppe gelegt und mit Spiritus gelabt. Dies Verfahren muß er dreimal ausstehen. Zum Beschluß wird er an den hintern Mastbaum gebunden, und erhält noch, nach Bestimmung des Urtheils,

eine Anzahl Geißelhiebe. Kielkropf heißt der Kropf an der Kehle, vorzüglich wenn er ſchon bei der Geburt vorhanden iſt. Auch nennt man ein damit behaftetes Kind Kielkropf.

Kienlong (Kjän Lun), Kaiſer von China, eben ſo groß im Kriege, als im Frieden, der vierte Kaiſer aus dem durch ſeine Helden und Regententugenden berühmten tatariſchen Geſchlecht Tſim, war 1710 geboren, und gelangte 1735, nach dem Tode ſeines Vaters, zur Regierung. Bis 1754 regierte er ruhig; von dieſer Zeit an aber war er immer mit den benachbarten Reichen in Kriege verwickelt, die er faſt immer glücklich führte. Unter andern Eroberungen, die er in denſelben machte, nahm er die ganze Kalmuckei in Beſitz, ſo daß das chineſiſche Reich unter ihm nach dem ruſſiſchen das weitläufigſte aller jetzigen Reiche geworden iſt. Sein Charakter war voll Menſchenliebe und Sanftmuth; ganz unverdient haben ihn Einige als ein Ungeheuer von Grauſamkeit und Tyrannei verſchrieen. Er hat mehrere Millionen an ſeine durch Mißwachs und Überſchwemmungen in's Elend geſtürzten Unterthanen vertheilt. Die chriſtliche Religion wurde aus politiſchen Urſachen von ihm mehr heimlich als öffentlich, begünſtigt; er verhängte ſogar einige Chriſtenverfolgungen, entweder in Rückſicht auf das Volk, oder weil er die zu große Verbreitung des Chriſtenthums zu verhindern wünſchte. Doch duldete er zu Peking vier Miſſionshäuſer oder Kirchen, behandelte auch die Miſſionäre ſehr gut, und nahm mehrere davon in ſeine Dienſte. Er war nicht nur ſelbſt Gelehrter, ſondern auch Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften. Von ſeinen poetiſchen Aufſätzen kennt man unter andern ein Lobgedicht auf den Thee und auf die Hauptſtadt Mukden (überſetzt von Amiot), imgleichen ein andres auf die Eroberung der Kalmuckei, das er in Stein graben ließ. Unter den Künſten ſchätzte er beſonders die Malerei und Kupferſtecherkunſt. Er wollte das Andenken ſeiner Siege durch dieſe Kunſt verewigen, und trug franzöſiſchen Meiſtern die Copie der Gemälde auf, welche ſie vorſtellten; Ludwig XV. ließ ſie für ihn in Kupfer ſtechen. Auch eine Bibliothek von 600,000 Bänden legte er an, lauter Abſchriften nützlicher Bücher. Auf ſeine Veranſtaltung kam die im 14ten Bande des büſchingſchen Magazins befindliche Beſchreibung des chineſiſchen Reichs heraus. Er ſtarb zu Peking 1786.

Kieſel, ein zahlreiches Geſchlecht von Mineralien, hat ſeinen Namen von der Kieſelerde, welches eine primitive oder Grunderde iſt, die den Hauptbeſtandtheil der Kieſelarten ausmacht. Dieſe Erde iſt für ſich allein im Feuer nicht ſchmelzbar, wol aber in Verbindung mit andern mineraliſchen Stoffen. Sie bleibt an der Luft und im Waſſer unveränderlich, wird nur von der Spathſäure angegriffen, ſchmilzt mit beiderlei feuerfeſtem Laugenſalze, der Soda und Pottaſche, zu Glas, und wird daher auch glasartige oder vitrescible Erde genannt. Trocken und fein bildet die Kieſelerde den Sand, welcher rauh und ſcharf anzufühlen iſt und zwiſchen den Zähnen knirſcht. Alle kieſelartige Steine ſind härter, als thonige und kalkige; ſie geben, mit dem Stahle geſchlagen, Funken, und ſind größtentheils mehr oder weniger durchſichtig. Ganz reine Kieſelarten findet man nicht; denn ſelbſt der Bergkryſtall enthält etwas Thonerde und Kalk. Will man ganz reine Kieſelerde haben, ſo ſchmelze man ſie mit Weinſteinſalz. Hiedurch erhält man eine durchſichtige, an der Luft zerfließende Maſſe, welche man Kieſelflüſſigkeit nennt. Aus dieſer ſchlägt dann wiederum jede andre Säure die Erde nieder, und dies iſt die reine Kieſelerde. Gewiſſe Kieſelgattungen ſind in ungeheurer Menge über den Erdboden verbreitet: die gemeinen Kieſelſteine

finden sich in ganzen Lagen theils unter der Erde, theils an der Oberfläche derselben. Einzelne Gattungen dieses Geschlechts sind: der Quarz, der Kieselflinter, der Chalcedon, der Opal u. s. w. Zu dem Kieselgeschlechte gehören die meisten Edel- und Halbedelsteine. Auch wird der reine durchsichtige Kiesel, welcher im Sande gefunden wird, wie Edelsteine geschnitten, in Ringe gefaßt oder zu Uhrpetschaften u. s. w. verarbeitet.

Kilogramm, s. Gramme.

Kind, Kindheit, s. Alter.

Kind (Joh. Friedr.), einer unserer vorzüglicheren Dichter, herzogl. sächsis. gothaischer Hofrath, ist geboren 1768 zu Leipzig und lebt in Dresden. Sein Vater, der als Stadtrichter zu Leipzig 1793 starb, ist unter andern durch seine Übersetzung der Biographien Plutarchs bekannt. Unser Dichter, der unter dem Namen Friedrich Kind allen gebildeten deutschen Sprachgenossen lieb und bekannt ist, studirte in Leipzig, und ward 1793 Advocat; legte aber 1816 die juristische Praxis nieder. Seine Erzählungen haben ihm unter den Lieblingsschriftstellern unsrer Nation eine ehrenvolle Stelle angewiesen. Er gehört im Reiche der Kunst ganz unserm Volke an. Sein Genius hat nie in den Lustrevieren der fremden neuern Sprachen umhergeschweift; wohl aber hat er romantische Stoffe des Mittelalters in frische blühende Gestalten verwandelt, oder den Ernst der Geschichte durch die Darstellung erheitert. Unter seinen Schriften nennen wir: Die Novelle Carlo (Züllichau, 1801. 8.), Natalia (Züllichau, 1802. 3 B.), Leben und Liebe Rynos und seiner Schwester Minona (Züllichau, 1804. 8. 2 B.), die von ihm herausgegebnen Sammlungen von Erzählungen, Gedichten und kleinen Theaterstücken, die Malven (Züllichau, 1805. 2 B.), die Tulpen (Leipzig, 1806 — 1810. 7 B.), Roswitha (Leipzig, 1811 bis 1813. 3 B.), deren Fortsetzung: die Lindenblüthen (bis 1819. 3 Bde), die Harfe (1814 bis 1819. 8 Bde) und die Muse (1821 und 1822.) Eine Sammlung seiner Gedichte erschien in Leipzig 1808. 8. (2te verbess. Aufl. Leipzig 1817 — 19. 4 B.) Kleine Erzählungen und Gedichte findet man in den beliebtesten Taschenbüchern und Tageblättern. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, zu welchem er seit 1807 Beiträge geliefert, wird, nach dem Tode des Hofraths Becker (im J. 1813) seit 1815 von ihm herausgegeben. Sein Schauspiel: Vandyk's Landleben, welches er 1816 auf die Bühne brachte, erhielt den größten Beifall, und schien eine neue Gattung der scenischen Darstellung begründen zu wollen. Auch sein Nachtlager von Granada ward in Dresden und Wien 1818, so wie sein Weinberg an der Elbe, ein Festspiel, mit plastischen Darstellungen nach der Antike, 1817 mit großem Beifall aufgenommen. Seit 1817 gibt Theodor Hell (Carl Winkler) mit ihm gemeinschaftlich die Abendzeitung heraus; doch nimt Kind nur wenig an der Herausgabe Theil. Im J. 1821 wurde seine Oper: der Freischütz, componirt von Maria von Weber, auf die Bühne gebracht und mit außerordentlichem Beifall aufgenommen.

Kinderkrankheiten sind solche, zu denen die Anlage in der Natur des kindlichen Alters gegründet ist, welche daher entweder bloß Kinder überfallen, oder doch vorzüglich bei denselben vorkommen. Die Eigenheiten des kindlichen Alters sind in dem Artikel: Alter, dargestellt, und es ist daselbst gezeigt, welche Theile vermöge derselben vorzüglich von Krankheiten befallen werden und der Entwickelung derselben günstig sind. Die vorzüglichsten Kinderkrankheiten sind: Asphyxie der Neugebornen, Gelbsucht, Schwämmchen, Verhärtung des Zellgewebes

Rte. 21. Gallipoli. 61

Rte. 21. Gallipoli. 61

Vaterlandes gewidmet, oder damit neue gegründet, das zahlreich geschehen ist. Wenige Menschen mögen in irgend einem Lande, dessen Verfassung der Entwickelung großer Bürgertugenden nicht entgegen tritt, den Ruf eines so achtungswerthen Staatsbürgers, Vaterlands- und Menschenfreundes hinterlassen haben, als Kingsbergen. Daß er mit vielen Orden geschmückt war, führen wir nur als Nebensache an; bemerkenswerther ist, daß er, Mitglied oder Correspondent der wichtigsten europäischen gelehrten Gesellschaften war. Als Schriftsteller wird Kinsbergen in seinem Fache zu den klassischen gerechnet. Die Zahl seiner Werke und herausgegebnen Charten ist bedeutend.

Kingston (Elisabeth, Herzogin von), mit Schönheit und Geist gleich verschwenderisch ausgestattet, war eine Tochter des Obersten Thomas Chudleigh, nach dessen frühem Tode sie (1743) Hofdame bei der Prinzessin von Wallis wurde. Bald darauf warb der Herzog von Hamilton um ihre Hand und erhielt dieselbe; die völlige Verbindung wurde jedoch verzögert, denn der Herzog machte vorher eine Reise durch Europa. Indessen wurden die Briefe des Herzogs an seine Geliebte durch den Sohn des Grafen von Bristol, Hervey, der sie schon lange in's geheim geliebt hatte, aufgefangen, und Miß Chudleigh suchte den Herzog zu vergessen, weil sie sich von ihm vergessen glaubte. Sie heirathete im Stillen eben diesen Hervey, ging aber schon nach einigen Tagen in ihren Dienst zurück, während ihr Gemahl, mit dem sie sich bald veruneinigte, als Schiffslieutenant nach Westindien segelte. Indessen war ein Kind die Folge dieser kurzen Verbindung: es starb jedoch, und die Verbindung blieb geheim. Sie selbst ging nach Deutschland, und fand die schmeichelhafteste Aufnahme sowol am preußischen als am sächsischen Hofe. Bei ihrer Rückkunft nach England eroberte sie durch Liebreiz und Geist Aller Herzen. Da sie die angesehensten Partien ausschlug, so glaubte man sie in's geheim mit Lord Howe vermählt, und dieses Gerücht war die günstigste Auslegung ihres vertraulichen Umgangs mit demselben. Es gewann noch größere Glaubwürdigkeit, da Miß Chudleigh von dieser Zeit an den ungeheuersten Aufwand machte. Das Gerücht gab ihr überdies einen Liebhaber an der Seite des Thrones. Unter der Begünstigung des Staatsministers vertilgte sie die letzte Spur ihrer Verbindung mit Hervey aus den öffentlichen Akten. Als dieser jedoch 1759 Graf von Bristol ward, und in eine Krankheit fiel, von welcher keine Rettung möglich schien: so reizte sie plötzlich der Ehrgeiz, ihre Vermählung mit dem Grafen eben so eifrig bekannt zu machen, als sie dieselbe vorher geheim gehalten hatte. Auch jetzt kam der Minister ihren Wünschen zuvor. Als aber der Graf ganz unvermuthet wieder hergestellt wurde, zeigte sich plötzlich eine andre Gesinnung. Ihre Absichten gingen nun auf den Herzog von Kingston. 1765 schlug ihr der Graf von Bristol, der sich in eine andre Dame verliebt hatte, die Ehescheidung vor; sie klagte ihn vor dem Matrimonialgerichte an, und wurde für frei und ledig erklärt. Einen Monat darauf heirathete sie der Herzog von Kingston. Fünf Jahre hatte sie in dieser Ehe gelebt, als ihr Gemahl starb. Vermöge seines letzten Willens kam ihr der lebenslängliche Genuß aller seiner Güter und Besitzungen zu; nach ihrem Tode fiel die ganze Erbschaft an einen jüngern Neffen des Verstorbnen, mit Ausschließung eines ältern. Voll Unwillen hierüber, suchte dieser die letzte Ehe seines Oheims für ungültig zu erklären. Während die verwitwete Herzogin eine Reise nach Italien machte, klagte er sie der Bigamie an. Sobald sie in Rom Nachricht hiervon bekam, flog sie zu ihrem Banquier Jenkins, setzte ihm eine Pistole auf die Brust, und nöthigte ihn zur

Hebrew Grammar, by the Rev. Dr. Nares, 8vo. 1792. Dr. Parkhurst's Hebrew Lexicon, 4to. 1792. Dr. Parkhurst's Greek Lexicon, 4to. 1793. Dr. Parkhurst's Greek and English Lexicon to the New Testament, 8vo. 1794. Dr. Parkhurst's Hebrew and English Lexicon without Points, 4to. 1799. Dr. Parkhurst's Hebrew and English Lexicon without Points, 8vo. 1800. Dr. Parkhurst's Hebrew and English Lexicon without Points, 8vo. 1806. Dr. Parkhurst's Hebrew and English Lexicon without Points, 8vo. 1813. Dr. Parkhurst's Hebrew and English Lexicon without Points, 8vo. 1818. Dr. Parkhurst's Hebrew and English Lexicon without Points, 8vo. 1823. Dr. Parkhurst's Hebrew and English Lexicon without Points, 8vo. 1828. Dr. Parkhurst's Hebrew and English Lexicon without Points, 8vo.

ist. Die Entstehung der Kirche, ihre allmälige Ausbreitung, ihr in verschiednen Zeiten verschiednes Verhältniß zu dem Staate, die Ausbildung ihrer Gesellschaftsverfassung, so wie die Umänderungen, welche in ihren Lehren und Gebräuchen erfolgt sind, beschreibt die Kirchengeschichte. Nicht immer aber wird das Wort Kirche von der Gesammtheit der Bekenner des Christenthums gebraucht. Oft hat dieses Wort eine engere Bedeutung und bezeichnet einen Theil der Christenheit, welcher sich durch eigenthümliche Lehren, Verfassungen und Gebräuche von andern Christen unterscheidet. Seit dem 11. Jahrh. trennten sich die griechischen oder morgenländischen Christen von den lateinischen oder abendländischen, und es entstand dadurch der Unterschied zwischen der griechischen Kirche, deren Oberhaupt der Patriarch von Konstantinopel war, und der lateinischen, an deren Spitze der römische Bischof stand. Im 16. Jahrh. erfolgte durch die Reformation eine Trennung der abendländischen Christenheit, indem ein Theil derselben von der Verbindung mit dem römischen Bischofe sich losriß und einen neuen Lehrbegriff annahm, der andre aber in dieser Verbindung beharrte, und die Lehren, welche bis dahin gegolten hatten, zu bekennen fortfuhr. So entstand der Unterschied zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, welche letztre, da ihre Stifter über einige, jedoch außerwesentliche Punkte sich nicht vergleichen konnten, sich wieder in die lutherische und reformirte theilte. Das Verhältniß dieser drei Kirchen zu einander hat sich zwar im Laufe der Zeiten wesentlich verändert; die lutherische und reformirte Kirche haben sich einander so genähert, daß fast gar keine Glaubensverschiedenheit mehr Statt findet, auch in mehrern deutschen Ländern unter dem Namen der evangelischen Kirche völlig wieder vereinigt, und obgleich der Katholicismus und der Protestantismus sich nicht in einander verschmelzen konnten: so haben doch die Grundsätze der Duldung unter den Katholiken, wie unter den Protestanten Eingang gefunden. Die Grenzen der drei Kirchen des Abendlandes aber sind seit dem 16. Jahrh., wo sie entstanden, nicht merklich verändert worden. Die kleinen kirchlichen Gesellschaften, welche entweder zu der Zeit der Reformation entstanden, wie die Socinianer und die Taufgesinnten, oder die später, besonders in England, sich bildeten, wie die Quäker und die Methodisten, pflegt man nicht Kirchen, sondern Sekten und Parteien zu nennen. In einer noch engern Bedeutung nimt man das Wort Kirche, wenn man dasselbe drittens von den Christen eines Landes braucht, und von einer deutschen, englischen, französischen Kirche redet. In einer vierten Bedeutung ferner bezeichnet Kirche ein dem öffentlichen Gottesdienste der Christen bestimmtes Gebäude, und in dieser Bedeutung unterscheidet man eine Kirche von einem Tempel, wo Heiden, von einer Synagoge, wo Juden, und von einer Moschee, wo Mohammedaner ihren öffentlichen Gottesdienst halten. Die Christen im 1. Jahrh. hielten ihren Gottesdienst, da sie eine von dem Staate nicht anerkannte und oft verfolgte Partei waren, in Privathäusern, oft auch im freien Felde an entlegnen Orten. Seit dem 3. Jahrh. erst konnten sie es wagen, ihrem Gottesdienst mehr Öffentlichkeit zu geben und Kirchen zu erbauen. Seit dem 4. Jahrh. wurden die Kirchen der Christen große und prachtvolle Gebäude. Constantin, besonders Theodosius und Justinian, erbauten dergleichen; auch verwandelte man viele heidnische Tempel in christliche Kirchen. In dem Baue der Kirchen besonders versuchte sich die Baukunst der mittlern Zeit. Die berühmtesten Kirchen sind gegenwärtig die Peterskirche zu Rom, die Paulskirche zu London, die Kirche Notre Dame zu Paris, die Stephanskirche zu Wien, die Isaakskirche zu Pe-

Digitized by Google

tersburg, der Münſter zu Straßburg und der Dom zu Köln. In einer fünften Bedeutung endlich heißt Kirche die Verſammlung der Gemeinde eines Orts zur Ausübung des öffentlichen Gottesdienſtes, in welcher Bedeutung man das Wort nimt, wenn man ſagt, daß an dieſem oder jenem Tage Kirche gehalten werde. Über den Urſprung des Worts Kirche übrigens ſind die Meinungen der Sprachforſcher getheilt, indem es Einige von dem griechiſchen Worte κυριακόν, welches ein dem gottesdienſtlichen Gebrauche beſtimmtes Gebäude bezeichnet, herleiten, Andre aber annehmen, daß es die wörtliche Überſetzung des lateiniſchen ecclesia ſei, daher von Kören, Küren, herkomme und den Begriff der Auswahl, des auserwählten Volks andeute. N.

Kirchenagende iſt das, von der über die kirchlichen Angelegenheiten eines Landes geſetzten Behörde autoriſirte Buch, welches die bei kirchlichen Handlungen (bei der Taufe, bei dem Abendmahle, bei der Trauung u. ſ. w.) zu brauchenden Formulare enthält. Wenn die Conſiſtorien die Prediger verpflichten, ſich nur der in der Agende enthaltenen Formulare zu bedienen: ſo beſchränken ſie die Amtsthätigkeit derſelben und hindern die Wirkſamkeit der heiligen Gebräuche, weil Formulare ihrer Natur nach nur allgemein ſein können, die Wirkſamkeit der Amtsreden aber vornehmlich darauf beruht, daß ſie den jedesmaligen Umſtänden und der Perſönlichkeit der Zuhörer angepaßt werden. Daher ſollen die Agenden dem Prediger nur eine Anweiſung zu ſeinen Amtsverrichtungen geben und ihn in ſolchen Fällen unterſtützen, wo ihm eine Vorbereitung auf ſein Geſchäft nicht möglich iſt. N.

Kirchenbann iſt die Ausſchließung entweder von der Gemeinſchaft einer kirchlichen Geſellſchaft überhaupt, oder von der Theilnahme an ihren Andachtsübungen und Gebräuchen, namentlich von der Feier des heil. Abendmahls, weshalb der Kirchenbann in den großen und kleinen eingetheilt wird. Er iſt das Mittel, durch welches eine kirchliche Geſellſchaft ihre Zucht aufrecht erhält, und da jede Geſellſchaft das unſtreitbare Recht hat, Mitglieder, welche ſich ihrer unwürdig machen, oder doch die von ihr gebilligten Geſetze übertreten, von ihrem Vereine auszuſchließen, und durch die Entziehung der ihnen zuſtehenden Geſellſellſchaftsrechte zu beſtrafen, ſo iſt der Kirchenbann eine rechtliche Anſtalt. Dem Kirchenbanne verdankte die alte Kirche die Reinheit ihrer Sitten, und nur ſo lange haben die kleinen kirchlichen Geſellſchaften der neuen Zeit durch Reinheit der Sitten vor den größten Kirchen ſich ausgezeichnet, als ſie ſtreng über die kirchliche Zucht hielten. Anfangs übte in der alten Kirche die geſammte Gemeine das Recht aus, über die Ausſchließung und Aufnahme ihrer Mitglieder zu entſcheiden; ſpäter kam dies Recht an die Biſchöfe. Wie alle menſchliche Einrichtungen, ſo iſt auch der Kirchenbann gemißbraucht worden, und der römiſche Biſchof insbeſondre hat ſich deſſelben oft bedient, ſeine Herrſcher-Anſprüche durchzuſetzen. Auch nach den Grundſätzen der proteſtantiſchen Kirche iſt der Kirchenbann zuläſſig, und der kleine Kirchenbann wenigſtens in frühern Zeiten nicht ſelten gegen Perſonen, die einen anſtößigen Wandel führten, ausgeübt worden. Das Recht indeß, ihn auszuüben, ſteht nicht dem Pfarrer, ſondern dem Conſiſtorium zu. Mit dem Falle der kirchlichen Zucht aber iſt auch die Anwendung des Kirchenbannes außer Gebrauch gekommen. Vergleiche Interdict. N.

Kirchenbuße ward in der alten Kirche die Genugthuung genannt, welche die Gefallnen und von der kirchlichen Gemeinſchaft Ausgeſchloſſenen der Geſellſchaft, wegen des ihr gegebnen Aergerniſſes, leiſten mußten, wenn ſie wieder in die Gemeinſchaft derſelben aufgenom-

Digitized by Google

men werden wollten. Die Büßenden standen in Trauerkleidern am Eingange der Kirche, baten die Ein- und Ausgehenden um Verzeihung, und mußten ein öffentliches Bekenntniß ihres Vergehens ablegen, ehe die Lossprechung erfolgte, und sie wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen wurden. Dieser Kirchenbuße mußten sich theils solche, welche während der Verfolgungen vom Christenthume abgefallen waren, theils solche welche durch unsittliche Handlungen die Gemeinde geärgert hatten, unterziehen. Bei schweren Vergehungen dauerte die Zeit der Buße viele Jahre lang. Auch in der protestantischen Kirche fand vormals eine Kirchenbuße Statt, welche besonders denen, die sich fleischlicher Vergehungen schuldig gemacht hatten, auferlegt ward, und darin bestand, daß die büßende Person während des Gottesdienstes vor dem Altare knieete und der Geistliche im Namen derselben eine öffentliche Abbitte von der Kanzel ablas. N.

Kirchengesang, ist eins der wirksamsten Mittel der Erbauung, da sich in ihm Dichtkunst und Musik vereinigen, das menschliche Herz auf religiöse Weise zu rühren. Er war schon in der frühesten Kirche gebräuchlich, welche sich anfangs der Psalmen, bald auch andrer religiöser Gesänge bediente. Die früher für den kirchlichen Gebrauch gedichteten Gesänge sind verloren gegangen; aus dem vierten und fünften Jahrhunderte aber haben sich mehrere von Ambrosius, Prudentius u. A. erhalten. Um das Musikalische des Kirchengesanges machte sich der römische Bischof, Gregor der Große, welcher im 6. Jahrh. lebte, verdient. Es wurden aber in der alten Kirche und im Mittelalter die Kirchengesänge nicht von der Gemeinde, sondern von dem Chore, oder von dem Chore und den Geistlichen gesungen. Doch gab es auch Wechselgesänge, an denen die Gemeinde Theil nahm (Antiphonien). Im Mittelalter verlor der Kirchengesang dadurch viel, daß er durchaus lateinisch und mithin den Laien unverständlich war. Ein großes Verdienst erwarb sich daher Luther durch die Einführung des deutschen Kirchengesanges, welcher nirgends mehr als in der deutsch-protestantischen Kirche vervollkommnet worden ist. Luther selbst dichtete kraftvolle Kirchenlieder; später versuchten sich viele Andre, unter denen besonders Paul Gerhard ausgezeichnet zu werden verdient, in der heiligen Poesie, und in der neuern Zeit haben die ersten Dichter der Nation, Gellert, Klopstock, Cramer, durch ihre herrlichen Lieder den Kirchengesang vervollkommnet. Zu beklagen ist, daß die größten Dichter der letzten Zeit, Schiller und Göthe, nichts für diesen Zweck gedichtet haben. N.

Kirchengeschichte. Über den Begriff und die Behandlung dieser historischen Wissenschaft s. d. Art. Geschichte. Einen Umriß von dem Inhalte der Geschichte der christlichen Kirche gibt der Art. Christenthum.

Kirchengesetze sind die, das Verhalten der Mitglieder einer kirchlichen Gesellschaft bestimmenden Verordnungen, welche entweder von der Kirche selbst oder von der Staatsgewalt ausgehen. Die ersten Kirchengesetze wurden auf den Synoden gegeben, wo die Vertreter mehrerer Gemeinden zu gemeinschaftlicher Berathung versammelt waren. Diese Kirchengesetze heißen canones. (S. den Art. Kanonisches Recht.). In der katholischen Kirche heißen Kirchengebote insbesondre, zum Unterschiede von den sogenannten 10 Geboten Gottes, sechs von der Kirche oder deren sichtbarem Oberhaupte gegebne sittliche Gebote. Als in der Folge die Kirche mit dem Staate in eine Gesellschaft zusammenfloß, wurden, ohne daß darum die Synoden aufhörten, auch von der Staatsgewalt Gesetze über kirchliche Angelegenheiten gegeben. Viele

Digitized by Google

and the angle ABC is given, find the locus of P.

Let AB be the given straight line, and ABC the given angle. Let P be the point, and PM, PN the perpendiculars on AB, BC respectively. Let $PM = x$, $PN = y$, and $AB = a$.

Then $\frac{x}{y} = \frac{\sin ABC}{\sin PBA}$, and $\sin PBA = \frac{x}{BP}$.

Hence $BP = \frac{x \sin ABC}{y}$.

Also $BM = \sqrt{BP^2 - PM^2} = \frac{x}{y}\sqrt{\sin^2 ABC - y^2}$.

Hence $AB = a = \frac{x}{y}\cos ABC + \frac{x}{y}\sqrt{\sin^2 ABC - y^2}$.

Therefore $x = \frac{ay}{\cos ABC + \sqrt{\sin^2 ABC - y^2}}$.

Hence the locus of P is a curve such that the ordinate y is connected with the abscissa x by the above equation.

Ex. 2. Find the locus of a point P such that the sum of the perpendiculars from P on two given straight lines is equal to a given length.

Let AB, AC be the given straight lines, and PM, PN the perpendiculars from P on them. Let $PM = x$, $PN = y$, and $AB = a$.

Then $\frac{x}{y} = \frac{\sin PBA}{\sin PAB}$, and $\sin PBA = \frac{x}{BP}$.

Hence $BP = \frac{x \sin BAC}{y}$.

Also $BM = \sqrt{BP^2 - PM^2} = \frac{x}{y}\sqrt{\sin^2 BAC - y^2}$.

Hence $AB = a = \frac{x}{y}\cos BAC + \frac{x}{y}\sqrt{\sin^2 BAC - y^2}$.

Therefore $x = \frac{ay}{\cos BAC + \sqrt{\sin^2 BAC - y^2}}$.

Hence the locus of P is a curve such that the ordinate y is connected with the abscissa x by the above equation.

Ex. 3. Find the locus of a point P such that the sum of the perpendiculars from P on two given straight lines is equal to a given length.

Let AB, AC be the given straight lines, and PM, PN the perpendiculars from P on them. Let $PM = x$, $PN = y$, and $AB = a$.

Then $\frac{x}{y} = \frac{\sin PBA}{\sin PAB}$, and $\sin PBA = \frac{x}{BP}$.

Hence $BP = \frac{x \sin BAC}{y}$.

Also $BM = \sqrt{BP^2 - PM^2} = \frac{x}{y}\sqrt{\sin^2 BAC - y^2}$.

Hence $AB = a = \frac{x}{y}\cos BAC + \frac{x}{y}\sqrt{\sin^2 BAC - y^2}$.

Therefore $x = \frac{ay}{\cos BAC + \sqrt{\sin^2 BAC - y^2}}$.

Hence the locus of P is a curve such that the ordinate y is connected with the abscissa x by the above equation.

sehr gering war. Vielleicht wurden hier manchen vorhandnen Melodien griechischer und römischer Hymnen christlich-religiöse Texte untergelegt. Die Zeugnisse der Kirchenväter beweisen den Gebrauch des Gesanges in den christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte, und viele derselben, wie eben Ambrosius und Augustinus selbst, waren hohe Verehrer desselben und von der Würde der Tonkunst überhaupt ergriffen. Was die Art des Singens in den ersten Gemeinden betrifft, so war sie bald Sologesang, bald Wechselgesang (Antiphonien), bald Chorgesang der ganzen Versammlung, die in einen vorgesungnen oder vorgelesenen Spruch einfiel, wovon wahrscheinlich erst später das weibliche Geschlecht ausgeschlossen wurde. Zur regelmäßigen Anordnung des Gesangs wurden aber bald (4. Jahrh.) besondre Vorsänger angestellt, die zu den niedern geistlichen Beamten gerechnet wurden, und ihre Nachfolger bildeten. Eigne Singschulen aber findet man erst später und nur an wenig Orten. Besonders hat sich Papst Gregor der Große im 6. und 7. Jahrh. als Stifter einer neuen Singschule, in welcher Knaben aufgenommen und unterrichtet wurden, in der römischen Kirche berühmt gemacht. Sie wurden das Muster vieler andrer Anstalten dieser Art. Durch die Bildung besondrer künstlicher Sänger aber, welche auch in verschiedne Klassen getheilt wurden, wurde der Gesang nicht nur künstlicher und daher bald ausgeartet, sondern auch dem Volke aus den Händen gerissen, um so mehr, da er lateinisch war. Gregor sammelte in seinem Antiphonarium die vorhandnen Kirchengesänge, die er nach den besten alten Melodien auserwählte, verbesserte und mit neuen vermehrte. Der nach ihm benannte gregorianische Gesang schrit einstimmig im Einklange und in lauter Noten von gleichem Werthe ohne Rhythmus und Metrum (dadurch soll er sich von dem ambrosianischen hauptsächlich unterschieden haben; s. Forkel Gesch. der Mus. 2 Th. S. 182), aber mit umfassenderer Modulation fort. Und dieser Gesang ist es, der durch Gregor und seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle im ganzen Orient verbreitet wurde, und welcher die Grundlage der eigentlichen christlichen Kirchenmusik geworden ist. Man nannte ihn auch cantum choralem (Choral), weil er vom Chor gesungen wurde; wie denn in der That seine beschriebne Beschaffenheit nicht nur dem Gesange einer großen Volksmasse, welcher sich schwer und in weniger bestimmt abgemeßnen Zeiträumen fortbewegt, sondern auch dem feierlichen einfachen, Ausdruck eines allgemeinen christlich-religiösen Liedes sehr geeignet war, und man sich nicht wundern darf, daß der Choral, so viele Jahrhunderte hindurch, bei allem Wechsel der übrigen Musik sich behauptet und unverändert erhalten hat. Zuerst verbreitete sich der gregorianische Gesang nach England und nach Frankreich. Carl der Große, der vorzüglich zu seiner Verbreitung wirkte, ließ mehrere Singschulen in Frankreich errichten, und verband sie mit den Klöstern. Nach Deutschland kam der gregorianische Gesang, wahrscheinlich durch Bonifaz; aber erst zu Carls des Gr. Zeiten wurde er auch in Deutschland verbreitet. Durch den Choral mochte sich wol der vierstimmige Gesang leichter entwickeln, aber gewiß haben dazu, so wie überhaupt zur Entwickelung der vollkommnen Harmonie, die musikalischen Instrumente noch mehr beigetragen, unter diesen aber vorzüglich die Orgel (s. d. Art.), die in der Kirche bald den Vorrang behauptete. Nun entwickelte sich die Figuralmusik und der figurirte Gesang (Cantus figuratus), welcher im 15. Jahrh. anfing, allgemeiner zu werden, indem man zuerst nur die begleitenden Stimmen einer Melodie veränderte, erweiterte und ausschmückte, wogegen die Hauptstimme, d. h. diejenige, in welcher die Grundmelodie

enthalten war, unverändert blieb (daher sie cantus firmus, canto firmo, pleint chant genannt wurde), doch so daß die Hauptstimme sehr oft in die Unterstimme verlegt wurde. Dies geschah jedoch nachher auch mit der Melodie. Die Erfindung der Mensuralmusik bewirkte, daß auch der Choral im bestimmtern Zeitmaß vorgetragen wurde, und bildete die Harmonie weiter aus. Nun wurden Singchöre nothwendiger, und der Gesang vorzüglich in Italien zu mehrerem Glanze des religiösen Cultus angewendet (s. Italienische Musik). Die Orgeln wurden seit dem 15. Jahrh. immer vollkommner, und auch andre Instrumente in der Kirche eingeführt, gegen welche, so wie überhaupt gegen die neue Figuralmusik, die in der Instrumentalmusik eine vorzügliche Stütze fand, sich öfters eifernde Stimmen in der Kirche erhoben. Doch gingen sie größtentheils gegen den Mißbrauch der Figural- und Instrumentalmusik, und vermochten diese nicht aus der Kirche überhaupt zu verbannen. Die Kirchenmusik wurde nun immer glänzender, und immer mehr durch weltliche Musik verfälscht, dagegen Luthers Verdienst um den guten deutschen Kirchengesang in Ehren bekannt ist. Forkel, der in der Einleitung zum zweiten Theile seiner Geschichte der Musik von dem Verfalle des gesammten kirchlichen Musikwesens in den neuern Zeiten spricht, führt als Haupturſachen an: den allzuhäufigen Gebrauch der Musik, wodurch dieselbe, so zu sagen, entheiligt wird; ferner Mißbräuche in der Anwendung der Musik; Mangel an hinlänglicher Kenntniß derselben, und Sparsamkeit in Hinsicht des zu einer guten Musik erfoderlichen Aufwandes, wobei man die Vermögensumstände der meisten Kirchen, so wie die zu großen Anfoderungen der neuern Componisten auch in Betracht ziehen muß. In Hinsicht auf letztern Punkt betrachtet er die Beschaffenheit der Cantorate, deren geringe Einkünfte mit den Foderungen an gute Kirchenmusik in großem Mißverhältnisse stehen, ferner die Organisten, Stadtmusikanten und Singchöre, welche zur Kirchenmusik erfoderlich sind, und redet dann von der Nothwendigkeit einer Verbesserung der Kirchenmusik, und von den Mitteln, sie zu bewirken, mit Rücksicht auf die vorher berührten Foderungen und Mängel. Indessen muß die Klage über die unvollkommne Ausführung der Kirchenmusik, welche man besonders in den protestantischen Kirchen häufig wahrnimt, von der Klage über Ausartung der Kirchenmusik überhaupt unterschieden werden. Da es der Zweck der Kirchenmusik ist, religiöse Gefühle zu erwecken und auszudrücken, welche die Herzen der Zuhörer zu feierlicher Andacht und Frömmigkeit stimmen sollen: so muß sich der Kirchenstyl durch Ernst, Feierlichkeit, Erhabenheit und würdige Haltung, durch Entfernung aller profanen Künsteleien und Manieren, schwierige Läufe und Coloraturen, die allein dazu dienen, die äußere Bildung und Fertigkeit der Sänger und Spieler zu zeigen, und Verbannung weltlich süßer üppiger oder scherzender Melodien, von dem freiern und ungebundnern Style der weltlichen Musik, besonders vom Theaterstyl, welchen man dem Kirchenstyl entgegensetzt, unterscheiden. In dieser Hinsicht darf man von der Ausbildung des religiösen Gesangs in unsern neuern Schulen und der wieder erwachten Liebe für den alten Kirchengesang viel Gutes erwarten. In Rücksicht des Technischen und Akustischen erfodert die Kirchenmusik große Einsicht, weil größere Gattungen der Harmonie und zu schnelle Modulationen in den nachhallenden Gewölben großer Kirchen leicht undeutlich vernommen und mißtönend werden. In der römischkatholischen Kirche hat übrigens die Kirchenmusik ihre bestimmten Formen des Textes, welchen sie sich fester anschließt, (z. B. der Text der Messe oder Missa, die Offertorien, Te

Digitized by Google

deum, Salve, Requiem, Psalmen); bei den Protestanten hingegen haben sich Dichter und Tonsetzer neue Formen erlaubt, und es wechseln bei dem gewöhnlichen Gottesdienst zum Theil jene genannten Stücke lateinisch gesungen mit deutschen Motetten, Cantaten, Oratorien ab, in welchen letztern, besonders wenn sie dramatisch sind, sehr oft der Übergang in die Opernmusik bemerkt worden ist. Die größten neuern Kirchencomponisten sind: Palestrina, Allegri, Durante, Leo, Pergolesi, Händel, Bach, Graun, Hasse, Jomelli, Rolle, Naumann, Schulz, Kunzen, Wolf, Mich. und Jos. Haydn, Mozart, Vogler, Cherubini; doch sind die letztern, vom Vater Haydn an, nicht immer den galanten Styl der weltlichen Musik ausgewichen. Auch haben wir treffliche Werke von Homilius, Telemann, Schmittbaur, Schuster, Doles, Hiller, Schicht, Fasch, Weinlig, Himmel, Zumsteg, Abt Stadler, Danzi, Winter, G. und C. M. Weber, Fr. Schneider (Vocalmissen) u. A. — Schriftsteller über die Kirchenmusik sind: Gerbert de musica sacra (geschichtlich) St. Blasii 1774 2 Vol. 4., Hiller, was ist wahre Kirchenmusik? ꝛc. Leipzig, 1789 4. und Vogler's deutsche Kirchenmusik ꝛc, München 1807. T.

Kirchenrecht, s. kanonisches Recht.

Kirchensatzungen sind von der Kirche angenommne Meinungen und eingeführte Gebräuche, welche sich nicht auf das Ansehn der heiligen Schriften gründen.

Kirchenspaltung, s. Schisma.

Kirchenstaat. So nennt man den Länderbesitz des Papstes in Italien. Er hat seinen Ursprung in der Schenkung, welche 754 der König der Franken, Pipin, Stephan II., dem Bischof von Rom, mit den Besitzungen machte, welche die Longobarden dem Exarchate entrissen hatten, und gegen welche Stephan II. den König Pipin zu Hülfe gerufen hatte. Carl der Große erneuerte 774 die Schenkung und erhielt dafür zur Dankbarkeit 800 von Leo III. die römische Kaiserwürde. Die folgerechte Politik der Päpste erzog sich, durch die Begünstigung der Normänner in Unteritalien, in diesen kräftige Vertheidiger ihres Stuhls, welchen darauf die Normänner den Lehnseid leisteten. Die künstliche Gründung des Papstthums gedieh 1075 unter Gregor VII. zur höchsten Vollendung. Die Kreuzzüge, welche 1096 begannen, förderten die Absichten des römischen Stuhls im Anfange mehr, als im Fortgange. Die mathildische Erbschaft (s. Mathilde) vergrößerte die Macht der Päpste, und sie behielten sie, so oft auch von den Deutschen der Versuch gemacht wurde, sie denselben zu entreißen. Der päpstliche Stuhl befreite sich von seinen gefährlichen Nachbarn aus dem hohenstaufischen Stamme dadurch, daß er 1265 das Haus Anjou auf den Thron von Neapel rief. Die ungezähmte Herrschsucht der Päpste, verbunden mit ihrem regellosen Wandel, erregte am Ende den Widerstand der unzufriednen Römer, und die Päpste selbst sahen sich genöthigt, von 1360 bis 1378 ihre Residenz nach Avignon zu verlegen, welches Clemens VI. 1348 von Johanne, Königin von Neapel und Gräfin von Provence, gekauft hatte. Da nun auch die unter dem Einflusse des französischen Königs stehenden Päpste selten oder nie die Zustimmung der Römer und Deutschen erhielten: so entstand daraus die Wahl mehrerer Gegenpäpste, in deren Kämpfen mit einander weder der Kirche, noch des Staats Bestes befördert wurde. Die Rückkehr der Päpste nach Rom war, obgleich die deutschen Kirchenversammlungen oft eine nachdrückliche Sprache führten, der Vergrößerung der päpstlichen Besitzungen nicht anders als sehr vortheilhaft. Julius II. brachte 1513 den Staat von Bologna und 1532 Ancona an sich.

Digitized by Google

Die Venetianer mußten Ravenna abtreten; Ferrara wurde 1598 der modenesischen Erbschaft entrissen, und Urbino von seinem letzten Herzoge, Franz Maria, 1626 aus dem Hause Rovere, dem päpstlichen Stuhl vermacht. Jetzt zum höchsten Gipfel der weltlichen und geistlichen Macht erhoben, verloren die Päpste einen großen Theil ihres weltlichen und geistlichen Einflusses; wozu jedoch schon der schnelle und große Fortgang der Reformation, von 1517 an, den Grund gelegt hatte. Zwar steuerte Sixtus V. weise Verwaltung gegen das Ende des 16. Jahrh. dem Übel; aber die Verschwendung und der Nepotismus der folgenden Päpste erzeugte wiederum verderbliche Übel. Clemens XIV. sah sich genöthigt, 1773 den Jesuitenorden aufzuheben. In neuern Zeiten hob Neapel 1783 seine alten Lehns-Verbindlichkeiten gegen den päpstlichen Stuhl auf, und selbst die Reise Pius VI. nach Wien konnte 1782 die großen Veränderungen nicht aufhalten, welche Joseph II. in den geistlichen Angelegenheiten unternahm. Durch das Waffenglück der Franzosen in Italien sah sich der Papst im Frieden von Tolentino, 13. Febr. 1797, gezwungen, Avignon an Frankreich, und Romagna, Bologna, Ferrara an die cisalpinische Republik abzutreten. Ein Aufstand in Rom gegen die Franzosen, 28. Dec. 1797, veranlaßte am 10. Febr. 1798 die Einnahme Roms und die Erklärung des Kirchenstaats zur römischen Republik. Pius VI. starb in Frankreich. Die Siege der Russen und Österreicher in Italien begünstigten die Papstwahl Pius VII., 14. März 1800, welcher alsdann unter dem Schutze der österreichischen Waffen von Rom wieder Besitz nahm. Durch das Concordat, welches er 1801 mit dem ersten Consul der französischen Republik abschloß, ging dem päpstlichen Stuhle abermals ein großer Theil seiner noch übrigen weltlichen Macht verloren. Aber 1807 erfolgten an den heiligen Vater neue Zumuthungen und Foderungen, den Code Napoleon einzuführen und England feierlich den Krieg zu erklären. Der Papst weigerte sich. Da rückte und da auch jetzt noch der Papst widerstrebte, wurde ihm am 3. April erklärt, daß Frankreich mit dem Papste im Kriege sei, und die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino wurden dem Königreiche Italien einverleibt; dem Papste blieb nur der Kirchenstaat jenseit der Apenninen. (Man sehe die Aktenstücke, z. B. die Correspondenz Pius VII. mit Napoleon betreffend, in Stäudlin's kirchenhistorischem Archiv 1. Bd. 1815). Ein Dekret vom 17. Mai 1809 vernichtete endlich den Kirchenstaat ganz. Die noch übrigen Besitzungen des Papstes 1808 den 2. Febr. ein französisches Corps von 8000 Mann in Rom ein, wurden zu Frankreich geschlagen und dem Papste, dessen geistliche Hoheit fortdauern sollte, 2 Mill. Franken jährlich angewiesen. Der Papst wurde genöthigt, seinen Aufenthalt in Frankreich zu wählen, bis ihm die Ereignisse des J. 1814 erlaubten, von dem Kirchenstaate wieder Besitz zu nehmen. (S. d. Art. Pius VII.) Der Kirchenstaat (Stato della Chiesa) enthält 18 Delegationen mitten in Italien zwischen der sogenannten Lombardei, Toscana, Neapel und dem toscanischen und adriatischen Meere belegen. Die Apenninen erstrecken sich mitten durch dieselben und die merkwürdigsten Flüsse sind: die Tiber und der Po. Die Volksmenge ist 2,425,000 Seelen auf 715 Q. M. Die Einkünfte rechnet man auf 8 Mill. Gulden. Die Kriegsmacht ist jetzt 8000 Mann. Eine Marine besteht nicht mehr. Die Erzeugnisse des Landes sind: alle Arten von Getreide, feines Obst, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Datteln ꝛc., viel Oel, gute Weine und Maulbeerbäume. Die Berge enthalten reiche, nicht hinlänglich benutzte Waldungen, auch schönen Mormor; Spuren von Metallen finden sich an mehrern Stellen, aber

Digitized by Google

den eigentlichen Berghau kennt man daselbst nicht. Die Zucht des Rindviehes und der Schafe wird ziemlich sorgfältig betrieben. Der Ackerbau ist vernachlässigt und Manufakturen gedeihen nicht.

Kirchenstrafen sind die Strafen, welche von der Behörde, die in einer kirchlichen Gesellschaft die gesetzgebende und ausübende Gewalt besitzt, den die Gesetze der Gesellschaft übertretenden Mitgliedern derselben auferlegt werden. Bestehen sie bloß in der Entziehung der Gesellschaftsmahle, in der Zurückweisung von den gottesdienstlichen Versammlungen, in der Versagung des heil. Mahls, in der Verweigerung des Begräbnisses nach dem Gebrauche der Gesellschaft, und in der Ausschließung von der kirchlichen Gemeinschaft: so läßt sich gegen die Zulässigkeit der Kirchenstrafen nichts einwenden, da jede Gesellschaft die unbestrittne Befugniß hat, denen, die ihre Gesetze übertreten, den Genuß der ihren Mitgliedern zustehenden Rechte zu versagen. Hieher gehören die Kirchenbuße, der Kirchenbann (s. d. Art.). Erstrecken sie sich aber auch auf den Verlust der bürgerlichen Rechte, so müssen sie als ein Mißbrauch der kirchlichen Gewalt betrachtet werden. So war es z. B. ein widerrechtliches Verfahren, wenn die katholische Kirche die Ketzer mit dem Tode oder mit Gefängniß bestrafte. N.

Kirchenväter (patres ecclesiae) sind die Lehrer und Schriftsteller der alten Kirche, welche nach den Aposteln und apostolischen Vätern (so nennt man die unmittelbaren Schüler der Apostel), vom 2. bis 6. Jahrh. blühten. Von Einigen werden aber auch noch die Lehrer und Schriftsteller der folgenden Jahrhunderte bis zu den Scholastikern, die mit dem 12. Jahrh. anfangen, Kirchenväter genannt. Eine große Zahl ihrer Schriften ist erhalten und von neuern Gelehrten herausgegeben worden. Die Kenntniß ihres Lebens und ihrer Werke macht den Inhalt einer eignen Wissenschaft, Patristik genannt, aus. Die Kirchenväter führten die griechische und römische Wissenschaft in das Christenthum ein, und viele von ihnen waren eben so geistvolle, als gelehrte Männer. Die meisten der frühern Kirchenväter waren, ehe sie sich zum Christenthume wendeten, Rhetoren und Sachwalter gewesen, woraus manche Eigenthümlichkeiten ihrer Disputirmethode sowol, als, ihres Vortrags erklärbar werden. Ihre Schriften beschäftigen sich mit der Vertheidigung der christlichen Religion und der Gesellschaft der Christen, mit Bestreitung des Heiden- und Judenthums, und der Ketzer, mit der Erklärung der heiligen Bücher, mit Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre, mit der Geschichte des Christenthums und der christlichen Kirche, mit dem Unterrichte und der Erbauung des Volkes, und sie sind daher entweder apologetischen, oder exegetischen, dogmatischen, moralischen, historischen, polemischen, oder endlich ascetischen Inhalts. Die Kirchenväter theilen sich in 2 Hauptklassen, in die griechischen und in die lateinischen. Die berühmtesten unter den griechischen sind: Clemens von Alexandrien, welcher zuerst über das Christenthum philosophirte; Origenes, ausgezeichnet als Apologet, Exeget und Homilet; Eusebius, welcher die erste Geschichte der christlichen Kirche schrieb; Athanasius, welcher auf die Bildung des Lehrbegriffs entschiednen Einfluß hatte, und Chrysostomus, der bewundertste Kanzelredner der alten Kirche. Die merkwürdigsten lateinischen Kirchenväter aber sind: Tertullian, einer der originellsten Schriftsteller; Augustin, ebenfalls ein Mann von eigenthümlichem Geiste, welcher das Orakel der abendländischen Kirche ward; Ambrosius, der sich als Kanzelredner auszeichnete, und Hieronymus, der zwar viel Gelehrsamkeit besaß, und besonders ein glücklicher Erklärer der heil. Schriften war,

Digitized by Google

aber auch den Fortgang des Aberglaubens, namentlich die Bewunderung des eheloſen Lebens und die Entſagung der Welt in den Abendländern beförderte. N.

Kirchenverſammlung, ſ. Concilium.

Kirchenzucht, begreift die Zwangsanſtalten, durch welche eine kirchliche Geſellſchaft das Anſehn ihrer Geſetze aufrecht erhält. Die Kirchenzucht wird auch kirchliche Disciplin oder Kirchendisciplin, kirchliche Polizei genannt. Über die Rechtmäßigkeit der Kirchenzucht und die Grenzen derſelben ſ. d. Art. Kirchenſtrafen.

Kirchenſprengel, ſ. Diöces.

Kirchweihe iſt die Religionshandlung, durch welche eine neuerbaute, oder ihrer Beſtimmung eine Zeitlang entzogne Kirche dem gottesdienſtlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Die Sitte, die Kirchen zu weihen, entſtand ſeit dem 4. Jahrh. Bei den Katholiken pflegen die Biſchöfe, bei den Proteſtanten die Superintendenten die Weihung der Kirche zu vollziehen. In der alten Kirche ſchon ward der Tag der Kirchweihe als ein Feſt gefeiert, welche Sitte bis auf dieſen Tag in einem großen Theile der chriſtlichen Welt herrſcht. Man pflegt dies Feſt das Kirchweihfeſt, auch die Kirchmeſſe (und im gemeinen Leben, inwiefern man beſonders die an dieſem Feſttage gewöhnlichen Vergnügungen andeuten will, zuſammengezogen die Kirmſe) zu nennen, weil es in der röm. Kirche üblich iſt, zum Andenken der Stiftung und Einrichtung einer Kirche eine Meſſe (Kirchmeſſe) zu halten.

Kircher, (Athanaſius), ſeit 1618 ein Jeſuit, geb. 1601 zu Fulda, ein guter Mathematiker und gründlicher Gelehrter, war Profeſſor der Mathematik und Weltweisheit zu Würzburg, als die Waffen der Schweden die Ruhe, welche er daſelbſt genoß, unterbrachen. Dies veranlaßte ihn, ſich nach Frankreich zu begeben, woſelbſt er mit dem P. Maignan Streit bekam, darauf 1635 nach Avignon und von dort nach Rom ging, wo er 6 Jahre Mathematik lehrte, über die hebräiſche Sprache las und ſich mit dem Studium der Hieroglyphen beſchäftigte. Er ſtarb daſelbſt 1680 in einem Alter von 79 Jahren. Wir nennen von ſeinen vielen Werken nur einige der berühmteſten: Ars magna lucis et umbrae. Romae, 1646. 2 Vol. in fol. Musurgia universalis, 1650, in fol. 2 Vol. worin K. ſchon die Arolsharfe beſchreibt. Obeliscus Pamphilius, 1650, in fol. Oedipus Aegyptiacus. Romae, 1652 — 1655, 4 Vol. in fol. Dies ſeltne Werk enthält die Erklärung einer großen Anzahl von Hieroglyphen, wie man ſie von einem Gelehrten erwarten konnte, der voll ſonderbarer Grillen und abentheuerlicher Vermuthungen war. In dieſem Werke, ſo wie in ſeinem Prodromus coptus (Rom 1636, 4.) und ſeiner Lingua aegyptiaca restituta (Rom, 1644, 4.) ſtellte er Forſchungen über die koptiſche Sprache an. Mundus subterraneus. Amstelod. 1678, in fol. 2 Vol. China illustrata. Amstelod. 1667, in fol. Arca Noë. in fol. Turris Babel, in fol. Amstelod. 1679. Dies ſeltſame Werk handelt von der Bauart des Thurms zu Babel und von der Zerſtreuung der Nationen. Polygraphia, seu artificium linguarum, quocum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere, 1663, in fol. Scrutinium physico-medicum contagiosae luis. Lips. 1671, mit einer Vorrede von Langius. Dies iſt eine Abhandlung über die Peſt, welche ſehr kenntnißreich und gut geſchrieben iſt. Mundus magnus, in 4to, in welchem Werke die Idee einer allgemeinen anziehenden Kraft dargeſtellt wird. Magica catoptrica, in welcher von den Brennſpiegeln des Ar-

chimedes gehandelt wird. Dies Werk enthält in der That nicht die einzige Idee, welche er den neuern Physikern an die Hand gegeben hat; im Gegentheil ist es ihm gelungen, auf mehrere spätre Erfahrungen vorzubreiten. Nur gereicht ihm zum Nachtheil, daß er mit wahren und gegründeten Meinungen die Vorurtheile seiner Zeit und seine ejgnen zusammenstellte. Latium, id est nova et parallela Latii, tum veteris, tum novi, descriptio, 1671, in fol., ein sehr gelehrtes Werk, das viele Nachforschungen gekostet hat. Historia Eustachio-Mariana, de admiranda Eustachii sociorumque vita. Romae, 1665, in 4to, cum fig. Diese Lebensbeschreibung des heiligen Eustachius ist ein sehr seltnes Werk. — Alle Schriften des Paters Kircher (Vergl. Ebert's allgem. Bibl. Lexikon Bd. 1), verrathen eine tiefe, erschöpfende Gelehrsamkeit, zeichnen sich aber auch durch gehäufte Sonderbarkeiten aus. Kircher hinterließ ein Antiquitäten- und Modell-Kabinet, welches von Bonani (Rom, 1709) eigens beschrieben worden ist. Er wird mit Recht für einen der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, so wie für einen der fruchtbarsten Schriftsteller der Gesellschaft Jesu gehalten. Er besaß ungemeine Kenntnisse in der Philosophie, Mathematik, Physik, Kosmographie, Naturgeschichte, Philologie, Geschichte und Alterthumskunde, und schrieb über dies Alles. Am geschätztesten sind seine Werke über die Alterthumskunde, von welchen wir jedoch seine Turris Babel, so wie seine Arca Noë ausnehmen müssen. Zu seinen Erfindungen gehört der von ihm genannte kircher'sche Brennspiegel, aus 5 Planspiegeln (ebnen Spiegeln) von gleicher Größe bestehend, welche sämmtlich die Strahlen auf Einen Punkt, der über 100 Fuß entfernt ist, werfen und von sehr starker Wirkung sind. Kircher machte damit den ersten Versuch auf der Insel Malta, daher dieser Spiegel auch der maltesische Spiegel genannt worden ist. Auch erfand er einen künstlichen Springbrunnen (der kircher'sche Brunnen), wo ein Vogel so viel Wasser schluckt, als eine Schlange in ein Becken ausspeit.

Kirchgeßner (Mariane) ward 1770 zu Bruchsal, im Badischen geboren, und verrieth schon als Kind ihr großes Talent für die Musik, welches durch den Verlust ihres Gesichts, den sie bereits im vierten Jahre durch bösartige Blattern erlitt, eher zugenommen, als vermindert zu haben schien. In einem Alter von 6 Jahren spielte sie das Klavier mit Fertigkeit und Ausdruck. Sie ward darauf von dem badischen Kapellmeister Schmittbaur zu Carlsruhe in der Musik, und besonders auf der Harmonica, unterrichtet, auf welcher sie schon in ihrem zehnten Jahre so außerordentliche Fortschritte gemacht hatte, daß sie sich öffentlich, unter allgemeiner Bewunderung, hören lassen konnte. In Gesellschaft des Raths Voßler, ihres nachherigen Biographen, machte sie zu Anfange des J. 1791 eine Reise durch ganz Deutschland, wo ihr allenthalben enthusiastischer Beifall zu Theil wurde, und begab sich darauf 1794 nach London. Ihr dortiger dreijähriger Aufenthalt war ihr nicht nur, außer der Vervollkommnung ihrer Kunst, durch Erfindung einer Harmonika, mit Resonanzboden nützlich, sondern ihr ward auch daselbst das Glück, einigermaßen ihr Gesicht wieder zu erhalten. Zu Anfange des Novembers 1796 ging sie über Deutschland nach Kopenhagen, von wo sie sich, abermals über Deutschland, nach Petersburg begab, und dann, nachdem ihr in allen diesen Ländern gerechter Beifall und verdienter Lohn geworden war, 1799 das Dorf Gohlis, nahe bei Leipzig, zu ihrem Wohnorte wählte. 1801 machte sie eine Reise in ihr Vaterland, und dann nach Paris, von wo sie aber-

mals nach Gohlis zurückkehrte, und daselbst in Gesellschaft des Raths Boßler bis 1807 lebte. In diesem Jahre unternahm sie eine neue Reise in ihr Vaterland, wo sie jedoch zu Schaffhausen von einem Brustfieber befallen wurde, an welchem sie daselbst am 9. Dec. in ihrem 38sten Jahre starb.

Kirgisen (Kirgis-Kaisaken) nennen sich selber Sara-Kaisaki (Steppenkosaken). Den Namen Kirgisen haben sie wahrscheinlich von irgend einem Stifter ihrer Horde. Man hält sie gewöhnlich für Nachkommen der ältesten Mongolen, die anfänglich in der Nähe der chinesischen Mauer gewohnt haben, und bei der allgemeinen Wanderung mongolischer Stämme, in westlichere Gegenden gezogen sind. Als man zur Zeit der russischen Eroberung Sibiriens zuerst von diesem Volke etwas vernahm, nomadisirten die Kirgisen in der Gegend des obern Jenisei, und wurden dann zugleich mit den Barabinzen dem russischen Reiche unterwürfig. Seit der Zeit haben sie sich als ein sehr unruhiges, wankelmüthiges und gefährliches Volk bekannt gemacht. Jetzt bewohnen sie die ungeheure Wüste zwischen dem Ural und Irtisch, von den Russen die kirgisische Steppe genannt, die 31681 Q. M. groß ist. Diese Wüste grenzt westlich an das kaspische Meer und die Statthalterschaft Kaukasien, nördlich an die ufaische und tobolskische, und östlich an die kolliwanische Statthalterschaft. So lange die Kirgisen bekannt sind, haben sie sich stets in die große, mittlere und kleine Horde getheilt. Die erste war lange, wegen ihre Tapferkeit und wegen der unzugänglichen Gebirge, in welchen sie wohnt, unabhängig, bis ihr Sultan 1819 Rußlands Hoheit anerkannte; die mittlere und kleine Horde erkennen seit 1731 die russische Schutzherrschaft an, haben sich aber stets als treulose Bundesgenossen, und als ein sehr räuberisches Volk gezeigt, weßhalb auch längs den Grenzflüssen Linien von kleinen Festungen gegen sie angelegt sind. Man schätzt die mittlere und die kleine Horde jede auf 30,000 Kibitken, oder Familien; wahrscheinlich sind sie jedoch weit stärker.

Kirnberger (Joh. Phil.), ein berühmter Contrapunktist in der Musik, wurde 1721 zu Saalfeld im Thüringischen geboren. Nachdem er hier die ersten Anfangsgründe der Violine und des Klaviers gelernt hatte, nahm er Unterricht bei dem berühmten Organisten Kellner zu Gräfenrode, ebenfalls im Thüringischen. 1738 begab er sich nach Sondershausen, wo er unter Anleitung des Kammermusikus Meis sich dem Violinspiele widmete. Hier benutzte er jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, seinen Geschmack zu bilden, hörte unausgesetzt die Kapelle des Fürsten, und suchte sich mit der Spielart des Organisten Gerber, eines Schülers von Bach, dessen Bekanntschaft er fleißig suchte, vertraut zu machen. Ersterer hatte ihm diesen großen Componisten so ausnehmend gerühmt, daß Kirnberger der Lust, nach Dresden zu gehen, und dort die Bekanntschaft desselben in eigner Person zu machen, nicht widerstehen konnte. Er führte diesen Vorsatz 1739 aus, und genoß während zweier Jahre sowol auf dem Klavier, als in der Composition, den Unterricht jenes großen Meisters. 1751 studirte er noch unter der Anführung des königlichen Kammermusikus Fickler die Geige. Von Dresden begab er sich nach Berlin, und trat daselbst als Violinist in die Kapelle des Königs, welche er aber 1754, mit Zustimmung desselben, wieder verließ, um Kammermusikus des Markgrafen Heinrich zu werden. Auch diese Stelle gab er kurze Zeit nachher wieder auf, und ging als Kammermusikus in die Dienste der Prinzessin Amalie von Preußen. Hier starb er 1783 nach einer langen und schmerzhaften Krankheit. In

den letzten 20 Jahren seines Lebens beschäftigte er sich bloß mit der Theorie der Kunst, ob es ihm gleich zur praktischen Ausführung weder an Geschicklichkeit, noch an Geschmack gebrach. Seine theoretischen Werke sind: Construction der gleichschwebenden Temperatur, 1760; die Kunst des reinen Satzes, 2 Thle., 1774; die wahren Grundsätze zum Gebrauche der Harmonie, 1773 (welches Werk jedoch nicht von ihm, sondern von Schulz verfaßt sein soll); Grundsätze des Generalbasses, als erste Linien zur Composition, mit vielen Kupfern, 1781; Gedanken über die besondern Lehrarten der Composition, 1782; Anleitung zur Singcomposition, mit Oden in verschiednen Sylbenmaßen, Berlin, 1782. Ausserdem hat er die meisten musikalischen Artikel verfaßt, welche in dem ersten Bande der sulzer'schen Theorie der schönen Künste befindlich sind. Auch ist hier, unter seinen Bemühungen um die Harmonie, das von ihm neu erfundne Intervall zu erwähnen, dem er den Namen J gab. Das Verhältniß desselben ist 4: 7, oder etwas größer, als die übermäßige Sexte, und etwas kleiner, als die kleine Septime. Er machte nicht allein in einer Flötensonate von diesem Intervalle Gebrauch, sondern veranlaßte auch, daß es einer berlinischen Orgel, wenn wir nicht irren, in der Garnisonkirche, einverleibt wurde. Da aber nach ihm Niemand davon Gebrauch machen wollte oder konnte; so ist es wieder weggenommen worden. Daß dieses Intervall keine bloße nutzlose Grübelei Kirnbergers war, beweist der Gebrauch, den in neuern Zeiten Fasch davon zu machen gewußt hat.

Klagen und Einreden. Beide sind gerichtliche Mittel, seine Rechte gegen Andre zu verfolgen, und Haupthandlungen der streitenden Theile im bürgerlichen Prozesse; und zwar ist die Klage (actio) dasjenige Rechtsmittel, vermöge dessen man dem Richter ein von Andern bestrittnes Recht oder erlittnes Unrecht vorstellt, und ihn auffodert, dasselbe als Recht des Klagenden gerichtlich anzuerkennen, und die dadurch begründete Foderung (an den Beklagten) geltend zu machen. Jede Klage soll daher eine Geschichtserzählung, einen Klagepunkt und eine bestimmte Anzeige der Foderung (Bitte) enthalten. Sie ist eine mündliche bei Gegenständen von geringerm Belange; eine schriftliche bei wichtigern Gegenständen, und mit ihr beginnt der bürgerliche (Civil-) Prozeß (s. d. Art.). Die Schrift, welche die Klage enthält, heißt die Klageschrift, Libell, auch oft selbst die Klage. Die Klage muß bei dem competenten Richter angebracht werden, d. h. bei demjenigen, dessen Gerichtsbarkeit sich sowol über den Beklagten, als über den Gegenstand der Klage erstreckt. Wer aber die Klage anstellt, (erhebt, führt — der Kläger, actor), muß nicht nur überhaupt die in den Gesetzen bestimmten Erfordernisse eines Klägers haben, sondern öfters schon bei Einreichung der Klage sogleich mit erweisen, in wiefern ihm ein Unrecht geschehen sei (z. B. wenn er wegen einer Erbschaft klagt; in welchem Falle er sein Erbrecht aus dem Testamente darthun muß) öfters auch wegen der durch Anstellung des Prozesses verursachten Kosten Sicherheit leisten (damit weder der unschuldige Beklagte, noch der Richter in Nachtheil gerathe). Auch hat die Klage einen bestimmten Zeitpunkt, innerhalb dessen sie allein angestellt werden kann, und nach dessen Verlauf sie als erloschen betrachtet wird; dieses nennt man die Verjährung der Klagen. Die Klagen selbst sind ferner, in Beziehung auf ihren Gegenstand und Zweck, in Beziehung auf die Art und Weise, wie sie angestellt werden (z. B. ordentliche oder ausserordentliche — summarische Klagen, in welchen unmittelbar die Hülfe des Richters aufgefodert wird), in Beziehung auf Dauer und Verjährung, so wie in Rücksicht auf die Vererbung

verschieden. Hat Jemand mehrere Klagen gegen eine und dieselbe Person anzustellen, so entsteht ein Zusammenlauf der Klagen (concursus actionum), welche entweder einen oder verschiedne Gegenstände betreffen. Die Klage in dem angegebnen (engern) Sinne (im weitern nennt man Klage jedes Rechtsmittel, durch welches man vor Gericht sein Recht verfolgt) hat überhaupt zum Zweck, die gerichtliche Verurtheilung des Gegners, und eine Veränderung, welche dadurch in den Verhältnissen der Partheien vorgehen soll. Ihr entgegen steht die Einrede (exceptio), oder die Einwendung gegen die Klage, welche zur Einlassung auf die Klage gehört, und den Grund enthält (oft heißt auch dieser die Exception), durch welchen sich der Beklagte gegen den Antrag des Klägers schützt. Sie hat mithin den entgegensetzten Entzweck. Die Einreden sind verzögerliche (dilatorische), welche die Anklage wenigstens eine Zeitlang abwenden (z. B. wenn ein incompetentes Gericht abgelehnt wird), oder zerstörliche, welche die Klage ganz unwirksam machen, oder den Prozeß verhindern; schriftliche oder mündliche (nach Beschaffenheit der Klagen). Es wird dem Beklagten zur Beantwortung der Klage, mithin auch zu Einreden, eine gewisse Frist gestattet, eben so dem Kläger zur Replik u. s. f., doch so, daß der Beklagte das letzte Wort haben muß. Nach Einlassung des Beklagten auf die Klage darf der Kläger seinen Klaggrund nicht eher ändern, er müßte denn einen neuen Prozeß anstellen und die Kosten des ersten tragen wollen; eben so sind nach geschehener Einlassung auf die Klage Einreden, welche man zur Zeit der Einlassung schon kannte, unzulässig; was aber der Beklagte nicht ausdrücklich einräumt, wird als abgeläugnet angenommen. Die juristische Lehre von den Klagen und Einreden ist seit Böhmer und Menken am besten von J. L. Schmidt, in seinem praktischen Lehrbuche von Klagen und Einreden, 6. Ausg. von Weber, 1803, wozu dessen Sohn einen Commentar geliefert hat (Lpz. 1792), und Weber in seinem Beitrage zu dieser Lehre, 2. Ausg. 1795; ferner von Wehrs, u. A. bearbeitet worden. Übrigens darf mit der Klage im bürgerlichen Prozeß nicht die Anklage (denunciatio) oder Anzeige im peinlichen Prozeß verwechselt werden, welche ganz andrer Natur ist. S. Criminalprozeß.

Klangfiguren. Wenn man eine gläserne, metallne oder auch hölzerne Scheibe, in horizontaler Richtung auf einer passenden Stelle gehalten oder unterstützt, mit klarem Sand oder einer andern ähnlichen körnigen, trocknen und gleichförmigen Masse bestreut, und am Rande mit einem geharzten Violinbogen streicht: so wird gleichzeitig mit dem dadurch erregten Klange der Sand oder die aufgestreute Masse durch die vibrirende Bewegung der Scheibe an den mehrsten Stellen ab- und fortgestoßen werden, an andern aber zurückbleiben und sich anhäufen; so daß sich linearische Figuren auf der Scheibe bilden, die nicht nur Regelmäßigkeit zeigen und unter gleichen Verhältnissen immer auf gleiche Weise wieder erscheinen, sondern auch mit der Form und der Größe der Scheibe und dem danach hervorgelockten Tone in einem gewissen übereinstimmenden Verhältniß stehen. Es liegt dabei folgendes Gesetz der schwingenden Bewegung tönender Körper zum Grunde. Jeder klingende Körper kann in seiner ganzen Ausdehnung (mit Ausnahme eines oder zweier Punkte, wo er gehalten wird) schwingen; oder er kann auf mannichfaltige Art in Theile relativ sich scheiden, die in entgegengesetzten Richtungen schwingen, während die zwischen diesen Theilen befindlichen Stellen, die man Schwingungsknoten nennt, in Ruhe bleiben. Die Theile, in welche sich der klingende Körper theilt, haben allemal gegen einander ein solches Verhältniß der Größe, als erforderlich ist, um in

gleicher Geschwindigkeit schwingen zu können. Mehrere Arten der schwingenden Bewegung und also auch mehrere Töne können zugleich bei einem klingenden Körper Statt haben ohne daß eine die andre hindert. Jene Knotenlinien, die in Ruhe bleiben, sind es, wo die aufgestreute Masse auch in Ruhe bleibt, während sie von den übrigen Stellen abgestoßen wird, und sich nach der Richtung jener Linien anhäuft. Die dadurch hervorgebrachten Figuren aber werden regelmäßig oder unregelmäßig sein, je nachdem die Scheiben eine regelmäßige Form haben und an Stellen, wo Knotenlinien durchlaufen, gehalten oder befestigt werden, auch die gestrichnen Stellen der Scheiben mit ihnen in einem gehörigen Verhältniß stehen. Chladni hat zuerst diese Erscheinung beobachtet und erklärt, und dadurch die Akustik wesentlich bereichert.

Klaproth, M. H., einer der ersten deutschen Chemiker, dem die Naturwissenschaften große und wichtige Bereicherungen verdanken, war 1743 geb. Unter seinen vielen Entdeckungen nennen wir die Circon-Erde, das Tellurium, Titanium, Uranium und seine Analyse der Meteorsteine. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir sein mit Fr. Wolff gemeinschaftlich bearbeitetes chemisches Wörterbuch in 6 und 2 Supplementbänden. Er starb 1817 in Berlin. — Sein Sohn, Heinr. Jul., geb. in Berlin 1783, hat sich als Sprachforscher und durch die Herausgabe einer Reise nach dem Kaukasus bekannt gemacht. Es lebt solcher seit mehrern Jahren in Paris, wo er sich, von der preuß. Regierung mit einer Pension unterstützt, angeblich mit der Herausgabe eines chinesischen Wörterbuchs beschäftigt.

Kleist (Ewald Christian von) ward am 3. März 1715 zu Zeblin in Pommern geboren. Seine Eltern schickten ihn im neunten Jahre in eine Jesuitenschule nach Kron in Großpolen, im 15. auf das Gymnasium zu Danzig, und im 17. ging er auf die Universität nach Königsberg, um die Rechte zu studiren. Hier gewann er die Liebe zu den Wissenschaften, die ihn nachher vor Männern seines Standes stets ausgezeichnet hat, und erwarb sich eine ausgebreitete Kenntniß der alten Literatur, der Philosophie, der Mathematik und der Rechte, dabei eine große Fertigkeit in den neuern Sprachen. Um sich Kenntniß der großen Welt zu verschaffen, reiste er zu seinen Anverwandten nach Dänemark, die ihn bald so lieb gewannen, daß sie ihn für immer an ihr Vaterland zu fesseln wünschten. Er bewarb sich daselbst vergeblich um einige Civilstellen. Daher wählte er, auf Anrathen seiner Verwandten, den Militärstand, und wurde 1736 dänischer Offizier. In dieser Laufbahn studirte er Alles, was in das Gebiet der Kriegswissenschaft gehörte, mit Eifer, verließ aber den dänischen Dienst bald, ging gleich bei dem Antritte der Regierung Friedrichs II. nach Berlin, und wurde dem Könige vorgestellt, der ihn zum Lieutenant bei des Prinzen Heinrichs Regiment ernannte. Im Grunde scheint er jedoch nie wahre Neigung für den Soldatenstand, den ihn nur der Zufall wählen ließ, empfunden, auch sich nur durch die Vorstellung seiner Pflicht, und die Bewunderung seines großen Königs mit demselben versöhnt zu haben. Dieser Streit seines Schicksals mit den Wünschen seines Herzens welche nur Ruhe beabsichtigten, verbunden mit einer unglücklichen Liebe, die sich seit 1738 entspann, hat ihn auch vielleicht zum Dichter gemacht, oder doch seinen Gedichten den Hauptcharakter der sanften Schwermuth, der in ihnen herrscht, aufgedrückt. Sein ältestes Gedicht ist an seinen Schulfreund, den Rittmeister Adler, 1739 geschrieben. Nicht leicht machte ein deutsches Gedicht, und zwar von einem noch unbekannten Verfasser, ein so schnelles Glück, als sein Frühling, welcher zuerst 1749 bloß für die

Freunde des Verfassers gedruckt wurde. Kleist hatte ein sehr glückliches Talent, Gegenstände der sichtbaren Natur zu schildern, wozu seine einsamen Spaziergänge viel beitrugen, die er (nach Göthe, aus meinem Leben 2 Th.) seine poetische Bilderjagd nannte. 1757 wurde Kleist Obrist-Wachtmeister bei dem hausenschen Regimente, welches nach Leipzig in Garnison kam, wo er sich Gellert's und Weiße's Freundschaft erwarb. 1759 focht er unter dem Prinzen Heinrich in der kunersdorfer Schlacht, erhielt zwölf starke Quetschungen, und wurde in die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet, so daß er den Degen in der linken Hand halten mußte. Er hatte mit seinem Bataillon bereits drei Batterien erobert, führte es darauf gegen die vierte an, ward durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, nahm den Degen wieder in die verwundete rechte Hand, drang weiter vor, und war nur noch 30 Schritte von dieser letzten Batterie entfernt, als ein Kartätschenschuß ihm das rechte Bein zerschmetterte. Man trug ihn hinter die Fronte; aber ein Feldscheer, der ihn eben verbinden wollte, ward in den Kopf geschossen. Bald darauf kamen die Kosaken, zogen ihn nackt aus, und warfen ihn in einen Sumpf. In der Nacht fanden ihn einige russische Husaren, zogen ihn auf's Trockne und bedeckten ihn mit einem Mantel. Einer von ihnen wollte ihm einen halben Gulden geben; Kleist weigerte sich, ihn anzunehmen; aber der Husar warf das Geld mit edlem Unwillen auf eben den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ritt davon. Die Kosaken kamen am Morgen wieder, und beraubten ihn nochmals. Gegen Mittag ließ ihn ein russischer Offizier, der vorbei ging, und dem sich Kleist entdeckte, nach Frankfurt an der Oder bringen. Eilf Tage nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Knochen und zerrissen eine Pulsader, worauf er am 24. Aug. an einer Verblutung starb. Sein Freund Uz hat ihm ein würdiges Grablied gesungen, und Nicolai durch das Ehrengedächtniß, das er ihm schrieb, das erste Beispiel einer guten deutschen Biographie gegeben. Durch seine Talente und seinen vortrefflichen Charakter hatte sich Kleist nicht nur die Freundschaft der besten Köpfe seiner Nation erworben, sondern auch jeder gebildete Deutsche zollte ihm Bewunderung, und sein Name wird in der deutschen Literatur, welche er zuerst mit bilden half, unvergeßlich sein. Seine Schriften sind zuletzt unter folgendem Titel erschienen: Ewald Christian von Kleist's sämmtliche Werke. Von Wilh. Körte. 2 Theile. Berlin 1803. gr. 8.

Kleist (Heinrich von), dieser Dichter war den 10. Oct. 1777 zu Frankfurt a. d. O. geb., trat in königl. preuß. Kriegsdienste, wurde Lieutenant, dann Assessor der Kammer zu Königsberg, und privatisirte seit 1807 einige Jahre zu Dresden. Späterhin lebte er zu Berlin, und erschoß sich und seine Geliebte, Frau Adolphine Sophie Henriette Vogel, geb. Keber, 1811 in einem nahe bei Potsdam gelegnen Gehölze am heiligen See. Man muß ihm den Dichterberuf allerdings zuerkennen, und bedauern, daß er nicht länger unter uns geweilt, um sich mehr und mehr auszubilden. Denn eine Eigenthümlichkeit der Erfindung, ein ungemeiner Schwung und Flug der Phantasie, ein tiefes, zartes Gefühl, das mit holder Gemüthlichkeit sich den Gegenständen hingibt, und liebend auf ihnen verweilt, eine seltne Kraft und Gesundheit der Charakteristik, die des Plastischen sich erfreut, ja eine nicht gemeine Ironie, und überhaupt eine sprudelnde Lebensfülle verrathen seine Werke. Diese sind: die Familie Schroffenstein, ein Trauerspiel; Penthesilea, ein Trauerspiel; Amphitryon; der zerbrochene Krug, ein Lustspiel; das Käthchen von Heilbronn, oder: die Feuerprobe, ein historisches Ritter-

spiel, und endlich zwei Bändchen Erzählungen. Die Familie Schroffenstein ist ein Werk, das zu den bessern gehört, die aus der Tiefe der Zeit, wenn auch nicht ganz schlakenlos, sich hervorgehoben. Noch tiefer aus den Abgründen des Geistes ist das Käthchen von Heilbronn gegriffen. Wol ist das Ebenmaß des Baues zuweilen verletzt, durch gehäufte und in die Handlung nicht scharf und stetig eingreifende oder umrissene Figuren. Dafür aber sind auch viele an und in der Handlung sich entwickelnde eigenthümlich und scharf gezeichnet, und der Styl so frei, großartig und üppig, daß er mit Wahrheit das Gemüth ergreift. Im Käthchen ist der Abgrund der Liebe mit einem geheimen seelenvollen Zauber erschlossen. In der früher erschienenen Penthesilea ist die Liebe in der Brust der Scythia, einer Amazonenkönigin, gemischt mit dem durch Sitte genährten rauhen Männerstolz, in weicher Frauenbrust, und mit ihrem milden Kosen dargestellt. Zwei nachgelassene Schauspiele: Prinz Friedrich von Homburg, und die Herrmannsschlacht hat L. Tieck (in H. von Kleist hinterlassen Schriften, Berlin 1821) mit einer schätzbaren Vorrede über des Dichters Leben und jene beiden Schauspiele herausgegeben, worüber die Beurtheilung dieses Werks in Hermes zu vergleichen ist. Auch für das Lustspiel zeigte Kleist einen ungemeinen Sinn. Der zerbrochene Krug, wenn er gleich unsern, für das Komische nicht empfänglichen Zeiten nicht zusagen sollte, enthält einen Schatz von Laune und Witz. Alles ist scharf und keck gezeichnet und greift rasch in einander. Manchen üppigen Sproß des Humors möchte man doch nicht wegwünschen, denn jeder offenbart des Dichters übersprudelnden, regen, frischen Geist. Daß das Ganze im Kleinen und Gemeinen sich bewegt, wird wol Niemand tadeln, der überlegt, daß das Komische überhaupt das Widerspiel des Schönen ist. Amphitryon, die bekannte Mythe, ist von Kleist mit gutmüthiger Treue dem molierischen Lustspiele nachgebildet; nur ist der lockere französische Frevel verwischt, Jupiter und Alkmene sind edler und zarter gehalten. Das Ganze beurkundet einen, zu innigem Ernst, wie zu leichtem, geistreichen Scherze gleich aufgelegten, und mit Liebe sich hinneigenden Geist. Unleugbar hatte sich in Kleist ein vorzüglicher dramatischer Genius unserm Zeitalter angekündigt. Aber auch seine Erzählungen zeichnen sich durch Reichthum und Üppigkeit der Erfindung, durch raschen Fortgang der Handlung, in und mit welcher zugleich sich die Charaktere entwickeln, durch lebendige, scharfe Zeichnung der Charaktere, durch tiefes Gefühl, ja durch eine seltne Gediegenheit des Styls aus. Auch durch sie zieht nicht selten etwas Mystisches hin, welches in der Darstellung wunderbar erschüttert, wie z. B. in der H. Cäcilie. Vor Allem ist wol die längere Erzählung Michael Kohlhaas für gelungen zu achten. Der Farbenton des Ganzen, den Kleist immer mit kühnem Pinsel gab, ist hier unnachahmlich und einzig wahr, die Gruppirung einfach und klar. Auch dem Zweikampfe kann man die Bewunderung nicht versagen. Die Verlobung in St. Domingo ist durch eine nicht gelungne Bearbeitung für die Bühne, von Körner, bekannter geworden, unter dem Titel: Toni.

Wa.

Kleist von Nollendorf. Emil Friedrich Graf Kleist von Nollendorf, ward zu Berlin 1762 geboren. Früh dem Kriegsdienst gewidmet, wohnte er bereits dem Feldzuge von 1778 bei, ward später Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf, dann im Generalstabe angestellt, in welchem er zum Kapitän aufgerückt, die Rheinfeldzüge mitmachte, und durch seltne Entschlossenheit zum glücklichen Ausgange des Gefechts am 2. Oct. 1792 beitragend, den Verdienst-

orden erwarb. Nachdem er einige Jahre lang ein Grenadier-Bataillon befehligt, trat er 1803 in den bedeutungsvollen Wirkungskreis des vortragenden General-Adjutanten des Königs. Er muß diesen Posten, trotz des Tadels des Herrn von Massenbach sehr zur Zufriedenheit seines Herrn ausgefüllt haben, denn er blieb fünf Jahre darin, und schied nur daraus, um ein nicht unbedeutendes Commando zu übernehmen. Nach der Schlacht von Auerstädt dem Könige folgend, ward er unter andern von demselben an Napoleon (im Hauptquartier Osterode) abgeschickt, um auf die durch den General Bertrand gemachten Friedensvorschläge zu entgegnen. Bei der Rückkehr der vaterländischen Truppen als General-Major und Chef der westpreußischen Brigade in Frankfurt an der Oder angestellt, erhielt er bald einen neuen Beweis des Vertrauens seines Monarchen, indem ihn dieser, als nach Schill's bekanntem Auszuge der bisherige Commandant von Berlin, Chazot, diese Stelle niederlegte, dazu bestimmte; wer die damaligen Verhältnisse kennt, wird wissen, welches Maß von Fähigkeit, Kraft und Gewandtheit erfodert wurde, um in diesem Posten allen Ansprüchen der Regierung zu genügen. Er hat die Aufgabe gelöst. Der Krieg von 1812 rief auch eine preußische Heerabtheilung in's Feld, bei welcher Kleist angestellt ward, und rühmlichen Antheil an den Gefechten nahm, in welchen diese, ganz gegen ihre Wünsche fechtenden Truppen eben so sichre Beweise der Tapferkeit als der Hingebung in die Befehle des Königs ablegten. Die Übereinkunft, welche General York schloß, ist bekannt. Man brauchte die dadurch erlangte Muse zu den eifrigsten Rüstungen zum Kriege gegen Frankreich, in welchem der Held sich das ewige dankbare Andenken seines Vaterlandes erringen sollte. Wir finden den General-Lieutenant von Kleist am Ende des Monats März 1813 vor Wittenberg wieder, welches damals eingeschlossen ward. Als das große verbündete Heer die Elbe überschrit, folgte Kleist dieser Bewegung über Dessau, und besetzte den Saalübergang bei Halle. Am 28. April mit Übermacht angegriffen, hielt der General den Posten mit großem Verlust den ganzen Tag, um der Stadt die Greuelscenen eines Sturms zu ersparen, und zog sich darauf über Schkeuditz zurück. Es ist wohlthuend, zu erwähnen, daß die Einwohner von Halle, das was damals für sie geschehen würdigend, sich bei erster Gelegenheit beeilten, ihrem Retter so rührende, als achtungswerthe Beweise ihres Dankgefühls zu geben. In der Schlacht von Bautzen fand Kleist zuerst Gelegenheit, seinen Feldherrnberuf zu bewähren. Unter den Augen des Kaisers Alexander und seines Königs, so wie des ganzen Heers, vertheidigte er den ganzen 20. Mai mit geringen Kräften den Spree-Übergang bei Burg, und zog sich erst zurück, als der General Miloradowitsch Bautzen verlassen hatte, auf das schmeichelhafteste von Alexander belobt, der seinen General auf dieses ruhmwürdige Beispiel aufmerksam gemacht haben soll. Es ist bekannt, daß der General von Kleist es war, der als preußischer Bevollmächtigter den Waffenstillstand mit abschloß; er befehligte nach Ablauf desselben das Corps, welches nebst den Garden zum großen österreichischen Heere in Böhmen stieß. Nachdem sein Corps an der Schlacht von Dresden Theil genommen hatte und dem allgemeinen Rückzuge folgte, trat der Augenblick ein, wo dem Helden nur die verhängnißvolle Wahl zwischen Tod oder Gefangenschaft zu bleiben schien; Vandamme war bereits auf nähern Wegen mit 40,000 M. in Böhmen eingedrungen, der Rückzug abgeschnitten. Da faßte der General ganz von selbst den kühnen Entschluß, sich das Gebirge herab gerade in den Rücken des Feindes zu werfen. Die Lage der Dinge ward den

Truppen nicht verheimlicht, ein Theil blieb zur Sicherung des eignen Rückens auf den Höhen von Peterswalde stehen, der Rest stürmte (30. Aug.) in das Thal von Kulm hinab, die Schlacht entscheidend, welche Böhmen und einen großen Theil des verbündeten Heers rettete. So ließ die kalte Entschlossenheit des Generals und seiner Truppen Muth das ihnen zugedachte schmähliche Geschick auf den Gegner zurückfallen, und erwarb dem Helden einen Namen, den die Erinnerung an diesen ruhmvollen Tag auf späte Geschlechter fortpflanzen wird. Wir übergehen die übrigen Gefechte in den böhmischen Grenzgebirgen, um sogleich des Antheils zu erwähnen, den Kleist an der Schlacht bei Leipzig nahm, wo er auf dem linken Flügel des großen Heers bei Markkleberg, Gossa und Wachau sich neue Ansprüche auf den Dank, und einen Ehrenplatz in der Geschichte des Vaterlandes erwarb. Das Corps des Generals schloß sodann Erfurt ein, und folgte, als die französische Besatzung sich in die Citadellen zurückgezogen, dem Heer nach Frankreich, wo es bei der schlesischen Armee eben noch ankam, um die Reihe von Unfällen, die sie rasch nach einander trafen, durch das Gefecht bei Joinvillers (14. Februar 1814) zu beschließen. Die großen Vortheile, welche der linke Flügel des Heers bei Laon am 9. Mai erfochten, wurden durch den Entschluß der Generale von York und von Kleist, den Feind am Abende zu überfallen, errungen. Daß sie nicht noch glänzendere Folgen hatten, lag wenigstens nicht an diesen Männern. Nach dem Gefecht bei Claye (29. März), wo der General persönlich eine Brigade zum Sturm eines Vorwerks führte, rückten die Heere bekanntlich vor Paris, wo der Friede geschlossen ward. Von dem Könige zum Grafen Kleist von Nollendorf erhoben, mit einem Infanterie-Regimente (1. westpreuß., das 6te in der Armee) beliehen, folgte er dem Monarchen nach England, und übernahm später den Oberbefehl des am Rheine stehen bleibenden Heers. Es war ihm bei Napoleons Rückkehr das norddeutsche Bundes-Corps, so wie das 2te preußische Corps übergeben worden. Ehe er es indeß vor den Feind führen konnte, überfiel ihn eine langwierige gefährliche Krankheit, die seine Theilnahme an den nachherigen Ereignissen hemmte. Bei der neuen Eintheilung der preußischen Monarchie in Provinzen und Militärabtheilungen wurde er in der Provinz Sachsen als General-Gouverneur angestellt. Im J. 1821 zog er sich auf seine Güter zurück. L.

Klerus, ist die aus der griechischen Sprache stammende Benennung des geistlichen Standes, mit welcher derselbe im Gegensatze gegen die Laien bezeichnet wird. Das griechische Wort bedeutet: Eigenthum, Erbtheil, und der geistliche Stand ward darum Klerus genannt, weil man ihn auszeichnen, ehren, und andeuten wollte, daß er in einem besondern Sinne Gottes Eigenthum und Erbtheil sei. Der Klerus (man sagt auch die Kleriker) ward in der alten Kirche in den hohen und niedern getheilt. Zu dem ersten gehörten die Bischöfe, Presbytern (Aeltesten) und Diakonen; zu dem letztern alle übrige geistliche Personen. Von dem Worte Klerus kommt die Benennung Klerisei her, mit welcher man die gesammte Geistlichkeit eines Landes oder einer Stadt bezeichnet. S. d. Art. Geistlichkeit. N.

Klinger (Friedr. Maximil. von), geb. zu Frankfurt a. M. 1753, gehört zu denen, durch deren Kraft und eigenthümliches Streben vor nun etwa 40 Jahren jene neue Periode unsrer Literatur geschaffen wurde, welche man nach dem Titel eines klingerschen Schauspiels die Sturm- und Drangperiode benannt hat. Auch ihn begeisterte der Genius Shakspeare's, und seine Jugendkraft gefiel sich im Außergewöhnlichen. Da

es wirkliche Kraft war, die ihn hob und drängte: so durfte er das schon wagen, und seine Kühnheit wurde vom glücklichsten Erfolge gekrönt. So hatte noch kein deutscher Dichter alle Leidenschaft in Bewegung gesetzt, als er in seinen Zwillingen, so gewaltig hatte noch keiner in die Saiten des Herzens gegriffen und die Phantasie entzügelt. Was Wunder, wenn ihm allgemeine Bewunderung ward! Die größere Bewunderung verdient indeß, daß er mit seiner Kraft sich selber bändigte, und durch sein Feuer sich nicht lange auf Abwege leiten ließ. Übung und Umgang, sagt er selbst, hätten ihn von überspannten Idealen zurückgebracht und ihn den Gesinnungen der wirklichen Welt genähert: das bürgerliche Leben müsse Jeden lehren, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen seien, mit denen man an das Herz anschlagen müsse, wenn es ertönen solle. Wie sehr macht uns ein solches Geständniß bedauern, nicht mehr von dem Leben dieses Mannes zu wissen. Zum Glücke hat Göthe, sein Landsmann und Jugendfreund, uns in den Stand gesetzt, den Mangel einigermaßen zu ersetzen. „Klingers Äußeres, sagt er, war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedner Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen; er, nebst einer eben so schönen und wackern Schwester, hatten für eine Mutter zu sorgen, die, als Wittwe, solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles, was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen; so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedne natürliche Anlagen, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe besaß er in hohem Grade; aber Alles schien er weniger zu achten, als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten. Einem solchen Jünglinge mußten Rousseau's Werke vorzüglich zusagen. Emil war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr, als bei Andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das, was Andre wegwerfen sollten, hatte er nie besessen; Verhältnisse, aus welchen sie sich retten sollten, hatten ihn nie beengt: und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Naturevangeliums angesehen werden, und in Betracht seines ernsten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn, recht wohl ausrufen: Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! Aber auch den Nachsatz: Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage dieser Kampf oft schwer und sauer ward: so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freyeigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; daher sich ein bittrer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat. In seinen Productionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biedrer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltig-

keit, und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig; die Figuren, die er ungünstigt darstellt, nicht zu sehr übertrieben; ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole stehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner sein, wenn er sich uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bittres Mißwollen verkümmerte. Doch dies macht ihn eben zu dem, was er ist, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden so mannichfaltig, daß ein Jeder, theoretisch, zwischen Erkennen und Irren, praktisch, zwischen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt. Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüth und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um desto würdiger, wenn es sich durch das Welt- und Geschäftsleben durch erhält, und wenn eine Behandlungsart des Vorkömmlichen, welche Manchem schroff, ja gewaltsam scheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am sichersten zum Ziele führt. Dies geschah bei ihm, da er ohne Biegsamkeit, aber desto tüchtiger, fester und redlicher, sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde, noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß. Ja er suchte die vollkommenste Stetigkeit des Andenkens, durch alle Grade der Abwesenheit und Trennung, hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er, als ein andrer Willigis, in seinem, durch Ordenszeichen geschmückten Wappen, Merkmale, seiner frühsten Zeit zu verewigen nicht verschmähte." Man sieht aus diesem Letztern, daß Klinger bürgerlicher Herkunft ist; desto ehrenvoller für ihn, daß er durch eigne Kraft emporstieg. Er war in der Zeit seiner ersten Blüthe Theaterdichter bei der seiler'schen Gesellschaft, und lebte eine Zeitlang in Weimar, von wo er nach Rußland ging, um sein Glück zu suchen. In Petersburg begünstigte ihn der Zufall, daß er der großen Kaiserin bekannt ward. Seit 1780 trat er als Offizier in russische Dienste, ward nachher Vorleser bei dem Großfürsten Paul, ging im Generalstabe des Prinzen von Würtemberg mit nach Taurien, und ward bei seiner Rückkehr, mit dem Charakter eines Majors, als Director der Ritterakademie angestellt. Auf der schlüpfrigsten Laufbahn, umgeben von einer üppigen Welt, unter mißlichen Verhältnissen, zu einer Zeit, wo fester Männlichkeit und kühnem Muthe wol gar Gefahr drohte, stand er fest in Behauptung hoher moralischer Kraft, und erhielt sich stets ein unwandelbares Vertrauen. Selbst Kaiser Paul verzieh ihm seine männliche Geradheit; unter Alexanders Regierung ward er zu noch höhrer Wirksamkeit hervorgezogen. Er wurde General, Präsident zweier wichtigen Departements, Director der Cadettenschule, und wirkte in allen diesen Beziehnngen mit dem erfreulichsten Erfolge. Im J. 1820 nahm er seine Entlassung, behielt jedoch seinen vollen Gehalt. Die Stelle eines Curators der Universität Dorpat, welche er mehrere Jahre bekleidete, hat er seit 1817 freiwillig abgegeben. Bei alle diesem Wirken in der bürgerlichen Welt hat die poetische Welt Klingern nicht verloren, der aber freilich eine Ansicht von der Poesie und dem Dichten gewonnen hatte, von der sich unsre Aesthetiker nichts träumen ließen. Eine hohe, moralische Stimmung, einen mit edeln, großen Gedanken beschäftigten Geist, eine durch den Charakter bestimmte, kräftige Denkungsart, ein-

Digitized by Google

fache Sitten, Gefallen an einer beschränkten Lebensweise, völlige Unkenntniß der Glückjägerei, der schleichenden Mörderin des Besten im Menschen, wer hätte denn die von dem Dichter gefodert? Wie eine solche Theorie in ihm entstand, wie erst die wirkliche Welt bloß durch den dichterischen Schleier sich seinem Geiste darstellte, wie die Dichterwelt bald darauf durch die wirkliche erschüttert ward, und dann doch den Sieg behielt, weil der erwachte, selbstständige, moralische Sinn Licht durch die Finsterniß verbreitete, die des Dichters Geist ganz zu verdunkeln drohte, darüber wird der achtsame Leser manches Bekenntniß in dieses Dichters anziehenden Betrachtungen und Gedanken über verschiedne Gegenstände der Welt und Literatur leicht ausfinden. Ganz in diesem Sinne entwarf er eine Reihe von Romanen: Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt; Geschichte Giafars, des Barmeciden; Geschichte Raphaels de Aquillas; die Reisen vor der Sündfluth; der Faust der Morgenländer; Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit; der Weltmann und der Dichter (in jeder Hinsicht sein gelungenstes Werk); Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese. Diese Werke umfassen alle natürliche und erkünstelte Verhältnisse das ganze moralische Dasein des Menschen, und berühren Gesellschaft, Religion, hohen idealen Sinn, die süßen Träume einer andern Welt, die schimmernde Hoffnung auf reineres Dasein über diese Erde. Natürlich ist der Ton seiner verschiednen Romane verschieden, und eben so verschieden der Eindruck, den sie im Gemüth des Lesers hinterlassen. Das Herz, das im Faust sich zerrissen fühlt, wird im Giafar und Raphael stark und erhoben. Will der kalte Verstand die Brüthe des Lebens vertrocknen, so wird sie im Faust der Morgenländer durch das Herz belebt. Erregten der Weltmann und der Dichter und die Geschichte eines Deutschen eine milde Trauer, so wird Sahir diese mild verscheuchen. Es ist unmöglich, die Werke dieses Geistes zu lesen, ohne reicher an Welt- und Menschenkenntniß, reicher an hohen, kräftigen Gedanken, reicher an edlen Gesinnungen und Gefühlen, aufgelegter zur Tugend und zum Kampfe für sie, hingegeben der Natur und ihren einfachen reuelosen Genüssen vom Lesen zurückzukehren. In der Sammlung seiner Werke hat er in 12 Bänden, Königsberg 1809, das Reinste, was er empfunden, das Edelste, was er gewollt, das Beste, was er gedacht, in möglichster Vollendung der Nachwelt hinterlassen. dd.

Klopstock (Friedr. Gottlieb), einer der größten Dichter der Deutschen, ward zu Quedlinburg 1724 geboren. Sein Vater, anfangs quedlinburgischer Commissionsrath, ein sehr origineller Mann, der sich oft mit Ahnungen und Teufelserscheinungen befaßte, hatte nachher das Amt Friedeburg im Mansfeldischen gepachtet, wo unser Klopstock im ländlichen Aufenthalte sein Knabenalter glücklich verlebte, und hernach das Gymnasium zu Quedlinburg besuchte. Im 16. Jahre kam er auf die Schulpforte bei Naumburg. Hier entwickelte sich zuerst sein Charakter als Mensch und als Dichter. Er vervollkommnete sich in den alten Sprachen, gewann immer mehr Vorliebe für die klassischen Schriftsteller, machte selbst mehrere poetische Versuche, und faßte schon hier den Entschluß, irgend ein großes episches Gedicht zu fertigen, obgleich er in der Wahl des Stoffes nicht mit sich einig werden konnte, und ihm damals vorzüglich Kaiser Heinrich der Vogler, als würdiger Gegenstand einer Epopee vorschwebte. 1745 verließ er Pforte, studirte in Jena, und entwarf schon im Stillen die ersten Gesänge der Messiade. In Leipzig, wohin er sich schon im folgenden Jahre begab, lernte er Cramer, Schlegel, Rabener, Zachariä u. a. m. kennen, die damals die

bremischen Beiträge herausgaben, in welchen dann zuerst die drei Gesänge seines Messias erschienen. Bald wurde ihm der Aufenthalt in Leipzig unangenehm, da mehrere seiner Freunde die Akademie verließen, und so ging auch er 1748 nach Langensalza, in das Haus eines Verwandten, Weiß, über dessen Kinder er die Aufsicht übernahm, und wo er Schmidt's Schwester, die in seinen Oden so oft besungne Fanny, persönlich kennen lernte, und mit der heißesten Zärtlichkeit liebte, deren Gegenliebe aber nicht fand. Die Erscheinung seiner Messiade erregte damals außerordentliches Aufsehen, und zog ihn eben so viel Bewunderung, als Tadel zu. Ein Theil verehrte den Sänger des Messias wie einen heiligen Dichter und Propheten des alten Bundes; man sah sein Werk als ein Religionsbuch an, und den Dichter nannte man nur mit Ehrfurcht. Andre, namentlich alte Theologen, glaubten, die Religion werde durch seine verwegnen Dichtungen entweiht. Ja ein ehrlicher Dorfpfarrer kam ausdrücklich zu ihm und bat ihn in allem Ernste, „er möchte um Gottes und um der Religion willen den Abadonna (einen abgefallnen Engel) ja nicht selig werden lassen." Daß auch tadelnde Kritiken erschienen, war um so weniger zu verwundern, je weniger damals das richtige Verständniß dieses Gedichtes zu erwarten war. Klopstock's Ruhm wurde dadurch nur noch mehr erhöht. Den stärksten Eindruck hatte sein Gedicht in der Schweiz gemacht. Kein Wunder, daß ihn Bodmer und seine Freunde wiederholt einluden, in die Schweiz zu kommen. Klopstock nahm es an, und reiste mit Sulzer im Sommer 1750 nach Zürich, wo Alles aufgeboten wurde, ihn daselbst fest zu halten. Man bewunderte ihn mit einer Art heiliger Ehrfurcht. Auch fand er es hier und in mehrern Kantonen, in welche er eine Lustreise machte, äußerst reizend, und auf schweizerischem Grund und Boden keimten jene große Ideen von Vaterland, Freiheit und deren heldenmüthigem Vertheidiger Hermann. Auch in Dänemark hatte man die drei ersten Gesänge seines Messias, hauptsächlich durch Bernstorf kennen gelernt, und Klopstock wurde, mit einem Gehalte von 400 Thalern, nach Kopenhagen eingeladen, um seinen Messias zu vollenden. Er reiste 1751 ab, machte seine Reise über Braunschweig und Hamburg, und hier lernte er, durch einen Brief von Gärtner an eine eigentlich strenge Leserin seiner Gesänge empfohlen, in dieser selbst das geistreiche Mädchen, Meta (eigentlich Margaretha) Moller, kennen, über welche er Fanny bald vergaß. In Kopenhagen, von wo er mit ihr Briefe wechselte, wurde er von Bernstorf mit Freundschaft und hoher Achtung aufgenommen; er blieb den Winter über daselbst, wurde dann im folgenden Sommer durch seinen Freund Moltke dem Könige Friedrich V. vorgestellt, und da dieser im Sommer 1752 eine Reise nach Holstein machte, benutzte Klopstock die Gelegenheit, zu seiner geliebten Meta nach Hamburg zurückzukehren, wo er sich den ganzen Sommer aufhielt, zwar wieder nach Dänemark mit dem Könige zurückkehrte, auch das J. 1753 hier noch zubrachte, aber im Sommer 1754 abermals nach Hamburg reiste, und sich mit Meta verband. Leider genoß er das Glück der ehelichen Liebe nicht lange: der Tod entriß sie und ein noch ungebornes Kind dem Dichter (1758), an dem sie mit der reinsten, innigsten Liebe hing; er begrub sie in dem Dorfe Ottensen bei Hamburg, und setzte ihr dort die einfach schöne Grabschrift:

Saat gesäet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen.

In den J. 1759—1763 war er abwechselnd in Braunschweig, Queds-

linburg und Blankenburg. Am letztern Orte entspann sich zwischen ihm und einem Mädchen, das er poetisch Done nennt, eine neue Liebe; doch widerstrebte der Vater derselben ihrer Verbindung. 1764 dichtete er seine Hermannsschlacht, und sandte sie dem Kaiser Joseph zu. Später beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die deutsche Sprache. Von 1770 an lebte er, mit dem Charakter eines königl. dänischen Legationsraths und markgräfl. badenschen Hofraths (welchen letztern ihm der nachherige Großherzog Carl Friedrich von Baden nebst einem Jahrgehalte ertheilt hatte), in Hamburg in der Stille, wo er nun seinen Messias vollendete. Im Winter fand er sein höchstes Vergnügen am Schlittschuhlaufen, wobei er aber selbst einmal in die höchste Lebensgefahr kam. Darauf bezieht sich eine Stelle am Schlusse des Messias:

Du gabst mir Muth in der Nähe des Todes.

Klopstocks Ende war wie sein Leben. Mit voller religiöser Überzeugung, mit Ruhe und Ergebung starb er den glücklichen Tod des Gerechten und Guten, den er selbst im zwölften Gesange seiner Messiade besungen hat, am 14. März 1803 sanft und ohne Schmerzen. Sein Leichenbegängniß, gewiß eines der feierlichsten, das einem Gelehrten Deutschlands zu Theil ward, zeigt die allgemeine Theilnahme seiner Mitbürger, die sie im Namen aller fremden Verehrer des Entschlafenen hier zu Tage legten. Die hier wohnenden Gesandten und Geschäftsträger, alle angesehne Bürger, Senatoren, Kaufleute, Kirchen- und Schullehrer, Künstler u. s. f. begleideten in 126 Wagen die Leiche, welche unter einer Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde, unter dem großen volltönenden Geläute der sechs Hauptthürme Hamburgs, durch Zuströmen vieler Tausende und unter mehrern angemessenen Feierlichkeiten, an einem heitern Frühlingstage den 22. März zu Ottensen neben seiner Meta eingesenkt wurde, wo er schon bei ihrem Tode sich sein Grab bestellt hatte. Klopstock war von Seiten seines Charakters munter und aufgeweckt, sein nicht sparsamer Scherz stets mit einer gewissen Würde verbunden, sein Spott nie bitter. Eine gewisse Gerabheit hielt ihn von der nähern Bekanntschaft mit Vornehmern zurück, denn die kalte Herablassung der Großen sah er mehr als Beschimpfung an. Er zog gern mit ganzen Familien seiner Freunde auf's Land, und war immer gern unter Kindern. An dem Wohl und dem häuslichen Glücke seiner Freunde nahm er den innigsten Antheil; aber besonders war ihm die Rückerinnerung an seine Dichterfreunde, mit denen er in Leipzig vereint gewesen, und von denen er einen nach dem andern in's Grab sinken sah. Auch Ebert überlebte er; mit Fassung und Standhaftigkeit vernahm er die Nachricht von seinem Tode. Vier und zwanzig Tage vor ihm starb Gleim. Beide waren sich über ein halbes Jahrhundert treu geblieben. — Von den neuern Weltbegebenheiten vermied er absichtlich zu sprechen, und so sehr er auch Freiheit des menschlichen Geistes liebte, und überhaupt jede Tyrannei haßte: so ist doch die ihm zugeschriebne Revolutions-Ode an Rochefoucauld's Schatten als untergeschoben zu betrachten. Zu seiner Biographie dient: Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel der Familie Klopstock unter sich und mit Gleim, Schmidt, Fanny. Aus Gleim's briefl. Nachlasse herausgegeben von Klamer Schmidt, 2 Theile, Halberstadt, 1810. 8. Als Odendichter gehört wol Klopstock zu den größten Dichtern aller Zeiten. Man kann ihn den Pindar der neuen Poesie nennen, aber er übertrifft diesen an Fülle und Tiefe der Empfindung, so wie die Seelen-

Digitized by Google

welt, die er schildert, die von dem griechischen Dichter dargestellten Gegenstände der Sinnenwelt übertrifft. Seine geistlichen Oden, z. B. die Frühlingsfeier, nehmen den Schwung des Psalmisten, und zeigen selbst in der Freiheit des Metrums die Sicherheit seines lyrischen Geistes. Die ersten Oden an Fanny, Ebert, sind wegen der darin herrschenden Melancholie und erhabnen Stimmung gewiß keinem gebildeten Leser unbekannt. Und auch im Gefühle der Freude, z. B. in der Ode, am zürcher See, selbst wenn er beinahe anakreontisch wird, wie in manchen kleinen Gedichten an Cidli, verleugnet er nie seine hohe Würde und die platonische Richtung seiner Liebe. Die spätern Oden, wo er Theil an den Begebenheiten der Zeit, namentlich an der französischen Revolution nimt, und worin deutsches Vaterland und deutsche Sprache die gefeierten Gegenstände sind, zeichnen sich durch das Feuer des Patriotismus und neue schöpferische Wendungen des Ausdrucks aus. Durch letztre, wie auch durch die gewählte nordische Mythologie wird er freilich mehrern Lesern oft dunkel; aber auch diese werden Klopstock als geistlichen Liederdichter verstehen und dankbar verehren, wenn sie sich an die Lieder: Auferstehn, ja auferstehn wirst du ꝛc. Wenn ich einst von jenem Schlummer ꝛc., die sich besonders durch den von Klopstock sonst vermiednen Reim unterscheiden, mit Rührung erinnern. Den größten und schnellsten Ruf erwarb sich aber Klopstock durch seine Epopee, der Messias, deren erste Gesänge gleich bei ihrer Erscheinung durch den erhabnen Prophetenschwung, durch die Pracht ihrer Schilderungen und durch den hohen ächt patriarchalischen Idyllenton Milton's Übertreffer verkündigten. Ein einziger Vers von Klopstock hat einen größern Schwung der Empfindungen, als Milton je hervorbringen kann; nur ermüdet zuweilen der fortgesetzte Hymnenton. Klopstock's Bardiete sind mehr dramatisirte Heldengedichte und lyrisch-theatralische Scenen, als Trauerspiele: die Chöre, von denen auch Glück mehrere meisterhaft componirt hatte, die aber leider! da sie Gluck mehr im Kopfe, als auf dem Papiere hatte, ganz für uns verloren sind, sind vom höchsten lyrischen Schmuck, und athmen den kühnsten Patriotismus und Freiheitssinn. Er hat den deutschen Charakter idealisirt, wie Keiner. Über Klopstock als vaterländischen Dichter hat Morgenstern eine Vorlesung mitgetheilt (1814, Dorpat), so wie früher eine andre über Klopstock (Dorpat, 1807. 4). Um die Sprache hat sich Klopstock auch durch grammatische Schriften ein großes Verdienst erworben. Seine Fragmente über Sprache und Dichtkunst, seine Gelehrten-Republik und seine grammatischen Gespräche klärten viele Gegenstände der deutschen Grammatik und Poesie auf, wenn auch seine Neuerungen in der Wortschreibung, wo er alle überflüssigen Buchstaben wegwarf, so wie überhaupt mehrere Grundsätze seines Styls, nicht allgemeinen Beifall finden konnten.

Kloska (Kloschka, Gloska) war, nebst seinem Gefährten Horiah, der Anführer einer räuberischen Bande, welche 1784 in Ungarn die größten Gewaltthätigkeiten ausübte und besonders alle Edelleute in der Gegend zittern machte. Horiah hatte sich von Joseph II. für den Flecken Brad in zarantischen Kreise das Marktrecht ausgewirkt. Mit Hülfe der darüber ausgefertigten Urkunde überredeten nun beide den einfältigen Pöbel, es sei ihnen das Recht zur Vertilgung aller Edelleute gegeben worden; ja auf einen bestimmten Tag sollten alle Adelige in der ganzen Gegend ermordet werden. Da aber die Verschwörung entdeckt und zur Habhaftwerdung beider Aufrührer Befehl gegeben wurde: so glaubte nun die Rotte, zu ihrer eigenen Sicherheit nicht länger zögern zu müssen, und fing an, gegen Adel und Geistlichkeit mit unerhörter Grausamkeit

zu wüthen. So verloren über 400 Personen, größtentheils unter den entsetzlichsten Martern, ihr Leben. Der Kaiser gab die geschärftesten Befehle, um die Ruhe wieder herzustellen. Aber die Rebellen leisteten den hartnäckigsten Widerstand, und konnten nur mit der größten Anstrengung zerstreut werden. Die beiden Anführer wurden erst am 3. Jan. 1785 gefangen genommen, und erhielten bald nachher auf dem Rade den Lohn ihrer Verbrechen.

Klöster wurden zuerst im 4. Jahrh. im Morgenlande, namentlich in den Wüsten Oberägyptens gegründet (s. d. Art. Mönchswesen). Antonius, der insgemein der Große genannt wird, sammelte hier um 305 eine Anzahl Einsiedler, die, um die Vortheile der Einsamkeit in Gesellschaft zu genießen, ihre Hütten an einander bauten und ihre Andachtsübungen gemeinschaftlich hielten, wie später die palästinensischen und noch jetzt die abyssinischen Mönche pflegen. Genauer als diese Verbindung, welche man Laura nannte, war die, von seinem Schüler Pachomius gegen die Mitte des 4. Jahrh. gestiftete. Dieser baute auf Tabenna, einer Nilinsel in Oberthebais, mehrere Häuser in geringer Entfernung von einander, in deren jedem eine Anzahl Mönche (monachi) zu drei bis vier in Zellen beisammenwohnten und unter einem Prior standen. Diese Priorate machten zusammen das Cönobium oder Monasterium (daher Münster) aus, wurden von einem Vorsteher, der Abbas (Vater), Higumen oder Mandrit hieß, regiert, und zu einer bestimmten gleichförmigen Lebensordnung angehalten. Nach des Pachomius Tode 348 bestand die Mönchskolonie auf Tabenna aus 50,000 Personen. Aber nicht nur in Aegypten hatte diese Einrichtung einen schnellen Fortgang, auch in Palästina, Syrien und Armenien fand sie bald Nachahmung. Die Wüsten und Wälder füllten sich mit Cönobien von verschiedener Größe; selbst in und bei den Städten entstanden solche Anstalten, in denen, wegen der Nähe der Versuchung, die Strenge der Clausur, d. h. des Verbots hinauszugehen und mit den Weltleuten zu verkehren, den Mangel abgeschiedner Wüsteneien ersetzen sollte, und die daher Anlaß gaben, die Cönobien Claustra, d. h. verschlossene Örter, Klöster zu nennen. Das Klosterleben, anfangs nur von Männern frei erwählt und daher noch wenig durch andre Gesetze eingeschränkt, als die Jeder, dem Zwecke andächtiger Einsamkeit gemäß, sich selbst gab, erhielt, da seit der Mitte des 4. Jahrh. auch Frauenmünster oder Nonnenklöster (Nonne soll in der koptischen Sprache die Reine bedeuten) gestiftet wurden und Menschen jedes Alters und Standes sich zudrängten, bestimmte Regeln vom heiligen Basilius, durch welche eine gewisse Gleichheit der Verfassung und Zucht in den Klöstern des Orients hergestellt wurde. Doch gab es im 4. und 5. Jahrh. (außer daß der Eintritt in's Kloster für eine stillschweigende Verpflichtung zur Keuschheit und Enthaltsamkeit von allen Weltfreuden, und zum Gehorsam gegen die angenommenen Regeln der innern Lebensordnung galt), noch keine eigentlichen Klostergelübde und feierliche Professionen. Erst im 6. Jahrh. brachte sie der heil. Benedikt von Nursia auf. Seiner strengen und zweckmäßigen Regel, die zuerst in dem, von ihm 529 erbauten Kloster zu Montecasino bei Neapel, und nachher in allen Klöstern des Abendlandes als eine gemeinsame Gesetzgebung angenommen wurde, ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß die Häuser nun Wohnsitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit und der, bei der Verwirrung jener Zeiten in ihre Mauern geflüchteten Gelehrsamkeit zu werden anfingen. Missionäre gingen von ihnen aus, Wälder und Einöden wurden von den arbeitsamen Mönchen gelichtet und urbar gemacht; um den Anbau des

Bodens, und um die Bekehrung und Bildung der germanischen und slavischen Völker erwarben sie sich vom 6. bis in's 9. Jahrh. wesentliche Verdienste. Freilich veränderten diese, im Zeitalter der Rohheit so gemeinnützigen Anstalten allmälig ihre Natur, jemehr ihr Reichthum und Ansehn wuchs. Müßiggang und Schwelgerei schlich mit allen Lastern der Welt in ihre Mauern ein, und ihr Verfall war unvermeidlich, da sie theils durch die, unter den fränkischen Königen eingerissene und von andern Fürsten bald nachgeahmte Gewohnheit, Klöster wegen ihrer Pfründen an Grafen und Herren zu verschenken, unter die Aufsicht von Laienäbten (Commendaturäbten) kamen, welche, nur auf den Genuß der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechterhaltung der Zucht unter den verwilderten Mönchen und Nonnen thun mochten, theils von den Bischöfen, welche die ursprünglichen Aufseher der Klöster waren, aber den Sinn für das kanonische Leben meistens selbst verloren hatten, entweder nun beraubt und gedrückt, oder wegen der, ihnen zugestandnen Freiheiten und Exemptionen sich selbst überlassen wurden. Nur durch die, von Carl dem Großen zur bessern Bildung der Geistlichkeit gestifteten Klosterschulen wußten einige, z. B. die zu Tours, Lyon, Köln, Trier, Fulda, Osnabrück, Paderborn, Würzburg u. s. w. den Ruhm ihrer Gemeinnützigkeit auch im 9. und 10. Jahrh. zu behaupten. Dem allgemein empfundnen Bedürfnisse einer Reform suchte zuerst das Kloster zu Clugny in Burgund abzuhelfen, das 910 nach der fast vergessenen Regel Benedikts eingerichtet wurde, und sie noch durch einige strengere Zusätze verschärfte. Eine Menge Klöster in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland ließen sich nach diesem Muster reformiren; andre gaben der Regel Benedikts eine eigne, neue Gestalt, und stifteten im 11. und 12. Jahrh. mehrere Orden mit einer großen Anzahl von Filialklöstern, die als Zweige des Hauptstammes der alten Benediktiner eben so viele, durch einen stolzen und eifersüchtigen Conföderationsgeist eng verbundne Mönchsstaaten bildeten. Mit dem Rufe der wiederhergestellten Heiligkeit gewannen die Klöster neues Ansehn und neue Schätze; viele wußten sich die Befreiung von aller, außer der unmittelbaren päpstlichen Gerichtsbarkeit zu verschaffen (exemte Klöster) und während der Kreuzzüge, wo eine Menge Kreuzfahrer ihnen ihre Güter verpfändeten, oder auf den Fall, daß sie nicht zurückkehrten, ganz überließen, ihren Reichthum beträchtlich zu vermehren. Das Vorrecht der Unverletzlichkeit, das die öffentliche Meinung den Klöstern unter den täglichen Räubereien und Privatfehden des Mittelalters zugestand, brachte überhaupt unsäglich viel Privateigenthum, das man bei dem rohen Zustande der Justiz und Polizei nicht besser sicherstellen zu können glaubte, unter ihren Schutz und in ihre Gewalt. Freilich riß damit, als jener Verbesserungseifer abgekühlt und die Macht der Orden befestigt war, auch neues Sittenverderben in den Klöstern ein, und es kam, da der landesherrliche und bischöfliche Einfluß durch Exemptionen geschwächt war, und gegen den, durch die Politik der Päpste geschützten Uebermuth der in allen Ländern mächtigen Ordenskörperschaften wenig vermochte, meist nur auf die Persönlichkeit der Aebte an, welcher Geist in ihnen herrschen sollte. Zur Zeit der Reformation, wo die reichen Güter der von den Mönchen und Nonnen verlassenen Klöster in den protestantisch gewordnen Staaten von den Fürsten theils zu ihrem Fiscus gezogen, theils zu Gründung und Erhaltung öffentlicher Bildungsanstalten, oder in Universitäten und Akademien verwandelt worden sind, angewendet, theils zur Belohnung verdienter Kirchenlehrer als Pfründen (wie die Abteien in Niedersachsen und im Wirtembergischen), auch zur Versorgung adeliger Fräulein mit

oder ohne Ahnen und mit Indigenat bis zur Heirath der Eingeschriebenen, wie in Hessen, Holstein, Meklenburg u. s. w. vorbehalten wurden, mußte sich die Zahl der Klöster beträchtlich verringern. In katholischen Ländern erhielten sie zwar ihre Verfassung bis in's 18. Jahrh., fielen aber doch durch den Alles ergreifenden Einfluß eines neuen Zeitgeistes immer mehr in der Meinung des Volkes, und mußten beim Sinken der päpstlichen Macht auch von katholischen Fürsten manche Beschränkung ihrer alten Rechte erdulden, oder was ihnen noch blieb, durch große Opfer erkaufen. Was sie ehedem als Bewahrer literarischer Schätze, als Zufluchtsörter für Verfolgte und Nahrlose, als Erziehungsanstalten für die Jugend, als bequeme Ruheplätze für ausgediente und abgelebte Weltleute aus den höhern Ständen, als milde Gewahrsame und Besserungshäuser für verirrte und gefährliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geleistet hatten, verschwand in den Augen der statistischen Berechnung und philantropischen Philosophie neuerer Zeiten vor dem Nachtheile, den sie durch die Beförderung der Ehelosigkeit der Bevölkerung, durch ihr unabläßiges Streben nach den Familiengütern der Reichen, die ihnen Söhne und Töchter anvertrauten, dem Nationalwohlstande, durch den Müssiggang ihrer Bewohner dem Gewerbfleiße der Aufklärung und wahren Religiosität, und durch die in ihren Mauern erzeugten geheimen Sünden und Ränke, deren Greuel sich nicht länger verbergen ließen, und jedes menschliche Gefühl empören mußten, der Sittlichkeit brachten. So waren diese veralteten Stiftungen schon von einem großen Theile der erleuchteten Welt geächtet, als Joseph II. 1781 die Klöster einiger Orden ganz aufhob, und die, welche er bestehen ließ, auf eine bestimmte Zahl von Religiosen einschränkte, und außer alle Verbindung mit auswärtigen Obern setzte. In Frankreich wurde 1790 die Abschaffung aller Orden und Klöster decretirt, welchem Beispiele sowol die diesem Reiche inverleibten Länder, als auch im 19. Jahrh. unter Napoleons Schutz alle katholische Staaten des Festlandes, außer Oesterreich, Spanien, Portugal, Neapel, Polen und Rußland, folgten. Die Absicht dieser Aufhebung schien indeß mehr eine wolberechnete Finanzmaßregel, als ein Werk der Humanität zu sein. In Preußen wurde für die vertriebnen Religiosen gesorgt, und, nach Josephs Beispiele, der durch die Secularisationen gewonnene Reichthum den Fonds des Kirchen- und Schulwesens z. Th. zugewendet; wo aber das französische System galt, fielen die Klostergüter dem landesherrlichen Fiscus zu, und den Religiosen fehlte es bisweilen am Nothwendigen. Die neuesten Zeitereignisse haben indeß ihr Schicksal in Italien sehr verbessert, und während Pius VII. die Wiederherstellung der eingegangnen Klöster beabsichtigt, und in seinen mit Frankreich, Baiern und Neapel geschlossenen Concordaten die Errichtung neuer Klöster und die Erhaltung der noch bestehenden gesichert hat, kann die bei jenen gewaltthätigen Secularisationen aufgeworfne Frage: ob es nicht gerathener sei, einige dieser reich begabten Anstalten als Prytaneen für verdiente Gelehrte und Künstler, als Ruhestätten einer beschaulichen Muße, und Zufluchtsörter für Schwache, die durch Verwaisung und Unglück mit der Welt zerfallen sind, noch ferner zu erhalten, auf's neue zur Sprache gebracht werden. In den österreichischen Staaten ließ man manches Kloster aussterben. Diejenigen aber, welche sich durch Erziehung, besonders der weiblichen Jugend, und durch Krankenpflege verdient machen, sollen auch in Zukunft beibehalten werden. Eine schätzbare Abhandlung über Klöster von Fr. von Raumer findet man im Hermes 1822. N. XV. E.

Klostergelübde sind die drei das Klosterleben bedingenden Ge-

lübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams. Die Armuth besteht darin, daß der Klostergeistliche kein Eigenthum haben darf; wol aber können die Klöster Eigenthum besitzen, denn die katholische Kirche unterscheidet eine hohe, höhere und höchste Armuth. Die hohe besteht darin, daß ein Kloster zwar etwas von liegenden Gründen besitzen darf, jedoch nicht mehr, als zur Erhaltung des Lebens nöthig ist, wie die Karmeliter und Augustiner. Die höhere besteht darin, daß ein Kloster gar keine liegenden Gründe, wol aber bewegliche Gegenstände, als Bücher, Kleider, Vorräthe an Speisen und Getränken, Renten u. s. w. besitzen kann, wie die Dominikaner. Die höchste endlich erlaubt einem Kloster weder bewegliches noch unbewegliches Besitzthum, wie die Franciskaner und vornehmlich die Kapuciner. Die Keuschheit besteht in der gänzlichen Enthaltung alles vertrauten Umgangs mit dem andern Geschlecht und der Gehorsam in der Befolgung der Ordensregel und der Befehle der Vorgesetzten.

Klotz, (Christian Adolph). Dieser einst berühmte, gegen das Ende seiner Laufbahn aber durch seine literarischen Streitigkeiten, namentlich mit Burmann und Lessing, berüchtigte Gelehrte wurde d. 13. Nov. 1738 zu Bischofswerda in der Lausitz geboren, wo sein Vater Superintendent war. Den ersten Unterricht, dem er die Liebe zu den Griechen und Römern und den guten lateinischen Styl verdankte, welcher so viel zu seinem Rufe beitrug, genoß er in Görlitz. Er studirte darauf in Leipzig und Jena. Im Hörsaale sah man ihn jedoch wenig: desto mehr liebte er den Privatfleiß, benutzte den Umgang mit Gelehrten und bediente sich ihres Büchervorraths. 1762 wurde er zum ausserordentlichen Professor in Göttingen ernannt, und 1764 erhielt er daselbst eine ordentliche Professur. Bald aber mißfiel ihm Göttingen, und er nahm den Ruf an, den er 1765 durch seinen Gönner Quintus Icilius, von Friedrich II. als Hofrath und Lehrer der philosophischen Beredtsamkeit nach Halle erhielt. Friedrich d. Gr. achtete ihn als einen seiner vorzüglichsten Gelehrten, und als er einen Ruf nach Warschau mit 1200 Thlr. Gehalt erhielt, bewilligte ihm der König eine Zulage und den Titel eines Geheimenraths. Klotz hat viel geschrieben, und sich vorzüglich durch seine lateinischen Gedichte, seine Historia nummorum contumeliosorum et obsidionalium, seine Werke über das Studium des Alterthums und über den Nutzen und Gebrauch alter geschnittner Steine und ihrer Abdrücke ꝛc. berühmt gemacht. Das letztre Werk aber, das er 1768 herausgab, erweckte ihm harte Widersprüche, welche seinen Ruhm sehr schmälerten. Am meisten war er als Recensent in seinem Wirkungskreise; er arbeitete auch an der allgemeinen deutschen Bibliothek, unter der Chiffer E. Weil aber in dieser Zeitschrift vieles nicht nach seinem Willen ging, auch hin und wider Einiges an seinen Schriften getadelt wurde: so ging er ab, und errichtete in seinen Actis litterariis eine Opposition gegen die Bibliothek, wodurch er zu dem Namen Klotzianer Gelegenheit gab. Er verwickelte sich mit vielen der angesehensten Gelehrten in Streitigkeiten. Der scharfsinnigste und witzigste seiner Gegner, der seinen Fall am meisten beschleunigte, war Lessing, der, wie Herder in seinem Aufsatze über Lessing sich ausdrückt, in seinen beiden Bändchen von Briefen antiquarischen Inhalts zwei Bären gegen Klotz und seine Brut abschickte. Klotz war unstreitig ein feuriger und genialer Kopf, welcher eine Idee, die sich ihm darbot, schnell auffaßte und weiter ausbildete. In der griechischen und lateinischen Sprache hatte er gute Kenntnisse und erwarb sich als Lehrer derselben entschiedne Verdienste; von neuern Sprachen wußte er wenig. Bei allen seinen

eingeschränkten Kenntnissen in den Alterthümern kam er dennoch auf den Einfall, diese Kenntnisse in einer neuen Einkleidung vorzutragen. Im Umgange war er feurig und einnehmend, doch etwas veränderlich und beißend. Selbst sein Busenfreund Schirach mußte ihm oft zur Zielscheibe seines Witzes dienen. Ein regelloses Leben beschleunigte seinen Tod. Er starb den 31. Dec. 1771.

Knall heißt jeder augenblicklich vorübergehende, heftige Schall. Er wird entweder durch eine starke Anhäufung von Luft und Dampf in einem verschlossenen Raume bewirkt, welche sich plötzlich einen Ausweg verschafft, oder auch durch einen, plötzlich entstandnen luftleeren Raum, in welchen die äußere Luft schnell einzudringen sucht. Von den vielen knallenden Stoffen brechen, einige bei Entzündung, Erhitzung oder Schmelzung los, wie, außer dem bekannten Schießpulver, folgende: das Knallgold (Platzgold), ein Niederschlag des Goldes aus seiner Auflösung in Königswasser mittelst des Ammoniaks oder des flüchtigen Laugensalzes. Es hat das Ansehn eines gelblichen Kalks und zerplatzt bei geringer Hitze mit einem heftigen Knalle. Dieser Knall entsteht, indem der Wasserstoff des im Knallgold enthaltenen Ammoniums mit dem Sauerstoff des Goldes Wasserdunst bildet, der im Augenblicke der Bildung mit dem frei werdenden Stickgas entweicht, und die Luft in heftige Bewegung setzt. Knallkugeln sind hohle Glaskugeln von der Größe einer Zuckererbse, mit etwas Wasser, Weingeist oder Luft in ihrer Höhlung versehen. In Feuer oder auf glühende Kohlen gelegt, zerspringen sie mit einem heftigen Knalle, weil das, im Innern befindliche Wasser durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, welche dann, um sich auszudehnen, die Kugeln zersprengen. Eine andre Art dieser Kugeln, von größrem Umfange, werden an der Lampe geblasen und dadurch ziemlich luftleer gemacht. Zerbricht man sie: so entsteht ebenfalls ein heftiger Knall, weil die äußere Luft plötzlich in den leeren Raum dringt. Knallpulver ist ein Gemenge, welches, auch ohne eingeschlossen zu sein und selbst in geringer Masse, mit einem heftigen Schlage abbrennt, wenn es in einem Löffel über glühende Kohlen allmälig einen Grad von Hitze erlangt, bei welchem sich Schwefel entzündet. Das Knallpulver besteht aus 3 Theilen trocknem Salpeter, 2 Th. trocknem Kali und 1 Th. Schwefel, oder aus 2 Thl. Salpeter und 1 Th. alkalischer Schwefelleber. Wahrscheinlich wird durch das allmäliche Schmelzen aus dem Schwefelalkali ein schwefelhaltiges Wasserstoffgas, und aus diesem wiederum mit dem, aus dem Salpeter entbundnen Sauerstoffgas eine Knallluft gebildet. Knallqueckſilber wird durch Auflösung des Queckſilbers in Salpetersäure und Niederschlagung dieser Auflösung durch Alkohol in Gestalt eines Pulvers gebildet, welches sich wie Schießpulver entzünden läßt, nicht so stark knallt, wie Knallgold, aber doch im Stande ist, einen Flintenlauf zu zerstören. Selbst unter der Luftpumpe, bei 368° Fahrenheit, entzündet es sich; sehr laut blitzt es auf durch einen elektrischen Funken, noch lauter durch Reiben, am lautesten durch einen Schlag mit dem Hammer. Doch kann es das gewöhnliche Schießpulver nicht entzünden. Man erhält das Knallqueckſilber, wenn man 100 Gran Queckſilber in 1½ Kubikzoll Salpetersäure mittelst der Hitze auflöst, die Auflösung kalt in einem Glase auf 2 Kubikzoll wasserfreien Weingeist gießt, bis zum Aufbrausen erhitzt, dann den Niederschlag auf Fließpapier bringt, denselben mit destillirtem Wasser wohl abwäscht und bei einer Wärme des siedenden Wassers trocknet. Knallsilber ist ein schwärzliches Pulver, welches man erhält, wenn man in Salpetersäure aufgelöstes Silber mit Kalkwasser niederschlägt, mit destillirtem Wasser wäscht, mit ätzendem Salmiakgeiste im Sonnenscheine

so lange digerirt, bis es eine schwärzliche Farbe angenommen hat, und dann trocknet. Hitze über dem Siedpunkte, Druck und Reibung entzünden das Knallsilber mit einer starken Explosion. Die Ursache des Knallens sowol dieses, als des Knallqueckſilbers, ist dieselbe, wie beim Knallgolde. Knallluft ist eine Vermischung von Wasserstoffgas mit atmosphärischer Luft. 2) Andre Körper hingegen explodiren durch einen bloßen Schlag, wie vorzüglich ein Gemenge von 20 Thl. hyp. oxygenirt salzsaurem Kali, 2 Th. Schwefel und 2 Th. Kohle; und 3) noch andre bei bloßer Berührung mit der Luft, wie das Phosphor-Wasserstoffgas, und besonders eine neuerlichst entdeckte Substanz, das oxygenirt salzsaure Salpeterstoffgas, in Verbindung mit Phosphor oder Schwefel. Y.

Knappe, s. Schildknappe.

Knechtschaft, Sklaverei. Durch dieses Wort bezeichnet man dasjenige Verhältniß, durch welches der Mensch nicht als eine selbstständige Person, sondern nur als eine Sache angesehen und behandelt wird, seiner persönlichen Freiheit entbehrt. Die Abstufungen dieses Verhältnisses sind unzählig. Von der Sklaverei des Negers in den westindischen Kolonien der Europäer, bis zu der milden Eigenhörigkeit, die in einigen Gegenden von Deutschland, selbst in neuern Zeiten, bestand, findet bei allen Schmälerung der persönlichen Freiheit Statt. Zwei Fragen müßen bei der Untersuchung, ob Knechtschaft zulässig sei, berücksichtigt werden: 1) kann sie überhaupt je rechtlich sein? und 2) ist sie dem Berechtigten selbst zuträglich? Ist es für ihn vortheilhafter, wenn er über unfreie, als wenn er über freie Menschen zu gebieten hat? Was die erste Frage betrifft, so ist der Mensch ein vernünftiges Wesen, eine Person, nicht aber eine Sache, kann also von Natur die Behandlung als ein selbstständiges Wesen fodern. Jede Behandlung eines Menschen als eine Sache ist unnatürlich und kann daher nicht rechtlich sein. Man führe dagegen nicht an, daß der Leibeigne sich oft freiwillig in ein eigenhöriges Verhältniß gesetzt habe, daß er selbst, wenn ihm die Gelegenheit dazu gegeben worden, dies oft ungern verlassen wolle. That er dies, so that er es unwissend, weil er die Folgen und die Wichtigkeit seines Schrittes in seiner Blödsinnigkeit nicht einsah. In einem solchen Falle ist er dem Kinde gleich zu achten, das über sein Vermögen Verträge schließen wollte. Was in keinem gutgeordneten Staate in Rücksicht des Vermögens rechtlich ist, das sollte in Rücksicht der Person und der Rechte der Persönlichkeit, des höchsten Gutes, das der Mensch besitzt, rechtlich sein können? Der Mensch, der einen solchen unnatürlichen Vertrag für sich und seine Nachkommen einging, war ein Blödsinniger, der durch die Gesetze gegen die Folgen seiner Thorheit, die er nicht begreift, geschützt werden muß; aus dieser Thorheit der Vorfahren des Pflichtigen Vortheil ziehen zu wollen, bleibt in jedem Falle höchst widerrechtlich. Diejenigen jedoch, welche die mäßige Knechtschaft in Schutz nehmen, berufen sich ungleich weniger auf ihre Rechtmäßigkeit, als vielmehr darauf, daß sie des Vortheils der Berechtigten wegen beibehalten werden möchte, daß diese durch ihre Aufhebung einen, nicht zu berechnenden Verlust erleiden würden. Es kommt also hier hauptsächlich auf die Entscheidung der Frage an, ob der unfreie Gezwungne eben so viel und gut, oder vielleicht noch besser und mehr arbeite, als der Freie, und ob der Lohn, der dem letztern für seine Arbeit allerdings gereicht werden muß, mit den Kosten im Verhältnisse stehe, welche der Unterhalt des Unfreien dem Herrn verursacht. Der erste Punkt wird durch die Vernunft und Erfahrung auf vollkommen gleiche Weise beantwortet. Erstre sagt, es streite gegen die menschliche Natur, daß derjenige, der nur durch

Zwang und geringen Vortheil zu einer Arbeit vermocht werde, von der er übrigens so viel beschicken solle, als der, dessen Vortheil größer wird, je mehr er arbeitet. Sie zeigt, daß der Unfreie durchaus nicht viel arbeiten wollen könne, denn er muß fürchten, daß, je mehr er arbeitet, ihm desto mehr auferlegt werde, daß es daher sein eigner Vortheil sei, so wenig als möglich zu arbeiten, während bei dem freien Arbeiter gerade das Gegentheil eintrit. Die Furcht ist eine ungleich schwächere Triebfeder, als der eigne Vortheil; gegen die Strafe selbst wird der unfreie, rohe Mensch abgestumpft. Noch ungleich mehr aber muß sich dieser Unterschied bei der Güte der Arbeit bewähren. Wer ungern arbeitet, wird nie auf die Vervollkommnung seiner Arbeit bedacht sein. Was liegt ihm daran, ob die Arbeit gut oder schlecht ausfällt, sobald er nur keine Strafe zu befürchten hat? Er arbeitet nur, was ihm aufgegeben ist; selbst auf Verbesserungen zu sinnen, fällt ihm nicht ein; theils ist er dazu nicht im Stande, denn die unwürdige Behandlung, die er erduldet, stumpft seine äußern und innern Sinne ab, theils würde er auch dadurch nicht den geringsten Vortheil haben. Aus dem Vorhergegangnen beantwortet sich auch die zweite aufgeworfne Frage beinahe schon von selbst, ob nämlich der Lohn, der dem freien Arbeiter gereicht werden muß, mit den Kosten in Verhältniß stehe, die der Unterhalt des Unfreien erfodert. Es versteht sich von selbst, daß hier auch zugleich mit in Anschlag gebracht werden muß, daß der Freie erwiesener Maßen mehr und besser arbeiten werde, als der Unfreie, der obendrein bei seiner Arbeit durchaus nichts, keine Geräthschaften u. s. w. schonen wird, da ja doch Alles seinem Zwingherrn allein gehört, diesen allein der Schaden trifft; daher auch jene unbegreifliche Sorglosigkeit, die man an den Leibeignen wahrnimt. Er sorgt nicht für die Zukunft, selbst wenn er mit leichter Mühe könnte; warum sollte er es auch thun, muß ja doch der Herr ihn füttern, wenn er sich nicht den größten Schaden zufügen will. Alles, was er besitzt, gehört entweder durchaus seinem Herrn, oder sein eigner Besitz ist wenigstens schwankend, hängt von den Launen seines Gebieters ab: wie mag man da Sorgsamkeit und Sparsamkeit erwarten? Sich einige viehische Genüsse zu verschaffen, im vorübergehenden Rausche der Zuchtruthe zu vergessen, die ihn zur Arbeit treibt, darauf sinnt er allein. Fragt man endlich die Erfahrung, so bestätigen die unverwerflichsten Zeugnisse das, was schon eine oberflächliche Untersuchung als vollkommen einleuchtend darstellt. Wo das Verhältniß der Eigenhörigkeit oder der Leibeigenschaft, versteht sich mit der nie zu vergessenden, höchst nöthigen Vorsicht, aufgehoben wurde, da geschah es jedesmal auch zum größten Vortheile der Berechtigten des Staats.

Cz.

Knees (Knäzi) bedeutet in Rußland eine Person von hohem Adel, oder auch einen Fürsten. Sie können in alte und einheimische, und in neue und fremde eingetheilt werden. Unter den einheimischen Knäzi sind Familien, welche von den alten Großfürsten abstammen, z. B. Dolgorucki und Repnin. Die Kneesen Golizin und Kurakin leiten ihren Ursprung von den alten Großherzogen von Litthauen ab. Die tatarischen Kneesen in Rußland stammen theils aus vormals wirklich regierenden Familien, theils nur von tatarischen Großen ab. Diese letztern haben mit den russischen Kneesen bei weitem nicht gleichen Rang. Da die Kneesen über ihre Unterthanen keine größere Gewalt haben, wie die übrigen Edelleute: so kommen sie mit den regierenden deutschen Fürsten in keine Vergleichung; jedoch ist der russischen Kneesen Benutzungsrecht der Industrie ihrer Hörigen größer, als unsre deutschen Dynastien es

Digitized by Google

ſich, wegen des Einſpruchs der beiden Reichsgerichte jemals erlauben durften.

Kneller (Gottfr.), einer der berühmteſten Porträtmaler, ward 1648 zu Lübeck geboren, und, weil er für den Militärſtand beſtimmt war, nach Leyden auf die Univerſität geſandt, um ſich daſelbſt der Mathematik und Feſtungsbaukunde zu widmen. Da er jedoch eine entſchiedene Neigung für die Malerei zeigte: ſo ließen ihn ſeine Ältern anfangs unter Rembrandt und nachher unter Ferdinand Bole ſtudiren. In Geſellſchaft ſeines Bruders, Joh. Zachar., der ſich der Baukunſt gewidmet hatte, begab er ſich darauf nach Italien, wo er einige der vollendetſten Gemälde Titian's und Hannibal Caracci's copirte und nebenbei auch den freundſchaftlichen Unterricht Carlo Maratti's benutzte. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Rom ging er nach Venedig, wo er anfangs Hiſtorienmaler, aber nachher faſt einzig Porträtmalerei trieb, durch deren Werke er daſelbſt einen großen Ruhm erlangte. 1672 begab er ſich nach Deutſchland zurück, arbeitete in Nürnberg, München und Hamburg, und ging von da 1674 mit großen Empfehlungen nach London. Hier erregten ſeine Arbeiten allgemeine Bewunderung. Auch Carl II. ernannte ihn 1680 zu ſeinem Hofmaler. 1684 machte Kneller, auf Ludewigs XIV. Einladung, eine Reiſe nach Paris, wo er den König und die ganze königl. Familie malte. Dort erhielt er die Nachricht von dem Tode Carls II., ſeines Beſchützers. Doch brachte dies keine Änderung in ſeiner Lage hervor, denn Jacob II. hegte daſſelbe Wohlwollen gegen ihn. Auch Wilhelm bewies ſich gegen den Künſtler ſehr gnädig. Kneller ward 1692 zum Knight (Ritter) ernannt und mußte, auf Befehl des Königs, eine Reiſe nach Brüſſel machen, um daſelbſt den Kurfürſten von Baiern zu malen, wofür er von dieſem eine Medaille, nebſt goldner Kette, dreihundert Pf. Sterl. an Werth, zum Geſchenk erhielt. Kneller ſchien vom Schickſale auserſehen zu ſein, im Beſitze der Gunſt der Könige zu leben, ohne die veränderliche Laune derſelben erfahren zu müſſen; ſelbſt nicht die politiſchen Stürme hatten Einfluß auf ſein günſtiges Schickſal. Obgleich ein eifriger Anhänger der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron gehoben hatte, blieb er doch in ſtetem guten Vernehmen mit den Freunden des vertriebnen Königs, Jacobs II., und ſetzte ſogar ſeinen vorigen Umgang mit demſelben fort. Georg I. ernannte ihn 1715 zum Baronet, unter dem Titel von Whitton in der Grafſchaft Middleſex, und der deutſche Kaiſer Joſeph I. noch früher zum römiſch-deutſchen Ritter. Was den wahren Werth ſeiner Porträts betrifft, ſo behaupten gleichzeitige Schriftſteller, er habe zu ſehr den Abgebildeten geſchmeichelt, aber durch Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung ſowol, als durch kräftiges Colorit und edle Einfalt, den Mangel der Ähnlichkeit erſetzt. Kneller ſtarb 1723, und hinterließ ein großes Vermögen. Nach ſeinem Tode ward ihm in der Weſtminſter-Abtei ein Denkmal errichtet, mit einer übertrieben lobpreiſenden Inſchrift, für deren Verfertigung Pope, noch bei Lebzeiten des Künſtlers, fünfhundert Pfund empfangen haben ſoll. Vergl. Spence's Anecdotes, by Singer. Lond. 1820.

Knigge (Adolph Franz Friedrich Ludwig, Freiherr), geboren d. 16. Oct. 1752 zu Bredenbeck, einem Gute ſeines Vaters, nicht weit von Hannover, ward daſelbſt bis in ſein vierzehntes Jahr ſehr ſorgfältig erzogen. Dann machte er einige Reiſen mit ſeinem Vater, auf welchen dieſer den Überreſt ſeines Vermögens verzehrte, ſo daß er dem Sohne bei ſeinem Tode (1766) anſehnliche aber tiefverſchuldete Lehnsgüter hinterließ. Der junge Knigge genoß nun Privatunterricht und bezog 1769

Digitized by Google

die Universität Göttingen. Auf einer Reise nach Cassel wurde er vom Landgrafen Friedrich II. zum Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domänenkammer ernannt, welche Stelle er 1772 antrat. Indessen ward er, ehe seine dortigen vortheilhaften Aussichten sich verwirklichen konnten, durch ökonomische Verhältnisse genöthigt, seine Stelle in Cassel niederzulegen und auf seine Güter zu gehen. Aber schon 1777 trat er als Kammerherr in Dienste des weimarischen Hofes, machte nachher mehrere Geschäftsreisen und privatisirte dann mit seiner Familie nach und nach zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg. Im J. 1790 ward er zum Oberhauptmann und Scholarchen in Bremen erwählt, wo er bereits am 6. Mai 1796 sein ziemlich unruhiges Leben endigte, mit Hinterlassung einer, nach seiner Genialität gebildeten Tochter. Er war in mehr, als einem Fache ein gewandter Schriftsteller; besonders erhielten seine Romane, durch leichte, gefällige Erzählung und durch einen Anstrich von Satyre, besonders aber durch eine populäre Lebensphilosophie, den Beifall der Lesewelt. Seine Reise nach Braunschweig, die man lange für einen komischen Roman hat gelten lassen, in welcher aber nur einige lustige Situationen anzutreffen sind, zeigt, daß Knigge, wenn er nicht stets in seiner eignen Persönlichkeit befangen gewesen wäre, sich zu reinkomischen Erzeugnissen hätte erheben können. Ein großes Glück hat sein Werk: über den Umgang mit Menschen, gemacht, welches auch, aus dem beschränkten Standpunkte angesehen, aus welchem der Verfasser den Menschen betrachtet, allerdings viel Gutes enthält, welches aber, wenn es wirklich zur allgemeinen Handlungsweise erhoben werden sollte, das Leben, wie der Krämer seine Waare, in einzelnen Quentchen auswägen würde. Daß übrigens Knigge's Laune nur erkünstelt war, daß sein Charakter sich in einiger Befangenheit erhielt, sehen wir schon aus seiner Hinneigung zu dem bekannten Illuminaten-Orden, dessen Mitglied er 1780 wurde, und für welchen er mit großer Thätigkeit wirkte. Diese Verbindung verwickelte ihn in viele unangenehme Verhältnisse, unter andern mit Zimmermann, gegen welchen er jedoch den angestellten Prozeß gewann. Unter dem Namen Philo gab er dann, nach Aufhebung jenes Ordens, eine merkwürdige Erklärung über denselben heraus, so wie er seinen Unwillen in der Geschichte der Aufklärung von Abyssinien, in Wärmbrand's politischem Glaubensbekenntnisse und den Papieren des Etatsrath von Schafkopf darstellte. Einen Antheil an Bahrdt mit der eisernen Stirn, der unter seinem Namen erschien, hat er völlig von sich abgelehnt. Seine übrigen Schriften sind: der Roman meines Lebens; Geschichte Peter Clausens, und Geschichten des armen Herrn von Mildenburg.

Knight (englisch ein Ritter) kömmt von dem deutschen Knecht, welches ehemals eine Person männlichen Geschlechts überhaupt, dann die den Fürsten oder hohen Adligen dienenden Personen, welche ebenfalls Edelleute waren, bedeutete, und erst nach und nach seine heutige niedere Bedeutung erhalten hat. In England ist der Knight eine Stufe des niedern Adels. Vor Zeiten bis in die erste Hälfte des 17. Jahrh. herab, gab es zwei Stufen der Ritterwürde, Knights-Bannerets (die vom König, oder vielleicht auch von Heerführern, gewöhnlich zur Belohnung der Tapferkeit, erhoben wurden, indem man ihr Banner viereckig schnitt) und Knights-Bachelors, die unterste Stufe. Jene sind gänzlich erloschen, diese aber, die auch bloß Knights genannt werden, haben einen bloßen, nicht erblichen Ehrentitel, welcher, als leicht zu erwerben, nicht sehr geachtet wird. Der König ertheilt ihn Bürgern, Gelehrten, Ärzten, indem er den Knieenden mit dem Degen auf die rechte

Schulter schlägt, und dazu spricht: Rise Sir (Steht auf, Herr). Die höhere Stufe bilden jetzt die Knights-Baronets, die gewöhnlich bloß Baronets genannt werden. Diese Adelswürde, die einzige erbliche Ritterwürde, steht unter dem Baron, und wurde 1621 von König Jacob I. gestiftet, der auf einmal 200 ernannte. Wer Baronet werden will, muß von achtbarer Herkunft sein, und 1000 Pfund Sterl. Einkünfte von seinen Gütern haben. Er setzt den Titel Sir vor seinem Taufnamen, und Baronet nach seinem Geschlechtsnamen. Er hat den Rang vor allen Rittern, außer den Rittern des Hosenband-Ordens. — Es gibt auch eigene Baronets von Schottland, die man auch Baronets of nova Scotia nannte. Diese Würde ward von Jacob I. und Karl I. eingeführt, um die Ansiedlungen in Neu-Schottland oder Acadien in Amerika zu befördern. Jeder dieser Baronets erhielt ein Stück Land in Neu-Schottland zum Geschenk. Unter Cromwell ging diese Würde unter, und ward erst 1775 hergestellt. Auch Irland hat eigene Baronets. Die Mitglieder eines Ritterordens werden ebenfalls Knights genannt. K. B., welches man häufig bei englischen Titeln findet, heißt: Ritter des Bath-Ordens.

Knipperdolling, s. Taufgesinnte.

Knittelverse heißen kurze jambische Verse (am gewöhnlichsten acht- oder neunsylbige) welche sich paarweis reimen, übrigens aber keine strenge Messung beobachten, wodurch sie gewöhnlich etwas Rauhes, Ungeebnetes erhalten, und weshalb ihr Gang mit dem über einen Knitteldamm verglichen worden; daher ihr Name. Es läßt sich nicht bestimmt nachweisen, wann und von wem diese Art Verse zuerst gebraucht worden ist: so viel ist indessen gewiß, daß sie sehr alt sind, wie denn schon unsre ältesten Sprichwörter in Knittelversen abgefaßt sind. Da das Gesetz des Reims in den neuern Sprachen das erste Erforderniß bei Ausbildung derselben zur Poesie gewesen ist (denn ein noch ungeübtes Ohr ist am empfänglichsten für den Reim): so scheint mit dem sogenannten Knittelverse auch der erste Schritt zur Verskunst gethan zu sein. Jetzt bedient man sich ihrer nur in der burlesken Poesie, wo sie durch ihren freien Charakter oft von großer Wirkung sind.

Knobelsdorf (Hans Georg Wenceslaus, Freiherr von), ein großes architektonisches Genie. Er wurde 1697 geboren, trat in königl. preußische Kriegsdienste und stieg bis zum Hauptmann. 1730 nahm er seinen Abschied, um sich ganz der Malerei und Baukunst zu widmen, und machte eine Reise nach Italien und Frankreich, durch die er seinen Geschmack bildete. Hierauf begab er sich nach Rheinsberg zu Friedrich II., damals Kronprinzen, dem er an Malerei und Baukunst Geschmack beibrachte, und von ihm späterhin zum Oberaufseher aller königlichen Gebäude und zum geheimen Finanzrath ernannt wurde. Er starb im J. 1753 zu Berlin. Unter so manchen, von ihm aufgeführten königlichen Gebäuden bleibt besonders das Schloß Sans-Souci ein Denkmal seines Ruhms; den Thiergarten zu Berlin hat er gleich beim Antritte der Regierung Friedrichs II. ungemein schön angeordnet. Man hat auch gute Bildnisse und Landschaften von ihm. Von diesem Manne, der mit einem großen Geiste Treue und Redlichkeit verband, sagte ein Zeitgenosse, daß, wenn er den Verstand als Person malen solle, Knobelsdorf ihm dazu sitzen müsse. Sein Freund Friedrich II. schrieb selbst sein Ehrengedächtniß, welches in den Memoiren der Akademie T. VIII. gedruckt ist.

Knochen (Gebeine) sind die härtesten und festesten Theile des thierischen Körpers. Sie machen die Grundlage solcher Körper aus, die

nicht von außen, wie die Körper der meisten Insekten, durch einen festen hornartigen Ueberzug gedeckt sind. Die weichen, festen Theile schließen sich an die Knochen an. Diese sind bei ihrem Entstehen weich und biegsam und heißen dann Knorpel. (Viele Thiere haben statt der Knochen nur Knorpel, sie heißen daher Knorpelthiere — z. B. die Knorpelfische). Der ursprüngliche Stoff, woraus die Knochen gebildet werden, ist der Knochensaft, welcher aus phosphorsaurer Kalkerde und thierischer Gallerte besteht und von der, die Knorpel und späterhin die Knochen umgebenden Haut abgesondert wird und dahin strömt, wo nach der Absicht der Natur ein Knochen gebildet werden soll. Zuerst fließt der Knochensaft nach dem Mittelpunkte dieser Stelle (dem Verknöcherungspunkte) und häuft daselbst immer mehr Knochenmasse zusammen, bis der Knochen seine durch den Knorpel bestimmte Gestalt gewonnen hat. Leidet er irgend eine Zerstörung: so ersetzt die Natur den Schaden durch Herbeiführung des Knochensafts sogleich wieder. Der Knorpel, an welchem sich die Knochensubstanz absetzt, wächst selbst durch den, ihm von den Arterien zugeführten Stoff. Knorpel bemerkt man schon in Embryonen von einem Monate, aber noch keine Knochen. Gegen Ende des zweiten Monats bemerkt man Knochenkerne, und zu Ende der Reife völlig ausgebildete Knochen in ihnen. Nach der Geburt bilden sich die Knorpel immer mehr aus, und haben in gemäßigten Erdstrichen, beim Menschen zwischen dem 15ten und 20sten Jahre ihre Vollkommenheit erlangt. Von hier an bis zum 50sten Jahre verändern sie sich nicht sonderlich, ob ihnen gleich nicht ganz dieselbe Form bleibt. Nach dieser Zeit verschlechtern sie sich, und werden sogar dünner und leichter. Alle Knochen der Thiere aus den beiden ersten Klassen sind äußerlich, auf und dicht unter ihrer Oberfläche dichter und fester, nach innen zu lockerer. Ihre Substanz ist, die Zähne ausgenommen, fast einerlei, und nur die Zusammenfügung oder Verbindung der feinsten Knochentheilchen zu einem ganzen Knochen ist zellig, und alle sind, außer den Zähnen, mit der Bein- oder Knochenhaut überzogen, welche letztre aus dichtem Zellstoffe, aus Schlag- und Blutadern und aus Saugadern besteht. Diese Beinhaut dient zur Erhaltung und Ernährung des Knochens. Bei den Knochen, welche inwendig hohl sind, trifft man eine andre Materie, nämlich das Mark- oder Knochenfett an, welches durch Arterien, die überall in die Knochen eindringen, abgesondert wird, die wahrscheinlich dazu dient, die Knochen stets in einem geschmeidigen Zustande zu erhalten. Durch anhaltendes starkes Kochen im Wasser, besonders im papinianischen Topfe, oder durch Auflösung des erdigen Theils in einer mit vielem Wasser verdünnten Salpetersäure kann man die Knochengallerte abscheiden. Knochen geben pr. Pfund fast 2 Unzen Taschenbouillon, Fleisch dagegen nur die Hälfte. Die Knochenerde erhält man durch das Verbrennen oder Verkalken der Knochen. Die Lehre von den Knochen wird nach dem griechisch-lateinischen „Osteologia“ Osteologie genannt.

Knoten (in der Astronomie) werden die beiden Punkte genannt, in welchen die Bahnen der Planeten, Nebenplaneten und Kometen die Ekliptik an der scheinbaren Himmelskugel durchschneiden. Sobald jene Himmelskörper auf ihrer Laufbahn um den Himmel die Knoten berühren, befinden sie sich selbst in der Ekliptik und haben daher keine Breite. Die scheinbare Himmelskugel wird durch die Ekliptik in zwei Hälften getheilt, wovon die eine über der Ekliptik nach dem Nordpole, die andre aber unter ihr nach dem Südpole zu liegt. Trit nun einer der Himmelskörper bei seinem Durchgange durch einen der Knoten in die obere

Digitized by Google

Hälfte: so ist dies der aufsteigende Knoten, weil der Himmelskörper sich dann uns, Bewohnern der nördlichen Hemisphäre, nähert; tritt er in die untere Hälfte: so ist dies der niedersteigende Knoten. Alle Knoten der Himmelskörper haben eine langsame rückgängige Bewegung, welche zwar in einer kurzen Reihe von Jahren wenig beträgt, aber doch auf die Länge bedeutend wird. Davon ist die gegenseitige Anziehung der Planeten Ursache. Bei dem Monde ist der Rückgang so beträchtlich, daß die Knoten desselben binnen 19 Jahren durch den ganzen Thierkreis gehen.

Knox (Joh.), der Reformator Schottlands, geb. 1505 in Gifford bei Haddington in Schottland, auf der Akademie St. Andrews zum scholastischen Philosophen und gewandten Dialektiker gebildet und schon vor 1530 Lehrer dieser Philosophie und ordinirter Priester, kam durch das Studium der Kirchenväter, besonders des Hieronymus und Augustinus, seit 1535 in nähere Bekanntschaft mit der Bibel und durch diese zu protestantischen Ansichten. Schottland, um hundert Jahre hinter der Bildung des Festlandes zurück, trug damals die Fesseln eines Klerus, der roher, als irgendwo, aber durch Reichthum und Volksglauben übermächtig, seit 1524 mehrere Anhänger der deutschen Reformation den Flammen geopfert hatte. Erst 1542, nach Jacobs V. Tode, gewann das neue Licht einigen Raum, da der Regent, Graf Arran, ihm anfangs selbst huldigte, und 1543 das Lesen der englischen Bibel frei gab. Knox, seit 1542 erklärter Protestant, predigte um diese Zeit im Süden des Reichs gegen das Papstthum, und fand unter den neuen Verfolgungen, welche die 1543 erfolgte Umstimmung des Regenten nach sich zog, einen sichern Aufenthalt im östlichen Lothian als Hauslehrer bei dem Laird Douglas. 1547 ward er Prediger bei den Verschwornen, die nach Ermordung des Kardinals Beaton das Schloß St. Andrews eingenommen hatten. Hier veranstaltete er die erste öffentliche Communion unter beiderlei Gestalt, kam aber noch in demselben Jahre mit der Besatzung in Gefangenschaft und nach Frankreich auf die Galeeren. Nach seiner Befreiung, im Febr. 1549, wurde er von der Regentschaft in England als Missionsprediger des Evangeliums in der Provinz Berwick gebraucht, 1551 mit Beibehaltung dieses Geschäfts zum Kapellan des Königs ernannt und ein vorzügliches Werkzeug der englischen Reformation. Besonders denkwürdig machte er sich der englischen Kirche dadurch, daß er bei Berathungen mit der Regentschaft die Abschaffung der Brodverwandlungslehre und der Hostienverehrung bewirkte. Doch immer unzufrieden mit den papistischen Gebräuchen, die man in England noch bestehen ließ, schlug er 1553 ein Pfarramt in London und bald darauf auch ein von Eduard VI., vor dem er mehrmals predigte, ihm angetragenes Bisthum aus. Durch den Tod dieses Königs verlor er 1554 seine Bevollmächtigung zum Missionsgeschäft, und entging den Verfolgungen der Königin Maria nur durch seine Flucht nach Genf, wo ihn Calvin mit brüderlicher Achtung und Freundschaft aufnahm. Hier befestigte sich seine schon entschiedne Vorneigung für die Lehre und Kirchenverfassung der presbyterianischen Reformirten, daher er auch das im Nov. 1554 übernommne Predigtamt bei den englischen Ausgewanderten in Frankfurt am Main, wegen innrer Spaltungen dieser zum Theil der englischen Liturgie geneigtern Gemeine, nach wenigen Monaten aufgeben mußte, und 1555 nach Genf und von da nach Schottland zurückkehrte. In diesem Reiche hatten inzwischen die Freunde der Reformation sich zwar vermehrt, aber von der katholischen Kirche noch nicht förmlich losgesagt. Dazu bewog nun Knox die in Edinburgh Gegenwärti-

Digitized by Google

gen, vor denen er in Privatversammlungen predigte, wie auch Viele in den Provinzen, wo er predigend umherzog. Von der Geistlichkeit nach Edinburgh gefodert, erschien er daselbst den 15. Mai 1556; aber statt ihn zur Verantwortung zu ziehen, ließen die erschrocknen Bischöfe ihn 10 Tage in einem Privathause ungestört predigen, und die Königin Regentin begnügte sich, seine Rechtfertigung nicht zu lesen. Denn nach ihrem Wunsche sollten entscheidende Schritte von beiden Seiten jetzt vermieden werden, und daß Katholiken und Protestanten in Schottland verträglich neben einander leben könnten, hielt weder die katholische Geistlichkeit, noch die protestantische Partei für räthlich oder nur möglich. Ungeachtet Knox mehrere bedeutende Männer von hohem Adel für diese Partei gewonnen hatte, schien ihm sein Vaterland zu einer allgemeinen Reformation doch noch nicht rief, und noch im Sommer 1556 folgte er mit seiner Gattin, Miß Bowes, die er schon in England gewählt, aber wegen seines unstäten Lebens bis jetzt nicht bei sich gehabt hatte, dem Rufe zum Predigtamte bei der englischen Gemeine in Genf, während die schottischen Bischöfe ihn nach seiner Abreise wieder vorluden und in contumaciam zum Feuertode verdammten. Von Genf aus erließ er eine Appellation gegen dieses Urtheil an ein allgemeines Concilium, mit Ermahnungen an den Adel und die Gemeinen von Schottland, und wußte überhaupt den Mangel seiner Gegenwart im Vaterlande durch kraftvolle Lehrschreiben zu ersetzen. Schon 1557 verlangte die nun verbundne Congregation Christi (so nannte sich die protestantische Partei in Schottland) seine Rückkehr; er übergab auch sein Predigtamt einem Andern; doch ihre Unentschlossenheit nöthigte ihn, von Dieppe, nach einigem Aufenthalte unter den Reformirten in Frankreich, wieder nach Genf zu gehn, wo er nicht nur seine theologischen Studien, vorzüglich der hebräischen Sprache fortsetzte, sondern auch mit einigen Freunden die englische Bibelübersetzung besorgte, die unter dem Namen der genfer Bibel bekannt ist. Auch gab er hier sein Schreiben an die Königin Regentin zur Widerlegung der Vorurtheile gegen die Reformation, und seinen Zuruf und Ermahnung an den Adel und die Reichsstände von Schottland heraus, worin er diesen ihre Pflicht für die Kirchenverbesserung zu sorgen einschärfte und den Protestanten eine Liturgie für ihre Versammlungen vorschrieb. Beide Schriften waren für ihren Zweck von großer Wirkung. Aber ohne etwas zu verbessern, schadete er nur sich selbst durch die, 1558 erschienene, eigentlich bloß gegen die grausame Maria von England gerichtete, höchst bittre und heftige Schrift: Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment, die ihm die persönliche Feindschaft der Königin Elisabeth von England, wie der Regentin und ihrer Tochter, der Königin Maria Stuart zuzog. Er ging daher neuen Gefahren entgegen, als er den ruhigen und für die Erweiterung seiner theologischen Kenntnisse sehr wichtigen Aufenthalt in Genf 1559 endigte, um wiederholten Einladungen nach Schottland zu folgen, und, das Vorbild der genfer Kirche im Herzen, eben ankam, da die Regentin die Vertreibung der protestantischen Lehrer beschlossen hatte. Sogleich erklärte sie ihn besonders in die Acht und befestigte dadurch seine, nun unverholen ausgesprochne Überzeugung, daß den Königen in ungerechten Dingen kein Gehorsam zu leisten sei. Das Volk nahm ihn mit Begeisterung auf; aber wider seine Absicht brach es nach einer feurigen Predigt, die er zu Perth gegen den Bilderdienst hielt, in eine Zerstörungswuth aus, die seine Worte gerechtfertigt zu haben schienen, wenn gleich der Schlag, mit dem ein, nach der Predigt des Reformators Messe lesender Priester die Neckereien eines Knaben bestrafte, das Signal dazu war. Altäre

Digitized by Google

und Bilder wurden niedergerissen und zerschmettert, Klöster der Erde gleich gemacht und ihre Schätze unter die Armen vertheilt; dies geschah erst zu Perth, bald auch in andern Städten. Die einmal aufgeregte Menge war von einer Schwärmerei ergriffen, die weder Lehrer noch Obrigkeit mehr bändigen konnten. Freilich gehörten diese Bilderstürmer zum niedrigsten Pöbel und Knox selbst äußerte laut seinen Unwillen über ihre Ausschweifungen. Dennoch brachte sie die katholische Partei auf seine Rechnung, und die Congregation der protestantischen Lords mußte sie vertreten. Man schrit daher auf beiden Seiten zur Gewalt der Waffen. Wo die Protestanten siegten, reformirten sie auf eigne Hand. Knox, die Seele ihrer Partei, predigte zu St. Andrews und auch hier zertrümmerte das Volk die Zierden des Katholicismus. Das Kriegsglück brachte ihn endlich nach Edinburgh, wo die Bürgerschaft ihn zum Prediger wählte. Doch er mußte bald wieder dem französischen Heere der Regentin weichen und unternahm eine Predigerreise durch die Provinzen. Von hier aus knüpfte er Unterhandlungen mit England an, um den französischen Hülfstruppen der Regentin englische entgegen zu stellen; vergebens setzte sie einen Preis auf seinen Kopf, seine Partei nahm ihr die Zügel der Regierung und erzwang den Abzug der Franzosen. So wurde der Protestantismus in Schottland frei und die Reformation 1560 durch das Parlament gesetzlich. Knox hatte dabei die Genugthuung, daß in Rücksicht der Lehre und des Gottesdienstes seine (die presbyterianisch reformirte) Ansicht die allgemeine Zustimmung gewann und den Charakter der schottischen Kirche bestimmte, aber auch den Schmerz, das reiche Erbe der alten Kirche durch die Habsucht des Adels zersplittert und den Zwecken der Religion größtentheils entzogen zu sehen. Seit 1560 verwaltete er das Predigtamt in Edinburgh mit der ihm eignen Freimüthigkeit und Gewalt über die Seelen. Schon darum, aber noch mehr wegen seines Gewichts im Rathe der Congregation mußte er, sobald die junge Königin Maria Stuart 1561 den schottischen Boden betrat, ein Gegenstand ihrer Sorgen und Pläne werden. Vergebens suchte sie ihn in fünf vertraulichen Unterredungen, zu denen sie ihn berief, bald zu schrecken, bald zu gewinnen. Ihre Künste scheiterten in der Geradheit und sittlichen Strenge dieses Mannes, der, obwol nicht ungerührt bei den Thränen, die der Ärger über seine Unbiegsamkeit ihr auspreßte und weder so unehrerbietig, als ihre Schutzredner behauptet haben, noch härter gegen sie, als ihm das Gewissen gebot, seinem Unwillen über ihre leichtsinnige Lebensweise und papistische Denkungsart selbst auf der Kanzel freien Lauf ließ. Da sie endlich für ihren Hof den katholischen Gottesdienst öffentlich einführte, berief er, um die, seiner Kirche drohende Gefahr abzuwenden, den Adel zu einer Versammlung. Der Brief, worin er dies that, wurde aufgefangen und Knox von der Königin des Hochverraths beschuldigt und vor ein Gericht der Lords gestellt, bei dem sie nur das rachgierige Weib zeigte. Zu ihrem Verdrusse sprachen die Richter ihn frei und „an diesem Abende," so schreibt er selbst, „wurde bei Hofe weder gefiedelt noch getanzt." Seine bittern Äußerungen über ihre Heirath mit dem katholischen Darnley gaben ihr neuen Anlaß zur Klage. Doch verließ Knox Edinburgh erst, da sie 1566 selbst dahin kam und kehrte sogleich nach ihrer Absetzung im Sommer 1567 dahin zurück. Er hatte dazu desto eifriger mitgewirkt, jemehr ihr Plan, die Reformation in Schottland wieder zu unterdrücken, ihm klar geworden war; ja er stimmte selbst für ihr, durch Mord und Ehebruch verdientes Todesurtheil, dem sie sich aber durch die Flucht entzog (s. d. Art. Maria Stuart). Noch das letzte Jahr seines Lebens

Digitized by Google

wurde durch einen Bürgerkrieg beunruhigt, den Mariens Anhänger 1571 erregten; sie vertrieben ihn von Edinburgh und als die Wiederherstellung der Ruhe ihn 1572 dahin zurückführte, war er so schwach, daß seine Stimme die Kirche nicht mehr ausfüllte. Am 24. Nov. 1572 starb er. Im Augenblicke der Einsenkung seines Leichnams gab der Regent Graf Morton ihm das Zeugniß: Hier liegt der Mann, der sich nie vor einem Menschen fürchtete. Er hinterließ von seiner ersten, 1560 verstorbenen Gattin zwei Söhne, die als Theologen zu Cambridge unbeerbt starben, von der zweiten, ihm 1564 verbundnen Gattin, einer Tochter des Lord Ochiltree drei Töchter, die sich an Prediger verheiratheten; die jüngste derselben zeigte sich bei der Verbannung ihres Gatten, Welch, an Geist und Kraft ihrem Vater ähnlich. Knox nimt unter den Reformatoren des 16. Jahrh. eine ehrenvolle Stelle ein. Er besaß mehr Verstand als Gelehrsamkeit, mehr Kraft, als Milde. Eifrig und unerschrocken, wie Luther, im Kampfe fast noch heftiger, aber verschlossen in seinem Wesen, und tiefer in die politischen Händel der Partei, die er beseelte, hineingezogen, leitetete er die Reformation planmäßiger, als dieser. Eine hinreißende, gewaltige Beredtsamkeit, eine ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, eine tiefe Religiosität gab seinen Vorträgen den Reiz, der die Gemüther fesselt. In Schottland wurde er von allen Parteien gefürchtet, von der seinigen auch kindlich geliebt und verehrt. Die jetzige Verfassung der presbyterianischen Kirche in Großbritannien, ist sein Werk. Daß ihn Hume getadelt, Robertson nur schwach vertheidigt und die Lobredner der schönen Maria Stuart der Rohheit und Säure beschuldigt haben, mußte in der Zeit, wo es unter den Schriftstellern Mode ward, die Partei dieser Königin zu nehmen, seinem Andenken allerdings schaden. Diese Tadler vergaßen aber, welche Rücksicht die Sitte seines Volks und seiner Zeit, die Bitterkeit seiner Erfahrungen und Schicksale, seine Stellung als Verfechter einer bedrohten Partei und das unaufhaltsame Treiben seines thatendurstigen Geistes bei der Beurtheilung seines Verfahrens erheischt. Rauh, ja zum Trübsinn geneigt, war er freilich bisweilen, doch in Schottland, wo Privatinteressen oft noch stärker wirkten, als öffentliche, und die Verwirrung ohne eine zusammenhaltende Kraft unheilbar geworden wäre, bedurfte die Reformation gerade eines solchen strengen Mannes, um zu gedeihen. Vergl. Life of John Knox by Th. M'Crie 3 ed. Edinb. 1814, im Auszuge übersetzt unter dem Titel: Leben des schottischen Reformators ꝛc. mit einer Vorrede herausg. von Plank, Göttingen 1817. 8. und Cooke's History of the Reformation of Scotland. E.

Kobalt (Kobold) ist ein Mineral, welches ein eignes Geschlecht ausmacht, und dessen Erze Kobaltspeise genannt werden. Es hat eine eisen- oder stahlgraue, in's Röthliche spielende Farbe. Der Kobalt ist schwer, spröde, zerfällt unter dem Hammer in Brocken, und zeigt nur im Stande der höchsten Reinheit einen geringen Grad von Dehnbarkeit. Gewöhnlich ist er mit Arsenik, Nickel und Eisen vermengt. Er soll auch vom Magnet nicht allein angezogen werden, sondern selbst anziehend sein. Im Feuer ist der Kobalt sehr schwer flüssig zu machen, so daß dazu die Hitze des schmelzenden Kupfers verlangt wird, und je mehr er von Arsenik frei ist, desto schwerer fließt er und desto schwerer läßt er sich verkalken. Ja, er zeigt sich in dem stärksten Grade von Hitze feuerfest. Er löset sich in allen Säuren auf, im Wasser bleibt er aber unauflöslich. Seine Halbsäuren, aber nicht er selbst, bilden, in Vereinigung mit den Erden, eine Art blaues Glas. Das von seinen Zusätzen geschiedne Erz heißt Kobaltkönig, von welchem man jedoch im

Großen keinen Gebrauch machen kann, weshalb man ihn nur in kleinen Massen zu chemischen Versuchen scheidet. Der Kobaltkalk, mit dem der Kobalt vermischt ist, und das Kobaltglas, sind allein der Zweck der Scheidung. Der Kobaltkalk wird durch's Schmelzen mit Kiesel und Potasche, oder einem andern Laugensalze zu einem dunkelblauen, ja schwarzen Glase, welches die bekannte Schmalte (blaue Farbe, blaue Stärke) gibt. Die Anstalten, wo diese Schmalte bereitet werden, heißen Blaufarbenwerke (s. d. Art.). Ehe man die Erfindung machte, Schmalte aus den Kobalterzen zu bereiten, warf man sie als unnütz, ja wegen ihrer giftigen Eigenschaften sogar als schädlich, weg. Die vornehmsten Arten von Kobalterzen sind: weißer Speiskobalt; grauer Speiskobalt (stahlderber Kobalt); Glanzkobalt und schwarzer Erdkobalt. In Sachsen, wo der vorzüglichste im Erzgebirge gefunden wird, ist die Ausfuhr dieses Halbmetalls bei hoher Strafe verboten.

Kobold ist in der Geistertheorie des Volks dadurch vom Gespenst verschieden, daß dieses, wie geglaubt wird, der rückkehrende Geist eines vorhin lebendigen menschlichen Wesens, jener hingegen eine für sich bestehende, an irgend ein Haus, oder an eine Familie geknüpfte körperlose Erscheinung ist. Die Kobolde necken und ängstigen nach dieser Theorie gewöhnlich nur die Menschen, thun ihnen übrigens eher Gutes als Böses, und letztres eigentlich nur dann, wenn sie dazu gereizt werden. In den Bergwerken heißen die Kobolde: Bergmännchen, Berggeister, und erscheinen daselbst in der Gestalt zwergartiger Kinder, oder blauer, schwebender Flämmchen, die reichhaltige Anbrüche verkünden, aber allerhand schadenfrohe Neckereien ausüben, wenn sie von den Bergknappen in ihrem Beginnen gestört werden. Vielleicht daß auch von hier die ersten Erzählungen von solchen Geistern ausgingen. Kobold (Kobalt) nennen die Isländer auch ihren Abgott oder Teufel, der von ihnen angebetet wird.

Kochkunst. Sie kam zuerst in Asien auf, und wurde in den ältesten Zeiten bloß von Männern betrieben; bei den Griechen war sie das Geschäft der Frauen, besonders der Sklavinnen. Bei den Römern wurde sie anfangs nur von Leibeigenen geübt. Die Mahlzeiten der Römer bestanden meistens aus drei Gängen, deren erster leichte Speisen, worunter besonders Eier, Austern und andre, den Appetit reizende Gerichte waren, enthielt, dann kamen die Hauptspeisen — die wirkliche Schlacht, wie es die Alten nannten, welche aus Gebratenem und Gesottenem aller Art bestand, und dann folgte die Nachkost, das Desert (mensae secundae), aus Obst und Backwerk bestehend. Der Tafelluxus stieg aber, als die Römer mit der asiatischen Üppigkeit bekannt wurden, so, daß er endlich sogar durch Gesetze eingeschränkt werden mußte. Lucullus trieb die Schwelgerei, aller einschränkenden Gesetze ungeachtet, vielleicht am höchsten. Er ließ in seinen Wohnungen immer mehrere Speisesäle einrichten, deren jeder den Namen einer Gottheit führte, der zugleich den Haushofmeister zur Bestimmung der Etikette und der Kosten des Mahles diente, indem z. B. eine Mahlzeit (coena) im Saale des Apollo gewöhnlich 50,000 Drachmen, oder 6250 Thaler Sächsisch kostete. Unter Pompejus erfand M. Aufridius Lurco das Mästen der Pfauen und hatte in Kurzem 60,000 Sestertien mit dieser Kunst verdient. In dieser Zeit ließ ein Schauspieler bei einem Gastmahle eine Schüssel auftragen, welche 2500 Thaler kostete. Sie bestand aus Sing- und Sprech-Vögeln, von denen jeder 150 Thaler gekostet hatte. Der Sohn jenes Schauspielers trieb die Ver-

schwendung noch weiter; er bewirthete seine Gäste sogar mit Perlen, die er in Essig auflöste. Unter Tiberius gab es in Rom bereits ordentliche Schulen und Lehrer der Kochkunst; unter ihm zeichnete sich auch die Familie der Apicier aus, deren einer viele neue Speisen, z. B. ein salziges Gericht aus der Leber der Fische, manche Küchengeschirre, und die Kunst, die Schweine mit trocknen Feigen zu mästen, erfand. Ein andrer dieses Namens schrieb sogar ein Kochbuch, welches das älteste ist, das wir besitzen, und erfand die Kunst, die Austern frisch zu erhalten. Der Kaiser Vitellius ward einst von seinem Bruder mit 2000 auserlesenen Fischen und 7000 Vögeln bewirthet, Vitellius selbst ließ einmal in einer einzigen Schüssel die Lebern, die Jungen, die Milch und das Gehirn von vielen theuern Vögeln und Fischen auftragen. In den neuern Zeiten ist vorzüglich die französische Küche, besonders seit Ludwig XIV., in ganz Europa verbreitet worden, am meisten fand sie an Höfen Beifall. Man strebt hier vorzüglich darnach, durch Mannichfaltigkeit der Reize bei geringerm Massengehalt der Speisen den Gaumen zu vergnügen, dahingegen die englische Küche mehr für festere, nahrhafte, stärkende Speisen sorgt, und besonders in Bereitung von Mehlspeisen und des Fleisches, vornehmlich des Rindfleisches sich auszeichnet. Die Brühen oder Saucen spielen in England, wie in Frankreich, eine große Rolle, und in London gab es vor nicht langer Zeit Leute, die sich eigens mit Bereitung des Salats beschäftigten, und zur Zeit des Essens aus einem Hause in's andre gingen, um dieses Geschäft zu besorgen. Die Spanier und Italiener halten weit weniger auf die Freuden der Tafel, erstre sind ganz vorzüglich mäßig im Essen. Die Deutschen stehen, wie in vielem andern, auch hier in der Mitte. Wer sich über die Küche der Alten gründlich unterrichten will, lese das 25ste Kapitel der Reise des jüngern Anacharsis durch Griechenland, Theil 3, oder den Nonius de re cibaria Veterum. Das Kochbuch des Apicius ist schon oben angeführt worden. S. a. d. Art: **Apicius, Dessert, Gourmand** und **Grimod de la Reynière.**

Kochsalz s. **Salz.**

Kochumersprache, s. **Rothwälsch.**

Kohle, diese Substanz, welche man vormals nur als Brennmaterial betrachtete, ist durch die neuern Fortschritte in der Chemie ungemein wichtig geworden. Der Rückstand, welchen unter der Glocke vollkommen ausgeglühete thierische oder Pflanzen-Stoffe zurücklassen, wird Kohle genannt. Die, auf diese Weise erhaltne Kohle ist jedoch eben so wenig rein, als die Kohle aus Bergwerken, sondern enthält noch fremde Theile, bald Salze, bald Erde, bald Metalle. Im möglichst reinsten Zustande erhält man sie durch Destillation des reinen Zuckers bei Zersetzung des Äthers, Weingeistes, ätherischer Oele, des Kamphers durch Hitze in glühenden Röhren. Auch der reinlich aufgefangne und in einem verschlossenen Gefäße ausgeglühete Oelruß ist fast reine Kohle. Die Kohle ist schwarz, abfärbend, geht aus dem Staubigen durch alle Zwischengrade in das Feste und Dichte über, geruch- und geschmacklos, unschmelzbar und in verschlossenen Gefäßen vollkommen feuerbeständig. Sie ist ein schlechter Wärmeleiter, allein ein Leiter der Elektricität und widersteht kräftig der Luft und Feuchtigkeit. Wasser, Äther, Weingeist, Oele, die Alkalien und die meisten Säuren lösen die Kohle nicht auf. Etwas auflöslich macht sie die Salpetersäure. Die Kohle ist der feuerbeständigste Körper; doch verbrennt sie in atmosphärischer Luft bei Erhitzung und bei Sauerstoffgas, und verwandelt sich

alsdann in kohlensaures Gas. Ausgeglühete, gegen den Zutritt der Luft verwahrte Kohle nimt dadurch, daß man sie der Luft aussetzt, an Gewicht zu. Die Kohle, wie alle porösen Körper, absorbirt Gas, und um so mehr, je niedriger die Temperatur ist. Durch Ausglühen und durch Auspumpen der Luft treibt man das Gas wieder aus. Die dichte Kohle absorbirt mehr, als Kohlenpulver. Am stärksten absorbirt die gut ausgeglühete und unter Quecksilber ausgelöschte Kohle von Buchsbaumholz. Bei der Absorbtion findet Wärmeentwicklung Statt. Das Sauerstoffgas kann die Absorbtion Jahre lang fortsetzen, indem sich kohlensaures Gas bildet, welches erst nach einigen Jahren hinreichend ist, die Kohle zu sättigen. Kommt die Kohle mit Sauerstoffgas in Berührung: so erfolgt Erhitzung, der Schwefel wird abgeschieden und Wasser gebildet. Auf die Eigenschaft ausgeglühter Kohlen, Gas zu absorbiren und zu verdichten, gründet sich ihre Anwendung zur Zerstörung des übeln Geruchs in Fäulniß übergegangner Stoffe, der Miasmen in Krankenhäusern, als Zahnpulver, zur Reinigung fauler Wunden, das Aufbewahren des Wassers auf Seereisen in verkohlten Tonnen und die Reinigung faulen Wassers durch Kohlenpulver. Auch absorbirt die Kohle Farbestoffe. Zu den erdigen Oxyden hat die Kohle große Verwandschaft, denn kommt sie damit in Dampfform in Berührung, so färbt sie viele derselben schwarz. Hierauf beruht ihre Anwendung zum Schwarzfärben irdener Geschirre.

Kokarde (cocarde). Das Wort ist aus Frankreich zu uns gekommen, wo es ursprünglich coquarde geschrieben ward, indem es eigentlich einen Büschel von Hahnenfedern bedeutete, womit verschiedne österreichische (kroatische, ungarische) und andre Milizen ihre Mützen verzierten, welches in Frankreich nachgeahmt wurde. Die jetzige Kokarde ist eine, aus ein- oder mehrfarbigem Bande verfertigte Rosette, welche ebenfalls an Mützen und Hüten getragen wird, und bekanntlich, als Erkennungszeichen politischer Parteien, eine Art von historischer Beredtsamkeit erlangt hat.

Komisch. Der Grund der sehr verschiednen Erklärung des ästhetischen Komischen liegt in dem spielenden Wechsel, in welchem sich das Komische uns offenbart. Die Theorie des Komischen ist nur die Frucht einer gänzlich freien, vom einseitigen Beispiel abstrahirenden Speculation. Das Komische gehört der dramatischen Darstellung des Lächerlichen (s. d. Art.) an, und ist daher der Darstellung des Ernsten oder Tragischen entgegengesetzt. Seinen Namen führt es, weil eine komische Darstellung in demjenigen Erzeugnisse der Poesie, welches wir Komödie (Lustspiel) nennen, den weitesten Spielraum hat, indem sie hier in einer, durch mehrere komische Charaktere und Situationen bewirkten Handlung besteht. Die poetische Darstellung des Lächerlichen will aber nicht das Gemeine nachahmen, sondern soll als kunstmäßige Darstellung dasselbe unter der Form des Sinnreichen und Witzigen erscheinen lassen. Sie soll, in charakteristischen Formen ausgedrückt, ein fröhliches Spiel des Geistes zeigen, der über dem verkehrten Thun der Menschen dahinschwebt, und sich mit freier Lust und Phantasie in die niedern Regionen der Menschenwelt herabläßt, um ungebunden, obwol in sich selbst das Maß des Edeln und Sittlichen tragend, hinter der Maske der Narrheit und Ungereimtheit die Narren zu necken, und das edle Selbstgefühl des geistig Gesunden scherzend zu erregen und über das Nichtige spielend zu erheben. Die komische Darstellung erhebt das Lächerliche zu einem sinnreichen Ganzen, und obwol sie scheinbar dem Schönen entgegengesetzt ist und alle Form aufzulösen scheint,

die in dem Schönen als ideal dargestellt ist: so schafft sie doch ihre eigenen Formen; nur ist das Ideal, welches sie zunächst zeigt, das umgekehrte und die Form demselben angemessen. Der lächerliche Charakter und die lächerliche Situation erheben durch ihre anschauliche und charakteristisch vollendete Darstellung zu dem Idealen, wie der deutlich erkannte Irrthum zur Wahrheit, und der komische Dichter läßt in den lächerlichen Gegenständen, je mehr er sie in einem, mit ihnen und in sich selbst vollkommen übereinstimmenden, durch Phantasie und Witz belebten Ganzen zeigt, in den flüchtigen Zerrbildern des Lebens das Ideal schauen, um in den lustig ersonnenen, der Wirklichkeit verwandten Ungereimtheiten, welche die Reflexion in dem Verhältniß menschlicher Lagen und Handlungen und in dem launigen Zufall findet, die freie Lust und den Witz des geistvollen Beobachters zu genießen. Nicht jeder witzige Einfall, oder eine zusammenhangslose Darstellung des Gemeinen in Sitten und Handlungen stellt sich komisch dar. Wir halten komische Lagen, Reden und Einfälle des täglichen Lebens vergleichend an die komische Darstellung und urtheilen, ob dieselben einer solchen ähnlich sind, oder in dieselbe zu gehören scheinen, und daher gleichsam ein höheres, poetisches Lachen erregen. Die neueste Schrift von Gehalt über diesen Gegenstand ist: St. Schütze's Versuch einer Theorie des Komischen. Leipzig. 1817, 8.

Kommerzielle Production (in der Staatswirthschaft), ist diejenige Kraftäußerung, wodurch Güter oder Genußmittel von deren Erzeuger an den Verbraucher gelangen. Der Kommerz oder Handel befördert weder genießbaren Stoff, oder dem Stoffe entrissene Güter in ihrer ursprünglichen Gestalt zum Genuß, wie es die Urproduction thut, noch gibt derselbe dem ungenießbaren Urstoffe die Form und damit die Eigenschaft der Genießbarkeit, wie es bei der industriellen Production der Fall ist, aber er befördert einen genußfähigen Stoff zu einem Genusse, der außer der, zu dieser Beförderung verwandten Kraft nicht Statt gehabt haben würde, und eben darum ist derselbe im nationalwirthschaftlichen Sinne wahre Production. Der Urproducent nämlich, so wie der industrielle Producent, hört in dem Augenblicke auf, das Eine oder Andre zu sein, wo er Andern sein Product mittheilt, und er kann es auch ohne Stillstand seiner Arbeit höchstens nur seinen nächsten Umgebungen mittheilen, daher muß eine dritte Kraftäußerung zur Austheilung und Verbreitung der Genußmittel Statt finden, welches die kommerzielle ist. Der Sinn des Handels ist kein andrer, als die Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Arbeit allen Völkern und Menschen gemeinsam zu machen, d. h. einem jeden Menschen Gelegenheit zu geben, die ganze Sinnenwelt, insofern sie dem Menschen überhaupt zugänglich ist, insoweit zu gebrauchen, als die Eigenthümlichkeit seines Wesens ihrer bedarf. Gewöhnlich wird der Umsatz oder Umtausch der Genußmittel als das Princip des Handels dargestellt, jedoch nicht ganz mit Recht; denn die Austauschung der Waaren ist ja nur das Mittel, nicht das Wesen des Handels. Nicht der Tausch an sich producirt und vermehrt den Reichthum, sondern der Zuwachs an Werth, welchen die Genußmittel durch die Verpflanzung von dem einen Orte zum andern erhalten, ist es, was diese wohlthätige Wirkung hervorbringt. Auf doppelte Weise trägt der Handel zur Vermehrung des Nationalreichthums bei, unmittelbar und mittelbar. Die unmittelbare Wirkung desselben besteht in der Wertherhöhung der bereits vorhandenen Genußmittel, die mittelbare hingegen in der Hervorbringung neuer Genußmittel durch Unterstützung und Belebung der

Urproduction und des industriellen Gewerbfleißes. Was zuerst jene unmittelbare Wirkung auf den Nationalreichthum betrifft, so besteht die, durch den Handel hervorgebrachte Werthserhöhung der bereits vorhandnen Genußmittel theils aus dem Lohne aller, mit der kommerziellen Production beschäftigten Arbeiter, also auch der Schiffer und Fuhrleute, welche den Waarentransport besorgen, theils aus den Zinsen und Gewinnsten der im Handel angelegten, stehenden und umlaufenden Kapitale. Geblendet von diesen, in der That nicht unbedeutenden Vortheilen, welche der unmittelbare Einfluß des Handels auf den Nationalreichthum dem Staate gewährt, waren von jeher die meisten Regierungen hauptsächlich darauf bedacht, nur diesen Einfluß auf alle mögliche Weise zu befördern, und beachteten kaum die, weit wichtigere und segenreichere Wirkung, welche der Handel durch Unterstützung der Ur- und industriellen Production mittelbar auf den Nationalreichthum äußert, ja sie gingen oft in ihrem Irrthume so weit, daß sie durch unpolitische Maßregeln und Gesetze zu Gunsten jenes mindern Vortheils diesen wichtigern aufopferten. Das Kapital des Kaufmanns gibt nämlich den Urproducenten, so wie den industriellen Producenten, von denen er die rohen oder verarbeiteten Waaren, mit welchen er handelt, bekommen hat, ihre Kapitale mit dem gehörigen Gewinnste wieder, und setzt Jeden derselben dadurch in den Stand, sein Gewerbe fortzusetzen; es unterstützt auf diese Weise die werthschaffende Arbeit der Gesellschaft und vermehrt die Masse ihres jährlichen Erzeugnisses. Würde kein Kapital darauf verwandt, die rohen und verarbeiteten Erzeugnisse von den Orten, wo sie überflüssig sind, dahin zu schaffen, wo es daran fehlt: so könnte an keinem jener Orte mehr hervorgebracht werden, als der Ort selbst und die nächste Umgebung verbrauchen kann, denn nur da werden Kapitale auf Erzeugung eines Ueberflusses von Genußmitteln verwandt, wo Hoffnung vorhanden ist, daß der Handel diesen Ueberfluß abnehmen und Genußmittel andrer Art dagegen zuführen werde. Die kommerzielle Production ist gleichfalls das Rad, welches die beiden Endpunkte des Nationalwohlstandes, der Production und der Consumtion, in die nöthige Berührung bringt, indem sie zunächst und unmittelbar nur den Kreislauf des Rades der Consumtion zu fördern scheint, fördert sie zugleich mittelbar auch den Umlauf des Rades der Production. Wäre kein Kaufmann da, welcher dem Producenten seinen Überfluß abnähme und ihn in die Hände des Consumenten förderte: so würde die Thätigkeit des Erstern oft eine lange Zeit hindurch stocken müssen: und der Producent würde oft, mitten im Ueberflusse seiner Erzeugnisse, an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel leiden. (S. Handel.) KM.

Komödie, s. Schauspiel.

Komorn, Hauptstadt der Gespanschaft gl. N. in Ungarn. 2000 Schritt davon, zwischen der Waag und Donau, liegt die neu gebaute Festung, welche Natur und Kunst beinahe unüberwindlich machen.

König (regulus), heißt in der alchymistischen Sprache der Mineralogen das reine, aus den Erzen geschidene, von Beimischungen unmetallischer Stoffe befreiete Metall.

König — Römischer König. Dieser Titel soll aus dem Fränkischen Chunig entstanden sein. So nannten die Franken Chlodowig wegen seiner Tapferkeit, welche im Fränkischen Chune geheißen haben soll. Andre leiten diesen Titel, den Chlodowig unter allen Fürsten deutscher Abkunft zuerst führte, von dem tatarischen Chan oder Khan ab. Nächst dem kaiserlichen Titel wird in Europa der königliche

als der vornehmste geachtet. Den Königen gebührt, so wie den Kaisern, ausschließlich der Titel Majestät, auch sind noch andre, größtentheils das Ceremoniel betreffende Vorrechte an den Königstitel geknüpft, die in der Diplomatik unter dem Namen der königlichen Ehren (honneurs royaux, honores regii) begriffen werden. Diese königlichen Ehren besitzen jedoch auch zuweilen solche Staaten, deren Regenten den königlichen Titel nicht führen; so besaß sie die alte Republik Venedig und die der vereinigten Niederlande, so noch jetzt die Schweiz, die Kurfürsten (wie noch jetzt der von Hessen), Großherzoge, wenigstens zum Theil. Die Zahl und die Benennung der in Europa vorhandnen Königreiche hat durch die, seit der französischen Revolution erfolgten Umwälzungen mannichfaltige Veränderungen erlitten. Vor d r französischen Revolution gaben folgende Länder ihren Regenten den königlichen Titel: Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel und Sicilien (oder beide Sicilien), Sardinien, Preußen, Böhmen, Ungarn, Gallizien und Lodomerien, Polen, England, Irland, Schottland, Schweden, Dänemark und Norwegen. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution verschwand zuerst Frankreich, bald auch Polen aus der Reihe der Königreiche; dagegen aber wurden, seitdem Buonaparte an der Spitze von Frankreich stand, mehrere neue Königreiche geschaffen, von denen jedoch einige nur eine ephemere Existenz erhielten. So entstand zuerst ein Königreich Hetrurien aus dem vormaligen Großherzogthume Toscana, so bald darauf ein neues Königreich Neapel, während in Sicilien die alte Familie die königliche Würde fortdauernd behauptete, so bildeten sich ein Königreich Italien, ein Königreich Holland, und mit dem Anfange des J. 1806 die Königreiche Baiern und Würtemberg, worauf 1807 die Königreiche Sachsen und Westphalen folgten. Hetrurien und Holland wurden jedoch bald durch Frankreich selbst, Westphalen in unsern Tagen durch die Befreiung Deutschlands von fränkischer Oberherrschaft als Königreiche vernichtet. Dagegen entstanden nach Napoleons Sturz das Königreich der Niederlande und das Königreich Hannover, und an die Stelle des Königreichs Italien trat, unter österreichischer Oberherrschaft, das lombardisch-venetianische Königreich. Der königliche Titel ward bisher in Europa nur wirklich regierenden Königen, oder doch solchen, welche es gewesen waren, ertheilt, dagegen aber ward er, seitdem Buonaparte den Kaisertitel angenommen, auch zum Titel für einen Kronprinzen gemacht, welches noch nie der Fall gewesen war. Dieser neue König von Rom war jedoch nicht mit dem römischen Könige zu verwechseln. Der Titel eines römischen Königs bezeichnete in dem vormaligen deutschen Staatsrechte den, noch bei Lebzeiten des römischen Kaisers von den Kurfürsten erwählten Nachfolger desselben, der jedoch als solcher durchaus keinen Antheil an der Reichsregierung hatte; den Titel eines Königs von Rom dagegen sollte, nach der Einverleibung Roms mit dem französischen Reiche, vermöge eines Senatusconsults vom 17. Febr. 1810, jedesmal der älteste Prinz des Kaisers von Frankreich führen. Dieser Titel verschwand mit dem Kaiserthume selbst. Man unterschied einst zwischen gemeinen und gesalbten Königen. Diese letztern besaßen die priesterliche und königliche Gewalt und hatten in ihrem Titel das Dei gratia, welches auch nachher die gemeinen Könige annahmen. Cz.

Königsberg (Krolewiez, Karalanzus), Regierungsbezirk und Hauptstadt der Provinz Ostpreußen, im schaakener Kreise, 1ste Militärabtheilung, mit 4550 Feuerstellen und 64,000 Einw., darunter eine französ. Kolonie, die 1780 aus 369 Köpfen bestand, und über

1000 Juden. Sie ist die zweite Residenzstadt der preußischen Monarchie und eine berühmte Handelsstadt, ehemals zum hanseatischen Bunde gehörig, liegt am Einflusse des Pregel, über welchen hier sieben Brücken gehen, in das frische Haff, und hat, die dreizehn Vorstädte mit eingerechnet, zwei Meilen im Umkreise, in welchen Raum aber viele Gärten, Felder und ein See mit eingeschlossen sind. Das dortige Schloß ist prächtig gebaut, liegt auf einer Anhöhe und enthält 180 Zimmer, von denen aber ein großer Theil nicht mehr bewohnbar ist. Die Stadt hat 23 Kirchen, und ist der Sitz des Oberpräsidenten von Ostpreußen, des Oberlandgerichts, der Regierung, des Provincialbankcomptoirs des ostpreußischen Kommerz- und Admiralitätscollegiums und des Hofpostamts u. s. w. Besonders schöne Häuser enthält die Königsstraße (neue Sorge). Der vornehmste Theil der Stadt heißt Kneiphof; dieser liegt auf einer Insel im Pregel und ist auf Pfählen erbaut. In dem sehenswürdigen Dome ist die Orgel zu bemerken, die 1721 vollendet worden ist. Die dortige Universität, welche vom Markgrafen Albrecht dem Ersten, Herzoge von Preußen (daher Academia Albertina), 1544 gestiftet ist, und deren Rector Magnificentissimus seit 1809 der jetzige Kronprinz von Preußen ist, zählt zwischen 300 und 350 Studenten. Auf dieser Universität glänzte Kant, und noch jetzt rechnet sie einen Reidnitz (ihren Kanzler), Schweigger, Herbart, Gaspari, Wrede, Burdach, zu ihren Lehrern. Sie hat eine Sternwarte, einen botanischen Garten und eine Bibliothek, die aus 50,000 Bänden bestehen kann. Noch befinden sich daselbst: das Friedrichsgymnasium mit 3 lateinischen Schulen, 1 Seminarium, Taubstummen-, Blinden- und andere Anstalten. Auch hat Königsberg mehrere gelehrte Gesellschaften. Die Festung Friedrichsburg mit Kirche und Zeughaus liegt vor dem Kneiphofe. Die dortige katholische Kirche ist 1777 erbaut. Obgleich der Pregel neben der Stadt 15 Fuß Tiefe hat, so kann doch, wegen einiger, sich darin befindlichen seichten Stellen, kein großes beladnes Seeschiff auf demselben zur Stadt kommen. Die Schiffe müssen also in Pillau, dem Hafen von Königsberg, liegen bleiben. Fabriken und Handel sind von der größten Bedeutung.

Königsmark (Marie Aurore, Gräfin von), zuletzt Propstin des Stiftes Quedlinburg, die bekannte Geliebte Augusts II., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, ward um das J. 1678 geboren und stammte aus einer der ältesten Familien der Mark Brandenburg her. Sie ist, sowol wegen der geistigen und körperlichen Reize, mit welchen sie von der Natur verschwenderisch ausgestattet war, als auch wegen der politischen Verhältnisse, in welchen sie lebte, als eine der berühmtesten und ausgezeichnetsten Frauen des 17. und 18. Jahrh. anzuführen. Kaum war sie 18 Jahr alt und schon redete und schrieb sie, meistens mit Reinheit und Eleganz, die schwedische, deutsche, französische, italienische und englische Sprache, verstand Latein, las die alten klassischen Schriftsteller, besaß ausgebreitete historische und geographische Kenntnisse, und war Dichterin in der französischen und italienischen Sprache. Auch war sie Tonkünstlerin, sang vortrefflich, spielte die Laute und Gambe zum Bewundern und componirte für diese Instrumente. Überdem malte sie auch in einer Vollkommenheit, von der noch jetzt einige ihrer Werke zeugen, die in Quedlinburg vorhanden sind. Mit diesen mannichfaltigen und ausgezeichneten Talenten verband sie den feinsten Witz und die reizendste Unterhaltungsgabe. So ausgebildet, kam sie in Begleitung ihrer beiden Schwestern 1694 nach Dresden, um daselbst in einer Erbschaftsangelegenheit, welche sie in Hamburg hatte, die

Digitized by Google

Verwendung des Kurfürsten zu suchen. Dieser sah die Gräfin, entbrannte von heftiger Liebe zu ihr, und wandte alles an, um sie sich geneigt zu machen. Nach tausend vergeblichen Bemühungen gelang ihm sein Vorhaben, und Aurora erschien öffentlich als die Geliebte des Kurfürsten. Sie schenkte ihm darauf einen Sohn, den nachher so berühmt gewordnen Moritz, Marschall von Sachsen (s. d. A.). Bald aber erlosch die Leidenschaft des Kurfürsten für die Gräfin, welche ihr Schicksal mit Würde ertrug und selbst noch als verstoßne Geliebte nicht allein dem ungetreuen Geliebten, sondern auch dem Hofe und dem Publikum Achtung und Ehrerbietung einflößte. So geschah es, daß sie mit dem Kurfürsten in dem innigsten Freundschaftsverhältnisse blieb, nachdem sie schon längst aufgehört hatte, seine Geliebte zu sein. Auf sein Verwenden ward sie vom wiener Hof zur Propstin des Stifts Quedlinburg erhoben, und daselbst am 24. Mai 1700 feierlich eingeführt. Von dieser Zeit an hielt sie sich abwechselnd zu Quedlinburg und zu Dresden auf. Wie sehr sie sich die Achtung und Freundschaft des Kurfürsten, der nun König von Polen geworden war, zu erhalten gewußt, und wie groß dessen Begriffe von ihrer Klugheit und Einsicht sein mußten, erhellt daraus, daß er sie 1702 zu Carl XII. sandte, um mit diesem eine Friedensunterhandlung einzuleiten. Da dieser sich jedoch weigerte, die Gräfin vor sich zu lassen, mußte sie unverrichteter Sache wieder zurückreisen. Sie starb 1728. Ihr Leichnam, an welchem man noch jetzt, beinahe nach einem Jahrhunderte, Ueberreste von den Reizen der Gräfin erkennen soll, ward in der fürstlichen Gruft zu Quedlinburg beigesetzt.

Königsstuhl hieß bei den alten Deutschen ein erhabner Rasenplatz auf freiem Felde, wo von dem Grafen oder obersten Richter des Sonntags Gericht gehalten wurde; insbesondre aber führte diesen Namen ein, auf Säulen ruhendes steinernes Gebäude bei Rense, einem ehemals kurkölnischen Städtchen im jetzigen Regierungsbezirk Koblenz, der preußischen Provinz Niederrhein, wo in alten Zeiten die Kurfürsten des Reichs zusammenkamen, um über wichtige Angelegenheiten zu rathschlagen, und wo z. B. auch der neugewählte röm. König und Kaiser öffentlich ausgerufen zu werden pflegte. Maximilian I. soll der letzte Kaiser gewesen sein, bei welchem dies geschehen, und das wenigstens als Alterthümlichkeit merkwürdige Gebäude auf 7 Schwibbogen wurde 1814 ganz zerstört.

Königstein, berühmte Bergfestung im meißner Kreise, Amt Pirna des Königreichs Sachsen, nebst einem Städtchen gl. N., an der Elbe, nahe an der böhmischen Grenze. Der Sandfelsen, auf welchem die Festung liegt, hat, von der Oberfläche der Elbe, 950 Ellen in der Höhe, und eine gute halbe Stunde im Umkreise. Der Bau der Festung selbst hat 1589 unter dem Kurfürsten Christian I. begonnen, ist aber 1731 erst gänzlich vollendet worden. Sie hat einen einzigen, sehr verwahrten Zugang, kann weder unterminirt, noch von den umliegenden Bergen beschossen, noch ausgehungert werden, weil, außer dem jedesmaligen Proviante, Ackerbau, auch Holz genug in der hohen Ebene ist, um die kleine Besatzung hinlänglich zu versorgen. Außerdem hat sie einen, 586 Ellen tiefen Brunnen, und kann sowol das unten gelegne Städtchen, als auch die Elbe, mit ihren Kanonen bestreichen. Sie hat an 600 Bewohner, mit Inbegriff der Besatzung, die theils aus der von jedem Infantrie-Regimente abgegebenen Mannschaft, theils aus einer Abtheilung des Artilleriekorps besteht. Unter ihre Merkwürdigkeiten gehört das Zeughaus, die bombenfesten Kasematten, das

sogenannte Pagenbette (ein schmaler Absatz der Mauer, auf welchem einst ein Page, ohne herunterzufallen, geschlafen haben soll), die Kirche und die Keller. Das ehemalige große Weinfaß, das 3709 dresdner Eimer hielt, ist seit mehrern Jahren aus einander genommen worden.

Königswasser, s. Scheidewasser.

Konstanz, s. Costnitz.

Kopf (physisch), derjenige Theil des thierischen und menschlichen Körpers, welcher den Mittelpunkt des Nervensystems, das Gehirn in sich enthält und die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge an sich trägt. Aus dieser Erklärung schon sieht man, daß, wenn ja unter den organischen Gliedern eine Rangordnung Statt findet, der Kopf diejenige Stelle, die er physisch beim Menschen einnimt, die oberste, mit Recht behauptet, wenn auch, wie in der bekannten Fabel, die übrigen Glieder ihre Unentbehrlichkeit beweisen können. Der Kopf des Menschen weicht in vielen Stücken von dem der Thiere ab, und zeigt den Vorzug des Menschen in Hinsicht seiner äußern Bildung. Der Mensch trägt den Kopf aufwärts, und schaut gen Himmel; bei den Thieren steht er horizontal, oder gar unterwärts; der vordere, glatt heruntergehende Theil bildet das Gesicht, mit vollkommen und schön ausgebildeten Theilen; bei den Thieren sind die Knochen der Kinnladen mehr oder weniger hervorstehend und verlängert. Nur der obere und hintere Theil des Kopfes des Menschen ist mit Haaren bewachsen, der vordere und die beiden Seitentheile sind größtentheils glatt und symmetrisch geordnet. Das Knochengebäude des Kopfes besteht aus acht einzelnen Knochen, die aber so fest in einander gefügt sind, daß sie alle aus einem Stücke zu sein scheinen, und den Schädel ausmachen (s. Schädel). Das Gesicht selbst besteht wieder aus mehrern andern Knochen, die mit dem Schädel in Verbindung stehen. Die ganze Kopflänge beträgt in der Regel den achten Theil des ganzen Körpers. Das Knochengebäude des Kopfes ist mit der Haut bedeckt, welche der des übrigen Körpers gleich ist. Unter derselben ist noch eine Hautlage von Muskeln und Sehnen. Die Knochen selbst haben außerdem noch ihre eigne Beinhaut, wie die andern Knochen. Die Höhle des Kopfes ist vom Gehirn ganz ausgefüllt. Dieses hat gleichfalls eine dreifache Hautdecke um sich, davon die, dem Schädelknochen, und die, dem Gehirne selbst zunächst liegenden, viele Blutgefäße bekommen, die mit der letztern Haut (Gefäßhaut) bis in das Innere des Gehirns eindringen, welches auch außerdem noch durch mehrere große Schlagadern viel Blut erhält. Daher ist auch der Kopf bei vermehrtem Zuströmen des Blutes verschiednen Krankheiten unterworfen. Kopfkrankheiten heißen alle diejenigen Krankheiten, welche an oder in dem Kopf vorzüglich erscheinen. Unter diesen sind die sogenannten Kopfschmerzen die gewöhnlichsten, weil beinahe jede Kopfkrankheit sich durch Schmerz bemerklich macht; daher aber auch die Kopfschmerzen von verschiednen Ursachen herrühren, und ein Zeichen mannichfaltiger Krankheiten sein können. Sie können von Rheumatismus, von einer Art Entzündung der Muskel- und Sehnenhaut über den Knochen, selbst von Entzündung der eigentlichen Beinhaut Kopfschmerzen entstehen, welche sehr heftig und hartnäckig sind; ferner können sie von zu starkem Zuströmen des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes entstehen, welches von allgemeiner Erhitzung des Körpers und Erregung des Blutes herrührt, oder von Anstrengung des Kopfes durch Geistesarbeiten, oder von zu starken, das Gehirn zu sehr reizenden Ausdünstungen und Gerüchen. Nervenschwache Personen beiderlei Geschlechts sind besonders Kopfschmerzen unterworfen, noch mehr wenn sie vollblütig sind. Jede ge-

Digitized by Google

ringe Blutwallung versetzt das Gehirn in einen gereizten, mit Schmerzen begleiteten Zustand. Man hat sonst, wie alle Schmerzen, auch diese mit dem Namen der Krämpfe belegt; allein das Gehirn hat keine Muskeln, kann daher auch keine wahre Krämpfe haben, und die dagegen oft angerathenen krampfstillenden Mittel vermehren die Blutwallung, und damit auch die Kopfschmerzen. Da die Kopfschmerzen so verschiednen Ursprung haben können: so ist es besser, jedesmal den Arzt um Rath zu fragen, als auf's Ungefähr verschiedne Mittel zu gebrauchen, die oft mehr schaden, als helfen. Indessen sind im Allgemeinen gelinde kühlende Mittel, als Citronensaft in Wasser mit Zucker, Weinsteinsäure mit Zucker, ableitende Mittel, als Fußbäder und Zugpflaster, noch am meisten zu empfehlen. Hypochondrische und hysterische Personen haben oft auf dem Wirbel des Kopfes einen Schmerz, der einen kleinen Fleck einnimt, aber sehr empfindlich ist (Clavus hystericus). Manche haben nur auf einer Seite des Kopfes einen oft wiederkehrenden Schmerz, der meistens von Rheumatismus herrührt (s. Migräne). Man sollte bei Kopfschmerzen, mehr als bisher gewöhnlich war, das Anlegen der Blutigel anwenden, weil diese in den meisten Fällen die größte Erleichterung verschaffen. H.

Kopfsteuer, Personensteuer, Personalsteuer ist diejenige Abgabe, welche von der Person, als solcher, gleichsam also wegen des persönlichen Daseins, erhoben wird. Diese Abgabe, der eine vernünftige Grundlage gänzlich fehlt, indem sie das Einkommen der Besteuerten der Regel nach völlig unberücksichtigt läßt, ist entweder auf sämmtliche Unterthanen gelegt oder nur auf einen Theil derselben. In Rußland z. B. sind ganze Stände davon ausgenommen, in Polen hingegen sind alle Klassen der Bürger damit belegt worden. Von jedem Kopfe kann ein gleich starker Beitrag gefodert werden, der Beitrag der Besteuerten kann aber auch sehr verschieden sein. Trifft die Steuer einen jeden Kopf auf gleiche Weise, so ist dieselbe höchst ungerecht, weil das Einkommen der Einzelnen so sehr verschieden ist. Ist dieselbe aber nach Klassen eingerichtet, so ist es entweder der Rang oder das Einkommen, was die Klasse bestimmt. Im ersten Falle wird die Steuer ungerecht, weil der Rang an sich kein Einkommen gewährt, und im letzten ist dieselbe nichts anders, als eine Einkommensteuer (s. d. Art.) unter einem andern Namen. Zur Empfehlung dieser Abgabe wird angeführt: 1. die Leichtigkeit, sie zu heben, 2. die Schwierigkeit, sie zu umgehen und 3. die Sicherheit, so wie der hohe Belauf ihres Ertrags. Um über den Werth oder Unwerth dieser Abgabe ein richtiges Urtheil zu fällen, hat man zuvor jedesmal zu prüfen, in welchem Lande und unter welchen Verhältnissen sie eingeführt worden. Wird dieselbe Unterthanen aufgelegt, die durch andre Abgaben wenig belastet sind, die Nebenverdienste sich verschaffen und das Erzeugniß ihres Fleißes vermehren können: so muß sie ganz andre Folgen haben, als da, wo bereits starker Druck der Abgaben Statt hat und der Erwerb sich nicht vergrößern läßt. Auch ist das, wonach der Staat die Abgabe benennt, oft nur die Richtschnur, welche ihm das Geschäft der Erhebung erleichtert; die Quelle, woraus die Abgabe wirklich bezahlt wird, kann er selten genau erforschen. So ist die Kopfsteuer freilich eine schlechte Steuer, wenn man sie zur einzigen machen wollte. Wenn aber einmal die nothwendigen Lebensmittel besteuert werden müssen, so wird es in manchen Fällen vielleicht, da Jeder ohngefähr gleich viele solcher Lebensmittel verzehrt besser sein, die Abgabe davon durch eine, in Klassen vertheilte Kopfsteuer (direct), als durch eine weitläufige Accis-Anlage (indirect) zu heben.

Koppeljagd, die Jagd auf gemeinschaftlichem Gebiete.

Koppelwirthschaft, s. Ackerbau.

Korallen (Corallia) heißen diejenigen Pflanzenthiere (Phytozoa), welche horn- oder kalkartig sind, und Löcher oder Zellen bilden. Es gibt Röhrenkorallen, Sternkorallen, Punktkorallen, Gliederkorallen, Hornkorallen u. s. w. Ehemals rechnete man die Korallen zum Mineralreiche; jetzt werden sie jedoch zu dem Pflanzenreiche gezählt. Aber auch bloße Gewächse sind es nicht, sondern Gehäuse, worin lebendige Thiere wohnen. Diese aber sind nicht von den Thieren erbaut, wie etwa die Zellen von den Bienen, sondern sie entstehen ungefähr wie die Muscheln und Schneckenschaalen, nur daß bei der Fortpflanzung das junge Thier zugleich mit seinem kalkigen Gehäuse von dem alten, wie ein Zweig von einem Stamme, hervorgetrieben wird, und sich daher, beim schnellen Wachsthume und bei der starken Vermehrung dieser sonderbaren Geschöpfe, die ungeheure Größe und der Umfang derselben erklären läßt. Wie schnell sich Korallen irgendwo anhäufen, sieht man aus manchem Schiffswrack in Westindien, welches oft über und über mit Korallen dicht bepflanzt ist, ob es gleich zuweilen noch kein völliges Jahr im Meere gelegen hat. Viele vulkanische Inseln in der Südsee und in Westindien, z. B. Barbados, sind ganz von einer Rinde von Korallen überzogen. An manchen Küsten der Südländer und einiger Südseeinseln ragen ungeheuere Korallenstämme aus einer erstaunlichen Tiefe vom Grunde des Meeres empor; man nennt diese auch Korallenbäume. — Es gibt weiße und rothe, oder Blutkorallen. Aus den letztern besonders dreht man kleine Kügelchen zu Halsbändern, Paternostern ꝛc. Die schönsten Korallen findet man im mittelländischen Meere, an den Küsten der Barbarei, und es hat sich zu Marseille eine eigne Handelsgesellschaft gebildet, welche die Korallenfischerei daselbst regelmäßig betreiben läßt, auch zu diesem Behuf eine Niederlassung, die Bastei von Frankreich (Bastion de France) genannt, gegründet hat. — In der Medicin werden die Korallen als zusammenziehendes Mittel gebraucht. — Die künstlichen Korallen werden aus rothgebeizten Knochen verfertigt.

Kork (Pantoffelholz) ist die dicke, leichte und schwammige Rinde von der Korkeiche (Quercus suber). Dieser Baum unterscheidet sich, dem äußern Ansehn nach, fast gar nicht von der immer grünen Eiche; nur ist seine Rinde nicht glatt, sondern rissig und schwammig. Er wird in Italien, im südlichen Frankreich, in Spanien und Portugal gefunden, wo er, als ein dicker, hoher Baum, ein Alter von hundert Jahren erreicht. In Deutschland kann er jedoch im Winter nicht im Freien ausdauern. Man hält ihn daher bei uns in Gewächshäusern, wo er aber nicht groß wird. Seine Früchte sind süßer, als unsre Eicheln, und werden in Spanien wie Kastanien gebraten und gegessen. Vielen Thieren und Vögeln sind sie eine nahrhafte Kost. Das Merkwürdigste an diesem Baume ist jene Rinde, welche den Kork liefert. So lange der Baum noch jung ist, darf man ihn, wenn er im Wachsthume nicht gestört werden soll, nur alle sieben bis acht Jahre abschälen; im höhern Alter geschieht dies ohne Schaden alle vier Jahre. Diejenige Rinde, welche den Splint unmittelbar bedeckt, muß jedoch sorgfältig geschont werden. Die Rinde von alten Bäumen bei der dritten Abschälung ist die beste. Außer zu Stöpseln und Sohlen, dient der Kork auch, seiner Leichtigkeit wegen, zu Schwimmkleidern. Ein Kamisol, mit zwölf Pfund Kork gefüttert, erhält einen erwachsenen Menschen über dem Wasser. Aus verbranntem Kork wird eine feine, schwarze Farbe, das spanische Schwarz, gemacht. **Korkbildnerei**, s. Phelloplastik.

Korn, s. Schrot.

Kornack, in Indien, der Wärter und Führer eines zahmen Elephanten.

Kornbrantwein, s. Brantwein. Die Erfindung, aus mehlartigen Stoffen geistige Getränke zu bereiten, ist für die nordischen Völker sehr wichtig, denen die Natur den Wein versagt, und denen bei der Rauhheit des Klima, bei den dicken Nebeln und bei der feuchten Seeluft der Genuß geistiger Getränke eine Magenstärkung ist. Vielleicht muß man es zum großen Theile dem Branteweine zuschreiben, daß nach den Hungerjahren 1816 und 17 keine Seuchen ausbrachen, so wie in früherer Zeit, z. B. 1709, wo nach den Hungerjahren in Litthauen die Pest ausbrach, welche ein Drittel der Bevölkerung wegraffte. Auch hat der Ackerbau sehr dadurch gewonnen, weil nun das Korn einen größern Absatz und einen größern Markt bekommt, denn was jetzt als Korn nicht zu verkaufen ist, wird als Brantwein verkauft. Ebenfalls hat der Ackerbau durch die Vermehrung des Viehstandes sehr gewonnen, die immer eine Folge der Brantweinbrennereien ist. In neuern Zeiten haben sich die Brantweinbrennereien aus Kartoffeln sehr vervollkommnet und vermehrt, und wahrscheinlich gewinnen diese zuletzt ganz die Oberhand über die Kornbrennereien, da man es so weit gebracht, von einem Morgen, mit Kartoffeln bestellt, so viel Brantwein zu gewinnen, als von 5 Morgen mit Korn bestellt. Das Korn bleibt also mehr in dem Mehlverbrauch und im allgemeinen Welthandel, wozu es viel geeigneter ist, als die Kartoffeln. — Man hat öfters gefragt: ob das Brantweinbrennen in theurer Zeit zu verbieten sei? — Wenn dieses überall geschähe, nämlich in ganz Europa, so könnte es etwas helfen, denn die Frucht, die nicht in Brantwein verwandelt wird, muß in dem Mehlverbrauch bleiben; allein da solches nicht überall geschieht: so kann es nicht helfen, und ob eine Schiffslast Roggen in Riga, oder in Amsterdam, oder in Köln in Brantwein verwandelt wird, sie verschwindet auf gleiche Weise aus dem Mehlverbrauche. In Hinsicht der Kartoffeln ist es anders, da diese kein Gegenstand des Welthandels sind, und auch immer da verbraucht werden, wo sie liegen, weil sie keine Landfracht ertragen, da diese sie zu sehr vertheuert. Wenn das Brantweinbrennen verboten wird, sobald sie das doppelte des gewöhnlichen Mittelpreises kosten, so müssen sie in dem Mehlverbrauch der Gegend bleiben, wo sie liegen. Da man bei Hungersnoth sehr die öffentliche Meinung zu berücksichtigen hat, damit die Gesellschaft nicht unruhig werde, und da diese sich immer gegen die Brantweinbrenner richtet, die das Volk haßt, weil sie ihres Vortheils wegen die Nahrungsstoffe in Getränk verwandeln, die es selbst so große Lust hat, zu essen, wenn der Hunger in seinen Eingeweiden wüthet, — so ist es weise, durch ein Gesetz festzustellen: daß das Brantweinbrennen aus Korn so wie aus Kartoffeln aufhört, sobald der Preis über das Doppelte des Mittelpreises geht. Durch dieses Gesetz werden die Gewerbe nicht gestört, weil jeder es vorher weiß und sich also darnach einrichten kann. Ebenfalls wird kein Scheffel Korn und kein Scheffel Kartoffeln weniger gebaut, weil ein Preis, der das doppelte vom gewöhnlichen ist, dem Landmann so große Vortheile gibt, daß er im nächsten Jahre doch wieder möglichst viel Korn und Kartoffeln baut. Bg.

Körner (Theodor), ein deutscher Tyrtäus im heiligen Kriege (1813). Er stammte aus einer angesehenen Familie in Dresden und war 1791 geboren. Sein Vater, bis 1813 Appellationsrath daselbst, jetzt königl. preuß. Staatsrath und Ritter des kaiserl. russ. Wladimiror-

dens, in Berlin, als Schriftsteller im Fache der Staatswissenschaft und Aesthetik (er ist Verfasser der ästhetischen Ansichten, Leipzig 1808), so wie durch die Herausgabe von Schiller's Werken, vortheilhaft bekannt, nannte Schiller und Göthe seine Freunde und sah sie oft in seinem Hause. Zu seinen Lehrern gehörten Dippoldt und der Conrector Küttner an der Kreuzschule zu Dresden. Beide nährten in ihm die glühende Liebe für Alterthum, Kunst und Poesie. Dabei war ihm sein würdiger Vater der beste Freund und Lehrer. Er besuchte zuerst die Bergakademin in Freiberg, und hatte, wie man auch aus seinen Gedichten sieht, viel Neigung für den Bergbau. 1810 bezog er die Universität Leipzig. Schon hier entwickelte er ein ungemeines Talent poetischer Improvisation und Versification. Der durch Uebung schon erworbnen Glätte und äußern Harmonie seiner poetischen Erzeugnisse (damals erschienen die Knospen von Theodor Körner, Leipzig bei Göschen, 1810) widersprach sein eignes nachlässiges Aeußere auf seltsame Art. In den meisten seiner, damals bekannt gewordenen Versuche zeigte sich das Talent, einzelne poetische Momente schnell und leicht in gebildeten Versen zusammenzustellen; aber meistens ergriff er nur romantische Schatten und Klänge, statt des poetischen Geistes. Eine Erinnerung deshalb konnte damals keine tiefere Wirkung auf ihn machen da er theils in jenen glänzenden, doch unstäten Jünglingsträumen und poetischen Bildern noch selbst zu sehr versunken war, theils dem ungebundnen, frohen Umgange seiner Freunde fast ganz gewidmet, schon die Meinung zu hegen schien, man müsse, um genial zu sein, sich jedes tiefern Studiums entschlagen und seinem Talente, wohin es auch führe, ganz vertrauen. Man konnte ihm dies nicht sehr übel anrechnen, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war, und nur dem Wunsche der, für ihn besorgten Seinigen zufolge die Universität besuchte, damit er sich, gleichsam von den Wissenschaften umgeben, für ein bestimmtes Studium entscheide und dadurch seine bürgerliche Laufbahn begründe. Allein zu sehr hatte ihn der Zauber der Poesie gefesselt. Seine akademischen Verbindungen rissen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, so daß er bald genöthigt wurde, die Universität, ohne jenen Zweck erreicht zu haben, zu verlassen. Ein Glück für ihn: denn er schwebte in Gefahr, in seinem Streben nach dem Höhern durch wüstes Treiben gehemmt und in eine niedere Sphäre herabgezogen zu werden. Ja er mußte sich bei längerm Aufenthalte in diesem plan- und zügellosen Herumtreiben ganz verlieren; denn auch die Poesie, der er anhing, hatte für ihn noch nicht die Gestalt der Wahrheit gewonnen. Auch Berlin verließ er nach einem kurzen Aufenthalte, ohne jenem Zwecke näher gekommen zu sein, und ging nach Wien. Mehrere dramatische Erzeugnisse, welche er hier schnell hinter einander auf die Bühne brachte, zogen die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn. Einige empfehlen sich als artige Kleinigkeiten, wie der grüne Domino, die Braut und der Nachtwächter. Von andern z. B. Toni und Zriny (die hier angeführten Stücke erschienen zuerst in den dramatischen Beiträgen, deren ersten Theil Körner selbst herausgab, Wien, 1813. 8.) glaubte man, der Dichter wolle Schiller's dramatisches Pathos mit Kotzebue's gewandter Theater-Praxis verbinden. Letzterm verdankte er auch die Stelle eines k. k. Theaterdichters. Aufgefordert von einem großen, nach dem Neuen und Glänzenden so sehr begierigen Publikum, thätig zu sein und von Zeit zu Zeit neue Erzeugnisse für die Bühne zu liefern, da er bis jetzt nur im Gebiete des Lyrischen einheimisch war, ohne den scharf beobachtenden Blick in die verschiednen Kreise der Menschen und in den weiten Um-

kreis der Geschichte zu besitzen, in welche der dramatische Dichter seine magische Beleuchtung fallen läßt, schien er in Gefahr zu sein, in diesen Verhältnissen seinem Talent eine falsche Richtung zu geben, und diese Besorgnisse wurden durch ein je Äusserungen tieferer Kenner bestätigt, welche auch in jenem, vieles Aufsehn erregenden' dramatischen Werke Körner's nur sein lyrisches Talent sahen. Allein die Scheinbilder poetischen Lebens befriedigen nicht den kräftigen Lebensdrang, und die Leere, welche ein stetes Herumschweifen in den Klängen und Bildern, und die Schwelgerei der Gefühle zurückläßt, mußten den kräftigern Geist zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung seiner ritterlichen Ideale aufregen. Körner hatte den festen Zielpunkt seines Wirkens noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darstellen, in welchem er selbst noch nicht einheimisch geworden? Sein guter Genius rief ihn warnend in die Bahn der Thaten. Ein neues Morgenroth brach von Osten über Deutschland an. Mächtig drang auch in seine Brust der Ruf, und der hochgesinnte Jüngling säumte keinen Augenblick, die Leier mit dem Schwerte zu vertauschen. Wie dies sein freiheitathmender Sinn für seine ernste Pflicht gehalten, und wie er die Feigheit am Jünglinge und am Manne verabscheute, das sprachen mehrere seiner kräftigen Lieder aus, mit denen er damals und nachher die Herzen seiner Brüder und Kampfgenossen beseelte. Er verließ mit fröhlichem Jugendmuthe seine, so glücklichen Verhältnisse und zog dahin zur deutschen Schaar, die sich unter Lützow's Anführung in Breslau sammelte. Jetzt, in der Laufbahn des Kriegs, fand er das Ziel des thatendurstigen Strebens und hochherzige Freunde, die mit ihm wetteifernd sich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er die ernste Beschäftigung, hier den Stoff lebendiger Gesänge, den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangt, und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauste, den er selbst erlebte, strebte hoch zum männlichen Liede an. Die besten, kräftigsten, seiner Lieder hat er in dieser Zeit hervorgebracht. Früher hatte er sich zu den Lützow'schen Büchsenjägern gesellt, aber die für ihn peinliche Unthätigkeit, in welcher nach der Schlacht von Lützen die Infanterie jenes Corps bleiben mußte, bewog ihn, zu der Cavallerie desselben zu treten. Als Lützow's Adjutant machte er den kühnen, den Feind so sehr erbitternden Streifzug in dem Rücken des letztern mit. Fast wäre es französischem Verrathe gelungen, ihn in dem Gefecht bei Kitzen, wo er stark verwundet wurde, zu fangen; er wurde aber durch menschenfreundliche Hülfe seiner Kameraden und einiger Bauern aufgehoben, gepflegt, und ging nachher, noch während des Waffenstillstandes über Töplitz zu seinem Corps zurück, für welches sich eine treue Anhänglichkeit in allen seinen Liedern ausspricht. Nach geendigtem Waffenstillstande kämpfte er in mehrern Gefechten gegen die Franzosen unter Davoust mit kühnem — fast allzukühnem Muthe. In einem solchen verlor er auch am 26sten Aug. 1813, auf einem Felde, neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch, eine halbe Stunde westlich von Rosenberg, sein jugendlich kräftiges Leben. Eine Flintenkugel hatte seinen Unterleib durchbohrt. Die Leber und das Rückgrat waren verletzt; die dadurch entstandne Nervenerschütterung benahm ihm gleich die Sprache und wahrscheinlich auch den Schmerz. Nach einigen Minuten hörte er auf zu athmen. Eine Stunde vor dem Anfange des Gefechts hatte Körner nach einem Nachtmarsche das, im Anhange zu den, von seinen Freunden herausgegebnen zwölf freien deutschen Gedichten, 1813. 8., befindliche Schwertlied

in dem oben erwähnten Holze beendigt und seinen Freunden vorgelesen. Körner's Leiche wurde, wie die des, nach ihm gefallnen jungen Grafen Hardenberg, fortgeführt, in einen Sarg gelegt, von seinen Freunden mit Eichenlaub bekränzt, mit militärischen Ehrenbezeigungen, begleitet von allen Offizieren des Corps und allen seinen Waffenbrüdern, die ihn näher kannten und liebten, unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin begraben. Sein Name schmückt die Rinde dieses Baumes. Der regierende Herzog von Mecklenburg hat dem Vater Körner's einen Raum von 45 Quadr. Ruthen um die Grabstätte geschenkt, in deren Mitte sich ein nach des Vaters Idee in Eisen gegossenes Denkmal erhebt. Seine einzige Schwester starb im März 1815 und ruht an seiner Seite. Körner's trauernder Vater hat ihm außerdem durch Herausgabe von 32 seiner auserwählten, kriegerischen Gedichte, unter dem Titel: Leier und Schwert (Berlin, 1814, mit Vignette von Gubitz), so wie seines poetischen Nachlasses (in zwei Bänden, deren erster Zriny und Rosamunde, der zweite aber noch ungedruckte lyrische Gedichte und Erzählungen nebst einem großen Theile der in den Knospen erschienenen, begleitet von biographischen Notizen und einer Charakteristik von Tiedge, nebst dem, in Kupfer gestochenen Bildnisse Theodors enthält, Leipz. 1814 und 1815) ein unvergängliches Denkmal gestiftet. In den Zeitgenossen, 2te Abtheil. des ersten Bandes befindet sich eine umständliche Charakteristik Körners.

Kornbill ist das englische Gesetz, welches in bestimmten Fällen die Einfuhr des fremden Getreides bald erlaubt, bald verbietet, im J. 1815 durchging und bisher vom Parlament aufrecht erhalten worden ist. Während der Verhandlungen über die Bill behaupteten die großen Landbesitzer, es müße kein fremdes Getreide in Großbrittannien eingeführt werden, als bloß bei eintretender Hungersnoth oder hoher Theurung; die Manufakturstädte dagegen sahen die Wohlfeilheit des Getreides als einen Segen für's brittische Gemeinwesen an und forderte daher, daß bei irgend steigenden Getreidepreisen die Einfuhr und der Debit des fremden Getreides in Großbrittannien gestattet werden müsse. In England verzehrt Jedermann viel starkes Bier aber weniger Brod, als anderswo; dagegen ist der Haferverbrauch der Luxuspferde in diesem Reiche sehr groß. Ferner verbraucht die brittische Gesamtbevölkerung von mehr, als 20 Millionen Einwohnern, gewiß im Durchschnitt nicht weniger Getreide, als eine gleiche Menschenmenge auf dem Continent, und nur in Irland, das jetzt an Hunger, nicht aus Mangel, sondern aus Armuth leidet, verzehrt die Menge sehr viel Kartoffeln, und führt solche sogar als Ballast der Schiffsladungen nach den Kolonien aus. Da Großbrittanien jetzt eine hohe Taxe angenommen hat, die erst die Getreideeinfuhr erlaubt, wenn das Getreide zu mangeln anfängt: so hat es in unsrer jüngsten Zeit eine Partei dort gegeben, die zum Vortheil des brittischen Landbaues, das Minimum der erlaubten Weizen- und Hafereinfuhr (80 Sch. und 28 Sch. für ein Quarter oder fast 5 berliner Scheffel) noch gesteigert verlangte und wenigstens — aber vergebens — zu erlangen wünschte, daß überall, auch nicht zur Wiederausfuhr bis dahin, während der verbotenen Einfuhr zum inländischen Verbrauch, in Großbrittannien fremdes Getreide eingeführt werden solle. Besonders war gemeiniglich kurz vor der Ernte in England an schwerem Hafer Mangel und da er bei der Überfarth leicht naß wird und sich dann erhitzt: so war es eine Aussicht der nahen niederländischen, deutschen und dänischen Küste, dadurch einen Überfluß an einer Getreideart fast jährlich nach den brittischen Häfen

gut verkaufen zu können, woran fernere Küsten, des leichtern Verderbnisses halber, bei einer langen Seefarth, nicht Theil nehmen konnten. Während der Continentalsperre hatte sich die Bevölkerung in Großbrittannien um 2½ Mill. vermehrt, allein ungeachtet die großen brittischen Heere in der pyrenäischen Halbinsel, Malta und Sicilien großentheils aus dem Vaterlande ihre Subsistenzmittel bezogen, war nie Mangel, wenn auch bisweilen ein hoher Marktpreis des Getreides in Großbrittannien eingetreten war, weil man viel sonst dem Getreidebau nicht gewidmetes Land dazu verwandt und aus der Gemeinweide oder grünen Benutzung aufgebrochen hatte. Für die reichen Landherren erhöhete dieses Verhältniß, ungeachtet der gestiegnen Staats- und Armentaxen, die Einkünfte sehr. Nachdem aber der Continentalfriede hergestellt worden, klagten die reichen Landeigenthümer, daß ihre Pächter und sie zu Grunde gingen, weil die Ausländer, während einer kurzen Einfuhrfreiheit in die brittischen Häfen, zu viel fremdes Getreide auf den Markt brächten und dadurch auch im nächsten Jahre, den Getreidepreis in England erniedrigten. Es ist aber bisher bei dem alten Tarif der bedingt erlaubten Getreideeinfuhr geblieben. In den Parlamentsdebatten wurde ausgemittelt, daß die jährliche Production des Ackerbaues in Großbrittannien im Durchschritt den Werth von 87 Mill. Pfd. St. beträgt und diejenige der Ausfuhr in Manufakturen und Fabriken 45 bis 50 Mill., worauf der Fabrikgewinn 15 bis 25 Thl. betrüge.

Kornhandel. Seit der Ackerbau durch die Cerealien die große Ausdehnung erreicht, hat sich der Kornhandel sehr erweitert. Denn bei der Leichtigkeit der Wasserfracht auf den großen Wasserstraßen der Erde kann der Landmann Getreide für eine Consumtion 1000 Stunden von seiner Landwirthschaft erzeugen. Die Natur des Kornhandels wohl zu erkennen, ist besonders in Hungerjahren wichtig, damit die Regierungen nicht aus Unwissenheit auf falsche Maßregeln geführt werden, und durch unrichtig berechnete Sperrungen den Kornhandel verwirren. In den beiden letzten Hungerjahren 1816 und 17 hat man hierüber traurige Erfahrungen gemacht. Wenn eine solche Fehlernte eingetreten, wenn in einem großen Reiche von Europa nur die Hälfte von den gewöhnlichen Lebensmitteln gewachsen ist, so verhungert noch Niemand, weil die Ernte nicht überall mißrathen ist: so wie auch im J. 1816, wo das Regenwetter sich an der Weichsel geschieden, und der Osten ein trocknes und fruchtbares Jahr gehabt. Allein es können sich nun nicht mehr alle Leute satt essen, sondern viele müssen mit einer geringern Portion verlieb nehmen, denn es können nicht mehr Lebensmittel gegessen werden als gewachsen sind, und bis zur nächsten Ernte werden auch keine neuen erzeugt. Die Gesellschaft befindet sich also in der Lage wie die Garnison in einem belagerten Platze, welche mit den vorhandnen Lebensmitteln von einem Monat nun zwei Monat auskommen soll. Jeder muß auf halbe Portion gesetzt werden, und es muß eine möglichst große Zurathehaltung aller Nahrungsmittel eingeführt werden, alles unnöthige Vieh wird abgeschafft, und jedes Krümchen wird zurückgelegt. Allein man kann die Gesellschaft nicht bevormundschaften wie eine Garnison, wo jedem täglich seine halbe Portion Lebensmittel zugewiesen wird, und dadurch die andre Hälfte erspart, die er nicht verzehrt, weil er sie nicht hat. In der Gesellschaft stellt sich diese Ersparniß auf einem ganz natürlichen Wege mit der Theurung ein. Derjenige, welcher wöchentlich nur einen Thaler auf den Ankauf des Brotes verwenden kann, erhält, wenn es doppelt so theuer ist, für seinen Thaler nur die Hälfte — und er ißt

also nur die Hälfte, und die andre Hälfte, die er nicht ißt, wird in dem allgemeinen Magazine der Gesellschaft gespart. Ein Andrer, dem es nichts verschlägt, ob er wöchentlich 1, 2, 3 oder 10 Thaler auf Brot verwendet, holt sich aus diesem Magazin immer seine ganze Portion und bezahlt diese um so viel theuerer. Dieser trägt also zum Sparen nichts bei. Indeß je theuerer das Brot wird, desto höher hinauf reicht in der Gesellschaft das Sparen, desto mehr bleibt im Magazine, bis endlich ein festes Verhältniß zwischen dem, was vorhanden ist, und dem, was verzehrt wird, eintrit, wo dann der Preis nicht mehr steigen kann. Denn dieser richtet sich beim Korn, wie bei allen andern Waaren, immer nach dem Verhältnisse, welches zwischen dem Vorhandnen und zwischen dem Bedarf Statt findet. Die Theurung ist also dasjenige, was dem Verbrauch eine gewisse Grenze setzt. Sie ist die erste Bedingung, daß die Gesellschaft mit dem, was sie in ihrem Magazine hat, bis zur Ernte ausreicht, und, indem die Theurung eine Folge der Fehlernte ist, so ist sie zugleich wieder die Hülfe dagegen, indem sie zwar nicht die Lebensmittel vermehrt, aber doch den Verbrauch mindert, welches für das gestörte Verhältniß eben so gut ist, wie jenes, da es auf dieselbe Weise wieder dadurch hergestellt wird. Durch die Theuerung wird der Kornhandel aber ungemein befördert, indem nun, ungeachtet der Fracht, das Korn von dem Orte, wo es wohlfeil ist, nach dem Orte kann hingebracht werden, wo es theuer ist. Besonders gilt dieses von der See- und Stromfracht, da diese, in Verhältniß gegen die Landfracht, wohlfeil ist. Eine Schiffslast Korn kostete 1817 von Riga oder Archangel bis Amsterdam (also 5 bis 700 Meilen) 30 bis 35 Gulden. Dieselbe Last kostete von Amsterdam bis Düsseldorf, 25 Meilen Strom aufwärts, ebenfalls 30 bis 35 Gulden, und wurde sie nachher auf der Achse 6 Meilen weit auf preußischer Chaussee gefahren, so kostete sie ebenfalls 30 bis 35 Gulden. Die Lasten sind etwas verschieden; die amsterdamer ist 55 berl. Scheffel. Der berliner Scheffel wird also bei 500 Meilen Seefracht, bei 25 Meilen Stromfracht und bei 6 Meilen Landfracht immer nur zwei Gulden theurer, als er an Ort und Stelle war. Alle Völker von Europa sitzen um das Weltmeer, als um eine große Tafel, und führen sich ihre Lebensmittel zu. Die See ist der große Markt, und ob ein Sack mit Getreide an dem einen Ende zu Riga, oder an dem andern Ende zu Amsterdam steht, das macht nur einen kleinen Unterschied — da das Meerschiff ihn für einen Gulden herüberholt. Aus diesem Gesichtspunkte muß man den Kornhandel ansehen, und nach den angegebnen Zahlen beurtheilen. Man sieht dann, daß der Landhandel zwischen viel engern Grenzen eingeschlossen ist, als der Stromhandel, und dieser wieder zwischen engern, als der Seehandel. Ob man jemand einen Scheffel Korn schenkt, der 50 Meilen weg liegt, das hilft ihm nichts, wenn er ihn zu Lande holen muß. Der Kornhandel befördert das gleichförmige Vertheilen der Lebensmittel in der Gesellschaft, und ist daher äußerst wohlthätig. Denn je mehr an der allgemeinen Ersparniß Theil nehmen, je gleichförmiger sich die Theuerung verbreitet, desto besser ist es, da es offenbar dasselbe ist, ob einer sich in Riga halb satt ißt, oder einer in Köln, oder einer in Paris. Ebenfalls ermuntert der Kornhandel den Getreidebau. Denn wenn in fruchtbaren Jahren in Gegenden, die eine schwache Bevölkerung haben, wie alle Gegenden an der Ostsee, eine große Menge Korn vorhanden ist, die nicht gebraucht wird, so sinkt es unter seinen Werth und der Ackerbau leidet. Kommt nun der Kaufmann mit dem Seeschiffe und holt es weg: so wirkt dieses auf den Ackerbau wie eine Prämie, und nun ist

auch in unfruchtbaren Jahren immer noch mehr Korn vorhanden, als ohne dieses sein würde. (S. d. Art. Kornmangel.) Der Kornhandel ist demnach äußerst wohlthätig für die Gesellschaft, und darf auf keine Weise durch Ausfuhrverbote gestört werden, auf welche unrichtige Maßregel bisweilen wenig aufgeklärte Regierungen kommen, weil sie nicht einsehen, daß in Hinsicht des Kornhandels alle Nationen von Europa in einem und demselben Verbande liegen. Bg.

Korn-Magazine. Die Anlegung von Getreide-Magazinen wird häufig als eins der vorzüglichsten Mittel gegen Theuerung empfohlen, aber nur selten mit Grund. Allerdings sind dergleichen Anstalten fähig, jenen Zweck zu erreichen, wenn sie groß genug sind, das Land eine geraume Zeit hindurch mit Brotkorn zu versehen. Sie entfernen dann die Furcht vor möglichem Mangel, und schützen das Land vor Entblößung von dem, zum Bedarfe nöthigen Getreide. Allein der Errichtung und Unterhaltung so bedeutender Land-Magazine stehen große, fast unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege; denn 1) sie können nur in sehr wohlfeilen Zeiten und bei größerm Getreideüberfluß angelegt werden; geschieht die Anlegung in theuern Jahren: so wird dadurch nicht allein die Staatskasse großen Verlusten ausgesetzt, sondern es wird auch offenbar dadurch der Preis des Getreides noch mehr in die Höhe getrieben; 2) ungeheuer ist der Kostenaufwand, den die Anlegung, Unterhaltung und Verwaltung solcher Magazine erfodert, ungeheuer der Verlust, welchen theils die Untreue, die Unterschleife, die Betrügerei bei der Verwaltung, theils die jährliche Einbuße durch Schwand, Mäusefraß, Kornwurm, Brandschaden ꝛc. herbeiführen. Mit Unrecht wird gewöhnlich zur Empfehlung dieser Maßregel das Beispiel Preußens unter Friedrich dem Großen angeführt. Friedrich erlebte gerade solche Zeiten, in welchen ergiebige Ernten und fast überall sehr niedrige Kornpreise die Einmagazinirung ausnehmend begünstigten. England erbaute fast während der ganzen Dauer seiner Regierung weit mehr Getreide, als es selbst bedurfte und wurde durch die Prämie (bounty) in den Stand gesetzt, alle Märkte mit seinem Überflusse zu überschwemmen. In Frankreich war zwar zuweilen das Getreide theuer, aber die deutschen Häfen fanden doch selten ihren Vortheil dabei, es dahin zu führen. Friedrich hatte stets Mittel in Händen, die Polen zu nöthigen, daß sie ihren Getreide-Überfluß preußischen Ländern zuführten. Auf solche Weise hatte er es in seiner Gewalt, wohlfeiles Getreide in seinen Magazinen aufzuschütten, und damit zuweilen sogar einen, für seine Finanzen vortheilhaften Handel in's Ausland zu treiben. Da er den Kornhandel sehr eingeschränkt hatte, mithin nur wenige Privat-Kapitale demselben gewidmet werden konnten: so blieb Friedrich in wohlfeilen Zeiten fast der einzige Käufer des Überflusses und die Landbauer geriethen oft in Verzweiflung, wenn der König nicht kaufte. Diese Umstände haben sich seit dem Tode Friedrichs sehr geändert. Englands Getreide-Ausfuhr hatte schon vor Friedrichs Ableben aufgehört, und nach demselben ist es fast die ganze Zeit hindurch ein starker Käufer auf deutschen Märkten geworden. Deutschlands Bevölkerung hat zugenommen, und dadurch ist der Verbrauch im Innern vermehrt worden, ohne daß der Ackerbau wegen der mannichfaltigen ihm entgegenstehenden Hindernisse in gleichem Verhältnisse fortgeschritten wäre. Unter den zahllosen Entwürfen, welche in der neuesten Zeit zum Vorschein gekommen, um durch Getreide-Magazine das Volk gegen das Unglück eines Mangels an Lebensmitteln und gegen einen, für viele Klassen der Staatsbürger unerschwinglichen Preis derselben zu schützen, scheint die

vom Grafen von Soden zuerst auf die Bahn gebrachte und in mehrern Ländern bereits praktisch ausgeführte Idee eines Ideal-Getreide-Magazins (S. dessen Schrift: Zwei national-ökonomistische Ausführungen, 1) das idealische Getreide-Magazin, 2) die National-Hypothekenbank. Leipzig, bei Barth, 1818) am meisten Aufmerksamkeit zu verdienen. Diese Anstalt beruht auf einer einzigen, einfachen Staats-Polizei-Verordnung, welche 1. jeden Staatsbürger, der Grund-Eigenthum oder Getreide-Gefälle aus Grund-Eigenthum besitzt, verpflichtet, einen bestimmten Theil dieses seines Getreide-Einkommens für den Staat aufzubewahren oder in Bereitschaft zu halten; 2. um die Masse des aufzubewahrenden Getreides zu bestimmen, muß die Regierung das jährliche, ungefähre National-Bedürfniß kennen; 3. die Regierung theilt ein bestimmtes Quantum z. B. die Hälfte dieses jährlichen National-Bedürfnisses, nach Beschaffenheit der Ernte, am Ende jedes Jahrs auf den ganzen Staat, nämlich auf die Grundeigenthümer und Natural-Renten-Besitzer aus; 4. diese Austheilung geschieht im zunehmenden, progressiven Verhältniß, d. h. jeder Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten Besitzer, der nur sein und seiner Familie eignes Bedürfniß erzeugt, bleibt von der Aufbewahrung ganz frei, und in dem Grade, als die Quantität des, nicht zum eignen Bedarf erforderlichen Ertrags und Besitzes steigt, erhöht sich auch die aufzuhebende Masse; 5. die Regierung visitirt nicht die Getreide Böden, sie enthält sich inquisitorischer Maßregeln, sie verlangt nur den, jedem Einzelnen nach jenen Grundsätzen zugetheilten Betrag und 6. diesen Betrag verlangt sie nur dann, sie verlangt ihn einzig in dem Fall, wo wirklicher Mangel eintrit, wo also z. B. dieser durch das drei- oder vierfache des, unter gewöhnlichen Verhältnissen Statt findenden Getreide-Preises sich verkündet; 7. die Regierung verlangt diesen Betrag nicht in einem andern, als dem höchsten zu beurkundenden Ausfuhr-Preise; 8 sie verlangt zwar zunächst den Natural-Vorrath, aber sie stellt dem Grund-Eigenthümer oder Natural-Renten-Besitzer frei, den ihn treffenden Betrag um diesen, ihm von ihr zu vergütenden Preis beizuschaffen; zu dieser Beischaffung und zu nichts weiter verbindet sie ihn. Die Vorzüge eines solchen idealischen Getreide-Magazins vor den gewöhnlichen Magazin-Anstalten bestehen in Folgendem: 1. das Kapital zum Ankauf des Getreides bei einem reellen Magazin ist erspart, also sind auch die Zinsen dieses Kapitals gewonnen; 2. der sehr bedeutende Nachtheil, daß durch reelle Getreide-Magazine so ansehnliche Vorräthe dem Verkehr entzogen werden, ist vermieden; 3. der Aufwand auf die Unterhaltung der Gebäude, die Aufbewahrungskosten, die Verwaltungskosten, der bei großen Getreidevorräthen unvermeidliche Verlust ist gänzlich erspart. Praktisch ausgeführt worden ist diese Idee im Herzogthum Sachsen-Gotha, in Baiern und in verschiednen andern Ländern. Übrigens treffen die Einwendungen, welche man gegen die Errichtung allgemeiner Landes-Magazine gemacht, keineswegs die partiellen Anstalten dieser Art, welche für besondere Zwecke, z. B. für das Militär, für die Armen, für die Berg- und Hütten-Arbeiter ꝛc. bestimmt sind. Dergleichen Anstalten sind häufig von großem Nutzen und ihre Anlegung ist in der Regel höchst verdienstlich. KM.

Kornmangel. Seit das Band der Staaten stark geworden, das Eigenthum gesichert, und die Gesetze mächtig, hat sich die Menge der Lebensmittel sehr vermehrt, und mit derselben die Bevölkerung. Diese kann sich zwar nie über die vorhandnen Lebensmittel vermehren, und es würde nie Kornmangel eintreten, wenn die Ernten immer eben

ergiebig wären oder wenn sie zum Theil aufgespeichert würden, so daß reiche Ernten und arme Ernten immer durcheinander wirkten; allein eine so große Magazinirung ist nicht wohl möglich, da ein Volk von 10 Millionen jährlich 4000 Mill. Pfund Korn verbraucht. Am meisten wird dem Kornmangel durch den Kornhandel entgegengearbeitet (s. diesen Artikel), weil in demselben Jahre das Korn nie überall in Europa mißräth und alle Völker um denselben Markt sitzen, das Meer, wo sie ihr Korn hinbringen und holen. Seit die Kartoffeln so allgemein geworden, hat sich die Menge der Lebensmittel ungemein vermehrt und mit ihnen die Bevölkerung. Mißrathen diese ebenfalls (wie es 1816 am Rheine der Fall war, wo die Nässe die Kornernte und die Kartoffelernte zerstörte), so entsteht eine große Noth, weil die Kartoffeln nicht, wie das Korn, Gegenstand des Welthandels sind. (S. den Art. Kornbrantwein und Kornbranntweine.) Um dem Kornmangel in solchen Jahren, wie die von 1816 und 17, abzuhelfen, hat man Kornvereine errichtet (s. diesen Art.) Bg.

Kornvereine. Man nennt Kornvereine solche Vereine, welche von den Bürgern zum Ankaufe von Korn gestiftet werden, um in theuern Jahren sich gegen Hungersnoth zu sichern, und um zugleich wohlfeileres Brot zu haben. Sie gleichen einem wohleingerichteten Haushalte, worin der Hausvater gleich von Anfang so viel Frucht kauft, als er das ganze Jahr bedarf, und zwar nicht in der Nähe, wo sie theuer ist, sondern in entfernten Gegenden, wo sie wohlfeil ist. In den Jahren 1816 und 17 stifteten zu Elberfeld 153 Bürger eine solche Kornhansa (an deren Spitze der Banquier Aders stand), welche ein Kapital von 74,000 Thlr. zusammenschoß, und hiermit einen Kornhandel im Großen trieb, in welchem sie 455,416 Thlr. umsetzte. Sie kaufte das Korn in Amsterdam und an der Ostsee. Hierdurch wirkte sie wohlthätig auf die ganze Gegend, weil nun Elberfeld mit seinen 20,000 Einwohnern vom Kornmarkte der Gegend verschwand, und weil sich die Gegend immer nach den Preisen richtete, die die Kornhansa wöchentlich für ihr Kornhaus festsetzte. 15 Schöffen besorgten die Geschäfte der Hansa. Diese ließen eine Münze prägen, auf der die Worte standen: Elberfelder Kornverein, und auf der andern Seite: Kauft in der Zeit, so habt ihr in der Noth, und wöchentlich wurden von 74 Nachbarmeistern diese Münzen nach einer Liste an die Bürger von Elberfeld vertheilt. Diese Münze galt beim Brotkauf für 5 Stüber. Das Brot hatte nun seine gewöhnliche Taxe, allein jeder Bürger, der eins holte, bekam es 5 Stüber wohlfeiler, weil er die Münze dem Bäcker für 5 Stüber anrechnete. Der Bäcker kaufte nun das Korn im Kaufhause zu dem festgesetzten Preise, und brachte 50 solche Münzen mit, die ihm für 4 Thlr. 10 Stüber angerechnet wurden, wenn er ein Malter Korn holte. Auf diese Weise konnte nur ein elberfelder Bürger Brot beim Bäcker holen, und nur ein elberfelder Bäcker Korn im Kaufhause. Durch diese einfache Einrichtung wurde allem Verschleppen des Brotes außerhalb Elberfeld vorgebeugt, welches früher gewinnsüchtige Bäcker gethan. Die Bürgerschaft erhielt das ganze Jahr hindurch das Brot um 5 Stüber wohlfeiler, als die Taxe, und gewann gegen die Preise der umliegenden Gegend 65,000 Thlr. Dabei hatte die Kornhansa unter so glücklichen Umständen gekauft und verkauft, daß sie noch 10,000 Thlr. Überschuß hatte. Hiervon wird ein Denkmal errichtet, um an diese Zeit immer zu erinnern, in der verständiger Bürgersinn Elberfeld vor Hungersnoth schützte. Dieses besteht in einem allgemeinen Krankenhause, zu dem der König ebenfalls 1000 Thlr. geschenkt, um sein Wohlgefallen an dieser

bürgerlichen Vorsorge und Thätigkeit zu erkennen zu geben. In Frankfurt stifteten 409 Bürger eine ähnliche Kornhansa. Sie schossen 128,805 Gulden zusammen, mit denen sie für 300,649 Fl. Geschäfte machten. Sie gingen von dem Grundsatz aus: das Brot für die Unbemittelten immer auf dem Preise von 26 Kr. (6 Pfd.) zu halten, wohingegen die elberfelder Kornhansa dem Preise folgte, so wie das Korn in die Höhe ging, und nur immer 5 Stüber unter dem Satze blieb. Die frankfurter Kornhansa bildete sich nicht schon im Juli 1816, wie die elberfelder, sondern erst im Nov. Sie mußte nun in der Nähe kaufen und zu hohen Preisen. Indeß hat sie es doch durchgesetzt, daß die Armen das Brot immer um 26 Kr. erhielten, obgleich die Hansa von ihren 128,000 Gulden 74,000 Fl. einbüßte, wohingegen die elberfelder Actionärs ihr Kapital mit 5 pr. Cent Zinsen zurückerhielten. Diese Kornvereine sind so wie die Hülfsvereine am Rhein, dadurch besonders merkwürdig geworden, daß sie sich ganz von selber gebildet, ohne Zuthun der Regierungen, und daß sie in der Wirklichkeit mehr geleistet, als die großen Regierungsapparate der Behörden. Sie sind ein merkwürdiges Zeichen der neuern Zeit, in der verständiger Bürgersinn rege geworden, der die Angelegenheiten der Gemeine wohl zu ordnen weiß. Ein merkwürdiges Ergebniß lieferte noch der elberfelder Kornverein in Hinsicht der Größe des Kapitals, das in solchen theuern Jahren in den Brotverbrauch umgeht. In Elberfeld hatte jeder Mensch in dem Jahre für 20 Thlr. Brot gegessen. Folglich waren in diesem Jahre in den preußischen Provinzen am Rheine und in Westphalen, die eine Bevölkerung von 2 Mill. 800,000 Seelen haben, 56 Mill. Thaler in dem Brotverbrauch verzehrt worden. Bg.

Korn und Schroot, oder Schroot und Korn. Korn ist der innere Gold- und Silbergehalt der Münzen, Schroot das Gewicht derselben. Gold und Silbermünzen, die nicht mehr Zumischung an fremden Metall haben, als sie gesetzmäßig haben sollen und dabei das bestimmte Gewicht haben, sind nach dem Münzfuß, richtig in Schroot und Korn.

Körper heißt jede Materie in der Natur, insofern wir sie nicht als gestaltlos, sondern als einen bestimmten Raum einnehmend betrachten. In der Geometrie heißen diese bestimmt begrenzten Räume selbst, ohne alle Rücksicht auf Materie, Körper, welche dann nach der Art ihrer Begrenzung in Körper von ebenen oder krummen Flächen eingetheilt werden. Unter den ersten sind die merkwürdigsten die Prismen, Pyramiden, vollkommen und bedingt regulären; unter den andern besonders die Kugel und das elliptische Sphäroid. Außerdem gibt es Körper, die von ebenen und krummen Flächen begrenzt werden, wie z. B. Cylinder und Kegel. In der Naturlehre theilt man die Körper in Beziehung auf den Aggregatzustand ihrer Materie, in feste oder flüssige, letztre in liquide oder tropfbarflüssige, und in expansible oder elastischflüssige, wie z. B. Luft und Licht. Bei den festen unterscheidet man bekanntlich wieder harte und weiche, spröde und elastische u. s. w. Ferner werden die Körper eingetheilt in organisirte, die vermittelst gewisser innerer Einrichtungen und Lebenskräfte fähig sind, sich selbst zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganisirte, die beim Mangel aller Lebenskraft nur durch Anhäufung von außen, durch mechanische Kräfte entstehen und verändert werden. Wir verweisen wegen dieser Eigenschaften auf die einzelnen, darauf Bezug habenden Artikel. L.

Korybanten (Kureten, Idäi, Daktyli, bei den Römern Galli

unter welchem Namen sie in Rom eine eigne Priesterschaft ausmachten) sollen von Korybas, einem Sohne der Cybele und des Jasion, abstammen. Sie waren Priester, welche von Korybas zum religiösen Dienste seiner Mutter, der Göttin Cybele, auf der Insel Kreta und in Phrygien eingesetzt waren. Nach einer andern, bei weitem ältern Sage, waren sie Abkömmlinge des Vulkan. Darauf deutet man die Erzählung von dem Getöse, das sie mit den Waffen machten als ihnen Rhea den neugebornen Jupiter übergab, damit Saturn das Geschrei des weinenden Kindes nicht höre. Nach Apollodorus waren die Korybanten Söhne Apollo's und der Thalia, nach Andern Apollo's und der Rhetia.

Kos oder Koos, eine berühmte Insel des ägäischen Meeres (jetzt Stanchio oder Stincho) an der kleinasiatischen Küste, den Städten Halikarnaß und Knidos gegenüber. Es war hier ein berühmter Tempel des Aeskulap, und sie war das Vaterland des Apelles und Hippokrates. Besonders berühmt waren die feinen, halbdurchsichtigen Gewänder, die hier verfertigt wurden.

Kosacken (Kasacken) heißen jetzt mit einem allgemeinen Namen alle diejenigen Völkerstämme, welche die südlichen und östlichen Gegenden von Rußland, Polen, der Ukräne u. s. w. bewohnen, und die unermeßlichen Grenzen des russischen Reichs, nach dieser Seite hin, bewachen, weswegen sie auch keine eigentliche Schatzung bezahlen, sondern dafür den Kriegsdienst versehen. Fast alle bekennen sich zur griechisch-russischen Kirche; die Einrichtung ihres Gemeinwesens ist jedoch gänzlich unabhängig von der russischen Regierungs-Verfassung, und durchaus kriegerisch: denn der Krieg hat sie erzeugt, und erhält sie auch. Sie müssen sowol in Betreff ihrer Abstammung, als ihrer gegenwärtigen Verfassung, in zwei Hauptstämme eingetheilt werden, in die kleinrussischen (maloroſſischen), und in die donischen Kosacken. Beide Hauptstämme haben wieder viele Nebenzweige gebildet, besonders der donische. Von diesem, dem gebildetern, stammen ab die wolgaischen, terekschen, grebinskischen, uralschen und sibirischen Kosacken. Zu jenen gehören auch die saporogischen oder Haydamacken, die zügellosesten und wildesten. Was den Ursprung dieses Volks und die Herleitung seines Namens betrifft, so ist man darüber nicht einig. Es ist möglich, daß sich beides auf die Landschaft Kaschia, von Constantin Porphyrogeneta also benannt, zurückführen läßt. Im Türkischen bedeutet das Wort Kazak einen Räuber, im Tatarischen aber einen herumstreichenden, leichtbewaffneten Soldaten. Da die Kosacken in der That aus den großen Gefilden jenseits der Wolga herstammen: so können sie allerdings Überbleibsel von verschiednen Türken- und Tatarhorden sein, welche sich zu verschiednen Zeiten daselbst niedergelassen haben. Nach Einigen aber sind sie russischen Ursprungs. Auch ihre Sprache ist eigentlich die russische, ob sie gleich durch ihre frühern Kriege mit den Türken und Polen viele Wörter von diesen aufgenommen haben. Wahrscheinlich ist jedoch die Vermuthung, daß sowol die donischen, als die kleinrussischen (maloroſſischen) Kosacken von zusammengelaufnen, verwegnen, russischen Abenteurern der nowogorodischen Provinzen entstanden sind. Ihre Absicht war das Beutemachen in den Kriegen und Fehden mit den Tataren auf den Grenzen des russischen Reichs. Da sie durch diese Bestrebung zu einer sichern Bedeckung der Grenzen desselben wurden: so gewährte ihnen die Regierung große Vorrechte, wodurch dann diesen, gleichsam immer stehenden Freicorps, besonders als man demselben auch Land einräumte, ein bedeutender Zulauf verschafft wurde. Dadurch gewannen sie nun nicht allein an Stärke, sondern auch an innerm Gehalte

und dauerndem Bestande. Diese Vorrechte sind aber seit 1804 sehr eingeschränkt worden. Im J. 1597 machten 8000 donische Kosacken den ersten Feldzug mit den Russen nach Liefland. Dann eroberten sie Sibirien, drängten die Tataren aus vielen russischen Provinzen zurück, und trugen zur Besiegung der Türken bei. Die donischen Kosacken widersetzten sich auch öfters den Befehlen der russischen Regierung: so lebten sie unter der Anführung des furchtbaren Pugatscheff im offenbarsten Aufruhre gegen Rußland. Aus diesen Empörungen entstanden nothwendige Spaltungen unter den Kosacken, und die große Stammfamilie zerfiel in mehrere einzelne Unterabtheilungen, von welchen wir die vornehmsten bereits oben nahmhaft gemacht haben. Unter diesen sind die sibirischen Kosacken die eigentlichen Eroberer und ersten russischen Kolonisten der sibirischen Wüstenei. Dieser Zweig des großen donischen Familienstammes entfloh nämlich, etwa 7000 Mann stark, um der Strafe für mehrere begangne Verbrechen zu entgehen, im J. 1577 nach der Kama und nach Permien, später sogar bis an den Ob. Dort verjagten sie die ansässigen Wogulen, Ostjaken und Tataren. Als sie jedoch bei diesen immerwährenden Kämpfen mit den dasigen Einwohnern am Ende selbst bis auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen waren, und der Anführer nicht hoffen durfte, das Eroberte fernerhin behaupten zu können, unterwarfen sie sich der russischen Regierung, baten um Verstärkung, und erhielten sie auch. Dadurch ist nun dieser Stamm der Kosacken gleichsam zum Herrn von Sibirien geworden. Über die Stärke der Kosacken im Allgemeinen sind verschiedne Meinungen vorhanden. Archenholz gab die Zahl der wirklich streitbaren Männer unter denselben auf 700,000 an. Man darf aber dreist behaupten, daß nicht die Hälfte im wirklichen Dienste ist. Zwei Drittel von dieser Hälfte werden überdem noch zum innern Dienste gebraucht, und kommen nie nach Europa, daß also nicht viel mehr, als 100,000 Mann der russischen Regierung für den Krieg von Europa zu Gebote stehen möchten. Während des siebenjährigen Kriegs hatte das russische Heer nicht mehr als 10,000 Kosacken. Nach der, seit 1804 erhaltnen Einrichtung sind gewöhnlich von 3 Regimentern 2 zu Hause, das dritte versieht den Dienst an der Grenze. Bei einem Aufgebote aber müssen sie alle in's Feld rücken, und erhalten dann von der russischen Krone Sold und Ration. Jetzt bilden sie größtentheils (besonders der donische Stamm, der überhaupt noch am unabhängigsten ist) die irreguläre fliegende Reiterei des russischen Heeres, in eigne, abgesonderte Haufen eingetheilt. Die Verfassung der kleinrussischen Kosacken ist jedoch schon beschränkter: sie können fast für reguläre Truppen gelten. Die Kosacken haben keinen Adel unter sich: alle sind gleich, und können, ohne sich herabzusetzen, bald befehlen, bald gehorchen. Die Vorgesetzten werden von ihnen aus ihrer Mitte gewählt; bloß die Oberbefehlshaber werden von der Regierung bestätigt, und können auch nur mit Genehmigung derselben wieder abgesetzt werden. Die Befehlshaber stehen sämmtlich im Solde der Krone, die gemeinen Kosacken aber nur so lange, als sie im Dienste sind. Ihre Regimenter (Pulks) sind nach Verhältniß der Größe des Kreises von 500 bis 3000 Mann stark, und werden von einem Obersten (Hettmann, s. d. Art., eigentlich in ihrer Sprache Atamann) befehligt. Auch der Oberbefehlshaber sämmtlicher Korps führt den Titel Hettmann. Die Offiziere bis zum Obersten (die Offiziere einiger Regimenter, die gleichen Rang mit den Offizieren in der Armee haben, ausgenommen) sind ohne Rang, und können im Entstehungsfalle Unteroffizieren des regulären Heeres untergeordnet werden. Jeder Kosack ist

Digitized by Google

vom 18. bis zum 50. Jahre dienstpflichtig, muß sein eignes Dienstpferd haben, und sich polnisch oder orientalisch kleiden, wobei die Farbe und Güte der Kleidungsstücke gänzlich seiner Willkür überlassen bleibt. Ihre Hauptwaffe ist die 10 bis 12 Fuß lange Pike; nebenbei führen sie einen Säbel, eine Flinte oder ein Paar Pistolen, auch wol nur Pfeil und Bogen. Die Lanze, meistens mit einem bunten Fähnchen geschmückt, wird im Reiten, vermittelst eines Riemens auf dem Fuße, am Arme oder Sattelknopfe hängend, aufgerichtet getragen. Die Bogenschützen tragen einen Köcher über die Achsel. Auch der Kantschu, ihre, aus Leder dick geflochtne Karbatsche, dient ihnen zur Waffe gegen unbewaffnete Feinde, so wie zum Regieren ihrer Pferde. Weniger geschickt zu eigentlich taktischen und regelmäßigen Bewegungen, thun sie Wunder bei Anfällen auf Gepäck, Magazine und beim Verfolgen zerstreuter Korps. Ihre Pferde sind meistens klein und sehen elend aus, sind aber dauerhaft, gut zugeritten und so schnell, daß sie, da sie nicht in geschlossnen Haufen zu reiten brauchen, und nur wenig oder gar kein Gepäck führen, ohne sonderliche Beschwerde, und mehrere Tage nach einander, 12 bis 16 Meilen zurücklegen können. Jeder Pulk hat zwei oder mehrere seidne Fahnen, welche gewöhnlich mit Heiligenbildern geziert sind. Alle übrige kriegerische Geräthschaften sind ihnen fremd. Die Taktik der Kosacken, und ihre Art, im Felde zu fechten, besteht vorzüglich darin, daß sie sich in kleinen, getheilten Haufen aufstellen, und mit solchen den Feind auf allen Seiten, vornämlich auf den Flanken und im Rücken, unter einem lauten, fürchterlichen Hurrah-Geschrei, mit gefällten Piken in dem stärksten Laufe angreifen. Ist es ihnen gelungen, durch einen solchen wüthenden Anprall den Feind zu theilen: so lassen sie die Pike fallen, die an einem Riemen nachschleppt, greifen zum Säbel oder zur Pistole, und richten dadurch große Verwüstungen an. Finden sie Widerstand und ist die Möglichkeit zum Eindringen nicht vorhanden: so stäuben sie gleich auseinander, fliehen eiligst zu einem bestimmten Sammelplatze, bilden dort abermals kleine Haufen, und erneuern ihre Angriffe so lange, bis der abgemattete Feind zur Flucht gebracht ist. Dies ist dann der entscheidende Augenblick, wo sie unter die Zerstreueten oder Fliehenden Tod und Verderben bringen. Im J. 1570 erbauten sie ihre Hauptstadt Tscherkaskoi, 70 Werst oberhalb Asow, auf einigen Inseln mitten im Don. Sie kann das tatarische Venedig genannt werden, denn ihre Häuser ruhen auf hohen hölzernen Pfeilern, und sind durch kleine Brücken in Verbindung mit einander gesetzt. Zur Zeit der hohen Gewässer scheint die Stadt, von welcher alsdann nur die Häuserspitzen hervorragen, auf dem Wasser zu schwimmen. Sie hat ansehnliche Kirchen, deren Inneres reichlich mit Gold und Edelsteinen ausgeschmückt ist. Es ist daselbst sogar ein Theater vorhanden, auf welchem regelmäßig gespielt wird. Man findet mehrere Privatbibliotheken in dieser Stadt, ferner eine Lehranstalt, in welcher Französisch, Deutsch, Geometrie, Geschichte, Geographie, Physik ꝛc. gelehrt wird. Die Stadt besitzt einen ausgebreiteten Handel, der durch Griechen, Armenier, Juden ꝛc. noch lebhafter gemacht wird. Die Pracht der Kosacken-Weiber daselbst zeichnet sich insbesondre aus. Da die Stadt wegen der Überschwemmungen eine ungesunde Lage hat, wodurch nicht selten verheerende Krankheiten entstehen: so hat man an einem Arme des Don, eine Meile von der jetzigen Stadt, Neu-Tscherkask zu bauen angefangen, wohin alle Einwohner der alten Stadt, die jedoch für den Kostenaufwand entschädigt werden sollen, ziehen werden, so daß vielleicht in funfzig Jahren von derselben keine Spur mehr übrig sein wird.

Kosciuszko (Thaddäus), der Republik Polen letzter Oberfeldherr, einer der edelsten Männer seines Zeitalters, aus einer alten adeligen, aber wenig begüterten Familie in Litthauen. Er wurde in der Cadettenschule zu Warschau erzogen, wo der Fürst Adam Czartoryski seine Talente und seinen Fleiß bemerkte, und ihn auf seine Kosten nach Frankreich schickte, wo er die Kriegskunst studirte und sich in den zeichnenden Künsten übte. Nach seiner Rückkehr ward er Hauptmann. Aber ein Vorfall, den seine Neigung zu der Tochter des Marschalls von Litthauen, Sosnowski, veranlaßte, nöthigte ihn, Polen zu verlassen. Einsame Studien, vorzüglich in Geschichte und Mathematik, und seine, für das Erhabene empfängliche Einbildungskraft, hatten ihn auf der Schule des Kriegs, der Freiheit und der Lebensweisheit, in welche er jetzt unter Washington (als dessen Adjutant) eintrat, vorbereitet. Er machte sich in Amerika bei mehrern Gelegenheiten, vorzüglich bei der Belagerung von Ninety-Six, bemerkbar. Washington wurde sein Freund. Das Heer, die französischen Offiziere und Franklin zeichneten ihn durch ihre Achtung aus. Er und Lafayette waren die einzigen Europäer, welche das Kreuz des Cincinnatus-Ordens trugen. Mehrere Jahre nach seiner Rückkehr in das Vaterland ernannte ihn der Reichstag zum Generalmajor. Er erklärte sich für die Constitution vom 3. Mai 1791, und diente unter dem Prinzen Joseph Poniatowski. In dem Feldzuge von 1792 zeichnete er sich gegen die Russen bei Zieleneck und Dubienco aus. An dem letzten Orte hielt er sich mit ungefähr 4000 Mann gegen 16,000 Russen auf einem Posten, den zu befestigen, er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, sechs Stunden lang und zog sich ohne großen Verlust zurück. Diese That gründet seinen militärischen Ruf. Als der König Stanislaus sich dem Willen Catharinens unterwarf, nahmen er und 16 Officiere ihren Abschied. Darauf mußte er Polen verlassen und begab sich nach Leipzig. Um diese Zeit ertheilte ihm die gesetzgebende Versammlung in Frankreich den Titel eines französischen Bürgers. Bald rief ihn sein Vaterland zurück. Dieses wurde, nach der zweiten Theilung, durch die Anmaßungen des russischen Gesandten, Grafen von Sievers, und des Generals Igelström, der zugleich die russischen Truppen in Warschau befehligte und Gesandter war, von Rußland so abhängig, daß es ohne dessen Einwilligung die ihm aufgedrungne Verfassungsform nie ändern oder verbessern sollte. Da beschlossen insgeheim einige edle Polen in Warschau, das Joch abzuwerfen. Sie wählten Kosciuszko zum Feldherrn, und machten ihn mit ihrem Vorhaben bekannt. Er theilte dasselbe dem Grafen Ignaz Potocki und Kolontai (s. d. Art.) in Dresden mit, die jedoch das Unternehmen für unzeitig hielten. Indeß begab sich Kosciuszko an die Grenze, nebst Zajonczeck, den er nach Warschau sandte, um Alles in der Stille vorzubereiten, damit nichts übereilt würde. Als aber das polnische Heer theils unter das russische gesteckt, theils bis auf 16,000 Mann vermindert werden sollte, brach der Aufstand vor der Zeit aus. In Posen widersetzte sich Madalinski der Auflösung seines Regiments mit Gewalt. Nun griff Alles zu den Waffen, und Kosciusko kam in Krakau an, als eben die russische Besatzung aus der Stadt verjagt worden war. Die Bürger entwarfen die Acte der Conföderation von Krakau (24. März 1794), an deren Spitze Kosciuszko die Polen aufrief, die Constitution vom dritten Mai wiederherzustellen. Seume nennt das Manifest unklug, weil es persönliche Beleidigungen enthielt; allein der heftige Ton desselben war auf die polnische Nation gerechnet, und der Zorn eines Republikaners von einfachen und strengen Sitten, wie

Digitized by Google

Kosciuszko war, mußte entbrennen, als man die Polen jacobinischer Grundsätze und Verbrechen vor ganz Europa anklagte, und deshalb dem gesetzmäßigen Schritte der Nation und des Königs, sich eine dauerhafte Verfassung zu geben, den Krieg erklärte. Was Catharina durch Bajonette erzwang, das hatte Friedrich Wilhelm II. durch Aufhebung seines, mit Polen geschlossenen Schutzbündnisses möglich gemacht. Solche Politik konnte jeden Polen, der ein Herz für sein Vaterland hatte, empören. Als Kosciuszko hörte, daß die Russen anrückten, zog er ihnen entgegen. Ohne Geschütz, mit 4000 Mann, zum Theil nur mit Sensen und Piken bewaffnet, schlug er bei Raclawice (4. April 1794) 12,000 Russen. Darauf brachte er sein Heer auf 9000 Mann, und vereinigte sich mit dem General Grochowski. Unterdessen hatten Warschau und Wilna die russischen Besatzungen theils getödtet, theils gefangen genommen. Kosciuszko that den Ausbrüchen der Volkswuth Einhalt, sandte Truppen gegen Volhynien ab, und richtete die Regierung in Warschau ein. Hierauf zog er mit 13,000 Mann den Preußen entgegen, die 40,000 Mann stark vorrückten, griff sie bei Szczekociny den 8. Juni an, wurde aber nach dem tapfersten Widerstande geschlagen. Er zog sich in das verschanzte Lager vor Warschau zurück. Die Preußen eroberten Krakau. Darüber gerieth in Warschau das Volk den 28. Juni in Aufruhr; es ermordete einen Theil der Gefangnen, und henkte einige den Russen anhängliche Polen auf. Allein Kosciuszko bestrafte die Schuldigen und stellte die Ordnung wieder her. Jetzt vereinigte sich der König von Preußen mit den Russen und belagerte Warschau mit 50,000 Mann. Doch Kosciuszko belebte den Muth. Nach zweimonatlichen blutigen Gefechten schlug er einen allgemeinen Sturm zurück. Zugleich stand unter Dombrowski ganz Großpolen gegen die Preußen auf. Dies und der Verlust eines Artillerie-Transports nöthigte den König von Preußen, die Belagerung von Warschau aufzuheben. So behauptete sich der kühne Feldherr mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen und 40,000 schlechtbewaffneter Bauern gegen vier feindliche Heere, die zusammen gegen 150,000 Mann stark waren. Seine größte Macht war das Vertrauen seiner Mitbürger. Der Neffe des Königs, einst sein General, diente unter ihm. Niemand zweifelte an seiner Bürgertugend, welche durch echte Religiosität das Volk begeisterte. Kosciuszko verwaltete die Republik mit unumschränkter Gewalt, aber er bediente sich ihrer mit Washington's Rechtsinn und mit Cäsar's Thätigkeit. Er sorgte für Alles, für die Verpflegung der Truppen, für Anschaffung der Kriegsbedürfnisse, er leitete die Einnahmen und Ausgaben selbst, um Plünderung oder Betrügerei zu hindern; aus dem Staatsrathe flog er auf das Schlachtfeld. Seine Tage und seine Nächte, alle seine Kräfte, waren dem Vaterlande geweiht. Zugleich sicherte er den Gang der Gerechtigkeit, hob die Leibeigenschaft auf, erklärte laut, daß Polen nicht nach jacobinischen Grundsätzen frei sein wolle, und gab endlich der Nation den 29. Mai in dem hohen Nationalrathe, den er errichtete, die ihm anvertraute höchste Gewalt zurück. So ein Aristides und Cincinnatus als Bürger, Staatsmann und Feldherr, war er zugleich Soldat, Unterthan und Regent. Man machte ihm den Vorwurf, daß er die, dem Bischofe von Chelm und Lublin, Skarszewski, nach dem Gesetze zuerkannte Todesstrafe, auf Verwenden des päpstlichen Legaten, in Gefängniß verwandelte. Allein er wolle das der Geistlichkeit ergebne Gemüth des Volks schonen. Hätte er nur mehr Strenge gegen die Großen, welche von Gehorsam und Ordnung nichts wissen wollten, bewiesen! Den König Stanislaus

behandelte er mit Achtung; aber unmöglich konnte er diesem eine Theilnahme an der Gewalt gestatten, welche die Nation allein ihm übertragen hatte. Indessen handelte er zu mild gegen die Verdorbenen unter seinen Landsleuten; er wollte das Recht und die Ehre wirken lassen. Hätte die Nation zu ihm sich erhoben, sie wäre nimmer unterlegen. Friedrich Wilhelm verzweifelte, Kosciuszko zu besiegen. Er machte ihm glänzende Anerbietungen. Wie wenig kannte er den Mann aus Washington's Schule! Endlich entschied Catharina den Kampf durch Truppenübermacht. Suwarow schlug in Volhynien bei Brzec die Polen unter Sierakowski den 18. und 19. Sept. Repnin drang durch Littauen vor und vereinigte sich mit jenem; der russische General Fersen sollte mit 12,000 Mann zu ihnen stoßen. Dies zu hindern, rückte ihm Kosciuszko von Warschau mit 21,000 Mann entgegen. Poninski sollte mit seiner Division zu ihm stoßen; allein die Russen fingen die Botschaft auf. Nun griffen die vereinigten Russen, welche dreimal stärker waren, unter Fersen, den 10. October bei Macziewice das polnische Heer an (12 Meilen von Warschau); dreimal zurückgeschlagen, durchbrachen sie beim vierten Angriffe die Linie der Polen. Kosciuszko sank mit Wunden bedeckt, unter den Worten: Finis Poloniae, vom Pferde und fiel in feindliche Gewalt. In ihm verlor sein Vaterland Alles. Suwarow stürmte Praga den 4. November. Warschau unterwarf sich den 9. November. Madalinski verließ Großpolen. Ein österreichisches Heer rückte bis Lublin vor. So ging Polen unter. Unnütz für ihr Vaterland waren die, welche ihm sich opferten, nicht gefallen. Die öffentliche Meinung Europa's war durch die edle Anstrengung der Besiegten für die unglücklichen Polen gewonnen, und Kaiser Alexander hat die theuerste Hoffnung der Nation, mit welcher sie von Napoleon grausam hingehalten ward, — die Wiederherstellung des Königreichs mit einer freien Verfassung, — im J. 1815 großmüthig erfüllt. Katharina ließ den Helden und seine edlen Genossen in ein Staatsgefängniß werfen. Paul I. gab persönlich diese Männer frei und zeichnete Kosciuszko durch mehrere Beweise seiner Achtung aus. Er beschenkte ihn mit 1500, und seinen Freund, den Dichter Niemcewicz mit 1000 Bauern. Beide begaben sich über London, wo Kosciuszko mit Auszeichnung behandelt wurde, 1797 nach Amerika. Sein Vermögen war unbedeutend. Amerika hatte ihm, als er nach dem amerikanischen Freiheitskriege in sein Vaterland zurückging, ein Jahrgehalt gegeben. Auch jetzt fand er mit seinen braven Genossen daselbst Schutz und Achtung. 1798 ging er nach Frankreich. Alle Parteien nahmen den Helden der Freiheit festlich auf. Seine Landsleute in der italienischen Armee überschickten ihm den Säbel Johann Sobieski's, welchen sie 1799 zu Loretto entdeckt hatten. In der Folge faßte Napoleon den Plan auf, durch Polens Wiederherstellung Rußland wehe zu thun, und sich die Herrschaft über das östliche Europa vorzubereiten. Kosciuszko aber konnte, nicht bloß durch Krankheit, sondern vielmehr durch sein Paul I. gegebnes Wort, nicht wider die Russen zu dienen gehindert, an ihrem Kampfe unter Dombrowski's Leitung in den Jahren 1806 und 1807 nicht Theil nehmen. Er erklärte selbst auf Napoleons Anträge: er könne nicht an Polens Lage Theil nehmen, bis er diesem Lande eine freie Nationalverfassung und seine alten Grenzen gesichert sähe. Fouché sollte alles versuchen, um Kosciuszko nach Polen zu bringen, sogar mit Gensd'armerie! Aber Kosciuszko erwiederte mit Festigkeit: „Gut, so werde ich aber Polen sagen, daß ich nicht frei bin.“ Einen Aufruf an die Polen, den man unter seinem Namen den

1. Nov. 1806 im pariser Moniteur las, hat er für unecht und von Napoleon erdichtet öffentlich erklärt. Er kaufte sich in der Nähe von Fontainebleau ein Landgut und lebte hier bis 1814 in ländlicher Ruhe. Von da reiste er 1815 mit Lord Stewart nach Italien, und ließ sich 1816 in der Schweiz, zu Solothurn, nieder. Von hier machte er im April 1817 einen gerichtlichen Freibrief bekannt, durch welchen er auf seinem Gute Siecnowicze in Polen die Leibeigenschaft aufhob. Uebrigens war die Landwirthschaft seine liebste Beschäftigung. Er lebte einsam im Umgange mit wenig Freunden. Ein Fall mit dem Pferde in einen Abgrund, unweit Vevay, wurde die Veranlassung seines Todes. Er starb mit ruhiger Fassung den 15. Octob. 1817 zu Solothurn, über 60 Jahr alt. Er war nie verheirathet. Von seiner Familie lebte nur ein Neffe. Im J. 1818 hat Fürst Jablonowski, auf Kosten des Kaisers Alexander, Kosciuszko's Leichnam in Solothurn abgeholt, dessen Beisetzung in Krakau der Kaiser auf die Bitte des Senats erlaubt hat. Hier wird ihm auch ein Denkmal errichtet. *K.*

Kosegarten (Ludwig Theobul), als Dichter und Prediger rühmlich bekannt, geb. d. 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen, einem meklenburgischen Städtchen, erhielt daselbst seine erste Bildung, studirte zu Greifswalde, war eine Zeit lang Erzieher in einer adelichen Familie, und wurde darauf Rector der Schule zu Wolgast in Schwedisch-Pommern. 1792 erhielt er die Stelle eines Probstes auf der Insel Rügen und ward 1793 Doctor der Theologie. Auf dieser patriarchalischen Insel lebte er im Genusse der Natur, seiner Familie, der Poesie, der Wissenschaften und in achtungswerther Ausübung seines Amtes, eine Reihe von glücklichen Jahren, bis er 1807 einen Ruf nach Greifswalde annahm, wo er späterhin auch zum Consistorialrath ernannt ward, und daselbst 1818, als Rector der Universität, im 61 Jahre seines Lebens starb. Die Früchte seiner Muße, seine Romane, (z. B. Ida von Pleßen, 2 Thle.), seine Poesien, seine Rhapsodieen, seine Legenden, sein brittisches Odeum, seine episch-idyllischen Gedichte: Jukunde und die Inselfahrt, seine vaterländischen Gesänge, mehrere Übersetzungen unter denen Richardson's Clarissa sich vortheilhaft auszeichnet u. a., haben ihm viele Freunde und einen nicht unbedeutenden Rang in unsrer Literatur erworben

Kosmetische Mittel, Schönheitsmittel (von dem griechischen Zeitworte κοσμεω (kosmeo) zieren, verschönern. Man versteht darunter mancherlei Zubereitungen von meistentheils wohlriechenden Oelen, Salben, Wassern, Pulvern ꝛc., welche die Schönheit des menschlichen Körpers befördern, Runzeln und Warzen vertreiben, eine spröde Haut geschmeidig machen ꝛc. sollen; Erfindungen des Luxus, deren Wirksamkeit immer wenigstens sehr zweifelhaft ist, und deren unvorsichtiger Gebrauch oft von übeln Folgen sein kann.

Kothe hieß ursprünglich im Niedersächsischen ein Bauerhaus, welches weder Hof noch Ländereien hat, und dessen Besitzer deshalb bloß zu Hand- und Fußdiensten verbunden ist. Daher heißen Kothsassen, Kosassen, Kossäten (Köther, auch Hintersassen) zum Unterschiede der eigentlichen Bauern, diejenigen Dorfbewohner, welche eine bloße Kothe, mithin weder Zugvieh, noch Länderei besitzen. Dies ist jedoch in neuern Zeiten anders geworden; es gibt jetzt Groß- und Kleinköther, wovon erstere mit 3 — 5 Pferden 50 — 70 Morgen, und letztre mit 2 — 4 Pferden bis an 40 Morgen Land bauen. Oft werden auch die sogenanten Schutzverwandten oder Häuslinge mit dem Namen Hintersassen belegt. Ehemals waren die Kothsassen (adscriptitii) eine Art

von Leibeigenen, welche an ein gewisses Gut gebunden waren, mit dem sie auch verkauft werden konnten. — Kothen (Salzkothen), besonders in Halle, sind die kleinen Hütten in den Salzwerken, worin das Salz gesotten wird.

Köthen (Anhalt-), ein zum deutschen Bunde gehöriges Herzogthum. Als nach Joachims I. Tode 1586 (s. Anhalt) dessen vier Söhne — der fünfte ward anderweit abgefunden, — sich in die anhaltischen Länder theilten, erhielt Ludwig Köthen. Er begünstigte Künste und Wissenschaften, und hatte z. B. den bedeutendsten Antheil an der 1617 gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft, oder dem Palmenorden. Die Wunden, welche der dreißigjährige Krieg auch seinem Lande schlug, suchte er durch weise Verwaltung nach Möglichkeit zu heilen. Nach seinem Tode, 1649, kam sein Sohn, Wilhelm Ludwig, zur Regierung. Dieser starb 1665 ohne männliche Nachkommenschaft. Jetzt fielen, laut des Vertheilungsvertrags (s. Anhalt), die köthenschen Länder an die Söhne Augusts, des ältern Bruders Ludwigs, Leberecht und Emanuel, welche früher Plötzkau besessen hatten, das aber nun an die Linie Bernburg kam. Da bald darauf Leberecht 1669 ohne Erben starb, so vererbte der ganze köthensche Ländertheil auf seinen Bruder Emanuel. Dieser starb 1670 und hinterließ die Regierung seinem noch ungebornen Sohne, Emanuel Leberecht, welcher dieselbe 1692 antrat und 1704 starb. Er stiftete zuerst das Recht der Erstgeburt in seinem Hause, welches zwar, da der Kaiser seine Zustimmung nicht gegeben hatte, unter den beiden Söhnen, Leopold und August Ludwig, einen Streit erregte, der jedoch bald ausgeglichen wurde, worauf alsdann Leopold die Regierung antrat. Da dieser aber 1728 ohne Nachkommen gestorben war, so gelangte August Ludwig zur Regierung, unter welchem das Land an Bevölkerung, Fabriken und Manufakturen sehr gehoben wurde. Ihm folgte 1755 Carl Georg Leberecht, der in österreichischen Diensten gegen die Türken kämpfte und 1789 zu Semlin starb. Sein Sohn und Nachfolger, August Christian Friedrich, 1769 geboren, war sein Nachfolger. Er trat, als souveräner Herzog, 18. April 1807, dem Rheinbunde bei, und war mit einer neuen Organisirung seines Landes, namentlich mit der Einführung des französischen Gesetzbuchs beschäftigt, als er 1812 starb. Seitdem führte Dessau die Verwaltung für den 1802 gebornen, unmündigen Herzog, Ludwig August Carl Friedrich Emil, einen Brudersohn des letztverstorbnen Herzogs. Als dieser aber in Leipzig, wo er studirte, 1818 gestorben und das Haus mit ihm erloschen war, gelangte die Seitenlinie Anhalt-Pleß (Fürst Ferdinand, geb. 1768) zur Regierung. Die Gesammtbesitzungen des Herzogthums Anhalt-Köthen betragen 15 Q. M., mit 4 Städten, 1 Flecken, 93 Dörfern, 28,900 Einwohnern und 120,000 Thalern Einkünften. Die Hauptstadt Köthen zählt 700 Häuser und 6000 Einwohner. Eine Sehenswürdigkeit derselben ist der Saal, in welchem die Wappen und Denksprüche der, von Ludwig 1617 gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft befindlich sind. Durch die Cession des Fürsten 1819 stiftete sein Bruder, Prinz Heinrich, geb. 1778, (bisher ohne Erben) die jetzige Linie Anhalt-Pleß. Das schlesische Fürstenthum Pleß hat 25 Quadr. M. 61000 Einw. und 40000 Rthlr. Einkünfte.

Kotzebue (Aug. Fried. Ferd. von), geb. 3. Mai 1761 zu Weimar, wo sein Vater, den er in der frühesten Kindheit schon verlor, (bürgerlicher) herzoglicher Legationsrath war, und seine Mutter in einem hohen Alter (1823) noch lebt. Durch Lebhaftigkeit und Gefühl zeichnete er sich schon als Kind aus, und

noch nicht sechs Jahre alt, wagte er die ersten poetischen Versuche. Seine Neigung zur Schauspielkunst wurde früh durch die damalige, sehr gute Schauspieler-Truppe in Weimar, bei welcher sich die Familien Seiler, Brandes, Böckh und Eckhof befanden, geweckt. Kotzbue besuchte um diese Zeit das Gymnasium, wo Musäus, nachmals sein Oheim, durch Unterricht und Beispiel vorzüglich auf ihn wirkte. Er war noch nicht völlig 16 Jahre alt, als er auf die Universität nach Jena ging, wo sein Hang für die Schauspielkunst in einem Liebhabertheater neue Nahrung fand. Aus Liebe zu seiner Schwester, die sich nach Duisburg verheirathete, ging er eine Zeitlang auf diese Universität, von wo er 1779 nach Jena zurückkehrte und sich den Rechtswissenschaften widmete, ohne darum aufzuhören, für das Theater zu leben und Mancherlei zu dichten. Ein kleines Lustspiel: die Weiber nach der Mode, hatte einige wirkliche komische Züge. Bald hierauf wurde er examinirt und Advocat. Jetzt genoß er ganz die Freundschaft des redlichen Musäus, und versuchte, was er bereits mit Wieland, Göthe, Hermes und Brandes gethan, auch Musäus nachzuahmen, wovon sein Ich, eine Geschichte in Fragmenten, den Beweis liefert. Zu Leipzig ließ er ein Bändchen Erzählungen drucken, ging 1781 auf Veranlassung des preuß. Gesandten am russischen Hofe, Grafen Görz, nach Petersburg, ward, durch denselben empfohlen, Secretär bei dem Generalgouverneur v. Bawr, und da dieser die Direction des deutschen Theaters erhielt, so kam Kotzebue wieder in sein Element. Nach zwei Jahren aber starb Bawr. Da er Kotzebuen dem Schutze der Kaiserin empfohlen hatte, so wurde dieser zum Titularrath ernannt, und 1783 als Assessor des Oberappellationstribunals in Reval angestellt. 1785 ward er Präsident des Gouvernementsmagistrats der Provinz Esthland, und als solcher in den Adelstand erhoben, einen Stand, den er wahrscheinlich durch sein Werk: über den Adel, versöhnen wollte, nachdem er ihn als Dichter so oft Preis gegeben hatte. Zu Reval war es, wo es seinem Talente gelang, eine Reihe von Werken zu liefern, welche ihn zum Liebling des Publikums machten. Seine Leiden der ortenbergischen Familie (1785 fg.) und seine kleinen gesammelten Schriften (1787 fg.) beurkundeten zuerst seine gefällige und mannichfaltige Darstellungsgabe auf eine glänzende Weise; vorzüglich waren es aber doch seine beiden Schauspiele: Menschenhaß und Reue und die Indianer in England, welche dem Dichter in ganz Deutschland den größten Beifall erwarben. Seine erschütterte Gesundheit nöthigte ihn 1790 zu einer Reise nach Pyrmont, wo er durch seinen berüchtigten Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, den er sogar unter Knigge's Namen erscheinen ließ, einen großen Theil der öffentlichen Achtung verscherzte. Nach dem Tode seiner Gattin ging er nach Paris, und dann eine Zeitlang nach Mainz. Er nahm hierauf seine Entlassung und zog sich 1795 auf das Land zurück, wo er sich 8 Meilen von Narva, in Esthland, den kleinen Landsitz Friedenthal erbaute. Die jüngsten Kinder meiner Laune und über 20 Schauspiele gehören in diesen Zeitraum. Darauf ward er 1798 als Hoftheaterdichter an Alxinger's Stelle nach Wien berufen. Hier erschien ein ziemlicher Theil seiner neuen Schauspiele. Da mancherlei Unannehmlichkeiten ihm seine Stelle in Wien verleideten, nahm er nach zwei Jahren seine Entlassung, erhielt 1000 Gulden jährlicher Pension und lebte jetzt wieder in Weimar; entschloß sich aber, nach Rußland zurückzukehren, wo seine Söhne im Cadettenhause zu Petersburg erzogen wurden. Der russische Gesandte in Berlin, Bar. v. Krüdener, gab ihm den nöthigen Eingangspaß; allein an der russischen Grenze

ward er (April 1800) verhaftet, und, ohne zu wissen warum, nach Sibirien geschleppt. Ein günstiger Zufall rettete ihn. Ein junger Russe, Namens Krasnopulski, hatte Kotzebue's kleines Drama: der Leibkutscher Peters des Dritten, eine indirecte Lobrede auf Paul I., in's Russische übersetzt. Diese Übersetzung wurde dem Kaiser Paul in der Handschrift vorgelegt, welchen das Stück dergestalt entzückte, daß sogleich den Verfasser aus seiner Verbannung zurückholen ließ und ihm seine vollkommne Gnade zuwendete. Unter andern beschenkte er ihn mit dem schönen Krongute Wocrokull in Liefland, übertrug ihm die Direction des deutschen Theaters und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Herr v. Kotzebue hat jenes Exil selbst romanhaft genug beschrieben. (S. von ihm: Das merkwürdigste Jahr meines Lebens. Er gerieth darüber in Streit mit H. Masson, dem Verf. der Mém. secrets sur la Russie.) Nach dem Tode Pauls I. bat Kotzebue um Entlassung, und erhielt dieselbe mit dem Titel eines Collegienraths. Er wendete sich wiederum nach Weimar, wo er kurze Zeit lebte; dann aber zog er nach Jena. Mancherlei Irrungen, in welche er mit Göthe gerieth, machten ihn jedoch bald so verdrießlich, daß er 1802 nach Berlin ging, wo er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen ward und, im Verein mit Garlieb Merkel, den Freimüthigen herausgab. Beide machten nun Partei gegen Göthe und dessen Anhänger, namentlich A. W. und Fr. Schlegel, und da Spazier, als damaliger Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt, Partei für diese genommen hatte, so gab es einen hartnäckigen Zeitungskrieg. Eine Folge jener Irrungen zwischen Kotzebue und Göthe war die Verlegung der jenaischen Literaturzeitung nach Halle und die Begründung einer neuen Literaturzeitung in Jena. Außer mehrern größern dramatischen Werken, die er in dieser Zeit lieferte, fing er jetzt auch den Almanach dramatischer Spiele an, den er bis an seinen Tod fortgesetzt hat. Seine Erinnerungen aus Paris, so wie aus Rom und Neapel (wohin er in den J. 1803 und 1804 gereist war), enthalten einiges Gute, mehreres Angenehme, viel Flüchtiges und manches Falsche. Hierauf begab er sich, um die Geschichte Preußens zu schreiben, 1806 nach Königsberg, wo ihm der Gebrauch des Archivs verstattet war. Sein Werk: Preußens ältere Geschichte (4 Thle. Riga, 1809), ist zwar kein historisches Kunstwerk, verdient aber besonders wegen der darin abgedruckten Urkunden ausgezeichnet zu werden. Das für die preußische Monarchie so unglückliche Jahr 1806 vertrieb ihn aus Preußen; er flüchtete nach Rußland, wo er seit 1807 auf seinem Gute Schwarze in Esthland lebte, und seitdem nie aufhörte, die Franzosen und ihren Kaiser mit allen Waffen, die dem witzigen Schriftsteller zu Gebote standen (z. B. in der Zeitschrift: die Biene), zu bekämpfen. Da nun unter solchen Umständen seine politischen Äußerungen die Aufmerksamkeit in einem höhern Grade erregt hatten: so schien er bei der großen Wendung der politischen Angelegenheiten Europa's im J. 1813 ganz der Mann, um die, den Franzosen so ungünstige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem russischen Hauptquartiere und gab in Berlin eine Zeitlang ein russisch-deutsches Volksblatt heraus. 1814 ging er als russischer General-Consul in die preußischen Staaten nach Königsberg, wo er, nebst mehrern politischen Flugschriften, größern und kleinern Lustspielen, auch eine sehr einseitige Geschichte des deutschen Reichs geschrieben hat. 1816 wurde er als Staatsroth bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angestellt und erhielt 1817 mit einem Jahrgehalte von 15,000 Rubel den Auftrag, sich nach Deutsch-

Digitized by Google

land zu begeben, um über den Zustand der Literatur und der öffentlichen Meinung Berichte an den Kaiser Alexander unmittelbar einzusenden. Er that dies in Weimar, später in Mannheim, und schrieb zugleich ein literarisches Wochenblatt, in welchem er sich zum Richter über alle Schriften aus allen Fächern, die ihm nennenswerth schienen, aufwarf, zugleich aber über Politik und Zeitgeist höchst einseitig absprach. Ihm waren Deutschland und die neue Zeit fremd geworden. Indeß fand sein Spott über liberale Ideen und das Verlangen der Völker (die er sämmtlich für unmündig erklärte) nach ständischen Verfassungen, Preßfreiheit u. s. w. im Namen des gesunden Menschenverstandes, für dessen Repräsentanten er sich ansah, bei einer gewissen Klasse von Lesern vielen Beifall. Sie reizte aber auch gegen ihn den Unwillen Mancher, und man glaubte in dem, durch den Volksfreund, von Ludwig Wieland bekannt gewordnen französischen Bülletin, das Kotzebue an den Kaiser Alexander über die politische Literatur der Deutschen eingesandt, eine leichtsinnige, in diesem Falle strafbare Flüchtigkeit zu bemerken, mit der er Stellen aus Schriften ausgehoben und französisch übersetzt hatte, ohne den Sinn der Verfasser, deren politische Ansichten er verketzerte, einmal zu treffen. — Beinahe möchte man ihn in mancher Hinsicht den deutschen Voltaire nennen, denn beide haben sich in denselben Fächern als Dichter, als Philosophen, als Historiker, als Kritiker versucht; beide haben verwandte Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, verwandte Sensibilität und Wärme, sich ähnelnden Geist, Witz und Ton, sich gleichende Leichtfertigkeit und Ungenirtheit, so wie denselben Mangel an Tiefe und Vollendung in der Anlage und Ausführung mit einander gemein. Beide haben als Schriftsteller einen glänzenden Beifall erlangt, nur an Correctheit, Eleganz und Universalität wird Kotzebue von Voltaire übertroffen. Voltaire's Schriften werden fortdauern, so lange es eine französische Sprache gibt. Voltaire war dabei bis zu seinem letzten Athemzuge der eifrigste Verfechter aller liberalen Ideen. Kotzebue dagegen kennt kein Heil für die Völker, als in der Benutzung der Gnade der Fürsten, und der Zustand Europens vor der französischen Revolution ist ihm der Typus des höchsten Völkerglücks. Dadurch reizte er einen schwärmerischen Jüngling, Sand (s. d. A.), bis zum Fanatismus; er fiel unter den Dolchstichen desselben in Mannheim den 23. März 1819. Er war dreimal verheirathet und hinterließ eine 82jährige Mutter und 13 Kinder. S. d. Leben A. v. K. nach s. Schriften und authent. Mittheil. Lpz. Brockhaus, 1819. — Einer der Söhne Aug. v. K., Otto, in der russischen Marine angestellt, trat im Aug. 1814 auf Kosten des Grafen Romanzow eine Reise um die Welt an. Er kam von dieser Reise 1818 glücklich zurück, und sein Bericht über dieselbe ist im J. 1821 in Weimar bei Hoffmann im Druck erschienen.

Krahn, Kran, Krahnig, Gran, ist ein Hebezeug, Lasten in die Höhe zu ziehen, welche nicht unmittelbar unter die Welle gebracht werden können. Es besteht aus einem aufwärts gerichteten Balken, über welchen ein andrer Balken (Krahnbalken) dergestalt gelegt ist, daß die ganze Maschine nach allen Seiten gewendet werden kann. Oben ist eine Rolle angebracht, über welche das Zugseil läuft, welches sich durch Räder (Krahnräder) um die Welle windet. Man gebraucht die Krahne theils an Ufern, um damit Lasten aus den Schiffen oder in die Schiffe zu heben, theils auch bei Aufführung großer Gebäude. Die Benennung dieser Maschine stammt offenbar von dem Vogel Kranich ab, weil sie einige Ähnlichkeit mit dem Baue desselben hat. — Das Krahnrecht ist das Recht, einen solchen Krahn öffentlich halten zu dürfen.

Digitized by Google

In engerer Bedeutung wird darunter auch das Recht des Landesherrn verstanden, die Schiffer zu zwingen, an einem bestimmten Orte ihre sämmtlichen Waaren auszuladen und sie daselbst zu verzollen.

Krain, ein zur österreichischen Monarchie gehörig.s Herzogthum. S. Oesterreich.

Krake, (Seekrabbe, Seewurm, Seepolyp) soll ein Seeungeheuer von dem Geschlecht der Polypen, der Sage nach, das größte Thier unsrer Erde und einer schwimmenden Insel gleich sein. Nach dem Berichte des Pontoppidan, welcher, als der erste Schriftsteller, in seiner norwegischen Naturgeschichte dieses Seeungeheuers Erwähnung thut, läßt sich dasselbe dann und wann in den norwegischen Gewässern sehen, trägt, eine halbe Stunde im Umfange habend, Berge und Thäler auf seinem Rücken, wohnt auf dem Grunde des Meeres und erhebt sich nur bei stiller Witterung, um sich ein ganzes Jahr satt zu fressen, und dann, bei erhobnem Winde, wieder langsam in die Tiefe zu sinken. Bei diesem Untersinken soll es einen ungeheuern Seeschlund verursachen, der Alles mit sich fortreißt. Diese offenbar märchenhafte Erzählung hat hernach durch die eidliche gerichtliche Aussage einer englischen Heringsbuyse, welche dieses Ungeheuer im Aug. 1774, und eines andern Schiffs, welche es am 5. Aug. 1786 gesehen zu haben bestätigten, wieder einigen Schein von Glaubwürdigkeit erhalten. Sehr wahrscheinlich ist es, daß entweder dicke, niedrigstehende Nebel, welche zuweilen, selbst von erfahrnen Seeleuten, für Küsten gehalten werden, oder die großen Klippen und Sandbänke, welche bei stiller See sichtbar werden, bei stürmischem Wetter aber wieder verschwinden, oder endlich Wallfische Veranlassung zur Erzählung von diesen Kraken gegeben haben. Nach einer nordischen Sage soll das sogenannte Medusenhaupt das Junge des Kraken sein.

Krampf, ein krankhafter Zustand des lebenden Körpers, welcher in einer unregelmäßigen Zusammenziehung der Muskeln besteht. Die Muskelbewegung ist an die Einwirkung der Nerven gebunden, theils willkürlich, wie bei den Muskeln der Gliedmaßen, des Kopfes, des Gesichts u. a. m., theils unwillkürlich, nach Bestimmung gewisser Verrichtungen der innern Eingeweide, z. B. die Bewegung des Herzens, der Gedärme, der Pulsadern u. s. w.; andre Bewegungen der Muskeln gehen unwillkürlich vor sich, gehorchen aber auch dem Einflusse des Willens, z. B. die Muskeln des Brustkastens, das Zwerchfell. Auf die Einwirkung des Nerven zieht sich der Muskel zusammen, verkürzt sich, und bewirkt dadurch die Bewegung der Theile, an welche er befestigt ist. Geschieht bei den, der Willkür unterworfnen Muskeln diese Nerveneinwirkung ohne Antrieb des Willens, bei den andern aber heftiger, anhaltender und dem Zwecke nicht angemessen: so entsteht eine unwillkürliche, zu heftige, unordentliche und zweckwiedrige Bewegung des Gliedes oder Theils, verbunden mit einem unangenehmen, schmerzhaften Gefühle von Spannung und Anschwellung des Muskelfleisches, welche die Zeichen des Krampfes sind. Die Krämpfe selbst sind sehr mannichfaltig, je nachdem die fehlerhafte Einwirkung der Nerven auf diese oder jene Muskelpartie anhaltend oder abwechselnd wirkt. Tonische Krämpfe sind anhaltend; klonische, abwechselnd; Convulsionen sind heftig, stoßweise; Katalepsie, Epilepsie (s. d. A.), Herzklopfen, Stammeln, Brustkrämpfe, St. Veitskrampf, Starrkrampf, das sardonische Lachen u. s. w. gehören hieher. Menschen, deren Nervensystem besonders empfindlich und deren Muskelsystem schwach ist, sind den Krämpfen am meisten unterworfen, z. B. Kinder, zarte Frauen-

zimmer, und kränkliche, hypochondrische Männer. Krampfstillende Mittel sind solche, welche den unordentlichen Wirkungen des Nerven auf die Muskeln Grenzen setzen, indem ihre Wirkung die Thätigkeit desselben herabgesetzt, regelt oder beschränkt, oder die Stärkung des Muskelsystems bewirkt. Wenige Mittel wirken jedoch nur allein und unmittelbar auf die Nerven, die meisten zugleich erhitzend auf das Blutsystem. Der Gebrauch derselben erfodert daher Vorsicht. H.

Krankenhäuser sind zur Aufnahme, Unterhaltung und möglichen Heilung einer größern oder kleinern Anzahl von Kranken, zuweilen auch noch zum Unterricht und zur Übung angehender Ärzte, wie z. B. bei den großen Krankenhäusern in Berlin (Charité), in Wien, Würzburg u. a. m., bestimmt. Obgleich mit den Krankenhäusern mehrere Nachtheile verbunden sind, die nicht allemal vermieden werden können, so haben doch die Vortheile, welche sie gewähren, und das Bedürfniß ihre Errichtung und Erhaltung nothwendig gemacht. Eben darum aber, weil die Noth die Ursache zur Entstehung der meisten Krankenhäuser war, konnten viele Mängel bei der ersten Stiftung und Errichtung derselben nicht vermieden werden, und wenn auch in der Folge durch Vergrößerungen und Verbesserungen den meisten Mängeln abgeholfen wurde, so waren doch selten die Fehler der ersten Anlage ganz zu vertilgen. Daher findet man, so viele Krankenhäuser es auch gibt, vielleicht kaum einige wenige, welche den Erfodernissen derselben vollkommen entsprechen. Bei der Anlage eines Krankenhauses sind besonders folgende Regeln zu beobachten. Es muß an einem freien, luftigen, trocknen und hinlänglich großen Platze gebaut werden, der fließendes Wasser in der Nähe, oder wenigstens Brunnenwasser im Überfluß hat. Krankenhäuser, die in Plätzen, vom beständigen Luftwechsel abgeschnitten, sumpfig stehen, oder Mangel an Wasser leiden, führen nicht nur die größten Unbequemlichkeiten mit sich, sondern werden auch durch verdorbte Luft und Mangel an Reinlichkeit die schlimmsten Brutnester fauliger, bösartiger, ansteckender Krankheiten. Bei dem Baue selbst muß Alles vermieden werden, was dem Zwecke des Krankenhauses zuwider wirkt. Die Steine müssen trocken und fest, nicht dem Salpeterfraß unterworfen sein, welcher die Mauern feucht und kältend macht. Die Kosten für unnöthige äußere Verzierungen verwende man lieber auf innere Bequemlichkeit. Im Innern überhaupt muß hinlänglicher Raum sein, damit die Kranken nicht zu enge beisammen wohnen, und die gehörige Lüftung möglich bleibt. Die Öfen müssen zur gleichmäßigen Erwärmung gehörig vertheilt, die Krankenstuben nicht nach der Wetterseite gerichtet, nicht zu enge und nicht zu niedrig, die Geräthe von hartem Holze verfertigt, die Betten von Eisen sein, und bei der übrigen Möblirung alle wollne Stoffe vermieden werden, weil in wollnen Zeugen sich die Ansteckungsstoffe leichter festhängen. Die verschiednen Abtheilungen der Kranken müssen von einander gehörig abgesondert, die ansteckenden getrennt, die Kranken selbst nicht zu sehr angehäuft sein, und die Zahl der Ärzte, Wundärzte und Krankenwärter mit der Menge der Kranken im Verhältniß stehen; auch müssen alle gehörig belohnt werden, damit der Staat die ordentliche Besorgung der Kranken mit Recht verlangen kann. Endlich dürfte auch die Art der zu versorgenden Kranken nicht zu verschieden sein, weil Eins das Andre stört. So taugt es nicht, wenn ein und dasselbe Krankenhaus, noch dazu von beschränktem Raume, auch Wahnsinnige, oder wol gar Schwangere und Gesunde zur bloßen Versorgung aufnehmen soll. Es ist besser, dafür verschiedne Anstalten abgesondert zu errichten, und selbst unter den Kranken die

Digitized by Google

bloß chirurgischen, die venerischen und krätzigen abgesondert zu versorgen. Einige der vornehmsten Krankenhäuser in Europa sind: das Friedrichshospital in Kopenhagen, gestiftet 1756 vom Könige Friedrich V. durch den Grafen von Bernstorf; in Stockholm das königliche Lazareth und das Dankwiks-Hospital; in Turin das Hospital vom heiligen Johannes; in Mailand das große, vom Herzog Francesco Sforza gestiftete Hospital; in Wien das große allgemeine Krankenhaus; in Berlin die Charité; in Frankfurt a. M. das senkenberg'sche Hospital; in Würzburg das Juliushospital; in Bamberg das Krankenhaus; in München u. a. O. m. H.

Krankheit, ist derjenige Zustand des lebenden Körpers, in welchem die Harmonie der Verrichtungen der einzelnen Theile zur Erhaltung des Ganzen gestört ist. Jede Krankheit trübt also die reine Idee des Organismus oder Körperbaues. Nicht jede Abweichung von derselben in der Wirklichkeit erscheint jedoch als Krankheit (vergl d. Art. Gesundheit), sondern es wird dazu erfodert, daß dieselbe das Organ in seiner Verrichtung störe. Man kann daher die Krankheit auch als eine Abweichung von der relativen Gesundheit bestimmen. Die Gefahr der Krankheit für das Leben hängt davon ab, inwiefern sie in einem, zum Leben mehr oder weniger nothwendigen Körpertheile oder Systeme Statt findet, die gestörte Verrichtung zur Erhaltung des Lebens von größerer oder geringerer Wichtigkeit, und die Störung selbst anhaltend oder vorübergehend ist. So ist z. B. das Gehirn ein, zur Erhaltung des Lebens höchst wichtiges Organ, und die Verletzung desselben, oder eine anhaltende Hemmung seiner Verrichtungen erscheint als bedeutende Krankheit. Die Verrichtung der Lungen ist bestimmt, die Flamme des Lebens zu unterhalten, daher diese bald zu verlöschen droht, wenn das Athmen unterbrochen wird, oder die Lungen bedeutend verletzt werden. Die Verrichtungen der Sinneswerkzeuge hingegen zielen nicht unmittelbar auf Erhaltung des Lebens, daher ist ihre Störung, obgleich örtliche Krankheit, doch für das Leben an und für sich nicht gefährlich. Ein Blinder z. B. kann, seiner Blindheit ungeachtet, so alt werden, als ein Sehender. Die Krankheiten werden in örtliche und allgemeine eingetheilt, insofern die Krankseitsäußerung nur in einem einzelnen Theile und an einer bestimmten Stelle des Körpers zu bemerken ist, oder das Ganze desselben leidet. Da jedoch alle einzelne Theile mit den andern in Verbindung stehen, die einzelnen Systeme des Körpers sich allenthalben zeigen und ihre Verrichtungen wechselseitig einander bestimmen: so ist es nothwendige Folge, daß, wenn das eine angegriffen und dessen Verrichtung gestört ist, auch bald die Verrichtung eines andern, und zwar zuvörderst des zunächst mit ihm verbundnen, darunter leiden muß. Ist also das ursprünglich ergriffene Organ ein wichtiges, auf viele andre Einfluß habendes, so werden bald auch in mehrern andern Krankheitserscheinungen zu bemerken sein. So hängt z. B. von dem Magen die Verdauung ab, von der Verdauung die Bereitung des Milchsaftes, von der Beschaffenheit des Milchsaftes die Güte des Blutes, von dem Blute der Stand der Lebenskraft überhaupt. Ist also der Magen in seiner Verrichtung gestört, so kann zwar anfangs diese Krankheit bloß örtlich sein, allein bald wird die Beschaffenheit des Blutes schlechter werden, weil der Nahrungsstoff, schlecht bearbeitet, einen schlechten Milchsaft für das Blut liefert, welcher, als roher, fremdartiger Stoff, die Lebensluft aus der Atmosphäre (das Sauerstoffgas) wenig aufnimt. Daher wird der ganze Körper schwach, die Lebenskräfte sinken, die Ernährung des Körpers leidet, und so wird die Krankheit allgemein. Die Krankheiten

werden ferner eingetheilt, nach der Länge ihrer Dauer: in hitzige und langwierige (acute und chroniſche). Unter die erſten gehören z. B. diejenigen Fieber, welche ihren Verlauf in Zeit von 8, 14 Tagen, höchſtens 4 Wochen beendigen. (Vergl. d. Art. Chroniſch). So macht man ferner einen Unterſchied zwiſchen innerlichen Krankheiten, welche einen innren Theil, oder ein ganzes Syſtem des Körpers befallen, z. B. Nervenkrankheiten, Fieber und dergleichen, und äußerlichen, welche bloß auf der Oberfläche des Körpers ihren Sitz haben, ohne innere Theile zugleich mit zu befallen, oder ihren Grund in ihnen zu haben. Krankheitsanlage iſt die hervorſtechende Neigung zu irgend einer beſondern Abweichung von der relativen Geſundheit. Sie iſt alſo auch nicht Krankheit ſelbſt, kann aber bei gleicher Einwirkung einer Schädlichkeit leichter in dieſe übergehen, als bei einem andern Menſchen, der die Krankheitsanlage nicht hat. Wer z. B. eine ſchwache Bruſt und reizbare Lungen hat, kann ſich immer dabei relativ geſund befinden, jedoch wird er bei kalter, feuchter Luft vom Katarrh oder einer andern Bruſtkrankheit eher befallen werden, als bei einem Andern der Fall ſein würde. Krankheitsurſachen ſind diejenigen, welche den Grund der wirklichen Ausbildung und Erſcheinung der Krankheit enthalten. Man unterſcheidet dabei die nächſte Urſache, welche in derjenigen Veränderung im Körper beſteht, die den vollſtändigen Grund aller andern, darauf folgenden in ſich enthält und die entfernten Urſachen, welche in ſolchen ſchädlichen Einwirkungen auf den Körper beſtehen, die theils die erſte Abweichung ſetzen, theils zum Übergang aus der Krankheitsanlage in die wirkliche Krankheit Veranlaſſung geben. — Krankheitserſcheinungen (Symptome) ſind die ſinnlich wahrnehmbaren Zeichen und Ausdrücke der Krankheit. — Krankheitsform iſt die Reihe von Erſcheinungen in und an dem Körper, wodurch ſich eine beſtimmte Krankheit äußerlich offenbart und von allen andern unterſcheidet. Dieſe ſind theils zugleich vorhanden, theils folgen ſie in beſtimmter Ordnung auf einander (ſucceſſive Symptome), nach den Geſetzen des Organismus, nach dem Zuſammenhange der Organe und Syſteme in demſelben und ihrer Wechſelwirkung auf einander. — Inſofern die Krankheitsform bei jedem Menſchen durch deſſen perſönliche Anlage und eigne Verhältniſſe beſtimmt wird, entſteht der einzelne Krankheitsfall. — Unter Kränklichkeit verſteht man den Zuſtand, der zwiſchen Anlage und Ausbruch einer Krankheit mitten inne ſchwebt. H.

Krater, ſ. Vulkane.

Kräuterabdrücke erhält man, wenn man die getrockneten Pflanzen mit Kienruß überſtreicht und auf Papier abdruckt. Dieſe Kunſt ward zu Anfange des 16. Jahrh. von dem pſeudonymen Schriftſteller, Alexius Pedemontanus, den man mit J. Jac. Wecker, welcher 1586 ſtarb, für eine und dieſelbe Perſon hält, bekannt gemacht. Auch Hieronymus Cardanus, der um 1576 ſtarb, ſoll dieſe Kunſt gelehrt haben, und der nun verſtorbne Profeſſor Baier beſaß eine Sammlung ſolcher Pflanzenabdrücke aus dem 16. Jahrh. Heſſel, der 1707 in Amerika die Pflanzen ſelbſt zu den Typen oder Abdrücken in botaniſchen Werken gebrauchte, iſt alſo nicht der erſte Erfinder dieſer Kunſt. Der Profeſſor Kniephof legte 1727 (1728) mit Hülfe des Buchdruckers Funke zu Erfurt die erſte ordentliche Druckerei an, worin auf Schreibpapier ſchwarze Pflanzenabdrücke von natürlichen Pflanzen geliefert wurden. Dieſe Arbeit blieb aber liegen, als eine Feuersbrunſt die Beſitzungen Kniephof's, 1736, in Aſche gelegt hatte. Der Buchdrucker Trampe verbeſſerte darauf mit Hülfe des Profeſſors Ludwig den Kräuterdruck, und beide gaben 12 Centurien von Abdrücken heraus. 1728 verfertigte der Eng-

Digitized by Google

länder Kirnhals die ersten Pflanzenabdrücke mit bunten Farben, welche Kunst 1734 von Seutter zu Augsburg wiederholt wurde. Der Doctor Junghans zu Halle hat nachher die Mittel entdeckt, fast alle Pflanzen (die zu weichen ausgenommen) so abzudrucken, daß sie mindestens den Kupferstichen an die Seite gesetzt werden können, vor denen sie den Vorzug der größern Wohlfeilheit und Natürlichkeit haben.

Kräuterkunde (medicinische) gehört als Hülfswissenschaft zur Arzneikunde, und zwar in die Lehre von den Arzneimitteln. Wir unterscheiden deswegen die besondre Kräuterkunde, in medicinischer Rücksicht, von der allgemeinen, der wir den Namen Botanik, Pflanzenkunde, lassen wollen, und rechnen zu jener bloß die Summe von botanischen Kenntnissen, deren der Arzt, als solcher, zu seiner vollkommnen Ausbildung bedarf. Der Botaniker von Profession muß den ganzen Umfang dieser Wissenschaft inne haben, — wozu, bei der jetzigen Ausbreitung und Höhe derselben, ein Menschenleben beinahe ausschließlich gehört. Der Arzt, welcher die Botanik zu seinem Hauptstudium machen wollte, würde daher seiner Ausbildung sehr schaden, da die medicinische Kräuterkunde nur einen Theil der Arzneikunde ausmacht, und in der historischen Kenntniß derjenigen Pflanzen besteht, die einen Beitrag zu den Heilmitteln liefern, so wie in der Kenntniß der Physik der Pflanzen, in soweit sie dazu dient, den organischen Bau derselben mit dem der Thiere zu vergleichen und die Gesetze des organischen Lebens zu erläutern. So können wir auch eine ökonomische, eine Forst-Kräuterkunde u. s. w. unterscheiden. H.

Krebs, Krebsschaden, ein höchst bösartiges Geschwür, dessen Entstehung in einer Drüse, oder in drüsigten Theilen Statt findet, von da aber auch auf andre Theile sich fortpflanzen kann. Der Ursprung des Krebses ist meistens in verhärteten (scirrhösen) Drüsen, doch darf man deswegen nicht jede Drüsengeschwulst als Anlage zum Krebs fürchten, denn es gibt auch dergleichen, welche ohne Nachtheil sind, und sich leicht wieder zertheilen lassen. Entstehen in veralteten Scirrhen plötzliche Schmerzen und Stiche, so ist der Übergang in Krebs zu befürchten, und man nennt es den verborgnen Krebs. Dabei wird die Verhärtung größer, es laufen blaue aufgetriebne Adern um die Geschwulst herum, welche von ihrem Ansehn (besonders auf einer Brust) wahrscheinlich zu dem Namen Veranlassung gegeben haben. Bricht die Geschwulst auf und bildet ein um sich fressendes, sehr schmerzhaftes, leicht blutendes und mit vielen Auswüchsen, welche schnell emporkommen, versehenes, übelriechendes Geschwür, so heißt dies der der offene Krebs. Zur Entstehung des verborgnen Krebses gibt oft äußere Verletzung der Drüsen, ein Stoß, Druck oder Reiben die erste Veranlassung; doch kann auch eigenthümliche Erzeugung des Krebsgiftes und Absatz desselben Statt finden. Im letztern Falle ist die Heilung sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich; im erstern Falle ist das Ausschneiden der Verhärtung das sicherste Mittel. Oft wird ein Geschwür krebsartig genannt, nur weil es an Bösartigkeit und Hartnäckigkeit dem wahren Krebse nahe kommt. H.

Kreide gehört nach der Bestimmung der neuern Chemiker zu den kohlensauren Kalkerden, und besteht aus feinen, mager anzufühlenden Theilen, die nur leicht an einander hängen und sich daher leicht an fremde Körper ansetzen. Dies ist der Grund, warum Kreide so leicht abfärbt. Sie besitzt im Allgemeinen die Eigenschaften der Kalkerden. Die reinste ist schneeweiß und fällt in's Graue, je mehr sie mit Thon und Kieselerde vermischt ist. Ihr Name kommt wahrscheinlich von

Digitized by Google

Creta (jetzt Kandia) her, welche Insel sie nicht nur in großer Menge, sondern auch in besondrer Güte liefert. In England, Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Dänemark und andern Ländern ist sie sehr gemein und bildet daselbst oft ganze Vorgebirge, zumal an den Seeküsten, wie in England. In letzterm Lande brennt man aus der Kreide Kalk; wir brauchen sie zum Schreiben, mit Leim vermischt als Farbe, und zum Poliren des Silbers und andrer Metalle. Sie wird ferner zur Verfertigung des Spiegelglases, des reaumur'schen Porzellans, der Schmelztiegel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Düngmittel auf thonigen Aeckern und noch zu andern Behufe gebraucht. Durch sie kann man saures Bier verbessern, Fettflecke aus dem Papiere bringen, und in Verbindung mit Alaun, ranzige Oele wieder herstellen. Die Kreide kommt mehrentheils aus England und Dänemark in ganzen Ladungen als bloßer Ballast nach Hamburg, Bremen und andern Seestädten.

Kreis, circulus, in der **Geometrie**, die in sich selbst geschlossene, krumme Linie, in welcher alle Punkte von dem Mittelpunkte gleich weit abstehen; welcher Abstand Radius oder Halbmesser genannt wird. — Figürlich heißt Kreis jede Rückkehr zu dem Punkte, wo man ausgegangen war. So begeht man z. B. einen Kreis oder **Cirkel** (s. d.) im Beweise, wenn man den Schluß des Beweises schon im Anfange desselben vorausgesetzt hat. — Aus der geometrischen Erklärung des Kreises folgt, daß die Größe seines Umfangs (Peripherie) allein von der Größe seines Durchmessers abhängt, und es ist daher eine höchst wichtige Aufgabe, das Verhältniß des Durchmessers zum Umfange zu finden, d. h. den Kreis zu rectificiren, weil man hierbei die krumme Linie des Kreises sich in eine gerade verwandelt denken muß. Inhalt des Kreises heißt der Flächeninhalt der vom Kreise begrenzten Ebene, der dem Product aus dem Umfange in den halben Radius gleich ist. Gäbe es ein rationales Verhältniß (d. i. ein Verhältniß in ganzen Zahlen) der Kreisfläche zu einer Quadratfläche, so hätte man offenbar zugleich auch ein rationales Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie. Weil nun dieses Verhältniß häufig aus jenem Flächeninhalt ist gesucht worden, so wurde die Rectification des Kreises gewöhnlich Quadratur (Quadratur des Cirkels) genannt. Aus geometrischen Gründen aber ist kein rationales Verhältniß des Durchmessers zum Umfange möglich, sondern es kann dasselbe nur näherungsweise gefunden werden, doch so genau und weit genauer noch, als es zu irgend einem Zwecke nöthig ist. Indeß hat es in den neuesten Zeiten noch Cirkelquadrirer gegeben, die sich ihr ganzes Leben hindurch damit beschäftigt und in ihrer Unwissenheit am Ende ein Ergebniß gefunden haben, das sich weit von der Richtigkeit entfernte. Setzt man den Durchmesser $= 1$, so ist nämlich der Umfang $= 3,141\,592\,6535$ u. s. w. So weit hat schon Franz Vieta diese Zahl gefunden. Nachher ist sie weiter bestimmt worden von Adrianus Romanus bis auf 15, von Ludolph von Köln (von ihm wird sie auch die ludolphische Zahl genannt) bis auf 35, von Sharp bis auf 72, von Machin bis auf 100, von Lagny bis auf 126, und endlich findet sie sich in einem orfordischen Manuscript bis auf 156 Decimalstellen berechnet. Zuerst fand Archimedes das Verhältniß des Durchmessers zum Umfange wie 7 zu 22, oder wie 1 zu 3, 142... nachher Metius wie 113 zu 355, oder wie 1 zu 3, 141 592 9, also schon bis auf 6 Decimalstellen richtig, was zu den meisten Zwecken hinlängliche Genauigkeit gibt. L.

Kreml (Kremlin) das kaiserliche Residenzschloß in der Stadt

Moscau. Es macht gleichsam eine kleine Stadt aus, und ist mit dreifachen, dicken Mauern und einem tiefen Graben umgeben, auch mit Geschütz versehen. Es befinden sich in diesem Schlosse, außer zwei Klöstern, viele steinerne Kirchen, insonderheit die Kathedralkirche, in welcher letztern jedesmal die kaiserliche Krönung geschieht. In der Kirche zum Erzengel Michael ist das Begräbniß der russischen Monarchen, und hinter derselben das Haus des ehemaligen Patriarchen, in welchem sich jetzt die geistliche Synode versammelt und eine an griechischen und russischen Handschriften reiche Bibliothek vorhanden ist. Im Schlosse selbst haben die kaiserlichen Collegien ihren Sitz; auch befindet sich das Zeughaus in demselben. Als am Ende des J. 1812 bei dem Vordringen des französischen Heeres die Stadt von den russischen Behörden freiwillig angezündet und den Flammen Preis gegeben wurde, brannte ein Theil des Kreml's ebenfalls mit ab; den andern aber sprengte der Marschall Mortier, auf Napoleons Befehl, bei der Räumung Moskaus, so daß nur noch einzelne Ringmauern stehen blieben. Alexander hat den Kreml wiederhergestellt.

Kretinen, Kreidlinge, eine eigne Menschenart, die sich durch Mißgestalt des Körpers und Geistesschwäche auszeichnet. Sie haben nämlich einen dicken, unförmlichen, oben platten Kopf, plumpe, grobe Gesichtszüge, schlaffe Muskeln an Backen, Händen und Füßen, röthliche Augen ohne Geist und ohne den geringsten Ausdruck, einen großen Kropf, der nicht selten bis über die Brust herabhängt. Sie sind fühllos und keiner höhern Bildung fähig, dabei äußerst träg, unreinlich und gefräßig. In den Thälern des Walliserlandes, der Schweiz und Savoyens kommen sie am häufigsten vor. Sie machen wohl auf 1000 Familien aus, und pflanzen meistens den Kretinismus (so nennt man diese krankhafte Verunstaltung selbst) unter sich fort; doch können auch gesunder Eltern Kinder Kretinen werden. Manche Menschen in den dortigen Gegenden halten die Kretinen für heilig und verehren sie aus Aberglauben. Man schreibt die Entstehung des Kretinismus der ungesunden, feuchten und eingeschlossenen Luft der tiefen Thäler, dem unreinen, mit vielen erdigen und andern fremdartigen Theilen versehenen Wasser, der Unreinlichkeit der Strassen, der Trägheit, dem Schmutz und den Mangel an Bildung der Einwohner selbst zu. Das Übel könnte vermindert und vielleicht ausgerottet werden, wenn die Heirathen der Kretinen unter einander verboten würden, anstatt daß der Aberglaube sie hie und da befördert; wenn man Kinder, bei denen man einen Ansatz zu der Krankheit bemerkt, in hoch liegenden Gegenden, in welchen der Kretinismus nicht vorkommt, erziehen ließe; wenn man die Reinlichkeit, Thätigkeit und Geistesbildung der Bewohner jener Thäler mehr beförderte (s. auch Kakerlaken. H.

Kretschmann (Carl Friedr.) ein bekannter deutscher Dichter, namentlich ein geistvoller Epigrammatist, wurde 1738 zu Zittau in der Oberlausitz geboren, woselbst sein Vater Oberamtsadvocat war. Auf dem Gymnasium daselbst erhielt er die erste wissenschaftliche Bildung, worauf er 1757 die Universität zu Wittenberg bezog, um daselbst die Rechte zu studiren. In demselben Jahre verlor er, außer seinem Vater, auch noch sein ganzes Vermögen durch das Bombardement von Zittau. 1764 wurde er Oberamtsadvocat und 1774 Gerichtsactuarius daselbst. 1797 setzte ihn der Magistrat als Emeritus in den Ruhestand, in dem er 1809 starb. Kretschmann hat sich in mehrern Arten der Dichtkunst nicht geringe Verdienste erworben: er bearbeitete das Bardenlied, das

epische Gedicht, die Hymnen, die Ode, das schmerzhafte Lied, die Elegie, das Singgedicht, die Fabel und Erzählung, so wie das Drama. Auch als Prosaiker und Übersetzer hat er sich zu seinem Vortheile bekannt gemacht. Unter dem angenommnen Namen: Rhingulf der Barde zog er durch seine Bardiete Aufmerksamkeit auf sich. Unter seinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten zeichnen sich viele durch Neuheit, Wahrheit, Witz und Feinheit, so wie durch geschmackvolle Sorgfalt und strenge Politur aus. Seine sämmtlichen Werke sind Leipzig 1784 — 1805 in 7 Theilen herausgegeben worden.

Kreutzer, (Rudolph), ein berühmter Tonsetzer und einer der ersten Violinspieler in Europa, geb. zu Versailles 1767. Sein Lehrer auf der Violine war Anton Stamitz. Kaum 13 Jahre alt, spielte er ein von ihm gesetztes Concert öffentlich mit großem Beifall. Im 19ten Jahre hatte er zwei große Opern gesetzt, die dem Hofe gefielen, daß ihn die Königin zu ihren Privatconcerten mit auswählte. In der Folge machte er Kunstreisen in Italien, Deutschland und Holland; darauf wurde er erster Violinist bei Napoleon's Kapelle und bei der großen Oper, auch Mitglied des Conservatoriums. Gegenwärtig ist er Professor des Violinspiels bei der königl. Schule für Musik und Declamation. Er hat an der, von Baillot für den Unterricht im Conservatorium herausgegebnen Violinschule Theil genommen, und selbst mehrere Concerte, Symphonien, Duos, Sonaten u. s. w. herausgegeben. Für die große Oper hat er den Astyanax (mit schönen Chören), Aristipp und den Tod Abels, auf einige Ballete gesetzt, und für die komische Oper 9 Opern, darunter Lodoiska, Jeanne d'Arc u. a. m. — Sein jüngerer Bruder, beim Orchester der großen Oper, ist ebenfalls ein ausgezeichneter Violinspieler.

Kreuz. Der Umstand, daß Jesus am Kreuze gestorben ist, hat dies, bei den Römern übliche Werkzeug der schimpflichsten Todesstrafe zu einem heiligen Zeichen erhoben, dessen sich die Christen als Unterscheidungs- und Erinnerungsmerkmal bedienen. Der Gebrauch, sich zum Andenken des Todes Jesu zu bekreuzigen, geht bis auf das dritte Jahrh. zurück. Constantin der Große ließ auf öffentlichen Plätzen, in Palästen und Kirchen Kreuze aufstellen, und schon damals bemalte man damit den Eingang der Häuser, um sie als christliche zu bezeichnen, auch wurden späterhin die meisten Kirchen in Kreuzesform gebaut. Zum Gegenstande der Verehrung wurde es aber erst, nachdem die Kaiserin Helena, Constantins Mutter, das Kreuz, an dem Jesus gestorben sein sollte, in Jerusalem gefunden, und einen Theil davon nach Konstantinopel gebracht hatte. Daher schreibt sich das Fest der Kreuzeserfindung in der kathol. Kirche, welches den 3ten Mai gefeiert wird. Nun galt es bald als Panier des Sieges und der freudigsten Hoffnungen; Fahnen und Waffen wurden damit geschmückt und der Kaiser Heraklius glaubte das Palladium seines Reichs wiedererobert zu haben, als er jenes zu Jerusalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes, das den Persern 616 in die Hände gefallen war, 613 von ihnen wiedergewann. Zum Andenken an diese Wiedergewinnung wurde das Fest der Kreuzeserhöhung gestiftet, weil Heraklius das Kreuz zu Jerusalem auf der Schädelstatte aufrichten ließ. Es fällt den 14. Sept. Wunderbar vervielfältigte sich diese heilige Reliquie; unzählige Kirchen wußten Stückchen davon aufzuweisen, deren wunderthätige Kraft sich durch die erstaunungswürdigsten Thatsachen bewährt haben sollte, und man glaubte im Ernst, daß es sich theilen lasse, ohne kleiner zu werden. Vergeblich fochten die Bilderstürmer auch die Anbetung des Kreuzes an;

man glaubte, ihm mit dem daran gehefteten Bilde des sterbenden Erlösers (Crucifix) vor allen andern Heiligenbildern Verehrung schuldig zu sein, und nach dem Lehrbegriffe Johannes von Damask wurde es im 7. Jahrh. in den Kirchen des Orients förmlich angebetet. Daß auch der Occident seiner Gestalt geheime Kräfte zuschrieb, beweist die Kreuzprobe oder das Kreuzgericht (s. Ordalien). Die Feldzüge, welche die Christenheit im Mittelalter zur Wiedereroberung des heiligen Landes geführt hat, sind ebenfalls vom Kreuze benannt (s. Kreuzzüge), weil sich jeder Theilnehmende mit einem, auf sein Kleid gehefteten Kreuze von rothem Tuch, Seide oder goldnem Bande bezeichnen und dadurch zum Kreuzfahrer machen ließ. Einen andern Sinn hatten die, unter dem Namen: Kreuzbrüder, im Anfange des 15. Jahrh. nach Art der Geißler herumschweifenden Rotten, die nur schwärmerische Bußübungen und Absonderung von den kirchlichen Mißbräuchen beabsichtigten. E.

Kreuzbulle, s. Cruzada.

Kreuzen (in der Schifferſprache) heißt, sich einige Zeit auf einer Höhe in der See halten, um daselbst Schiffe zu erwarten, Kaper oder Schleichhändler zu entfernen, feindliche Schiffe wegzunehmen, Zufuhr abzuschneiden, Flotten zu beobachten, oder sonst aus andern Absichten (wie oft die Kaper selbst) in einer Gegend des Meeres hin und her fahren. Die kreuzenden Schiffe sperren die Häfen, sichern vor Landungen und suchen überhaupt den ankommenden Schiffen, insofern sie diese als feindliche zu betrachten haben, den möglichsten Schaden zuzufügen, der in ihrer Gewalt steht. Die Schiffe, welche dazu gebraucht werden, sind bewaffnet und führen den NamenKreuzer, so wie die Gegend, wo sie sich umher treiben, die Höhe des Kreuzens heißt.

Kreuzfahrer, s. Kreuzzüge.

Kreuzherren, Kreuzträger, ein, ursprünglich zum Hospitaldienste gestifteter, später zum Klosterleben übergegangner Orden regulirter Chorherren, welcher sich durch ein rothes Kreuz auf der schwarzen Kleidung auszeichnet. Noch jetzt sind die Kreuzherren Besitzer ansehnlicher Pfründen in Böhmen und bekleiden meist Kirchenämter und Professuren an der Universität ju Prag. Sprichwörtlich versteht man unter Kreuzträger einen Menschen den schwere Leiden drücken, einen frommen Dulder, mit Anspielung auf das Leiden Christi, der unter andern gezwungen ward, das Kreuz, an welchem er sterben sollte, selbst nach der Gerichtsstätte zu tragen. E.

Kreuzzüge, sind die von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11. Jahrh. bis gegen das Ende des 13ten Jahrh. zur Eroberung Palästina's unternommenen Kriege. Kreuzzüge wurden sie genannt, weil alle in diese heiligen Kämpfe ziehende Krieger (Kreuzfahrer genannt) das Zeichen des Kreuzes trugen. Längst befanden sich die christlichen und mohammedanischen Völker im Kriegsstande, in Asien nicht nur, sondern auch in Europa, wo die, dem mohammedanischen Glauben ergebnen Mauren oder Mohren sich in der pyrenäischen Halbinsel festgesetzt hatten, und das Christenthum durch den Islamismus beeinträchtigt worden war. Tief schmerzte es die frommen Völker des Abendlandes, daß sie das heilige Land, wo der Stifter ihres Glaubens gelebt und für das Heil der Welt gelitten hatte, wo noch das Grab des Erlösers sich befand, nach welchem fromme Pilgrime wallfahrteten, in der Gewalt der Ungläubigen wissen mußten. Die aus dem Morgenlande zurückkehrenden Pilgrime konnten die Gefahren,

Digitized by Google

denen ein frommer Wallfahrer ausgesetzt war, nicht genug schildern, besonders ward der fatimitische Kalif, Hakem, als ein Nero beschrieben, welcher, der Sohn einer Christin, den Verdacht, daß er selbst geheimer Christ sei, in dem Blute der Christen abwaschen wolle. Dazu kam der kriegerische Unternehmungsgeist, welcher im Mittelalter die fränkisch-germanischen Völker beseelte, und der Vortheil, welchen sich die Menschen jedes Standes und Verhältnisses von diesen Unternehmungen versprachen. Der Papst betrachtete sie als das Mittel, das Christenthum unter den Ungläubigen auszubreiten und ganze Nationen dem Schooße der Kirche zuzuführen; die Fürsten hofften Sieg und Erweiterung ihrer Herrschaft; die Völker erwarteten, rühmliche Abentheuer zu bestehen, und der, in den meisten Gegenden Europa's verarmte Landmann zog willig nach dem Lande, welches man sich als ein Paradies dachte. Auch wurden den Theilnehmern an dem heiligen Kriege die kräftigsten Segnungen verheißen. Die Hoffnung, die heiligsten Oerter der Erde zu betreten, mußte auf jedes fromme Gemüth mächtig wirken, und in der gewissen Aussicht auf die Freuden des Himmels verlor der Tod seine Schrecken. Aus diesen Ursachen muß man die Kreuzzüge und den Eifer der Völker für diese Unternehmungen erklären. Die Veranlassung zum ersten Kreuzzuge gab Peter von Amiens, oder Peter der Einsiedler, welcher im J. 1093 mit andern Wallfahrenden nach Jerusalem gereist war. Nach seiner Rückkehr ging er zu dem Papste Urban II., schilderte ihm auf das Beweglichste den traurigen Zustand der Christen im Morgenlande, und überbrachte ihm ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem, in welchem er die abendländischen Christen flehentlich bat, ihren bedrängten Brüdern beizustehen. Der Papst eröffnete die, im J. 1095 zu Piacenza, wegen der zahlreichen Menschenmenge unter freiem Himmel gehaltne Kirchenversammlung mit dem, was ihm Christus durch Peter den Eremiten habe sagen lassen, ließ die Gesandten des griechischen Kaisers Alexius den traurigen Zustand der Christenheit im Morgenlande schildern, und bewog viele zu dem Versprechen, den bedrängten Brüdern im Morgenlande Hülfe zu bringen. Noch größer war die Bewegung, welche er auf der, 1096 zu Clermont veranstalteten Kirchenversammlung, wo Abgeordnete aller Nationen zugegen waren, hervorbrachte. Denn er begeisterte die ganze Versammlung so für seinen Plan, daß sie, nachdem er ihr das Elend der morgenländischen Christen geschildert hatte, einstimmig ausrief: Gott will es! Noch in demselben Jahre zogen unzählbare Heeresscharen auf verschiednen Wegen aus. (Man rechnet dies als den ersten Kreuzzug). Viele dieser Scharen aber, welchen alle Kriegszucht mangelte, wurden in den Ländern, durch welche ihr Weg sie führte, aufgerieben, ehe sie noch Konstantinopel, welches man zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt hatte, erreichten. Ein wohlgeordnetes, auserlesenes Heer von 80,000 Mann aber führten Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, Hugo, der Bruder des Königs Philipp von Frankreich, Balduin, Gottfrieds Bruder, Robert von Flandern, Raimund von Toulouse, Boemund, Tancred von Apulien und andre Helden. Mit diesem Heere zogen die kriegserfahrnen Führer durch Deutschland und Ungarn, setzten über die Meerenge von Gallipoli, eroberten 1097 Nicäa, 1098 Antiochien und Edessa, und endlich 1099 Jerusalem selbst. Gottfried von Bouillon ward zum König von Jerusalem ernannt, starb aber schon im J. 1100. Der Ruf von der Eroberung Jerusalems entflammte den Eifer auf's neue; im J. 1102 brach eine Masse von 260,000 Menschen aus

Europa auf, welche aber theils auf dem Wege, theils durch das Schwert des Sultans von Konia umkamen. Auch wurden von den Genuesern und andern schiffahrenden Völkern Seezüge unternommen. Einen zweiten großen und regelmäßig geleiteten Kreuzzug veranlaßte der Verlust von Edessa, welches die Sarazenen 1142 einnahmen. Die Nachricht von diesem Verluste erregte große Bestürzung in Europa, und man befürchtete, auch die übrigen Besitzungen und Jerusalem selbst würden wieder verloren gehen. Darum ermahnte der Papst Eugen III., unterstützt durch den heiligen Bernhard von Clairvaux, den Kaiser Conrad III. und den König von Frankreich, Ludewig VII., das Kreuz zu nehmen. Beide Fürsten zogen im Jahre 1147 mit zahlreichen Heeren aus; ihr Unternehmen aber hatte keinen glücklichen Erfolg, und sie mußten das Königreich Jerusalem in einem schwächern Zustande, als sie es gefunden hatten, verlassen. Als der Sultan Saladin 1187 den Christen Jerusalem wieder entrissen hatte, flammte die Begeisterung in Europa höher auf, als selbst zu Anfange der Kreuzzüge, und die Beherrscher der drei europäischen Hauptreiche, der Kaiser Friedrich I., Philipp August, König von Frankreich, und Richard I., König von England, entschlossen sich, persönlich Heere gegen die Ungläubigen zu führen (1189). Man rechnet dies als den dritten Kreuzzug. Friedrichs Unternehmen hatte keinen glücklichen Erfolg; den Königen von Frankreich und England aber gelang es, Acre oder Ptolomais zu erobern, welches bis zur völligen Beendigung der Kreuzzüge das Bollwerk der Christen im Orient blieb. Den vierten Kreuzzug führte der König von Ungarn, Andreas II., 1217 zu Wasser an. Dem deutschen Helden, Friedrich II., welcher 1223 genöthigt war, von dem Papste, der ihn verderben wollte, um ein, in seiner Jugend gegebnes Versprechen zu lösen, einen fünften Kreuzzug zu übernehmen, gelang es, Jerusalem wieder zu erobern, ob er sich gleich den dauernden Besitz des Landes nicht zu sichern vermochte. Die Reihe der Helden, welche die Unternehmungen führten, schließt Ludwig der Heilige, König von Frankreich, auf einige würdige Weise (sechster Kreuzzug von 1248 an), obgleich das Schicksal seinen, mit Klugheit entworfenen und mit Tapferkeit ausgeführten Plan vereitelte. Noch während Ludwig in Aegypten verweilte (denn in Aegypten, dem Sitz der damaligen Beherrscher von Palästina, wollte er das heilige Land erobern), ereignete sich hier eine Revolution, welche für den Besitz des heiligen Landes entscheidend war. Saladin's Haus wurde gestürzt, und es bildete sich die Herrschaft der Mamelucken und Sultane. Diese wurden Eroberer, und die Besitzungen der Christen in Palästina wurden ihr Ziel. Tripolis, Tyrus, Broylus kamen nach und nach in ihre Hände, und mit Acre oder Ptolemais fiel 1291 das letzte Bollwerk und der letzte Rest des christlichen Reichs auf dem Festlande von Asien. Ward nun gleich der eigentliche Zweck dieser Unternehmungen nicht erreicht, und wurden Millionen Menschen das Opfer derselben, so waren sie doch von der größten Wichtigkeit für die europäische Menschheit. Denn durch diese Unternehmungen ward eine engere Verbindung unter den europäischen Völkern vermittelt, ward das Steigen des Bürgerstandes vorbereitet, theils, indem der Adel durch diese kostspieligen Züge verarmte, theils, indem ein Handelsverkehr in Europa sich bildete, mithin den Städten große Reichthümer zuführte, ward der Gesichtskreis des menschlichen Geistes erweitert, und eine große Anzahl neuer Kenntnisse und Künste nach Europa gebracht. Der gegenwärtige Zustand der europäischen Welt ist größtentheils eine mittelbare Folge dieser Unternehmun-

Digitized by Google

gen. Von den neuern Schriften über diese merkwürdigen Begebenheiten sind besonders die Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten, von Friedrich Wilken, Leipzig 1807 — 19, 3 Theile; Haken's Gemälde der Kreuzzüge (Frankf. a. d. O. 1808) und die Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge, Leipzig bei Brockhaus (2 Bd. 1821—22) zu bemerken. Unter den Franzosen hat Michaud und unter den Engländern Mills neuerlich die Geschichte der Kreuzzüge bearbeitet. Über den Einfluß der Kreuzzüge auf die europäische Welt aber findet man in der Schrift von Heeren: Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, Göttingen 1808, sehr befriedigende Belehrungen. N.

Krieg ist im Allgemeinen der Zustand der Gewaltthätigkeit unter unabhängigen Menschen. Im völkerrechtlichen Sinne derjenige Zustand unter unabhängigen Nationen, wo diese ihre Rechte mit Gewalt verfolgen, oder der Zustand der öffentlichen Feindseligkeit zwischen Völkern. Diesen Zustand pflegt man auch öffentlichen Krieg im engern Sinne zu nennen, zur Unterscheidung vom Bürgerkriege, d. i. von dem Kriege eines Theils des Volks gegen den andern. Eine gewöhnliche Eintheilung ist die in Angriffs- und Vertheidigungs- (Offensiv- und Defensiv-) Krieg, wobei man sich jedoch wohl hüten muß, zu glauben, daß der nothwendig einen Angriffs-Krieg führe, der zuerst zu Feindseligkeiten schreitet; denn oft kann der, der sich nur zu vertheidigen scheint, der wirkliche Angreifer sein, wenn er entweder vorher die Rechte des andern Theils verletzte, oder eine, bis zur moralischen Gewißheit gesteigerte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß er dies thun werde. Bekanntlich pflegt jeder der kriegführenden Theile sich gern das Ansehn zu geben, als führe er nur einen Vertheidigungskrieg, theils um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, die, wiewol nicht immer mit Grund, den Vertheidigungskrieg für rechtmäßig, den Angriffskrieg für unrechtlich erklärt, theils aber auch, damit er, falls er mit andern Mächten in Schutzbündnissen steht, unter dem Vorwande der eingetretenen Bedingung, die vertragsmäßige Hülfe in Anspruch nehmen könne. Was das Recht, Krieg zu führen, betrifft, so steht dasselbe nur dem jedesmaligen Souverän und demjenigen zu, dem dieses Recht von dem Souverän ausdrücklich übertragen worden ist; ein Fall, der sich z. B. bei großen Handelsgesellschaften nicht selten ereignet. Jeder aber, der ohne Auftrag von Seiten des Souveräns Feindseligkeiten übt, wird von der andern kriegführenden Partei als Räuber bestraft. Zur See werden nicht nur die Kriegsschiffe, sondern auch die Kaper, sobald sie mit hinreichenden Vollmachten von Seiten des Staats versehen sind, unbedingt als rechtmäßige Feinde angesehen, und nur diejenigen, die ohne eine solche Ermächtigung sich Feindseligkeiten erlauben möchten, als Seeräuber bestraft.

Kriegsbaukunst, s. Ingenieurkunst.

Kriegsgefangne. Durch den ausgebrochnen Krieg werden beide Theile berechtigt, alle Personen, die zu der feindlichen Nation gehören, als ihre Feinde anzusehen und zu behandeln, welches jedoch der völkerrechtliche Gebrauch auf die Befugniß beschränkt, die feindlichen Individuen außer Stand zu setzen, uns zu schaden (s. Kriegsrecht). Daher folgt, daß auch das Recht, Kriegsgefangne zu machen, so wie das, die Feinde zu tödten, nur gegen diejenigen Statt hat, welche Widerstand leisten. Diejenigen aber, die, ohne Waffen zu führen, dem Heere folgen, sollen der Strenge nach nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden können, so wenig als dies bei den übrigen Un-

Digitized by Google

bewaffneten rechtlich ist, insofern sich dieselben keine Widersetzlichkeit zu Schulden kommen lassen. Als Kriegsgefangne sind vielmehr allein anzusehen und zu behandeln sowol diejenigen, welche die Waffen wegwerfen und sich selbst für Kriegsgefangne erklären, als auch alle die, welche bewaffnet, aber durch Wunden entkräftet, nicht ferner sich zu vertheidigen im Stande sind, wo es also eine Barbarei sein würde, sie zu tödten oder zu verwunden. In die Klasse derjenigen aber, die zwar dem Heere folgen, aber ohne die Waffen zu führen, und die eben deshalb auch nicht als Feinde behandelt, also nicht zu Kriegsgefangnen gemacht werden sollten, gehören vornehmlich: Feldprediger, Aerzte, Wundärzte, Marketender, Quartiermeister, Pfeifer und Tambours; jedoch kommt es auf die jedesmaligen besondern Umstände an, inwiefern die genannten Personen in ihrer bürgerlichen Eigenschaft respectirt werden können. Die Kriegsgesetze erlauben durchaus nicht, Kriegsgefangne zu verletzen; nur ihrer Habe sich zu bemächtigen, ist dem, der sie gefangen nimt, gestattet, und bis zu Ende des Kriegs, oder bis zu erfolgter Auswechselung sie in Gefangenschaft zu halten. Kriegsgefangne zu tödten, kann nur mit der seltnen Nothwendigkeit der Wiedervergeltung, oder dem noch seltnern Falle, wo besondre militärische Gründe ein solches Verfahren entschuldigen möchten, berechtfertigt werden; nur Spione und Freibeuter, oder Plünderer, d. h., solche Soldaten, die einzeln oder in kleinen Haufen, ohne Befehl ihrer Offiziere, sich Gewaltthätigkeiten, Feindseligkeiten und Plünderungen gegen die Einwohner erlauben möchten, können auf die Behandlung als Kriegsgefangne keinen Anspruch machen; beide werden vielmehr in der Regel mit dem Tode bestraft. Eben so hat auch der völkerrechtliche Gebrauch die Gewohnheit, Kriegsgefangne zu Sklaven zu machen oder in fremden Ländern zu verpflegen, längst unter gebildeten Nationen verbannt. Jede Nation ist in der Regel verpflichtet, die Kriegsgefangnen, die sie gemacht hat, zu unterhalten; doch pflegen nicht selten, zumal bei langwierigen Kriegen, beide Theile übereinzukommen, ihre in der Gewalt des Feindes befindlichen Landsleute selbst unterhalten zu wollen. Nicht immer werden jedoch die wechselseitig gemachten Kriegsgefangnen von den kriegführenden Mächten bis zu Ende des Kriegs gefangen gehalten; häufig werden sie noch während der Dauer desselben entlassen oder ausgewechselt. Die ehemalige Sitte, den Gefangnen gegen ein, von ihm zu zahlendes Lösegeld wieder in Freiheit zu setzen, ist in neuern Zeiten außer Gebrauch gekommen. Dagegen entläßt man häufig die Gefangnen, vorzüglich die die Offiziere, auf ihr Ehrenwort, nicht eher wieder zu dienen, als bis sie förmlich ausgewechselt worden, und so oft es gefodert werden wird, sich zu stellen: und jeder, der das gegebne Ehrenwort bricht, wird im Wiederbetretungsfalle als ein Ausreißer bestraft. Oder man entläßt die Gefangenen gegen das Versprechen, nur während einer bestimmten Frist, wie z. B. während der Dauer des Kriegs, oder binnen Jahresfrist nicht weiter zu dienen. Endlich werden auch während des Krieges häufig Übereinkünfte über die wechselseitige Auslieferung gewisser Kriegsgefangnen geschlossen. Über die Art der Auswechselung s. d. Art. Auswechselung der Kriegsgefangenen.

Kriegsgesetze heißen im weitesten Sinne alle, sich auf den Krieg beziehenden Gesetze, insbesondre die Kriegsartikel (s. Kriegsrecht) und militärischen Gesetze; ferner alles, was im Kriege zwischen Nationen üblich und gebräuchlich ist. In einem engern Sinne versteht man unter dem Ausdrucke, Kriegsgesetze: nur die Kriegsmanier,

oder diejenigen Regeln und Gebräuche, über welche die gebildeten Nationen übereingekommen sind, um die Übel des Kriegs nicht unnöthiger Weise zu vermehren. Dadurch sind manche Maßregeln als völlig unzulässig im Kriege erklärt worden, andre dagegen zwar in der Regel als unzulässig, aber durch außerordentliche Umstände und durch die höchste Noth zu entschuldigen. Die Befugniß, zu dergleichen, in der Regel durch die Kriegsmanier verbotnen Maßregeln in außerordentlichen Fällen seine Zuflucht zu nehmen, wird alsdann mit dem Namen der Kriegsraison bezeichnet. Unter die wichtigsten, durch allgemeine, stillschweigende sowol, als ausdrückliche Übereinkünfte der gebildeten Nationen festgesetzten Kriegsregeln gehören hauptsächlich folgende: es dürfen keine Feindseligkeiten geübt werden, bevor der Krieg nicht förmlich angefangen hat, das heißt, seit der Mitte des 17. Jahrh., bevor derselbe nicht durch beiderseitig erlassene Manifeste erklärt war; dahingegen aber ist in neuern Zeiten der Krieg zuweilen gar nicht ausdrücklich erklärt worden; unter Napoleon ließ dieser durch eine Botschaft an den Senat seinen Entschluß zu einem neuen Kriege bekannt machen. Das bloße Aufheben der bestehenden Verträge zwischen zwei Mächten und das Zurückrufen der Gesandten ist nicht nothwendig als eine Kriegserklärung anzusehen. Um die Ungewißheit über den wirklichen Anfang des Kriegs zu vermeiden, hat man daher oft ausdrücklich bestimmt, die Abreise der wechselseitigen Gesandten als den Anfang des eingetretenen Kriegsstandes ansehen zu wollen. Wäre es gleich den strengen Begriffen vollkommen gemäß, alle in dem Augenblicke des ausbrechenden Kriegs bei einer der beiden Parteien befindlichen feindlichen Personen und Güter feindselig zu behandeln: so ward jedoch in neuern Zeiten nicht nur diesen, sondern auch selbst denjenigen, die nach schon ausgebrochnem Kriege, ohne etwas davon zu wissen, in's feindliche Land kommen mochten, die Rückkehr in ihr Vaterland gestattet. Erst Frankreich gab in dieser Rücksicht in unsern Tagen ein Beispiel, welches uns in die barbarischen Zeiten des Mittelalters zurücksetzte, indem es beim Wiederausbruche des Seekriegs alle, in Frankreich befindlichen Engländer, beinahe noch vor der Abreise des englischen Gesandten, für Kriegsgefangne erklärte. Während des Kriegs betreffen die Kriegsgesetze theils die Personen, theils die Güter des Feindes. In Betreff der bewaffneten und zu Gefangnen gemachten Feinde sehe man den Art. Kriegsgefangene; nur muß noch bemerkt werden, daß, obgleich es in der Regel erlaubt ist, den bewaffneten Feind zu verwunden und zu tödten, dennoch der Gebrauch gewisser Arten, dem Feinde zu schaden, wie z. B. einen Preis auf seinen Kopf zu setzen, der Meuchelmord, die Vergiftung, der Gebrauch gewisser Waffen, wie z. B. der Nägel, der Glasstücke und des gehackten Bleies, so wie zur See der glühenden und der Ketten- und Stangenkugeln, durch die Kriegsmanier für eine unerlaubte Barbarei erklärt worden ist. Dahin wird auch ziemlich allgemein die Sitte gerechnet, die Soldaten für jeden eingebrachten feindlichen Kopf zu bezahlen. Endlich erlaubte man sich gleichfalls nicht, auf einen feindlichen Souverän oder Prinzen absichtlich zu zielen, oder denselben zum Gefangenen zu machen, indem man von dem Grundsatze ausging, daß durch den Krieg die persönlich freundschaftlichen Verhältnisse der Fürsten unter einander nicht gestört werden dürften, wogegen gleichfalls von Frankreich seit dem Revolutionskriege ein ungleich weniger humaner Gebrauch eingeführt worden ist. Was die Güter des Feindes betrifft, so kommt durch die Eroberung allerdings das feindliche Land unter die einstweilige Souveränetät des Eroberers,

Digitized by Google

der dadurch, streng genommen, zur Ausübung aller Souveränetätsrechte befugt wird; dagegen aber hat der neuere Gebrauch eine Ausnahme von der Regel zu Gunsten des feindlichen Privateigenthums gemacht, welches, so lange die auferlegten Steuern richtig bezahlt werden, geschont werden soll. Freilich wird dabei vorausgesetzt, daß die Foderungen und Contributionen nicht, wie dies in unsern Tagen von Frankreich geschah, so ungeheuer vermehrt werden, daß dadurch der, dem Privateigenthümer zugesicherte Schutz wenig mehr, als ein leerer Name wird. In Seekriegen pflegt man jedoch diesen Unterschied zwischen öffentlichen und Privatgütern nicht zu machen; beide sind dort gleich gute Beute. Beinahe allgemein hat man in See- und Landkriegen den Termin von 24 Stunden angenommen, binnen welchem die Beute Eigenthum desjenigen wird, der sie machte, nach welcher Frist also jedes Recht des frühern Besitzers daran für erloschen angesehen wird. Durch die Eroberung wird zwar, wie schon bemerkt worden, der Eroberer vorläufig Eigenthümer des eroberten Landes, doch äußert dieses Verhältniß in der Regel erst dann seine Wirkung auf dritte Mächte, wenn die Eroberung von dem frühern Eigenthümer förmlich abgetreten worden ist. Bei Unterhandlungen in Kriegszeiten werden allgemein die Parlementärs als unverletzliche Personen betrachtet, wie auch die Sauvegarden; so hat auch endlich die Kriegsmanier, in Bezug auf die gegebnen oder genommnen Geißeln, in neuern Zeiten mildere Grundsätze eingeführt, indem man sich damit begnügt, sie bis zur Erfüllung der Foderungen, für deren Sicherheit sie gestellt worden, in einer mehr oder weniger engen Gefangenschaft zu halten. Cz.

Kriegskunst. Die neuere Krigskunst nimt ihren Anfang von der Einführung des Feuergewehrs und der stehenden Truppen, wodurch nothwendig die gesammte, im Mittelalter gebräuchliche Art, Krieg zu führen, verändert werden mußte. So lange es hauptsächlich persönlicher Muth und körperliche Stärke und Gewandtheit waren, die in dem Kampfe entschieden, hatte der Krieg für den Edlen ungleich mehr Reiz, als nachher; er war damals die Lieblingsbeschäftigung der höhern Klassen der Nationen. Sie fochten zu Roß, denn Jeder unterhielt sich selbst während des Kriegs; nur die Ärmern, die Knechte, bildeten das Fußvolk; eben deshalb aber mußte auch die Kriegskunst, nach unsern Begriffen beurtheilt, fortdauernd in ihrer Kindheit bleiben. Erst während des Kampfes Carls V. und Franz I. lernte man den hohen Werth eines regelmäßigen Fußvolks schätzen, und die Schweizer, damals das beste dieser Art, entschieden nicht selten das Schicksal der Schlachten. Durch die Einführung des Feuergewehrs, vorzüglich groben Geschützes (s. Kanonen), verlor der persönliche Muth und die körperliche Kraft an Werth; die Kunst mußte ersetzen, was diesen abging; zugleich aber verlor auch das Kriegshandwerk einen großen Theil seiner Annehmlichkeiten. Die Freiwilligen wurden immer seltner, man mußte immer mehr zu gedungnen Söldnern aus den niedrigsten Volksklassen seine Zuflucht nehmen, — nur, die Befehlshaberstellen zu bekleiden, ließen sich höchstens die vornehmern Stände bereitwillig finden; zugleich erfoderte das Kriegswesen eine größere Übung, größere erlernte Fertigkeiten, und so mußten allmälig stehende Heere (s. d. Art.) sich bilden. Doch war anfangs noch an keine Taktik im spätern Sinne des Worts zu denken; nur in großen, beinahe unbeweglichen Massen wurde gefochten. Durch Heinrich IV. von Frankreich sowol, als durch die Republik der vereinigten Niederlande, in ihrem Freiheitskampfe gegen Spanien, ward dies System der stehenden Heere mehr ausgebildet, wenn gleich die Stärke derselben im

Verhältniß zu den Heeren der spätern Zeit in den einzelnen Staaten nur gering blieb. Auch die Taktik machte durch die großen Feldherrntalente eines Heinrichs IV., eines Prinzen Moritz von Nassau und des Herzogs Alexander von Parma Fortschritte; vorzüglich aber war es die Belagerungskunst, die in dem spanisch-niederländischen Kriege vervollkommnet wurde. Ungleich wichtiger ward noch der dreißigjährige Krieg. Zwar bestand noch immer der größte Theil der Heere aus Menschen, die von dem Feldherrn nur für die Dauer des Kriegs angeworben waren, wie z. B. Wallenstein's Scharen; allein dagegen ward durch Gustav Adolph eine wichtige Veränderung in der Taktik hervorgebracht. Er verminderte die tiefen Stellungen, führte kleinere Abtheilungen, leichtere Waffen und manche Verbesserungen bei der Artillerie ein, wodurch überhaupt erst schnelle und künstliche Bewegungen möglich wurden. Wiederholte Siege bewährten die Vorzüge des neuen Systems vor der alten Kriegskunst, der selbst noch Wallenstein huldigte. Das gesammte Kriegswesen erhielt bald darauf, unter Ludwig XIV., durch den Kriegsminister le Tellier und dessen Sohn und Nachfolger Louvois, die Kriegskunst insbesondre durch Turenne und andre gleichzeitige, große Feldherrn, eine vollkommen veränderte Gestalt. Das System der stehenden Heere ward auf eine, bisher noch nicht gesehene Weise ausgedehnt. Statt der 14.000 Mann, die Heinrich IV. gehalten, unterhielt Ludewig XIV. seit dem nymweger Frieden schon ein Heer von 140,000 Mann. Frankreich hatte das Beispiel gegeben, alle andere Mächte folgten nach; nur die Seestaaten England und Holland sträubten sich lange Zeit gegen eine gleichmäßige Vermehrung der stehenden Heere, die man dort immer, als der Freiheit gefährlich, fürchtete. Nothwendig mußten diese großen Massen auch auf die Kriegskunst einen wichtigen Einfluß haben. Es war eine Kunst, die immer mehr in's Große getrieben ward. Frankreich war es zugleich, welches seine Grenzen auf jede Weise durch Erbauung neuer Festungen zu sichern suchte, und die französischen Kriegsbaumeister wurden besonders geschätzt. Im Anfange des 18. Jahrh. begann für das gesammte Kriegswesen und die Kriegskunst eine neue wichtige Epoche: nicht nur erhielt Rußland durch Peter den Großen ein zahlreiches, auf europäische Art gezognes und geübtes, stehendes Heer, welches nachmals unter der Regierung der Kaiserin Anna auch in seiner innern Einrichtung den Heeren der übrigen europäischen Staaten gleich gemacht ward, sondern auch Preußen trat, unter Friedrich Wilhelm I., als ansehnliche Militärmacht in Europa auf. In der preußischen Monarchie stand das stehende Heer bald mit der Bevölkerung des Staats nicht mehr im Verhältniß, und so gab Preußen vor allen zuerst das Beispiel fremder Werbungen, woraus der Übelstand sich bildete, daß der Staat viele, im Augenblicke der Gefahr unzuverlässige Krieger hatte, und daß die Disciplin schwer zu erhalten war, unter einem Theil, der zum Auswurf der Ausländer gehört hatte und den Inländer verdarb. Zur Maschine sollte das Heer werden, und wie hätte ein solches Heer auch anders dienen können. Diese Idee ward durch Friedrich II. in Ansehn gesetzt. Das System der stehenden Truppen erhielt eine Ausdehnung, wie es noch nie gehabt; preußische Taktik ward das Vorbild für alle Heere Europa's. Zugleich aber schlichen sich auch schon jetzt Fehler ein, die in der Folge nothwendig ihre nachtheilige Wirkung vollkommen äußern mußten. Die übergroße Zahl des fremden, angeworbnen Gesindels führte immer mehr zu einer entehrenden Zucht, die den Stand des Soldaten höchst elend machte; alle Aussicht auf Beförderung, und damit jeder Ehrgeiz, ward durch die ausschließliche Besetzung der Offiziersstel-

len mit Adeligen, welche sich überdies (eine natürliche Folge des langen Friedensstandes seit dem siebenjährigen Kriege) nach dem Dienstalter richtete, erstickt. So schien das System des Kriegswesens auf die höchste Stufe der Ausbildung erhoben zu sein, als die französische Revolution einen Sturm herbeiführte, der Europa in seinen Grundfesten erschütterte und die Blößen des bisherigen Systems in ihrem ganzen Umfange aufdeckte. Durch die gewaltige Ausdehnung des Systems der stehenden Heere war eine weite Kluft zwischen ihnen und den Nationen allmälig entstanden; nur das Heer war bewaffnet, nicht die Nation, diese war vielmehr gänzlich wehrlos geworden. War das Heer geschlagen, so war auch die Nation unterjocht; zugleich waren die Heere so über alles Verhältniß zu den Geldkräften der Staaten vergrößert, daß sie nothwendig für den Gebrauch größtentheils todt bleiben mußten. Die Übertreibung strafte sich, wie immer, so auch hier! Man hatte die Heere zu Maschinen gemacht und alle moralische Triebfedern waren zerbrochen; was mußte erfolgen, wenn, wie jetzt geschah, ein Volk in fanatischer Überspannung den Kampf gegen die veralteten, gewohnten Mittel begann, als in Frankreich plötzlich die Nation zu den Waffen gerufen ward gegen die verrostete Maschine der stehenden Heere? Eine neue, einfache Taktik, durch junge militärische Genies gegründet, entstand. Sie blieb unbesiegt, so lange sie ihrem ursprünglichen Zwecke getreu war; — als aber der Herrscher von Frankreich, wiederum in den alten Wahn verfallend, sein Heer immer mehr als Maschine für seine ehrgeizigen Absichten zu gebrauchen begann, als die übrigen Mächte Europa's, durch die Erfahrung belehrt und auf ihre gerechte Sache gestützt, endlich die Nationen selbst für Recht und Freiheit zu den Waffen riefen: da bewährte es sich von neuem, daß keine, auch noch so gerühmte Kunstfertigkeit, keine noch so vollkommne Maschine der moralischen Kraft und der Begeisterung, wenn auch weniger geübter Heere, auf die Dauer zu widerstehen vermag. Cz.

Kriegsrecht, Kriegslasten, Kriegsschäden. Das Wort Kriegsrecht wird in verschiedner Bedeutung gebraucht; zuweilen bedeutet es nichts weiter, als Kriegsraison (s. Kriegsgesetze). So ist es z. B. Kriegsgebrauch, einen mit Sturm eroberten Platz, oder einen Ort, dessen Einwohner sich Feindseligkeiten erlaubt haben, zu plündern, das Privateigenthum auf dem Wege der Wiedervergeltung nicht zu achten, oder dasselbe zu zerstören, wenn die Maßregel durch die Sorge für die eigne Erhaltung vollkommen gerechtfertigt wird, oder wenn es nur durch Zerstörung dem Feinde entrissen werden kann, dessen Unternehmungen es erleichtern würde. Dagegen pflegt man auch oft die Kriegsgesetze (s. d. Art.), insbesondre die Kriegsreglements und die Anwendung derselben, oder das Kriegsgericht, mit dem Namen Kriegsrecht zu bezeichnen. In dieser Rücksicht sind die Truppen allgemein besondern Kriegsgerichten unterworfen, doch nicht eben so allgemein ist der Gebrauch darin, ob dieselben auch in nicht militärischen Angelegenheiten einen besondern Gerichtsstand besitzen, oder dem gewöhnlichen Richter unterworfen sind. Ersteres war z. B. in den mehrsten deutschen Staaten der Fall, letztres findet dagegen unter andern in Frankreich und England Statt. Die Kriegsartikel, oder die Gesetze für die Soldaten im Kriege und Frieden, werden denselben gewöhnlich, ehe sie zur Fahne schwören, vorgelesen. — Das Kriegsrecht unterscheidet sich durch ein höchst summarisches Verfahren, bei dem die mehrsten bürgerlichen Formen wegfallen, — ein Verfahren, welches allerdings wol im Kriege und bei den Heeren zu entschuldigen ist; allein ein heilloser Mißbrauch bleibt es,

dasselbe auch im Frieden und in gewöhnlichen Rechtsfällen anwenden zu wollen, wie dies in Frankreich der Fall war. Die Greuel der französischen Specialtribunäle, Militärcommissionen und wie die blutigen, mit dem Namen von Gerichten spottweise belegten Anstalten noch weiter heißen mögen, sind leider auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben. — Unter dem Ausdrucke Kriegslasten werden überhaupt alle die außerordentlichen Beschwerden begriffen, welche der Kriegszustand für die Bürger mit sich führt, wie Einquartierungen, Militärfuhren, Natural- und Geldlieferungen aller Art; mit dem Worte Kriegsschäden dagegen gewöhnlich die Verluste bezeichnet, die durch den Krieg selbst verursacht worden, wie z. B. Verwüstungen von Gebäuden und Feldern, Vernichtung des Viehstandes, Brand u. s. w. Die Vertheilung des durch dergleichen Kriegsschäden verursachten Verlustes und des dafür den Beeinträchtigten zu gebenden Schadenersatzes ist ein sehr schwieriger Punkt, der vorzüglich in unsern Tagen, wo die Kriegsschäden so häufig und ansehnlich waren, oft zur Sprache gekommen ist. Cz.

Kriegsschiffe, die für den Seekrieg bestimmten Schiffe, im Gegensatz der Handels-, der Kauffarteischiffe. Sie werden nach ihrer Größe und Bauart eingetheilt. Die erste Klasse nehmen die Linienschiffe, die zweite die Fregatten ein (s. beide Art.). Auf diese folgen die kleinern Kriegsfahrzeuge, als Korvetten, Schebecken, Brigantinen, Briggs, Kutters, Kanonenböte, Bombardiergallioten u. s. w. Schweden und Rußland besitzen außerdem noch eine, aus flachen Schiffen, die allein in den Klippen der schwedischen und russischen Küsten gebraucht werden können, bestehende sogenannte Scheerenflotte (s. Scheeren). Die Kriegsschiffe führen in der Regel eine doppelte Bemannung, bestehend aus Matrosen, die nur durch eine lange Übung gebildet, und daher nur in Staaten, die eine beträchtliche Handelsschifffahrt haben, in hinlänglicher Menge gefunden werden können, und aus Seesoldaten, die ein besondres, in Regimenter, gleich wie die Landtruppen, getheiltes stehendes Corps bilden, wogegen die Matrosen gewöhnlich in Friedenszeiten größtentheils entlassen und nur beim Ausbruch eines Kriegs, durch Werbung oder Conscription, von neuem zusammengebracht werden. Die Seesoldaten werden vorzüglich bei Landungen und zu dem militärischen Polizeidienste auf den Schiffen selbst gebraucht; auf jedem einzelnen Schiffe ist jedoch der Befehlshaber der Seesoldaten dem des Schiffs untergeordnet. Die Befehlshaber der Seemacht führen verschiedne Titel, die bei den meisten Mächten mit geringer Abweichung in folgendem Range auf einander folgen: Admirale, Viceadmirale, Contre- oder Rear-Admirale, Kapitäne, Lieutenants und Fähnriche; dann kommen die Kadetten (Midschipmen, Aspirans de Marine). Verschieden von den Kriegsschiffen, die unmittelbar dem Staate zugehören und deren Mannschaft im Dienste des Staats steht, sind die Caper (s. d. Art.). Cz.

Kritik, mit diesem griechischen Worte bezeichnet man die gründliche Beurtheilung und Prüfung eines Gegenstandes; dann die Fähigkeit oder Kunst der Beurtheilung gewisser Gegenstände, und endlich auch die Wissenschaften für die Beurtheilung derselben, oder die wissenschaftliche Darstellung der, aus der Natur oder dem Begriffe eines Gegenstandes hervorgehenden Regeln, nach welchen seine Wahrheit oder Zweckmäßigkeit beurtheilt werden kann. Jede Kritik setzt also einen Gegenstand als gegeben voraus; als gründliche Beurtheilung und Beurtheilungskunst aber auch eine Theorie, durch welche die Idee eines Gegenstandes entwickelt wird, denn die vollkommenste Beurtheilung kann nur aus wissenschaftlich klarer Einsicht in das Wesen eines Gegenstandes

Digitized by Google

entſpringen. Daher ſetzt alſo z. B. die Kunſtkritik eine Aeſthetik voraus, und ohne eine ſolche Theorie iſt die Beurtheilung nur ein unvollſtändiges und deshalb unſicheres Raiſonement, keine Kritik. Die eigentliche Kritik (Beurtheilung des Zweckmäßigen) findet nur in Beziehung auf das Freie und Willkürliche Statt. Dem Gegenſtande nach iſt die Kritik eben ſo verſchieden, als es abweichende Arten freier Thätigkeit gibt; beſonders aber bezieht ſie ſich auf die höchſten Gegenſtände menſchlicher Thätigkeit, Wiſſenſchaft und Kunſt im weitern Sinne. 1) In Beziehung auf die erſtere iſt ſie philoſophiſche oder hiſtoriſche Kritik. Der erſtere Ausdruck hat verſchiedne Bedeutung. Philoſophiſche Kritik im weiteſten Sinne kann eine wiſſenſchaftliche, durchgeführte, nur die Idee eines Gegenſtandes und ihr Verhältniß zur Darſtellung betrachtende Kritik ſein, dahingegen die hiſtoriſche eine ſolche, welche nur das Äußerliche eines Gegenſtandes oder Werks und ſeine Beziehung auf Zeit und Raum, ſo wie das daraus entſpringende Verhältniß deſſelben betrifft. So iſt z. B. die äſthetiſche Kritik einer Antike (und dieſes ſoll ja eine philoſophiſche ſein) von der techniſchen und antiquariſchen Kritik derſelben verſchieden, obgleich dieſe mit jener wie Form und Gehalt innig verbunden, ja eine ohne die andre nicht möglich iſt. Dann bedeutet philoſophiſche Kritik im engern Sinne die Kritik philoſophiſcher Werke, welche auf die Haupterforderniſſe der logiſchen und materiellen Wahrheit gerichtet iſt. Endlich gaben Kant und ſeine Schüler dem Namen Kritik noch eine bisher ungewöhnliche Bedeutung dadurch, daß ſie ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens, oder auf die Unterſuchung deſſen, was dem Menſchen zu erkennen möglich ſei, bezogen. Auch unterſcheidet man in der Philoſophie die kritiſche Methode (den Kriticismus) von der dogmatiſchen (ſ. d. Art.) und von der ſkeptiſchen. (Vergl. darüber die Art. Philoſophie, Methode, Kantiſche Philoſophie.) Die hiſtoriſche Kritik bezieht ſich auf die Wirklichkeit äußerer Thatſachen und ihre, durch Erfahrung erkennbare Beſchaffenheit, und iſt die Unterſuchung der Ächtheit (Authenticität) gewiſſer (beſonders ſchriftlicher) Zeugniſſe. Sie iſt wiederum ſo verſchieden, als die hiſtoriſche Wiſſenſchaft (ſ. d. Art. Hiſtoriſch). Hieher gehört vorzüglich die geſchichtliche oder hiſtoriſche Kritik im eigentlichen Sinne, welche die Wirklichkeit und Beſchaffenheit gewiſſer Angaben der Geſchichtſchreiber u. ſ. w. nach beſtimmten, aus dem Zwecke der Geſchichte hergeleiteten, aus den logiſchen (in der angewandten Logik entwickelten) Kriterien und Erforderniſſen der hiſtoriſchen Gewißheit hervorgehenden und auf die verſchiednen Arten der hiſtoriſchen Quellen angewandten Regeln prüft. Sie macht einen Beſtandtheil der hiſtoriſchen Kunſt im weitern Umfange (oder der Thätigkeit des Hiſtorikers) aus. Mit ihr in genauer Verbindung ſteht die philologiſche Kritik (ſ. Philologie), die Prüfung der ſchriftlichen Denkmäler, vorzüglich des Alterthums, welche entweder auf Unterſuchung der Ächtheit des Ganzen, in Beziehung auf einen genannten Verfaſſer (ob es ihm mit Recht oder fälſchlich, und zwar im letzten Falle mit oder ohne Abſicht, zugeſchrieben wird), oder des Einzelnen, d. i. auf die Ächtheit und Unverfälſchtheit einzelner Stellen, und wenn ſie abſichtlich oder durch Irrthum verdorben worden ſind, auf ihre Wiederherſtellung und Verbeſſerung (z. B. durch Conjecturen — daher Conjecturalkritik) gerichtet iſt. Erſteres nennt man die höhere, letztres die niedere Kritik. Sie geht bei einer Unterſuchung von äußern Umſtänden, von Überlieferung ꝛc., oder von innern und weſentlichen Beziehungen, d. i. von dem Inhalte, Geiſt, Sprache, und Styl der Schrift aus, vergleicht dieſes mit dem bekannten Namen und Charakter des angegebnen Verfaſſers, und be-

stimmt darnach, ob sie demselben, oder welchem andern Verfasser und welcher andern Zeit sie zuzuschreiben sei. Im erstern Falle heißt sie äußere, im letztern innere Kritik. Diese philologische Kritik, welche in Verbindung mit der Auslegungskunst oder Interpretation die höhere Philologie ausmacht, ist vorzüglich unter den Deutschen in neuerer Zeit auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Man bewundert, sagt ein deutscher Denker, die Sicherheit der Resultate unsrer historischen Forscher und die Festigkeit, mit welcher philologische Kritik uns die klassische Literatur gereinigt hat. Freilich sind die Untersuchungen, vorzüglich der innern Kritik, oft an sehr leise Andeutungen der Wahrscheinlichkeit gebunden; allein da jede Zeit, jeder Ort, jedes Individuum der Eigenthümlichkeiten so viele hat: so bewährt es die Erfahrung doch, daß sie, wenn sie mit nöthiger Unbefangenheit, hinlänglichem Scharfsinn, umfassender Sachkenntniß und ausdauernder Sorgfalt angestellt werden, meistentheils eine bestimmte Entscheidung mit überwiegender Wahrscheinlichkeit gewähren. Wem fallen hier nicht die größten unsrer neuern Philologen, ein Wolf, Hermann, Heyne u. A. ein. Einen glücklichen Versuch, diese Kritik auch auf die altdeutsche Literatur anzuwenden, hat A. W. Schlegel (im deutschen Museum) abgelegt. Übrigens ist zu bemerken, daß, wenn von Kritik schlechthin die Rede ist, gemeiniglich die philologische Kritik vorzugsweise, besonders aber die gewöhnlichere, niedere Kritik, welche sich mit Beurtheilung der verschiednen Lesarten in den Werken der alten Schriftsteller und mit Festsetzung der richtigen beschäftigt, zu verstehen ist. Was aber 2) die Kunstkritik anlangt, so untersucht sie, wie wir oben andeuteten, den innern, idealen, oder ästhetischen Werth des Kunstwerks, und heißt insofern ästhetische Kritik, oder sie beurtheilt nur die äußere körperliche und mechanische Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darstellungsmittel der Kunst oder eines Gewerbes, und heißt insofern technische oder technologische Kritik. Der gründliche Kritiker (Kritikus), Beurtheiler, Kunstrichter unterscheidet sich von dem Kritikaster, Krittler oder Afterkritiker, d. h. demjenigen, welcher ohne objectiven Grund und Nothwendigkeit, und zwar gewöhnlich aus Übelwollen, Neid ꝛc., tadelt, oder sich auf willkürliche und conventionelle Gesetze, welche hier nichts entscheiden, oder endlich nur auf Kleinigkeiten und anscheinende Fehler gründet. Das Gefühl menschlicher Beschränktheit und die Einsicht, daß das Vollkommenste nur Ideal ist, lehrt dem Kritiker bei Beurtheilung menschlicher Erzeugnisse nachsichtig zu sein, ja selbst, um seines eignen Genusses willen, der Beurtheilung im Leben eine Grenze setzen, um nicht mit Recht verhaßt zu werden. Außer letzterm Grunde aber, der in dem Mißbrauche der Kritik liegt, ist die Kritik nur jener Eigenliebe der Beurtheilten, welche in dem Geschäft, das sie betreiben, sei es so hoch und wichtig, als es wolle, nur sich selbst sehen und ihre persönlichen Anfoderungen geltend zu machen suchen, oder der Trägheit der gewöhnlichen Beurtheiler verhaßt, welche sich lediglich ihrem Gefühle, sei es geübt oder ungeübt, verdorben oder nicht, überlassen und anvertrauen. Diese sehr hervorstechenden Triebfedern menschlicher Denk- und Beurtheilungsweise haben freilich selbst dem Namen Kritik, Kritikus und Kritisch (welcher Ausdruck nicht nur prüfend, untersuchend, sondern auch etwas Bedenkliches, Mißliches und Gefährliches bedeutet), so wie dem Geschäfte des Kritisirens eine verdächtige Bedeutung gegeben; allein gewiß ist es, daß, so lange der Mensch ein verständiges, Mittel und Zwecke vergleichendes Wesen sein wird, er auch der wahren und humanen Beurtheilung seiner Werke, wie viel mehr der geistvollen

Digitized by Google

und umfassenden Kritik, einen unverkennbaren und noch höhern Werth beilegen wird, als der einseitigen Zeugungskraft und beschränkten Manier, über welche sich die Kritik durch die Idee erhebt. Diesen Werth belegt auch die Erfahrung und Geschichte, welche uns zeigen, wie oft die wahre Kritik vor Verirrungen und gefährlichen Abwegen in Wissenschaft und Kunst verwahrt und abgehalten hat. Nur erhebe sich der Kritiker nie über die eigenthümliche Schöpferkraft des reichen Genies. T.

Kritik der reinen Vernunft, s. Kant.

Kritische Philosophie, s. Kant und Philosophie.

Krone, eiserne Krone, Kronämter, Krönung. Mit dem Worte Krone bezeichnet man den goldnen Stirnreif, das Merkmal und Abzeichen der höchsten Gewalt. Die Kronen selbst sind nach der verschiednen Würde derer, die sie tragen, verschieden; so spricht man in der Wappenkunde von Kaiser-, Königs-, Großherzogs-, Herzogs-, Fürsten- und Grafen-, von alten und neuen Kronen. (Über die päpstliche Krone s. Tiara.) Ausgezeichnet war die sogenannte eiserne Krone, welche aus einem bloßen, drei Finger breiten, goldnen, reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückten Ring besteht, und inwendig einen dünnen eisernen Reif hat (daher ihr Name). Theudelinde, eine baierische Prinzessin, ließ sie verfertigen, um mit derselben ihren Gemahl Agiluff (590) zum Könige der Lombardei krönen zu lassen (daher auch lombardische Krone genannt). Carl der Große wurde 774 damit gekrönt, als er zugleich zum Könige von Italien gesalbt wurde. Napoleon setzte sich dieselbe 1805 selbst auf. Außer jenem eigentlichen und vornehmsten Sinne hat das Wort Krone aber auch noch mehrere Nebenbedeutungen. So wird dasselbe gleichbedeutend mit Reich oder Staat gebraucht; man spricht z. B. von einer Krone England, von einer Krone Spanien. Dagegen hat man vorzüglich in den neu enstandnen Staaten angefangen, die Wörter Krone und Staat als sich einander geradezu entgegengesetzt zu gebrauchen, indem man unter Krone die Regierung oder den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge versteht, die dem Regenten, als eine besondre, vom Staate verschiedne, moralische Person betrachtet, zukommen. So spricht man von Krondomänen, Krongütern (auch Kammergütern, Domänen), im Gegensatze von Staatsgütern, indem man mit den erstern einen ähnlichen Begriff, wie vormals in Deutschland mit dem Worte Chatoullgüter, verbindet. Jedoch wird heut zu Tage, wie z. B. in Frankreich, noch ein Unterschied zwischen Kron- und Privatdomänen gemacht, indem erstere in der Regel unveräußerlich sind und jedem Besitzer der höchsten Gewalt zum Nießbrauche anheim fallen, letztere dagegen gleich andern Privatbesitzungen anzusehen sind. Dieser Eintheilung zufolge kann daher der Kronschatz noch von der Privatchatoulle des Fürsten im engsten Sinne verschieden sein. In solchen Staaten aber, die auch der Form nach vollkommen unumschränkt sind, findet natürlich der Unterschied zwischen Krone und Staat nicht Statt. Mit dem Ausdrucke Kronämter ward ehemals gleichfalls ein, von dem neuesten zum Theil sehr verschiedner Begriff verbunden. Die Kronämter in den alten Staaten waren freilich größtentheils auch Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, so z. B. in dem ehemaligen deutschen Reiche, so noch gegenwärtig in Ungarn, wobei der besondre Umstand zu bemerken ist, daß diese Ämter gewöhnlichen in besondern Familien erblich waren. Dagegen sind die, in verschiednen Staaten in neuern Zeiten errichteten Kronämter beinahe nur ausschließlich Hofdienste, die einen besondern hohen Rang geben; nur hin und wieder sind auch mit einigen militärischen Würden Kronämter verbunden, wie z. B. in Frankreich, wo

Digitized by Google

es bürgerliche und militärische Großoffiziere der Krone gab (s. Dignitarien). Erblichkeit dieser Ämter findet in den neuern Staaten überhaupt gar nicht Statt; dagegen aber sind die Kronämter in den alten Staaten zum Theil zu bloßen Titeln geworden, oder ihre Tituläre versehen höchstens bei einzelnen außerordentlichen Gelegenheiten die damit verknüpften Geschäfte. In diesen alten Staaten wird auch der Unterschied zwischen Kron- und Reichswürden nicht genau beobachtet, wogegen dieselben in den neuern Staaten allerdings streng getrennt sind; so gründete Napoleon besondre hohe Reichswürden, oder vielmehr nur die Titel derselben; denn er hütete sich sehr, den Inhabern derselben etwas mehr, als ein leeres Ceremoniel zu gestatten. In manchen Staaten, wie in England, hat man die hohen Reichswürden, die hier mehr als bloße Titel waren und ihren Inhabern alle die Rechte und Geschäfte gaben, die der Name der Würde anzeigte, aussterben lassen, so z. B. die Würde eines Großadmirals, da es gefährlich schien, einem Einzelnen eine solche ausgebreitete Macht zu überlassen. — Die Krönung ward in alten Zeiten bei Kaisern und Königen, die man deshalb auch vorzugsweise gekrönte Häupter nannte und auch noch gegenwärtig so nennt, für durchaus nothwendig geachtet; jedoch ist in neuern Zeiten dieser Gebrauch nur noch in einigen Reichen üblich und hat in andern allmälig aufgehört. Cz.

Kronion, s. Jupiter.

Kronos, s. Saturnus.

Kropf, eine Geschwulst am vordern Theile des Halses, in der Gegend der Schilddrüse. Man belegt zwar im gemeinen Leben selbst die Anschwellung und Vergrößerung der Schilddrüse mit dem Namen des Kropfes, allein genau genommen sind beide verschiedne Übel. Der wahre Kropf entsteht außerhalb, wiewol in der Gegend der Schilddrüse, von Antreibung des Zellgewebes, der in ihm befindlichen Adern, Austreten von Blut und lymphatischen Feuchtigkeiten, und kann zu einer ungeheuern Größe wachsen, wie man es an den Kretinen sieht. Die Geschwulst der Schilddrüse entsteht langsam, kann zwar auch sehr anwachsen, ist jedoch seltner, als der Kropf. Sie bildet eine genau umschriebne, von den benachbarten Theilen wol zu unterscheidende Geschwulst; der wahre Kropf entsteht schnell, meistens aus mechanischen Ursachen, nach Anstrengung, heftigem Husten, Schreien, Tragen auf dem Kopfe, ist im Anfange eine mehr bewegliche, schwammige Geschwulst, die dem Drucke des Fingers leicht nachgibt. In der Folge erst, wenn er älter wird, wird er härter und hie und da gleichsam knorplich. Die häufige Veranlassung zum Kropfe ist das schwere Tragen bergan, wenigstens findet man ihn in bergigen Gegenden unter der Klasse von Menschen, die von solchen Beschäftigungen sich ernähren, am meisten. Mehr, als das Trinken des Schneewassers, trägt wahrscheinlich der häufige Genuß sehr kalkreicher Wasser zur Entstehung des Kropfes und der Anschwellung der Schilddrüse bei. Der Kropf ist leichter heilbar, wenn gleich im Anfange die gehörigen Mittel angewandt werden; späterhin, wenn die vielen Blutgefäße sich in die Geschwulst fortgesetzt, verlängert und erweitert haben, wenn die Häute und kleinen Muskeln verdickt, die ausgetretenen Feuchtigkeiten sich verhärtet haben, wird es immer schwerer. H.

Krüdener (Juliane Freifrau von). Diese berühmte Frau ist um das J. 1766 in Riga geboren. Sie erhielt im Hause ihres Vaters, des Barons von Vietinghoff, eines der reichsten Gutsbesitzer in Kurland, von altdeutschem Rittergeschlecht, eine sorgfältige Erziehung. Sie war

Digitized by Google

neun Jahr alt, als sie mit ihren Ältern nach Paris ging, woselbst das Haus ihres Vaters ein Sammelplatz der schönen Geister Frankreichs war. Man bewunderte den Witz und die Kenntnisse der aufblühenden Jungfrau, die weniger durch Schönheit, als durch feinen Wuchs, zarte Züge und kindliche Heiterkeit gefiel. Sie besaß alle Reize, die Anmuth und Bildung verleihen, dabei ein weiches Herz und eine, dem Himmel der Unschuld und des Glaubens offne Phantasie, aber auch einen unwiderstehlichen Hang zu schwermüthigen Träumereien. Man vermählte sie schon in ihrem 14. Jahre mit einem, durch edle Gesinnung und gründliches Wissen ausgezeichneten Liefländer, dem Freiherrn von Krüdener, damals ungefähr 36 Jahr alt. Sie begleitete ihren Gemahl nach Venedig, wo er als russischer Gesandter mehrere Jahre lebte. Hier, wie in Petersburg, durch Stand und Vermögen den Ersten gleich gestellt, glänzte die Frau von Krüdener in den vornehmsten Zirkeln. Bei ihrer Liebenswürdigkeit und ihren Talenten sah sie sich von Verehrern umringt und war, — von Gefühlen und getäuschten Hoffnungen der Einbildungskraft unruhig bewegt, nicht glücklich. Sie gebahr ihrem Gemahl einen Sohn (jetzt kaiserl. russ. Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft, auch bekannt durch den Zweikampf, in welchem er den jungen Mursinna in Berlin erschoß) und eine Tochter, jetzt die Gemahlin des Kammerherrn von Berkheim, eines Bruders des badenschen Ministers. Ihre Ehe wurde getrennt. Wie öffentliche Blätter erzählen, und wie sie selbst in einem Briefe an ihren Schwiegersohn es andeutet, hatte sie, durch ihre natürliche Lebhaftigkeit und durch die Lockungen der großen Welt verleitet, sich zu vielen Verirrungen hinreißen lassen, welche ihre häuslichen Verhältnisse so zerrütteten, daß es endlich zur Ehescheidung kam. Sie kehrte 1791 nach Riga in das Haus ihrer Ältern zurück. Hier galt sie im Allgemeinen für eine der liebenswürdigsten Frauen, die Welt und Geist mit freier Bildung, anmuthigen Formen und allen Reizen eines beweglichen Herzens und einer lebhaften Einbildungskraft verband. Unbefriedigt von ihren Umgebungen, ging sie wieder nach Paris. Sie suchte das Glück außer sich in dem mannichfachen Wechsel glänzender Verhältnisse, fand es aber nicht, und begab sich 1798, in Gesellschaft eines Franzosen, der ihr aus Paris gefolgt war, nach Leipzig, wo sie einige Zeit sehr eingezogen lebte. Hierauf ging sie nach Rußland, und 1801 abermals nach Paris. Ihr Hang nach Zerstreuung verwickelte sie hier, wie in Petersburg, in tausend Verlegenheiten. Auch jetzt noch lebte sie in Paris ganz der feinen Welt und ihren Prunkfreuden. Um sie war ein Kreis von Gelehrten und Dichtern versammelt, und der wilde, leichtsinnige Garat soll damals ihr Herz beherrscht haben. Indeß arbeitete sie mitten im reichen Flitterglanze weltlichen Treibens an einem schon früher entworfnen Roman: Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Erneste de G., in welchem sie ein Verhältniß schilderte, das ihr selbst einst theuer gewesen war. Valerie ist eine liebenswürdige, junge Frau, in welche ein schwärmerischer Jüngling, der Verwandte und Pflegesohn ihres Mannes, sterblich verliebt ist, und sich in diesem Kampfe verzehrt. Ihr Ehrgeiz war, diesem Roman, in welchem sich die Schwärmerei eines tiefen Gemüths ausspricht, klassische Vollendung zu geben, und sich einen Ruf als Schriftstellerin dadurch zu gründen. Der Sturz der preußischen Monarchie erweckte bald nachher den nordischen Ernst auf's Neue, welchen bisher südlicher Leichtsinn umgaukelt und mit Farbenbildern bethört hatte. Sie befand sich damals bei der Königin Louise, und das klare, reine Gemüth dieser hohen Frau hat vielleicht tiefer auf die empfängliche Natur der Frau von Krüdener eingewirkt, als die Verfasserin

der Valerie durch ihr geistreiches Gespräch über die Tröstungen der Religion auf jenen, unter den Sterblichen wandelnden Engel. Frau von Krüdener fühlte sich damals auch sehr zu dem Pietismus der Brüdergemeinde hingezogen. Sie begab sich wieder nach Paris, wo der Empfänglichen viele sich ihr anschlossen; darauf, als der große nordische Krieg ausbrach, ging sie nach Genf und 1813 nach Deutschland, überall beschäftigt mit dem Enthüllen der unsichtbaren Welt in sich, indem sie von der äußern sich abgestoßen und derselben sich immer mehr entfremdet fühlte. In Karlsruhe ging sie viel mit Jung-Stilling um. Schon jetzt glaubte sie selbst berufen zu sein, den Armen das Evangelium zu predigen. Daher begab sie sich in Heidelberg in den Gefängniß-Thurm, um die zum Tode verurtheilten Verbrecher mit dem Troste des göttlichen Worts zu erquicken. Als sie darauf, im Herbst 1814, wieder nach Paris kam, hielt sie in ihrem Hause religiöse Versammlungen, bei welchen die bedeutendsten Personen sich einfanden, und wo man sie im Hintergrunde mehrerer dunkler Zimmer in dem Gewande einer Priesterin auf den Knien betend erblickte. Hier, in ihrem Betsale, soll auch, wie man einst behauptete, die Idee des heiligen Bundes geweckt und durch Unterredungen mit dem Monarchen, dessen Religiosität übrigens von jeder Schwärmerei frei ist, entwickelt worden sein. Bei Gelegenheit des Festes, das die russischen Heere in den Ebenen von Chalons feierten, gab sie eine Beschreibung desselben heraus (Le Camp de Vertus. Paris, chez Normand), worin sie ihre Ansicht von der Zeitgeschichte darlegt. Im Herbste 1815 begab sich Frau von Krüdener nach Basel, wo der Pietismus bereits eine stille Gemeinde versammelt hatte. Hier schloß sich ihr ein junger Geistlicher aus Genf, Namens Empeytas, an, welcher in der Erbauungsstunde, die Frau von Krüdener alle Abende in einem Gasthofe hielt, über religiöse Gegenstände sprach. Frauen und Mädchen hörten gläubig zu, wurden aber von dem Drange, ihr Vermögen den Armen zu geben, tiefer ergriffen, und spendeten reichere Opfer, als die Ordnung des Haushaltes gestattete. Bald entstanden darüber Unordnungen und Mißhelligkeiten in den Familien. Da trat der Pfarrer Fäsch auf und predigte gegen die unberufene Lehrerin. Sie mußte jetzt auf Befehl der Obrigkeit Basel verlassen. Eben so ging es ihr an andern Orten, in Lörrach, Aarau u. s. w. Doch wuchs überall die Zahl ihrer Verehrer, besonders unter der Jugend. Dabei führte sie einen ausgebreiteten Briefwechsel. Von weitem her brachten ihr Boten Briefe und Geld. In der Mitte des Juni 1816 nahm sie nebst ihrer Tochter ihren Aufenthalt nicht weit von Basel, im Badenschen, auf dem grenzacher Horn. Ihr Begleiter war, außer Empeytas und dem Prof. Lachenal, ein Herr Kellner, ein geborner Braunschweiger, der unter der westphälischen Regierung Postbeamter gewesen, als politisch verdächtig in's Gefängniß gekommen war, und dort, so erzählt man, durch das Lesen der Bibel, des einzigen Buches, welches man ihm gestattete, vom System des Materialismus zu einer christlichen Gesinnung bekehrt wurde. Auf dem grenzacher Horn versammelten sich um die Frau von Krüdener viele Arme und Elende, aber noch mehr Landstreicher, welche bei ihr Obdach und Speise fanden. Mit gedankenloser Begier griff der Arme, ohne sich zur Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Frömmigkeit, Geduld und muthigen Ausharren zu bekehren, nach der Hülfe, welche die neue Lehre „der guten, gnädigen Frau" ihm zeigte, die dem hartherzigen Reichthum die Schuld alles Übels vorwarf. So störte, ohne es zu wollen, das schwärmerische Beginnen der Frau von Krüdener die Ordnung der bürgerlichen Verhältnisse. Daher ließ die Obrigkeit 1817 das Hörnlein mit Jägern umringen und die Bettler nach

Digitized by Google

Lörrach abführen. Frau von Krüdener schrieb deshalb an den Minister von Berkheim zu Karlsruhe einen merkwürdigen Brief, in welchem sie den Befehlen der Obrigkeit das Gebot Gottes, sich der Hülflosen anzunehmen, entgegensetzte, für welches sie, „durch die Wüste der Civilisation wandernd," bereit sein müsse, ihr Leben dahin zu geben. Als sie hierauf, im Mai, das grenzacher Hörnlein verließ, theilte sie einen Aufruf an die Armen und eine Zeitung für die Armen (wovon aber nur ein Blatt erschienen ist) aus, worin sie zwar manches Gute im Allgemeinen, aber wenig zweckmäßig und klar Gedachtes sagte, und statt das einfache: „Bete und arbeite, und bleibe im Lande und nähre dich redlich" einzuschärfen, vielmehr dem Irrthum und falscher Auslegung überall die Hand bot. Da die Frau von Krüdener da, wo sie hinkam, die Einbildungskraft des großen Haufens in unruhige Bewegung setzte, — oft umgaben sie mehr als 3000 Menschen, — und durch die reichen Almosen, die sie ausspendete, mehr Aufsehn erregte, als Nutzen stiftete: so konnte ihr die Obrigkeit nirgend einen bleibenden Aufenthalt gestatten. Auch von Luzern wurde sie von der Polizei abgeführt. Von diesem Zeitpunkte an blieb sie stets unter polizeilicher Aufsicht, ward von einem Ort zum andern verwiesen, und endlich, da man ihr den Eintritt weder in das Österreichische, noch in den Elsaß gestattete, zu Ende Augusts aus der Schweiz nach Deutschland, wo Empeytas und Lachenal sie verlassen mußten, gebracht. Polizeibeamte geleiteten sie hierauf aus dem Badenschen, Würtembergischen und Baierischen durch Franken bis nach Sachsen. So kam sie in der Mitte Decembers in Leipzig an, wo man sie mit Achtung behandelte und ihr einen längern Aufenthalt zu ihrer Erholung gewährte. Hier hatte anfangs jeder Gebildete zu ihr freien Zutritt; doch fand die Polizei bald nöthig, Wachen vor ihre Thür zu stellen, und den Umgang mit ihr zu beschränken. Nach des Prof. Krug Gespräch unter vier Augen mit der Frau von Krüdener (Leipzig, 1818. 22 S.), zeigte sie sich selbst in ihrer schwärmerischen Befangenheit als eine achtungs- und liebenswürdige Frau, doch unter wahrhaft frommen Ausströmungen ihres religiösen Gemüths äußerte sie mit prophetischer Anmaßung wunderliche Gedanken. Übrigens sprach sie oft mit einem Feuer, einer Innigkeit und Zuversicht, daß ihr zum Himmel gewandtes Antlitz sich wie das Gesicht einer Heiligen verklärte. — Ihr Wunsch, nach Dessau oder Berlin zu gehen, ward nicht erfüllt. Die Polizei führte sie im Januar 1818 nach Eilenburg, wo sie ein preußischer Polizei-Commissär übernahm, der sie über Frankfurt an der Oder nach Königsberg begleitete. Beobachtungen über sie machten Brescius und Spieker bekannt. Als sie über die russische Grenze kam, ward ihr angedeutet, daß sie weder nach Petersburg noch nach Moskau kommen dürfte. Auch trennte man ihren Secretär Kellner und 9 andre Personen ihrer Begleitung von ihr, und brachte diese auf die preußische Grenze zurück. Ihre Tochter, die Frau von Berkheim, blieb bei ihr. In Mitau beschloß die Frau von Krüdener ihr öffentliches Predigtamt, und es hieß, daß sie sich in das Innere von Rußland begeben würde, um daselbst eine christliche Besserungsanstalt für einzelne verirrte Personen zu gründen, so daß sie aus jener regellosen Öffentlichkeit in ein bestimmtes und beschränktes Verhältniß frommer Wirksamkeit zurückgetreten zu sein scheint. In den Zeitgenossen (X. S. 107 — 174) steht ein reichhaltiger, aus ihren eignen Äußerungen und dem Inhalte ihrer Schriften, besonders der Valerie, entwickelter Beitrag zu dem Leben und der Charakteristik dieser psychologisch merkwürdigen Frau, der mit vorsichtiger Milde abgefaßt ist.

Digitized by Google

Nach dem, was Krug, Brescius und Spieker über die Äußerungen der Fr. von Krüdener berichtet haben, sind Einseitigkeit und Überspannung, bei sich selbst täuschender Eigenliebe und Anmaßung, unter dem heiligen Schimmer von Demuth und andächtiger Erhebung in ihrem ganzen Wesen nicht zu verkennen. In ihren Vorträgen war kein Zusammenhang der Gedanken. Mitten unter ihren rührenden Äußerungen eines tiefbewegten Gemüths kommen Einfälle des Witzes und absprechende oder halbwahre Urtheile eines ascetischen Dünkels vor. Frau von Krüdener bestätigt die Wahrheit, daß guter Wille allein den Menschen nicht vor Verirrungen bewahre, daß vielmehr Gefühl und Einbildungskraft, je reizbarer und lebendiger sie sind, um so eher auf Abwege führen, wenn sie nicht unter der Herrschaft des Verstandes und der Vernunft stehen, die doch auch herrliche Gottesgaben sind. In jedem Falle ist der Eindruck, den dieses Meteor der frommen Schwärmerei auf die Menge gemacht hat, ein Beweis mehr, daß die Welt, nachdem sie lange Zeit einer frivolen Aufklärerei und einem herzlosen Unglauben gefröhnt, nicht zur einfachen Wahrheit, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, zurückkehre, sondern zur mystischen Schwärmerei und zum verstandlosen Aberglauben hinübertaumle. Nach den jüngsten Nachrichten in den öffentlichen Blättern lebt sie jetzt ruhig in Rußland. R.

Krünitz (Joh. Georg), Doctor der Medizin zu Berlin ward daselbst 1728 geboren und studirte zu Göttingen und zu Frankfurt a. d. Oder. 1759 ging er nach Berlin zurück, widmete sein ganzes Leben literarischen Geschäften und starb 1796. Eine Menge nützlicher medicinischer, naturhistorischer, geographischer und andrer Werke, welche er aus verschiednen Sprachen übersetzte, eigne Arbeiten und Abhandlungen, Register zu mehrern Schriften u. s. w. sind die Früchte seiner unermüdet thätigen Betriebsamkeit. Sein Hauptwerk aber ist die ökonomisch-technologische Encyklopädie, welche er 1773 begann. Er kam damit bis zum 73. Bande, wo über dem Artikel Leiche ihn der Tod ereilte. Krünitz hat in diesem sehr schätzbaren Werke mit guter Auswahl und der fleißigsten Benutzung der vorhandnen Quellen Alles geleistet, was man von einer solchen Arbeit erwarten kann; indessen sind in demselben die verschiedenartigsten Gegenstände mit unverhältnißmäßiger Weitläuftigkeit ausgeführt, weil der Plan nicht gleich anfangs mit Bestimmtheit entworfen wurde. Nach Krünitz's Tode setzte Fr. Jac. Flörke die Encyklopädie fort, starb aber schon 1799. Seitdem besorgte dessen Bruder, H. G. Flörke, und seit 1815 J. W. D. Korth die Fortsetzung, und das Werk ist bis 1821 auf 131 Bände (kostet über 400 Rthlr.) angewachsen. Der Auszug des großen Werks besteht bis jetzt aus 32 Bänden.

Krusenstern (Adam Johann Ritter von), kaiserl. russischer Schiffskapitän, hat der Wissenschaft, seinem Kaiser, dem russischen Reiche und seinem eignen Verdienste in seiner Reise um die Welt in den J. 1803 bis 1806, ein Denkmal gestiftet, das seinen Namen auf die Nachwelt bringen wird. Schon vor ihm hatte Rußland mehrere Entdeckungsreisen ausgeführt. Zu Bering's Reise und zu Tschirikoff's dritter Reise dauerten die Zurüstungen 9, zu Billing's Reise 10 Jahre. Außer diesen nennt die russische Geschichte folgende denkwürdige Reisende: Spangenberg, Walton, Schelting, Chemiteffskoy, Synd, Krenitzin, Lewascheff, Larmann, Sarytscheff. Aber Krusenstern's Reise übertraf die seiner Vorgänger nicht bloß durch ihren Umfang, sondern auch durch den Erfolg. Vor ihm hatte sich die russische Schiffahrt im atlantischen Ocean nie bis zu den Wendekreisen erstreckt. Krusenstern

fuhr vom 60° N. B. bis zum 60° S. B. der andern Hemisphäre; und auf dieser, mehr als 3 jährigen Reise starb ihm nicht ein Mann. Wie reich aber die Ausbeute in wissenschaftlicher Hinsicht war, beweisen 3 im Drucke erschienene Beschreibungen dieser Entdeckungsreise, welche Alexanders Regierung verherrlicht. Der Kaiser that auch Alles, um das wissenschaftliche Gelingen dieser Nationalunternehmung zu sichern. So ließ er z. B. die besten Instrumente von Troughton, Arnold und Pennington ankaufen. Er belohnte die Seefahrer mit kaiserlicher Freigebigkeit. Krusenstern's Gattin wies er die Einkünfte eines Guts an, welche sich auf 1500 Rubel jährl. beliefen, um ihren Mann, während der Abwesenheit, wie er sich ausdrückte, über den Wohlstand seiner Familie zu beruhigen. Alle Offiziere beider Schiffe wurden um einen Grad befördert und erhielten lebenslängliche Pensionen; die Gelehrten auf Lebenszeit jährl. 300 Ducaten. Aber der Ruhm der Unternehmung gebührt dem bescheidnen Krusenstern. Kein Seefahrer hat so viel Menschenfreundlichkeit, Sorgfalt und Aufopferung seiner eignen Bequemlichkeit mit einer umfassendern Kenntniß seines Faches vereinigt. Wenn irgendwo der Satz sich bewährt hat, daß den Talenten und Kenntnissen eines Mannes nur sein moralischer Charakter den wahren Werth ertheilt, so zeigt es der Erfolg dieser Reisen. Man kannte den Kapitän von Krusenstern schon in der gelehrten Welt durch einen Aufsatz in Storch's Annalen, worin er die Schwierigkeiten des Handels über Ochotzk nach den Inseln und Küsten von Amerika gezeigt und bewiesen hatte, daß dieser Handel nur dann erst, wenn Schiffe aus der Ostsee um das Cap Horn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach der Nordwestküste von Amerika gingen, wichtig werden könnte. Allein, wenn Rußland unmittelbar an dem Handel mit China und Indien Theil nehmen sollte, mußte es der indischen Gewässer kundige Seeleute besitzen. Krusenstern hatte hierüber die nöthigen Erfahrungen eingesammelt, als er im Kriege von 1793 bis 1799 auf der engl. Flotte diente. Jetzt verschaffte ihm der russ. Gesandte am engl. Hofe, Graf Woronzoff, Gelegenheit, auf einem britt. Chinafahrer selbst nach Indien zu gehen. Er hielt sich in den J. 1798 und 1799 zu Kanton auf und lernte daselbst die Vortheile kennen, die den russ. Besitzungen auf der amerik. Küste aus einem unmittelbaren Absatze ihres Rauchwerks erwachsen könnten. Indeß fand sein Plan, welchen er nach seiner Rückkunft dem Handelsminister, H. von Soimonoff überreichte, daß nämlich außer den 600 adeligen Seekadetten noch 100 Nichtadelige, aber bloß zum Kauffarteidienste erzogen, daß ferner Schiffsbaumaterialien mit Handwerkern, Büchern und Instrumenten, oder kleine Schiffe aus den Häfen der Ostsee den russ. Kaufleuten auf den Aleuten und auf der Küste von Amerika zugeführt werden sollten, damit die Russen ihren Activhandel nicht mehr Ausländern überlassen dürften, sondern ihre Pelzwaaren unmittelbar in Kanton absetzen und dadurch, außer der Rückfracht, auch tüchtige Seeleute für die kaiserl. Marine erhalten könnten, kein Gehör. Erst Alexander faßte, durch den Minister Grafen Romanzoff und den Adm. Mordwinoff auf Krusenstern's Vorschläge aufmerksam gemacht, diesen Plan wieder auf, und übertrug dem wackern Seemanne, nach einer von dem damaligen Handelsminister, nachmaligen Reichskanzler, Grafen von Romanzoff, entworfenen Instruction, die nähere Untersuchung der Nordwestküste von Amerika. Später verband man damit den Nebenzweck, die seit Laxmann's Reise nach Japan zerrissenen Handelsverbindungen in Nangasaky wieder anzuknüpfen. Krusenstern trat willig aus

seiner unabhängigen und glücklichen häuslichen Lage heraus, um seinem Vaterlande zu dienen. Die Wahl des Personals beider Schiffe war ihm überlassen. Außer dem Astronomen Horner aus der Schweiz, den Naturforschern Tilesius aus Leipzig, Langsdorf und dem Arzte Laband, war kein Ausländer am Borde. Seinem Freunde, dem Kapit. Lieut. Lisanskoy, übergab er die Führung der Newa. Nachdem er für den Zweck der Reise Alles vorbereitet hatte, verließ er den 5. Oct. 1803 die Rhede von Falmouth. Den 26. Nov. wehete zum ersten Male die russische Flache jenseits des Aequators, und den 19. Aug. 1806 kehrte die Nadeshda nach Kronstadt zurück. Man muß über diese Reise die verschiednen Beschreibungen nachlesen. Das Hauptwerk ist: Reise um die Welt in d. J. 1803 bis 1806, auf Befehl Sr. Maj. K. Alexanders I. auf den Schiffe Nadeshda (die Hoffnung) und Newa, unter dem Kommando des Kapit. von der kaiserl. Marine, A. F. von Krusenstern. St Petersburg. Auf Kosten des Verf. I. II. III. Thl. 4. 1810 — 1812. Die beiden ersten Theile enthalten die Erzählung der Reise und kosten 15 Rthlr; der dritte Theil enthält naturhistorische und physikalisch-nautische Abhandlungen vom Hofr. Tilesius, Dr. Carl Espenberg, Hofr. Horner und dem Kapit. Krusenstern. Der Atlas in 6 H. enthält 16 Bl. über Japan und naturhistorische und ethnographische Abbildungen vom Hofr. Tilesius. Eine 2te Aufl. dieses Werks ist mit Bewilligung des Verf. in Berlin bei Haude und Spener in 12. 1811 — 1812 erschienen, geschmückt mit dem Bildnisse des Verfassers und mit illuminirten und schwarzen Kupfern. Eine engl. Übersetzung der krusenstern'schen Reise von Goppner ist unvollständig und durch eine Menge Fehler entstellt. — Auch Kapit. Lisanskoy hat die auf der Newa gemachten Reise um die Welt in russ. Sprache beschrieben (St. Pertersburg 1813, 2 Thle. 8), vom Hofr. Dr. Pansner deutsch übersetzt. Das dritte Hauptwerk über diese Reise hat der kaiserl. russ. Hofr. G. H. v. Langsdorf unter dem Tittel herausgegeben: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den J. 1803 bis 1807, 2 B. 4. m. Kupf. Frankfurt a. M. b. Wilmans 1812, wovon jedoch nur der erste Band die krusenstern'sche Reise betrifft, da der Verfasser im J. 1805 die Expedition in Kamtschatka verließ und seine Reise von den Aleuten aus zu Lande durch Sibirien endigte. Auch dieses Werk ist in's Englische übersetzt. Über den wissenschaftlichen Werth der krusenstern'schen Reise ist nur eine Stimme. Krusenstern entdeckte die Orlowsinseln und durch ihn wurden die neuen Marquesas- oder Washingtonsinseln, besonders Nukahiwa und die Meerenge von Sangaar bekannter. Vorzüglich gewann die Geographie von Australien, die der japanischen Küste und der Inseln des chinesischen Meeres. Die östlich von Japan gelegne Insel aber, welche die Spanier 1610 entdeckt haben sollten, konnte Krusenstern so wenig finden, als vor ihm Bries und La Peyrouse. Dagegen untersuchte er genau die Westküste der J. Jedso, die Straße la Peyrouse und die Küsten der J. Sachalin. Von Nukahiwa brachte er den Franzosen Kabris (s. d. Art.) nach Petersburg. Der Wunsch, die Handelsverbindungen mit Japan wieder anzuknüpfen, mißlang, der dahin bestimmte russ. Gesandte, Kammerherr von Resanoff, ward nicht angenommen. Was Krusenstern's Reise aber vor allen ähnlichen auszeichnet, ist der Umstand, daß er seine ganze Mannschaft, die auf der Nadeshda aus 85 Personen bestand, nach einer, mehr als 3 jährigen, fast durch alle Zonen gemachten Seefahrt, gesund und vollzählich heimführte. Für den russischen Handel wird diese Reise erst in der Folge recht wichtig werden, wenn die vorgeschla-

Digitized by Google

genen Verbesserungen in der Verwaltung der russischen Niederlassungen auf den Aleuten und auf der Nordwestküste von Amerika, auf deren Mißbräuche Krusenstern mit edler Wahrheitsliebe aufmerksam gemacht hat, ausgeführt sind. Dann steht auch dem russischen Seehandel mit China nichts mehr entgegen. Aber freilich müssen die russischen Soldaten, Jäger, Kaufleute und Befehlshaber in jenen Gegenden rechtlich und gebildet handeln lernen, sonst werden sie, von den Japanesen und Chinesen verabscheuet, keinen Zutritt in diesem Theile von Asien finden. Jene Barbaren haben bis jetzt die großen und guten Absichten ihres Kaisers vereitelt, und eine strenge Gerechtigkeit, die Krusenstern fodert, ist nöthig, um das Ansehn der Gesetze unter jenem öden Himmelsstriche zu gründen. Das neueste Beispiel, wie verhaßt sich die Russen im östlichen Asien gemacht haben, enthält der amtliche Bericht Krusenstern's über des Kapit. Golownin Reise zur Untersuchung der kurilischen Inseln. So greift die krusenstern'sche Reise auf mehr als einer Seite in die Geschichte des russischen Reichs ein. Möge dieser bescheidne, kenntnißvolle und erfahrne Seemann noch lange für sein Vaterland wirksam bleiben. Von seinen literarischen Arbeiten, welche vorzüglich die nautische Geographie bereichern, enthalten die A. Geogr. Ephemeriden mehrere Proben, u. a. den Aufsatz über Maldonado's vorgebliche Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt im J. 1588, und sein Mémoire sur une carte du détroit de la sonde et de la rade de Batavia. Auch hat er Wörtersammlungen aus den Sprachen einiger Völker des östlichen Asiens und der Nordküste von Amerika, Petersburg 1813. 68 S. in 4. und Beiträge zur Hydrographie der grössern Ozeane ꝛc. Lpz. 1819 4. herausgegeben. In seiner Schule hat sich der Kapit. von Kotzebue gebildet, der mit dem Rurik eine Reise um die Welt unternahm, von welcher er, im J. 1813, ebenfalls glücklich zurückgekehrt ist. (S. d. eigenen Art.)

Kugel, nennt man einen Körper, auf dessen Oberfläche alle Punkte gleich weit von einem Punkte innerhalb (dem Mittelpunkte) abstehen. Ihr körperlicher Inhalt verhält sich zu dem eines Cylinders (s. d. Art.) von gleicher Basis und Höhe genau wie 2 zu 3, hingegen zu einem mathematischen Kegel von gleicher Basis und Höhe wie 2 zu 1. Dieses Verhältniß hat zuerst Archimedes gefunden. Es zeigt, daß die Kugel in Rücksicht ihres Inhalts zwischen den beiden andern Körpern mitten inne steht; sie erhebt sich aber durch ihre Gestaltung als die vollkommenste über diese empor. Merkwürdig ist es, wie die Natur, von dem Ei des kleinsten Würmchens bis zu der Sonne, in deren Strahlen es sich wiegt, von dem kleinsten Tröpfchen des Thaues bis zum größten der Körper, die im Weltall rollen, ungeachtet der mannichfaltigsten Verschiedenheit ihrer Bildungen, nach dem Ideale der Kugelgestaltung strebt. Hiernach ist es kein Wunder, wenn viele weise Männer in den Zeiten des Alterthums, wo man sich das Übersinnliche vermittelst der Gegenstände der Sinnenwelt vorstellte, selbst die Gottheit als Kugel dachten. Künstliche Erd- und Himmelskugel, s. den Art. Globus.

Kugeldreieck, sphärisches Dreieck, ist ein von drei Bogen größter Kreise eingeschlossenes Stück einer Kugelfläche. Da unsre Erde auch eine Kugel ist, so müssen 3 Oerter auf derselben, die nicht in einer Richtung liegen, wie Dresden, Wien und Strasburg, die Spitzen eines solchen Kugeldreiecks sein.

Kügelgen (Gerhard von), Geschichts- und Porträtmaler, Mitglied der Akad. von St. Petersburg und Berlin und Prof. an der

Akad. zu Dresden, und Carl von Kügelgen, Landschaftmaler, Mitgl. der Akad. von St. Petersburg und Berlin, waren Zwillingsbrüder und im J. 1772. zu Bacharach am Rhein geboren. Sie erhielten von ihren Aeltern (der Vater war kurkölnischer Hofkammerrath) eine christlich fromme Erziehung. Beide zog schon in früher Jugend ein lebendiger Trieb zur Malerei hin; dies und ihre seltne Ähnlichkeit im Äussern, in welcher sich die Ältern oft selbst irrten, erregte Aufsehn. Aber die Malerei galt in jener Gegend nur als ein Handwerk, und die berühmtesten Meister dieser Kunst standen im Rufe eines etwas lüderlichen Lebens. Kein Wunder also, daß der Vater der Zwillinge diese Kunst unter die losen zählte, welche sogar dem Seelenheile seiner Söhne gefährlich werden könnte. Sie mußten daher ihrer Neigung entsagen, und sich zu einer andern wissenschaftlichen Bildung vorbereiten. So wurden sie, 14 Jahre alt, in das Jesuiten-Gymnasium zu Bonn gebracht. Zwei Jahre darauf starb ihr Vater. Jetzt gelang es dem ältern Zwilling, Gerhard, von seiner Mutter die Erlaubniß zu erhalten, daß er sich der Kunst ganz widmen konnte. Der Anfang berechtigte zu größern Erwartungen, und der Historienmaler Januarius Zick in Koblenz übernahm, gegen ein jährliches Lehrgeld, seinen Unterricht. Ein halbes Jahr darauf erklärte der Zwillingsbruder Carl, daß er unmöglich etwas Andres, als sein Bruder treiben könnte. Da er schon in der frühesten Jugend Häuser und Bäume mit derselben Lust gezeichnet hatte, wie sein Bruder Gesichtsbildungen, so ward er in Frankfurt am Main dem Landschaftsmaler Schütz übergeben. Nach einer Übung von kaum zwei Jahren copirte Gerhard die kleinen Bilder seines Meisters so treu, daß man sie für Originale ansehen konnte; allein die etwas eigen gesinnte Mad. Zick glaubte, dies schade dem Vortheile ihres Mannes, und es wurden zum Copiren keine Originale mehr verabfolgt. Damals lernten die Zwillinge auf einer Lustreise nach Mainz den Geschichts- und Porträtmaler Fesel aus Würzburg kennen. Dieser freundlich gesinnte Mann übernahm ihren weitern Unterricht unentgeltlich. Aber nach einem halben Jahre schrieb ihnen die Mutter, da der ältere Bruder Joseph auf der Universität Bonn erhalten werden müsse, so falle es ihr schwer, die Zwillinge in dem kostspieligen Studium der Mahlerkunst zu unterstützen; sie möchten daher selbst auf Mittel zu ihrem Fortkommen denken. Beide beschlossen, sich an den Kurfürsten von Köln, Maximilian, Erzherz. von Österreich, zu wenden. Gerhard malte zu diesem Endzwecke sein eignes Bild mit einem Blatte in der Hand, auf welchem ein beflügelter Genius mit Palette und Pinsel zu einer, auf Wolken thronenden Minerva empor strebt, von einer Bettlerin in Lumpen aber, der Armuth, an einer Kette zurückgehalten wird. Carl malte die Gegend von Würzbung und die Stadt. Der Kammerpräsident Freih. Spiegel zum Diesenberg, ein wohlwollender Mann, mit offenem Sinne für alles Gute und Schöne, welcher die Zwillinge wegen ihres Schulfleißes, als Vorsteher des Gymnasiums, in liebreichem Andenken hatte, bahnte ihnen den Weg zum Kurfürsten. Dieser Fürst unterhielt sich lange scherzhaft mit ihnen, und ließ ihnen noch denselben Abend die Zusicherung ertheilen, daß sie eine Reisepension von 200 Ducaten jährlich drei Jahre lang in Rom beziehen sollten. 1791 traten die Brüder ihre Wanderung nach Rom an; durch Deutschland größtentheils zu Fuße. Die reiche Schönheit Roms fesselte bald den Landschaftsmaler so, daß ihm das Copiren nach andern Meistern nicht zweckmäßig schien. Den Historienmaler aber zogen die Idealgestal-

ten der Antiken und das wundersam Rührende in Raphaels Gemälden so an, daß er ausschließlich nur dieses und jene nachzubilden bemüht war. Indem sich also keiner von beiden Brüdern auf das Ansehn eines Meisters oder einer Schule stützte, war künstlerisches Streben frei und in Jedem entfaltete sich das eigenthümliche seines Genius. So ist in den landschaftlichen Darstellungen des jüngern Bruders die üppige, oft sogar etwas überreiche italienische Natur, wie in den historischen Bildern des ältern jener nach dem Antiken strebende Schönheitssinn, mit gemüthvollen Affecte verbunden, nicht zu verkennen. Der französische Revolutionskrieg hemmte jedoch bald die Verbindung Roms mit den Rheinländern und es konnte den Brüdern kein Geld überschickt werden. Gerhard reiste 1795 mit einem jungen Liefländer, der sein Freund war, von Rom zu Fuße nach München, um sich durch Porträtmalen Unterstützung zu verschaffen. Hier fand er bei seiner Ankunft Briefe von seinem Bruder aus Rom, der ihm meldete, daß er unterdessen die Bekanntschaft des Lord Bristol gemacht, welcher mehrere Bilder von ihm gekauft und andre bestellt habe, auch war die Pension nebst andern Geldern angekommen. Allein Gerhard zog es vor, bis zur Rückkehr seines Bruders aus Italien die Galerie zu München zu seinem Studium zu benutzen. Hier sah er eines Morgens einen kleinen, schwarz gekleideten Mann, der ihn mit großer Verwunderung betrachtete. Es war der Lord Bristol, der nicht wenig staunte, den jüngern Kügelgen, welchen er mit Aufträgen in Rom zurückgelassen hatte, hier auf einmal vor sich zu sehen. Wie nun den Engländer das Außerordentliche leicht anspricht, so verschaffte diese Überraschung dem ältern Zwilling sogleich die volle Zuneigung des brittischen Sonderlings. Er kaufte mehrere seiner Bilder, wollte ihm Anftrage über Aufträge geben, und bot ihm eine Verlängernng der Reisepension von 100 Ducaten auf unbestimmte Zeit an. Voll Freude meldete der junge Künstler diesen Antrag seinem Freunde, mit dem er aus Italien nach Deutschland gewandert war und der sich damals in Lausanne aufhielt. Allein derselbe kam ihm mit dem dringenden Wunsche entgegen, er sollte mit ihm nach Riga reisen, wo er als Kind in seiner Ältern Hause alles Liebe erfahren werde. Ja es lag dieser Plan dem jungen Liefländer so sehr am Herzen, daß er erklärte, er wolle nur mit seinem Freunde, oder nie, seiner Ältern Haus wieder betreten. Der junge Künstler stand jetzt an einem dunkeln Scheidewege. Dort riefen ihn sein Bruder und Italien, hier ein Freund in ein unbekanntes Land. Aber dieser Freund hatte im Augenblicke der Noth mit ihm sein Reisegeld brüderlich getheilt; er entschloß sich daher, ihn in seine Heimath zu begleiten. Da er während seines vierteljährigen Aufenthalts in München viele Miniaturporträts gemalt hatte, so fehlte es ihm nicht an den Mitteln. Im Sept. 1795 kamen beide Freunde in Riga an, wo Kügelgen die erfreulichste Aufnahme fand. Unterdessen hatte sein Bruder Carl in Rom die Aufträge des Lord Bristol vollendet; und da ihm die Revolutionszeiten den längern Aufenthalt in Italien verleideten: so folgte er der Einladung Gerhards nach Riga, bei dessen kunstsinnigen Bewohnern er ebenfalls eine liebevolle Aufnahme und viel Beschäftigung fand. 1799 besuchten die Brüder St. Petersburg. Hier beschäftigten den Porträtmaler ehrenvolle Aufträge des Kaiserhofes, und der Landschaftmaler wurde vom Kaiser Paul, der ihm mehrere Bilder abkaufte, mit einem Gehalte von 3000 Rubeln angestellt. Nach wenig Jahren sahen sie sich in der Lage, um die Hand von zwei Schwestern anzuhalten, welche sie auf

der Reise nach St. Petersburg in Reval kennen gelernt hatten. Da diese aus adeligem Geschlechte waren, so hielt man es für anständig, daß auch die Brüder den Adel ihrer Familie wieder herstellten. Als hierauf Carl von Kügelgen 1803 eine Reise nach der Krimm machte, um in der dasigen schönen Natur seiner Kunst zu leben, besuchte Gerhard von Kügelgen die noch lebende Mutter in Koblenz und ließ unter ihrem Schutze Frau und Kind, um bei den, aus aller Welt zusammengeraubten Kunstschätzen in den pariser Museum zu verweilen. Bald nach seiner Rückkehr von Paris starb seine Mutter. Betrübt durch diesen Verlust verließ der Künstler sein, ihm durch das französische Leben fremd gewordnes Vaterland und wählte zu seinem Aufenthalte das kunstreiche Dresden. Hier lebte er mit seiner Familie seit dem Mai 1805. Die dasigen Kunstsammlungen gaben ihm Veranlassung zur fernern Entwickelung seines Kunststrebens, aber auf der Mitte seiner schönen Bahn fiel er unter den Händen eines Raubmörders, eisächs. Artilleristen, auf freier Straße nahe bei Dresden, den 27. März 1820. — Der Landschaftsmaler lebt in Petersburg, oder auf dem Gute seines Schwagers, des Freih. v. Manteufel zu Kurken in Liefland. Ideale Formen, dichterische Composition, der innigste Ausdruck des innersten Lebens, künstlerische Darstellung und ein schönes Colorit zeichnen im Allgemeinen die Werke Gerhards von Kügelgen aus. Es ist schwer, die besten darunter zu nennen. Seine Magdalena und sein Johannes möchten wol jedem Nachbildner unreichbar sein. Sein Amor und seine Porträts von Göthe, Schiller, Herder und Wieland, erschienen in Kupfer gestochen zu Wien bei Artaria; und mehrere Umrisse enthält sein Leben, das Prof. Hasse herausgab. Die Werke seines Bruders Carl von Kügelgen sind größtentheils in dem Besitze des seitdem verstorbnen Lords Bristol, in Berlin, Riga und in den Kunstsammlungen von Petersburg. Ein großer Atlas von Zeichnungen und Ansichten aus der Krimm ist noch in des Künstlers Besitz, der eine krimm'sche Galerie in 30 Bl. für den russ. Kaiser gemalt und jetzt von seinem Monarchen den Auftrag erhalten hat, eine ähnliche landschaftliche Galerie von Finnland zu malen. Auch beschäftigt ihn die Herausgabe einer malerischen Reise in die Krimm für das Publikum. Eine treue und vollständige Erzählung von dem Leben und von den Werken beider Brüder (vom Prof. Hasse) findet man in den Zeitgenossen. St. XI. Eine vollständige höchst anziehende Biographie mit dem von Gottschick meisterhaft gestochnen Bildniß v. K. und zehn Umrissen seiner vorzüglichsten Gemälde ist 1823 von demselben Verf. bei Brockhaus in Leipzig erschienen.

Kuh (Ephr. Moses) wurde 1731 zu Breslau von jüdischen Ältern geboren und zeigte schon frühzeitig ein ungemein starkes Gedächtniß, eine große Lebhaftigkeit des Geistes und immer rege Wißbegierde. In der Folge bestimmte ihn sein Vater, ein begüterter Kaufmann, für die jüdische Gelehrsamkeit und das theologische Studium des Mosaismus. Doch entsprach der Erfolg den Erwartungen des Vaters keineswegs; denn obgleich der junge Ephraim das Wissenschaftliche des Judenthums mit seltner Begierde erlernte: so war doch Niemand im Stande, ihm für die scholastische Dogmatik, für die sophistischen Hypothesen und für die erkünstelten Subtilitäten der jüdischen Theologie Geschmack beibringen. Deswegen wollte ihn der Vater darauf zum Kaufmann bilden, und ließ ihm Unterricht in der französischen, italienischen und englischen Sprache ertheilen. Durch die Erlernung dieser Sprachen gewann er Geschmack am Lesen und dadurch Kenntniß der neuern

Digitized by Google

Literatur und Poesie. Nach dem Tode seines Vaters ging er nach Berlin, wo er als erster Gehülfe in die Handlung seines Oheims trat. Hier war es, wo er sich durch seine Talente die Bekanntschaft und Freundschaft Mendelssohn's, Ramler's, Lessing's und andrer Gelehrten erwarb, durch deren Umgang sich sein poetisches Talent zu entwickeln begann. Da er, außer seinem bedeutenden Gehalte, ein ansehnliches Vermögen besaß, so hätte er in Berlin in angenehmen Verhältnissen leben können; aber eine zu weit getriebne Gutherzigkeit, welche oft die Beute listiger Betrüger wurde, verbunden mit einer an Verschwendung grenzenden Bücherliebhaberei, hatte in wenigen Jahren sowol sein Vermögen, als seinen übrigen Erwerb fast gänzlich erschöpft. Er verließ Berlin, durchreiste Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland, und gerieth am Ende in eine so hülflose Lage, daß ihm seine Familie ein Kapital zu seinem Unterhalte aussetzen mußte. Diese Umstände veranlaßten bei ihm eine gewisse Schwermuth, die nach und nach in wirklichen Wahnsinn ausartete, von dem er nur durch die rastlose Thätigkeit eines geschickten Arztes gerettet werden konnte. In den lichten Zwischenräumen jenes Zustandes war es gerade, wo seine besten Gedichte ihre Entstehung erhielten. Nach seiner Wiederherstellung ward er 1785 durch einen Schlagfluß gelähmt und sogar der Sprache beraubt, worauf er 1790 starb. Seine Gedichte erschienen nach seinen Tode unter den Titel: Hinterlassene Gedichte von Ephraim Moses Kuh. 2 Thle. Zürich, 1792.

Kuhpocken, Kuhblattern, Schutzpocken, eine Krankheit der Kühe, bei welcher sie Blattern an dem Euter bekommen. Man unterscheidet bis jetzt die Windblattern, weißen, gelben, schwarzen und blauen Kuhblattern. Die letztere Art derselben kommt zuweilen bei frischmelkenden Kühen, besonders im Holsteinischen, in England, epizootisch vor, und ist durch ihre Eigenschaft, sich bei den Menschen durch örtliche Ansteckung fortzupflanzen, und diejenigen, welche dergleichen Blattern gehabt haben, vor der Ansteckung der Menschenblattern zu sichern, besonders werkwürdig geworden. Das Weitere hierüber enthalten die Artikel Inoculation und Jenner. H.

Kulichan (Tahmasp) auch Shah Nadir genannt, geboren 1687, einer der größten und ausgezeichnetsten, aber auch abscheulichsten Menschen, welche die Geschichte alter und neuerer Zeiten aufzuweisen hat. Er hieß eigentlich Nadir, und war anfänglich persischer Feldherr, verließ aber bald den Kriegsdienst, und wurde Anführer einer gefürchteten Räuberbande. Der König von Persien, Tahmasp, ließ ihm gänzliche Verzeihung angedeihen, und erhob ihn wegen seiner großen militärischen Talente nach und nach zum obersten Feldherrn aller persischen Truppen. Bald aber empfand er die Folgen dieses unvorsichtigen Schritts. Denn Nadir, der sich nun auf seinen Befehl selbst Tahmasp Kuli (Sklav des Tahmasp) mit dem Zusatze Chan (des größten Ehrentitels, den ihm der König geben konnte) nannte, und das ganze Heer für sich gewonnen hatte, entthronte seinen Wohlthäter, als dieser ohne ihn mit den Türken Friede geschlossen hatte, bemächtigte sich hierauf im Namen des jungen Prinzen, der noch in der Wiege lag, als Vormund der Regentschaft, und ward 1735, nach einem blutigen Siege über die Türken, und nachdem sein Mündel gestorben war, zum König von Persien erwählt. Seit dieser Zeit ward er Shah Nadir genannt. Seine Waffen waren überall siegreich; allein er vergoß zahlreiche Ströme Bluts, und wüthete selbst gegen seine eignen Unterthanen mit der empörendsten Grausamkeit. Seine Soldaten waren durch die

vielen Kriege und dabei verübten Plünderungen ausnehmend bereichert worden, und ihm daher so ergeben, daß es Niemand wagen durfte, dem blutdürstigen Tyrannen die Spitze zu bieten. Selbst der Haß der Geistlichen, welchen er viele Einkünfte entzogen hatte, vermochte nichts gegen ihn, und alle Pläne, ihn vom Throne zu stoßen, wurden schon in ihrer Entstehung vereitelt. Sein größter, aber auch abscheulichster Feldzug war derjenige, welchen er 1739 gegen den Großmogul unternahm. Shah Nadir wußte sich theils durch seine überall siegreichen Waffen, theils durch Verrätherei den Besitz aller Länder desselben zu verschaffen, plünderte und brandschatzte, ließ die Hauptstadt Delhi einäschern und über zweihunderttausend Einwohner niederhauen, wobei er noch die Frechheit hatte, sich selbst für eine von Gott gesandte Strafe der Völker zu erklären. Doch endlich hatte die Stunde geschlagen, die seinen Gräuelthaten ein Ziel setzen sollte. Es ward eine Verschwörung gegen ihn gestiftet, an deren Spitze sein Neffe und einer seiner Statthalter standen. Als die Verbündeten auf ihn eindrangen, flehte er um Gnade; allein man rief ihm zu, daß derjenige, welcher niemals in seinem Leben Gnade ertheilt, auch keine zu empfangen werth sei. Und so hauchte dieser Wütherich unter den Streichen der Mörder im J. 1747 seinen Geist aus.

Kuma oder Kyme, die größte und vornehmste Stadt Aeoliens und zugleich eine der ältesten, am ägeischen Meere. Von ihr hat die kumäische oder kumanische Sibylle den Namen, und Hesiodus war hier geboren. Übrigens galten nach Strabo die Einwohner für etwas einfältig. Eine kumäische Kolonie war die ebenfalls sehr alte Stadt Kumä in Unter-Italien, und zwar in Campanien. Mit den Kumäern zugleich hatten sie, der Sage nach, die Phocäer angelegt, und die Bewohner Italiens versetzten späterhin die asiatische Sibylle hierher, welcher Annahme auch Virgil in der Aeneis folgt. Die Grotte der Wahrsagerin lag in dem, der Göttin Trivia geweiheten Haine und in ihrer Nähe war der acherusische See. In dieser Gegend besaß Cicero ein Landgut, das daher das kumanische hieß.

Kunkellehn (von Kunkel, die Spindel, oder auch das Spinnrad) heißt dasjenige Lehn, welches auch auf Frauen forterben kann. Reines Kunkellehn, welches nur auf Frauen forterbt, gibt es nicht: denn sobald männliche Erben da sind, fällt das Lehn auf diese. In demselben Sinne heißt Kunkeladel ein solcher Adel, der, bei einem unadeligen Vater, von der Mutter herstammt.

Kunst. I. Im weitesten Sinne. Alle Kunst ist etwas Praktisches, d. h. auf freien Kraftäußerungen vernünftig-sinnlicher Wesen in der Sinnenwelt Beruhendes, denn sie ist (subjectiv) die Geschicklichkeit oder Fertigkeit vernünftig-sinnlicher Wesen, gewisse, nach freien Zwecken bestimmte, regelmäßige Wirkungen hervorzubringen; oder (objectiv) das ganze Gebiet der äußern Wirkungen und selbstständigen Erzeugnisse dieser freien Thätigkeit in der Sinnenwelt. Die Äußerungen aber, und mithin diese Wirksamkeit selbst, sind um so vollkommener, je mehr durch sie etwas für sich bestehendes, d. i. ein selbstständiges, zu jenen Zwecken in allen seinen Theilen übereinstimmendes Werk hervorgebracht wird, welches wir insofern Werk der Kunst im eigentlichen Sinne des Worts, oder Kunstwerk nennen; unterschieden von Kunststück, welches seinem innern Werthe nach von weniger Bedeutung ist und gewöhnlich nur den Zweck hat, eine überraschende Fertigkeit im Hervorbringen flüchtiger und vorübergehender Wirkungen, durch kluge Übung erworben, oder nur auf Sinnenschein und Täuschung gegrün-

Digitized by Google

bet, an den Tag zu legen. Durch jene Bestimmung ist nun die Kunst von der Natur und ihren Erzeugnissen unterschieden, welche wir nur uneigentlich, und durch gewisse auffallende Ähnlichkeiten an den äußern Erscheinungen geleitet, Künstlerin und künstlich nennen (s. Kunsttriebe): denn die Natur wirkt, ob sie gleich wie die Kunst hervorbringt, nach nothwendigen Gesetzen bewußtlos ihre Erscheinungen. Von der andern Seite ist jedoch die Kunst durch die Natur begründet, und durch sie allein möglich gemacht. Sie setzt einen Stoff voraus, den sie gestaltet, und der sich auf die Erscheinungen der Natur unmittelbar oder mittelbar bezieht. Der Mensch kann nämlich, wie schöpferisch auch seine Einbildung wirke, dennoch keinen Stoff im eigentlichen Sinne erschaffen. Seine Schöpfung bezieht sich also auf Formgebung; die höchste ist eine eigenthümliche Zusammen. Er empfängt den Stoff, in welchen er bildet, von der Natur und Geschichte, und dieser Stoff muß eben sowol der Bildung zu vernünftigen Zwecken fähig, als der Mensch für die Auffassung, Wahrnehmung und Bearbeitung desselben empfänglich gedacht werden. In Hinsicht auf dessen Kunstfähigkeit insbesondre ist die Kunst schon dadurch von der Natur abhängig, daß der Mensch zugleich Naturwesen ist, und die Natur in ihm die höchste und bekannte Stufe der Vollkommenheit und Bildung erreicht hat. Vermittelst letzterer faßt er die Natur auf, lernt die Gesetze kennen, und auf dieselbe zur Erreichung seiner Zwecke gesetzmäßig einwirken. Die Gesetze, nach welchen er Werke der Kunst hervorbringt, sind daher zugleich Naturgesetze, d. h. in seiner Anschauung der Natur gegründet, aber er verfolgt sie mit Bewußtsein und Willkür. Von der Wissenschaft aber ist die Kunst hauptsächlich dadurch verschieden, daß jene Erkenntniß der Natur und des Zusammenhanges der Dinge ist, und als höchste Wissenschaft (Wissenschaft schlechthin, oder Philosophie) die nothwendigen Gesetze des Denkens und Seins aufsucht und über die Erscheinungen hinausgehend, den Grund der Erscheinungen und ihren Zusammenhang zu erforschen strebt. Die Wissenschaft also beruht auf dem Wissen, oder besteht in dessen Ausbildung, und ist mithin auf die theoretische Thätigkeit des Geistes gegründet. Die Kunst aber hat es zu thun mit Etwas, das weder selbst ein Wissen ist, noch bloß oder unmittelbar durch das Wissen um einen Gegenstand, ohne äußere Fertigkeit und Kraftübung, hervorgebracht werden kann, obgleich es auch nicht ohne alles Bewußtsein, und ohne Anwendung des Verstandes des hervorbringen möglich ist. Darum war es falsch, wenn man sonst einige schöne Künste, z. B. die Poesie, weil sie die geistigste ist, und sich, wie die Wissenschaft, zu ihrem Darstellungsmittel der Sprache bedient, schöne Wissenschaften nannte. Dadurch aber sind Wissenschaft und Kunst wiederum verbunden, daß letztere, wie eben angedeutet wurde, eine Art der Erkenntniß überhaupt (Wissenschaft im weitesten Sinne), bei aller Kunstübung voraussetzt, daß ferner auch die Wissenschaft, als Ergebniß der ausgebildeten Erkenntniß gedacht, eine gewisse Fertigkeit oder Geschicklichkeit (Kunst im weitern Sinne), den Zusammenhang der Gedanken nach Ideen zu leiten und zweckmäßig anzuordnen, erfodert; daß endlich auch die Wissenschaft, insofern sie sich in selbstständigen und von dem Innern, worin sie erzeugt worden, sich absondernden Werken darzustellen und mitzutheilen strebt, in diesen Darstellungen Kunst ist, wenn gleich diese Kunstform nicht die Form der schönen Kunst ist, der sie sich jedoch in verschiednen Gattungen wissenschaftlicher Darstellung mehr oder weniger annähern darf. Denn die Kunst äußert sich vorzüglich als die vom Geiste ausgehende

Mar, a river of Scotland, which rises in the mountains on the borders of Aberdeenshire, and runs into the German ocean at Aberdeen.

Mar, a district of Scotland, in the county of Aberdeen, which gives the title of earl to the family of Erskine.

Marabout, a species of stork, found in Africa, and the East Indies, which is about the size of a turkey, and has a long bill, and a pouch under the throat. The feathers of the tail are used for ornaments.

Marabout, a Mahometan priest, who lives in a hermitage near the tomb of some saint, and is supposed to be endowed with the power of working miracles.

Maracaibo, a city of South America, in the province of Venezuela, and on the lake of the same name, 60 miles N. W. of Merida, and 120 S. W. of Coro. W. long. 72. 30. N. lat. 10. 30.

Maracaibo, a lake of South America, in the province of Venezuela, 120 miles long, and 60 broad.

Maragnan, a river of South America, which rises in the province of Guiana, and runs into the Atlantic ocean, 100 miles N. of the river Amazon.

Maragnan, a province of South America, bounded on the N. by the river Maragnan, on the E. by the province of Siara, on the S. by the province of Piauhi, and on the W. by the province of Para. It is 300 miles long, and 200 broad.

Maragnan, a city of South America, in the province of Maragnan, and on the river of the same name, 100 miles N. of the river Amazon. W. long. 45. 30. S. lat. 2. 30.

Marahuca, a river of South America, which rises in the province of Guiana, and runs into the river Maragnan, 100 miles N. of the river Amazon.

Marambitanos, a river of South America, which rises in the province of Guiana, and runs into the river Maragnan, 100 miles N. of the river Amazon.

Maranham, a river of South America, which rises in the province of Guiana, and runs into the river Maragnan, 100 miles N. of the river Amazon.

Maranham, a province of South America, bounded on the N. by the river Maragnan, on the E. by the province of Siara, on the S. by the province of Piauhi, and on the W. by the province of Para. It is 300 miles long, and 200 broad.

Maranham, a city of South America, in the province of Maranham, and on the river of the same name, 100 miles N. of the river Amazon. W. long. 45. 30. S. lat. 2. 30.

Maranhao, a river of South America, which rises in the province of Guiana, and runs into the river Maragnan, 100 miles N. of the river Amazon.

Maranhao, a province of South America, bounded on the N. by the river Maragnan, on the E. by the province of Siara, on the S. by the province of Piauhi, and on the W. by the province of Para. It is 300 miles long, and 200 broad.

Maranhao, a city of South America, in the province of Maranhao, and on the river of the same name, 100 miles N. of the river Amazon. W. long. 45. 30. S. lat. 2. 30.

Maranon, a river of South America, which rises in the province of Guiana, and runs into the river Maragnan, 100 miles N. of the river Amazon.

Maranon, a province of South America, bounded on the N. by the river Maragnan, on the E. by the province of Siara, on the S. by the province of Piauhi, and on the W. by the province of Para. It is 300 miles long, and 200 broad.

Maranon, a city of South America, in the province of Maranon, and on the river of the same name, 100 miles N. of the river Amazon. W. long. 45. 30. S. lat. 2. 30.

Maranta, a river of South America, which rises in the province of Guiana, and runs into the river Maragnan, 100 miles N. of the river Amazon.

Maranta, a province of South America, bounded on the N. by the river Maragnan, on the E. by the province of Siara, on the S. by the province of Piauhi, and on the W. by the province of Para. It is 300 miles long, and 200 broad.

Maranta, a city of South America, in the province of Maranta, and on the river of the same name, 100 miles N. of the river Amazon. W. long. 45. 30. S. lat. 2. 30.

Marapatana, a river of South America, which rises in the province of Guiana, and runs into the river Maragnan, 100 miles N. of the river Amazon.

Marapatana, a province of South America, bounded on the N. by the river Maragnan, on the E. by the province of Siara, on the S. by the province of Piauhi, and on the W. by the province of Para. It is 300 miles long, and 200 broad.

Marapatana, a city of South America, in the province of Marapatana, and on the river of the same name, 100 miles N. of the river Amazon. W. long. 45. 30. S. lat. 2. 30.

Marapatana, a river of South America, which rises in the province of Guiana, and runs into the river Maragnan, 100 miles N. of the river Amazon.

Marapatana, a province of South America, bounded on the N. by the river Maragnan, on the E. by the province of Siara, on the S. by the province of Piauhi, and on the W. by the province of Para. It is 300 miles long, and 200 broad.

Marapatana, a city of South America, in the province of Marapatana, and on the river of the same name, 100 miles N. of the river Amazon. W. long. 45. 30. S. lat. 2. 30.

Beiläufig muß hier bemerkt werden, daß man freie Künste (artes ingenuae, liberales, bonae) diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten nannte, welche bei den Alten zu dem Unterrichte der Freigebornen gehörten, und die man eines freien Mannes würdig achtete, entgegengesetzt den Beschäftigungen der Sklaven (artes serviles), worunter man größtentheils mechanische Arbeiten verstand. Man nahm dabei den Ausdruck: Kunst, nicht so streng, und rechnete daher auch Wissenschaft hinzu. Gewöhnlich redet man von sieben freien Künsten, nämlich: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, nach dem bekannten alten Gedenkverse:

Gram loquitur, *Dia* verba decet, *Rhe* verba minisrat,
Mus canit, *Ar* numerat, *Ge* ponderat, *As* colit astra.

Diese Gegenstände machten den allgemeinen Lehrcursus in der Erziehung der Alten aus. In spätern Zeiten wurden freie Künste auch die unzünftigen Gewerbe genannt, und den zunftmäßigen entgegengesetzt. Die freien Künste in unserm Sinne nun, selbst die, welche auf edleren Bedürfnisse beruhen, haben entweder einen, außer ihren Werken liegenden Zweck, zu welchem sie Verstand oder Willen hinleiten wollen, und zu dessen Erreichung also diese nur Mittel sind, weshalb sie auch nicht rein für sich selbst gefallen — (sie können daher relative Künste genannt werden, und zu ihnen gehört z. B. selbst die Redekunst); oder sie sind solche, deren Werke nur die Erscheinungen des begeisterten Gemüths darstellen, und als solche Darstellungen durch sich selbst gefallen. Ihnen liegt das höhere Bedürfniß und der Wunsch zum Grunde, die Momente innerer Anschauungsfülle, die Ideale der Phantasie, so wie die Momente der vollkommensten, idealsten Wirklichkeit gleichsam für die Ewigkeit festzuhalten, und in selbstständigen, in sich abgeschlossenen, der Anschauung durch sich selbst würdigen Formen auszuprägen. Diese Künste werden wir daher absolute Künste, oder vorzugsweise Künste, und ihre Werke Kunstwerke nennen. Denn die Darstellung, welche der Kunst Kennzeichen ist, wird hier auf das Höchste gebracht, zu etwas Absolutem erhoben, indem in der Darstellung selbst das Ideale auf eigenthümliche Weise und in allen ihren Theilen zur vollkommensten Anschauung gebracht wird, oder zur Erscheinung kommen soll. Dieses geschieht dadurch, daß die Idee sich mit der dargestellten Form unzertrennlich verbindet, so daß diese gleichsam um ihrer selbst willen da ist. Nun aber besteht die Schönheit, welche nebst der Wahrheit und Güte zu den höchsten Ideen der Menschheit gehört, in der Übereinstimmung des Sinnlichen und Individuellen mit dem Idealen, als dessen vollendete Form es erscheint, oder kürzer, in der Vollkommenheit der Erscheinung. Die absoluten Künste sind also keine andern, als die sogenannten schönen Künste; und darum werden diese eben vorzugsweise Künste, ihr Inbegriff Kunst schlechthin, so wie ihre Werke Kunstwerke genannt. In ihnen herrscht die Schönheit, die durch sich selbst gefällt, ohne fremde Beziehung, und ihren Zweck in sich selbst trägt; dahingegen die Werke der relativen und niedern Kunst dem Nutzen und der Brauchbarkeit huldigen, auch nicht einzeln und für sich, sondern nur in ihrer Gesammtheit, und auf ihren höchsten Gipfel erhoben, auf Schönheit, als letzten Zweck aller Hervorbringungen, hinzielen, indem nämlich das Nützliche und Zweckmäßige mit der fortschreitenden Bildung der Menschen immer mehr sich mit dem Gefälligen und durch seine Form Bedeutsamen vereint, ja mit dem allmälig verminderten Widerstande des äußern Stoffs, das Arbei-

ten und Bilden des Menschen in demselben überall leichter, freier und geistiger wird. III. Schöne Kunst, oder Kunst vorzugsweise; Kunstwerk: dessen Erfoderniſſe; Künſtler. Die Kunst, von welcher wir hier sprechen, ist also die freie Darstellung des Schönen in selbstständigen, anschaulichen Werken, und das Kunstwerk eine einzelne Darstellung (ein Werk) dieser Art. Man hat oft die Kunst Nachahmung der Natur genannt: inwiefern wir aber unter Natur wie dieser Ausdruck am gewöhnlichsten genommen wird, nur die uns umgebenden Dinge, oder die Erscheinungen und Veränderungen der Natur verstehen, insofern steht die Kunst, als Eigenthum des freien Wesens, höher als diese, und die Schönheit ist dem Kunstwerke, das nach Ideen erzeugt wird, wesentlich und nothwendig, d. h. sie gehört zu seinem Begriffe, und ohne Belebung durch Schönheit kann von keinem wahren Kunstwerke die Rede sein: den einzelnen Naturerscheinungen, welche aus dem Individuellen bewußtlos entstehen, ist hingegen die Schönheit nur zufällig. Der Mensch, als höheres Naturwesen, vermag daher Werke hervorbringen, die ihrer Bedeutung nach die einzelne Naturerscheinung weit übertreffen. Die Kunst kann also auch in diesem Sinne nicht Nachahmerin der Natur sein. Aber in einem höhern Sinne ist die Natur selbst, oder die Welt, die höchste lebendige Schönheit; indem sie als allumfassende Mannichfaltigkeit sinnlicher Erscheinungen in Wechselwirkung mit dem Geiste, der sich in ihr vollkommen offenbart, auch das vollkommenste Ganze bildet, in welchem die höchste Mannichfaltigkeit und Einheit, die höchste Ruhe und Bewegung sich verbinden und alle streitenden Gegensätze vereinen. In diesem Geiste gedacht, und als die nimmer ruhende, bei keiner Bildung stehen bleibende bildende Kraft, als rastlose Erzeugerin der unendlichen Fülle endlicher Produkte und Gestalten, schwebt sie als Vorbild über dem menschlichen Kunstwerke und nach ihrer Idee werden die einzelnen äußern Erscheinungen von uns beurtheilt. Denn vermöge jener Fähigkeit, von der äußern Welt allseitig berührt zu werden, welche an ein besondres System fein gebildeter Organe geknüpft ist, und indem sich im Menschen die Urstoffe der ganzen, uns sichtbaren Welt so innig vereinen, daß die beseelte Menschengestalt uns selbst als das vollkommenste Sinnbild der Welt (als eine Welt im Kleinen) erscheint, spiegelt sich im Geiste gleichsam die Natur: und wie der Mensch sich als das Ebenbild der Gottheit erkennt, so ist auch das anschauliche Werk, das in diesem Geiste empfangen wird, Nachschöpfung, oder ein Sinnbild der lebendigen Welt, abgeschlossen und selbstständig wie sie, und die mannichfaltigen Gestalten und Wirkungen der Natur erhalten einen höhern Glanz, wenn sie in geistiger Beziehung, wie Strahlen in einem Spiegel, aufgefaßt, und in einem idealen Bilde zurückgeworfen werden. Auch vermag der Mensch den Sinn und die Idee der Naturerscheinungen aufzufassen, und die Veränderungen der Natur selbst auf demjenigen Punkte zu ergreifen, wo sie am meisten der Idee sich nähern. Und in diesem Sinne kann man von Nachahmung der Natur, — nicht ihrer einzelnen sinnlichen Erscheinungen, — reden, da ohnehin nicht letztere allein, sondern auch das innere Leben der Menschheit, und dessen Einwirkung auf die äußere Umgebung, sofern es der Einbildungskraft anschaulich vorstellbar, als abgeschlossenes Bild in mannichfaltigen Charakteren, Gruppen, Thaten und Schicksalen der Menschen, überschauen läßt, mithin als Geschichte zu einem Gegenstande der Kunst erhoben wird. Die freie Darstellung des Schönen, wie wir die Kunst nannten, ist aber zugleich Darstellung des Lebens: denn

Digitized by Google

das Schöne iſt etwas Lebendiges, und darſtellen läßt ſich nur etwas Inneres, was zum Leben gehört, oder das Leben ausmacht. Das Kunſtwerk ſoll aber vollendete Darſtellung ſein, mithin das vollendete Leben, oder die Erſcheinungen, Äußerungen und Regungen eines genialen Gemüths (d. i. eines ſolchen, in dem die höchſten Kräfte, vorzüglich aber Vernunft, Phantaſie und Gefühl in einem natürlichen Gleichgewichte ſtehen, und das von einem höhern Geiſte, dem Geiſte der Welt, gleichſam bewegt wird,) mithin zugleich die Idee des menſchlichen Lebens in ſeinen verſchiednen Geſtalten und Äußerungen in einem organiſchen Bilde zur äußern Anſchauung bringen. Das Kunſtwerk iſt alſo gleichſam das Zeichen, durch welches dieſes innere Leben feſtgehalten werden ſoll, und das Erzeugniß eines lebendigen Dranges; mithin zwar nicht das (innere oder äußere) Leben ſelbſt (dadurch ſteht es auch in gewiſſer Hinſicht hinter der Naturerſcheinung zurück), ſondern nur Schein, oder die vollkommenſte Erſcheinung deſſelben (wodurch es ſich über die Naturerſcheinung erhebt). Aber der Künſtler muß das Leben in ſich tragen, und es darzuſtellen wiſſen als den eigentlichen Gegenſtand des Kunſtwerks: und ſo wird es auch das Schöne darſtellen. Ferner iſt das Kunſtwerk ein endliches und individuelles Werk, die Schönheit, Idee; die nähere Beſtimmung iſt alſo: 1) die Schönheit iſt das Geſetz des Kunſtwerks, die Beziehnng auf dieſelbe dem Kunſtwerke weſentlich; aber 2) das Kunſtwerk, als einzelnes Werk, umfaßt nicht die Schönheit, ſchließt nicht die höchſte Schönheit ein (denn dieſe iſt unendlich, Aufgabe aller Kunſtwerke, und wird nur durch die ganze Kunſt, d. i. durch das unendliche Ganze aller Kunſtwerke aller Zeiten und Völker fortſchreitend verwirklicht), ſondern es ſtellt nur 3) das Schöne dar, d. h. die Schönheit an einem einzelnen, individuellen Gegenſtande, oder das Ideale (das Leben) in individueller Geſtalt. In letzterer Beziehung nehmen die Kunſtwerke, wie die Naturerſcheinungen, nach der Verſchiedenheit der Ideen, die in den Dingen waltet, bald mehr den Charakter des Erhabnen (gleichſam des männlich Schönen; ſ. d. Art. Erhaben), bald mehr den Charakter des Reizenden, der Anmuth, der Grazie (oder des weiblich Schönen), und alle andre Modificationen (z. B. des Ernſtes und Scherzes) an, deren das innere Leben und ſeine Äußerung, wie überhaupt die Schönheit fähig iſt (ſ. d. Art. Schönheit). In erſterer Beziehung, oder inſofern die Schönheit Geſetz und Aufgabe der Kunſt iſt, muß jedes Kunſtwerk ideal (von einer Idee belebt), individuell (dieſe Idee in eigenthümlichen, mannichfaltigen Zügen ausdrükkend — in Beziehung auf gewiſſe darzuſtellende Gegenſtände auch charakteriſtiſch genannt) und beides in innerer Durchdringung (mithin harmoniſch überhaupt, gegliedert in ſeinen einzelnen Theilen und abgeſchloſſen, wie eine eigne Welt, oder organiſch); in Beziehung auf den Künſtler und ſeine innere Anſchauung, welche als rein menſchliche Anſchauung zur äußern Erſcheinung gebracht werden ſoll, objectiv (keine zufällige, mit der rein menſchlicher Anſchauung nicht beſtehende Subjectivität des Darſtellenden verrathend, ſondern gegenſtändlich und ſelbſtſtändig) frei und eigenthümlich (aus dem Innern ſelbſtthätig, ohne ſichtbare Mühe, nicht aus Nachahmung oder bloßem Nachdenken, ſondern aus einem eigenthümlichen Drange des genialen Menſchen entſprungen), endlich in Beziehung auf den regelmäßigen Gebrauch der Darſtellungsmittel auch correct (ſ. d. Art. Correctheit) ſein. Denn die Schönheit, als Vollkommenheit der Erſcheinung, iſt ja in ſich ſelbſt die höchſte, vollkommenſte Harmonie des Idealen und Inviduellen in der Erſcheinung, die Offenbarung des Göttlichen in ſinnlich vollendeter

Ceres, Juno, Minerva, Venus, Diana, Vesta, Proserpina, Hecate, Rhea, Cybele, Tellus, Ops, Fortuna, Nemesis, Fates, Furies, Graces, Muses, Nymphs, Naiades, Nereides, Oreades, Dryades, Hamadryades, Sirens, Harpyes, Gorgones, Hesperides, Parcae, Lucina, Genius, Lares, Penates, Manes, Larvae, Lemures, Pan, Satyri, Sylvani, Fauni, Priapus, Aeolus, Proteus, Triton, Phorcus, Glaucus, Palaemon, Leucothea, Ino, Portunus, Neptunus, Amphitrite, Thetis, Nereus, Doris, Oceanus, Tethys, Pontus, Aurora, Sol, Phoebus, Helios, Hyperion, Phaethon, Clymene, Merops, Epaphus, Luna, Phoebe, Endymion, Latmus, Pandia, Hecate, Triformis, Lucifer, Hesperus, Vesper, Iris, Nox, Erebus, Chaos, Tartarus, Styx, Acheron, Cocytus, Phlegethon, Lethe, Elysium, Orcus, Pluto, Dis, Hades, Charon, Cerberus, Minos, Rhadamanthus, Aeacus, Ixion, Sisyphus, Tantalus, Tityus, Danaides, Eumenides, Megaera, Alecto, Tisiphone, Harpyiae, Celaeno, Aello, Ocypete, Podarge, Typhoeus, Typhon, Titanes, Titanides, Prometheus, Epimetheus, Atlas, Hyperionides, Asteria, Phoebe, Themis, Astraea, Dice, Eunomia, Irene, Hesychia, Eirene, Pax, Eupheme, Homonoia, Philotes, Nomos, Eris, Nemesis, Apate, Philotes, Geras, Thanatos, Hypnos, Oneiroi, Momus, Oizys, Ponos, Limos, Algea, Hysminai, Machai, Phonoi, Androctasiai, Neikea, Amphilogiai, Dysnomia, Ate, Horkos, Aidos, Eleos, Nemesis, Dike, Soter, Eucleia, Eutheneia, Arete, Peitho, Homonoia, Harmonia, Hygieia, Panakeia, Iaso, Aceso, Aglaea, Thalia, Euphrosyne, Pasithea, Hegemone, Auxo, Hesiodos, Ascraeus, Orpheus, Musaeus, Linus, Amphion, Zethus, Aethlius, Endymion, Aeolus, Hellen, Dorus, Xuthus, Aeolus, Achaeus, Ion, Aegialeus, Aegialeia, Diomedes, Cyanippus, Alexander, Deiphobus, Hyginus, Pelasgus, Lycaon, Nyctimus, Oenotrus, Peucetius, Italus, Morgetes, Siculus, Ausonia, Auson, Lamus, Lestrygon, Antiphates, Polyphemus, Galatea, Acis, Cyclopes, Brontes, Steropes, Arges, Hecatonchires, Cottus, Briareus, Gyges, Centimani, Centaurus, Centauri, Chiron, Pholus, Nessus, Eurytion, Rhoecus, Hylonome, Peneius, Daphne, Leucippus, Phoebe, Hilaeira, Arsinoe, Ephesia, Astynome, Thebe, Ida, Oreithyia, Chione, Cleopatra, Pandion, Procne, Philomela, Itys, Tereus, Boreas, Zetes, Calais, Harpyiae, Aello, Ocypete, Podarge, Cephalus, Procris, Amphitryon, Alcmena, Electryon, Sthenelus, Perseus, Andromeda, Cepheus, Cassiopeia, Phineus, Phorcys, Ceto, Graiae, Pemphredo, Enyo, Gorgones, Stheno, Euryale, Medusa, Chrysaor, Pegasus, Atlas, Hesperides, Aegle, Erythia, Hesperethusa, Hesperarethusa, Ladon, Danaus, Aegyptus, Danaides, Hypermnestra, Lynceus, Abas, Proetus, Acrisius, Danae, Melampus, Bias, Iphiclus, Nestor, Chloris, Amphion, Zethus, Antiope, Dirce, Lycus, Nycteus, Epopeus, Lamedon, Sicyon, Pelops, Tantalus, Broteas, Niobe, Amphion, Zethus, Thebe, Cadmus, Agenor, Europa, Phoenix, Cilix, Thasus, Phineus, Cassiopeia, Andromeda, Cepheus, Phoenix, Phoenicia, Cilix, Cilicia, Thasus, Thasos, Cadmus, Harmonia, Semele, Ino, Athamas, Learchus, Melicertes, Palaemon, Leucothea, Portunus, Aeolus, Hellen, Dorus, Xuthus, Aeolus, Achaeus, Ion, Aegialeus, Aegialeia, Diomedes, Cyanippus, Alexander, Deiphobus, Hyginus, Pelasgus, Lycaon, Nyctimus, Oenotrus, Peucetius, Italus, Morgetes, Siculus, Ausonia, Auson, Lamus, Lestrygon, Antiphates, Polyphemus, Galatea, Acis, Cyclopes, Brontes, Steropes, Arges, Hecatonchires, Cottus, Briareus, Gyges, Centimani, Centaurus, Centauri, Chiron, Pholus, Nessus, Eurytion, Rhoecus, Hylonome, Peneius, Daphne, Leucippus, Phoebe, Hilaeira, Arsinoe, Ephesia, Astynome, Thebe, Ida, Oreithyia, Chione, Cleopatra, Pandion, Procne, Philomela, Itys, Tereus, Boreas, Zetes, Calais, Harpyiae, Aello, Ocypete, Podarge, Cephalus, Procris, Amphitryon, Alcmena, Electryon, Sthenelus, Perseus, Andromeda, Cepheus, Cassiopeia, Phineus, Phorcys, Ceto, Graiae, Pemphredo, Enyo, Gorgones, Stheno, Euryale, Medusa, Chrysaor, Pegasus, Atlas, Hesperides, Aegle, Erythia, Hesperethusa, Hesperarethusa, Ladon, Danaus, Aegyptus, Danaides, Hypermnestra, Lynceus, Abas, Proetus, Acrisius, Danae, Melampus, Bias, Iphiclus, Nestor, Chloris, Amphion, Zethus, Antiope, Dirce, Lycus, Nycteus, Epopeus, Lamedon, Sicyon, Pelops, Tantalus, Broteas, Niobe, Amphion, Zethus, Thebe, Cadmus, Agenor, Europa, Phoenix, Cilix, Thasus, Phineus, Cassiopeia, Andromeda, Cepheus, Phoenix, Phoenicia, Cilix, Cilicia, Thasus, Thasos, Cadmus, Harmonia, Semele, Ino, Athamas, Learchus, Melicertes, Palaemon, Leucothea, Portunus

bewußt zu sein: hierin liegt eben das Wunderbare und Räthselhafte des Genius. Nicht minder auch in dessen geheimer und tiefer Entwickelung, so wie in seiner schnellen Äußerung. Die Genialität des Künstlers begreift aber auch eine glückliche, äußere Organisation, namentlich in Beziehung auf diejenigen Sinne, durch welche wir die vollendeten Formen der Erscheinungswelt auffassen und darstellen (Schönheitssinne), auf deren Gegenstände sich die Phantasie bezieht, und von welchen sie gleichsam die Grundstoffe ihrer Darstellungen empfängt. Nächstdem bedarf der Künstler auch gewisser erworbner, wenn auch durch seine Natur ihm erleichterter, technischer Fertigkeiten, der Übung in der Welt- und Lebensanschauung, und im Gebrauche besondrer Darstellungsmittel (denn jede Kunst hat als Darstellung ihre besondern technischen Grundlagen, und folgt den, durch die Natur bestimmten Gesetzen, nach welchen ein besondrer Stoff bearbeitet wird), und dieses ist das eigentche Erlernbare in der Kunst. Dieser erwerblichen Fertigkeiten und Kenntnisse bemächtigt sich der geniale Geist bei der Darstellung, und handhabt sie frei, jedoch zweckmäßig, um das, im Geiste Vollendete auch äußerlich vor die Anschauung zu bringen. Der mechanische Künstler aber besitzt nur diese Fertigkeiten, der correcte folat nur der Regel, nicht dem innern Drange, der bloß talentvolle schafft glänzende Einzelnheiten, aber kein Ganzes, setzt leicht und glücklich Gegebnes zusammen, bildet auch wol eigenthümlich und neu, aber nicht aus voller Kraft, ein gediegnes, organisches Werk, von hoher Musterhaftigkeit und unsterblicher Dauer. IV. Schöne Künste, Eintheilung derselben. Die Kunst ist ihrem Wesen nach Eine, und umfaßt ein unendliches Gebiet von Darstellungen. In diesem unendlichen Gebiete unterscheiden wir Klassen der Darstellungen, in welche wir die allgemeine künstlerische Thätigkeit unter gewissen Verschiedenheiten oder bestimmten Beschränkungen wirken sehen. Die Eintheilung dieser Klassen ist verschieden, nach verschiednem Zwecke und Bedürfniß. Eine ästhetische, mithin wissenschaftliche Eintheilung der schönen Kunst in schöne Künste, welche von Verschiedenheiten handeln soll, die sich auf die Schönheit der Kunstdarstellungen, oder das innere Wesen der Kunst selbst beziehen, muß von der nothwendigen Verschiedenheit der Darstellungsmittel ausgehen, deren sich der Mensch als vernünftig sinnliches Wesen bedienen kann, auch muß sie das ganze Kunstgebiet leicht übersehen lassen, und die Verwandtschaft des Einzelnen andeuten. Nun heißt aber darstellen, zur Erscheinung bringen; die ihrem Wesen nach verschiedenen Darstellungsmittel beziehen sich also auf die verschiednen Gebiete der Erscheinungswelt, und die Organe für die Auffassung und Darstellung derselben. Wie wir daher eine innere und äußere Erscheinungswelt, einen innern und äußern Sinn unterscheiden, so unterscheiden wir auch Künste des äußern Sinnes und Kunst des innern Sinnes. Nur können die Darstellungsmittel der schönen Künste ersterer Art nur auf den Empfindungen der edlern oder der Schönheitssinne, vermittelst deren wir selbstständige äußere Formen in ihrem Bestehen, so wie in ihren Verhältnissen zu einander, mit einem Gefühle der Lust wahrnehmen, gegründet sein. Dieses sind aber Gesicht und Gehör. Auf diese beziehen sich also die bildende und die tönende Kunst. Jene stellt unter der Form des Sichtbaren, diese unter der Form des Hörbaren dar. Alle Sinnenempfindungen aber umfaßt der Gedanke mittelst der Einbildungskraft (der individuelle Gedanke). Diejenige Kunst also, welche das Leben durch Gegenstände des innern Sinnes, d. i. durch die Vorstellungen der Einbildungskraft, zunächst für die Einbildungskraft

Digitized by Google

darstellt, oder die Kunst des inneren Sinnes, ist die Poesie, ποίησις, Dichtkunst vorzugsweise). Das allgemeine Organ der Schöpfungskraft schöner Kunstwerke ist ihr eigenthümliches, und sie bezieht sich erst mittelst desselben auf die äußern Sinne. Sie ist daher die mittelbarste und geistigste Kunst, bedarf aber auch für ihre Darstellungsmittel noch besondrer äußerer Zeichen, der Worte, als der eigenthümlichen Zeichen der Gedanken; doch beruht nicht in den Worten, noch in den Tönen für sich, das Wesen der Poesie, weshalb sie auch fälschlich zu den tönenden Künsten gerechnet worden ist (s. d. Art. Poesie). Dieses aber sind die drei Elementar- oder Stammkünste. Andre sind abgeleitete und zwar entweder einfache abgeleitete, untergeordnete, wie die Malerei, Bildhauerkunst (Plastik, Sculptur), Baukunst, und diesen analog, jedoch mit Rücksicht auf die successive Erscheinung eines Kunstgartens, auch die Gartenkunst; oder zusammengesetzte abgeleitete, welche man auch Übergangskünste nennen könnte. Letztere sind die Declamation und Mimik, von denen die erstere von der Poesie zur tönenden Kunst, diese von der Poesie zur bildenden Kunst den Übergang macht; aus Declamation und Mimik entspringt die Schauspielerkunst; die Tanzkunst aber bildet den Übergang von der Mimik zur tönenden Kunst. (Andre Eintheilungen der schönen Künste mag man in W. T. Krug's Versuch einer systematischen Encyklopädie der schönen Künste, Leipzig, 1802, §. 15. u. f. f. nachsehen.) Wie nun die schönen Künste unter einander verschieden sind, so weichen auch die Erfoderniſse des Künstlers, in Hinsicht auf diese verschiednen Gebiete der Kunst, von einander ab, und es ist diese Genialität (des bildenden Künstlers, oder des Tonkünstlers z. B.) durch das besondere Darstellungsmittel, durch die natürliche Anlage, welche der Gebrauch desselben voraussetzt, und die vorwaltende Beziehung desselben auf gewisse Thätigkeiten des Geistes (z. B. des Hörbaren auf das Gefühl, des Sichtbaren auf die Beurtheilungskraft) genauer bestimmt. V. Kunstphilosophie, Theorie der schönen Künste. Die Wissenschaft von der schönen Kunst und den besonderen Gebieten derselben (schönen Künsten), kann man die Kunstwissenschaft nennen. Handelt sie von der schönen Kunst, und den Künsten überhaupt, ihrer Idee nach, oder in unmittelbarer Beziehung auf die Idee der Schönheit, welche durch sie verschieden dargestellt wird: so ist sie Kunstphilosophie, und macht einen Haupttheil der Aesthetik aus (s. d. Art. Aesthetik). Als Kunstphilosophie handelt sie von der schönen Kunst überhaupt (allgemeine Kunstphilosophie, wovon wir hier einen kleinen Umriß gegeben haben), und von den einzelnen schönen Künsten in der angegebnen Beziehung. Letzterer Theil der Kunstphilosophie wird auch die ästhetische Theorie der schönen Künste genannt, und macht die angewandte, oder besondre Aesthetik aus. Da aber jede Kunst, wie oben gesagt worden ist, ihre äußere Grundlage, oder ihr eigentlich Technisches hat, so gibt es auch eine technologische Theorie der schönen Künste, oder eine Technologie der einzelnen schönen Künste; diese ist empirischen Ursprungs und gibt Anleitung zur zweckmäßigen mechanischen Behandlung der jedesmaligen Kunstmittel. VI. Kunstsinn, Kunstgeschmack, Kunstkenntniß, Kunstkritik, Kunstrichter, Kunstfreund. Das Kunstwerk, welches aus einem reichen Innern entsprungen ist, erfodert auch, um mündig aufgenommen zu werden, ein verwandtes Gemüth, einen reifen und würdigen Geist, der den Sinn des Lebens versteht und das lebendige Werk nicht von einzelnen Seiten und mit einzelnen Kräften auffaßt. Dieselben Kräfte also, wenn auch nicht in demselben Maße, welche zum geistigen Hervorbrin-

Digitized by Google

gen des Werks erfodert wurden, werden daher auch bei dem vollkommenen Genusse desselben in Thätigkeit gesetzt. Gewöhnlich aber setzt man den Genuß des Kunstwerks bald in das, durch die Anschauung zunächst erregte, oft sehr unbestimmte Gefühl, so z. B. der oberflächliche Liebhaber (Dilettant) der Kunst; bald in die Beurtheilung nach bestimmten Regeln, wie der kalte Kunstrichter. Bei der wahren Auffassung aber verbindet sich beides, das Gefühl des Anschauenden löst sich in Urtheil auf, und ist dem ideenmäßigen Urtheil ganz entsprechend. Es ist daher einleuchtend, daß zur wahren Auffassung eines Werks nicht bloß der allgemeine Kunstsinn (Empfänglichkeit für Eindrücke der Kunst, Interesse für Kunstwerke und Leichtigkeit, sich in die Kunst zu finden), sondern vor allen Dingen die individuelle, unbefangne Anschauung desselben, und zu seiner wahren Würdigung Kunstgeschmack (d. i. ein feines Beurtheilungsvermögen, nach der bewußt oder bewußtlos vorschwebenden Idee des Schönen, oder eine Leichtigkeit, das Kunstschöne von dem Kunstwidrigen zu unterscheiden), und daher auch Kunstkenntniß, d. i. Kenntniß des Wesens der Kunst und der Künste, insbesondre auch des Technischen der Künste, so wie der Geschichte der Kunst erfoderlich ist; denn, nur mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, wird man einem Kunstwerke seinen wahren Platz in dem großen Gebiete derselben, in Beziehung auf die, in demselben zu realisirende Idee der Kunst, anweisen können, welches der letzte Zweck der Kunstkritik ist. Die Kunstkritik (s. Kritik) setzt also in ihrer Vollkommenheit voraus: 1) unbefangne Anschauungskraft; 2) Kunstsinn und Kunstgeschmack. Letzterer ist nach seinem Umfange in den Künsten, so wie in Beziehung auf die Werke verschiednr Völker und Zeiten, mehr oder minder ausgebreitet oder beschränkt, seinem Ursprunge nach natürlich oder ausgebildet; durch Übung im Anschauen von dem Naturgeschmack (oder der Beurtheilung des Schönen in der Natur), immer aber durch höhere Bildung verschieden (s. den Artikel Kunstbildung und Geschmack); 3) wissenschaftliche und geschichtliche Kenntniß der Kunst (Kunstphilosophie, Theorie der Künste, Technologie, Kunstgeschichte, wozu auch Archäologie der Kunst gehört): denn bei allen Urtheilen wendet man Gesetze auf die zu beurtheilenden Gegenstände an. Alles dieses sind daher auch nothwendige Eigenschaften des wahren Kunstrichters. Daraus geht aber auch hervor, daß die bloße Eigenschaft des Kunstkenners noch nicht zum Kunstrichter macht, indem diese Kennerschaft bald mehr auf die Theorie des Innern, bald mehr auf die Theorie des Äußern, oder das Geschichtliche der Kunst geht, und der Besitz dieser Grundsätze noch nicht die Fähigkeit, sie anzuwenden, gewährt. Auch mangelt dem Kunstkenner, so wie dem feinen Geschmacke, oft das warme und lebende Interesse des Kunstsinnigen, oder des Kunstfreundes, welches uns das innere Leben des verwandten Kunstwerks aufschließt. T.

Kunstausstellung, s. d. Art. Ausstellung.

Kunstbildung heißt: 1) der natürlichen entgegengesetzt, die durch Erziehung, Umgang und andre Verhältnisse, vornehmlich aber durch methodische Einwirkung erlangte, oder absichtlich erworbne Bildung, die man auch oft Cultur in einem engern Sinne nennt. Zu dieser gehört auch 2) die auf der Kunst, vorzüglich auf der schönen Kunst, beruhende Bildung. Diese mag nun auf Kunstausübung sich gründen, und mithin mehr thätiger Art, oder nur aus Kunstgenuß und Kunstanschauung hervorgegangen (mithin mehr passiver Art) sein; in beiden Fällen ist sie, wenn sie gründlich ist, eine Bildung, welche, gemäß der Idee der Kunst, die doppelte Anlage des Menschen, die sinnliche

Digitized by Google

und geistige, in einen gewissen Einklang setzt, dieselben gleichmäßig anregt, und eben darum eine ächt menschliche Bildung ist, welche von Sinnlichkeit eben so weit, als von dem einseitigen Gedankenleben, das uns der Welt entzieht, entfernt liegt, vielmehr das Ideal und die Wirklichkeit liebend verbindet und gleichsam versöhnt. Kunstbildung ist daher nicht Kunstschwärmerei, obgleich der geniale Künstler und der wahre Kunstfreund sich in das Werk ihrer Anschauung so verlieren, daß sie ihre äußere Persönlichkeit darüber ganz vergessen, und obgleich die ungetheilte Aufmerksamkeit und Kraft, womit der begeisterte Künstler schafft und der Kunstfreund anschaut, von dem, für die hohe Bedeutung des Kunstwerks Unempfänglichen nur für planloses, willkürliches Schweben und Regen des Gefühls und der Einbildungskraft (Schwärmerei) angesehen wird, ja davon oft den äußern Anschein hat. Kunstbildung äußert sich auch nicht durch Kunstgeschwätz von der Oberfläche der Kunstwerke, oder ihrer Theorie abgeschöpft; denn selbst der Kritiker erkennt es an, daß das Wesen der Kunst und das Höchste der Kunstwerke unaussprechlich ist. Sie setzt überhaupt Talente und Fertigkeiten voraus, welche nicht Jedem eigenthümlich sind (s. d. Art. Kunst V.). Weil ferner die Kunst Darstellung des Schönen ist: so gehört die Kunstbildung, im angegebnen Sinne, zu der ästhetischen Bildung (s. d. Art.); aber auch der Geschmack an dem Schönen in der Natur gehört zu dieser. Von letzterm unterscheidet sich die Kunstbildung dadurch, daß die Natur, ohne viel vorausgesetzte Erfoderniße, leicht von uns verstanden wird; die Kunstverständniß aber eine gewisse Bildung, Erhebung eines an sich gesunden Sinnes bis zur Fertigkeit der Anschauung, ferner mannichfaltige Lebensansichten und Reife des Urtheils erfodert. Daher hat derjenige, welcher Naturgeschmack besitzt, noch nicht den Kunstgeschmack, noch weniger die Bildung, welche erst durch Kunst erworben wird; und es verhält sich der Naturgeschmack zur Kunstbildung, wie der gesunde oder gemeine Menschenverstand zu dem wissenschaftlich ausgebildeten Verstande der Philosophen und seiner tiefern Lebensansicht. Wenn wir uns aber fragen, wie es komme, daß es in der Kunst so viele Naturalisten gibt, d. h. die ohne tiefere und durch Übung erworbne Kunstbildung in dem Kreise der Kunst producirend oder urtheilend auftreten, und warum in keinem Gebiete die Kritik so sehr in leeres Geschwätz ausartet, so sind die vornehmsten Ursachen diese. Die Kunst hat eine sinnliche Seite, welche Jedem leicht zugänglich ist, der die unsichtbare Seite derselben nicht wahrnimt. Diese, gleichsam populäre Seite zieht seine Sinnlichkeit, und was damit in Verbindung steht, Lustsucht, Eitelkeit ꝛc., vorzüglich an. Wem nun die Kunst nur etwas Sinnliches ist, der wird sich in dem Gebiete, welches ihm durch Augen und Ohren zugänglich ist, ferner in den Darstellungen der Sprache, — weil er sich letzterer von Jugend auf bedient, — und worin er nur die Nachahmung der Wirklichkeit erblickt, bestimmt und eingerichtet, einen verfeinerten Sinnenreiz hervorzubringen, oder in wechselnde, dunkle Gefühle der Lust zu versetzen, leicht den Versuch, leicht ein entscheidendes Wort erlauben. Das Gefühl an sich fragt nicht nach Gründen; vor ihm gilt jedes Urtheil, die Foderungen der Sinnlichkeit und des Wirklichen (etwa höchstens durch das gesellige Leben modificirt) sind auszumessen; aber die Tiefe der Kunst, die das Himmlische und Irdische verbindet und das Individuelle zur bedeutsamen Hülle des Idealen erhebt, erfodert tiefere Bildung und Einsicht, und das Leben ist nicht die gemeine Wirklichkeit. T.

Kunstfertigkeit, s. Virtuosität.

Kunstreisen sind, wie sich leicht versteht, Reisen, welche um der Kunst willen gemacht werden. Hier kann sowol Zweck sein, die eigne Kunst zu üben, als auch die Kunst Andrer im fremden Lande kennen zu lernen. Der Reisende kann mithin in beiden Fällen selbst Künstler, oder im letztern nur Kunstfreund sein. Da jedoch der Fall selten angetroffen wird, daß jemand, der nicht Künstler ist, bloß der Kunstanschauung und Kunstbildung wegen eine Reise anstellt, wiewol der Eifer für die Kunst und die Wichtigkeit eines Landes, in Hinsicht auf eine besondre Gattung derselben, dies leicht zum Hauptzweck einer bedeutenden Reise machen kann: so versteht man gewöhnlicher und gleichsam vorzugsweise unter Kunstreisen Reisen, welche von Künstlern um der Kunst willen gemacht werden. Aber da, wie wir eben sagten, selten ein Nichtkünstler die Kunst zum einzigen Zweck seiner Reise macht, so könnte man, mit Rücksicht auf die Menge und Beschaffenheit der Kunstreisen, welche heut zu Tage gemacht werden, mit Recht behaupten, daß die Künstler noch seltner die Kunst zum Hauptzweck ihrer Reisen machen, und sich dieses hochklingenden Ausdrucks meistens nur bedienen, um die schlechten Triebfedern zu verdecken, welche sie bei diesen Reisen leiten. Sonach liegt doch den Kunstreisen an sich eine schöne Idee zum Grunde? Allerdings. Die Kunst ist etwas Allgemeines und über den Schranken des Individuums Erhabnes. Es ist die Schönheit selbst, welche im Menschengeiste schaffend wirkt und beseligt. An dieser hat der Einzelne gleichsam nun seinen Antheil, und soll er etwas Lebendiges, dem Menschen Angemessenes und Erfreuliches hervorbringen, so muß die Schönheit menschlicher Werke ihn erfreut und mannichfaltig angeregt haben. Zwar wird die Wissenschaft ebenfalls nicht von dem Einzelnen erzeugt, und ihre Ausbildung wäre ohne große Theilnahme und Mitwirkung menschlicher Individuen unmöglich, weil sich auch hier durch Prüfung und Vergleichung des Verschiednen die Ansicht und Schranke der einzelnen Kraft erweitert; aber im Verhältniß zur Wissenschaft, die durch Literatur befördert wird, ist die Kunst doch mehr wandernder Natur. Das Geisteswerk wird durch Schrift vervielfältigt, und die wissenschaftlichen Fortschritte ferner Länder werden den Gelehrten leicht auf seiner Stube bekannt. Nicht eben so ist es mit allen Werken der Kunst, die keine Beschreibung vollständig kennen lehrt. Die Poesie schließt sich hier zunächst an die Wissenschaft an, und wenn die Dichter reisen, so geschieht es mehr, um ihren poetischen Geist durch erweiterte Lebensanschauung anzuregen, als um auf diesen Reisen ihre Kunst unmittelbar zu üben und fremde Poesie kennen zu lernen. Anders war es überall, wo Dichter und Sänger oder Schauspieler noch eine Person ausmachten. In den ältesten Zeiten der griechischen Bildung finden wir wandernde Sänger, die an den Höfen der Fürsten, oder vor dem Volke ihre Lieder sangen, und hochbewundert und belohnt davon zogen. So wurde, wie es von Arion heißt, die Kunst, die ihm ein Gott gegeben, „vieler Tausende Lust.“ So nennen uns die ältesten, übrig gebliebnen Nationalgesänge der Griechen schon wandernde Sänger. Die Rhapsoden trugen diese Nationalgesänge vor, und viele dieser reisten späterhin zu den musischen Wettstreiten in den Odeen, wo sie in allen Dichtungsarten wetteifernd auftraten; denn die Kunst war in Griechenland das Interesse der Nation. In der neuern Poesie finden wir wandernde Troubadours und Minnesänger (s. d. Art.); aber ihre Wanderungen und Wettstreite waren nicht auf allgemeine Theilnahme des Volks berechnet. Mehr, als die Poesie an sich, bedarf die bildende Kunst der Reisen zu ihrer Entwicklung. Der Bau-

künstler findet am Orte seiner Geburt und Heimath selten Gelegenheit zur vollkommnen Ausbildung und Ausübung seiner Kunst, wie sehr auch die Baukunst durch klimatische Verhältnisse bedingt ist. Daher finden wir schon Wanderungen der Baukünstler in der ältesten Zeit. Zur Verschönerung und Vergrößerung Jerusalems wurden phönicische Bauleute gebraucht, und viele Kirchen, welche in Italien prangen, wurden durch deutsche Baumeister ausgeführt. — Was den Bildhauer betrifft, so ist es anerkannt, daß ohne Anschauung und Studium der Antiken in diesem Fache keiner etwas Bedeutendes zu leisten im Stande ist. Daher muß dieser Künstler, wenn er nicht an Orten lebt, wo Antiken in Museen aufgestellt sind, nach diesen reisen, oder das vielgepriesene Land sehen, welches noch jetzt die meisten bedeutenden Werke der Baukunst und Bildhauerkunst des griechischen und römischen Alterthums aufbewahrt. — Der Maler, der seine Phantasie mit allem sichtbaren Schönen, sei es Werk der Natur oder der Kunst, mithin auch der Bildhauer- und Baukunst, befruchten muß, bedarf zu seiner Ausbildung unter den bisher genannten Künstlern des Mittels des Reisens am meisten, und nur zufällig oder untergeordneter Zweck (der Porträtist macht hier nur wenig Ausnahme) kann Erwerb durch seine Kunst auf Reisen sein. Und dieses ist der Grund, warum der größte Theil der Kunstreisen in neuerer Zeit nach dem klassischen Boden Italiens gemacht worden sind, wo die neuere Kunst sich zuerst über der alten, umgeben von einer südlich romantischen Natur, üppig blühend erhob. Hier reist der Archäolog und Kunstfreund, hier der Architekt und der Bildhauer, welche die schönen Denkmäler der alten, der Geschichtsmaler, der die Heiligthümer der neuern Kunst, und der Landschaftsmaler, der dort die Natur in ihren größten und anmuthigsten Schauplätzen, umgeben von der frischanregenden Wirklichkeit, zu schauen begehrt. In Hinsicht der Musik jedoch verhält sich's beinahe umgekehrt. Denn obgleich Italien auch das Land des Gesangs und der Melodie ist, so leben und reisen doch mehr italienische Virtuosen in Deutschland und in andern Ländern, als umgekehrt; der bildende Künstler aber würde Italien noch besuchen, und wenn es auch ein dreifach reicheres Museum außer diesem Lande gäbe, als das Museum in Paris — war. Die s. g. ausübenden Künstler (Musiker und Schauspieler vorzüglich) bedürfen endlich der Reisen noch aus besondern Gründen. Der ausübende Künstler bleibt auf einer sehr beschränkten Stufe der Kunstbildung stehen, wenn er nur sein Publikum kennt und an den Künstlerkreis, in welchem er steht, gefesselt bleibt. Der Geschmack eines einzigen Publikums, z. B. in einer Provinzialstadt, ist sehr einseitig, und steht oft sehr niedrig, je nach den Ständen und Klassen, welche an einem solchen Orte den herrschenden Ton angeben. Auch der schlechte Schauspieler wird von einem solchen Publikum zuletzt ertragen, der mittelmäßige (da man nichts Höheres gesehen hat), mit allen seinen Manieren heimisch geworden, von ihm weit über seinen Werth geschätzt, ja oft vergöttert; und hat auch der Talentvolle keine guten Vorbilder neben sich, so rostet das Talent in trauriger Verwöhnung und einseitigem Mechanismus allmälig ein. Kunstreisen prüfen daher den Künstler, können ihn aufmerksam auf sich selbst und seine Verwöhnungen machen; sie erhalten die Künstlerfreiheit, wo Kritik ihm daheim mangelt, denn sie zeigen ihm seine Kunst in größerer Mannichfaltigkeit, als sie gewöhnlich sein Auge wahrnimt, sie schützen vor Einseitigkeit. Die eigentlichen Kunstreisen dieser Art aber setzen ein vielseitig gebildetes Land voraus, wo eine große Hauptstadt, oder, wie in den meisten Ländern Europa's, eine reiche Bildung durch mehrere Haupt- und Provinzial-

Digitized by Google

städte vertheilt ist, deren Wirkung sich auch die Künste durch vielseitige Anregung erfreuen. Aber es ist auch noch ein Grund vorhanden, warum dem ausübenden Künstler vorzüglich das Reisen nahe liegt. Jeder der vorhergenannten Künstler stellt oder sendet sein Werk in die weite, offne Welt, das noch lange nach des Meisters Tode gesehen und erkannt von Vielen, in den entferntesten Ländern das Andenken desselben erneuert. In der ausübenden Kunst ist dagegen das Werk mit dem Schöpfer aus; es lebt und stirbt mit seinem Meister. Aber die Kunst verlangt Anerkennung, und sie kann sich nur nach allen Seiten erweitern, je mehr das Vortreffliche allseitig anerkannt wird. Darum verlangt auch ein bedeutender Künstler mit Recht nach Anerkennung über seinen täglichen Aufenthalt hinaus. Dieser edle Trieb wird freilich bei gemeinem Sinn zu niedriger Gefallsucht, an welche sich das Streben nach leidigem Erwerb anschließt. Was einerseits der Künstler, der mit einem frischen, empfänglichen Gemüth, mit steter Rücksicht auf die beseelende Kunst reiset, durch Mannichfaltigkeit der Anschauung, und durch Anregung des Lebens, in abwechselnden Formen desselben, und was andrerseits das, in verschiednen Städten zerstreute Publikum der Kunstliebhaber durch Reisen großer Künstler, die selten eine Heimath festhält, an Ausbildung und Erweiterung des Geschmacks zu gewinnen vermag, läßt sich nicht schätzen, und die Kunstreisen eines Iffland, einer Bethmann, wie eines Rode, Spohr, Hermstädt und andrer eigenthümlicher Künstler beweisen dies zur Genüge. Nur muß jeder, welcher der Kunstübung wegen eine Reise unternimt, vor allen auch wirklich Künstler sein (d. h. eine Darstellungsgabe besitzen), oder die Bürgschaft dazu von der Natur empfangen haben, es zu werden, und der Kunstreisende überhaupt nicht bloß reisen, um zu reisen, d. h. um in der wilden Fremde und Ungebundenheit, in einer Art lustigem Müßiggang, aller festen Sitte und ernstem Studium zu entsagen, mit Prahlerei und Frechheit, der Leute Beutel zu fegen und eine Plage der Bühnenvorsteher und aller Menschen zu sein, die zu ernster Thätigkeit ihre kostbare Zeit brauchen.

Kunstschulen. Über die Geschichte und den Zweck der, für bildende Kunst in neuern Zeiten gestifteten Anstalten, und die wichtigsten derselben siehe die neue Folge dieses Werkes.

Kunststraßen s. Chausséen.

Kunsttriebe. Kunst ist nur da möglich, wo Freiheit ist; sie steht der Natur entgegen, und diese kann nur insofern Künstlerin genannt werden, als wir in ihren Erzeugnissen Zweckmäßigkeit suchen und finden. Namentlich treffen wir bei den Geschöpfen, die durch den Charakter der Thierheit mit uns verwandt sind, gewisse Erscheinungen an, die wir den zweckmäßigen Wirkungen, welche der Mensch hervorbringt, darin ähnlich finden, daß sie den besondern Bedürfnissen des Thieres vollkommen entsprechen, — Erzeugnisse ihrer Wirksamkeit, welche, gleichsam als menschliche Werke betrachtet, einen hohen Grad von Geschicklichkeit (Kunst) und Übung erfodern würden. Nun nennen wir die Regungen eines innern, ursprünglichen Bedürfnisses organischer Körper Triebe, (bei dem Thiere gewöhnlicher Instinkt, insofern hier die Triebe, durch Empfindung bestimmt, und mit willkürlicher Bewegung verbunden, mächtiger sich äußern); man nennt daher die Triebe der Thiere, deren äußere Erzeugnisse wir in einem auffallenden Grade zweckmäßig und wunderbar finden, Kunsttriebe, und sie sind Handlungsweisen des Instinkts, oder ihres, durch Natur nothwendig bestimmten Begehrens. Abgesehen aber von der Zweckmäßigkeit, welche

Ich verdiene, daß ich mich ihrer rühme, daß ich mich ihrer freue, daß ich mich ihrer erfreue, daß ich mich ihrer erfreue, daß ich mich ihrer erfre

thum'sche, in Meißen gelegne Güter gegeben, und foderte sie nach geschloßnem Frieden zurück. Auch aus diesem Grunde machte Kunz große Ansprüche an den Kurfürsten, welcher den Streit zu Altenburg durch Schiedsrichter entscheiden lassen wollte. Ohne jedoch diese Entscheidung abzuwarten, entwarf jener einen Plan, sich selbst Hülfe, oder mindestens Rache zu verschaffen. Er beschloß, die beiden Söhne des Kurfürsten zu rauben, um, im Besitz dieser kostbaren Unterpfänder dem Vater Bedingungen vorzuschreiben. Nachdem er sich mit einigen andern Edelleuten, von denen wir nur Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels nennen, verbunden, und mit dem Küchenbedienten des Kurfürsten, Namens Schwalbe, ein Einverständniß angeknüpft hatte, erschien er, eine Reise des Kurfürsten nach Leipzig benutzend, von mehrern Rittern und Reisigen begleitet, in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 vor dem Schlosse zu Altenburg, auf welchem sich, außer der Kurfürstin und den beiden Prinzen, nur wenige Personen befanden, indem die Meisten bei einem Schmause in der Stadt waren. Durch Schwalben's Beihülfe wurden an einem geöffneten Fenster Strickleitern befestigt, auf welchen Kunz nebst neun seiner kühnsten Begleiter in das Schloß gelangte. Als vormaliger Schloßhauptmann kannte er alle Zimmer und Gänge. Nachdem sie die Gemächer der Kurfürstin und ihrer Frauen von außen verschlossen hatten, drangen sie in das Zimmer, wo die Prinzen mit einer alten Kammerfrau der Kurfürstin schliefen. Kunz entführte den ältesten Prinzen Ernst und trug Wilhelm von Mosen auf, ihm den jüngern, Albert, nachzubringen. Dieser aber hatte Zeit gefunden, sich zu verstecken. Statt seiner bemächtigte sich Mosen des jungen Grafen von Barby, der mit dem Prinzen in einem Bette schlief. Man war schon auf dem Schloßhofe, als Kunz den Irrthum gewahr wurde. Er übergab sogleich den Prinzen Ernst seinen Gefährten und holte selbst den Prinzen Albert. Unterdeß war im Schlosse Lärm geworden und die Kurfürstin, welche aus dem Fenster Zeugin des Vorgangs war und Kunz erkannte, flehte um Schonung und begleitete ihre Bitten mit den größten Versprechungen. Allein sie fand kein Gehör. Ihrer Verabredung gemäß trennten sich die Verschwornen, um auf verschiednen Wegen nach Böhmen zu gehen. Kunz eilte mit dem Prinzen Albert auf dem kürzesten Wege der böhmischen Grenze zu, während Schönfels und Mosen mit dem Prinzen Ernst auf einem Umwege dahin zu gelangen suchten. Mit Schnelligkeit verbreitete sich jetzt die Nachricht von dem geschehenen Raube; allenthalben ertönte die Sturmglocke, das ganze Land war in Bewegung. Kunz hörte den Sturm aus der Ferne und beflügelte seine Flucht. Er war in die Gegend von Elterlein und Grünhain gekommen und kaum noch eine kleine Meile von seinem Ziele entfernt. Diese Nähe flößte ihm Sicherheit ein; es war schon Mittag vorüber, die Sonne brannte gewaltig und der Prinz klagte, daß er vor Durst verschmachten müsse. Nachgiebig hielt Kunz, der, außer seinem Knechte Schweinitz und noch einem andern, seine übrigen Begleiter auf Kundschaft vorausgeschickt hatte, sein Roß an, und Alle stiegen ab, um einige Beeren zu pflücken. Ein Köhler, Namens Schmidt, der in der Nähe seinen Mittagsschlaf in Gesellschaft seines Hundes hielt, erwachte von dem Geräusch. Dieser hatte die Sturmglocken aus der Ferne gehört, und der Anblick gewappneter Männer weckte in ihm Verdacht. Er näherte sich daher mit seinem Schürbaum und fragte Kunz, wer er sei. Während des Gesprächs verwickelte sich Kunz mit seinen Spornen im Gestrippe und fiel. Diesen Augenblick benutzte der Prinz, sich dem Köhler zu erkennen zu ge-

Beifall aufgenommen wurde. Schon in dieser Oper, in welcher das Pathetische und Lyrische mit dem Hoch- und Niedrig-Komischen abwechselt, legte Kunzen einen Beweis von seinem richtigen Urtheile und Gefühle, von seiner Kenntniß des Theater-Effect und von seiner fruchtbaren Erfindung ab. Auf Schulzen's Anrathen ging er im Julius 1790 nach Berlin, wo Reichard ihn mit offnen Armen aufnahm. Seine Begierde, zu arbeiten, war Ursache: daß er ein Singstück von einem dortigen Schauspieler in Musik setzte, welches aber, wahrscheinlich wegen des geringen Gehalts des Textes, bei der Aufführung kein Glück machte. Bald nachher ward er bei dem neuerrichteten Nationaltheater in Frankfurt a. M. angestellt, wo er Gelegenheit hatte, sich mit dem Geiste der mozart'schen Werke bekannt zu machen. Diesem Vorbilde hatte er so viel zu verdanken, und er arbeitete demselben mit so glücklichem Erfolge nach, daß, als er einige Jahre nachher, ebenfalls als Musikdirector bei der Schauspielergesellschaft in Prag, sein Winzerfest auf das dortige Theater brachte, diese Arbeit den lautesten Beifall erhielt. Um diese Zeit geschah es, daß Schulz in Kopenhagen wegen Kränklichkeit um seinen Abschied anhalten mußte. Da es der König ihm anheim stellte, einen Nachfolger zu ernennen, so schlug er Kunzen vor, der auch an seine Stelle 1795 zum königlich dänischen Kapellmeister ernannt wurde, und diesem Posten seit der Zeit mit Ehren vorsteht. Nebst mehrern dänischen Opern, Cantaten und Oratorien sind auch von ihm ein Hallelujah und mehrere Klavierstücke und Lieder vortheilhaft bekannt worden.

Kupfer, oder, wie es auch zum Unterschied des Messings genannt zu werden pflegt, rothes Kupfer, ist das erste Metall gewesen, welches die Alten gekannt haben. Die Römer besaßen die Kunst, dasselbe so hart zu machen, daß es hierin unserm jetzigen Stahl beinahe gleich kam. Sie nannten es Cyprium oder aes Cyprium, von der Insel Cypern, wovon auch der deutsche Name stammt. Aus diesem Metall verfertigten sie damals die vorzüglichsten ihrer Geräthschaften, z. B. Pflug-Eisen, Waffen, Messer u. s. w. Es hat einen eignen Geschmack und Geruch; an Dichtigkeit steht es nur dem Eisen nach, übertrifft aber dieses, so wie das Blei, an Dehnbarkeit, folgt hinsichtlich der Härte dem Eisen und Platina, und steht an Feuerbeständigkeit hinter Gold, Platina und Silber. In allen Theilen der Welt gibt es Kupferminen; das beste liefert Japan, und nächst diesem Sibirien; in Europa aber ist Schweden wol am reichlichsten damit versehen; besonders berühmt sind die Kupferbergwerke zu Falun in Dalecarlien. Nächst Schweden hat Ungarn das meiste Kupfer. Norwegen liefert ebenfalls viel und vorzüglich gutes Kupfer. Obwol Deutschland nicht so viel Kupfer hat, als jene Länder: so gibt es doch in verschiednen Provinzen eine nicht geringe Menge Kupfer; das meiste und beste aber geben der Harz und vorzüglich das Mannsfeldische. Man findet das Kupfer in den Bergwerken theils gediegen, und in dieser Gestalt am häufigsten in Nord-Amerika, theils aber vererzt und verkalkt. Das meiste wird aus dem Kupferkies gewonnen, der oft mit andern Metallen verbunden, häufig aber so innig damit vermengt ist, daß dieselben durch Klauben und Pochen nicht abzusondern sind. Aus den gerösteten und alsdann geschmolznen Erzen erhält man zunächst den Rothstein, der dann, noch einmal geröstet und mit Kohle geschmolzen, das Schwarzkupfer gibt. Dieses wird alsdann gar gemacht, das heißt so lange im Fluß erhalten, bis sich die darin befindlichen unreinen Beimischungen abgesondert haben, und ist dies geschehen: so heißt man es Gar- oder

Rosettenkupfer, und dies ist das reinste und geschmeidigste. Enthält das Rosettenkupfer weder Blei, Silber, noch Gold, so kann es auf den Kupferhammer verarbeitet werden, im entgegengesetzten Falle aber muß es vorher durch Saigern (s. d. Art.) von jenen metallischen Beimischungen geschieden werden. Je reiner das Kupfer ist, desto schwerer ist es, ausgenommen, daß es mit Blei vermischt wäre; daher die eigenthümliche Schwere von einem pariser kubischen Fuß japanisches Kupfer 658 Pf. Cöl. Gew., da der vom schwedischen nur 642 Pf. ist. Das Kupfer verbindet sich mit allen Metallen, und einige dieser Verbindungen (Legirungen) sind von technischer Brauchbarkeit. Mit Arsenik gibt es eine, zu Teleskopenspiegeln brauchbare Masse, mit Zink, Similor und (besonders mit Galmei) Messing, mit Nickel und Zink das Packfong der Chinesen. Das Kupfer wird von Salzen und Säuren aufgelöst, und die Auflösung wird, nach Verschiedenheit der Auflösemittel, bald grün, bald braun oder gelb, bald blau, bald farblos. Aus dem Kupfer allein macht man das Grünspan, oder das spanische Grün. Ferner dient das verarbeitete Kupfer zum Bekleiden der Schiffe, zum Decken der Dächer auf Kirchen und andern großen Gebäuden; die Kupferstecher wenden es zu Platten an; das meiste aber wird zu allerlei Geräthen verbraucht.

Kupferdruck ist die Art und Weise, wie von der, vom Kupferstecher gestochnen Kupferplatte mittelst der Kupferpresse Abdrücke auf Papier gemacht werden. Das dazu nöthige Papier darf nicht zu stark geleimt sein und wird angefeuchtet, doch nicht zu sehr und zu lange, damit es nicht durch gelbe Flecke ganz unbrauchbar werde. Damit das Papier die Farbe besser aufnehme, mischt man einige Loth Alaun in das, zum Anfeuchten bestimmte Wasser. Die Schwärze der Kupferdrucker ist feiner, als die Buchdruckerfarbe, und wird von Frankfurt a. M. bezogen, wo man sie aus Weinhefen bereiten soll. Sie wird auf einem Reibesteine mit Firniß, oder dem noch bessern Nußöhl gerieben, und zuweilen mit etwas Mastix erhöht. Ist nun Papier und Farbe gehörig vorbereitet, so wird die Platte, wenn es kalt ist, auf einem Rost gelinde erwärmt, die Farbe mit einem Span aufgetragen, und mit einem Ballen durch Auftupfen, nicht Streichen, überall verbreitet. Hierauf wischt man die Farbe mit Leinwand behutsam ab, so daß die Oberfläche völlig gereinigt wird und nur die Schraffirungen von ihr ausgefüllt bleiben. Nach allem diesen bringt man die Platte auf einem Lager von Pappe und weichem Papier auf die Tafel der Presse, legt das Papier, welches den Abdruck erhalten soll, auf, bedeckt auch dieses mit einigen Bogen weichen Papiers, und macht nun den Druck. Jetzt nimt man das Blatt mit dem Abdruck ab und trocknet diesen, wenn der Kupferstich von Werth ist, auf einer Tafel, sonst auf der Leine. Die Platte wird dann am besten durch Potaschenlauge von der alten Schwärze gereinigt. Außer den schwarzen Abdrücken gibt es auch rothe, von Zinnober und Mennig, dunkelrothe, von florentiner Lack, blaue, von berliner Blau. Auch kennt man die Kunst, bunte Abdrücke zu liefern, wozu mehrere Farben gebraucht werden, und diese ist besonders von den Engländern sehr verbessert worden.

Kupferstecherkunst ist die Kunst, durch Striche und Punkte die Formen Lichter und Schatten von Gegenständen in Kupfer abzubilden, um diese Darstellungen dann, vermittelst des Drucks, zu vervielfältigen. Der Kupferstecher verhält sich zu dem Maler, wie ein Übersetzer zu seinem Autor. So wie aber unmöglich ist, von einem geistvollen Werke eine gute Übersetzung zu liefern, ohne selbst Geist zu ha-

Digitized by Google

ben: so wird auch von einem guten Kupferstecher erfodert, daß er die Composition in ihren feinsten Theilen verstehe, in die Geheimnisse der Zeichenkunst eingeweiht sei und nicht kalte, leere Darstellungen der bloßen Formen, Lichter und Schatten seines Gemäldes, sondern Abbildungen liefere, in welchen der Charakter der Gegenstände in dem eigenthümlichen Geiste seines Urbildes frei und leicht aufgefaßt, das rauhe, glänzende oder matte Gewand derselben wiedergegeben und zugleich die eigenthümliche Farbe derselben angedeutet werde. Bedenkt man, daß der Kupferstecher zu diesem allen kein Mittel hat, als Punkte und Striche, so wird man gewiß keinen Augenblick anstehen, dem Talente eines guten Kupferstechers die ehrenvolle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die dasselbe verdient. Die Kupferstecherkunst wurde in Europa erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. erfunden; die Chinesen sollen dieselbe schon lange vorher gekannt haben. Unter den europäischen Völkern streiten die Deutschen, die Italiener, die Holländer um diese Erfindung; jedoch scheint bis jetzt die Sache für die Deutschen entschieden zu sein. Der erste namhafte Kupferstecher ist ein Deutscher, Martin Schön, Goldschmied und Maler aus Kulmbach (gestorben um's J. 1486), von welchem man noch viele Blätter hat. Aber es gibt noch eine Menge andrer Kupferstiche, welche zwar ohne Jahrzahl und Namen sind, aber doch älter, als Schön's Blätter, zu sein scheinen. Die Kupferstecherkunst entwickelte sich unstreitig aus dem Formschneiden, und die ersten Abdrücke sind wahrscheinlich von Arbeiten der Goldschmiede und Silberstecher gemacht worden. Unter den eigentlichen Kupferstichen ist die Arbeit mit dem Grabstichel die älteste; die andern Arten der Kupferstecherkunst sind erst nachher erfunden worden. Wir werden die vorzüglichsten derselben anführen und zwar in der Ordnung, wie sie nach und nach aufgekommen sind, wobei wir jedoch bemerken, daß man oft mehrere dieser Manieren mit einander zu verbinden pflegt. I. Das Kupferstechen mit dem Grabstichel, oder die Kupferstecherkunst im engern Sinne des Worts. Man zeichnet die Umrisse und Formen seines Stoffs mit einer spitzen Nadel, welche die kalte Nadel genannt wird, in das Kupfer, und schneidet nachher, vermittelst des Grabstichels, mehr oder weniger große und tiefe Furchen, welche Taillen (Schraffirungen) genannt werden. Diese Manier ist der größten Sauberkeit und Genauigkeit fähig, auch ist sie die schwerste unter allen. So wie aber alle mittelmäßige Arbeit hierin sehr unangenehm ausfällt, so ist auch die zu genaue Regelmäßigkeit und Schärfe des Strichs in derselben nicht für alle Gegenstände in der Natur passend. Bause, Bloemaert, Edelink, Sharp, Wille u. A. sind vorzügliche Meister in derselben. II. Das Ätzen oder Radieren. Man überzieht die Kupferplatte mit dem sogenannten Radiergrunde, welcher in einem gewissen Firnisse besteht und den man am besten mit Wachsruß anlaufen läßt. Dieser Grund wird nach der darzustellenden Zeichnung mit der Radiernadel bis auf das Kupfer aufgerissen, auch wol etwas in das Kupfer hineingeritzt; hierauf zieht man rings um die Kupfertafel herum einen Rand von Wachs, und gießt Scheidewasser darauf, welches in die, vom Ätzgrunde entblößten Stellen eindringt, dieselben vertieft, und so die Figuren in Kupfer darstellt. Außer dem Talente der Zeichnung wird zu dieser Manier vorzüglich die Kenntniß, mit dem Scheidewasser gut umzugehen, erfodert. Übrigens kann den geätzten Platten durch den Grabstichel (welcher sehr bald mit der Radiernadel vereinigt wurde) die gehörige Vollendung in Rücksicht auf Reinheit und Kraft gegeben werden. Die Ätz- oder Radiermanier ist die bequemste Art, auf Kupferplatten zu

zeichnen. In Rücksicht auf ihre Wirkung steht sie zwar andern Manieren nach, ist aber doch überall, wo es auf treffende Darstellung des Sujets (Gegenstandes), auf richtige Zeichnungen der Formen und auf Ausdruck der Charakter ankommt, beinahe ganz hinreichend, dem wahren Kenner das Wesentliche zu geben; besonders können Landschaften überhaupt und in allen ihren wesentlichen Bestandtheilen in einem hohen Grade von Ausführung geätzt werden. Ohne sich eigentlich mit der Kupferstecherkunst zu beschäftigen, haben mehrere große Maler Werke von sich radiert, und diese Arbeiten werden vorzüglich hochgeschätzt. Stephan della Bella, Callot, die Caracci, Daniel Chodowiecki, le Clerc, Cochin, Albrecht Dürer (welchen letzten man für den Erfinder der Ätzkunst hält, wiewol dies nicht so ausgemacht ist, als daß er diese Kunst sehr vervollkommnet hat), Geyser, Hogarth, Meil, Mathias Merian, Rembrandt, Salvator Rosa u. A. sind diejenigen Künstler, deren radierte Arbeiten am höchsten geschätzt werden. III. Die Punktirmanier, mit dem Hammer oder Punsen, und mit dem Roulet (Opus mallei). Da die Kupferstecherkunst von den Goldschmieden ausging, so ist zwar der Hammer der Goldschmiede gleich anfangs dabei gebraucht worden; allein die gehämmerte Arbeit kam vorzüglich im 16. Jahrh. auf, wo man mit einem Spitzhammer feine Punkte in die Platte schlug, und so die Figuren herausbrachte, dabei aber gewöhnlich zugleich mit dem Grabstichel nachhalf. Im engern Sinne des Worts heißt jedoch gegenwärtig punktirte Manier diejenige Vervollkommnung derselben, an welcher Bartolozzi in England, wo nicht den ersten, doch den vorzüglichsten Antheil hatte. Sie ist eine Zusammensetzung von Punkten und Schraffirungen, in welcher aber die Punkte der herrschende Theil, und gewöhnlich in dem Fleischigen und in den Gründen angebracht sind. Man kann sich dazu des Scheidewassers bedienen, oder nicht. Diese Manier ist, wie der Grabstichel, mühsam und langwierig, gibt weniger Bestimmtheit, als dieser, aber mehr Sanftheit. Mit Bartolozzi zugleich und nach ihm haben Burke, Collyer, der unglückliche Ryland u. A., und unter den Deutschen: Daniel Berger, C. Feller, G. Fr. Schmidt u. A. in dieser Manier gearbeitet. Übrigens sind in derselben auch rothe und bunte Abdrücke vorhanden. Wahrscheinlich ist die eben erwähnte punktirte Manier, die sich vorzugsweise in den Händen der englischen Künstler befindet, aus der sogenannten Crayon-Manier entstanden, welche auch zur Punktirmanier gehört, mit dem Roulet und andern Werkzeugen ausgeübt wird, und Handrisse von schwarzer und rother Kreide nachahmt. Sie wurde in der Mitte dieses Jahrhunderts von François erfunden und von Desmarteaux zur Vollkommenheit gebracht. Sie ist vorzüglich geschickt, Vorzeichnungen zu liefern; denn derjenige, der nach Kupferstichen zeichnet, gewöhnt sich an eine harte und steife Manier. IV. Die schwarze Kunst, und V. die Tuschmanier, welche in eignen Artikeln abgehandelt sind. S. Schwarze Kunst und Aqua tinta. Was VI. die bunten Kupfer betrifft, welche, wiewol nicht zum Vortheil der echten Kunst, in England so sehr Mode geworden sind: so muß man illuminirte Kupfer von bunten Abdrücken unterscheiden, welche letztre theils mit mehr als einer Platte, theils mit einer einzigen gemacht werden. Bunte Abdrücke mit mehr als einer Platte wurden schon im vorigen Jahrhunderte, besonders zu Anfange des gegenwärtigen von Le Blond versucht; seit 12 bis 15 Jahren aber hat man sich vorzüglich in England mit bunten Abdrücken beschäftigt, unter denen die mit einer Platte die besten, aber auch die theuersten sind. Über die neuerlich in England ausgebildete Erfindung,

Digitized by Google

der Kupferstecherkunst, durch Abdrücke von Stahlplatten, eine, in gewisser Hinsicht wichtige Erweiterung zu geben, s. d. Art. Siderographie.

Kuppel (ital. cupola, franz. coupole, dôme, [coupole heißt eigentlich der äußere und dôme der innere Theil der Kuppel] lat. tholus), Kugel- oder Kesselgewölbe, ist ein sphärisches, oder halbkugelrundes Gewölbe, welches runden Gebäuden zur Decke dient und oben gemeiniglich eine runde Öffnung behält, durch welche das, zur Beleuchtung nöthige Licht hereinfällt, welche Öffnung entweder ganz frei bleibt, oder mit einem kleinen, an den Seiten offnen Thürmchen erbaut wird, welches man die Laterne nennt. Die Alten, welche oft runde Tempel bauten, sind die Erfinder der Kuppeln, von welchen uns noch das ehemalige Pantheon, die jetzige Santa Maria Rotonda, zu Rom übrig ist. Die Kuppeln werden inwendig mit Eintheilungen in Felder, mit vergoldeten Stäben u. s. w., oder auch mit Gemälden verziert, und sind dazu bestimmt, den Gebäuden von außen ein großes und prächtiges Ansehn zu geben, welches sie durch hohe Thürme schwerlich erlangen dürften. Zu den berühmtesten gehören die Kuppel der St. Peterskirche in Rom, des Doms zu Florenz und der Paulskirche zu London.

Küraß, Brustharnisch, (franz. cuirasse) ist ein Panzer von Eisenblech, welcher dem schweren Cavalleristen zum Schutz gegen Säbelhiebe und Musketenkugeln gegeben wird. Da die ältesten Kürasse von Leder waren, so erhielten sie daher ihren Namen. Man hat ganze und halbe Kürasse. Kürassier sind eine Gattung Reiter, die mit einem Kürasse und einer Sturmhaube bewaffnet und von Gustav Adolph eingeführt worden sind. Dieser verwandelte die bis dahin gebräuchlichen ganzen Harnische der Reiter in bloße Brustharnische und Sturmhauben. Nachher ist der Name auch nach Abschaffung der Kürasse und Sturmhauben (welche jedoch wieder aufgekommen sind) dieser Truppengattung geblieben.

Kurden, ein nomadisches Volk, in viele Stämme zertheilt, das die Gebirge am Fuße des Kaukasus bis an's schwarze Meer und bis an die Quellen des Tigris und Euphrats bewohnt. Die Streifereien desselben in's russische Gebiet haben durch die tapfre Gegenwehr der russischen Grenztruppen abgenommen, und aus Persien sind sie lieber gewichen, als daß sie sich nach dem Willen des Schach ansäßig und tributbar machten. Sie sind Mohammedaner, aber weder von türkischer Sekte, noch von persischer. Die schlimmsten unter den Kurden sind die Yezidis, denen selbst Raub an Karavanen, Mord, Diebstahl und Blutschande erlaubte Dinge scheinen. Armenische Christen gibt es unter diesem Volke nicht, das, ungeachtet der öftern Anfoderung der Pascha's, der Pforte weder Grundsteuer (miri), noch Kopfgeld entrichtet. Sie schlagen indeß bisweilen der Pforte ihre Paschen und Bey's vor, welche diese zu bestätigen nicht verfehlt. Man sagt, daß die Kurden von den Asbeck-Tataren, oder von den Mongolen abstammen. Ihr Äußeres ist indeß keineswegs tatarisch. Die Kurden tragen einen Mantel von schwarzen Ziegenfellen, und statt eines Turbans eine hohe rothe Mütze. Türkische Kleidung tragen sie niemals, weil dies bedeuten würde, daß sie des Sultans Vasallen wären. Die Jugend trägt Schnurrbärte, das Alter läßt die Barthaare wachsen. Der Kurde ist ein guter Reiter und schwingt seine Lanze mit Geschicklichkeit. Er liebt die Musik und besingt die Begebenheiten seines Volks in Romanzen. Es gibt in Armeniens Ebenen einige seßhafte, aber keine Stämme, die sich der Pforte unterworfen haben. Hier bei diesen lebt Winters der wilde Bergkurde, wenn es ihm zu kalt in seinen Bergen wird, in niedrigen Hüt-

ten von schwarzem groben Linnen. Eine Hecke von Schilf umgibt den Lagerplatz seines Viehes, das er aus den Bergen mitnahm, um's Gezelt des Kurden herum. Gastfreundschaft hält dies Räubervolk in Ehren, und entläßt die Fremden gemeiniglich mit einem Geschenk, wenn sie abreisen. Das patriarchalische Ansehn der Eltern ist sehr groß. Kein Sohn verheirathet sich ohne Genehmigung seiner Eltern. Dies sonst so unmoralische Volk hat den Glauben, daß man ohne göttliche Strafe einem Unglücklichen niemals eine Bitte abschlagen dürfe. Das wußte schon Mithridates, König von Pontus, in seinen Römerkriegen zur Herstellung geschlagner Heere zu benutzen. Je wunderbarer die Lebensrettung des Unglücklichen war, je mehr trauen sie, daß sich nun des Unglücklichen Schicksal wenden werde. Deswegen sind diese Berge beständig die Zuflucht aller Feinde der türkischen Paschen, und sie kehren von hieraus oft mit größern Angriffsmitteln, als vorher, zurück. Brei, Milch und Honig sind die Hauptnahrung der Kurden. Bloß nach Konstantinopel führen beide jährlich 1,500,000 Schaafe und Ziegen in Heerden von 1500 bis 2000 Stück, deren Hirten 15 bis 18 Monate auf der Reise hin und zurück zubringen. Das nördliche Kurdistan führt Getreide, Schwefel und Alaun aus, das wärmere südliche, Getreide, Reiß, Sesam, Früchte, Baumwolle, Tabak, Honig, Wachs, Manna und Galläpfel über Smyrna bis nach Amerika. Kurdistan hat Sandjacks zu Bayagid, Mouch, Wan, Djulamerk, Amadia, Suleihmanieh, Kara-Teholan und Zahou. Von allen diesen Statthaltern ernennt die Pforte immer bloß den zu Wan. Jeder Sandjack ist Obrigkeit einer großen Zahl Stämme seiner Nation, die ihm im Kriege Folge leisten, im Frieden aber ganz unabhängig leben. Die, meistens von Christen bewohnten armenischen Ebenen leiden jährlich durch die Streifereien der Kurden, und werden, bei der Ohnmacht der Pforte, die Armenier zu schützen, diese Christen zwingen, immer weiter nach Süden aus ihren, ihnen so theuren Vorbergen zu weichen, um dort wieder von plündernden Beduinen oder Wechabiten sich plagen lassen zu müssen. Ihre einzige Hoffnung ist Rußlands wachsende Heeresmacht an türkischer, kurdischer und persischer Grenze, und daß diese am Ende dem Räuberwesen der Türken, so wie den Bedrückungen der Paschen ein Ende machen werden.

Kuräten, s. Korybanten.

Kurilische Inseln, im 18. Jahrh. nach und nach von den Russen entdeckt, erstrecken sich in geringer Entfernung von einander von Kamschatka bis Japan und China. Diese Inseln (ohne Jesso 25, zusammen 145 Q. M. groß) sind, was ihre Beschaffenheit anlangt, erst seit Krusenstern's Reise genauer bekannt. Die nördlichen tragen Lerchenbäume und Fichten, die südlichen spanisches Rohr, Bambus und Weinstöcke. Die Bewohner derselben, welche Kurilen genannt werden (worunter man aber auch die Bewohner der angrenzenden Küste von Asien und des südlichen Kamschatka versteht), sind Heiden, und einige derselben kommen an Sprache, Gestalt und Sitten den Japanern nahe, andre hingegen den Kamschadalen, von denen viele, bei der Eroberung Kamschatka's durch die Russen, sich nach den kurilischen Inseln flüchteten. Einige der Inseln haben von beiden Stammvölkern Einwohner. Die südlichen Kurilen stehen unter japanischer Herrschaft; viele davon sind aber ganz unabhängig; die nördlichen hingegen (21) sind nur einigermaßen dem russischen Reiche unterworfen, und geben meistens nur, wann sie erst gezwungen werden, Meerottern, Füchse und andres Pelzwerk als Tribut.

Kurzsichtig (myops, von dem Griechischen μύς die Maus und

ὄψ das Gesicht), nennt man denjenigen, welcher besser in der Nähe als in der Ferne sieht. Wenn nämlich das Auge einen Gegenstand deutlich sehen soll, so gehört dazu, das die, von jedem Punkte desselben kommenden, und im Auge sich brechenden Lichtstrahlen (s. d. Art. Auge) genau auf der Netzhaut des Auges sich wieder in einem Punkte sammeln, und daselbst das deutliche Bild des Gegenstandes darstellen. Bei solchen Augen, deren Hornhaut zu conver gebaut ist, deren Feuchtigkeiten selbst vielleicht zu viel Brechungsfähigkeit haben, und bei denen die Linse sehr conver ist, werden die Lichtstrahlen zu sehr gebrochen, so daß sie sich schneller einander nähern, und der Vereinigungspunkt vor die Netzhaut fällt, wodurch nun die Lichtstrahlen erst dann auf sie kommen, wenn sie wieder von einander abweichen und einen Kreis bilden, so von dem Gegenstande kein deutliches, sondern ein verworrnes Bild auf der Netzhaut entsteht. Dies geschieht bei entfernten Gegenständen um so mehr, weil die einzelnen Lichtstrahlen eines, auf das Auge fallenden Strahlenkegels um so näher zusammenfallen (convergiren), je entfernter der Punkt, oder die Spitze des Kegels ist, von dem sie herkommen, also auch deswegen ihr Vereinigungspunkt im Auge um so weiter vor die Netzhaut fallen muß, folglich die wieder auseinandergehenden Lichtstrahlen ein um so undeutlicheres Bild auf der Netzhaut darstellen. Ganz nahe befindliche Gegenstände hingegen bilden aus entgegengesetztem Grunde ein ganz deutliches Bild auf der Netzhaut, werden folglich auch deutlich gesehen. Einem kurzsichtigen Auge kommt man also dadurch zu Hülfe, daß man den Gegenstand, welchen man deutlich sehen will, dem Auge so nahe rückt, als seiner Fähigkeit, die Lichtstrahlen zu brechen, angemessen ist. Will oder kann man dies nicht: so muß man dem Auge ein hohlgeschliffenes Glas vorhalten, welches die Lichtstrahlen des Strahlenkegels, ehe er auf das Auge fällt, um so viel von einander entfernt, als sie das Auge zu sehr bricht. Wird dies Verhältniß richtig getroffen: so sieht das kurzsichtige Auge alsdann eben so in der Ferne, als ein gesundes. Hieraus erhellt, daß nicht jedes Glas für jedes Auge passend ist und man oft unter einer großen Menge derselben suchen muß, um eins zu finden, durch welches man deutlich sehen kann. Uneigentlich nennt man auch diejenigen kurzsichtig, welche nicht im Stande sind, mit den Augen des Geistes einen weiten Gesichtskreis zu umfassen, und auf einen höhern Standpunkt gestellt, den Zusammenhang ganzer Begebenheiten zu übersehen, sondern nur einen beschränkten Kreis ihnen nahe liegender Umstände und Begebenheiten aufzufassen vermögen.

Kutsche. Sie unterscheidet sich von andern Fuhrwerken am meisten durch einen bedeckten und in Riemen hängenden Kasten. Schon in den ältesten Zeiten hatten die Könige und Fürsten besondre Wagen, deren sie sich bei feierlichen Gelegenheiten bedienten, welche aber ganz unbedeckt waren. In der Bibel werden derer bereits zu Josephs Zeiten in Aegypten erwähnt. Doch scheinen auch die bedeckten Wagen von hohem Alter zu sein. Denn schon zu Moses Zeiten gab es bedeckte Lastwagen, und die nomadischen Scythen sollen mit Leder bedeckte Wagen gehabt haben, um sich vor Sonne und übler Witterung zu schützen; so auch die Spartaner, die einen solchen Wagen Kanathron nannten. Eben so ist der Sitz des Kutschers eine uralte Erfindung des Aetoliers Oxilus, welcher um 2881 das Königreich Elis in Besitz nahm. Auch die Römer hatten offne und bedeckte Wagen: auf den letztern schaffte man kranke Soldaten und alte Leute fort. Später wurde der bedeckte Wagen, welcher caruca hieß und dessen Plinius zuerst gedenkt, erfunden; dieser wurde von Elfenbein, Erz und endlich gar

Digitized by Google

von Silber und Gold verfertigt, weswegen auch nur Magistratspersonen und Vornehme beiderlei Geschlechts sich desselben bedienten. Er wurde von Mauleseln gezogen. Bedeckte Wagen waren also den Alten bekannt, aber hängende Wagen oder Kutschen nicht. Diese sollen in Ungarn erfunden und ihre Benennung, welche in der Sprache dieses Landes so viel als bedecken heißt, ebenfalls ungarischen Ursprungs sein. Andre leiten das Wort von Gutsche ab, welches ehemals ein Ruhebett hieß. Schon Carl V. soll sich beim Podagra eines solchen fahrenden Ruhebetts bedient und in demselben sogar geschlafen haben. Die Erfindung der Kutschen in Ungarn wird auf das J. 1457 gesetzt; doch soll schon Isabella, die Gemahlin Carls VI. von Frankreich, 1405 in einem bedeckten, in Riemen hängenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. Da sich anfangs nur Frauenzimmer dergleichen Wagen in Frankreich bedienten, so nannte man sie aus diesem Grunde auch chariots damerets. Unter Franz I. erhielten die Kutschen die gehörige Einrichtung, man nannte sie carrosses und versah die Öffnungen derselben mit ledernen Vorhängen. Die erste Mannsperson, welche sich einer solchen Karosse bediente, war Raymond von Laval, ein Hofcavalier Franz I., der so dick war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Seine und der berühmten Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, Mätresse Franz I., Kutsche waren gegen 1540 die ersten dergleichen hängenden Fuhrwerke in Paris, und zehn Jahre später zählte man deren noch immer nicht mehr als drei. Unter Carl IX. (1560 — 1574) suchte der erste Parlamentspräsident, der sich vergebens bei dem Könige für die Abschaffung der Kutschen verwandt hatte, den Gebrauch derselben durch sein eignes Beispiel einzuschränken, indem er, wenn er auf's Land reiste, seine Gemahlin und Tochter in einem schlechten, mit Stroh gefüllten Wagen fahren ließ, und nebenher auf einem Maulthiere ritt. Unter Heinrich III. (1574 — 1589) ward die vierte Kutsche, und zwar von einer Privatperson, gehalten, denn bis dahin war es nur ein Vorrecht des königlichen Hauses oder sehr vornehmer Beamten gewesen. Heinrich IV., der bekanntlich in einer Kutsche ermordet wurde, hatte nebst seiner Gemahlin nur eine Karosse, deren sie sich gemeinschaftlich bedienten, wie aus einem Briefe erhellt, in welchem er sein Ausbleiben bei einem Freunde damit entschuldigt, daß seine Gemahlin die Kutsche gebraucht habe. Noch zu seiner Zeit pflegte Nicole von Aubespine, die Dame vom höchsten Range in Paris, wenn sie Besuche machte, auf einem Maulthiere hinter ihres Mannes Secretär zu reiten. Der Marschall Bassompierre brachte 1599 aus Italien die erste Kutsche mit Glasfenstern nach Frankreich, und 1658 waren schon 520 Kutschen in Paris, deren Zahl nun immer höher stieg. In Deutschland bedienten sich die Kaiser und Fürsten bereits im 15. Jahrh. der Kutschen; so kam Kaiser Friedrich III. 1474 in einem hängenden Wagen nach Frankfurt. 1509 hatte die Gemahlin des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg einen ganz vergoldeten Wagen und zwölf andre, mit Carmoisin beschlagne Kutschen. Der Markgraf Johann Sigismund von Brandenburg fuhr 1594 mit 86 Kutschen, deren jede mit sechs Pferden bespannt war. In Spanien soll man 1546, und in Schweden in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. die erste Kutsche gesehen haben. In England flüchtete schon 1360 die Mutter König Richard II. in einem solchen Fuhrwerke, welches man Wirlicotes nannte; aber erst 1580 unter der Königin Elisabeth kamen die eigentlichen Kutschen aus Deutschland nach England und waren daselbst 1605 bereits allgemein. In der Schweiz waren sie 1650 noch eine Seltenheit.

Digitized by Google

Kutusow, Fürst von Golenitschef Smolenskoi, russischer Feldmarschall, einer der berühmtesten Feldherren der neuern Zeit. Er wurde 1745 geboren, und trat 1759 in Dienst. Er focht in Polen in den J. 1764 — 69 und dann gegen die Türken unter Romanzow. Die Festung Schiumla wurde von ihm erstürmt und später trug er bei der Rebellion Pugatschew's viel zu dessen Bezwingung bei. 1788 war er bei der Eroberung Oczakow's, nachdem er ein Jahr früher schon zum General-Gouverneur in der Krimm war ernannt worden. Eine gefährliche Verwundung, die er bei Erstürmung von Oczakow erhielt, beraubte ihn seines rechten Auges. Mit dem Prinzen von Koburg vereint, half er den Sieg von Fockschani erfechten und in dem merkwürdigen Kampfe von Rimnik (31. Dec. 1789) that er Wunder der Tapferkeit. Nach der Erstürmung Ismails unter Suwarow, der überhaupt als Kutusow's Vorbild zu betrachten ist, wurde er zum Generallieutenant erhoben, und bei den, nun bald erfolgenden Unterhandlungen mit der Pforte erwarb er sich auch den Ruhm eines gewandten Diplomaten. 1793 ging er als Gesandter nach Konstantinopel, und in dem bald darauf wieder eintretenden polnischen Kriege finden wir ihn bei dem russischen Heere unter Suwarow, namentlich an dem blutigen, furchtbaren Tage von Praga (s. d. Art.). Nach hergestellter Ruhe erhielt Kutusow erst das Generalcommando von Finnland, und ward dann von Paul zum General-Gouverneur von Litthauen ernannt, wo er mehrere Jahre in Wilna lebte und ein Studium nachzuholen suchte, das er in früherer Zeit hatte versäumen müssen. Eine kurze Zeit war er nun auf dem wichtigen Gesandtschaftsposten zu Berlin, kehrte aber bald nach Wilna in sein General-Gouvernement zurück. 1805 erhielt er, schon 60 Jahre alt, vom Kaiser Alexander den Oberbefehl des ersten russischen Armeecorps gegen die Franzosen. Er führte dasselbe gegen den Inn, traf daselbst aber erst nach der unvorhergesehenen Capitulation von Ulm ein, worauf er das kleine österreichische Corps des Generals Kienmayer an sich zog, und den ganzen Andrang des französischen Heeres aufhielt. Auf den rechten Donauufer, auf welches er überging, wurde er von den Franzosen lebhaft verfolgt, und mußte mehrere Gefechte, namentlich den 18. und 19. Novbr. das glückliche bei Dürnstein gegen den Marschall Mortier bestehen. Zur Belohnung seines Benehmens schickte ihm der deutsche Kaiser bei dieser Gelegenheit das Großkreuz des Maria-Theresienordens. Nachdem er sich hierauf mit den andern russischen Corps vereinigt hatte, befehligte er unter dem Kaiser Alexander das verbündete Heer bei Austerlitz, wo er verwundet wurde, und zugleich seinen Schwiegersohn, einen hoffnungsvollen, jungen Mann, verlor. In dem letzten Türkenkriege ward ihm vom Kaiser Alexander der Auftrag ertheilt, den Kampf an der Donau zu beendigen. Nachdem dies geschehen und Kutusow nach Rußland zurückgekehrt war, erhielt er, als Barclay de Tolly dasselbe nach den ersten rückgängigen Bewegungen abgegeben hatte, jetzt ein siebenzigjähriger Greis, den Oberbefehl des russischen Heers in dem russisch-französischen Kriege von 1812. In der Schlacht bei Mosaisk, in der Barclay de Tolly und Bagration unter ihm befehligten, und welche hartnäckig und mörderisch mit abwechselndem Glücke 10 Stunden gedauert hatte, gab er, nachdem die Widerstandskraft der Russen erschöpft war, das Zeichen zum Rückzuge auf Moskau. Kaum hatte er diese Stadt den 13. Sept. geräumt, als sein Gegner vor den Thoren derselben erschien. Kutusow befolgte jetzt einen neuen Kriegsplan, und richtete, während Napoleon glaubte, er werde sich nach Asien wen-

Digitized by Google

den, ſeinen Marſch nach Süden, wo er ſich bei Tula und Kaluga in der Flanke des franzöſiſchen Heers aufſtellte. Unterdeſſen nöthigte der Brand von Moskau, nach welchen Napoleon die Hoffnung eines vortheilhaften Friedens verloren hatte, dieſen zum Rückzuge. Vorher wollte er noch verſuchen, welche Vortheile ihm betrügeriſche Verſchlagenheit in den angeknüpften Unterhandlungen gewähren dürfte; aber Kutuſow begegnete jeder von Napoleon angewandten Liſt mit ſcharfſichtiger Würdigung der obwaltenden Verhältniſſe, und gewann dadurch den unſchätzbaren Vortheil, daß die Jahreszeit vorrückte und der Eintritt des Winters die natürliche Stärke der Ruſſen vermehrte. Als endlich kein Augenblick mehr zu verlieren war, hatte Napoleon kaum das Zeichen zum Aufbruche gegeben, als Kutuſow's rechter Flügel die franzöſiſche Reiterei bei Tarutino überfiel und einen großen Theil derſelben vernichtete. Bei Malo-Jaroslawetz wollte Napoleon Kutuſow's linken Flügel aufreiben, damit der Rückzug der Franzoſen auf Smolensk deſto gefahrloſer bewerkſtelligt werden könnte; allein Kutuſow leiſtete einen Widerſtand, der die Abſichten des franzöſiſchen Kaiſers vereitelte, und hatte, ehe Napoleon über Smolensk bei Krasnoi anlangen konnte, dieſe Gegend bereits durch einen Flankenmarſch gewonnen, wo er mit Ungeduld ſeinen Gegner erwartete. Kaum war demnach dieſer angelangt, als von beiden Seiten mit erneuerter Erbitterung gekämpt wurde. Kutuſow ſchlug an dem einen Tage das Corps des Fürſten von Eckmühl, am folgenden die Nachhut des Herzogs von Elchingen. Mehr als 20,000 Gefangne, Beute ohne Maß, und unter dieſer mehrere franzöſiſche Adler, waren der Lohn ſeiner Anſtrengungen. Er ſtellte dann die Verfolgung des Feindes für einige Tage ein. Zur Verewigung dieſer Siege erheilt er vom Kaiſer Alexander den Beinamen des Smolenskers. Da er wußte, welches Schickſal den fliehenden Feind an den Ufern der Bereſina erwartete: ſo folgt er nur langſam, und der Feldzug war bereits beendigt, als er bei Wilna anlangte, wo er ſeinen Kaiſer empfing. Dieſer Feldzug hatte Kutuſow's Kräfte erſchöpft, für die Fortſetzung deſſelben war er nicht geſtimmt; denn ihm, dem mehr als ſiebenzigjährigen Greiſe ſchien es ein allzukühner Gedanke, den Feind in dem Wohnſitze ſeiner Macht anzugreifen. Nachdem er noch aus Kaliſch die merkwürdige ruſſiſche Proclamation, in welcher die Sache Europa's, Deutſchland und der allgemeinen Menſchheit mit ſo eindringlicher Beredtſamkeit geführt war, erlaſſen hatte, ſtarb er zu Bunzlau am 28. April 1813 und ward als derjenige Held betrauert, der durch den Charakter ſeiner Maßregeln und durch ſeinen Sieg bei Smolensk den entſchiedenſten Einfluß auf den Ausgang des franzöſiſch-ruſſiſchen Feldzugs, und auf die ſegensreiche Befreiung des ganzen Europa gehabt habe.

Kux, Kuxe, (die Benennung jedes der hundert acht und zwanzig Theile, in welche ein Bergwerk oder eine Zeche (Schmelzhütte) eingetheilt wird) ſoll aus der ſlavoniſchen Sprache abſtammen, wo Kukus ein Theil, und kuksen theilen heißt. Andre leiten dieſen Namen von einem Schneeberger her, der Kux geheißen und die Eintheilung der Zechen zuerſt aufgebracht haben ſoll. Zuweilen wird eine Zeche auch in Schichte getheilt, wo alsdann zwei und dreißig Kuxe eine Schicht ausmachen. Vier Kuxe heißen ein Stamm, und folglich machen zwei und dreißig Stamm eine ganze Zeche aus. Ein Erbkux (Erb- oder Ackertheil) iſt ein ſolcher, welcher von demjenigen, auf deſſen Grund und Boden das Bergwerk liegt, frei gebaut wird und gewöhnlich aus vier Kuxen beſteht, wogegen aber der Grundherr verpflichtet iſt, das nöthige

Holz zu den Schachten, Gruben und Stollen, aber nicht zu den Häusern, Schmelz- und Kohlenhütten, unentgeltlich zu liefern. Ein Kux wird, wenn das Ganze in Gesellschaft gebaut und unter die einzelnen Theilnehmer vertheilt ist (Bergantheil), in diesem Falle zu den liegenden Gründen des jedesmaligen Besitzers gerechnet.

Kyau (Fried. Wilh. Freiherr von) erregte zu seiner Zeit durch seine unerschöpfliche Laune viel Aufsehen, und hat sich durch seine witzigen Einfälle auch bis jetzt noch in lebhaftem Andenken erhalten. Er war 1654 zu Oberstrohwalde geboren, diente von seinem 17. J. an unter dem brandenburgischen Heere als Gemeiner, stieg erst nach zehn Jahren zum Fähnrich und war schon damals als ein aufgeweckter Kopf bekannt, allein eine verunglückte Posse zog ihm Verhaft in Spandau zu. Als er auf Vorbitten der Kurfürstin von Brandenburg losgelassen worden war, nöthigte ihn ein Zweikampf, nach Sachsen zu fliehen, wo er wieder Kriegsdienste nahm. Seine frohe und satyrische Laune machte ihn bald am Hofe des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August II. beliebt; er stieg in Kurzem bis zum Generaladjutanten des Königs, und mußte daher beständig bei demselben sein; endlich erhielt er auf seine, auf eine schwankhafte Weise vorgetragne Bitte die Stelle eines Generallieutenants und Commandanten des Königsteins, welchen er von da an seine steinerne Frau (er war nie verheirathet) nannte, der er auch bis an seinen Tod, 1733, treu blieb. Sein Charakter war brav; er haßte alle Schmeichelei und rügte begangne Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Ohne den Namen eines Spaßmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Belustigung, und behauptete dessen ungeachtet seine Würde, da er weniger sich, als Andre zum Gegenstande des Gelächters machte. Wenn er auch bisweilen kindische oder unanständige Scherze trieb, so war dies theils Fehler seines Zeitalters, theils erreichte er dadurch oft am sichersten seinen Zweck, sich gegen den Muthwillen Andrer zu schützen, und Niemand fühlte seine Geißel mehr, als die Höflinge, die auf ihren Adel stolz waren. Noch in den neuesten Zeiten hat man diesen Mann einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt und zwei verschiedne Lebensbeschreibungen desselben geliefert, deren eine 1796 zu Freistadt, die andre von Wilhelmi, 1797 zu Leipzig erschienen ist.

L.

L, der zwölfte Buchstabe des deutschen Abc, welcher zu den Zungenbuchstaben gehört und mit Anstoßung der Zunge an den Gaumen und die obere Reihe Zähne ausgesprochen wird. Zugleich ist er der erste der s. g. Halblauter oder der fließenden Buchstaben, welcher häufig mit r verwechselt wird, besonders von denen, die diesen Buchstaben nicht gut aussprechen können.

Laar (Peter von) oder Laer, mit dem Beinamen il Bamboccio, ein Maler, geb. 1613 zu Laar, einem Dorfe, nahe bei Naarden in Holland, starb zu Harlem im J. 1675. Jenen Beinamen erhielt er bei seinem Aufenthalte in Rom, theils seiner sonderbaren Gesichts-

bildung, theils seiner fratzenhaften Darstellungen wegen (Bamboccia-den), welche er in Umlauf brachte. Schon in seiner frühesten Jugend war er stets damit beschäftigt, alles, was ihm vorkam, abzuzeichnen. Sein Gedächtniß leistete ihm dabei so treffliche Dienste, daß er im Stande war, Gegenstände, die er vor langer Zeit, oder auch nur ein einziges Mal, gesehen hatte, mit der größten Ähnlichkeit darzustellen. Übrigens war er auch einer der größten Musiker seiner Zeit. Der Kummer, welchen er darüber empfand, daß man den Werken des Wouvenardes vor den sein. en den Vorzug gab, wurde die Ursache seines Todes. Er hat sich nur in kleinen Gegenständen, als in Jahrmärkten, Kinderspielen, Jagden, Landschaften und dergleichen versucht. Aber dennoch herrscht in seinen Gemälden ein beträchtlicher Aufwand von Kraft, Geist und Annehmlichkeit. Das pariser Museum besaß mehrere seiner Arbeiten.

Labat (Johann Baptista) ein Mitglied des Dominikaner-Ordens und durch sein Wirken als Missionär und Reisender bekannt, wurde 1663 zu Paris geboren, und legte bereits in seinem 19. Jahre das Gelübde ab. Gleich darauf lehrte er Mathematik und Philosophie in Nancy, wo er zugleich die Stelle eines Predigers versah, 1693 kehrte er aber wieder nach Paris in das dortige Dominikanerkloster in der Straße St. Honoré zurück. Ein bald darauf von dem Superior der Dominikaner auf den franz. Antillen einlaufender Brief, in welchem dieser Geistliche seine Brüder in Europa aufforderte, zu seiner und der Seinigen Unterstützung nach den Inseln zu kommen, weil eine ansteckende Krankheit viele Ordensglieder weggerafft habe, bestimmte Labat augenblicklich, seinen längst schon gehegten Wunsch und Plan, als Missionär zu reisen und zu nützen, auszuführen. Zwar wollte man ihn ungern fortlassen, da seine Kenntnisse den Vorstehern des Ordens auch in Frankreich nützliche Dienste zu leisten versprachen, indeß setzte Labat doch sein Vorhaben durch, und schiffte sich mit mehreren Ordensbrüdern schon im November 1693 in Rochelle ein. Im Januar 1694 landete er auf Martinique und erhielt sogleich die Verwaltung des Kirchspiels von Makuba, welchem er 2 Jahre vorstand, worauf er nach Guadelupe gesendet wurde, um dort unter seiner Aufsicht, auf einer der Besitzungen des Ordens, eine Wassermühle erbauen zu lassen. Seine mathematischen Kenntnisse empfahlen ihn hier dem Gouverneuer, der ihn auf einer Reise durch die Insel mitnahm um die besten Punkte, wo Vertheidigungsstalten angelegt werden könnten, ausmitteln zu helfen. Zurückgekehrt nach Martinique, fand Labat zwar seine Stelle daselbst durch einen Andern besetzt, erhielt aber zur Schadloshaltung das Amt eines General-Procureurs der Mission, in welchem er Gelegenheit hatte, den ganzen Umfang seiner nützlichen Thätigkeit zu entwickeln und zugleich durch seine mathematischen Kenntnisse der Regierung vielfach zu dienen. Auf mehreren, in Geschäften der Mission unternommnen Reisen untersuchte er nun die ganzen Antillen, sowol die französischen, als englischen und holländischen, und als 1703 die Engländer Guadeloupe (woselbst und in Martinique Labat sich am mehrsten aufhielt) feindlich angriffen, da erwies er seinen Landsleuten als erfahrner Ingenieur große Dienste. Aber schon 1705 ward er in Angelegenheiten des Ordens wieder nach Europa gesendet, und in Cadix landend, ergriff er sogleich diese Gelegenheit, um sowol die Umgegenden dieser Stadt, als die ganze Küste von Andalusien bis Gibraltar geometrisch und wissenschaftlich zu untersuchen. Auch Oberitalien und Rom, wohin ihn seine An-

Digitized by Google

gelegenheiten riefen, besuchte er, und eine ziemliche Zeit in Civita-Vecchia lebend, kehrte er endlich 1716 nach Paris zurück, woselbst er, zurückgezogen im Kloster Rue du Bac, sich mit Herausgabe eines Theiles seiner Schriften beschäftigte und 1738, den 6. Januar, starb. Man hat von ihm eine, mehrmals aufgelegte und in mehrere Sprachen übersetzte Reise nach den amerikanischen Inseln, enthaltend eine Darstellung der Naturgeschichte dieser Länder, des Ursprungs, der Sitten, der Religion und der Staatseinrichtungen ihrer Einwohner, so wie der merkwürdigsten politischen Begebenheiten in jenen Gegenden, welche sich während der Anwesenheit des Verfassers daselbst zugetragen haben (ein, im Ganzen sehr gutes Werk, in welchem besonders die Nachrichten über den Anbau der dortigen Gewächse und über mehrere kleine, wenig besuchte Inselchen interessant sind); ferner: eine naturgeschichtliche Beschreibung des westlichen Afrika (der Länder zwischen den Senegal, dem Cap-Blanc und der Sierra-Leona), eine Reise durch Spanien und Italien, und eine Übersetzung des Werks von Cavazzi über das westliche Äthiopien. Außerdem gab Labat noch die Reisen des Ritter Demarchais nach Guinea und Cayenne und die Memoiren des Ritter d'Arvieux, dessen Reisen nach Palästina, Syrien und die Barbarei enthaltend, heraus. Zu Labat's Ehren haben die Naturforscher einem Paar Bäumen von der Insel Cuba und aus Cayenne, aus dem Flider-Geschlecht, seinen Namen beigelegt.

Labé (Louise), bekannt unter dem Namen der schönen Seilerin (la belle Cordière), wurde 1526 oder 1527 zu Lyon geboren. Ihr Vater ließ ihr eine sorgfältige Erziehung geben: sie lernte Musik, mehrere Sprachen, und erhielt sogar Unterricht im Reiten und andren militärischen Übungen. So kam es, daß sie sich für den Soldatenstand bestimmte und schon 1543 mit dem französischen Heere der Belagerung von Perpignan beiwohnte. Ihr Kriegsname war Capitaine Loys. Unter den Lobsprüchen, welche ihr gleichzeitige Schriftsteller ertheilen, rühmen sie besonders die Stärke ihres Arms, ihren Muth und ihre kriegerischen Thaten. Aber schon der erste Feldzug, an dem sie Antheil nahm, fiel nicht glücklich aus; die Franzosen waren genöthigt, die Belagerung von Perpignan aufzuheben. Nun leistete Louise auf den Militärdienst Verzicht, um sich ganz dem Studium der Wissenschaften, der Poesie und nicht minder der Liebe zu widmen. Sie heirathete einen sehr reichen Seiler, Ennemond Perrin, und konnte nun ihrer Neigung zur Literatur Genüge leisten. Mit mehrern angenehmen Talenten verband sie eine, nicht mittelmäßige Kenntniß der griechischen, lateinischen spanischen und italienischen Sprache. Ihr Haus war ein Sammelplatz aller liebenswürdigen Leute und schönen Geister. Die vornehmsten Personen fanden sich bei ihr ein. Sie erregte die Bewunderung der Dichter ihrer Zeit, aber auch den Neid der Frauen zu Lyon, welche ihr, um sich dafür zu rächen, daß sie ihnen ihre Männer und Liebhaber untreu machte, ihre Liebeshändel vorwarfen. Gleichzeitige Schriftsteller haben verschiedne Meinungen über die Tugend der schönen Seilerin geäußert; einige haben ihre Keuschheit gerühmt, andre ihr Ausschweifungen vorgeworfen. Mehrere ihrer Poesien, besonders das achtzehnte Sonett, zeugen allerdings gegen ihre Keuschheit. Sie scheint nach und nach alle Perioden der Liebe durchlaufen zu sein; anfangs treue und leidenschaftliche Geliebte, hernach gefallsüchtige Coquette, ward sie endlich zur Buhlerin. Doch gereicht es ihr zur Entschuldigung, daß sie zu einer Zeit lebte, wo die Galanterie als Ehrensache betrachtet wurde, und wo sie selbst von einem Schwarme liebenswürdiger Wüstlinge um-

geben war, wie denn auch ihre Großherzigkeit, ihr Geschmack für die Wissenschaften und ihre mannichfaltigen, für jene Zeit sehr ungewöhnlichen Talente in den Augen der meisten ihrer Zeitgenossen jene Flecken ihrer Lebensweise verwischten. Die großen und zahlreichen Beweise von Achtung und Verehrung, welche ihr gleichzeitige Schriftsteller gegeben haben, so wie der Umstand, daß die Straße in Lyon, wo ihr Haus befindlich war, ihren Namen erhielt, alles dies beweist die hohe Achtung, in welcher sie zu ihrer Zeit stand. Die Annehmlichkeit ihres Umgangs, ihr Geist, ihr Wissen, ihre Talente, die Verse, welche sie dichtete und unter Begleitung der Laute sang, fesselten ihre zahlreichen und ausgezeichneten Anbeter mit unwiderstehlichen Banden. Ihre Werke sind folgende: Epistel an Clementia von Bourges, mit vielem Geiste geschrieben; der Kampf der Liebe und der Thorheit, in Prosa, worin Reiz und Erfindung herrscht; drei Elegien; vier und zwanzig Sonette, von denen das erste in italienischer Sprache abgefaßt ist. Die erste Ausgabe dieser Schriften erschien 1555.

Labrador (Estottland, Terra de Labrador, Neubritannien, das Land der Eskimo's), eine (21,300 Q. M.) große Halbinsel des nördlichen Amerika, die der Portugiese Caspar Cortereal im J. 1500 entdeckt und wohin Martin Forbisher 1576 die erste Reise unternommen hat. Sie ist gegen Norden durch die Hudsonsbai von den Ländern unter dem Nordpole abgesondert und wird gegen Morgen durch das Nordmeer, gegen Süden durch Kanada und gegen Westen durch noch unbekannte Länder begrenzt. Sie gehört zu dem brittischen Gouvernement Newfoundland und wird gegen Süden von den Eskimo's (s. d. Art.), einer wilden Nation (etwa 15,000 Seelen) bewohnt. Die Luft ist überaus kalt und das Land, wegen seiner großen Gebirge und Wälder, nur an den Küsten bekannt. Es gibt hier 6 Factoreien englischer Kaufleute von der Hudsonsbai-Compagnie, deren eigentlicher Sitz in London ist. Die bekannten Labradorsteine (eine Art Feldspath, welcher der Hauptfarbe nach grau ist, dessen Fläche aber, in verschiednen Richtungen gegen das Auge gewandt, die mannichfaltigsten Farben spielt), Wallfische, Seehunde, Bären, Wölfe, Füchse, Bieber, Rennthiere, Lachse, Stockfische, Seevögel, Marienglas, Eisen, Kupfer, Schwefel, Reiß, Krystall sind die einzigen Gegenstände des hiesigen Handels. In den neuern Zeiten haben sich auch Missionen von evangelischen Brüdern hier niedergelassen.

Labyrinth (Irrgarten) nannte man bei den Alten ein großes, künstliches Gebäude, welches eine solche Menge gegen einander laufender Gänge und Zimmer enthielt, daß man sich darin leicht verirren konnte. Es sind vorzüglich drei Labyrinthe der Alten merkwürdig: das ägyptische Labyrinth, unter allen das berühmteste, befand sich in Mittelägypten, oberhalb des Sees Möris, nicht weit von Krokodilopolis, in der Gegend, welche jetzt Fejum heißt. Nach Einigen soll es von den zwölf Fürsten (650 vor Chr.), nach Andern von Psammitichus, nach Andern von Ismandes, der daselbst auch begraben liegen soll, erbaut worden sein. Es ist allem Vermuthen nach nur ein Grabmal gewesen. Das Gebäude, halb über, halb unter der Erde, war eins der schönsten der alten Welt, und soll 3000 Säle oder Zimmer enthalten haben, deren ganze Einrichtung eine architektonisch-symbolische Darstellung des Thierkreises und des Sonnensystems gewesen zu sein scheint. Alle diese Säle waren von einer gemeinschaftlichen Mauer eingeschlossen und ringsherum mit Säulen umgeben, die Wege aber, welche zu den Palästen führten, so verwickelt angelegt, daß kein Fremder

Digitized by Google

[illegible] [illegible] [illegible] [

Ich bitte Sie, mir Ihre Meinung darüber zu sagen, und
verbleibe mit Hochachtung

Ihr ergebener

Ernst Schmidt.

ren aufzuwarten, und wo einst nicht selten selbst die frömmelnde Maintenon voll ehrsüchtiger Pläne sich einfand, da trifft man jetzt nur noch auf die Spuren des Todes und auf die Erinnerung an die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge. Das Haus selbst, in welchem der mächtige Jesuit einst wohnte, und in dessen Sälen vielleicht der Plan zur Verfolgung der unglücklichen Bewohner der Cevennen ausgearbeitet wurde, steht zwar noch, aber stärker, als die ganze Umgebung, erinnert es jetzt nur noch durch seine Ruinen an das, was nicht mehr ist. Die Pracht ist dem Verfall, das Geräusch der Stille gewichen, und wo sonst die Großen eines glänzenden Hofes weilten, da umschwirren nur Fledermäuse das Haupt des neugierigen Besuchers. Nicht minder ausgezeichnet, wie durch die Menge kostbarer Epitaphien, ist der Kirchhof des Pater La-Chaise, aber auch durch seine Lage an dem Abhange eines Hügels, von dessen Höhe man eine der herrlichsten, panoramatischen Ansichten auf einen bedeutenden Theil der großen Stadt und ihrer nächsten Umgebungen genießt, und unter den Hügeln, die sich hier wölben, schlummert mancher, in der neusten Geschichte thätig Gewesene, manches Opfer dieser großen, bewegten und denkwürdigen Zeit; wie z. B. der Marschall Ney, den Frankreich den Tapfersten der Tapfern nannte; Labedoyère, dessen Treue an seinem Kaiser ihm ein frühes Grab bereitete. Im Jahr 1814, bei der ersten Annäherung der Feinde an die Hauptstadt Frankreichs, ward auch dieser Kirchhof als ein, zur Vertheidigung der Stadt wohl geeignete Ort, befestigt, und die Zöglinge der polytechnischen, so wie die der Veterinair-Schule übernahmen die Vertheidigung. Durch die Russen erstürmt, ward diese, den Todten geweihte Schlummerstätte aber sehr verwüstet, und besonders litten durch das Bivouaq der Truppen die schattengebenden Alleen, die jedoch seitdem wieder ziemlich ergänzt worden sind. Kurz vor der zweiten Einnahme von Paris (1815) ward der Kirchhof von La-Chaise 14 Tage (vom 24. Juny bis 8. July) insofern geschlossen, daß man keine Beerdigung daselbst vornahm, aus Furcht, durch die, die Hauptstadt umgebenden Truppen aufgehalten zu werden, und man begrub in dieser Zwischenzeit die Todten auf den, längst außer Gebrauch gesetzten Gottesacker von St. Marguerite, innerhalb der Stadt.

Lächerlich, ursprünglich das, was Lachen erregt. Das Lachen aber ist eine convulsivische Äußerung des Menschen, welche im Zustand der Lust und Freude, wie in der Verzweiflung und des bittern Spotts über Welt und menschliche Verhältnisse eintrit. Ersteres ist ihr gewöhnlicher Ursprung; weshalb auch das Lächerliche nur auf das Lachen der Lust und Freude bezogen wird. Indessen unterscheidet man noch das Belachte, oder das, was Einem, oder dem Andern lächerlich ist, von dem Belachenswerthen oder dem Lächerlichen im engern Sinne. Letztres deutet auf eine besondre Beschaffenheit oder Beziehung der Dinge auf unsern Verstand hin. Das wirklich Lächerliche hat, jener convulsivischen Äußerung entsprechend, in einem schnellen Zusammendenken und Zusammenwirken solcher Dinge seinen Grund, die mit ihrem Begriffe und Zwecke in einem unerwarteten, aber unschädlichen Widerspruche stehen, welchen man anschaulich wahrnimt. Hieraus ist auch erklärbar, warum das Lächerliche nur am Menschen vorkommt, oder von diesem auf äußere Dinge übertragen wird. Denn dem Menschen ist unter allen, uns bekannten Geschöpfen allein das Vermögen der Begriffe und Zwecke eigenthümlich. Aber das Lächerliche darf das sittliche Wesen des Menschen nicht verletzen, oder schädlich sein, weil dann das reine Lustgefühl aufgehoben werden würde, welches mit dem Lächerlichen in Verbindung

Ep. 1. Ad Lollium, 1
Ep. 2. Ad Quintium, 2
Ep. 3. Ad Florum, 3
Ep. 4. Ad Augustum, 4
Ep. 5. Ad Torquatum, 5
Ep. 6. Ad Numicium, 6
Ep. 7. Ad Vinnium Asellam, 7
Ep. 8. Ad Tiberium Claudium Neronem, 8
Ep. 9. Ad Claudium Tiberium Neronem, 9
Ep. 10. Ad Maecenatem, 10
Ep. 11. Ad Bullatium, 11
Ep. 12. Ad Iccium, 12
Ep. 13. Ad Vinnium Asellam, 13
Ep. 14. Ad Philippum, 14
Ep. 15. Ad Numonium Valam, 15
Ep. 16. Ad Quinctium, 16
Ep. 17. Ad Scaevam, 17
Ep. 18. Ad Lollium, 18
Ep. 19. Ad Mecoenatem, 19
Ep. 20. Ad Librum suum, 20

Lyon, Mary, 1797–1849, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40,

Abschleifen desselben, lackirt wird. — Jede gute Lackirung erfodert mehrere Aufträge, wovon jedem besonders die gehörige Zeit zum Abtrocknen gelassen werden muß, und es erfodert das kunstgemäße Auftragen des Lacks viel Übung, um die nöthige Ebenheit und Gleichförmigkeit dabei zu beobachten. Es ist in der neuesten Zeit über die Lackirkunst sehr viel geschrieben worden, nicht sowol in besonders dazu bestimmten Werken, als untermischt in den häufig erschienenen und immer sich erneuernden ökonomisch technologischen Haus- und Kunstbüchern aller Art; das meiste ist aber Compilation, das wenigste von den Verfassern selbst erprobt und aus eigner Erfahrung als zuverlässig mitgetheilt. — Liebhaber der Lackirkunst und Künstler, welche derselben zu ihren Arbeiten bedürfen, werden in folgender Schrift viel Brauchbares finden: Vollständige Anleitung zur Lackirkunst, oder genaue Beschreibung der besten Firnisse und Lackfirnisse auf alle nur möglichen Gegenstände, allerhand Beitzen auf Holz, Elfenbein, Knochen ꝛc. Bereitung verschiedner Farben zum Malen ꝛc. Von Chr. Fr. G. Thon. Cassel. Krüger.

Laclos, (Chaderlos de,) der Verf. des berühmten und berüchtigten Romans: les liaisons dangereuses (die gefährlichen Bekanntschaften) geb. zu Amiens im J. 1741, war vor der Revolution franz. Artillerie-Offizier und Secretair des Herzogs von Orleans. Laclos galt in seiner Jugend für einen der geistreichsten und liebenswürdigsten, dabei aber auch in sittlicher Hinsicht gefährlichsten Männer von ganz Frankreich und seine Feinde wollen, daß er sich in seinem Roman in dem Vicomte von Valmont selbst geschildert habe. Andre rühmen wenigstens in einer spätern Lebenzeit die Einfachheit, Redlichkeit und Gutmüthigkeit seines Charakters. In keinem Falle dürfte es zu rechtfertigen sein, wenn von einem einzelnen hervorstehenden Charakter seines Romans auf seinen eignen, zurückgeschlossen wird. Gewiß gehörte Laclos aber zu den Häuptern der sogenannten orleans'schen Partei, wobei er von dem Grundsatz ausging, daß Dynastien, gegen welche Revolutionen gerichtet gewesen, sich nicht dazu eignen, die Grundsätze derselben in der Nation zu consolidiren. In dem Prozeß über die Tage vom 5. u. 6. Oct. verwickelt, folgte er dem Herzog von Orleans nach London. Nach der Rückkehr des Königs von Varennes suchte Laclos im Jacobinerclub die Gründung der Republick zu bewirken, indem er annahm, daß sie vorübergehend zur Erhebung des Hauses Orleans auf den franz. Thron führen werde. Beim Ausbruch des Kriegs wurde Laclos dem alten Luckner als geistiger Beistand zugegeben. Nach dem Sturze des Hauses Orleans verschwand auch Laclos von der Bühne. Man konnte sich indessen nicht erklären, wie Robespierre ihn als den erklärtesten Anhänger dieses geächteten Hauses verschonen könne, und so erfand man die Fabel, daß Laclos diesem Volks-Tribun seine Reden entwerfe. Nach dem 9. trat Laclos in seine alte Thermidor-Laufbahn zurück, und rückte in derselben bis zum Inspecteur General der Artillerie herauf. Als solcher starb er in Tarent im J. 1803.

Lacretelle, es gibt zwei berühmte Schriftsteller dieses Namens, die oft verwechselt werden, das um so weniger zulässig ist, da sie, wenn auch Brüder, in ihren Grundsätzen einander fast entgegenstehen. J. P. L. Lacretelle der ältere (der selbst auch gewöhnlich L. aîné genannt) aus Metz gebürtig und ehemaliger Parlamentsadvocat, kam vor der Revolution nach Paris und machte sich durch einige Schriften, namentlich eine über die lettres de cachet, sehr vortheilhaft bekannt. Er

Of Gaufride Arthur and of the grete batayles that he dyde / and how he was kynge of all this lande / and how he conquered moche parte of the world / as ye shall here afterwarde in this hystorye / and of his knyghtes of the rounde table / and of the noble Quene Gaunore his wyf / and of the treason of sir Mordred / and of the dolorous deth of the sayd kynge Arthur / as ye shall here afterwarde in this hystorye.

Capitulum primum.

Here begynneth the table of the fyrst book of the hystorye of kynge Arthur / and of his knyghtes / and fyrst of the noble Gaufride Arthur / and of the grete batayles that he dyde / and how he was kynge of all this lande / and how he conquered moche parte of the world / as ye shall here afterwarde in this hystorye / and of his knyghtes of the rounde table / and of the noble Quene Gaunore his wyf / and of the treason of sir Mordred / and of the dolorous deth of the sayd kynge Arthur / as ye shall here afterwarde in this hystorye.

Gesetz, welches sie in ihrer Natur haben, und nach welchem sie wirken, bestimmt. Dieses Gesetz ist ihr Wesen, und ihre Kräfte sind nur Folgen davon, die mit ihm gegeben sind. Wenn wir also die Kräfte der Körper kennen, so kennen wir auch ihr Wesen, und wenn wir ihr Wesen kennen, so kennen wir auch ihre Kräfte. Beides ist nur verschiedene Ansicht von einer und derselben Sache.

Wir können also die Kräfte der Körper nicht kennen lernen, ohne ihr Wesen zu kennen, und wir können ihr Wesen nicht kennen lernen, ohne ihre Kräfte zu kennen. Wir müssen also beides zugleich kennen lernen, und wir können es auch zugleich kennen lernen. Wir können es zugleich kennen lernen, weil wir es nur verschiedene Ansichten von einer und derselben Sache sind.

Wir können also die Kräfte der Körper nicht kennen lernen, ohne ihr Wesen zu kennen, und wir können ihr Wesen nicht kennen lernen, ohne ihre Kräfte zu kennen. Wir müssen also beides zugleich kennen lernen, und wir können es auch zugleich kennen lernen. Wir können es zugleich kennen lernen, weil wir es nur verschiedene Ansichten von einer und derselben Sache sind.

Wir können also die Kräfte der Körper nicht kennen lernen, ohne ihr Wesen zu kennen, und wir können ihr Wesen nicht kennen lernen, ohne ihre Kräfte zu kennen. Wir müssen also beides zugleich kennen lernen, und wir können es auch zugleich kennen lernen. Wir können es zugleich kennen lernen, weil wir es nur verschiedene Ansichten von einer und derselben Sache sind.

Wir können also die Kräfte der Körper nicht kennen lernen, ohne ihr Wesen zu kennen, und wir können ihr Wesen nicht kennen lernen, ohne ihre Kräfte zu kennen. Wir müssen also beides zugleich kennen lernen, und wir können es auch zugleich kennen lernen. Wir können es zugleich kennen lernen, weil wir es nur verschiedene Ansichten von einer und derselben Sache sind.

Wir können also die Kräfte der Körper nicht kennen lernen, ohne ihr Wesen zu kennen, und wir können ihr Wesen nicht kennen lernen, ohne ihre Kräfte zu kennen. Wir müssen also beides zugleich kennen lernen, und wir können es auch zugleich kennen lernen. Wir können es zugleich kennen lernen, weil wir es nur verschiedene Ansichten von einer und derselben Sache sind.

Wir können also die Kräfte der Körper nicht kennen lernen, ohne ihr Wesen zu kennen, und wir können ihr Wesen nicht kennen lernen, ohne ihre Kräfte zu kennen. Wir müssen also beides zugleich kennen lernen, und wir können es auch zugleich kennen lernen. Wir können es zugleich kennen lernen, weil wir es nur verschiedene Ansichten von einer und derselben Sache sind.

Wir können also die Kräfte der Körper nicht kennen lernen, ohne ihr Wesen zu kennen, und wir können ihr Wesen nicht kennen lernen, ohne ihre Kräfte zu kennen. Wir müssen also beides zugleich kennen lernen, und wir können es auch zugleich kennen lernen. Wir können es zugleich kennen lernen, weil wir es nur verschiedene Ansichten von einer und derselben Sache sind.

Wir können also die Kräfte der Körper nicht kennen lernen, ohne ihr Wesen zu kennen, und wir können ihr Wesen nicht kennen lernen, ohne ihre Kräfte zu kennen. Wir müssen also beides zugleich kennen lernen, und wir können es auch zugleich kennen lernen. Wir können es zugleich kennen lernen, weil wir es nur verschiedene Ansichten von einer und derselben Sache sind.

als er, beinahe 60 Jahr alt, auf die Frau von Caylus seine ersten Verse machte. Seine Poesien haben eine angenehme Ungezwungenheit und liebenswürdige Nachlässigkeit: doch ist der Styl derselben oft unrein und ohne Bestimmtheit. Die Früchte seiner Muse sind in der Ausgabe von Saint-Marc den Poesien seines Freundes Chaulieu angehängt. Diesem hatte Lafare unstreitig seinen Geschmack für jene leichte Dichtungsart zu verdanken. Beide Männer waren ganz für einander gemacht: sie theilten dieselben Neigungen, denselben Hang zum Vergnügen, dieselbe Denkungsart und dasselbe Talent mit einander, und es herrschte in ihren Tugenden sowol, als in ihren Fehlern, eine vollkommene Übereinstimmung. Er starb 1712. Außer den Poesien, wozu auch die zum Theil vom Herzog von Orleans in Musik gesetzte Oper Panthée gehört, hat man noch von ihm Memoiren und Betrachtungen über die vornehmsten Ereignisse, welche sich unter der Regierung Ludewigs XIV. zugetragen haben. Letztre sind mit großer, oft selbst zu weit getriebener Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit geschrieben.

Lafayette (Marquis de), ward 1757 aus einer der ältesten und edelsten Geschlechter Auvergne's geboren und befand sich in einem Alter von 20 Jahren als Herr eines großen Vermögens, das er in der Revolution verlor. Indeß schenkte ihm der Congreß der nordamerikanischen Freistaaten sehr ansehnliche und werthvolle Ländereien bei Neu-Orleans, die er größtentheils veräußerte, und davon jetzt unabhängig leben kann. Beim Ausbruch der Streitigkeiten zwischen England und Amerika das Interesse der Kolonien mit Begeisterung umfassend, beschloß er, ihnen Leben und Vermögen zu widmen und landete im April 1777 in Charles-Town. Er bot den Congreß seine Dienste als Freiwilliger an, erhielt aber gleich ein ausgezeichnetes Commando. Seine Thaten in der neuen Welt sind bekannt, insbesondre hatte er die Ehre der Capitulation von Cornwallis. Der wackere, aber unglückliche, englische Feldherr wollte nur in La Fayette's Hände seinen Degen niederlegen. La Fayette wurde der Held seiner Zeit. So kam er nach Frankreich zurück, voll von Ideen über bürgerliche Freiheit und Gleichheit, Volksrechte, Volksvertretung und alle den Elementen, aus denen sich der Vulkan der französischen Revolution endlich enzündete. Von dem Adel seiner Provinz zu den Generalstaaten abgeordnet, hielt er sich stets auf die Seite der Liberalen, und ward eine der Hauptstützen der Volkspartei. Man ernannte ihn zum Chef der pariser Nationalgarde, und er machte sich dieses Vertrauens durch Mäßigung und weise Umsicht würdig, mißfiel aber auch dadurch den Anarchisten, die ihn von jetzt an nicht zu verleumden aufhörten. Nach dem Ausbruch des Kriegs, 1792 erhielt er den Oberbefehl der Ardennen-Armee. Als er nach der Katastrophe des 10. Augusts sich überzeugt hatte, den Orkan, der damals im französischen Volke wüthete, nicht bezwingen zu können, beschloß er, mit einigen erwählten Freunden sein undankbares Vaterland zu verlassen und zu seinen alten Freunden in der neuen Welt zurückzukehren. Von den österreichischen Vorposten angehalten, wurde er aber als Staatsgefangner betrachtet, erst nach Luxenburg und dann nach Wesel und Magdeburg, und endlich nach Ollmütz gebracht und mit großer Härte behandelt. In Ollmütz suchten ihn 1794 zwei junge Amerikaner, D. Bollmann und Hager, zu befreien, allein acht Meilen von Ollmütz wieder eingeholt, ward sein Schicksal nun noch härter. Endlich nach fünfjähriger Gefangenschaft erhielt er 1797 durch Buonaparte's Verwendungen die Freiheit. Er ging erst nach Hamburg, wo er an Archenholz einen großen Freund und Verehrer hatte,

Gebrechlichkeit zu schildern; auch ist er hierin weit glücklicher, als im Darstellen der edlen Menschennatur, darum mißlingen ihm große Charaktere. Seine Menschen sind ein Mittelschlag, und die Liebe quält sie oft von Kindesbeinen an. Eine Scene des peinigenden Kampfes der Pflicht mit der Leidenschaft folgt auf die andre; die unglückliche, sich selbst verzehrende, unaufhörlich zwischen Entzücken und Verzweiflung schwebende Liebe wird mit übersättigender Ausführlichkeit und mit entnervender Empfindlichkeit geschildert. Feuchte Augen, glänzende Thränen, zagende Herzen und tiefe Seufzer sind daher Hauptbestandtheile seiner Romane. Die Tugend bleibt zwar, trotz den ewigen Kämpfen und der nahen Gefahr des Unterliegens, meistens am Ende Siegerin; aber ihres Sieges kann man nicht recht froh werden, da die von vielem Gram, Schmerz und Kummer zerweichte Empfindung kein Gefühl von Erhebung und Freude zuläßt. Daß übrigens in seinen bürgerlichen und Familiengemälden eine große, in den neuesten seiner Schriften fast zur Einförmigkeit gewordne Familienähnlichkeit herrscht, ist anerkannt, so daß, wer einige seiner Romane, besonders die ältern (z. B. den Sonderling, Quinctius Heymeran von Flamming, die Familie von Halden u. a.) welche an Frische der Empfindung und reinen Naivetät alle spätern weit übertreffen, gelesen hat, und nicht bloß Leser ist, die übrigen entbehren kann; daher ihr Publikum schon nicht mehr so groß, als ehemals ist; wozu wol auch der Umstand beiträgt, daß viele seiner, aus der bürgerlichen Wirklichkeit genommenen Charaktere nun zu altern anfangen, weil sie in eine frühere Zeit gehören, oder weil die Überspanntheit der Empfindung zur Ehre unsrer Zeit und unsrer Nation dem kräftigen Thatentriebe weicht. — Lafontaine's Individualität scheint mit seinen Schriften in einem seltsamen Contraste zu stehen; denn man findet an dem launigen und fröhlich unterhaltenden Gesellschafter schwerlich eine Spur von der in seinen Romanen herrschenden Empfindsamkeit. Auch ist seine Biederkeit geachtet und von Allen, die ihn kennen, anerkannt. In der neuesten Zeit hat er sich der Bearbeitung des Aeschylos gewidmet, und im 1. Bde. (Halle 1821) den Agamemnon im 2ten die Coephoren, mit geistreichen Erläuterungen geliefert, worin er hauptsächlich eine, nach eigenthümlichen Ansichten vorgenommne Kritik des Textes zu begründen sucht.

Lafontaine (Jean), berühmt durch seine lieblichen Fabeln und Erzählungen, wurde zu Chateau-Thierry 1621 geboren, wollte sich in seinem 19ten Jahre dem geistlichen Stande widmen, entsagte diesem Entschlusse aber bald. Er war in einem Alter von 22 Jahren noch völlig unbekannt mit seinen ausgezeichneten Talenten für die Poesie, als er die schöne Ode Malherbe's auf die Ermordung Heinrichs IV. hörte, die plötzlich den in ihm schlummernden Dichterfunken erweckte. Aufgemuntert nach seinem ersten Versuche von einem Anverwandten, fing er an, die besten französischen und fremden Schriftsteller alter und neuer Zeit zu lesen. Die Scherze Rabelais, die Naivetät Marot's und die ländlichen Gemälde d'Urfé's zogen ihn vor allen an, und bald charakterisirten ihn selbst und seine Dichtungen dieselbe Einfachheit, Treuherzigkeit und Naivetät, die er an jenen bewunderte. Nie hat sich ein Schriftsteller getreuer in seinen Werken gezeichnet, als er. Sanft, aufrichtig, natürlich, leichtgläubig, nachgibig, furchtsam, ohne Ehrgeiz, ohne Galle, alles zum Besten kehrend, war er, nach dem Ausspruch eines geistreichen Beurtheilers, einfach, wie die Helden seiner Fabeln. Er sprach wenig und unbeholfen, ausgenommen, wenn er sich unter Vertrauten befand, oder wenn das Gespräch einen Ge-

Digitized by Google

genstand berührte, der seinen Geist zu erwärmen vermochte. Er verheirathete sich mit einem schönen und geistreichen Frauenzimmer. So sehr er ihre Eigenschaften schätzte, so entfernten ihn doch seine Vorliebe für die Hauptstadt und sein Hang zur Zwanglosigkeit von ihr. Die Herzogin von Bouillon, die zu Chateau-Thiery in der Verbannung lebte, hatte Lafontaine kennen gelernt, und nahm ihn, als sie zurückgerufen wurde, mit sich nach Paris. Hier war der Intendant Foucquet sein erster Wohlthäter. Lafontaine hat das Unglück dieses Mannes, das ihn durch die Ungnade des Königs traf, in einer rührenden Elegie beklagt. Er trat darauf in die Dienste der bekannten Henriette von England, nach deren Tode es sich mehrere Große zur Ehre rechneten, für seinen Unterhalt zu sorgen. Wol verdient es eine Bemerkung, daß Lafontaine an den reichlichen Wohlthaten, die Ludwig XIV. den großen Geistern seiner Zeit zutheilte, keinen Theil hatte; seine kunstlose Einfachheit konnte diesen Fürsten nicht anziehen, auch dachte er nicht eben daran, sich bei Hofe einzuführen. An Paris fesselten ihn die Freuden der Gesellschaft und seine Verbindungen mit den trefflichsten Geistern seiner Zeit. Jährlich aber machte er im September eine Reise zu seiner Frau, und jedesmal verkaufte er einen Theil seiner liegenden Gründe, ohne sich mit Sorgen für das Übrigbleibende zu belästigen. Er schloß nie einen Mieth- oder Pachtcontract ab. Diese Sorglosigkeit erstreckte sich auf sein ganzes Betragen, und machte ihn zuweilen selbst unempfindlich gegen das Ungemach der Witterung. Die Herzogin von Bouillon sah ihn, als sie eines Morgens nach Versailles fuhr, träumend unter einem Baume am Wege sitzen, und als sie Abends zurückkam, fand sie ihn noch an demselben Orte und in derselben Stellung, wiewol es den ganzen, sehr kalten Tag über geregnet hatte. Seine Zerstreutheit soll so groß gewesen sein, daß sie ihn zuweilen des Gedächtnisses, ja selbst der Urtheilskraft beraubte. Die scheinbare Einfalt, die sich in der Miene dieses geistreichen Mannes ausdrückte, veranlaßte seine Wohlthäterin, die Frau von Salière, als sie ihr Gesinde sämmtlich abgeschafft hatte, zu der Äußerung: daß sie nichts behalten habe, als ihre drei Thiere, den Hund, die Katze und Lafontaine. Lafontaine starb zu Paris 1695. Unter den herrlichen Werken, die wir von diesen unnachahmlichen Dichter übrig haben, stehen seine Erzählungen und vorzüglich seine Fabeln oben an. Er wird von seiner Nation hierin mit Recht für ein unerreichbares Muster der Naivetät gehalten. Er ist anspruchslos, kunstlos, freundlich. Aber diese Kunstlosigkeit ist nur scheinbar; bei näherer Zergliederung findet man alles mit Bewußtsein angeordnet, und die Nachlässigkeit wie ein reizendes Gewand über einen schönen Körper verbreitet. Ihm war die Sprache seiner Zeit schon zu geschliffen und rhetorisch; darum las er die besten ältern Schriftsteller und machte sich ihre Einfachheit und Frische eigen, übertraf sie aber durch Leichtigkeit, Lebendigkeit, Anmuth und Feinheit. Außer seinen Fabeln und Erzählungen verdienen erwähnt zu werden: Les amours de Psyche; die beiden kleinen Lustspiele: l' Eunuque und Florentin; sein Poëme sur le Quinquina; ein andres: sur St. Malch, und ein kleines, aber meisterhaftes Gedicht: **Adonis**. Seine Statue schmückt den Saal der französischen Akademie.

Lagrange (Joseph Louis), einer der ausgezeichnetsten Geometer der neuern Zeit, wurde 1736 zu Turin geboren, und widmete sich anfänglich der Philosophie. Bald trat aber die, ihm gleichsam angeborne Liebe zu der Wissenschaft, in welcher er einst glänzen sollte, hervor, und er warf sich nun mit einem solchen Eifer auf das Studium derselben, daß er schon in seinem 18. Jahre im Stande war, in einem öffentlich ge-

Digitized by Google

[illegible] [illegible] [illegible] [

den Bürger d'Emayer, Lagrange's Vater aufzusuchen und ihm im Namen Frankreichs Glück zu wünschen, einen solchen Sohn zu besitzen. Dieser Auftrag ward von d'Emayer auf die glänzendste Art vollführt, indem er sich, begleitet von mehrern Generalen und andern ausgezeichneten Personen zu dem Greise begab, der, gerührt von solcher Ehre und Anerkennung, seinen Dank stammelte, aber auch zugleich, festklebend an den früh eingesognen Begriffen von mißverstandener Frömmigkeit, die Furcht äußerte, sein, im revolutionairen Paris lebender Sohn werde vielleicht vor Gott nicht die Gnade finden, die er vor der Welt fand. Eben so, wie die republikanische Regierung, ehrte aber auch der Held des Jahrhunderts Lagrange's Geist und Verdienste. Als Bonaparte als Sieger von Italien heimkehrte und die Ehre der Aufnahme im Institut empfing, da setzte er sich bescheiden unter den Gelehrten, und als Consul und als Kaiser hörte er nie auf, ihm seine ausgezeichnete Achtung auf alle Weise zu bezeigen. Zum Mitglied des Senats ernannt, mit dem Großkreuz der Ehrenlegion geschmückt, zuletzt in den Grafenstand erhoben, sah Lagrange sich mit allen äußerm Glanze geschmückt; weder dies, noch die Vertraulichkeit des Staatsoberhauptes gegen ihn, vermochten ihn aber eitel zu machen, und eben so bescheiden, wie sonst, widmete er sich auch jetzt noch mit demselben Eifer seinen Studien, wie einst. Leider beschleunigte dies aber höchst wahrscheinlich sein Ende. Vorgerückt im Alter, wie er war, konnte er sich nicht entschliessen, sich weniger zuzumuthen, und eben, da er im Begriff stand, die zweite Auflage seiner: Théorie des fonctions analytiques, mit Anmerkungen bereichert, herauszugeben, überraschte ihn der Tod den 10. April 1813. Seine irdischen Überreste wurden im Pantheon beigesetzt, und Lacépède und Laplace hielten ihm die Gedächtnißrede. Lagrange war eben so liebenswürdig im Umgange, als bescheiden in seinen Ansprüchen, und nie ließ er sich durch die, ihm so vielfach erwiesnen Ehren und Auszeichnungen hinreißen, den Werth Andrer zu verkennen. Besonders groß war seine Hochachtung für Euler, und er pflegte oft zu seinen Schülern zu sagen: „Studiren Sie den Euler, wenn Sie Geometer werden wollen." Seine Schriften sind theils einzeln, theils in den Memoiren der Akademieen von Turin, Berlin und Paris, in dem Journal der polytechnischen Schule, den Connaissances du temps und in den Ephemeriden abgedruckt. Wir nennen hier nur: Mécanique analytique (Paris 1787, neue Aufl. 1811 u. 1815). Théorie des fonctions analytiques (Paris 1797 u. 1813); Resolution des équations numériques (Paris 1798 u. 1808); Leçons sur le calcul des fonctions (mehrere Ausgaben; die neueste, Paris 1806); Essai d'arithmétique politique (in den, im Jahr IV [1796] von Roeder herausgegebnen Collections befindlich). Ein Theil von Lagrange's nachgelaßnen Papieren wurden 1815. von Carnot, als damaligem Minister des Innern, dem Institut übergeben, und hierauf, nach einem Gutachten der Akademie, der Bibliothek dieser gelehrten Anstalt einverleibt.

Lagunen machen denjenigen Theil der Küste am adriatischen Meere aus, den dasselbe durch Einreißung eines, von der Natur gemachten Dammes durchbrochen und überschwemmt hat, woraus hernach viele kleine Inseln und Seen entstanden sind. Venedig ist auf sechzig solcher Inseln erbaut worden. Die Seen selbst, welche vorzugsweise Lagunen heißen, schwellen bei einem hohen Strande des Meers außerordentlich an, werden aber auch zuweilen so seicht, daß sie durch ihre unangenehme Ausdünstung der Gesundheit gefährlich werden. S. Venedig.

Lagus, s. Ptolemäer.

Ego Willelmus Dei gratia Northamptonensis comes et Huntendonensis dominus, pro salute animæ meæ et uxoris meæ Adelidis et filiorum meorum, dedi Deo et Sancto Petro de Burgo et monachis ibidem Deo servientibus, ecclesiam de Sancto Botulfo de Bosthorp, cum omnibus pertinentiis suis, et cum omnibus quæ ad eam pertinere videntur, et cum omnibus quæ ego ibi habui, et cum omnibus quæ homines mei ibi dederunt, et cum omnibus quæ ibi dabuntur, et cum omnibus quæ ibi habebuntur, et cum omnibus quæ ibi habere debent, et cum omnibus quæ ibi habere possunt, et cum omnibus quæ ibi habere poterunt, et cum omnibus quæ ibi habere volunt, et cum omnibus quæ ibi habere velle debent, et cum omnibus quæ ibi habere velle possunt, et cum omnibus quæ ibi habere velle poterunt, et cum omnibus quæ ibi habere velle

der Feinde seines Vaterlandes, und durch seine List und Tapferkeit that er ihnen manchen bedeutenden Schaden. Mehrmal noch, oft durch die Verrätherei falscher Freunde, in Gefangenschaft gerathen, wußte er sich doch stets wieder loszumachen, und trotzte sogar eine Zeitlang seinem eignen König, indem er den kleinen Krieg gegen die Engländer und Burgunder fortführte und einige Städte besetzt hielt, während Carl schon längst Frieden mit den Feinden geschlossen hatte. Auf einer Reise nach Montauban, wohin er Carl VII. im Jahre 1442 begleitete, starb er, geschwächt durch Wunden, und seine romantische Tapferkeit und die Anhänglichkeit an das Mädchen von Orleans erwarben ihm nach seinem Tode die seltsame Ehre, daß sein Name dem Coeur valet in der französischen Karte, — deren Bilder sich bekanntlich mit allerlei Heldennamen schmücken, — beigelegt wurde.

Laien werden in der katholischen Kirche die Weltlichen, im Gegensatze gegen die Kleriker (s. d. Art. Klerus) oder Geistlichen genannt; daher Laienbrüder und Laienschwestern, die zur Bedienung der Ordenspersonen in Klöstern bestimmten Personen, welche Handwerkerarbeiten verrichteten; Laienpriester, ein Priester, welcher kein Klostergelübde gethan hat; Laienpfründe, eine geistliche Pfründe, welche ein Weltlicher besitzt. Unter den Protestanten, bei welchen die Geistlichen nicht durch eine so scharfgezogne Grenze, wie bei den Katholiken, von den Weltlichen geschieden sind, braucht man dieses Wort nicht leicht in seiner eigentlichen Bedeutung. Da im Mittelalter die Geistlichen die einzigen Gelehrten waren: so bedeutet Laie oft so viel, als ein Ungelehrter. Daher kommt es, daß man sich dieses Worts noch bedient, um einen, einer Sache Unkundigen, zu bezeichnen; denn Laie in einer Wissenschaft oder Kunst sein, heißt so viel: als einer Wissenschaft oder Kunst unkundig sein, oder sie wenigstens nicht gründlich studirt zu haben.

Lairesse (Gérard de), Maler und Kupferstecher, wurde 1640 zu Lüttich geboren und starb 1711 zu Amsterdam. Musik und Dichtkunst machten abwechselnd seine Erholung, die Malerei hingegen seine eigentliche Beschäftigung aus. Sein Vater unterrichtete ihn im Zeichnen, und schon im funfzehnten Jahre war er im Stande, sich vom Porträtmalen zu nähren. Mit Leichtigkeit verdiente er Geld, brachte es aber eben so leicht wieder durch. Als er 1690 blind geworden war, dictirte er einem Andern sein Werk: Über die Maler, in die Feder, welches von Jansen (Paris, 1787. 2 Vol. in 4.) in's Französische übersetzt worden ist. Den poetischen Theil der Malerei verstand Lairesse vollkommen, seine Gedanken sind reizend und erhaben; er erfand mit Leichtigkeit und zeichnete sich besonders in großen, zusammengesetzten Gemälden aus. Aus den Werken seiner Nation hatte er jene Wahrheit des Colorits und jenen Reiz der Ausführung geschöpft, durch welche sich die niederländische Schule auszeichnet; aber er übertraf jene Werke durch die Genauigkeit der Zeichnung, durch die Wahl und Erhabenheit der Gegenstände, und durch die Würde im Ausdrucke. Glücklich in seinen Erfindungen, wußte er sie stets mit sorgfältigem, markigem und leichtem Pinsel auszuführen. Alle Theile seiner Kunst waren ihm gleich sehr geläufig, daher wurde er mit Recht der Poussin seiner Nation genannt. Man machte ihm jedoch den Vorwurf, seine Figuren zu kurz und zu wenig graziös gebildet zu haben. Er hatte Poussin zu seinem Vorbilde genommen, und erreichte ihn in der Wahl und Anordnung der Gegenstände, aber nicht in der Tiefe des Studiums, nicht in der Vortrefflichkeit der Gedanken, und eben so wenig in der Kenntniß der Antike. Er arbeitete zu schnell, davon zeugt sein Apollo und die neun Musen, welche er in einem

öffnete ihm die Art und Weise, wie er seine Sendung zu Berlin ausgerichtet hatte, den Eintritt in die Akademie der Wissenschaften (1753). Von diesem Augenblicke an, bis zur Aufhebung derselben, erschien kein Band ihrer Schriften, in welchem nicht irgend ein wichtiger Beitrag von ihm enthalten wäre; doch beschränkte sich der thätige Antheil, den er an den Arbeiten derselben nahm, nicht bloß auf astronomische Gegenstände. Ihm haben die Franzosen eine Ausgabe der halley'schen Tabellen, so wie die Geschichte des Kometen von 1759 zu verdanken. Zur Bestimmung dieses merkwürdigen Kometen lieferte er Clairault die tiefsten und scharfsinnigsten Berechnungen. Als Herausgeber der: Connaissance des temps, 1760 und ff. Jahre, änderte er den Plan und die Einrichtung dieses nützlichen Werks durchaus, und ging dadurch seinen Nachfolgern mit einem guten Beispiele voran. 1761 lieferte er eine Charte, welche die Phasen des berühmten Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe für alle Gegenden der Erde bezeichnete. 1764 gab er seine Astronomie heraus, ein berühmtes und klassisches Werk, das hernach in drei Quartbänden gedruckt worden ist, drei Auflagen erlebt hat, und wovon auch ein, den Liebhabern dieser Wissenschaft nicht genug zu empfehlender, von ihm selbst verfaßter Auszug: Abrégé d'astronomie, Paris, 1795, erschienen ist. 1765 und 1766 machte er eine schnelle Reise durch Italien. Seine Beschreibung derselben (8 Duodezbände) enthält schätzbare Nachrichten. Er war der Verfasser aller astronomischen Artikel für die große Encyklopädie, arbeitete diese jedoch für die Encyclopédie méthodique ganz um. Schon seit 1761 war er seinem ersten Lehrer, Le Monnier, in der astronomischen Professur am Collége de France gefolgt, wo er seinen öffentlichen Vorlesungen einen seltnen Reiz zu geben wußte. Sein Hörsaal ward eine Art Pflanzschule, aus welcher eine Menge seiner Schüler zu Vorstehern einheimischer und ausländischer Observatorien angestellt wurden. Sein Werk: Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc, 1778. in Fol., enthält eine allgemeine Geschichte aller alten und neuen Kanäle, die bisher auf der Erde unternommen, vollendet, oder auch bloß entworfen worden sind. Ein solches Werk hatte bis dahin noch gefehlt, und ist späterhin den Ingenieurs von großem Nutzen gewesen. Seine: Bibliographie astronomique, 1 Vol., in 4., ist ein ausführliches Verzeichniß aller, über die Astronomie erschienenen Werke. Da er Mitglied aller großen Akademien war, so machte er gleichsam das gemeinschaftliche Band aus, durch welches sie zusammenhingen, indem er von der einen auf die andre übertrug, was eine jede Merkwürdiges hervorgebracht hatte. Mit glühendem Eifer und bewundernswürdiger Thätigkeit verband er eine, oft übertriebne Wahrheitsliebe. Jede schonende Rücksicht schien ihm eines freien und rechtlichen Mannes unwerth zu sein. So begreift man, wie er, während seiner langen Laufbahn, manche Eigenliebe verletzt haben mag, besonders, da er glaubte, sich wol dann und wann des Übergewichts, welches ihm seine Verdienste gaben, bedienen zu können. Durch seine Arbeiten, seine Schriften, sein Beispiel, seine Schüler, seinen Einfluß und seinen Briefwechsel schon bei seinem Leben der Astronomie nützlich, ist er es noch nach seinem Tode durch eine Medaille, die, einem Vermächtnisse von ihm zufolge, jährlich dem Verfasser der besten astronomischen Abhandlung, oder der merkwürdigsten Beobachtung zuerkannt wird. Ein so rastloses und ruhmvolles Streben schien dazu geeignet zu sein, ihm ein unveränderliches Glück zuzusichern: und in der That war er lange Zeit im Besitze des glänzendsten Rufs. Mit mehr Nachsichtigkeit würde er diesen Ruf bis an's Ende seines Lebens

nende, wirkliche Gottheit. Der Glaube an sein ewiges Fortleben knüpft sich an die dort herrschende Idee der Seelenwanderung an. Man glaubte, daß die Gottheit, so wie sie den Körper des Dalai-Lama, den sie bisher bewohnte, verläßt, sogleich wieder auf eine übernatürliche Weise Besitz von einem andern Körper nehme, daß also nur das Äußere, nicht das Wesen selbst wechselt. Und in der That kann man auf eine gewisse Weise dies annehmen: denn bei dem so durchaus regelmäßigen hierarchischen Systeme ist es fast gleichgültig, wer an der Spitze steht. Sein gewöhnlicher Wohnsitz sind zwei, in der Nähe der Hauptstadt Lhassa gelegne Klöster, in denen er abwechselnd sich aufhält. Überall ist er von einer Menge Geistlichen umgeben; kein Frauenzimmer aber darf da, wo er sich aufhält, übernachten. Unstreitig geschieht dies um der ihm beigelegten Reinheit willen; er ist der Unbefleckte. Die Anbetung der Eingebornen sowol, als einer erstaunlichen Menge von Fremden (denn auch alle mongolische Völkerschaften in Rußland erkennen ihn an), welche lange und beschwerliche Reisen unternehmen, um ihm zu huldigen und seinen Segen zu erhalten, empfängt er auf einer Art von Altar, auf einem großen, prächtigen Kissen mit übereinander geschlagnen Beinen sitzend. Nach den Tibetanern bezeigen ihm die Tatarn die größte Ehrerbietung. Aus den entferntesten Gegenden begeben sie sich zu ihm, und die Fürsten unterwerfen sich denselben Ceremonien, wie das Volk; er aber beweist ihnen nicht mehr Achtung, als Andern. Er grüßt Niemand, entblößt sein Haupt nicht, steht vor Niemand auf, und begnügt sich, seine Hand auf das Haupt seiner Anbeter zu legen, welche dadurch Vergebung ihrer Sünden zu erlangen glauben. Sie sind überzeugt, daß die höchste Gottheit in ihm lebt, daß er Alles weiß und sieht, im Innersten der Herzen liest, und über Nichts Erkundigung einzuziehen braucht. Thut er es doch, so geschieht es nur, um den Ungläubigen und Übelgesinnten keine Veranlassung zu Klagen zu geben. Bisweilen theilt er Kügelchen von geweihtem Mehlteig aus, mit denen die Tataren viel Aberglauben treiben; falsch aber ist es, daß von seinem Unrathe Kügelchen gemacht, ausgetheilt, in goldnen Büchsen verwahrt und selbst mit den Speisen vermischt würden. Seine Macht war sonst, wo er die Chans ein- und absetzte, größer, als jetzt, wo er vom Kaiser von China, obschon ihm dieser in religiöser Hinsicht unterworfen ist, mehr abhängt. In seiner Hauptstadt halten sich jetzt zwei chinesische Mandarinen mit einer Garnison von 1000 Chinesen auf, und im Palast zu Peking unterhält der chinesische Kaiser einen Unterlama, der aber als Nuntius von Tibet abgesandt wird. Ist ein Dalai-Lama gestorben, so kommt es darauf an, zu entdecken, wo es ihm gefallen hat, aufs neue wieder geboren zu werden. Hierin muß man sich stets auf einige Lama's verlassen, welche allein von den Zeichen unterrichtet sind, an welchen er erkannt werden kann, oder vielmehr, welche wissen, welches Kind der Verstorbne zu seinem Nachfolger ernannt hat. — Die Lamaiten überhaupt theilen sich in Gelb- und Rothmützen. Jede Sekte steht unter drei Lama's: jene unter den Dalai, Tischu oder Bogdo und Taranautlama, diese unter den drei Schammar. Der Dalai-Lama ist unter allen der vornehmste, nächstdem der Tischulama, welcher zu Tischulumbu, zehn Tagereisen seitwärts von Lhassa, wohnt. Die drei Schammar wohnen in verschiednen Klöstern, der vornehmste von ihnen zu Tassisudon, der Hauptstadt von Butan. Ihnen untergeordnet sind zahlreiche Geistliche von verschiednem Range, die in großem Ansehn stehn, den Unterricht besorgen, und zum Theil nach gewissen Ordensregeln und in ehelosem Stande, wie die christlichen Mönche, leben. Man zählt bloß

sche Laufbahn endete zugleich hiermit. Außer den genannten Werken hat man noch von ihm mehrere, in den Memoiren der Akademie und in dem von ihm, dem Abbe Haüy, Fourcroy, Bruquiere, Olivier und Pelletier herausgegebnen Journal d'Histoire naturelle (2 Bände 1792) abgedruckte, treffliche botanische Abhandlungen, die bedauern lassen, daß ihr Verf. sich von diesem Zweige der Wissenschaft wegwendete. Beim Ausbruch der Revolution war Lamarck zweiter Lehrer beim königl. Pflanzengarten, erhielt aber nun, in Folge andrer Einrichtungen, das Fach der Zoologie, in welchem er sich bald aber so, wie in dem frühern, auszeichnete, wie unter andern seine Schrift: Système des animaux sans vertèbres, ou Tableau général des classes, des ordres et des genres de ces animaux (1. Bd. in 8. Paris, 1801.), ferner seine Philosophie zoologique und seine Histoire naturelle des animaux sans vertèbres beweisen. Auch auf Physik wandte sich Lamarck's umfassender Geist und er gab schon 1794, 2 Bände: Recherches sur les causes des principaux faits physiques heraus, in welchen er gegen mehrere falsche Aufstellungen in dieser Wissenschaft auftrat. In demselben Sinn ist auch seine Refutation de la théorie pneumatique etc., die 1796 in Paris erschien. Seine meteorologischen Beobachtungen sammelte er in seinem Annuaire météorologique, welches er zuerst 1799 herausgab und bis 1809 fortsetzte. Lamarck ist jetzt Mitglied des Instituts und man hat ihm zu Ehren mehrern Pflanzen seinen Namen beigelegt.

Lambert (Joh. Hein.) einer der größten Philosophen und Mathematiker des 18. Jahrh. Geb. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau, wo sein Vater, Lucas, ein Schneider war, ward er auf Kosten des Magistrats unterrichtet; da ihm aber zum weitern Studiren die nöthige Unterstützung fehlte, bestimmte ihn der Vater zu seinem Handwerke. Um seine Wißbegierde fortdauernd zu befriedigen, studirte er des Nachts, während er seine jungen Geschwister wiegen mußte. Er verfertigte kleine Handzeichnungen und verkaufte sie, um sich das nöthige Licht zu verschaffen. Mathematische Schriften zogen ihn ganz vorzüglich an. Dieser Eifer für die Wissenschaften bewog bald einige biedre Menschen, ihn zu unterstützen und unentgeltlich unterrichten zu lassen. Kenntniß der Mathematik, der Philosophie und morgenländischen Sprachen erwarb er sich in seiner Vaterstadt. Seiner zierlichen Handschrift verdankte er eine Schreiberstelle. Im 15. Jahre ward er Buchhalter in dem Eisenwerke eines Herrn de la Lampe, wo er französisch lernte. Siebzehn Jahre alt kam er als Secretär zu Iselin nach Basel (damals Herausgeber einer Zeitung); allein die mechanischen Geschäfte dieses Amts befriedigten seinen denkenden Geist zu wenig. Daher empfahl ihn Iselin dem Präsidenten von Salis als Hofmeister, bei welchem er, von einer guten Bibliothek unterstützt, sich in allen Wissenschaften vervollkommnete und besonders sein mathematisches Genie entwickelte. Nach einem achtjährigen Aufenthalte in Chur begleitete er 1756 seine Zöglinge nach Göttingen, wo er Correspondent der Societät der Wissenschaften wurde, von da 1757 nach Utrecht, und 1758 nach Paris, Marseille und über Turin nach Chur zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt begab er sich 1759 nach Augsburg, wo er sein Werk über die Photometrie (Messung der Stärke des Lichts und der Farben), die er als Wissenschaft begründete, drucken ließ. Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Baiern, mit 800 Gulden Gehalt, war er nur kurze Zeit, weil er sich nicht in München aufhalten wollte. Er begab sich nach Erlangen. In dieser Zeit gab er seine kosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues heraus, welche die Tiefe seines Geistes beurkunden.

tet; der sich zu bemühen scheint, den Verbrecher bei seinem Verbrechen, den Lasterhaften bei seinen Lastern zu beruhigen, und dessen grobe, aber wegen der Scherze, womit er sie würzt, gefährliche Sophismen einen Schriftsteller verrathen, der nicht die ersten Ideen von der Grundlage der Moral hat. Das Chaos von Verstand und Überspannung in seinen Schriften kann nur von leichtsinnigen Lesern ohne Widerwillen betrachtet werden, welche Witz und Wahrheit verwechseln, und denen man alles bewiesen hat, wenn man ihnen ein Lächeln abgewinnt. Selbst Voltaire, der ihn in Schutz genommen hatte, nahm später seine Lobsprüche zurück; so wie er selbst denn auch noch auf dem Todenbette von jenem Unglauben zurückgekommen ist, und unzweideutige Beweise einer ernstlichen Reue abgelegt hat.

Lamoignon-Malesherbes (Chrétien-Guillaume) geboren den 16. Dec. 1721 zu Paris, wo sein Vater Kanzler von Frankreich war, widmete sich, nach vollendeten Studien, der Rechtswissenschaft, ward Substitut des General-Procurators, dann Parlamentsrath, und 1750 erster Präsident bei der Steuerkammer (cour des aides). In den 25 Jahren, während welcher er diese Stelle bekleidete, widersetzte er sich mit Muth sowol dem Übermaße unheilbringender Auflagen, als auch der Raubgier der Generalpächter. Eine Menge Discours und Remontrances, welche er während dieses langen Kampfes gegen den Despotismus verfertigte, sind, als Meisterwerke von Abhandlungen über die Finanzverwaltung, 1779 gedruckt worden. In diesen Werken verbreitete er sich auch über den Mißbrauch der sogenannten Lettres de cachet (Verhaftsbefehle). Als im April 1771 die oberste Steuerkammer aufgehoben wurde, zog sich Lamoignon auf seine Landgüter zurück, wo er durch Unterricht und Wohlthun der Beglücker seiner Unterthanen wurde. Nachdem er 1774, bei Wiederherstellung jenes Gerichtshofs, von neuem an die Spitze desselben getreten war, ward er bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI., welcher nur von den rechtschaffensten Männern seiner Nation umgeben sein wollte, 1775 zum Minister des Innern erwählt. Er verwaltete diese Stelle zum Wohle seines Vaterlandes etwa ein Jahr, und nahm bei der Entlassung Türgot's aus den Ministerium Gelegenheit, auch die seinige zu verlangen. Nachdem er unter erborgtem Namen einen großen Theil Frankreichs, der Schweiz und Holland durchreist war, und allenthalben über Künste und öffentliche Anstalten die zweckmäßigsten Nachforschungen angestellt hatte, kehrte er zu Anfang der Revolution nach Frankreich zurück. Als Ludwig XVI. vor Gericht gestellt werden sollte, erbot sich Lamoignon freiwillig, Vertheidiger desselben zu werden, welches ehrenvollen Amts er sich auch auf die rühmlichste Weise entledigte. In Folge der Verbrechen, welche während der Revolution begangen wurden, konnte es nicht fehlen, daß auch Lamoignon den Verdacht der Tyrannen erregte; er ward, nebst seiner Tochter und Enkelin in's Gefängniß geworfen, zum Tode verurtheilt, und am 22. April 1793 hingerichtet. Seine Heiterkeit verließ ihn auch im Tode nicht. Lamoignon war zugleich ein Mann von gelehrten Kenntnissen. Er war im J. 1750 zum Mitgliede der franz. Akademie, und 1759 der Akademie der schönen Künste und Inschriften ernannt. Als Director des Buchhandels wußte er der Presse alle Freiheit zu verschaffen, welche Weisheit und Ordnungsliebe in einem guteingerichteten Staate gestatten dürfen. Die meisten seiner Schriften sind dem Ackerbau und der Naturkunde gewidmet. Seine Lebensgeschichte ist nach Boissy d'Anglas in den Zeitgenossen St. 17. erzählt.

Lamien, s. Lemures.

the Duke of Bedford, and Lord Chief Justice Fortescue, who had been Speaker of the House of Commons, and was a man of great learning and integrity. Sir John Fortescue, Knight, was the author of a book, entitled, "De Laudibus Legum Angliæ," which was published in the reign of Henry VI. and is still extant. He was also the author of a book, entitled, "The Difference between an absolute and limited Monarchy," which was published in the reign of Edward IV. and is also extant. He was also the author of a book, entitled, "The Difference between an absolute and limited Monarchy," which was published in the reign of Edward IV. and is also extant.

Ludovicus, filius Caroli, Aquitaniam ingressus, Pictavos, Turonos, Andegavos, Cenomannos, Britannos, Aurelianos, Parisios, Meldos, Silvanectos, Ambianos, Belvacos, Rotomagum, Ebroicas, Lexovios, Abrincas, Constantinos, Baiocas, Sagium, Oximum, Tellam, Corbonem, Lisiacum, Novum Castrum, Vilcassinum, Madriacum, Pontivum, Tornacum, Atrebatum, Gandavum, Brugas, Tarvennam, Hesdinum, Bononiam, Cameracum, Nivigium, Virdunum, Mosomum, Tullum, Scarponam, Metas, Salmonam, Castrum Theodonis, Castrum Arnulfi, Castrum Novum, Ivodium, Arnulfi Villam, Longuyonem, Arlonem, Stadunum, Marsnam, Bastonam, Prumiam, Trevericum, Bedam, Confluentes, Bingium, Wormatiam, Spiram, Argentinam, Basileam, Curiam Regis, Augustam, Campidonam, Ratisponam, Frisingam, Patavium, Tridentum, Veronam, Mantuam, Brixiam, Bergamum, Mediolanum, Papiam, Ticinum, Placentiam, Cremonam, Laudem, Cumas, Novariam, Vercellas, Eporediam, Secusiam, Taurinum, Segusium, Maurianam, Cavallonem, Lugdunum, Matisconem, Cabillonem, Autissiodorum, Senonas, Melodunum, Aurelianis, Parisios, Compendium, Silvanectos, Ambianos, Belvacos, Rotomagum, Ebroicas, Lexovios, Abrincas, Constantinos, Baiocas, Sagium, Oximum, Tellam, Corbonem, Lisiacum, Novum Castrum, Vilcassinum, Madriacum, Pontivum, Tornacum, Atrebatum, Gandavum, Brugas, Tarvennam, Hesdinum, Bononiam, Cameracum, Nivigium, Virdunum, Mosomum, Tullum, Scarponam, Metas, Salmonam, Castrum Theodonis, Castrum Arnulfi, Castrum Novum, Ivodium, Arnulfi Villam, Longuyonem, Arlonem, Stadunum, Marsnam, Bastonam, Prumiam, Trevericum, Bedam, Confluentes, Bingium, Wormatiam, Spiram, Argentinam, Basileam, Curiam Regis, Augustam, Campidonam, Ratisponam, Frisingam, Patavium, Tridentum, Veronam, Mantuam, Brixiam, Bergamum, Mediolanum, Papiam, Ticinum, Placentiam, Cremonam, Laudem, Cumas, Novariam, Vercellas, Eporediam, Secusiam, Taurinum, Segusium, Maurianam, Cavallonem, Lugdunum, Matisconem, Cabillonem, Autissiodorum, Senonas, Melodunum, Aurelianis, Parisios, Compendium,

Appendix

Appendix

Appendix

(1593) und ſeegelte das folgende Jahr nach Braſilien. 1601 ward er auf's neue mit einer Expedition in die indiſchen Gewäſſer geſandt, und der, nachher durch ſeine Entdeckungen bekannt gewordne John Davis folgte ihm als Steuerman ſeines Schiffs. Lancaſter ſchloß auf dieſer Reiſe, ungeachtet der Hinderniſſe, welche ihm die, damals in jenen Gegenden ſehr mächtigen Portugieſen überall in den Weg legten, abermals mehrere, den Engländern nützliche Handelsverbindungen mit den Beherrſchern von Torbay, Bantam u. ſ. w. ab, und begab ſich dann auf die Rückreiſe. Ein furchtbarer Sturm, welcher ihn wieder im Golf von Mozambique überfiel, trennte ſeine kleine Flotte und brachte ſein Fahrzeug in die größte Gefahr. Er übergab daher einem, noch bei ihm gebliebnen minder beſchädigten Schiffe, Briefe für die oſtindiſche Compagnie, in welchen er dieſer Geſellſchaft die Aufſchlüſſe mittheilte, die er ſich von einer nordweſtlichen Durchfahrt nach Oſtindien verſchafft hatte, und befahl dem Capitain, in der Stille weiter zu ſeegeln, während er alles Mögliche that, um die ihm anvertraute, reiche Ladung zu retten. Wirklich gelang ihm auch dies, und er lief nach manchen Gefahren glücklich in die Dünen ein. Auf die beſtimmten Angaben dieſes kühnen Seefahrers, rüſtete endlich England unter den Capitänen Weymouth und Hudſon eine Expedition aus, die nordweſtliche Durchfahrt zu verſuchen, welche man nicht fand, wiewol man mehrere bedeutende Endeckungen machte. Baffin, deſſen Namen die große Bay im Nord-Oſten Amerika's noch führt, kam bei dieſen Unternehmungen (die in neueſter Zeit verſchiedentlich wiederholt worden ſind) damals am weiteſten und von ihm ward zu Ehren des erſten Anregens dieſer Idee, die unter dem 74. Grad liegende Meerenge zwiſchen Amerika und Aſien „Lancaſters-Sund" genannt. Lancaſter ſelbſt, zum Ritter erhoben, ſtarb 1620. Beſchreibungeu ſeiner Seefahrten finden ſich im 3. Bande von Haklupt's, und im 1. Bande von Purcha's Reiſewerken.

Lancelot vom See, iſt der Name eines der Paladine, die wir in den Sagen und Überlieferungen von des fabelhaften König Arthus oder Arthur (ſ. d. Art.) Tafelrunde finden. Jenen Sagen nach, ſoll Lancelot ein Sohn des Königs Ban von Brucic geweſen und nach ſeines Vaters Tode von der Fee Viviana (der Dame vom See; daher auch Lancelot's Zuname: vom See) erzogen worden ſein, die ihn dann, als der Jüngling wehrhaft geworden und große Tapferkeit zeigte, ſelbſt nach Cramalat, an den Hof des Königs Arthus, brachte, und dieſen bat, ihrem Schützling den Ritterſchlag zu ertheilen und ihn in die Zahl der Helden der Tafelrunde aufzunehmen. Dies that denn auch Arthus, indem er den Jüngling mit ſeinem Schwerte (Eskalibor) zum Ritter ſchlug, und dieſer zeichnete ſich nun unter allen Paladinen der Tafelrunde durch außerordentliche Thaten und Heldenmuth aus. Seine Liebe zu Genevra, der ſchönen Gemahlin von Arthus, und ſein Verſchmähen der Gewogenheit der Fee Morgana, einer Schweſter von Genevra's Gemahl, verwickelten den Ritter in tauſenderlei wunderbare und gefährliche Abentheuer, aus denen er ſich jedoch ſtets durch ſeine große Tapferkeit und den Beiſtand der Dame vom See, glücklich herauszog, und ſo endlich durch Erlegung des Mörders ſeines Vaters, des Königs Claudas, auf den Thron ſeiner Vorältern kam, zuletzt aber doch von Mordrec, dem Mörder und Neffen von Arthus, den Lancelot zu züchtigen auszog, überfallen und erſchlagen wurde. In der Scheideſtunde nahte ſich ihm noch Viviana, und nahm mit einem ſanften Kuſſe das Leben von der Lippe des ſterbenden Helden, der der letztübrige der Ritter von der Tafelrunde war, und deſſen Gebeine nach

seinem Schlosse Freudenwacht gebracht und dort neben den Resten der schönen Genevra beigesetzt wurden. So die Sage von Lancelot, die seitdem von Romanciers und Dichtern vielfach verarbeitet worden ist, und, wie der ganze Sagen-Cyclus von Arthus Hof und Rittern, zu den romantischten und dichterischten aus jenen Zeiten gehört.

Landammann, s. Schweiz.

Landau, deutsche Bundesfestung im baierischen Rheinkreise, mit baierischer Besatzung, an der Queich, war ehemals eine Reichsstadt in der Unterpfalz, zum Niederelsaß gehörig. Sie hat 620 Häuser, 5200 Einw., eine, den Lutheranern und Katholiken gemeinschaftliche Collegiatkirche, und einen Kanal, vermittelst dessen alle Bedürfnisse der Stadt zu Wasser herbeigeschafft werden können. Vauban hat die Festungswerke angelegt. Im spanischen Erbfolgekriege ward sie 1702 durch die kaiserliche und Reichsarmee den Franzosen, und von diesen wiederum 1703 den Deutschen, jedoch 1704 abermals von den Kaiserlichen und Verbündeten den Franzosen abgenommen, worauf sie wiederum eine Reichsstadt wurde. Nachdem 1713 die Franzosen sie abermals erobert hatten, ward sie ihnen 1714 im badenschen Frieden mit allem Zubehör förmlich überlassen. Während des Kaiserthums gehörte sie zum Departement des Niederrheins. 1815 ward sie wieder an Deutschland abgetreten, von Oesterreich an Baiern übergeben, und zu einer Bundesfestung erklärt worden.

Landbaukunst, oder landwirthschaftliche Baukunst, ist die Kunst der vortheilhaftesten und bequemlichsten Einrichtung und Erbauung derjenigen Gebäude, welche der Landwirth, sowol im Kleinen, als im Großen, zu den verschiednen Zweigen der Bewirthschaftung seiner Güter unumgänglich nöthig hat. Diese Gebäude führen den allgemeinen Namen: Wirthschaftsgebäude, Haushaltungsgebäude, und wir rechnen dazu: Wohnungen für Menschen; Stallungen für das Zug- und Nutzvieh; Vorrathsgebäude, z. B. Scheunen, Schuppen ꝛc., Brauhäuser, Branntweinbrennereien, Backhäuser und Backöfen, Waschhäuser, Schlachthäuser, Schmiede- und Mühlengebäude, Spritzenhäuser, Essigbrauerei- und Stärkemachereigebäude, Ziegelbrennerei- und Kalkbrennereigebäu- nebst noch mehrern andern nützlichen und bequemen Anstalten, z. B. Miststätten, Viehschwemmen, Brunen ꝛc. Übrigens ist noch zu bemerken, daß die landwirthschaftlichen Gebäude überhaupt genommen entweder zu einem Bauergehöfte, oder zu einem Vorwerke, zu einer Meierei eines ansehnlichen Landguts gehören, nur daß sie bei dem einen größer, als bei dem andern sein müssen. Alle Haushaltungsgebäude müssen Festigkeit, Regelmäßigkeit und Bequemlichkeit besitzen, welchen noch, soweit es den Kostenaufwand nicht zu stark vermehrt, Schönheit, Ebenmaß, gute und geschmackvolle Formen beigefügt werden können. Endlich müssen sie beständig der Größe des Landguts angemessen sein, damit es auch bei der ergibigsten Ernte nicht an Raum fehle. Auch wird Landbaukunst die Theorie der Landbaukunst genannt.

Landcultur (große und kleine). Wie die allgemeine Frage, ob und wiefern es der Regierung überhaupt zukomme, in die Verwendung von Fleiß und Kapital der Unterthanen sich unmittelbar zu mischen, seit jeher von den Staatswirthen sehr verschiedenartig ist beantwortet worden: so auch die besondre, ob die große oder kleine Landcultur den Vorzug verdiene und von Seiten des Staats zu begünstigen sei, oder ob vielmehr die Regierung in dieser Hinsicht Alles seinem natürlichen Gange überlassen müsse. Dieser Gegenstand ist besonders in unsern Tagen von hoher Bedeutung, weil davon die Entscheidung der

Frage abhängt: in wiefern die Zerschlagung und Vertheilung der Staatsdomänen, so wie deren Veräußerung, rathsam sei, oder nicht. Der Besitzer kleiner Grundstücke ist, weil er seine Gelder stets unter Augen hat, im Stande, jenes Fleckchen Erde auf das vollkommenste zu benutzen und durch öftern Wechsel der Cultur dem Boden den möglich höchsten Ertrag zu entlocken; keine Beschwerde scheut er, keine Mühe läßt er sich verdrießen, bietet sich ihm eine Aussicht dar, von seinen Aeckern höhere Gewinnste zu beziehen, während der große Landwirth, nur um das Ganze bekümmert, nicht selten das Einzelne vernachlässigen muß. Letztrer, im Stande, mit leichter Mühe seine Bedürfnisse jeder Art aus seinen Einkünften zu befriedigen, wird selten mit solcher Betriebsamkeit und so regem Eifer den Boden bauen, als der kleine Landbesitzer, von dessen Fleiße und Gewerbsamkeit sein eigner, und vielleicht einer ganzen Familie Lebensunterhalt abhängt. Jener muß sich fremder Arbeiter bedienen, die noch weniger, als er selbst, Interesse an dem möglichst-vollkommnen Anbau haben; dieser verrichtet fast alle Geschäfte selbst, und bietet seinen ganzen Vorrath von Geistes- und Körperkräften auf, um recht reichen Gewinn aus seinen Aeckern zu ziehen. Hieraus allein schon geht hervor, daß, in Ansehung der Masse der Erzeugnisse, in der Regel die große Cultur der kleinen weit nachstehen müsse. Auch lehrt die Erfahrung, wie sehr Pächter und Verwalter großer Landgüter bei ihrer Benutzung betrogen werden, und wie schwer sie landwirthschaftliche Verbesserungen aufnehmen. Schon dies Hängen der großen Besitzer am Stationären macht ihre Güter unproductiver. Daraus jedoch, daß die kleine Cultur die Erzeugung einer weit stärkern Masse von Genußmitteln möglich macht, als die große, folgt noch nicht, daß sie vor dieser den Vorzug verdiene, denn nicht die Menge des Hervorgebrachten, sondern der reine Ertrag allein kann hier entscheiden, und dieser ist bei einer geringren Masse von Erzeugnissen oft bedeutender, als bei einer großen. Aber auch im Reinertrage hat die kleine fleißigere und aufmerksamere Cultur große Vorzüge, denn sonst würden zerschlagne, vererbpachtete Grundstücke nicht mehr eintragen, als da sie ein sogenannter großer Oekonom bewirthschaftete. Wie aber die kleine Cultur auf die Hervorbringungskraft der Erde und ihren rohen Ertrag höchst wohlthätig wirkt, eben so wohlthätig wirkt sie auch auf die Bevölkerung des Staats; denn es empfangen vermöge derselben von den Erzeugnissen des Bodens, der außerdem nur eine Familie ernährt hätte, mehrere Familien ihren Unterhalt, und wovon sonst zehn Menschen im Wohlstande lebten, davon erhalten vielleicht jetzt zwanzig ihr nothdürftiges Auskommen. Die Besitzer großer Oekonomien verzehren ihre Reinerträge gemeiniglich in der Hauptstadt oder im Auslande, und in jedem Falle bedarf der Mann großen Einkommens viel aus dem Auslande und der Familienvater mit kleinem Einkommen weniger. Deswegen blühen in den Regionen der kleinen Cultur die nahen Städte sehr und weniger da, wo die große vorherrscht. Deswegen muß der Staat die große Landcultur nicht gesetzlich verbannen, aber er muß sie auch nicht durch unweise Gesetze direct befördern und aufrechthalten, wenn das Interesse der wachsenden Bevölkerung gebietet, daß sich die Zahl der Eigenthümer vermehren muß. Nicht in der wachsenden Bevölkerung, sondern in der wachsenden Vermehrung der Eigenthumlosen liegt Gefahr. Die Spatencultur ist überall mit der großen Cultur unverträglich, weil sie für übergroße Landgüter zu kostbar ist. Sobald die Landgüter ihren Hauptertrag, das Getreide wohlfeil verkaufen müssen: so arbeiten sie mit Schaden und sind zur Zerstückung reif. Grade der

große Landbauer macht in der Regel am wenigsten große Versuche und ahmt sie erst nach, wenn der kleine ihm das Beispiel des Gewinns klar darlegte. Wenn zu wohlfeile Producten-Preise und Krieg die Völker heimsuchen: so sinkt zuerst im Reinertrage und im Kaufwerth das große Landgut, dessen Eigenthümer und Pächter sich weniger einzuschränken versteht, als der Besitzer und Selbstbenutzer mäßiger Landstellen. Das lehrt allenthaben die Erfahrung gründlicher, als die unklaren Berechnungen eines Thomas und eines Youngs. Letzterer nach Britten Art, denkt sich immer den Fall, daß der Gutsherr und der Bauer zwei verschiedne Individuen sind und täuscht sich doch, daß das große Landgut im Getreidebau und der Viehwirthschaft mehr, als das kleinre abwerfen soll. Nur da, wo das kleinre Landgut von sehr schlechten und unkundigen Wirthen benutzt wird, kann es im Ertrage zurückstehen, also da, wo die Zehentplagen, Leibeigenschaft, Meyerverhältnisse diesen drükken oder erst eben aufgehört haben. Der große Landbauer hat nicht immer in seiner Macht, die Aecker so zu bestellen, wie es eigentlich sein sollte, auch kann er oft, des bedeutenden Umfangs seiner Wirthschaft wegen, den rechten Zeitpunkt zur Saat, zur Ernte und zu ähnlichen Feldarbeiten nicht treffen. Große und kleine Güter, eine große und kleine Cultur mögen zur vollkommnen Benutzung des Bodens und zur Befriedigung der verschiedenartigen Bedürfnisse der Bürger neben einander forterisiren, bis der große Landwirth einsieht, daß er mit Schaden arbeitet, was in Staaten häufiger innerer oder äusserer Getreidesperren sehr leicht der Fall ist. Der eigne Vortheil und dessen Verfolgung ist es, was der Regel nach die zweckmäßigere den Umständen angemessene Vertheilung und Bereitung des Bodens herbeiführen muß; der gestiegne, höhere Preis der kleinen Ländereien muß bei verstatteter Freiheit die Inhaber der größren Güter antreiben, sie zu zerstückeln und umgekehrt. Freiheit in der Anwendung von Kapital und Fleiß ist, wie bei jeder andern Erzeugung, so auch insbesondre beim Landbau, dem wichtigsten Zweige der Urerzeugung, das wohlthätige Gesetz, das die Staatswirthschaft vorschreibt, um den einzelnen Bürgern, wie der Nation überhaupt, die größten Vortheile zu gewähren. Mögen die Regierungen bei ihren Beschlüssen dieses Gesetz stets vor Augen haben und nur dann davon weichen, wenn ganz besondre Fälle, deren Möglichkeit nicht zu leugnen ist, seine Anwendung verbieten; mögen sie besonders die Fesseln lösen, welche fast überall noch den Ackerbau so hart drücken, die Schranken zerbrechen, die Fleiß- und Gewerbsamkeit so häufig lähmen, die Hindernisse hinwegräumen, welche der freien Benutzung des Nationalkapitals im Wege stehen, und Schutz und Sicherheit gewähren allen angebornen und erworbnen Rechten ihrer Unterthanen; so befolgen sie der Staatswirthschaft erstes Gesetz, erfüllen die heiligste ihrer Pflichten, und tragen am vollkommensten zum Glück und Wohlstand ihrer Völker bei.

Landeshoheit. Die Landeshoheit ist eine Staatsform, die sich in Deutschland seit dem Anfange des 12. Jahrh. zu entwickeln angefangen hat. Sie ist endlich die allgemein herrschende Staatsform geworden, nachdem das Ansehen der Kaiser immer mehr gesunken, bis zuletzt nur noch ein Schatten der ehemaligen Macht übrig war, der dann auch zuletzt 1805 völlig verschwunden und erloschen ist. Der Ursprung der Landeshoheit lag, wie Möser sagt, in der Reichsvoigtei. Die Reichsvoigteien waren, nach unsrer jetzigen Art zu reden, Ämter, und die Reichsvoigte Amtleute, die diese Ämter verwalteten, welche Stellengüter als Lehne verliehen und als Lehne erblich wurden. Ungefähr in

der Weise, wie eine mächtige Familie in Hannover auch ein oder mehrere Ämter besitzt, die sie in Pacht hat, und auf denen der Pacht vom Vater auf den Sohn erbt. Die Grafen waren damals Reichsbediente, welche nach der carolingischen Einrichtung über den Gau (den jetzigen landräthlichen Kreis) gestellt waren, die Recht sprachen und den Heerbann musterten und anführten. Sie waren zu gleicher Zeit Landrath, Major und Friedensrichter in ihrem Gau. Als die Grafenstellen erblich wurden, vermehrte sich das Besitzthum dieser Grafenfamilien immer mehr; sie suchten die Reichsvoigteien, die in ihren Gauen lagen, oder ihnen sonst gelegen, an sich zu bringen, und indem sie stets unter sich heiratheten, so fiel durch Erlöschen der Familien und durch Erbtöchter dieser Besitz in immer wenigere Hände zusammen. Eine solche landräthliche Familie hatte nun zweierlei Besitzthum zu verwalten: 1. den Gau oder landräthlichen Kreis; 2. die Reichsvoigteien und andre Reichsgüter, die sie durch Kauf, Erbschaft, Krieg oder auf andre Weise an sich gebracht hatte. Aus diesen Gütern bildete sie eine Grafschaft, in der sie fast dieselben Rechte und Befugnisse hatte, wie in ihrem Gau; denn lagen diese Güter in ihrem Gau: so hatte sie diese Befugnisse über ihr Besitzthum ohnehin, und lagen sie in einem fremden, so ließen sie sich vom Kaiser über ihre Güter mit dem Grafenbanne belehnen, um so alle fremde Gerichtsbarkeit und alle fremde Einmischung eines andern Landraths abzuwenden. Auf diese Weise entstanden also auf demselben Boden zwei verschiedne Staatssysteme: der Gau und die Grafschaft, die in ihren Einrichtungen gleich, allein in ihren Formen sehr verschieden waren. Denn der Gau bildete, so wie der jetzige landräthliche Kreis, eine an einander hängende Fläche, da es eine Abtheilung des Reichsbodens war. Die Grafschaft hingegen, die aus einzelnen Besitzungen bestand, war zerstückelt; ihre Bestandtheile lagen hie und da zerstreut, und es hat vierhundert Jahre gedauert, ehe die Familien das dazwischen Liegende erworben und so ein zusammenhängendes Erbe erhalten haben. An diese Entstehung der Landeshoheit muß man sich immer erinnern, wenn man eine klare Vorstellung von ihrer Natur haben will. Die Landeshoheit ist auf dem Wege der Conglomeration entstanden. Waren die Grafschaften zerstückelt, so wurden es die Gaue nun ebenfalls; denn wenn zehn Besitzungen benachbarter Landräthe, die in einem Gau lagen, von der Gerichtsbarkeit des Gaus ausgenommen waren: so hatte der Gau auch eben so viel Löcher bekommen, und diese Löcher wurden immer größer und liefen immer mehr zusammen, so daß man zuletzt nicht mehr sagen konnte, ob der Gau mehr zerstückelt war, oder aber die Grafschaften, die in ihn hinein reichten. Es war natürlich, daß diese Auflösung der Gaue immer größer wurde, und daß endlich mehr Inseln in ihnen waren, als festes Land. Die Grafschaften hingegen, deren Dasein an eine regierende Familie geknüpft war, die ihren Besitz stets mehrte, waren stets bei guter Gesundheit, und diese gute Gesundheit ist es, die die Landeshoheit von jeher ausgezeichnet, und die es gemacht, daß sie das Reich und alle seine Einrichtungen, so wie den Kaiser endlich völlig überwachsen hat. An diese gute Gesundheit, die in der Landeshoheit wohnt, haben diejenigen nicht gedacht, die im Jahr 1815 den Kaiser, das Reich und die 12 Herzoge des Reichs zurück wünschten. Das Erste, was die Landeshoheit verschwinden machte, war die Gau-Eintheilung. Im 11. Jahrh. verliert sich diese, und an ihre Stelle treten die Grafschaften, die aber andre Eintheilungen und andre Grenzen halten, als die ehemaligen Gaue, und die noch vielfach durch andre Besitzungen durchschnitten wurden. Von nun an haben

wir bloße Grafschaften, die aber vielfach mit den alten Gauen verwechselt werden, weil an der Spitze der Grafschaft eben so ein Graf (Comes) stand, wie an der Spitze des Gaues. Aus dieser Verwechselung sind viele Irrthümer entstanden. Die Grafschaft und der Gau waren zwei ähnliche Staatssysteme, aber doch unter sich wesentlich verschieden. Carl der Große war klug genug, einzusehen, daß das Kaiserthum eine Institution des Reichs, und das römische Reich eine Republik sei, an deren Spitze ein Cäsar stehe, der ihr die Einheit gebe, und sie in ihren weitgedehnten Grenzen schütze. Auch sah er ein, daß die Institution des Kaiserthums an zweierlei zu Grunde gehen könne, — an den Kaiserwahlen und an den großen Reichsbedienten. Er suchte deswegen, nachdem er vom Papste gekrönt und vom römischen Volke am Christtag 800 zum Kaiser gewählt und ausgerufen worden, die Kaiserwürde erblich zu machen, damit die Geburt die Nachfolge bestimme, und weder die Garde, noch das Heer, noch das Volk, noch die Präfecten der Provinzen. Dann wollte er ferner keine Mittelmacht aufkommen lassen, sondern theilte das Land bloß in Gaue, über die er den Grafen setzte; allein er wollte keine Herzöge über die Provinzen. Die Grafen controllirte er durch seine Sendgrafen (missi), und diese gaben auch die Urlaubspässe für den Heerbann, so daß es also nicht in der Willkür des Grafen stand, welche von den Landeigenthümern, die zu seinem Regimente gehörten, er aufbieten, und welche er zu Hause lassen wollte. Als unter Carls schwachen Nachfolgern das Institut der Sendgrafen in Verfall kam: so konnte der Graf in seinem Gau, und später in seiner Grafschaft, so ziemlich thun, was er wollte. Er gab nun die Urlaubspässe, und bestimmte nach Willkür, welche in's Feld gehen sollten, und welche zu Hause bleiben könnten. Diejenigen, die sich über diese Willkür beschwerten, mußten als Räsonneurs zuerst ausmarschiren, wo hingegen diejenigen, welche dem Grafen sehr ergeben waren, oder auf seinen Gütern wohnten, vielfach verschont blieben. Darin, daß der Landrath damals zu gleicher Zeit Major, und daß keine Aushebungscommission vorhanden war, lag der Grund von der großen Macht und dem großen Ansehn des Grafen. Denn zu allen Zeiten hat sich die Freiheit nur durch Theilung der Gewalt erhalten lassen. Was die Macht der Grafen sehr vermehrte, war das Aufkommen der Lehnmiliz und des Ritterwesens. Kaiser Otto dem Großen (gest. 978) war ein Ritter, der mit ihm über die Alpen zog, um in Italien Eroberungen zu machen, lieber, als tausend Landwehrmänner, die keine Auflage bezahlten, und bloß verpflichtet waren, ihr Land zu vertheidigen, aber nicht dem Kaiser erobern zu helfen. Der Graf konnte daher mit den Landwehrmännern so ziemlich machen, was er wollte, wenn er dem Kaiser nur Gewappnete zuführte. Indem er nur für seinen landräthlichen Kreis auch die Stellung des Contingents übernahm, und für die Heerbannspflichtigen (die bei auswärtigen Kriegen den dritten oder den sechsten Mann stellen mußten) die Urlaubspässe schrieb, so war er zugleich der Lieferant der Ersatzmänner. Einem Landrath, der jetzt zu gleicher Zeit Major und Friedensrichter wäre, und auch die Ersatzmänner stellte, gehörte in hundert Jahren der ganze landräthliche Kreis, und er wäre in diesem völlig Souverän; vorausgesetzt, daß er nicht die nahe Bezirks-Regierung und den Oberpräsidenten über sich hätte, und daß er bloß, wie damals, unter dem entfernten Kaiser oder Könige stände. Das Commando, das der Graf hatte (als Major), und das Commissariat, das der Sendgraf hatte, kam nun in eine Hand, und hiermit war die Entwicklung der Landeshoheit gegeben, sobald die Stellen in den Familien erblich wurden. Allein in jedem erb-

Digitized by Google

lichen Regimente liegt auch wieder etwas Mildes, — das Jahr übt eine sonderbare Macht über die Menschen, und die Sicherheit des Besitzes führt die Sitte ein, deren Gebote oft weniger verletzt werden, als die Gebote des Gesetzes. Und so, meint Möser, sei die Landeshoheit unter den verschiednen Formen, die die Reichsinstitutionen nach Carl dem Großen hätten nehmen können, unstreitig die beste gewesen. Denn jeder Landesfürst betrachte die Reichsgemeinen und Voigteien, die er erworben, als sein Eigenthum, oder vielmehr als das Eigenthum seiner Familien, und so suche er sie zu erhalten und zu vermehren. Und hieraus sei eigentlich das väterliche Regiment der Landeshoheit hervorgegangen. Denn die Einrichtung von Carl dem Großen, die Grafen und die Bischöfe durch Sendgrafen zu controlliren, hätte nicht bleiben können, oder Carls Nachfolger hätten alle seine Größe und thätigen Geist haben müssen. Denn diese Sendgrafen würden bald in herumreisende und plündernde Bassen ausgeartet sein, mit denen jeder Graf sich hätte abfinden müssen, und die ihm dann erlaubt, von seinen Untergebnen wieder das zu nehmen, was sie ihm bei ihrer Rundreise abgenommen. Oder aber diese Sendgrafen wären auf Lebenszeit in ihre Provinz getrieben, und dann hätten sie dieselbe Verwaltung angefangen, wie die Generalpächter in Frankreich. Zwar hätten die Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen der aufstrebenden Landeshoheit und der mächtigen Reichsbedienten noch Herr werden können, wenn sie die Städte, die damals in ihrer Blüthe waren, zu einem Hause der Gemeinen verbunden, und aus den Reichsfürsten ein Oberhaus gebildet, dem jenes die Waage gehalten. Allein das Interesse der Städte war auch sehr verschieden, und die Seestädte hatten bald ein andres, wie die Landstädte, so daß auch unter diesen schwerlich Einheit zu erhalten gewesen sein würde, besonders da damals der Austausch der Ideen und der Ansichten nicht Statt fand, wie jetzt, weil noch keine Druckerei, keine Posten und keine Zeitungen waren. Die Gesellschaft konnte sich daher damals sehr schwer über ihre wahren Interessen aufklären, und diese mit Klugheit verfolgen. Auf dem Wege der Landeshoheit sind wir nach sechs Jahrhunderten endlich wieder auf denselben Punkt gekommen, von dem Carl der Große ausging. Denn die Grafschaften wurden endlich dicht, und indem sie groß und die Familien mächtig wurden, so wurden sie vom Kaiser zu Herzogthümern erhoben. Als mehrere dieser Herzogthümer in eine Familie vereinigt waren, so wurden sie ein Königreich. So besteht das Königreich Preußen aus den Herzogthümern Preußen, Schlesien, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Westphalen, Niederrhein, Jülich, Cleve und Berg. Diese sind nun wieder in landräthliche Kreise getheilt, welche eben so eine, an einanderhängende Fläche bilden, wie der Gau der carolingischen Reichseintheilung. Möser hat die Entstehung der Landeshoheit in folgenden Worten dargestellt: „Der erste Grund der Landeshoheit lag in der Reichsvoigtei, welche sich nach dem Maße erhob und ausdehnte, als der carolingische Gau, von dem uns kein einziger übrig geblieben, seine Einrichtung, Befugnisse und Unterstützung verlor. Aus einzelnen Reichsvoigteien waren edle Herrlichkeiten erwachsen. Wo ein edler Herr ihrer mehrere zusammengebracht und vereinigt hatte, war es ihm leicht geworden, diese Sammlung zu einer neuen Grafschaft erheben zu lassen, und sich damit die Obergerichte in seinen Voigteien zu erwerben. Besonders aber hatten Bischöfe, Herzoge, Pfalzgrafen, Grafen und andre kaiserliche Repräsentanten in den Provinzen die, in ihren Sprengeln gelegnen Voigteien an sich gebracht, und sich darüber mit dem Grafenbann und auch wol, um alle fremde Gerichtsbarkeit ab-

zuwenden, mit dem Freiherzogthum und der Freigrafschaft belehnen lassen. Der Adel, die Klöster und die Städte, welche nicht unter der Voigtei gestanden, hatten sich zum Theil gutwillig den kaiserlichen Repräsentanten unterworfen, und der Kaiser hatte zu einer Zeit, da noch kein Generalpacht erlaubt oder bekannt war, sich ein Vergnügen daraus gemacht, die mit vielen Beschwerden und mit wenigen Vortheilen begleitete Ausübung der Regalien den höchsten Obrigkeiten eines jeden Landes zu überlassen, da er sonst hierzu eigne Localbeamte hätte anstellen müssen. Hierzu war die Reformation gekommen, und hatte allen Landesherren öfter Gelegenheit gegeben, diejenigen Rechte, die sich aus Obigem leicht folgern ließen, in ihrer ganzen Stärke auszuüben. Besonders erweiterten sie die Schranken, die ihnen die eigne Verfassung ihrer Länder (die Landschaft) entgegenstellte, und die von der kaiserlichen Gnade unabhängig war. Die Vollmacht hierzu entlehnten sie theils aus der Noth der Zeit, theils wurde sie ihnen von dem Hasse der streitenden Parteien gutwillig gegeben. Und so war es denn kein Wunder, wenn beim westphälischen Frieden, als alles lange genug in Verwirrung gewesen und jeder sich nach Ruhe sehnte, diejenigen Reichsstände, welche nach und nach die Voigtei, den Grafenbann, das Freiherzogthum und die ganze Vollmacht des Missi an sich gebracht, die Bestätigung einer vollkommnen Landeshoheit erhielten; die andern hingegen, die bloß die Reichsvoigtei gehabt, jedoch sich die höhern Reichsbeamten erwählt hatten, erhielten die Unmittelbarkeit, und in Religionssachen eine völlige Unabhängigkeit." Soweit Möser. Was nun die Schranken betrifft, welche die Landeshoheit in der Verfassung ihrer eignen Länder gefunden, und die, wie Möser sagt, von der kaiserlichen Gnade unabhängig gewesen wären: so soll hiervon in dem Art. Landstände geredet werden. Denn nachdem die Landeshoheit des Kaisers ledig, so findet sie sich bloß noch durch diese Schranken beschränkt, welche sie verhindert, die Souveränetät in dem Sinne zu üben, wie die Fürsten und Minister solches verstanden, so zum Rheinbunde gehörten (vergl. d. Art. Graf und Fürst). Bg.

Landesvermessung. Wenn eine größere Landstrecke vermessen werden soll, so hebt man mit Bestimmung einer Anzahl hoch und paßlich gelegner Haupt- oder Fixpunkte, Kirchthürme, Berggipfel u. d. m. an, die man sich zu Dreiecken verbunden denkt, wodurch also die betreffende Landstrecke in eine Anzahl von Dreiecken zerlegt, und die zu entwerfende Karte mit einem Netze solcher Dreiecke überzogen wird, welche Operation man das geometrische Trianguliren nennt. Hiernächst mißt man eine Seite wirklich mit der Kette, bestimmt die Winkel mit irgend einem Winkelinstrumente, besonders dem Spiegelsextanten, und findet nun die andern Seiten durch die Trigonometrie, mittelst bloßer Rechnung. In diese Dreiecke wird dann das Detail durch specielle Messung eingetragen. Nach der Verschiedenheit des Zwecks, die eine solche Messung hat, wird sie auch verschieden eingerichtet. Will man bloß eine allgemeine Karte vom Lande haben, so werden die Wege und die Flüsse mit Schritten aufgemessen und die Krümmungen mit der Magnetnadel bestimmt. Hiebei nimt man zuerst die Bergrücken auf, weil man auf ihnen die meisten, als Anhaltspunkte dienenden Dreieckpunkte sehen kann. Nachher werden die zwischenliegenden Thäler aufgenommen, für die der gezeichnete Bergrücken schon eine Anhaltlinie ist. Ist der Zweck der Landesvermessung aber die Verfertigung einer Special-Karte, welche in einem großen Maßstabe aufgenommen wird: so muß das Einzelne mit mehr Sorgfalt aufgenommen und die Entfernungen müssen mit der Kette gemessen werden. Ist endlich der Zweck die Aufnahme einer allgemeinen

Digitized by Google

Flurkarte, so muß jedes einzelne Stück gemessen werden. Das Verfahren, welches hiebei beobachtet wird, findet sich in dem Art. Cataster, so wie von dem Eingangs erwähnten Verfahren, auch im Art. Grademessung gehandelt worden.

Landecker Bäder. Sie befinden sich bei dem Dorfe Ober-Thalheim, nicht weit von der Stadt Landeck in Schlesien und sind einige hundert Schritte von einander entfernt. Das alte oder Georgenbad soll schon 1408 vom Dr. Conrad v. Berg chemisch untersucht worden sein, und späterhin kamen die Quellen so in Ruf, daß Landeck 1624 ihretwegen für eine gar feine Stadt gehalten wurde. Außer jenem ist noch das sogenannte neue oder Lieb-Frauenbad, das 1678 erbaut ward. Das Wasser hat eine Temperatur von 24½ Gr. Reaumur, ist sehr hell, von etwas blau-grüner Farbe, von schwefelichem Geruche und widerlichem Geschmack. Die chemischen Bestandtheile sind vorzüglich aufgelöste Schwefelleber, Kalkerde und geistiger Luftstoff. Es ist zugleich hier ein Douche- und Tropfbad angelegt. Nicht weit davon ist noch ein kalter Schwefelbrunnen. Die landecker Bäder werden vorzüglich bei Verstopfungen, Gicht, Lähmungen ꝛc. angewendet. Alles badet im gemeinschaftlichen Bade, nimt aber zuvor ein Wannenbad in einem nahen Zimmer, in dessen Nähe Zimmer zum An- und Auskleiden befindlich sind.

Landfriede. Uralt ist bei den Deutschen die Sitte, Beleidigungen selbst zu rächen und Streitigkeiten durch Kampf abzuthun. Sie schreibt sich aus den Zeiten her, wo eine öffentliche Gewalt noch nicht bestand. Aber auch dann, als innre und äußre Kriege und die Züge der Völkerwanderung die deutschen Völker in eine Art von Staatsverfassung nöthigten, ja selbst als sie Theile der fränkischen Monarchie wurden, wollten sie von jener trotzigen Sitte nicht lassen, und achteten das Ansehn richterlicher Hülfe für den Mann entwürdigend. Die fränkischen Könige, wohl einsehend, daß diese Gewohnheit nicht auszurotten sei, suchten sie lieber zu mildern, und verpönten die Gewaltthätigkeit gegen den, der sich (ebenfalls nach alter deutscher Sitte) von der Fehde (Privatrache) loszukaufen (Wehrgeld, Buße zu bezahlen) bereit war. Aus derselben Sitte schreiben sich die Kampfgerichte her, Zweikämpfe, die vor Gericht geschahen, um nach dem Ausgange, den man für ein Orakel Gottes hielt, zweifelhafte Fälle zu entscheiden. Auch diese mußten die Könige, als dem Geiste deutscher Nation zu wesentlich, beibehalten (s. davon den Art. Ordalien). Die Priesterschaft, an der gänzlichen Abschaffung der Privatfehden, die ihr ein heidnischer Greuel dünkten, ebenfalls verzweifelnd, suchte sie durch die wohlthätige Macht des Christenthums wenigstens zu mildern. Sie stellte es als sündhaft dar, an den Tagen der Woche, die der Tod und die Auferstehung des Erlösers heiligt, unchristliche Gewalt zu üben. Zuerst, soviel wissen wir, in Südfrankreich und Burgund, nach dem J. 1030, gelang es, durch Vorgebung einer göttlichen Inspiration, die einem Bischofe geschehen, dieser heiligen Scheu allgemeinen Eingang zu verschaffen, und über ganz Europa verbreitete sich bald die Beschränkung der Fehden; um so vollkommner, als sie einen gütlichen Vergleich zwischen Gewissen und Leidenschaft darbot, und die Zügellosigkeit des einen Tages durch die Mäßigung des andern zu rechtfertigen schien. Wer vom Donnerstage Abend bis zum Montage Gewaltthätigkeiten übte, fiel als ein Gottloser in den Bann. Diese wöchentliche Waffenruhe nannte man den Gottesfrieden (Treuga Dei, Trève de Dieu), auch hin und wieder den St. Petersfrieden. Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag blieben zur Ausübung des, den germanischen Völ-

kern so werthen Rechts der Privatkriege frei. Erst durch Lehre und Gewohnheit eingeführt und heilig gehalten, wurde der Gottesfrieden auf den Concilien zu Narbonne (1054), Troyes (1093), Clermont (1095) Rouen (1096), Nordhausen (1105), Rheims (1136), St. Johann von Lateran (1139 und 1179) und Montpellier (1195) durch ausdrückliche Satzungen bestätigt und eingeschärft. Später ward er hin und wieder auch auf den Donnerstag ausgedehnt, ja die Befehdung, um sie immer mehr zu beschneiden, zu gewissen heiligen Zeiten auf mehrere Wochen ganz verboten, oder vielmehr ganz verdammt, z. B. vom ersten Adventssonntage bis zum Feste der Erscheinung Christi, vom Aschermittwoch bis zum Montage nach Tinitatis, überdies an den Quatembern, Marien- und Apostteltagen ꝛc. Auch wurden gewisse Örter, als: Kirchen, Klöster, Spitäler, Gottesäcker ꝛc., und gewisse Personen, als: Geistliche, Ackerleute auf dem Felde, überhaupt alle Wehrlose, besonders aber, auf dem Concilium zu Clermont (1095), die Kreuzfahrer durch Kirchengesetze gefriedigt. So gelang, was der weltliche Arm kaum zu unternehmen wagte, wenigstens zum großen Theile der geistlichen Macht, weil sie klüglich nicht mehr versuchte, als zu erhalten möglich war, und die störrigen Zeitgenossen bei ihrer einzigen milden Seite, der Religiosität, angriff. Doch darf man sich nicht vorstellen, daß jene geheiligten Schranken nie von der Leidenschaftlichkeit überschritten worden wären, vielmehr klagten über Verletzungen des Gottesfriedens viele Concilien und viele klösterliche Chronisten. Aber sie blieben doch immer nur allgemein verabscheute Ausnahmen. Mehr, als diese, trieb wol die Unzulänglichkeit des Gottesfriedens überhaupt die deutschen Kaiser, durch bürgerliche Gesetze für den Frieden des Reichs zu sorgen und der Selbsthülfe, wie dem sogenannten Faustrechte, in das sie ausartete, Schranken zu setzen. Denn die Gewalt, einmal im Falle der Rache und Genugthuung erlaubt, wurde bald zu Unbilden aller Art gemißbraucht, und jeder hielt für rechtmäßig, was er mit seiner Faust vermochte. Daher allenthalben Räubereien und Wegelagerungen, zum großen Nachtheil des Verkehrs: denn keine Straße war sicher vor den anwohnenden und herumschweifenden Gewaltthätern. Schon Conrad II. und Heinrich III. gaben Gesetze gegen diesen Unfug, doch wahrscheinlich nur gegen die ungerechten Angriffe, nicht gegen die Selbsthülfe aus gerechter Ursache. Des letztern Kraft wußte seinen Gesetzen einen, für die damalige Zeit beispiellosen Gehorsam zu verschaffen; allein in den Bürgerkriegen unter seinen Nachfolgern und bei der daraus entspringenden gänzlichen Verwirrung der Gerichtsverfassung wurden die Privatfehden wieder häufiger und die Straßen unsicherer; als je. Die hohenstaufenschen Kaiser, zur Unterdrückung der Selbsthülfe ebenfalls zu schwach, begnügten sich, durch Eingehen in den Geist der Zeit, sie der öffentlichen Sicherheit so unschädlich, als möglich zu machen. Friedrich I. befahl auf dem Reichstage zu Nürnberg 1187, daß der, den man aus gerechter Ursache befehden wollte, bei Strafe der Ehrlosigkeit, wenigstens 3 Tage vorher davon benachrichtigt werden solle. Dies nannte man absagen, widersagen (diffidare oder diffiduciare, d. i. das Vertrauen auf den Frieden benehmen). Das Absagen geschah durch den Fehdebrief, der, nach Anführung der Ursachen, die Formel enthielt: „Darum will ich euer und eurer Helfer und Helfershelfer Feind sein, und, so ihr drob Schaden nehmet, deß meine Ehre gegen euch und die euren verwahrt haben.“ — Eine solche Vorschrift fand in damaliger Zeit am leichtesten Eingang, der es ritterlich und edel schien, nur den zum Kampfe Vorbereiteten

anzugreifen. Die Sicherheit, die dadurch Jedem, dem nicht vorher abgesagt worden, gewährt wurde, nannte man den Landfrieden. Dies war Alles, was damals die deutschen Könige von ihrem Volke für die öffentliche Sicherheit erlangen konnten; selbst was die kräftigere königliche Machthabung in Frankreich einführte, daß während des öffentlichen Krieges alle Privatfehden ruhen mußten, das konnte bei den zügellosen Deutschen nicht durchgesetzt werden, höchstens vermochte man die Fehden von kaiserlichen (und andern neutralen) Burgen entfernt zu halten (Burgfrieden), so wie von fremden Häusern (Hausfrieden). Eine mittelbar drückende Folge des Faustrechts waren für die Reisenden die Erpressungen unter dem Namen des Geleites. Manche Fürsten und Edle machten nämlich ein Gewerbe daraus, Wanderern und Fuhrleuten, zur Sicherung vor räuberischen Anfällen, Bedeckungen von Gewaffneten auf den Weg mitzugeben, und zwangen ihnen dafür oft große Summen Geldes ab, wodurch diese, an sich wohlthätige Einrichtung, da es gar nicht im freien Willen des Reisenden stand, sich geleiten zu lassen, zu einer schweren Last wurde. Ja selbst ohne sich die Mühe des Geleits zu geben, heischten viele Burgherren an den Straßen und Flüssen, die bei ihren Sitzen vorüberführten, Zölle von den Reisenden, — eigentlich Loskaufungen der Plünderung, die sie denselben bloß darum droheten, weil sie an diesem Orte in ihrer Macht stand. Als König Philipp im J. 1201 ein neues Gesetz gegen die Friedbrüche (d. i. gegen die unverkündeten Fehden) gab, — ein deutlicher Beweis der, wenigstens nicht allgemeinen Befolgung des Landfriedens, verbot er zugleich auf's strengste jene Erpressungen. Ähnliche Verbote zur nothwendigen Einschärfung dieser, zu leicht vergessenen Verfügungen erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1236 zu Mainz, bei Abhauung der Hand. Aber die Unruhe des Reichs verhinderte diese Kaiser, ihren Gesetzen Nachdruck zu geben, und in den stürmischen Zeiten nach Friedrichs Tode kamen sie fast gänzlich in Vergessenheit. Da mußten die Unterthanen selbst darauf bedacht sein, diesem Übel zu steuern. Den Städten, die in diesem Zeitraume zuerst durch den Handel zu blühendem Wohlstand und achtunggebietender Macht emporstiegen, war an der Sicherheit des Verkehrs am meisten gelegen. Schon im J. 1247. traten alle, am Rhein gelegene Städte, und viele benachbarte, mit den 3 Erzbischöfen und einigen Fürsten in den rheinischen Bund zusammen. Sie vereinigten sich zu Worms, allen Wegelagerungen und Straßenräubereien, Zoll- und Geleitserpressungen in der Rheingegend mit gemeinsamer Macht zu widerstreben, und den Frieden in ihren Gauen mit Gewalt zu erhalten. Auch gelang es ihnen, die benachtbarten Herren und Edlen zur Abschaffung ihrer unbefugten Rheinzölle, ja sogar viele zum Beitritte zu diesem Friedensbunde zu zwingen. König Wilhelm bestätigte 1255 zu Oppenheim diesen Verein, und befahl, bei vorkommenden Streitigkeiten erst Hülfe bei ihm und seinen Richtern zu suchen, und nur wenn diese verweigert würde oder unwirksam bliebe, im Namen und unterm Banner des Bundes Gewalt gegen den Ungerechten zu brauchen. Vortrefflich, und bei jener Schwäche der Staatsgewalt einzig zur Gewähr öffentlicher Sicherheit geeignet war jenes Bündniß, das an den Ufern des Rheins einen, bis dahin unerhörten Frieden bewirkte; aber die Uneinigkeit aller Reichsstände im Zwischenreiche schwächte auch seine Wirksamkeit, und die Fehden der Parteien gaben der Habsucht und Erbitterung der Einzelnen neuen Vorwand und Spielraum. In den Landen, wo die Herzöge und Markgrafen die Landeshoheit auszuüben schon damals

anfingen, und mit Nachdruck herrſchten, gelang es ihnen auch ſo ziemlich die Räuber und Gewaltthäter zu bändigen. So in Baiern, Meißen, Thüringen und Brandenburg. Aber in Schwaben, Franken, Sachſen und am Rhein, wo mit der kaiſerlichen Gewalt auch die herzogliche fehlte, ſtieg die Unordnung und Unſicherheit auf's Äußerſte, ſo daß viele Hunderte von Edeln nur vom Raube lebten. Rudolph von Habsburg, des Reichs Wiederherſteller, ſuchte ihm auch den Frieden wiederzugeben. Die Deutſchen zum ewigen Aufgeben ihres Waffenrechts zu bringen, daran war nicht zu denken; doch gelang es ihm auf dem Reichstage zu Würzburg 1287, einen Landfrieden auf drei Jahre von den Ständen genehmigen und im Reiche verkündigen zu laſſen. Dieſen verlängerte er 1291 zu Speier auf ſechs Jahre, aber mit ſeinem Tode war er vergeſſen. Sein Nachfolger Adolph befeſtigte ihn 1293 zu Köln von neuem auf drei Jahre. Albrecht I. gab zu Nürnberg ein ausführliches und ſtrenges Geſetz gegen die Friedbrecher, welches unter dem Namen der erneuerten Satzung König Albrechts bekannt iſt. Ludwig der Baier beſchwor bei ſeiner Thronbeſteigung nebſt den Reichsſtänden dieſe Satzung, und ſchärfte ſie 1333 auf den Reichstage zu Speier von neuem ein. Die häufigen Wiederholungen dieſer Geſetze beweiſen nur ihre ſchlechte Befolgung, wiewol man von Carl IV. rühmt, daß es ihm ſo ziemlich gelungen ſei, ſeinem im J. 1354 auf dem Reichstage zu Mainz publicirten Landfrieden Gehorſam zu verſchaffen. Dieſe Geſetze machten aber neue Verbindungen zur Verwahrung der öffentlichen Sicherheit, wie ſie auch nun häufig bald mit kaiſerlicher Beſtätigung, bald ohne ſie geſchloſſen wurden, keineswegs überflüſſig; denn die vollziehende Gewalt war in Zeiten, wo Alles die Waffen führte, gar zu kraftlos. Solche Bedürfniſſe nannte man, nach ihrem Zweck und Geiſte, ſelbſt Landfrieden. Die Bundesglieder verhießen einander deſſen Aufrechterhaltung, Beiſtand gegen Gewaltthäter, und geſtanden ſich, um ſich in jedem Falle Zufluchtsorte zu ſichern, gewöhnlich das Öffnungsrecht in ihren Städten und Burgen zu. Wenn Bundesglieder mit einander Streit bekamen, der nur durch Waffen zu ſchlichten war: ſo mußten ſie denſelben in andern Gegenden (außerhalb der Landfriedenszieler) ausfechten. Albert I. beſtätigte 1307 zu Speier einen ſolchen Landfrieden der ſchwäbiſchen Grafen und Städte auf zwei Jahre, und zwar ſo, wer dieſem Bunde nicht beitreten wollte, im allgemeinen Landfrieden keinen Schirm finden ſollte. Die rheiniſchen Städte errichteten 1319 einen neuen Bund, der den Landfrieden aufs nachdrücklichſte handhabte; denn jeder Edle und Ritter, welchen ihre Gewaffneten „im Schaden des Landes" begriffen fingen, ward in der nächſten Stadt ohne Gnade enthauptet. 1332 ward dieſer Bund erneuert. Außerdem errichteten viele Städe und Fürſten in einzelnen Gegenden dergleichen Bündniſſe von weniger Theilhabern. So beſtanden im Elſaß zwei dergleichen, der obere und der untere Landfriede im Elſaß genannt. So gab es dergleichen kleinere Verbindungen oder Landfrieden in Baiern, Franken, Schwaben, in der Wetterau, Lothringen, Sachſen (dem heutigen Braunſchweig). In Weſtphalen gab es zwei dergleichen, die Geſellſchaft vom Roſenkranz und die von den Roßkammen. Überall ſetzten dieſe Verbindungen die Todesſtrafe auf den Landfriedensbruch und vollzogen ſie ſelbſt. Die Mitglieder dieſer kleinern Verbindungen hielten ſogar noch feſter zuſammen, als die größern, und behielten ſich beim Eintritt in dieſe gewöhnlich vor, nicht gegen einander zu fechten (nahmen einander aus). Das Hauptübel, und die hauptſächliche Urſache jenes Kriegs Aller gegen Alle, lag immer in dem Man-

gel einer strengen und wohlgeordneten Gerichtsverfassung, verbunden mit der Abneigung der Deutschen gegen gerichtliche Entscheidung ihrer Uneinigkeiten. Daher vereinigten sich die Städte, die in solche Bündnisse zusammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiste durch schiedsrichterliche Aussprüche (Austräge) entscheiden zu lassen. Dies geschah namentlich in einem neuen Bunde, den die schwäbischen Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwigs des Baiers eingingen, dem die Pfalzgrafen bei Rhein und andre Herren beitraten, und den Ludwig 1340 bestätigte. Als Carls IV. Landfrieden von 1354 zu Ende gegangen war, schlossen die schwäbischen Städte (1356) unter kaiserlicher Bestätigung abermals einen Friedensbund, doch nur auf anderthalb Jahre. Diese Verbindungen, wie zahlreich und wie oft erneuert, vermochten doch die Sicherheit des Reichs nicht überall zu erhalten. Ja sie arteten selbst, besonders gegen das Ende des 14. Jahrh. auf das Verderblichste aus. Zur Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten sie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernsthafter zu machen, indem sie vom Schutz zum Trutz übergingen und die Eidgenossen einander in allen und jeden, auch ungerechten und friedbrecherischen Zügen beistanden. Diejenigen Bünde, welche aus Fürsten und Städten, die ein so sehr verschiednes Interesse hatten, bestanden, lösten sich bald in zwei Parteien auf, die sich um desto bitterer bekriegten. Denn immer blieben unerledigt die Klagen der Städte über die Fürsten wegen der Bedrückungen des Handels durch Zoll und Geleite, so wie die der Fürsten über die Städte wegen Aufnahme von Pfalbürgern u. a. m. So wenig läßt sich ein Staat nur durch die Waffen der Bürger in Ruhe erhalten, und das Verderbniß selbst zum Heilmittel des Verderbens brauchen. Wo eine kraftlose Regierung die vollziehende Gewalt in die Hände des Volks legen muß, da ist der Staat in seinen ersten Grundlagen ermorscht, und jene traurige Auskunft muß seine Auflösung beschleunigen. Gegen Gerhard, Bischof von Worms, die Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg und Kraft von Hohenlohe schlossen die schwäbischen Städte 1376 den sogenannten großen Bund, und führten offenen und heftigen Krieg gegen sie. Carl IV. setzte kurz vor seinem Tode (1378) zu Nürnberg zwischen den feindlichen Parteien Schiedsrichter, die 1379 den Span verglichen, worauf die Städte mit den Palzgrafen bei Rhein und dem Markgrafen zu Baden einen Bund auf fünf Jahre errichteten, doch wieder nicht sowol zur Erhaltung des Friedens, als zum Schutz und Trotz gegen ihre Feinde; indessen verhießen sie sich, Streitigkeiten unter ihren Unterthanen auf dem Wege Rechtens auszugleichen. Die Fürsten und Herren, eifersüchtig und argwöhnisch gegen die Macht der Städte und erbittert über die Bündnisse derselben, besonders da auch landsässige Städte oft, ohne ihre Unterthanenpflicht vorzubehalten, dazu traten, schlossen ihrerseits ebenfalls Bündnisse zum Schutz ihrer Gerechtsame unter dem Namen Gesellschaften, wie die Gesellschaft vom Leuen, die von St. Wilhelm und St. Georg, die mit den Hörnern, nach ihren gewählten Wahrzeichen so genannt. Bisweilen traten diese Gesellschaften auch wol mit den Städten in Bündniß, wie z. B. 1382 mit denen des schwäbischen Bundes auf ein und drei viertel Jahre; aber diese unnatürlichen Verbindungen waren nie von Dauer. König Wenzel, der die Fürsten fürchtete, soll es selbst gern gesehen haben, wenn die Städte, durch Bündnisse gestärkt, ein Gegengewicht gegen sie bildeten. So schlossen gegen die Frieden störenden Edeln und zur Erhaltung ihrer Freiheiten und Rechte sieben der vornehmsten Städte am Rhein im J. 1381 einen solchen Bund, der sich bald mit dem schwäbischen

vereinigte, so daß der städtische Verein in Jahresfrist auf ein und vierzig Städe anwuchs; bis zum J. 1384 aber traten ihm fast alle Städte in Baiern, Franken, Schwaben und am Rheine bei. Der Bund war eigentlich stillschweigend gegen die Fürsten gerichtet; es wurden anfangs gewisse Fürsten namentlich ausgenommen, bald aber diese Ausnahmen ausdrücklich wieder aufgehoben. Dennoch verbündeten sich auf kaiserl. Befehl im J. 1384 viele Fürsten auf vier Jahre mit diesem Städtebunde, und 1387, wo er zu Mergentheim auf einige Jahre erneuert ward, fast alle: so daß durch die Allgemeinheit des Bündnisses der Friede, den es eigentlich nicht zum Zwecke hatte, befördert wurde. So that Wenzel Alles für die öffentliche Sicherheit, was er nach der zügellosen Ungebundenheit damaliger Zeit thun konnte. Bei dem allen sahen die Städte immer ihre Verbindung unter einander für enger an, als die mit den Fürsten, erneuerten jene oft, und nahmen neue Städte auf, ohne Zuziehung dieser, so daß der Same der Zwietracht unerstickt blieb. Überdies erlaubten sich nicht nur die Fürsten immerfort widerrechtliche Anmaßungen, sondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, die mit den friedlichen Absichten schlecht stimmten, welche die Städte vorgaben, wohinter sie aber oft nicht weniger Ehrgeiz und Habsucht, als den Fürsten zur Last fielen, verbargen, übermüthig durch die Stärke ihres Bundes, zumal da König Wenzel 1387 den Städten besonders seinen Schutz gegen Jedermann, der sie kränken würde, versprach. Vornemlich erbitterte die Fürsten der Beistand, den der schwäbische Bund 1386 den Schweizern gegen Herzog Leopold von Österreich leistete. So brachen 1388 offene Feindseligkeiten zwischen den Städten und Fürsten aus. Der Krieg ward mit abwechselndem Glücke geführt. König Wenzel nahm sich dabei anfangs der Städte sehr an, und erklärte sich öffentlich für sie; bald aber ließ der Unbeständige selbst seine Völker zum Fürstenheere stoßen. Die Städte wurden durch Übermacht und die Unerschwinglichkeit der Kriegskosten gezwungen, nachzugeben. Der Bürgerkrieg in seiner furchtbarsten Gestalt hatte endlich den ernstlichen Wunsch nach Frieden erregt. Es ward 1389 der Landfriede zu Eger auf 6 Jahre errichtet, wodurch alle städtische, und sofern die Städte nicht ferner widerspenstig sein würden, auch die fürstlichen Bündnisse für aufgehoben erklärt werden. Dieser Landfriede erhielt aber, da die meisten Städte sich nicht sogleich fügen wollten, erst durch den Vertrag zu Heidelberg, in demselben Jahre, seine Wirkung. Es wurden hier für jeden der vier Bezirke: Schwaben, Baiern, Franken und Elsaß oder Rheinland, schiedsrichterliche Ausschüsse bestellt, um fernere Streitigkeiten zu schlichten, aus vier fürstlichen und vier städtischen Abgeordneten, unter einem Obmann, vom Kaiser ernannt, bestehend. So half man sich, wie man konnte, ohne jedoch eine ordentliche feste Gerichtsverfassung, zu deren Einführung es hier an Lust, dort an Kraft fehlte, ersetzen zu können. Nach Ablauf des egerschen Friedens, nach Erholung der erschöpften Kräfte, kehrte die alte Zwietracht wieder, wenn sie auch nicht wieder in so lichte Flammen aufschlug. Oft versuchten die Städte, im 15. Jahrh., sich von neuem zu verbünden, aber die Fürsten wußten es immer zu hintertreiben. Dagegen wurden von einzelnen Städten unter einander und mit den Fürsten Bündnisse zur Erhaltung des Landfriedens geschlossen, wie auch von den Fürsten allein. Im Anfange dieses Jahrhunderts verbanden sich die schwäbischen Prälaten, Grafen, Herren und Edeln in eine Einung, von ihrem Wahrzeichen die Gesellschaft von St. Georgen-Schild genannt, und da Kaiser Siegmund im J. 1422 Bündnisse für den Landfrieden zu schließen vergünstig-

Digitized by Google

te und aufmunterte, gewann dieser Bund mehr Ausdehnung und Festigkeit: so daß er in der ältesten, 1431 zum Hussitenkriege gefertigten Reichsmatrikel als eine öffentlich anerkannte Gemeinschaft (gleichsam an die Stelle des Herzogthums Schwaben) mit einem gemeinsamen Contingent angesetzt ist. 1431 ward er, weil er zu zahlreich war, in drei Theile getheilt, die Partei in Oberschwaben, Niederschwaben und im Hegau. Andrerseits verbot Kaiser Siegmund alle Bündnisse: „ohne des Reichs Wissen, Gunst, Urlaub und Willen." Überhaupt aber waren die Stände in diesem Jahrhunderte doch geneigter zum Frieden, und wurden es desto mehr, je dringender dessen Nothwendigkeit durch die gemeinsame Gefahr von den Hussiten, und dann von den Türken erschien. Es errichtete Kaiser Siegmund 1431 einen allgemeinen Landfrieden auf die Dauer des Hussitenkriegs. 1433 ward zu Basel von neuem über den Landfrieden gerathschlagt, aber wenig bewirkt. Albrecht II. war der erste, dem es gelang, dem Namen nach einen ewigen Landfrieden durchzusetzen. Er führte in selbigem (1438) zuerst gesetzliche Austräge oder Schiedsrichter ein, und theilte das Reich in 4 Kreise, deren jedem er einen Landfriedenshauptmann vorsetzte. Aber dieser ewige Landfriede ward bald übertreten und vergessen, denn er war noch nicht an der Zeit. Friedrich III. mußte wieder, um nur wegen des Türkenkriegs Luft zu bekommen, sich begnügen, den Landfrieden, wie seine Vorgänger, auf etliche Jahre zu befestigen, wie z. B. zu Frankfurt 1467 auf 5 Jahre, 1471 zu Regensburg auf 4 Jahre geschah, welcher letztre Landfriede 1474 zu Augsburg auf 6 Jahre verlängert wurde. Der Kaiser hatte die Absicht, alle Verbindungen unter den Ständen ganz zu verbieten, konnte aber mit diesem, wie mit so manchem andern Entwurfe zu Verbesserung der Verfassung nicht durchdringen; vielmehr vermochte, er jene Landfrieden selbst nur in Form bei freien Bündnissen durchzusetzen. Alle Fürsten, Herren und Edle, wie alle Stadträthe, ja oft alle einzelne Bürger der Städte mußten sie jedesmal feierlich beschwören. Wer nicht schwören wollte, ward für ächt- und rechtlos erklärt. Bei jedem solchen, auf Zeit errichteten Landfrieden wurden gewisse Friedensgerichte (Landgerichte) niedergesetzt, nicht sowol zur Entscheidung von Streitigkeiten, als zu Bestrafung der Friedbrecher. Ein Reichsgraf oder Dynast, genannt Landfriedenshauptmann, und, wo der Kaiser den Frieden gesetzt und ihn ernannt hatte, Reichsvogt, auch, da seine Macht sich gewöhnlich nur über einzelne Landschaften erstreckte, Landvogt, führte dabei den Vorsitz, und die Beisitzer bestanden aus Abgeordneten der Ritterschaft und Städte. Bei Verbindung einzelner Stände, wegen des Landfriedens, wie sie immer noch häufig waren, ernannten die Bundesglieder den Hauptmann, der dann nicht Vogt, sondern Obmann, auch Mundmann (von Mund, Schutz) hieß. Zu Gewährung sichern Geleits, wie zu Feldzügen gegen die Friedbrecher, bei denen er befehligte, konnte der Hauptmann die Eidgenossen aufmahnen. Der Hülfsbedürftige benachrichtigte die Verbündeten von seiner Noth durch Lärmfeuer, Sturmfahnen und Sturmläuten. Die Gerichte hielten gewöhnlich viermal des Jahrs, die Sonntage nach den vier Quatembern, ihre ordentlichen Sitzungen; außerordentliche, so oft es Noth that. Die Strafe des Friedbrechers war die Acht, wozu die Kirche gewöhnlich noch den geistlichen Bann fügte, auch das Hundetragen. Im J. 1486 wurde zu Frankfurt der letzte interimistische Landfriede auf zehn Jahre geschlossen, eine, bisher unerhört lange Frist, die auf den ewigen, der folgenden Regierung vorbehaltenen, vorbereitete. Hier wurden von neuem regelmäßige Austräge verordnet, und an sie und die

Reichshofgerichte die Streitigkeiten der Stände gewiesen, dagegen alle Befehdungen scharf verboten. Um diesen Frieden, besonders in Schwaben, das, ohne Herzog und in viele kleine Gebiete getheilt, immer der Schauplatz der meisten Fehden war, Sicherung zu verschaffen (aber auch zugleich, um gegen die Herzöge von Baiern und gegen die Schweizer nachdrücklich Hülfe zu erhalten), veranlaßte Friedrich selbst, auf Anrathen Bertholds, Kurfürsten von Mainz, die, hundert Jahre lang verhinderte Wiederherstellung des schwäbischen Bundes. Dieser wurde 1488 zu Eßlingen gebildet, indem die schwäbischen Städte mit der Gesellschaft von St. Georgen-Schild auf 8 Jahre in eine Verbündniß traten, der Bund im Land zu Schwaben, auch im folgenden Jahrhundert überhaupt die Gesellschaft von St. Georgen-Schild genannt. Zugleich verbot der Kaiser alle Bündnisse der Reichsstände, worin der schwäbische Bund nicht ausdrücklich ausgenommen, d. i. gegen ihn nicht zu fechten, vorbehalten würde. Durch den Beitritt des Kurfürsten von Mainz, des Bischofs von Augsburg, der Herzoge von Wirtemberg und der Markgrafen von Brandenburg (wegen Anspach), und Baden, so wie der Löwengesellschaft, wurde der Bund sehr mächtig. Ein Hauptgrundsatz desselben war die Festsetzung von Austrägen. Die St. Georgenschilds-Gesellschaft, ein Theil des Bundes, wurde nun in vier Bezirke getheilt, deren jedem ein Hauptmann und ein Bundesrath vorgesetzt war, am Kocher, am Neckar, an der Donau, im Hegau und am Bodensee; der ganze Bund aber, die Städte einbegriffen, hatte zwei gemeine Hauptleute, einen von der Gesellschaft und einen von den Städten, und einen gemeinen Bundesrath von acht Räthen. Diese waren die Austrägal-Obrigkeit und hatten eine förmliche Gerichtsordnung. Das ganze Bundesheer betrug im J. 1500, 9000 Mann Fußvolk und 1250 Mann Reiterei. Maximilian verlängerte den zehnjährigen Landfrieden im J. 1494 erst nur um drei Jahre. Aber die Erfahrung hatte die Nation die Mißlichkeit und Unzulänglichkeit der zeitwierigen Landfrieden immer mehr einsehen, so wie die, in diesem Jahrhunderte immer weiter gediehene Entwilderung sie die Aufopferung des barbarischen Rechts der Selbsthülfe gering achten und fest verbürgte bürgerliche Ordnung vermissen gelehrt: so daß die letztre nun fast allgemeiner Wunsch, allgemeine Stimme ward, gegen welche das Murren weniger trotzigen Edeln nicht aufkommen konnte. So vermochte denn endlich Maximilian I., auf dem Reichstage zu Worms im J. 1495 den Reichslandfrieden zu Stande zu bringen, der mehr dem Gange der Nationalbildung, als seiner Kraft zuzuschreiben ist; denn sonst wäre es wol manchem Vorgänger eher, als ihm gelungen. Die Reichsstände selbst, von der Nothwendigkeit einer solchen Anordnung durchdrungen, zwangen den Kaiser, dem mehr, als der Landfriede, der Krieg gegen die Türken und Italien am Herzen lag, sie durchzusetzen, indem sie, bevor nicht der Friede des Reichs gesichert war, Geld- und Waffenhülfe zu diesen Feldzügen dem stets bedürftigen Kaiser verweigerten. Es wurde also aus den Kurfürsten, Fürsten und Städten ein Ausschuß zur Abfassung des ewigen Landfriedens niedergesetzt, der diese sehr geschwind vollendete, so daß, nach Vorbringen und Berücksichtigung verschiedner königlicher und ständischer Erinnerungen, das Gesetz am 25. Juli 1495 publicirt wurde. Darin wurde jede Art der Selbsthülfe auf ewige Zeiten verboten, bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes. Die Fürsten verpflichteten sich unterm 7. August noch durch eine besondere Urkunde, der die Städte später beitraten, „zu Handhabung des Friedens, Rechts und der Ordnung.“ Die Stände sollten darnach jährlich sich versammeln, um des Landfrie-

dens Behauptung, so wie die etwa vorgefallnen Übertretungen in Erwägung zu ziehen. Um die verbotnen Fehden auch unnöthig und überflüssig zu machen, ward ein stehendes Gericht, aus Beisitzern vom Kaiser und den Reichsständen gewählt, eingerichtet, das Reichskammergericht zu Speier, und durch ein besondres Gesetz, die Reichskammergerichtsordnung, Verfassung und Verfahren desselben fest bestimmt (s. d. Art. Reichskammergericht). Kürzere Dauer, als dieses, hat das, ebenfalls damals errichtete Reichsregiment gehabt, eine stehende Behörde, oder ein Senat, welchem die oberste Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des Landfriedens im Namen des Kaisers anvertraut wurde; denn theils durch die Eifersucht des Kaisers und der Fürsten, die darin eine Beschränkung ihrer Rechte sahen, theils aus Mangel an Unterstützung zerschlug es sich nach wenig Jahrzehnden. Die nachdrücklichste Handhabung des Landfriedens mußte immer noch die bewaffnete Macht gewähren, die mehr in der Stände, als in des Kaisers und Reichs Händen war. Es dauerte bis in die Mitte des 16. Jahrh., und bis das Gedächtniß der alten Zeit ausgestorben war, ehe die deutschen Edelleute bewogen werden konnten, sich ihres Faust- und Kolbenrechts ganz zu entschlagen. Viele Bündnisse wurden daher für des Landfriedens Handhabung neu geschlossen, viele alte erneuert, aber alle, nach dem Gesetze Friedrichs III., mit ausdrücklicher Ausnahme und Vorbehalt des schwäbischen Bundes. Dieser wurde 1496 auf 8 Jahre verlängert, dann 1500 auf 12 Jahre, 1511 auf 10 Jahre, endlich 1522 auf 11 Jahre. 1523 zerstörte er 23 Burgen von Rittern, die den bloßen Verdacht des Friedbruchs (da man die Thäter gewisser verübter Gewaltstreiche nicht kannte) eidlich nicht ablehnen konnten, oder wollten. Um's J. 1530 löste der Bund sich auf, trotz der Bemühungen des Kaisers, ihn zu erneuern; da inzwischen der schmalkaldische Bund entstanden war, und die protestantischen Fürsten, jenen als eine Stütze der erneuerten Macht fürchtend, die Erneuerung hintertrieben, überdies aber der Geist dieser Anstalt ausgeartet war, und der Bund den Privatabsichten der Häupter dienen mußte, so daß die schweren Kosten, von denen nur die Fürsten den Nutzen zogen, den Städten jeden Bund verleideten. Dagegen haben der ewige Landfriede und das Reichskammergericht bis zur Auflösung des deutschen Reichs im Unglücksjahre 1805 bestanden und vielfach wohlthätig gewirkt. H. L.

Landgut, ist die Vereinigung mehrerer, aus Äckern, Wiesen, Gärten, Weideplätzen, bisweilen auch Holzungen, Teichen ꝛc. bestehenden Grundstücke und Sachen zur Betreibung des Landbaues und der Viehzucht. In landwirthschaftlicher Rücksicht sind die Landgüter sehr verschieden. Man theilt sie daher in vollständige und unvollständige, je nachdem alle landwirthschaftlichen Erfodernisse dabei anzutreffen sind, oder nicht. Eben so ungleich sind sie in rechtlicher Hinsicht. In Beziehung auf das Eigenthum befinden sie sich entweder in einem unbeschränkten, oder beschränkten, in einem privativen, oder Gesammteigenthume; sie stehen ferner in dem Eigenthume des Landes, des Landesherrn, oder einer einzelnen Person, Familie, oder einer moralischen Person, z. B. Kirche, Stift, Kloster, Gemeine. In Rücksicht auf Befreiungen und Lasten sind sie entweder freie, oder pflichtige, und jene wiederum entweder mit besondern Vorzügen und Vorrechten, z. B. Gerichtsbarkeit, Landstandschaft, Jagd ꝛc. versehen, oder nicht. Es gibt daher, nach der Natur der Sache, sehr verschiedne Gattungen von Landgütern, unter welchen sich die Allodial-, Stamm- und Fideicommißgüter, die Domänen-, Kammer-, Pfarr- und Kirchengüter, die Frei- und Rittergüter, die Gemeindegüter, und die steuer-, zins- und dienstpflichtigen ver-

schiedentlich benamten Bauergüter besonders auszeichnen. Auf eignen Landgütern ist ein Jeder, der Grundeigenthum besitzt und besitzen darf, im rechtlichen Sinne landwirthschaftsfähig; auf fremden Gütern aber können nur diejenigen Personen Landwirthschaft treiben, welchen es die Gesetze erlauben, und die außerdem fähig sind, einen Landwirthschafts-Pachtcontract einzugehen. X.

Landkarten sind Verzeichnungen der Erdfläche oder einzelner Theile derselben, auf ebnen Flächen. Karten, welche die ganze Erdfläche darstellen, heißen Planiglobien, Universalkarten (Mappe-mondes); Darstellungen von Theilen derselben Particularkarten, welche wieder in mehrere Arten zerfallen. Die Generalkarten stellen ganze Erdtheile oder Staaten, die Specialkarten einzelne Provinzen, die topographischen Karten einzelne Bezirke derselben dar. Oreographische Karten stellen bloß die Gebirge und deren Züge, hydrographische die Gewässer dar. Außerdem hat man Productenkarten (von Crome), Kunst-, zoologische, anthropologische, Kriegs-, Post- und Reise-, Seekarten u. a. Um geographische Gegenstände auf Flächen durch Verzeichnung zur Anschauung zu bringen, muß man diese Flächen nach besondern Grundsätzen dazu bezeichnen. Man zeichnet zu diesem Behufe darauf Netze oder Roste, d. i. die einander durchkreuzenden Bestimmungslinien der Längen- und Breitengrade, so wie der kleinern Gradtheile, wozu ein gedoppelter Maßstab und logarithmische Rechnungen erfodert werden. Ist dies geschehen, so werden die Gegenstände nach Maßgabe ihrer Länge und Breite eingetragen. Diese Kunstgriffe reichen aber bei größern Stücken der Erdfläche, für welche die Kugelgestalt mit in Betracht kommt, nicht mehr aus. Bei Special- oder topographischen Karten, die gewöhnlich nur einen kleinen Theil der Erdfläche enthalten, der also eine unmerkliche Krümmung hat, nimt man diesen Theil als eine ebene Fläche an. Größere Stücke der Erde, bei denen die Krümmung merklich ist, müssen nach den Gesetzen der Perspective auf einer Fläche entworfen werden, welches man eine Projection nennt, deren es sehr viel verschiedne Arten gibt. Weil es aber unmöglich ist, alle Stellen einer Kugelfläche in ungeänderten Lagen auf einer Ebene zu entwerfen: so hat ohne Zweifel diejenige Projectionsart den Vorzug, welche die größtmögliche Ähnlichkeit beibehält. Man stellt sich vor, das Auge befinde sich in irgend einem Punkte auf der Oberfläche einer Kugel, und die perspectivische Tafel sei die Ebene eines größten Kreises, in deren Mittelpunkt die Gesichtsaxe fällt. Diese Art ist die stereographische Projection, von einem griechischen Worte, welches fest, dicht, körperlichen Inhalts bedeutet. Hierbei lassen sich nun folgende Fälle gedenken. Die perspectivische Tafel ist nämlich entweder der Äquator, und das Auge hat im Pole seine Stelle, oder die perspectivische Tafel ist irgend ein Meridian, und das Auge befindet sich in der Peripherie des Äquators, oder endlich die perspectivische Tafel ist ein jeder andrer größter Kreis, und das Auge erhält seine Stelle in dem Pole der, zu diesem Kreise gehörigen Axe. Nach diesen Fällen entstehen: 1) die Polar-, 2) die äquatorische und 3) die stereographische Horizontal-Projection. Denkt man aber das Auge von der Kugel unendlich entfernt, so entsteht die orthographische Projection, von einem griechischen Worte, welches gerade, recht bedeutet, weil bei einer unendlichen Entfernung des Auges die Gesichtslinien als Parallelen erscheinen. Man sieht, die Kunst, genaue Landkarten zu entwerfen, oder die Mappirungskunst, erfodert mannichfaltige mathematische Kenntnisse und Fertigkeiten bei großer geographischer Kunde, und wird hieraus den Schluß auf die Unvollkommen-

heit der ersten Versuche in dieser Kunst leicht selbst machen. Die Geschichte derselben kann man in 3 Perioden abtheilen. Die erste geht von den ersten Versuchen bis auf Agathodämon, welcher im 5. Jahrh. nach Ch. zu der Geographie des Claud. Ptolemäus Karten lieferte. Hier sind unter den frühern Arbeiten die von Anaximander (500 J. v. Ch.) die berühmtesten. Die zweite Periode erstreckt sich von Agathodämon bis auf den Nürnberger, Martin Behaim, und den Veroneser, Hieron. Fracastor, im 16. Jahrh. n. Ch., welche in neuer Zeit auch die ersten Erdkugeln verfertigten. Im achten und folgenden Jahrhunderten hatte man in einzelnen fürstlichen Bibliotheken metallne Planiglobien und Landkarten. Carl der Große besaß eine solche von Silber, und Roger I. von Sicilien, im 11. Jahrh., einen silbernen, 100 Mark schweren Globus. Eine, auf 12 Pergamenthäute gezeichnete Landkarte der damals bekannten Erde hat man von dem J. 1265. Die 3. Periode geht von Behaim bis auf unsre Zeit. Die Gebrüder Appian verfertigten 1518 eine Weltkarte mit Darstellung der sogenannten neuen Welt. Der Mathematiker Werner theilte 1514 die Erde in 4 Theile. Gerhard Mercator aus Rüremond († 1594) erfand eine neue Projectionsmethode, nach welcher er Karten (die erste 1550) mit wachsenden Meridians-, aber unveränderlichen Parallelgraden zeichnete, welches darum wohl zu merken ist, weil noch jetzt viel Karten nach dieser Projectionsart entworfen werden. Gemma Frisius, welcher die jetzige Art, Landkarten zu stechen, erfand (1595), lieferte die Weltkarte mit den Entdeckungen in Ost- und West-Indien. Alle bisher gestochnen Karten machen eine Sammlung von ungefähr 24,000 Stücken aus, unter denen aber kaum 4500 Originale sich befinden. Joh. Matthias Hase, Prof. zu Wittenberg, fing unter den Deutschen zuerst an, die Landkarten nach mathematischen und geographischen Gründen zu verbessern. Welche Verdienste sich Homann erworben, hat ein eigner Artikel gezeigt. Hübner (s. d. Art.) fing zuerst an, die Landkarten methodisch zu illuminiren. Noch immer besteht die homann'sche Officin, und mit ihr wetteifern das geographische Institut zu Weimar, Schrämbl und Mollo in Wien, Schropp in Berlin u. A. Die Namen eines Güssefeld, Sotzmann, Kindermann, Reichard, Mollo, Streit ꝛc. sind bekannt. Unter den Ausländern sind: Delisle, d'Anville, Barbier, Rizzi Zannoni, Jeffery, Arrowsmith, Bugge, Akrel u. A. berühmt. In Haubner's Versuche einer umständlichen Historie der Landkarten (Ulm, 1724), mit den Zusätzen in dessen Discours von dem gegenwärtigen Zustande der Geographie (Ulm, 1727), Hübner's Museum geograph., Kästner's Geschichte der Mathematik und Fabri's Geographie für alle Stände (Th. I., Bd. I., S. 71.) findet man ausführlichere Belehrung. Angaben, auch nur der vorzüglichsten Karten für jeden Staat wird man um so weniger hier erwarten, da fast jedes Lehr- und Handbuch der Geographie dieses Bedürfniß befriedigt. Kartensammler finden ein brauchbares Hülfsmittel in des geographischen Instituts zu Weimar systematischem Sortiments-Catalog von Landkarten, der sich nicht bloß auf eignen Verlag beschränkt.

Landrecht nannte man im Mittelalter den Inbegriff der Rechtsgewohnheiten, die in jedem Lande gleich Gesetzen befolgt wurden. Weil das Lehnrecht von allgemeiner Gültigkeit und von größerer Gleichförmigkeit, als jene besondern Rechte, war, entstand der Gebrauch, alles Privatrecht, das nicht Lehnrecht war, Landrecht zu nennen. Daher ist auch der Ausdruck: Landerben, d. h. Allodialerben, oder Erben nach Landrecht, den Lehnserben entgegengesetzt. Die deutschen Rechtsgewohnheiten im Mittelalter theilten sich in zwei Hauptzweige, das fränkische

Recht im südlichen, und das sächsische Recht im nördlichen Deutschland. Von beiden wurden im 13. Jahrh. durch Privatleute Sammlungen veranstaltet. Die sächsischen Gewohnheitsrechte trug, unter dem Titel: Sächsisches Landrecht, zwischen den J. 1215 und 1218, der sächsische Edelmann, Eike von Repkow zusammen, und dieses Werk bildet den ersten Theil seines Sachsenspiegels (s. d. Art.), dessen zweiter Theil das sächsische Lehnrecht ist, und der Jahrhunderte lang in den Gerichten Norddeutschlands, Preußens, Polens ꝛc. als Gesetzbuch betrachtet wurde. Ein ungenannter Nachahmer Repkow's verfertigte zwischen den J. 1268 und 1282 den Schwabenspiegel (s. d. Art.), dessen erster Theil das schwäbische Landrecht ist. Außer diesen beiden berühmtesten Privat-Sammlungen wurden noch auf Befehl einzelner Landesfürsten die Gewohnheitsrechte ihrer Länder zusammengetragen, namentlich schon im 13. Jahrh. das österreichische und älteste friesische oder rustringer Landrecht, in dem 14. ein andres altfriesisches Landrecht, das emsiger Landrecht vom J. 1312, die obstalboomschen Gesetze von 1323, das femarische Landrecht von 1326, und das baierische von 1346; im 15. das nordfriesische von 1426, und das ditmarsische von 1447. (Vergl. deutsches Recht). In neuern Zeiten hat Friedrich Wilhelm II. seinem neuen Gesetzbuche den Namen: preußisches Landrecht, gegeben (s. d. folg. Art.). Oft wird auch der Name Landrecht dem Stadtrechte entgegengesetzt. HL.

Landrecht (preußisches). Wenn schon in den ältesten Zeiten das Geschäft des Gesetzgebers für eins der wichtigsten und schwierigsten in der Verwaltung eines Staats geachtet wurde: so wird es als ein solches um so mehr in neuern Zeiten gelten müssen, wo alle Lebensverhältnisse verwickelter, der Kreis menschlicher Thätigkeit ausgedehnter und mannichfacher, und die Sitten von der ursprünglichen Einfalt und Roheit in so vielen Beziehungen gar sehr abgewichen sind. Wir verstehen aber hier unter Gesetzgebung nur die Festsetzung von Gesetzen für die Unterthanen eines Staats, keineswegs die Bestimmung der Staatsgrundgesetze (legum fundamentalium), obgleich die Staatsverfassung auf die Gesetzgebung einen bedeutenden Einfluß haben muß. Die vorzüglichste Gesetzgebung des Alterthums, welche auch noch in unsern Staaten fortlebt, indem sie der Grund der meisten neuern geworden ist, ist die römische, besonders die von Justinian begründete. Allein ehe man noch daran dachte und denken konnte, eine umfassende, vollständige, klare und bestimmte Gesetzgebung in irgend einem Staate aufzustellen, bildeten sich die Gesetze gewissermaßen durch das Bedürfniß von selbst aus den Entscheidungen, welche in streitigen Fällen die gesunde Vernunft, oder das angeborne Gefühl des Rechts und der Billigkeit gab, und die von dem Gesetzgeber dann zum Grunde seiner allgemein ausgesprochnen Vorschriften gelegt wurden. So im römischen Reiche, wo lange vor Justinian die Meinungen der Rechtsgelehrten und die Edicte der Prätoren die Quellen des Privatrechts waren. In den neuern Staaten und auch in den preußischen trat der nämliche Fall ein. Die verschiednen Provinzen und Landschaften hatten von Alters her verschiedne Gewohnheits- und statutarische Rechte gehabt, nach denen man die Streitigkeiten zu entscheiden pflegte. Erst als der Staat sich inniger als Einheit fühlte, d. h. nach dem siebenjährigen Kriege, und unter Friedrichs des Großen Regierung fühlte man auch das Bedürfniß der Einheit in der Gesetzgebung. Die wichtigen und wohlthätigen Wirkungen einer allgemeinen, so viel möglich vollständigen, klaren und bestimmten Gesetzgebung leuchteten diesem großen Regenten so deutlich ein, daß er sich, in

den letzten Jahren seiner Regierung besonders, wesentlich mit Ausführung dieser Idee beschäftigte. Es wurden von in- und ausländischen Gelehrten Entwürfe zu einem allgemeinen Gesetzbuche begehrt. Es gingen viele ein, welche Andern wieder zur Beurtheilung vorgelegt wurden, und das ganze Geschäft stand unter der Leitung des damaligen Großkanzlers von Carmer, eines Mannes, der mit einer umfassenden Rechtskenntniß Scharfsinn und Beurtheilung verband. 1792 wurde endlich das preußische Landrecht öffentlich bekannt gemacht, und mit Gesetzeskraft versehen. 1803 erschien eine neue Ausgabe davon, und noch eine neuere 1806, mit einer großen Anzahl von Erläuterungen unter dem Namen der Anhänge zu Gesetzen. Dieses allgemeine preußische Landrecht besteht aus einer Einleitung und zwei Theilen, wovon der erste Theil 23, der zweite 19 Titel enthält; der 20. Titel dieses Theils aber, von Verbrechen und Strafen handelnd, eine Art peinlichen Gesetzbuchs ausmacht. Nach der Aufstellung allgemeiner Rechtsgrundsätze geht es zum Personenrechte und dann zu den Rechten, in Beziehung auf Sachen, d. h. Dinge, die selbst keine Rechte haben, also nicht Personen sind, über. Man hatte gleich anfangs in diesem Gesetzbuche getadelt, daß es im Allgemeinen nicht bestimmt genug sei, ungeachtet viel Fleiß auf die Auseinandersetzung der behandelten Gegenstände verwandt worden; ferner daß es das schon Bestehende mehr ergänzt und modificirt, als neu gestaltet habe; daß es in vielen Punkten gar zu weitläuftig sei, daher dem, der nicht die Rechte studirt habe, oft unverständlich bleibe, weil er sich aus den vielfachen Unterscheidungen und Erörterungen nicht finden könne u. s. w. Ferner mische es zu viel Fremdartiges, als: polizeiliche Verordnungen, Verfügungen über gewisse besondre Geschäfte, wie das Berg- und Hüttenwesen, auch staatsrechtliche Gegenstände mit ein. Einer der vorzüglichsten deutschen Rechtsgelehrten, Feuerbach, sagt (in seiner Themis): „dem preußischen allgemeinen Landrechte sei es keineswegs um Erreichung höherer politischer Zwecke, um eigentliche Reform der bürgerlichen Verhaltnisse selbst zu thun gewesen. Um nicht an den gefährlichen Klippen jedes neuen Gesetzgebungsplanes, — an Landschaft und Ständen, an den besondern Rechten und Vorrechten der verschiednen Bürgerklassen, — zu scheitern, habe es Alles, was hierauf Beziehung hatte, nur mit leisem Finger berühren, an dem Bestehenden nichts Wesentliches verrücken, an keinem der, wohl oder übel erworbnen Rechte etwas verändern dürfen. Der Hauptzweck der Reform sei nicht sowol auf den Inhalt und das Wesen der Rechtsverhältnisse, als auf ihre äußere Form und Gestalt gegangen. Veränderung der Rechtsstreite durch Bestimmtheit und Gewißheit der bürgerlichen Rechte und Verbindlichkeiten, dieses und wenig mehr sei die Aufgabe gewesen, welche die preußische Gesetzgebung habe lösen wollen, und woraus sich alle ihre Mängel, sammt ihren unverkennbaren Vorzügen, leicht erklären ließen.“ „Bei solchen Aufgaben konnte sie, fährt er fort, alle Institute, die sie vorfand, in ihrem Wesen fortbestehen lassen, wenn sie nur über die Rechtsfragen, welche dabei entstanden waren, oder noch entstehen konnten, keinen Zweifel übrig ließ. Die Leibeigenschaft, wenn gleich unter dem bescheidnen Namen der Erbunterthänigkeit, die Ungemessenheit der Frohnen, alle Rechte und Unrechte der Gutsherren, alle Vorkaufs- und Einstandsrechte, und andre Institute, wogegen sich Vernunft und Staatsklugheit schon längst kräftig ausgesprochen hatten, blieben nach wie vor in ihrem verjährten Besitze, und was etwa hier und da als Beschränkung hinzukam, ist meistens so unbedeutend

oder folgenleer, daß es kaum für mehr, als eine Höflichkeitsformel gelten kann, die man dem Geiste des aufgeklärten Zeitalters schuldig zu sein glaubte. Dagegen mußte aus dem Gesichtspunkte der preußischen Gesetzgeber die größte Sorgfalt einerseits auf die Formbestimmung der bürgerlichen Geschäfte, andern Theils auf die größte Vollständigkeit der Materien und auf das Detail in der Entwickelung allgemeiner Grundsätze verwandt werden. In jener Absicht wurde bei allen bürgerlichen Geschäften jeder Tritt und Schritt mit genauer Pünktlichkeit gemessen und bestimmt, und die Freiheit des Verkehrs an eine lange Kette von Förmlichkeiten gebunden; in der zuletzt erwähnten Absicht mußte das Gesetzbuch zugleich sein eigner Commentar werden, und einen seiner ersten Vorzüge darin finden, daß es so viel möglich dem Richter so wenig, als möglich, nachzudenken vergönnte, und indem es jeden Grundsatz in allen, wenn gleich noch so einfachen Folgen, wiederholte, den unendlichen Reichthum rechtlicher Combinationen durch zahllose Ideen und Aber zu erschöpfen suchte. Die allgemeine Aufgabe der preußischen Gesetzgebung bestimmte zugleich ihr Verhältniß zur wirklichen Anwendung. Da nur Gewißheit der Rechte das Ziel sein sollte, so war es nicht nothwendig, die schon bestehenden Provinzialrechte zu verdrängen. Dieses würde sogar zweckwidrig gewesen sein, weil die besondern Landes- und Provinzialgesetze Entscheidungen enthalten konnten, worüber, bei aller seiner Vollständigkeit, das allgemeine Landrecht schwieg. Jede Provinz, jeder District, jeder Ort blieb daher bei seinen alten Particularrechten, und das allgemeine Gesetzbuch begnügte sich mit dem Range einer bloßen Hülfsgesetzgebung." So Feuerbach. Zu einem, in Deutschland allgemein einzuführenden Gesetzbuche dürfte es sich daher nicht eignen, wiewol es des ernstlichen Studiums der Rechtsgelehrten daher, wegen mancher schätzbaren Ansichten, Entwickelungen und Bestimmungen, werth ist. Sehr empfehlenswerth sind die, bei dem Herausgeber dieses Lexicon erschienenen Ergänzungen zum preußischen Landrecht, welche dasselbe bis auf die neueste Zeit fortführen. Ihr vollständiger Titel ist: Ergänzungen des allgemeinen Landrechts für die preußischen Staaten; enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerialverfügungen; nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und einem Register. 2 Bände. gr. 8. 1823. (Mit dem allgemeinen Landrecht gleichförmig gedruckt.) 76 Bogen. 3 Thlr. Ähnliche Ergänzungen sind für die preußische Gerichts-Ordnung erschienen (Preis 1 Thlr. 12 Gr.), so daß dadurch die ganze preußische Civil-Gesetzgebung bis auf die neueste Zeit (1823) in der Paragraphenfolge der Hauptwerke fortgeführt ist.

Landrente, Grundrente, Bodenrente. Die Idee dieser Abstraction entstand in England, weil hier der Eigenthümer und der Benutzer des Bodens sehr selten eine Person ausmacht. Im weitern Sinne wird darunter die Vergütung verstanden, welche der Grundeigenthümer für den Gebrauch seines Bodens vom Pächter erhält; diese Vergütung besteht entweder in einem gewissen Theile des, dem Boden abgewonnenen Erzeugnisses, wie es gewöhnlich beim Bergbau der Fall ist, oder in dem Preise eines solchen Theils; unter Grund und Boden aber wird die ganze Erdoberfläche, also auch das Wasser in Seen und Flüssen, nicht bloß das Land begriffen. Auch, wenn der Eigenthümer selbst seinen Boden nutzt, wird sich in dem Einkommen, was er daraus zieht, der Theil, welcher ihm, als Eigner, an der Rente gehört, von

dem andern, der ihm, als Unternehmer, vom Gewinnste zukommt, unterscheiden lassen, sobald man nur prüft, wie viel ihm von einem Dritten, dem er den Gebrauch seines Bodens überließe, dafür entrichtet werden würde. Mit dieser Rente ist aber gewöhnlich noch Gewinnst von einem, nicht dem Unternehmer, sondern dem Grundherrn, zugehörigen Kapitale vermischt, wodurch die Benutzung des Bodens erleichtert und vergrößert wird; zieht man diesen Gewinnst von der ganzen Rente des Bodens ab: so bekommt man die echte oder eigentliche Landrente im engern Sinne. Diese ist als ein bloßes Geschenk der Natur und als ein reines Einkommen zu betrachten, welches allenfalls dem Grundeigenthümer entzogen werden könnte, ohne daß dadurch der Urerzeugung, der dasselbe sein Dasein verdankt, ein absoluter Nachtheil erwüchse. Würde z. B. der Grundeigenthümer genöthigt, das, was er als Landrente bezogen, ganz oder größtentheils als Steuer in die Staatskasse abzuliefern: so würde dennoch die Urerzeugung ihren ungestörten Fortgang habdn können, denn es würden ja denselben dadurch eben so wenig ihre Kapitale, als den Arbeitern ihre Lohne entzogen, und so lange dies nicht geschieht, leidet die Erzeugung selbst keinen wesentlichen Abbruch. Inzwischen ist die Landrente gewöhnlich die einzige Hülfsquelle, welche dem Grundeigenthümer zu Gebote steht, um den Anbau seines Bodens zu vervollkommnen, daher muß stets deren gänzliche Entziehung, wenigstens mittelbar, höchst nachtheilig auf die Urerzeugung wirken. KM.

Landschaft. Die gewöhnlichen Bedeutungen des Wortes Landschaft sind bekannt. Außerdem aber führen diesen Namen gewisse Gründungen in einzelnen deutschen Staaten. Hier sind Landschaften Associationen von Grundeigenthümern, deren Zweck sich in der Regel auf ein Geld- und Schulden-Interesse bald des Landesherrn, bald andrer Betheiligter beziehet. Um sie richtig zu begreifen, ist es nöthig, einen Blick in ihr geschichtliches Entstehen zu werfen. Daß Geld, Steuern, und Verschuldungen eine Erscheinung bilden, die erst nach dem Verfall des Lehnswesens sichtbar wird, haben schon mehrere historische Schriftsteller bemerkt. Eine Entwicklung der Gründe zu diesem Ereigniß ist von Wichtigkeit auch für das Verständniß der landschaftlichen Institute. Der Feudalismus concentrirt alle gesellschaftlichen Verhältnisse zu einem innig verbundnen Wesen, und leiht ihnen eine wahrhaft organische Natur. Alles Organische aber vollbringt seine Verrichtungen ohne den Beistand eines äußern frembartigen Hülfsmittels. Die Lehnsverbindung bewies sich um so mehr wirksam, als keineswegs die Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens dasjenige war, was ihr Geist sichtbar beherrschte und äußerlich zusammen hielt. In das Innere desselben drang er mit einflußreicher Kraft hinein. Dort verborgen, wirkte er, ohne sich namhaft, ohne sich augenscheinlich zu machen. Größere und kleinere Reiche stellten wirklich ein gegliedertes Wesen dar, bildeten einen Körper. Lebendig mit aufgenommen in eine enge und innige Verzweigung, war jedes Individuum. Keine Thätigkeit an irgend einem Orte dieser Verzweigung vermochte sich zu äußern, welche nicht die Thätigkeit aller einzelnen Bestandtheile unmittelbar und wie durch sich selbst in eine, der Hauptthätigkeit entsprechende Bewegung versetzt hätte. Kein Reiz, kein Anstoß von Aussen kann einzelnen Theilen eine so vollkommen übereinstimmende Bewegung leihen. Auch erhielten jene Theile diese Bewegung nicht durch Reiz oder Anstoß, sondern dadurch, daß alle Glieder gleichsam natürlich der Bewegung des Ganzen sich anschloßen, und daß sie in diese mit

eingriffen. Dies schrieb sich wieder aus der Gemeinschaftlichkeit des einen lebendigen Mittelpunktes her. Die Kraft und Natur eines lebendigen Mittelpunktes aber ist jedesmal die Kraft und Natur der Wurzel. Geld hingegen, eben so sehr ein Lösungs-, wie Bindungsmittel, kann nicht in Betracht kommen, wo wirksamer Zusammenhang mit der Kraft der Wurzel sich erhalten hat. Erst der Gegensatz jener Lebensform, in welcher der Zusammenhang mit der Wurzel es war, der alle Verrichtungen lenkte und bestimmte, mußte sich ausbilden, damit dem geprägten Metall Werth und Bedeutung wurde. Dem Feudalgeist nach gehört der Einzelne zuerst der Gesammtheit an; aber er fühlt dieses Angehören nicht als Abhängigkeit. Denn es ist zuvörderst einen engern, ihm näher stehenden Verbande verschwistert, und dessen Vermittelung erst stellt ihn in die Reihe des Ganzen. Trotz dem aber bleibt er auch seinem Selbst, oder seinem Individuum allein angehörig: nur ist dies letztre Verhältniß nicht das voranstehende, sondern das untergeordnete oder das spätere. Trug nun auch jeder Einzelne früherhin zu dem Gedeihen der Gesammtheit bei: so nahm ihn diese Gesammtheit doch nicht zwangsweise darum für sich in Anspruch, weil sie gewisse Leistungen und Verpflichtungen von ihm begehrte. Vielmehr der Einzelne war ungewohnt, sich zu betrachten, als zwar freistehendes Individuum, aber dennoch belastet mit gewissen zwangsweisen Verpflichtungen an ein, über ihm stehendes Wesen. Er sah lieber, als sein Selbst, er betrachtete, als früher entstanden, den Gesammtkörper, dem er einverleibt war, einer Familie gleich, zu welcher er gehörte. Ungezwungen erkannte Jedermann jenes für die Quelle seines Glücks, ja seines Daseins. Wer hätte ein Leben, einen Erwerb, eine Ausbildung außerhalb dieser Vereinigung in einsamer Absonderung des, bloß individuellen Kreises wol denken mögen? Wer hätte gewünscht, begründet zu sein in sich selbst, als frei auf sich beruhendes Wesen, und, dann widersprechend, verpflichtet einer sogenannten moralischen Vereinigung? Umgekehrt, in der Totalität begründet fühlten sich Alle, und nur auf Momente zog sich der Einzelne aus der Gesammtheit heraus in den abgeschloßnen Kreis eines besondern Daseins. Diese wenigen Züge geben im Allgemeinen den Unterschied an, zwischen Verfassungen, welche das innere Band des Feudalorganismus vereinigt hält, und zwischen Verfassungen, welche das äußere Bindungs- und Lösungsmittel des Geldes zusammenhält. Die Verschiedenheit beider Verhältniße begründete für ein jedes derselben mannichfache Folgen. Im ersteren feudalistischen Verhältniß blieb jede Loskaufung des Einzelnen vom Ganzen unmöglich. Zu wesentlich gehörte dieser Einzelne dem Ganzen mit der vollkommnen Fülle seiner, sehr fest ausgebildeten Individualität an. In dem letztern antifeudalistischen Verhältniß beruht der Einzelne ungestört auf sich selbst. Er hat dem Ganzen nur für gewisse Zwecke und Bedürfniße einen Zoll abzutragen; und dieses Ganze, gleichgültig gegen die Individualität jedes einzelnen Mitgliedes, bringt nur dessen Quote zu gewissen Gesammtleistungen in Anschlag, deren Abtragung, aber weiter nichts, gefodert ward. Knüpften sich auch an diese Abtragung gewisse Bedingungen, so galt es nur deren vollständige Erfüllung; der Anspruch an individuelle Persönlichkeit ruhte. So ward Stellvertretung möglich, und nichts verbot sie anzunehmen, sobald der Staat aufhörte, eine Verkettung wechselseitiger Verrichtungen zu sein. Die qualitativen Verpflichtungen fingen allmälig an, sich in quantitative zu verwandeln. Nun behaupten zwar nicht alle, aber viele Geldtheorien, dieses Geld sei lediglich Stellvertreter, Repräsentant, bald von Ge-

genständen, bald von Kräften. Gewiß repräsentirt es auch in sehr vielen Fällen. Wird daher ein gesellschaftlicher Verband gleichgültig gegen die Eigenthümlichkeit seiner Angehörigen, verlangt er nur deren Quote zum allgemeinen Bedürfniß entsprechend abgetragen, um so mehr muß Stellvertretung, auch der Functionen, möglich werden. Nach und nach lassen sich die Verrichtungen so gut von dem Einen, wie von dem Andern versehen. Cajus kann seinem Interesse gemäß finden, vom Öffentlichen und Allgemeinen wenig Notiz zu nehmen, um ungestörter die Privatexistenz zu genießen. Titius dagegen sagt es mehr zu, sich dem Öffentlichen völlig tributär zu machen mit seinen Kräften, und dafür ein Einkommmen zu beziehen. So entwickelt sich allgemach ein System von Stellvertretung in allen persönlichen Functionen und dinglichen Darbringungen, das unglaublicher Ausdehnung und Verfeinerung fähig ist. Nun erwacht das Bedürfniß zum günstigsten Repräsentativmittel, zum Gelde. Vielleicht ward dies um so schneller allgemein, als fremdartige Ereignisse, sogar Weltbegebenheiten, förderlich entgegen traten. So entsteht Geldwesen und Schuldenwesen, beides nahe verwandt mit einander, doch unverträglich mit den Lehnwesen. Im Feudalismus wirken alle Theile durch sich selbst, durch ihre Stellung gegen einander, lebendig, gleichsam autokratisch zum Ganzen; diesem gehören die ersten, die hauptsächlichsten Verrichtungen. Erst später kommen die in Betrachtung, welche der eignen Subsistenz der Privaten gewidmet sind. Jene Verrichtungen können kaum, diese dagegen leicht Gegenstand der Stellvertretung oder des gegenseitigen Austausches werden. Also am frühsten werden Privatbedürfnisse die Anwendbarkeit des Geldes gestatten. Aber je weniger man vom Gelde lebt, je mehr ein jeder noch vom Leben selbst zehrt, in so geringerm Maße wird geprägtes Metall Bedürfniß bleiben. Denn das dringende Bedürfniß allein, und nichts weiter, kann das Verlangen nach diesem tödtenden Material erwerben. Darum charakterisirt ein mäßiger Geldbedarf den Feudalismus. Einen geringen Theil ihrer Masse haben die edlen Metalle für diesen sterilen Gebrauch abzusetzen. Das meiste wird bei jenem Zustande für Schmuck und Geräthe verwendet, die dem Menschen mehr Genuß und Freude schenken, als geprägte Metallstücke. Schon dies mäßige Bedürfniß wird keine Verschuldung aufkommen lassen; aber noch mehr verhindert sie der Geist des Feudalismus selbst. Denn jedes Überbieten der natürlichen, d. h. von oben verliehenen Kräfte, widerspricht seinem Geiste. Im gesunden Organismus halten Kräfte und Verrichtungen Maß, und nie werden sie das naturgemäße Verhältniß aufgeben. Kein Organ thut hier zu wenig und erlahmt an Stockungen, als Folge seiner Trägheit. Kein Organ thut zu viel und erstirbt durch Erschöpfung der übertrieben angestrengten Kraft. Dasselbe ist dem Fundalismus eigen, so lange er die Surrogation durch Geld beschränkt. Ist es doch dieses Geld, welches im gesellschaftlichen Zustande zuerst vermittelt, daß ein Organ während einer gegebnen Zeit mehr leistet, als es, während dieser gegebnen Zeit, zu leisten vermag. So wird durch dieses Geld-Material zuerst ein Umkehren der natürlichen Ordnung befördert. Denn Verschuldung ist jedesmal eine Überspannung der gegebnen Kraft binnen einem gegebnen Zeitraume, welche in der Hoffnung unternommen wird, künftige größere Schonung werde den frühern Abgang an Kräften ersetzen. Aber diese Erwartung künftigen Ersatzes läuft allen Gesetzen der Natur entgegen. Selten wird die übermäßige Kraftanspannung eines Organs durch eine spätere verlängerte Ruhe aufgehoben oder ersetzt. Stockungen bringt sie her-

Digitized by Google

vor. Aus diesen bilden sich todte Massen, und diese lösen zersetzend sich in Afterorganisationen auf, ein zerstörendes Gift für den Gesammtorganismus. Der Staat, wenn er sich zwar den Naturgesetzen anfügen soll, aber doch deren unbedingte Anwendung auf sich keineswegs verträgt, gestattet deß ungeachtet, daß manche Wahrnehmung aus der Natur auf ihn übertragen werde, und Folgendes läßt sich über Verschuldungen behaupten, insofern sie zu seinen Operationen gehören. Gewöhnlich sind Verschuldungen Kraftüberspannungen, und ihre Folgen widersprechen meistens der Annahme, welche obgewaltet hat, indem sie eingegangen wurden. Selten ersetzen ihre Wirkungen die Folgen des, mit der Kraftüberspannung eintretenden Kraftverlustes. Ereignisse andrer Art, Stockungen, Lähmungen, Afterorganisationen ziehen sie nach sich. Drum muß völliges Zurückzahlen von Staatsanleihen beinahe zur Ausnahme werden, drum verwandeln sie in der Regel die Natur des Staats. Verschuldungen, welche ohne schädliche Folgen vorübergehen, gehören zu den Ausnahmen. Nur bei geringen Schuldsummen, deren Zurückzahlung einen kurzen Zeitraum erfodert, sind sie möglich. Mußten Verschuldungen eintreten, sobald das Lehnswesen durch das Geldwesen verdrängt ward; so erlagen die Landsherren zuerst dieser neuen Nothwendigkeit. In der Regel fiel ihnen wenig zur Last, wenn sie mit den Territorialeinkünften die Bedürfnisse nicht ferner befriedigen konnten, die daraus bestritten werden sollten. Die Unzulänglichkeit der Territorialintraden mußte sich wol allmälig einstellen; denn das Verhältniß war verrückt. Bedürfnissen, welche im Feudalismus ohne Geld ihre Befriedigung finden konnten, war nach Erschütterung des Lehnswesens nicht ferner ohne Geld abzuhelfen. Die Landesherren brauchten geprägte Münze für Zwecke, die vormals nicht daran erinnert hatten. Nicht überhaupt verarmt, nur bedürftiger an Geld waren sie geworden. Es ließ sich hoffen, die Territorialintraden und das vielleicht nur vorübergehende neue Geldbedürfniß würden wieder in Geichgewicht treten. So begegnete sich das Bedürfniß landesherrlicher Gelddarlehne mit einem Räsonnement, das deren Nothwendigkeit zu rechtfertigen schien. Hier findet sich der erste Anlaß, sowol zur Verpfändung landesherrlicher Domainen wie zur Errichtung der landschaftlichen Institute. Auf die Art ihrer Ausbildung hatten folgende, der deutschen Reichsverfassung angehörige Verhältnisse Einfluß. Die deutschen Landesherren besaßen zwar die gewöhnliche Landeshoheit, aber der Oberhoheit des gesammten Reichs mit dem Kaiser an der Spitze, waren sie dabei doch verpflichtet. Neue Beschatzungen ihrer Schatzungspflichtigen, ohne Einwilligung der schatzungsfreien Ritterschaft, durften sie nur allgemeiner Reichsbedürfniße wegen vornehmen. Jene Ritterschaft blieb mehrentheils abgabefrei, weil sie sich die feudalen Functionen mit der Person oder durch Naturalien vorbehalten hatte, wodurch sie, wie sich in der Folge zeigen wird, alles Verschulden länger von sich abwehrte. Zugleich lag in ihrem Interesse, darauf zu wachen, daß der Landesherr die Hintersassen nicht zur Gebühr beschatzte. Hieraus folgte, daß der Adel auf Überzeugung von der Nothwendigkeit jeder Steuererhebung drang, die nicht der Reichsbedürfnisse wegen eintrat. Diese überzeugung wollte er entweder sich verschaffen, oder mußte der Landesherr ihm geben. Dann erfolgte die Bewilligung. Wollten daher die oft unverschuldet in Bedrängniß gerathnen Landesherren ihre Domänen nicht verpfänden, was ohnehin bald durch Hausverträge verhindert ward: so mußten sie Anleihen eingehen, bald von ihrer Ritterschaft, oder den Ständen selbst borgend, bald be-

ren Credit benutzend. Für beide Fälle bedurften sie der ständischen Einwilligung dahin, daß der Betrag des Darlehns an Zinsen und abzuzahlendem Kapitale vom Lande aufgebracht werden durfte. Jedes Darlehn erfodert zweierlei. Es muß ein Object der Sicherheit vorhanden sein, worauf es gegeben, und eine Valuta, worin es dargestellt wird. Der Stände oder Ritterschaften erste Sorge war Erschaffung des erstern, gleichsam der Hypothek oder Bürgschaft für das Darlehn. Gewöhnlich leistete selbige eine Steuerverwilligung, welche das Darlehn deckte, und dieser wegen bedurfte es zuvörderst eines Rezesses mit der Ritterschaft oder den Ständen. Der Name Landschaft, welcher beim ersten Anblick unpassend erscheint, läßt sich vielleicht erklären, sobald man erwägt, daß jene Steuern vielleicht die ersten waren, welche im Gegensatze der Reichsbedürfnisse für die besondre Landesherrschaft auf eine längere Reihe von Jahren bewilligt und erhoben worden. Auch konnte der Name entstanden sein, weil, jener Abgabe wegen, sich die ersten collegialischen Behörden zur Verwaltung einer Landesangelegenheit bildeten. Denn früher waren es die fürstlichen Geheimschreiber oder Räthe, welche für die Regierungsgeschäfte genügten. Mochten nun die Stände das Darlehn selbst vorgestreckt, oder mochten sie nur Bürgschaft dafür geleistet haben; so war in jedem dieser Fälle einmal der Bewilligungsrezeß wegen der Tilgungssteuer, zum andern die Erhebung der letztern durch die Stände unerläßlich. Nachdem der Landesherr das Kapital der Schuldentilgung empfangen, schien natürlich, daß die Stände, mochten sie nun selbst Darleiher oder nur Bürgen sein, den Tilgungsfond verwalteten. Aber je nachdem sie das eine oder das andre waren, modificirte sich die übrige Organisation und Administration weiter. Die landschaftlichen Verfassungen sind daher nach Maßgabe jenes Unterschieds auch in den einzelnen deutschen Ländern verschiedenartig eingerichtet, wie z. B. in Brandenburg, Kurhessen, Würtemberg u. s. w. Über jede dieser besondern Verfassungen gibt es eigne Werke, welche der nachzulesen hat, dem das Einzelne wichtig ist. Von der kurmärk'schen Landschaft ist übrigens zu bemerken, daß sie seit einigen Jahren aus den Listen jener Institute gestrichen worden. Sie bildete die Grundlage der gesammten kurmärk'schen Verfassung. Den Ständen waren für die landesherrliche Schuldentilgung gewisse Gefälle überlassen worden, welche eine landschaftliche Behörde, das Verordneten-Collegium genannt, verwaltete. Ritterschaft und Städte hatten nämlich auf ihren Credit Kapitalien aufgenommen und darüber Obligationen, auf den Stamm der Darleiher lautend, ausgefertigt. Nachdem der größte Theil dieser Obligationen abgezahlt worden, bildete der für die Abtragung des Restes mehr denn zulängliche Betrag der, anfangs bewilligten Steuern, einen sehr ergibigen und reichlichen Fond, welchen die Stände benutzt hatten, auch noch benutzten, die ständische, d. h. eigentlich die brandenburgische Landesverfassung aufrecht zu erhalten. Mit Einziehung dieses Fonds stürzte nicht bloß die Landesverfassung zusammen, sondern ward auch ein eben so lucratives Geschäft vollbracht, wie durch Secularisation der Besitzungen frommer Stifter. Kein Wunder dann, daß sie von den Anhängern gewißer Ansichten eifrig betrieben und zuletzt glücklich durchgesetzt ward. Im Würtemberg'schen hat sich das landschaftliche Institut durch die Verfassungsurkunden anders modificirt; in Kurhessen ist, der Hauptsache nach, es unangegriffen geblieben. Nicht zu verwechseln mit diesen Landschaften sind gewiße Creditinstitute, welche bald unter dem nämlichen, bald unter einem andern Namen in mehrern Provinzen des preußischen Staats

angetroffen werden, und die Nachahmungen in andern Ländern gefunden haben. Mit diesen hat es folgende Bewandniß. Der mit schriftsässigem Landbesitz begüterte Adel hat überall am meisten für die Erhaltung des Feudalismus gethan. Sein Interesse brachte dieses mit sich; außerdem betrachtete er sich seiner ganzen Fundation nach dafür verpflichtet. Aus diesem Grundsatz widerstrebte der Adel, so lange er seine Bestimmung richtig verstand, gleich sehr jeder Verwandlung seiner Obliegenheiten, der eigentlichen Träger aller Landesverhältniße, in eine Geldleistung, wie aller Verschuldung des Grundeigenthums. Letztre war im Brandenburg'schen unter König Friedrich Wilhelm° I. Regierung fast noch unbekannt. Man beschuldigt diesen Regenten einer sehr beschränkten und haushälterischen Ansicht; aber man thut ihm vielleicht Unrecht. Daß allem, was da ist, folglich auch Menschen und Ländern, ein gewisses Maß von Kraft beschieden, daß deren Ausbildung und entsprechende Anwendung eine weise Pflicht, daß aber jeder Versuch zur Überbietung, jedes Unternehmen, auf die gegebne Grundlage ein Gebäude zu errichten, dem jenes Fundament nicht gewachsen ist, weder ein kluges, noch ein, durch dauernden Erfolg sich krönendes Beginnen sei, ist der Grundsatz, von welchem dieser Regent so sehr durchdrungen war, daß er sich bis zu einer gewissen Klarheit des Bewußtseins ihm festgestellt hatte. Sein Staatshaushalt muß betrachtet werden, als die Anwendung jener Ansicht in den Regierungsgeschäften. Preußens zweiter König wollte nicht Geld ersparen und einen Schatz sammeln. Er wollte jenes Verhältniß von gegebner Kraft und von ihrer Anwendung erhalten, welches beider Gleichgewicht unverrückt ließ. Dem jungen Königreich konnte für sein glückliches Bestehen und Wachsen kein Regent gegeben werden, welcher richtiger, wie Friedrich Wilhelm I., einsah, was dem Lande Noth that. Redlich und gewissenhaft hat er dafür gesorgt, indem er sich bemühte, den Geist der Genügsamkeit seinen Vasallen und den Geist der Arbeitsamkeit seinem Volke einzuflößen. Er schuf dem großen Friedrich jene Grundlage, welche diesem Regenten erlaubte, einen Staat von größerer politischer Bedeutung auf sie hinzustellen, der Dauer versprach, wenn die ihm zufließende Kraft mit Schonung behandelt ward. Diese Schonung hat Friedrichs Weisheit nie aus den Augen verloren. Aber jene natürliche, oder, wenn man will, gegebne Grundlage, erlitt durch die drei bekannten schlesischen Kriege einen gewaltigen Angriff. Dessen schädliche Folgen und die Nothwendigkeit, seine Vasallen dagegen zu sichern, sah der einsichtsvolle König sehr richtig ein. Gerade der Gutsadel in dem unerobertn Schlesien bedurfte der landesherrlichen Fürsorge am meisten. Es schloß sich dem Hauptmotiv in Absicht seiner noch ein zweites an. Schlesien, als eroberte Provinz, gestattete ihrem Eroberer die Einführung einer Grundsteuer. Damit mußte der Monarch eilen. Die neue Last konnte nur als Folge der Eroberung betrachtet, vom Gepräge der Willkür, welches eine spätere Einführung derselben gegeben hätte, befreit bleiben. Auch mußte, wenn sich diese Grundsteuer halten sollte, der Werth der Güter nicht fallen. Das aber geschah gewiß, wenn Kriegsverheerung, neue Steuerbelastung und ein wucherlicher Zinsfuß zugleich auf die schlesischen Vasallen*) einstürmten. So vervielfältigten

*) Absichtlich wird jedesmal das Wort Vasallen gebraucht, weil historisch-politische Darstellungen alle Wahrheit und Authenticität verlieren, wenn man eigenthümliche und positive Verhältnisse verallgemeinert. Jeder Rittergutsbesitzer muß noch jetzt im preußischen Staat,

sich für den Regenten die Motive zu einer Maßregel und einer Einrichtung, die gewiß mit großer Eigenthümlichkeit aus seinem eignem Geiste hervorgegangen war. Weil sie vielen Tadel und viel Lob erfahren, weil zum Theil noch über ihre Schädlichkeit und Nützlichkeit gestritten wird; so thun einige Worte über diesen Streitpunkt noth. Sie sind auch gewiß gerade hier an ihrem Orte, weil über Landeseinrichtungen wol am sichersten geurtheilt wird, wenn die Geschichte ihres Entstehens und die Verkettung von Nothwendigkeiten nicht übersehen werden, welche auf sie hingeführt hat. Weil dauernde Kriegszustände jedesmal das Bestehen des schriftsässigen Adels erschüttern, so entgehen Regierungen nie der Nothwendigkeit, nach einem verheerenden Kriege zu überlegen: ob sie jener sich ganz überlassen, oder ob sie sich seiner annehmen, und was sie für ihn thun sollen. Wie nach dem schlesischen Kriege zu den Creditinstituten, hat man in und nach dem Kriegsdecennium von 1805 bis 1815 zur Maßregel eines Generalindults gegriffen. Dies, gleich den Creditinstituten, hat Gegner und Vertheidiger gefunden. Ganze Archive sind mit Ausführungen dafür und dawider angefüllt worden; aber die genügende Entscheidung ist ausgeblieben. Sie läßt sich auch nicht geben, weil es nicht auf gewisse Nachtheile jener Einrichtung, sondern weil es darauf ankömmt, ob die Nothwendigkeit oder Nützlichkeit vorhanden war, sich für ein nothwendiges Übel zu entscheiden. Gewisse Nachtheile der Creditinstitute und der Indultgesetze sind nicht abzuleugnen. Aber die aufzustellende Frage ist: ob man wünscht, daß das Landeigenthum nach Möglichkeit im Besitz derjenigen Geschlechter bleibe, deren dauerndes Eigenthum es seit langen Zeiten gebildet hat, oder ob man vorzieht, es an neue Erwerber gebracht zu sehen. Hätte man früher bessere Diät gehalten; so würde vielleicht das Bedürfniß zu einer gefährlichen Arznei nicht entstanden sein. Doch es ist einmal soweit gekommen; nun gilt es die Entscheidung, ob man nicht wagen muß, die bedenklichen Heilmittel zu versuchen. Dies ist der Punkt, um welchen sich der Streit dreht. Unglückliche Kriege bedrängen seit der Auflösung mehrerer Feudalverhältnisse vorzugsweise den Grundeigenthümer, dessen Interesse gerade am unauflöslichsten und engsten mit der Landeswohlfarth verschwistert ist. In jenen kritischen Zeiten treten sich zwei Klassen von Individuen gegenüber. Die erste Klasse bilden die beständigen Angehörigen des Staats und die ökonomisch Verunglückenden, welche zugleich in der Regel die Vertheidiger des Vaterlandes liefern. Die zweite Klasse bilden Personen, welche dem Lande minder fest angehören, die, statt zu verunglücken, sich meistens bereichert haben, und gewöhnlich auf Kosten jener erstern Verunglückten. Geschieht nichts, um jenen ersteren den Grundbesitz zu erhalten; so muß er ihnen verloren gehen. Er wird an die letztern kommen, gerade zu einer Zeit, wo die Entäußerung vom Grundeigenthum, wegen des gesunknen Preises, dem Veräußernden den größten Verlust, dem Erwerbenden den größten Gewinn bietet. Jener verliert durch die Kriegsdrangsale, durch den temporell gesunknen

---

bei Gefahr der Fiscalisation, den Vasalleneid schwören. Dadurch trit er in ein besondres, beschwornes Verhältniß, und wollte man, ohne dies zu berücksichtigen, ihn schlechtweg Gutsbesitzer nennen: so verginge man sich eben so sehr, wie dies geschähe, wenn man die Bürger und die Schutzeinwohner einer Stadt nicht unterscheiden, sondern beide Stadtbewohner schlechtweg nennen wollte.

Werth seiner unbeweglichen Habe, und verliert durch die Nothwendigkeit, sie zu einer Zeit veräußern zu müssen, wo der Verlust ihn am meisten beraubt. Dieser gewinnt durch die Erhaltung seines Zustands während des Kriegs, durch die Bereicherung mittels der Kriegsereignisse, und durch die Möglichkeit, noch nach demselben den Verlust der Grundeigner in Gewinn für sich zu verwandeln. Ziehe man sich daher im Streit über Nutzen nnd Schaden der Creditinstitute oder Indultgesetze auch noch so klug hinter die Larve unparteiischer Prüfung von Nutzen und Schaden zurück, es kommt weniger auf letztres, als darauf an, welcher jener beiden Parteien oder Klassen im Staat, deren Verhältniße auseinander gesetzt worden sind, man geneigt ist. Es geht hier ohne Parteinehmen einmal nicht ab. Gewöhnlich aber bemüht sich der Mensch am eifrigsten, unparteiisch und frei vom Interesse zu erscheinen, wenn er am thätigsten Partei nimt, am entschiedendsten ein Interesse verfolgt. Auch die Erörterungen über Credit- und Indultmaßregeln haben dies erfahren, wenn sie davon Nachtheile und Vortheile abwägen wollten, ohne zu berücksichtigen, daß alle evidenten Nachtheile sich in Vortheile dadurch verwandeln, weil, wenn diese Nachtheile nicht einträten, andre noch schlimmere ihren Platz einnehmen würden. Auch die herbeigezognen Rechtsgrundsätze sind in der Regel unrichtig angewendet worden. Rechtlich angesehen, stehen sich lucrum cessans und damnum emergens entgegen. Alle Gesetzgebung aber ist thätiger, dieses abzuwenden, als jenes zu berücksichtigen. Diese Stellung der Streitfrage befreit von der unangenehmen Mühe, sich durch eine Unzahl weitläufiger Erörterungen durchzuarbeiten und löst doch das Wesentliche des Problems. Ja sie zeigt, wie in allen bisherigen Erörterungen, selbst denen, die unparteiisch sein wollten, doch nur Partei genommen worden ist. So hatte der Minister von Struensee in manchen seiner Schriften auf einzelne Nachtheile der landwirthschaftlichen Creditsysteme aufmerksam gemacht. Aber dem Minister für Handel, Fabriken und indirecte Steuern war der Blick nur für Gewerbe, für Verkehr, für alles, was mit dem Geldwesen in Beziehung stand, geschärft. Über diese Sphäre ging er nicht hinaus, und gewisse Gegenstände aus dem Bereich der höhern Politik lagen seinem Auge zu entfernt. Seine Bemerkungen sind frei und richtig*). Aber den entschei-

*) v. Struensee sagt in seiner Abhandlung über das landschaftliche Institut in Schlesien (s. dessen Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Staatswirthschaft. Berlin 1800 bei Unger, auch: Sammlung von Aufsätzen, die größtentheils wichtige Punkte der Staatswirthschaft betreffen, Liegnitz und Leipzig, 2 Theile), Manches, was sich als Blick in die Zukunft über die Creditinstitute ankündigt, aber nichts davon ist eingetroffen. Struensee prophezeite, die reichsten und wohlhabendsten Gutsbesitzer würden, vermöge der Creditinstitute, die kleinern und schwächern Landwirthe auskaufen. Aber das Gegentheil hat sich ereignet. Ferner sagt er, Band II. S. 92 des angeführten Werkes wörtlich: „die nachtheiligste Verwirrung würde aber einreißen, wenn bei unglücklichen Kriegsereignissen der Feind selbst unmittelbare Ansprüche an das Creditsystem machte, wenn er sich der zusammengetragnen Zinsen bemächtigte, wenn er die Landschaft zwänge, große Summen herbeizuschaffen oder auf ihren Credit aufzunehmen, kurz, wenn er die Ordnung und innere Einrichtung des landschaftlichen Systems vernichtete. Vormals konnte sich der Feind in die Geschäfte

denden Punkt treffen sie keineswegs, welchen der große Friedrich mit merkwürdiger Sicherheit und Klarheit aufgefaßt. Interessant ist die geschichtliche Darstellung der genialen Weise, mit welcher dieser Regent bei Stiftung der Creditinstitute verfuhr. Sie belehrt besser, als die ermüdenden Streitschriften über Nutzen und Schaden dieser Anstalten; denn der wesentliche Punkt wird hier meistens umgangen. Davon war Friedrich der zweite überzeugt, daß seiner schlesischen Vasallen Grundeigenthum eine mäßige Verschuldung tragen und ihr zum Unterpfand dienen konnte. Er hielt sie vielleicht, wenn der Zinsfuß gering war, und wenn sich eine Beschränkung der Disposition über die Güter daran knüpfte, für einen möglichen Stachel zur Beförderung der landwirthschaftlichen Industrie. Er dachte vielleicht, diese können den jährlich aufzubringenden Zinsenbetrag decken. Durch diese, oder ähnliche Ansichten bestimmt, wollte der Monarch sich zuerst kaufmännisch überzeugen, ob die Basis des Fonds, an welchem er nicht zweifelte, die Errichtung eines Creditwerks gestattete, bei welchem die Gutsbesitzer, statt baare Darlehne zu contrahiren, vielmehr bloß ihre eignen Wechsel ausgaben. Ein Kaufmann, Namens Büring, erst am 23. Januar 1810 zu Berlin verstorben, soll dem großen Friedrich in seiner Absicht durch Darlegung eines Plans sehr erwünscht zu Hülfe gekommen sein. Diesem Plan nach hätten die Inhaber jener, dem kaufmännischen Wechseln nicht unähnlichen Pfandbriefe, welche auf das Grundvermögen der Adeligen ausgestellt waren, 4 vom Hundert bezogen, während die Debitoren 5 vom Hundert zahlten, um durch das fünfte Procent einen Fond zur Erhaltung der Anstalt, zur Deckung möglicher Ausfälle und zur Bildung einer allmäligen Abzahlungssumme, vielleicht auch zu landschaftlichen Verbesserungen, zu gewinnen. Die Abänderung des Plans in diesem Punkte ist zu bedauern. Der Regent, nachdem er mit jenen Grundzügen vertraut geworden, welche theils durch die wechselartige Natur der Pfandbriefe, theils durch das, der Strenge des Wechselprozesses nicht nachstehende schnelle Executivverfahren der landschaftlichen Behörden, den kaufmännischen Ursprung kaum verbargen, nahm nun in eigne Erwägung, wie die Ausführung des Plans sich mit der bestehenden Rechtsverfassung und Hypothekenordnung vereinbaren ließe. Die interessante Geschichte der beiden Unterredungen, welche er darüber mit dem Großkanzler von Carmer hielt, liefert den Beleg dazu. In der ersten Audienz beschränkte sich der König auf Fragen über Pfandrecht, Hypothek und damit verbundene Rechtsmaterien. Der Justizchef mußte, einem Rechtslehrer gleich, dem Regenten einen theoretischen Vortrag über diese wichtigen Kapitel der Rechtslehre halten. Friedrich hat diesen Vortrag nur angehört,

---

zwischen Gläubiger und Schuldner so leicht nicht mengen. Sie beruhten gänzlich auf Privatabkommen; jetzt aber, da sie auf den Fuß öffentlicher Geschäfte behandelt werden, kann der Feind einen Vorwand davon hernehmen, sich um die innere Verwaltung derselben zu bekümmern." Auch hiervon ist nichts geschehen. Der Feind ließ die Creditsysteme unangetastet. Er hätte sich selbst geschadet, wenn er eine Verbindung zerstörte, auf welcher ein so beträchtlicher Theil des Privatvermögens beruhte. Indem er dies schwächte, hätte er sich die Mittel zur Erreichung seiner eigennützigen Absichten selbst gekürzt. Uebrigens konnte er sich nur eines Zinstermins bemächtigen. Denn hatte er dies gethan, so war das Institut so sehr geschwächt, daß gewiß die folgenden Zinstermine nicht weiter zusammengebracht wurden

und ihn mit Fragen begleitet, ohne die eigne Meinung laut werden zu lassen. Nach einiger Zeit, in einer zweiten Audienz, vertauschte der Monarch gewissermaßen die Rollen. Mit vollkommener Rechtskunde sprach er erst die Grundsätze des Hypotheken- und Pfandrechts aus, und begann nun die Grundzüge des, darauf zu errichtenden Pfandbriefsystems zu entwickeln. Dies ward nun durch die thätige Wirksamkeit des Großkanzlers von Carmer in Schlesien sehr bald unter der Benennung Landschaft eingeführt. Diese Provinz entbehrte nämlich jener Verbindungen, welche unter dem Namen: Landschaft, fortdauernd, meist die landesherrlichen Schulden getilgt hatten; und so war jene Benennung vollkommen anpassend. Landschaften, früher ständische Verbindungen für das landesherrliche Schuldenwesen, wurden nun Associationen für das eigne ständische. Waren früher die Stände dazwischen getreten, um die landesherrlichen Schulden abzubürden: so sieht man hier den Landesherrn zum ersten Male seine Sorge darauf richten, den adeligen Grundeigner mit Mitteln zu versehen, wie er aus den eignen, ihm zu Gebote stehenden Hülfsquellen sich gegen die Nachtheile drückender Verschuldungen sichere. Der Erfolg der Anstalt in Schlesien übertraf des Königs Erwartungen. Nun gedachte er den übrigen Provinzen seines Staats ähnliche Institute zu, und man wird, der Geschichte gleicher Einrichtungen in den Marken näher tretend, geneigt, zu vermuthen, der Monarch habe weniger einem augenblicklichen Bedürfniß dadurch abhelfen, als künftigen Gefahren des begüterten Adels vorbauen, vorzüglich aber ihn als Körperschaft begründen, und seine innern Verhältnisse dauernd und innig befestigen wollen. Für Schlesien hatte Friedrich bald nach dem Frieden an Creditsysteme gedacht. Die Kabinetsordre an den Großkanzler von Carmer, welche die Grundzüge des Instituts enthielt, ist vom 29. August 1769, das landschaftliche Reglement vom 9. und 15. Julius 1770 datirt. In den Marken dagegen war seit dem Kriege mehr, denn ein Jahrzehnd verflossen, und trotz des mangelnden Creditinstituts drückte die adeligen Grundeigenthümer keine Geldverlegenheit. Sogar die Geschichte seiner Einführung beweiset, daß es entbehrlich schien. Indeß, der König wünschte es, und er fand ziemlich harten Widerstand. Der brandenburgische Adel hat bis vor dem letzten halben Jahrhundert am meisten in den preußischen Provinzen für die Erhaltung des Feudalismus gekämpft. Schon der Verwandlung des persönlichen Kriegs- und Ritterdienstes in eine Geldsteuer widerstand er hartnäckig. Friedrich I., als er mit Einrichtung stehender Heere umging, schien jede Vereinigung darüber mit dem märkischen Adel fehlschlagen zu wollen. Erst auf die dringendsten Vorstellungen über das Bedürfniß der stehenden Heere, nach dem allgemein gewordnen europäischen Kriegsfuße, fügten sich die Vasallen dem Verlangen des Königs, und gaben eine Verfassung auf, welche sich nur noch in Ungarn erhalten zu haben scheint, wo in gewissen Fällen der Adel persönlich aufsitzt. Dieses Widerspruchs halb ist auch die Lehnsassecuration vom 30. Junius 1817 schon dem Worte nach eine Garantie des fortbestehenden Feudalverhältnisses, und das Document, aus welchem sich alle Gerechtsame und Freiheiten des brandenburgischen Adels herschreiben, völlig als ein pactum onerosum für den Adel zu betrachten, und sie erzählt im Eingange die von ihm bewiesene Abneigung gegen die Aufhebung des Ritterdienstes, indem sie die bündigste Versicherung gibt, ihn für diese Entsagung mit keinen andern, als den dagegen stipulirten Geldleistungen zu belegen. Daß dieser Geist sich auch noch bis vor einem halben Jahrhunderte bei dem brandenburgischen

Adel erhalten hat, beweiset die Einführung der Creditinstitute in den Marken. Der Adel wollte auch damals noch wirklich etwas im Staate sein, einem thätig fungirenden Organ gleichen; er erkannte seine Stellung und Bestimmung. Er suchte, dieser zu entsprechen, nicht aber sich mit leerer Gültigkeit zu putzen, was geschieht, wenn er als Kaufmann, als Speculant, oder als Lebemann existiren und nicht in seinem Leben des Adels eigentliche Bestimmung verwiklichen, aber dennoch dessen Gültigkeit behaupten will. In solchem Falle wird diese ein leeres Wesen. Seine Freiheiten, ehedem nothwendige Prädicate, die aus seiner Bestimmung flossen, aus den Functionen hervorgingen, welche er dem Gemeinwesen leistete, und die Natur unerläßlicher Eigenschaften besaßen, wurden dann leere Vorzüge, hohle Prärogative ohne innern Gehalt, als solche aber Gegenstand des Neides und der Verfolgung. Wie der Entsagung des Ritterdienstes, so widersetzte sich 1776 bis 1777 der brandenburgische Adel der Annahme der Creditinstitute. In Nicolai's Sammlung von Anekdoten über Friedrich II. sind einige Unterredungen dieses Regenten mit ständischen Deputirten zu lesen, welche diese für die Annahme der Creditwerke gewinnen sollten. Daß einem solchen Regenten zuletzt sein Zweck gelingen mußte, ist nicht zu verwundern. Aber dem damaligen Adel ist das Zeugniß nicht zu versagen, daß er gefühlt habe, es vertrage sich mit Feudalgeist und Vasallenschaft nicht zum besten, wenn er seine Besitzungen als Unterpfand für wechselähnliche Schulddokumente verschrieb. Damals charakterisirte den Adel Genügsamkeit, den Gewerbsmann Betriebsamkeit. Jetzt sucht der Adel durch Intelligenz Erwerb, der Kapitalist durch Intelligenz Gewinn, und der Gewerbsmann unter der Larve einer falschen Bildung Vergnügen. Wußte Friedrich die Creditwerke in den Marken zu Stande zu bringen: so charakterisirt sie noch ein eigner, merkwürdiger Zug. Nicht Landschaften, sondern Ritterschaften nannten sich die neuen Vereine. Das, unter dem Namen Landschaft in der Mark schon bestehende Landesschuldeninstitut nöthigte wol zu einer abweichenden Benennung; aber die Absicht konnte mitgewirkt haben, die neue Verbindung auch dem Namen nach noch als vormaliges, ritterschaftliches corpus darzustellen und zu erhalten. Des brandenburgischen Adels Abneigung gegen das neue Geldinstitut trit jener Vermuthung zur Seite. Die Mark Brandenburg hatte ihr Creditreglement am 19. August 1777 erhalten; dem Herzogthum Pommern ward es am 13. März 1781, der Provinz Westpreußen am 19. April 1787 und dem Königreich Ostpreußen am 16. Februar 1788 gegeben. Auch für das Herzogthum Posen wird jetzt eine gleiche Anstalt in den Gang gebracht. Außerhalb des preußischen Staats finden sich ähnliche Einrichtungen: 1. im Fürstenthum Braunschweig-Lüneburg, seit 1791 verbunden, ein Tilgungsfond für die Pfandbriefe (s. Sammlung für Gesetz- und Staatenkunde aus den braunschweig-lüneburgischen Kurlanden, von Ende und Jacobi, Köln, 1802, S. 308); 2. im Herzogthum Schleswig und Holstein nach den Patenten vom 23. October 1801 und 5. December, auch 15. December 1804 (siehe Staats- und gelehrte Zeitung des hamburgischen unpartheiischen Correspondenten, 1805, No. 9, woselbst das Patent abgedruckt ist); 3. in Esth- und Liefland (s. von Zimmermann über Mecklenburgs Creditverhältnisse, Strelitz, 1804); 4. im Großherzogthum Mecklenburg (siehe das angeführte Werk); 5. in der Hansestadt Hamburg seit 1782, wo der Zweck bloß dahin geht, daß der Besitzer eines Grundstücks zur Tilgung seiner Schulden, oder Jemand, welcher ein Grundstück zu erwerben wünscht, sich nach und nach durch bestimmte

halbjährige Beiträge an die Creditkasse ein Kapital sammelt, über welches er zu allen Zeiten verfügen kann. Die Creditkasse verzinset diese Beiträge, und rechnet dem Zahler die Zinsen nicht nur, sondern auch Zinsen von Zinsen zu gute, wodurch sein Kapital schnell anwächst. Dieser geschichtlichen Darstellung des Entstehens und der Ausbildung der landschaftlichen oder ritterschaftlichen Creditinstitute muß Einiges über ihr Wesen, ihre Bestimmung und ihre Einrichtung folgen. Zum Zweck haben sie: 1. die zum Ausleihen bereit liegenden, größern und kleinern Kapitalien auszumitteln; 2. solche den Gutsbesitzern, welche baares Geld bedürfen, ohne Dazwischenkunft eines Geldmäcklers, zu verschaffen; 3. für die Sicherheit der Kapitalien und der Zinsen davon, ohne gerichtliche Weitläufigkeiten, zu sorgen; und 4. Behufs alles dessen, Pfandbriefe auszufertigen und in Cours zu bringen. Die, mit Erfüllung dieses Zwecks beschäftigten Collegia sind rein ständische Institute, und im Brandenburgischen spiegeln sie noch rein die ursprünglich deutsche Verfassung ab. Wenn hier, wie überall, der Landesherr auch die Oberaufsicht über sie ausübt: so stehen sie doch nicht einmal unter einem Minister, sondern unmittelbar unter dem Könige selbst. Zwar dirigirt ein Minister die Geschäfte der Creditassociation, aber letztre hat das Recht, sich unter den Ministern denjenigen zu wählen, welcher, mehr als Agent, denn als Vorgesetzter, die vermittelnde Person zwischen dem Regenten und der Societät darstellt. In der vollkommen corporativen Verfassung der kurmärkischen Creditassociation hat sich seit 1777 noch nichts verändert. Grundlage und Haupt zugleich sind die sämmtlichen Associirten. Diese wählen das gesammte Verwaltungspersonal entweder aus ihren Interessenten, oder aus dem schriftsässigen Adel. Auch controlliren sie dessen Verwaltung durch zwei regelmäßige, halbjährige Versammlungen einiger Mitglieder, welche sich unter dem Namen des engern Ausschusses vereinigen; ferner durch größere Versammlungen, zu welchen jeder Kreis einen Deputirten stellt, die, Generalversammlungen genannt, zusammentreten, je nachdem die Bedürfnisse es mit sich bringen. Beide Versammlungen haben, nächst ihrer Controlle, auch mehrere, die Betheiligten selbst betreffende Angelegenheiten zu entscheiden. Eins ihrer wichtigsten Geschäfte ist die Bestimmung der, auf jedes Gut zu bewilligenden Pfandbriefsummen, so wie die Ausfertigung dieser Pfandbriefe; das Institut genießt eine Autonomie, wodurch es jeder Einwirkung eines Gerichtshofs entzogen ist. Nicht nur für die Associirten selbst, sondern auch für die, welche mit dem Verbande, namentlich durch Relationen, welche die Güterverwaltung betreffen, in Verhältnisse treten, findet das judicium parium, mit Zuziehung eines rechtskundigen Syndicus, nach einer alten Rechtsverfassung Statt, welche Deutschland mehr in Civil-, als in Criminalsachen scheint angehört zu haben. Die, in allen einzelnen Zügen merkwürdig bestimmt und den Verhältnissen anpassend ausgearbeitete Verfassung dieser Creditinstitute hat sich aber seit einem halben Jahrhunderte in so hohem Grade bewährt gefunden, daß auch bei dem besten Willen die Verbesserungssucht noch keinen Gegenstand hat entdecken können, der hier ihre Thätigkeit in Anspruch genommen hätte. — — ß.

Landschaftsmalerei, s. Malerei.

Landschulen sind zu unterscheiden von Landesschulen. Unter diesen versteht man Unterrichtsanstalten, welche die Regierung für Zöglinge aus allen Provinzen eines Landes errichtet und unterhält, wie die Fürstenschulen (s. d. Art.) in Sachsen, Ilefeld im Hannöver'schen, ehedem Kloster Bergen bei Magdeburg u. a. m. Landschulen

dagegen werden die Schulen auf den Dörfern genannt. Sie sind spätern Ursprungs, als die Stadt- und Klosterschulen; denn da die Bildung überall von den höhren Ständen zu den niedern herabzusteigen pflegt: so wurde nicht eher an den Unterricht der Jugend auf dem Lande gedacht, als es besondre Lehrer für diese Volksklasse gab. In der vorchristlichen Zeit wuchs sie daher ohne andern, als älterlichen, oder Familien-Unterricht auf, und erst das Christenthum hat durch die Anordnungen eines bestimmten Lehrstandes für dieses Bedürfniß gesorgt. Denn seit die Dorfschaften eigne Pfarrer erhielten, fingen diese an, sich mit der Belehrung der Jugend in ihren Kirchspielen zu beschäftigen. Carl der Große und Alfred von England machten in ihren Staaten den Pfarrern die Unterweisung des Landvolks im Lesen, Schreiben, Latein und Kirchengesang zur Pflicht. Aber schon in den Jahrunderten, wo die Geistlichkeit den priesterlichen Charakter annahm, und sich aus Trägheit und Unwissenheit seinem Berufe zum Lehren entzog, gehörten Landpfarrer, welche Unterricht ertheilten, unter die Seltenheiten, und bei der immer schlaffern Aufsicht der Bischöfe und Grundherren kamen die guten Einrichtungen jener Könige bald wieder in Verfall. Den Pfarrern genügte, wenn die Landjugend vor dem ersten Abendmahlsgenusse das Glaubensbekenntniß nothdürftig hersagen konnte, und sie wäre ganz verlassen gewesen, wenn sich nicht hier und da die Mönche ihrer angenommen hätten. Erst seit dem 15. Jahrh. zeigen sich Spuren, daß die Gewohnheit der Pfarrer und Obrigkeiten in den Städten, Schulmeister für die Jugend der niedern Volksklasse auf gewisse Zeit anzustellen, auch in den Dörfern nachgeahmt worden ist. Die Gründung bestehender Dorfschulen aber war dem Zeitalter der Reformation vorbehalten, wo die Buchdruckerkunst durch die Verbreitung von Lehrbüchern in der Muttersprache gemeinnützig zu werden anfing. Nun erst konnten Abcbücher, Katechismen und Bibeln in die Hände der Landjugend kommen, und für den, früher nur mündlichen, der Willkür des Lehrers überlassenen Unterricht einen angemessenen Stoff darbieten. Freilich blieb auch dieser Volksunterricht immer noch sehr dürftig, und konnte, wegen Mangel an tauglichen Lehrern, und wegen Mangel an Fonds, besonders in den gutsherrlichen Gebietsdistricten, bis in die Mitte des 18. Jahrh. keine merklichen Fortschritte zum Bessern machen; denn von Spener's und Franke's Einfluß ging, wo er eindrang, auf das, aus Handwerkern, abgedankten Bedienten, Schreibern und Soldaten bestehende Landschullehrerpersonal kaum etwas mehr, als die Miene der Frömmigkeit, über. Eben darum wurde auch durch die Landschulordnung mehrerer protestantischen Regierungen im nördlichen Deutschland wenig gebessert. Höchst verdienstlich war dagegen das Beispiel des edlen Domherrn von Rochow, der 1772 die Schulen auf seinen Dörfern in der Mark durch Anstellung geschickter Lehrer und Anwendung zweckmäßiger Unterrichtsmethoden zu wahren Bildungsanstalten für seine Unterthanen umschuf. Um dieselbe Zeit fing ein edler Wetteifer der Regierungen zur Verbesserung des Landschulwesens sich zu regen an. Der Dechant von Schulenstein und der Abt von Felbiger wurden die Reformatoren des Volksunterrichts der Katholischen in Böhmen und Schlesien (vergl. d. Art. Normalschulen). Besondre Bildungsanstalten für Landschullehrer, die sogenannten Seminarien, entstanden in mehrern Staaten Deutschlands, so wie in Holland, Dänemark und Schweden, und von jedem Fortschritte der Erziehungskunst konnten nun die Früchte durch besser gebildete Lehrer auch der Jugend auf dem Lande zu Statten kommen. Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhun-

derts ist die Reform der Landschulen immer mehr ein Gegenstand öffentlicher Verhandlungen in Zeitschriften und auf ständischen Landtagen geworden; auch die Regierungen, welche an dem alten Grundsatze des Despotismus, den Landmann in seiner Rohheit zu lassen, noch am längsten hingen, oder den Einfluß der Volksbildung auf das Wohl des Staats überhaupt ganz übersehen hatten, mußten endlich liberalere Gesinnungen annehmen, und es gibt jetzt in Deutschland keine Gegend, in der nicht neuerdings etwas für diese wichtige Angelegenheit gethan worden wäre. Der Norden ist dabei dem Süden von Europa weit vorausgeeilt, und Cüvier und Noel mußten in ihrem Berichte über die Revision des öffentlichen Unterrichts in den, 1810 und 1811 mit Frankreich vereinigten Provinzen selbst den holländischen und niederdeutschen Dorfschulen die Ehre des Vorzugs vor den französischen zugestehen. Denn diese letzteren, die sogenannten Primärschulen in Frankreich, sind, während der Revolution und durch die Einziehung des Kirchenvermögens, an den meisten Orten eingegangen, und die kaiserliche Universität, von der sie abhängig gemacht wurden, hatte sie bei weitem nicht an allen Orten wieder herstellen können: so daß es noch jetzt eine Menge, nicht unbedeutender Landgemeinden in Frankreich gibt, wo die Jugend entweder gar nicht unterrichtet, oder umherwandernden Schulmeistern, die die Ältern auf eine Zeitlang dingen, Preis gegeben wird. Das Meiste für diesen Theil des Volksunterrichts in Frankreich thun noch die Brüder der christlichen Schulen, ein geistlicher Orden, der sich wegen seiner Gemeinnützigkeit erhalten hat. Freilich blieb auch in Deutschland noch mancher zweckmäßige Vorschlag, in Ansehung der Dorfschulen, aus Mangel an Fonds und gutem Willen, unausgeführt, und mancher hindernde Übelstand beim Alten. Die den Grundherren zu leistenden Frohn- und Hofdienste der Ältern sind, wo sie noch bestehen, eine Ursache häufiger Schulversäumnisse ihrer Kinder; die Armen werden im Winter durch Blöße, und im Sommer durch allzufrühe Anstrengung zum Broterwerb, von der Schule abgehalten; denn Arbeitsschulen, wo den Schülern nach dem Unterrichte zugleich Gelegenheit zu einigem Erwerb gegeben wird, wurden noch an wenigen Orten versucht. Überdies sind die Schulmeister immer noch durch Überladung mit fremdartigen Nebenämtern in der Verwaltung ihres Hauptberufs gestört, und selbst diejenigen, welche wirklich das Bessere kennen und anwenden wollen, müssen sich oft in ihren Streben durch eigensinnige Vorgesetzte und unempfängliche Gemeinden gehindert sehen. Da durch die Einrichtung guter Seminarien schon viel zur Bildung geschickter Lehrer geleistet wird: so muß man sich mit dem, was einige Regierungen zur Reform der Schulen selbst, und zur Verbesserung der Lehrergehalte in der Noth der gegenwärtigen Zeiten gethan haben und noch thun, augenblicklich zufrieden stellen und von den fernern Jahren des Friedens hoffen, daß eine so wichtige Nationalangelegenheit immer eifrigere Beförderer finden werde. Zweckmäßige Methoden und Lehrmittel zu den, dem Landmanne nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten müssen dabei, nach den, bisher von den Nachtheilen der Viel- und Halbwisserei gemachten Erfahrungen, natürlich mehr in Betracht kommen, als eine, die Zeit zerstückelnde Vervielfältigung der Lehrgegenstände, und am wenigsten darf auf glänzenden Außenschein und Bewunderung hingearbeitet werden.

Landseen, s. Seen.

Landshut, eine wohlgebaute Stadt, Sitz eines Landgerichts im Isarkreise, in Niederbaiern, mit 7800 Einw., an der Isar, die hier eine Insel bildet, auf der die Vorstadt steht. Auf dem nächstgelegenen

Berge ist das unbewohnte, ehemals feste Schloß Trausnitz befindlich, welches 134 Zimmer enthält und jetzt zu einer Sternwarte bestimmt ist. In der Stadt selbst ist ein herzoglicher Palast, der neue Bau genannt, und das Landschaftshaus. Der Kirchthurm beim Collegialstifte St. Martini ist einer der höchsten in ganz Deutschland. Er hat 456 Fuß und 603 Stufen. Im J. 1803 wurde die Landesuniversität von Ingolstadt nach Landshut verlegt, und ihr von ihrem zweiten Stifter der Name: Ludwig-Maximilians-Universität, beigelegt. Sie hat überhaupt 38 Professoren und gegen 600 Studenten. Die ehemaligen 8 Klöster in Landshut sind zum Besten der Universität aufgehoben worden.

Landstände. Die Landstände haben sich aus den Schöffen der caroling'schen Grafschaft entwickelt, und man kann sich nur dadurch eine klare Vorstellung von ihnen machen, wenn man ihre Geschichte durchgeht und sieht, wie sie sich gebildet haben und wie sie entstanden sind. Sie hängen mit der Entstehung der Landeshoheit zusammen, und beide sind in ihrer Entwickelung Hand in Hand gegangen (s. d. Art. Landeshoheit). Auf den alten deutschen Landtagen erschienen, so wie Tacitus meldet, alle Landeigenthümer als Actionäre der Gesellschaft, da Alle echtes Eigenthum besaßen und keinen Herrn über sich erkannten. Als Carl das Reich gegründet und die Deutschen Bauern und Bürger des Reichs geworden: so erschienen sie ebenfalls noch auf den Tagen; allein die Verhältnisse im Innern des Staats hatten sich geändert, und Carl regierte sein weites Reich durch Reichsbediente, durch die Grafen. Diese waren Beamte, welche nicht der Gau wählte, dem sie vorstanden, sondern die der Kaiser ernannte. Die Landeigenthümer mochten dieses Beamten-Element nicht sonderlich angenehm finden, da jeder dieser Grafen glaubte, er sei ein Stück vom Kaiser, indem seine Macht unmittelbar vom Kaiser ausging. Kurz die Landeigenthümer erschienen auf den Landtagen so selten, daß Carl schon eine Verordnung machen mußte, in der er befahl, daß die, von den Gemeinen gewählten Schöffen erscheinen mußten. (Dieses war also schon eine Repräsentation.) Die Landtage wurden übrigens vom Grafen, oder dem Landrathe des Gaus, präsidirt. So wie die Grafen immer mehr ihre Besitzungen ausdehnten, und immer mehr Wehrer nöthigten, in ihre Dienstbarkeit zu treten, so wurden der schöffenbaren Leute immer weniger, und diese bildeten nun eine Art Adel, der dadurch entstand, nicht daß sie gestiegen, sondern daß jene gesunken, nicht daß sie besser geworden, sondern daß jene schlechter geworden (s. d. A. Adel u. Erbadel). Dieses waren die ingenui der Deutschen, achtbare und schöffenbare Leute, die sich zusammenhielten, da in der ganzen Welt sich das Gleiche zu dem Gleichen gesellt. Sie nannten sich Edle und Freie, nobiles et liberi; auch setzten sie, wenn sie in Urkunden erscheinen, ihre Unterschriften immer vor die der Dienstleute. Aus diesen Freien, so echtes Eigenthum erhalten, wurden die Grafen, die Dinggrafen (vice Comes), ferner die Vögte der Klöster und ihre Stellvertreter (vice advocati) genommen: so daß vielfach zum angebornen Bauerabel auch noch die Würde des Dienst- und Amtsadels kam. Der hohe Adel unter ihnen war die frühern Edelinge, so auf den Haupthüfen gewohnt, und zu Hauptleuten und Obersten gewählt worden, welche Stellen, wenn sie lange bei einem Hofe bleiben, leicht erblich wurden. Diese waren die meliores et majores terrae, deren Kaiser Heinrich VII. in der Urkunde vom Jahr 1231 gedenkt, und von denen er bestimmt, daß sie ihre Zustimmung zu neuen Gesetzen und Institutionen geben müssen, welche die Landesherren, die sich schon damals entwickelt hatten,

in ihren Ländern einführen wollten. Man kann diese Urkunde als das eigentliche Fundamentalgesetz für die deutschen Landtage ansehen, und wir wollen sie deswegen hier vollständig anführen, und das um so leichter, da sie gar nicht groß ist. Sie lautet, wie folgt: „Heinrich von Gottes Gnaden, römischer König und allzeit Mehrer des Reichs. Allen Getreuen des Reichs unsre Gnade und unsern Gruß zuvor. Wir wollen, daß es männiglich bekannt werde, wie von Uns, als Wir zu Worms offnen Reichstag hielten, gefodert worden, darüber zu bestimmen: ob ein Landesherr neue Verfassungen und Gesetze machen könne, ohne daß er die Besten und Ersten des Landes darum befrage? (Si aliquis dominorum terrae aliquas constitutiones vel nova jura facere possit, melioribus et majoribus terrae minime requisitis.) Über die Sache wurde, nachdem die Zustimmung der Fürsten eingeholt, festgesetzt: daß weder die Fürsten, noch sonst irgend Einer neue Verfassungen, oder neue Rechte machen möge, als nur, wenn die Zustimmung der Besten und Ersten des Landes erfolgt sei. (Super qua re requisitio consensu principum fuit taliter definitum: Ut neque principes, neque alii quilibet constitutiones vel nova jura facere possint, nisi meliorum et majorum terrae consensus primitiis habeatur.) In dessen Urkund und zu mehrerer Gültigkeit Wir gegenwärtigen Brief haben schreiben lassen, und mit mehrern Siegeln bekräftiget. Zeugen sind: Siegfried, erwählter Erzbischof von Mainz, die Erzbischöfe von Magdeburg und Trier, die Bischöfe von Würzburg und Regensburg (des kaiserlichen Hofs Kanzler), zu Worms, Kur und viele Andre. Gegeben zu Worms im Jahr MCCXXX primo Calendas Maji Indictione IIII." Durch diese Urkunde war nun das Verhältniß zwischen dem Landesherrn und den Landständen bestimmt, und aller Streit fiel weg, da sie bei allen Neuerungen ihre Zustimmung geben mußten. Thaten sie dieses nicht, so blieb es beim Alten, und es mußte auf die bisherige Weise mit den bisherigen Gesetzen fortregiert werden, gerade wie in England und Frankreich, wenn in einer der beiden Kammern ein Gesetzentwurf nicht angenommen wird. Vom 13. Jahrh. an werden die Urkunden häufiger, und wir wissen mit ziemlicher Genauigkeit, was sich seit der Zeit in Deutschland begeben hat. Wir finden nun überall, daß bei allen Verhandlungen wichtiger Landesangelegenheiten, z. B. bei Geldverwilligungen, Eheberedungen der fürstlichen Töchter, Bestimmungen über Erbfolge u. s. w., die meliores et majores des Landes von der Landeshoheit sind zu Rathe gezogen worden. So z. B. in der Urkunde Graf Adolph VI. von Berg vom Jahr 1320, worin über die Nachfolge in der Grafschaft Berg verfügt wurde, da der Graf keine Kinder hatte. So wie in der, von Herzog Wilhelm I. von Berg vom Jahr 1383, wo er zur Erwerbung der Herrschaft Blankenberg, mit Bewilligung der ganzen Landschaft (wobei alle Orte genannt werden, deren Schöffen und Schultheiße ihre Zustimmung gegeben), eine Geldrente an die Gebrüder Hirsch verschreibt. Wenn man in der Entwickelungsgeschichte der Landstände bis auf diesen Punkt gekommen ist: so muß man sich, wenn man den Gang der Dinge völlig begreifen will, an das, damals bestehende Corporationswesen der Städte, Innungen und Zünfte erinnern, welches den gesellschaftlichen Zustand, so wie die Institutionen der Zeit ganz durchdrungen hatte. Auch die Ritterschaft war eine solche Corporation oder Knappschaft, die sich aus der Dienstmannschaft entwickelt hatte, und die nun als Corporation für sich handelte und beschloß; die aber natürlich nur in solchen Dingen handeln und beschließen konnte,

welche die eignen Angelegenheiten dieser Corporation betrafen. Eben so machten in den geistlichen Staaten die Domherren eine eigne Corporation aus, die ebenfalls für sich handelten und beschlossen, aber bloß in Dingen, die ihre geistliche Innung und ihre Besitzthümer betrafen. Eben so hielten die Städte zusammen und bildeten eine besondre Corporation, die aber bloß in eignen Angelegenheiten Beschlüsse machen konnten, und deren Beschluß Niemand verpflichtete, der nicht zu dieser Corporation gehörte. So zeigt Möser, daß vor dem Jahr 1324 sich in Osnabrück noch kein Land und keine Landschaft in der jetzigen Bedeutung des Worts finde. Der Reichsboden haftete bloß dem Kaiser; allein der Bischof und der Graf hatten nur sofern zu befehlen, als ihr Besitz reichte, der damals noch sehr durchlöchert war, da noch viel fehlte, daß die Territorien geschlossen gewesen. Das Domkapitel, die Ritterschaft und die Städte bewilligten das, was sie von Reichs wegen tragen sollten oder mußten, als Corporationen, und jede für sich. Ihre Kasse war eine Bundeskasse, und eine Landeskasse fand noch nicht Statt. Für diejenigen, die zwischen ihnen Besitzungen hatten, wie z. B. die Grafen von Lingen, die von Tecklenburg, bewilligten sie nicht, weil sie nicht zu ihnen gehörten, und diese hatten sich daher nicht an dasjenige zu stören, was jene Corporationen, die sich in Form eines Bundes vereinigten, für sich beschlossen hatten. Erst mit dem Jahre 1324 finden sich dunkle Spuren, daß diese Corporationen sich ermächtigten, auch für diejenigen zu beschließen, die zwischen ihnen lagen, und daß nun der Begriff eines Landes aufkam, und der Begriff einer Landschaft, zu der Alles gehöre, was zwischen den geographischen Grenzen derselben liege. Hierdurch entstand dann auch der Begriff einer Landeskasse, und der Begriff von Landständen. Man sieht an diesem Beispiele, daß man die richtigste Vorstellung von dem Lande und den Landständen bekommt, wenn man die Geschichte des Reichsbodens verfolgt, und sieht, wie die Landeshoheit sich auf dem Wege des Conglomerirens gebildet, und wie es lange gedauert, ehe auf diesem Wege einmal wieder eine zusammenhängende Fläche entstanden ist, die als Boden der Landshoheit eben so zusammenhängend war, wie der Reichsboden mit seiner Gau = Eintheilung es gewesen. Überall ist aus den einzelnen, zerstreut liegenden Besitzungen ein Land entstanden, und vielfach sind diese Besitzungen zuerst auf dem Wege des Bundes zu einem Lande geworden, wenn irgend eine allgemeine Noth die Menschen, welche gleiches Interesse hatten, zu einer nähern Vereinigung nöthigten. Hat man die Entwickelungsgeschichte der Landeshoheit und der Landstände in zweien oder dreien Ländern durchstudirt: so kennt man sie in ihren Hauptmomenten für alle Länder, und man kann schon, ehe man die Geschichte eines Landes gelesen, im voraus bestimmen, in welcher Zeitperiode sich diese oder jene Institution gebildet haben wird. Wir wollen die Entwickelungsgeschichte der Landeshoheit und der Landstandschaft an einem Beispiele zeigen. Wir nehmen das jetzige Herzogthum Westphalen. Um's Jahr 1000 lagen eine Menge kleine Besitzungen (Herrschaften und Grafschaften) dort, wo jetzt das Herzogthum Westphalen, das eine Fläche von 66 Q. M. bildet, liegt, und von der Lenne und der Ruhr durchströmt wird. Diese Besitzungen waren abgesondert von einander, und hatten keine andern Verbindungen unter sich, als die des gemeinschaftlichen Reichs. Einige dieser Besitzungen gehörten schon im 11. Jahrh. dem Erzbischofe von Köln. So besaß er Werl, und Vieles, was zur Grafschaft Werl gehörte, die die ursprüngliche Grafschaft Westphalen war. Er hatte dieses von dem Grafen von Werl erworben. Eben so besaß er Attendorn schon im

Jahr 1040, wo er dieser Stadt das soestische Stadtrecht gab. So Medebach, dem er 1144 seine Stadtrechte gab. Um diese Zeit regierte im Herzogthum Sachsen Heinrich der Löwe, der mütterlicher Seits ein Enkel des Königs Lothar war. Er hatte seine Pfalz in Braunschweig und war, nächst dem Kaiser, der mächtigste Fürst in Deutschland, da er auch das Herzogthum Baiern besaß. Wie Heinrich den Kaiser schwer beleidigt, wie er sich weigerte, auf den Tagen, die ihm der Kaiser nach Regensburg, nach Magdeburg und nach Goslar stellte, nicht erschien, wie er in die Reichsacht erklärt und aller seiner Lehne verlustig wurde, wie er nach England gehen mußte, und wie das Herzogthum Sachsen gesprengt wurde, das ist alles ausführlich in den Art., Heinrich der Löwe, erzählt worden, und bedarf hier keiner Wiederholung. Das Herzogthum Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, Bernhard von Ascanien (Anhalt) erhielt Sachsen, und der Erzbischof von Köln Engern und Westphalen unter dem Titel eines Herzogthums. Es war im Jahr 1180, als der Erzbischof von Köln mit den Rechten, Gütern und Dienstmannen belehnt wurde, die er als Erbe aus dem gesprengten Herzogthum Sachsen erhielt. Da es das Amt des Herzogs war, die Dienstmannen dem Kaiser zuzuführen, so ging dieses auf den Herzog über, der hierfür einen eigenen Marschall bestellte. Der Erzbischof besaß nun in dieser Gegend mehrere Güter, wie früher, auch war er Herzog von Westphalen; allein er war noch nicht Landesherr. Doch entwickelte sich eben aus dem Rechte des Herzogs die Dienstmannschaft aller der kleinen Dynasten, die Besitzungen in diesen Gegenden hatten, dem Kaiser nach und nach die Landeshoheit zuzuführen, indem dieses immer Gelegenheit zu neuen Erwerbungen gab. Im Jahr 1368 erwarb der Erzbischof die Grafschaft Arensberg durch Kauf von den Grafen von Arensberg. Im Jahr 1444 erhielt er die Herrschaften Bielstein und Friedeburg, deren Dynastengeschlechter erloschen waren. Alle diese Besitzungen waren aber einzeln und zerstreut, und unter sich in weiter keiner Verbindung, — gerade so, wie jetzt die einzelnen Güter eines reichen Privatmannes. Sie bildeten kein Land. — Die Veranlassung, daß diese Besitzungen in einen nähern Verband traten, war folgende: Kurfürst Diederich von Köln hatte seinen Unterthanen eigenmächtig eine Steuer aufgelegt, und diese hierdurch in zinsbörige Leute verwandelt, die kein echtes Eigenthum mehr besaßen. Damals, wo die Welt noch nicht in einer allgemeinen Gutmüthigkeit befangen war, ging das so leicht nicht, als jetzt. Auch war noch keine Aufklärung im Lande. Es entstand hierdurch der berühmte soestische Krieg, und im Jahr 1437 vereinigte sich die Corporation der Ritterschaft, so wie auch die Corporation der Städte des Marschallamts Westphalen mit der Ritterschaft und den Städten der Grafschaft Arensberg zu einem Bunde, und erklärten: daß sie die Rechte des Kaisers, des Pabstes und des Kurfürsten anerkennten, zugleich aber auch die ihrigen, und daß sie gesonnen wären, diese zu vertheidigen. Da das Recht und auch die Macht auf Seiten des Bundes war, so mußte der Kurfürst nachgeben, und 1438 alle Rechte der Bundesglieder bestätigen. Als Kurfürst Diederich gestorben war, vereinigten sich 1463 alle Glieder des Bundes dahin, eine Erblandsvereinigung zu machen, in welcher ihre Rechte beschrieben wären, und keinen Kurfürsten eher als ihren Herrn anzuerkennen, bis er diese beschworen. Jetzt war nun eine Landesverfassung und eine Landschaft und Landstände da, und aus den einzelnen Besitzungen war ein Land entstanden, und das alles auf dem Wege eines Bundes. Von dieser Periode an gerechnet, worden nun öfter Zusammenkünfte der Glie-

der dieser Corporation gehalten, so wie die Landesnothdurft solche von Zeit zu Zeit erfoderte, und diese Zusammenkünfte werden Landtage genannt. Dieses geht so fort, bis 1555, wo die Landtage in ganz Deutschland eine bestimmtere Form bekommen, da sie von nun an jährlich gehalten werden, wegen der Ausschreibung der Reichssteuern, die in diesem Jahre festgesetzt wurden (s. d. Art. Steuern). Die Corporation der Dienstleute (Ritterschaft) bestand größtentheils aus den, im Lande angesessenen Landsassen, und diese erschienen auf den Landtagen nicht allein als Mitglieder einer Corporation, sondern auch als Meistbeerbte. Außer ihnen erschienen auch noch die andern Meistbeerbten, die nicht zu dieser adeligen Knappschaft gehörten, und wurden gemeine Landsassen genannt; auch wurden diese in den Ausschreiben mit zu den Landtagen verschrieben. So z. B. nach 1584 in Westphalen in dem Landtagsbriefe vom 7. Juni vom Kurfürst Ernst. Indessen erschienen diese Landsassen, die zu keiner Corporation gehörten, immer weniger auf den Landtagen, während die von der Ritterschaft nie fehlten, die ohnehin schon als Dienstleute verpflichtet waren, auf den Placitis ihres Herrn in curia domini zu erscheinen. Sie wurden als Glieder der Ritterschaft, zu denen der Fürst ebenfalls als Ritter gehörte, zu den Hoffesten geladen, indeß die andern Landsassen sich stets von diesen verdunkelt sahen. Auch wurden damals den Landständen noch keine Tagegelder gezahlt, welches erst eine Erfindung späterer Zeit ist. Nach einem halben Jahrhunderte hatte man fast das Recht vergessen, das die gemeinen Landsassen hatten, auf den Placitis zu erscheinen, und überall finden wir, daß gegen das Jahr 1600 von der adeligen Knappschaft der Beschluß gefaßt worden war, keine andern Landsassen zu offenen Landtagen zuzulassen, als solche, die nachweisen könnten, daß sie zur Innung der Dienstmannschaft gehörten, und daß ihre Ältern und Großältern schon zu diesen gehört und Dienstmanns-Kinder gewesen waren (s. d. Art. Ahnenprobe*)). In Cleve und der Mark wurde dieser Beschluß 1599 gemacht; in Westphalen 1601 u. s. w. Auf diese Weise waren dann nur die gemeinen Landsassen von den Landtagen völlig ausgeschlossen. Von diesem Zeitpunkte fängt das Verderben der Landtage an, denn nun dauerte es nur noch ein halbes Jahrhundert, und die adeligen Landsassen machten ihre Rittersitze, die bis dahin zu den gemeinen Steuern beigetragen hatten, auch steuerfrei (s. d. Art. Steuerfreiheit). Dieses geschah z. B. in Westphalen 1654, in Berg und in Jülich 1664 u. s. w., und so entstand dann die höchst sonderbare Einrichtung: daß diejenigen, die die Steuern bewilligten, keine bezahlten, und diejenigen, die sie bezahlten, nicht mehr das Recht hatten, auf den Landtagen zu erscheinen, und sie zu bewilligen. Hierdurch wurde die Stellung der Landstände gegen die Landschaft sowol, als gegen den Fürsten ganz fehlerhaft, und aus dieser fehlerhaften Stellung ging dann ein endloses Disputiren und Quäruliren hervor, das völlig nutzlos war, und das es gemacht, daß man überall die Aufhebung der Landstände fast für einen Fortschritt in der Cultur angesehen hat. Vom Lande hatten sie sich durch ihren Eigennutz geschieden, da sie sich der Theilnahme an den gemeinen Lasten entzogen. Vom Fürsten schieden sie sich, indem sie ihn bloß für primus inter pares ansehen, und die Regierung in eine Art Aristokratie, oder in eine Regierung der Nobili verwandeln wollten. Dann schwuren sie auf ihren sogenannten offenen Landtagen den Verschwiegenheits-Eid (juramentum taciturnitatis), nach welchem Niemand etwas von dem offen-

*) S. d. Art., der doppelt bearbeitet ist: 1) im 1. Bande unter Ahnen-Probe, und 2) im 3. Bande als Anfang zu den Art. Erbadel.

baren durfte, was dort verhandelt und beschlossen wurde. Dieses war ihre Öffentlichkeit, mit der sie die Gegenstände des öffentlichen Rechts auf offenen Landtagen behandelten. Als die französische Revolution in allen den Ländern, wo ihre Wirkung hinkam, diese adeligen Landtage auflöste und die Steuerfreiheit des Adels aufhob, da trat die öffentliche Meinung gleich auf ihre Seite, da diese Landstände nichts mehr waren, wie ein leeres Gerüste in der Gesellschaft, das seine Bedeutung verloren, und von dem weiter kein Gebrauch mehr zu machen war. — Die Fürsten hatten darin gefehlt, daß sie nicht strenge darauf hielten, daß die Steuerverwilligung in den Händen derer blieb, die sie bezahlten, und da diese zu zahlreich waren, als daß sie Alle kommen konnten: so mußten sie durch Deputirte auf den Landtagen erscheinen. Auf diese Weise wären sie auch immer Herren ihres Lehnsadels und ihres Dienstmannsadels geblieben. Dieses ist die Geschichte der Landstände in denen deutschen Ländern, wo kein doppelter Socialcontract ist, wo keine Eroberer hingekommen. Dieser Strich von Deutschland geht vom Rheine bis zur Elbe. Jenseits der Elbe, wo die Deutschen als Eroberer über wendische und slavische Völker gekommen, und den doppelten Socialcontract eingeführt haben, nach welchem der Eroberer immer mehr ist und mehr gilt, als der Unterworfne, da ist es anders, und da sind auf den Landtagen nie gemeine Landsassen erschienen, sondern bloß die der Ritterschaft und der Städte, und auch wol die der Prälaten und die der Domkapitel, wo welche vorhanden waren. In diesen Ländern wird jetzt erst ein Stand von freien und selbstständigen Ackerbauern hervorgerufen, und dieser muß eher vorhanden sein, ehe man Landtage nach deutscher Sitte halten kann. — Der ganze Zustand der Gesellschaft hat sich, gegen die vorigen Jahrhunderte, völlig geändert, und die Landtage bekommen überall eine ganz andre Form. Das erste Element, was eingeführt wird, ist die Öffentlichkeit. Die Stände bewegen sich unter den Augen des Volks, und werden von seiner Theilnahme gehalten und getragen. Das zweite Element ist das Repräsentativsystem, vermöge dessen das Volk oder die Meistbeerbten ihre Stellvertreter wählen; wo diese also die Besten, die Geschicktesten, die Kenntnißreichsten aussuchen können, und wo sie nachher bei den neuen Wahlen ihren Beifall, oder ihren Tadel dadurch ausdrücken können, ob sie sie auf's neue wählen wollen, oder aber Andere. Alles Corporationswesen hat aufgehört, und es wird nicht mehr gefragt: ob der Landstand und seine Ältern und Großältern mit zur adeligen Dienstmannschaft gehört, und ob er dies mit 4 oder 8 Schilden beweisen könne. Bloß die Steuerrolle entscheidet über die Wahlfähigkeit, und die Ehre, auf den Landtagen zu erscheinen, ist unmittelbar an die Last geknüpft. Die gegenwärtige Einrichtung der Landtage mit einer öffentlichen Gesetzgebung, die in zwei Kammern getheilt ist, findet sich in d. A. Verfassung. Bg.

Landtage, s. d. Art. Landstände.

Landwehr, Landsturm. Schon in den fränkischen Capitularien Lantweri finden wir ein Masseaufgebot zur Vertheidigung des Reichs, oder einen Landsturm im heutigen Sinne. Wie das neue europäische Heerwesen den Begriff von Volksbewaffnung und Landesvertheidigung aus der Kabinetspolitik allmälig entfernt hatte: so erloschen auch jene vaterländischen, schon unter Heinrich I. im 10. Jahrh. gegen die Slaven, Ungarn und Normannen zum Schutz der deutschen Unabhängigkeit, getroffenen Einrichtungen. Doch blieb noch im 16. und 17. Jahrh. der Landsturm sowol zur Gebietsvertheidigung und innern Sicherheitspolizei, als zum Kriege jenseit der Grenze durch die Reichssatzungen verpflichtet. Jenen innern Dienst nannte man die gemeine Fol-

ge, den auswärtigen hohe Reise. Selbst jeder neu aufgenommne Bürger mußte sich in mehrern deutschen Ländern, z. B. in Baden, wehrhaft machen und in den Waffen üben. Aber auch dies hörte nach und nach auf; kaum erhielt sich hier und da eine Spur davon in der s. g. Landmiliz, oder in der Heerpflichtigkeit eines, zum Felddienst auf den Nothfall bestimmten Volkstheils, die auch außer Deutschland in den meisten europäischen Staaten zur Ergänzung oder Unterstützung des stehenden Heers vorhanden war. Die französische Revolution stellte zuerst eine der neuern Kriegskunst angemessene Nationalbewaffnung in den Nationalgarden auf. Das Übergewicht derselben über die bloßen Soldheere, ward nur zu bald sichtbar. Man versuchte zwar im J. 1799, ihnen in Deutschland etwas Ähnliches entgegenzustellen, und bot in einigen Gegenden einen Landsturm auf, an dessen Spitze sich der Staatsminister Albini (s. d. Art.) stellte; allein die Maßregel erhielt keine Allgemeinheit und blieb daher ohne Folgen. Erst nach dem preßburger Frieden fühlte der österreichische Staat die Nothwendigkeit, das Heerwesen auf die Volkskraft, beide aber auf den Volksgeist zu gründen. So ward im J. 1808 in den österreichischen Erbländern eine Landwehr errichtet, die aus 50,000 Mann bestehen und das stehende Heer unterstützen sollte. Jeder Inländer bis zum 45. Jahre war zum Dienst in derselben verpflichtet. Diesem Beispiele folgten Rußland 1812, Preussen und die übrigen deutschen Staaten 1813. Zugleich ward ein Landsturm, d. h. ein Volksaufgebot in Masse, angeordnet, der erst bei dem Erscheinen des Feindes in dem Lande selbst in Thätigkeit gesetzt und nie außerhalb der Grenzen gebraucht werden sollte. So wirksam sich auch in dem Befreiungskriege die Landwehr gezeigt hat, wenn man sie als eine Ergänzung des stehenden Heers diesem im eintretenden Falle zweckmäßig einverleibt: so wenig Erfolg scheint man sich doch im Ganzen von dem Landsturm in allen solchen Ländern versprechen zu dürfen, deren Bewohner nicht schon vermöge der örtlichen Beschaffenheit und der Lebensart kriegerisch sind. Daher sind Landwehr und Landsturm in einigen Ländern wieder aufgelöst worden. Der deutsche Bundestag hat 1819 bloß ein Bundesheer zu organisiren angefangen.

Landwirthschaft, ist dasjenige Gewerbe, welches die Erzeugung, zum Theil auch die fernere Bearbeitung von Pflanzen- und Thier-Stoffen zum Zweck hat. Sie strebt, wie jedes andre Gewerbe, nach einem nachhaltigen Gewinn, und heißt vollkommen, wenn dieser möglichst hoch ist. Dieses Gewerbe hat vor andern Gewerben viele Eigenthümlichkeit, ist auf Naturkräfte gegründet und an den Gang der lebenden Natur gerichtet, der in jedem Jahre minder oder mehr gleichbleibend wiederkehrt; nichts kann beschleunigt, nichts darf versäumt werden. Verhältnisse und Umstände, die selten vorher zu bestimmen sind, müssen möglichst genau wahrgenommen werden, um die Kräfte der Natur für den gewerbsmäßigen Zweck wirksam zu leiten. Es erfodert eine ausgedehnte Gewerbssphäre d. i. ein Landgut, eine eigne Einrichtung desselben, einen angemessenen Besatz oder Inventarium (s. d. Art.), Gebäude und Werkzeuge eigner Art, und überdies ein starkes Betriebskapital. Durch diese Umstände ist die Landwirthschaft an sich zum sichern Gewerbe geworden, und wird es noch mehr dadurch, daß sie nur unentbehrlich gewordne Erzeugnisse zum Gegenstande hat. Da die erstern nun auch mit der Thätigkeit eines Volks mehr oder weniger im Verhältnisse verbleiben: so gibt der Preis derselben auch den Maßstab zum allgemeinen Arbeitspreise. Zwei Drittheile bis 4/5 der Einwohner beschäftigen sich mit der Landwirthschaft; ein bedeutender Theil der

übrigen mit der weitern Verarbeitung landwirthschaftlicher Erzeugnisse. Je höher eine Nation an Bildung steigt, desto mehr steigt auch die Erzeugung, weil die Geschicklichkeit auf der einen Seite und das Ineinandergreifen auf der andern das Gewerbe erheben. Ein Acker, der vorher nur 3 Thlr. Landrente abwarf, gibt nun 20—30 und mehr. Wie weit der Ertrag des Bodens gebracht werden kann, wird man niemals lernen, wol aber, daß sich mit dessen Anbau die Arbeit vermehrt und diese Vermehrung die Zunahme der Bevölkerung in gleichem Schritte zur Folge hat, wenn anders die Regierungen nicht unverständige Maßregeln nehmen. Ein stark bevölkertes Land ist auch zugleich ein gleichmäßig angebautes. England ist nicht sowol durch seine viel gepriesenen Fabriken und seinen Handel, als vielmehr durch seine Landwirthschaft reich geworden ist. Denn mit jedem Schritte zur Vollkommenheit der Landwirthschaft wächst das Nationalvermögen. Durch die Landwirthschaft wird ein Volk unabhängig von Außen und hat als Staat im Innern seine nöthige Bindung und Festigkeit, denn er erzeugt seine bekannten und berechneten Bedürfnisse. Diese Erzeugung beschäftigt die, an dieselbe geschlossene Volkszahl zum größern Theil unmittelbar nnd den andern als unentbehrliche Hülfe mittelbar, wie alle Handwerker, welche für die Landwirthschaft die Werkzeuge und andre Hülfsmittel verfertigen, oder welche auch nur zur Befriedigung anderweitiger Bedürfnisse des Volks gewerbsthätig sind, z. B. Kleider verfertigen, rohe Stoffe verarbeiten oder damit Handel treiben. Die Landwirthschaft wird als Kunst ausgeübt, d. h. man betreibt sie nach gewissen Regeln, welche die Erfahrung an die Hand gab, oder durch den prüfenden Scharfsinn in Verein der Naturwissenschaften geschaffen wurden. Sie kann daher als Kunst erlernt, aber auch als Wissenschaft gelehrt werden. Insofern sie als Kunst betrachtet wird, führt sie den Namen der niedern Landwirthschaft, als Wissenschaft heißt sie die höhere Landwirthschaftswissenschaft. Jene nennt man auch den besondern und diesen den allgemeinen Theil. Rein wissenschaftlich ist sie erst in der jüngsten Zeit bearbeitet worden, wenn man auch vorher ein wissenschaftliches Lehrgebäude angefangen hatte. Durch diese Bearbeitung erhielt sie nun auch den ehrenden Namen: rationelle Landwirthschaft, und wir nennen den einen rationellen Landwirth, welcher im Besitze der höhern Landwirthschaftswissenschaft ist und durch Hülfe dieser das landwirthschaftliche Gewerbe praktisch betreibt. Der rationelle d. i. wissenschaftliche Landwirth unterscheidet die Fälle scharf, schafft sich nach den obwaltenden Verhältnissen die Regel dafür, und kann darum zu ihrer Ausführung auch die zweckmäßigsten Mittel auffinden und anwenden. Der bloß angelernte Landwirth wird sich dagegen nie ohne bestimmte Anweisung von seinem Leisten entfernen, ob dieser wol nur für eine besondre Lage passend sein kann. Er darf nur, sagt Thaer, seiner einmal angenommnen Regel gemäß der bestimmten Vorschrift des Einsichtsvollern folgen, und wird, wenn er selbst denken und frei handeln will, dem Soldaten gleichen, der voll persönlichen Muths aus Reih und Glied hervortretend Feuer gibt und, statt die gute Sache zu befördern, nur alles in Verwirrung bringt. Deshalb ist es oft sehr richtig, wenn man sagt, daß Wirthschaftsverwalter, die in andern Gegenden, unter andern Verhältnissen, der Sache glücklich vorgestanden hatten, nun, anders wohin versetzt, durchaus bei jedem Schritte strauchelten und das Ganze in Verwirrung brachten. Ihre auf Glauben angenommne Regel paßte nicht bei verschiednem Boden, verschiednem Maße der Kräfte und verschiednen Verhältnissen. Und so erklärte

man diese, auf ihrem Flecke kunstgerechten Ökonomen für unwissend. Der wahre rationelle Landwirth dagegen wird sich in die verschiedenartigsten Lagen finden, wenn er sich die Zeit nimt, diese richtig kennen zu lernen. Der nicht wissenschaftlich gebildete Landwirth kann dadurch auch von den besten Büchern wenig Gebrauch machen, denn er kann die neuern Ideen nicht ordnen und in das Ganze verweben. Für ihn sind nur diejenigen Schriften, welche auf die besondern Verhältnisse, worin er sich befindet, wahren Bezug haben. Seine Bildung besteht in der handwerksmäßigen Erlernung. Die Landwirthschaft zerfällt in zwei Haupttheile: Pflanzenbau und Viehzucht. In der Regel pflegen beide mit einander verbunden zu sein, es kann aber jede für sich betrieben werden, wie das auch wirklich der Fall ist. Der Pflanzenbau, als Theil der Landwirthschaft betrachtet, zerfällt in mehrere Abtheilungen, welche nicht nur ihre besondere Benennung haben, sondern auch selbst als ein für sich bestehendes Ganze, als ein geordneter Wirthschaftszweig betrieben werden, als Getreidebau; Wiesenpflanzenbau, Wiesenwirthschaft; Obstbau d. i. Obstbaumzucht, mit Einschluß des Weinbaues; Holzbau, Forstwirthschaft. Der Gartenfruchtbau oder die Gärtnerei ist nur insofern als besondrer Theil anzusehen, als der Gärtner mehr oder weniger Kunst anwendet, gewisse Pflanzen hervorbringen. Nicht selten werden in einer und derselben Wirthschaft die hier genannten Zweige als ein Ganzes zusammenvereinigt, ob sie gleich dagegen wiederum einzeln betrieben werden. Jeder kann eine sehr bedeutende Ausdehnung erhalten und dadurch den einen oder den andern sehr beschränken oder gänzlich verdrängen, z. B. der Getreidebau den Anbau der Holzpflanzen; die Gärtnerei wird in der Nähe großer, volkreicher Städte nützlich so weit ausgedehnt, daß der Getreidebau gänzlich verschwindet. Obwaltende örtliche Verhältnisse bestimmen jeglichesmal, welchem Zweige vor dem andern der Vorzug einzuräumen ist. Indeß blieb im Allgemeinen der Getreidebau der hauptsächlichste Zweig und schließt den Anbau mehrer andrer Pflanzen keineswegs aus, wie im Artikel Ackerbau dargethan worden ist. Die Viehzucht, als der zweite Theil der Landwirthschaft begreift die Anzucht, d. i. Vermehrung, und zugleich die Pflege, der Thiere in sich. Sie gründet ihre weitere Abtheilung auf die verschiednen Thiergattungen; so gibt das Rind die Rindviehzucht, das Schaf die Schafzucht, d. i. Schäferei, das Schwein die Schweinezucht, das Geflügel die Federviehzucht. In der Betreibung weicht jeder Zweig wesentlich von dem andern ab, und pflegt daher auch mehrentheils abgesondert betrieben zu werden. Insbesondre verdient die Fischzucht oder die Fischerei einer Erwähnung. Sie wird gemeiniglich nicht als Theil der Viehzucht aufgestellt, obwol kein hinlänglicher Grund vorhanden ist. Daß die Fische in einem andern Elemente leben, als die übrigen Thiere, die wir absichtlich erziehen oder pflegen, kann und darf uns nicht stören, Begriff und Zweck bleiben ja unverändert. Zudem machen ja die Teiche einen Teil des Landguts aus, und die Fischzucht pflegt mit dem Betrieb der Landwirthschaft unmittelbar ihre Verbindung zu haben. Ihr eine besondre Abtheilung zu widmen, wäre eben so wenig nöthig als gegen den Begriff, den wir von der Viehzucht aufgenommen haben, streitet. Außer dem Pflanzenbau und der Viehzucht zählt man gemeiniglich noch andre Gewerbszweige zur Landwirthschaft, wozu sie aber eigentlich nicht gehören, wol aber mit derselben öfters verbunden und betrieben werden. Wir dürfen sie darum auch nur als landwirthschaftliche Nebengewerbe betrachten. Sie sind technisch und bezwecken die weitere Nutzung landwirthschaftlicher

Erzeugnisse. Hieher gehören die Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Stärkefabrication, Oelschlägerei, Zuckerfabrication. Mit der kleinern Landwirthschaft verbindet man nützlich die Ziegel-, Kalk- und Gipsbrennerei, Torfstecherei. Die landwirthschaftliche Arbeit ist als vollendet anzusehen, wenn das beabsichtigte rohe Erzeugniß erzeugt oder gewonnen ist, z. B. das erbaute Getreide gedroschen, der Hanf und der Flachs gezogen, die Milch gemolken ist. Das Erzeugniß ist nun verkäuflicher Artikel und wird als solcher unter günstigen Umständen auch auf der Stelle verkauft oder zum Abholen aufbewahrt. Bei mehrern derselben ist der Landwirth genöthigt, sich einer gewissen weitern Verarbeitung zu unterziehen; Flachs und Hanf verkauft sich nur gebrochen; die Milch muß in Butter oder Käse verwandelt werden. Ist der Landwirth in dem Falle, daß er seine Erzeugnisse nicht als solche verkäuflich abgibt oder abgeben kann, sondern sie weiter zurichtet oder verwerthet: so greift er in andre Gewerbe, vereinigt diese mit dem seinigen. Dies ist das Ziel jeder höhern rationalen Landwirthschaft. Wenn die auf die Landwirthschaft genau berechneten Arbeitskräfte derselben eigentlich nicht entzogen, sondern nur beiläufig auf's Nebengewerbe gerichtet werden: so stört dies eigentlich das landwirthschaftliche Gewerbe nicht, und der Gewinn im Nebengewerbe kann um so größer werden, als auf dieses weder eigne Gebäude, noch Arbeiter zu rechnen sind. Wer Zeit und Verhältnisse gut zu benutzen weiß, um die beste Verbindung der vorkommenden Geschäfte herzustellen und zu erhalten, kann die Rente seines Anlagekapitals, das immer vorauszusetzen ist, ziemlich hoch bringen. Es gibt mehrere Gewerbe, die sich füglich mit der Landwirthschaft, zum Gewinn für die Besitzer, verbinden lassen. Besonders verdienen die zunächst einer Erwägung, die sich in einer eigends dazu bequemen Zeit betreiben lassen. Dergleichen sind, welche am besten im Winter vorgenommen werden können, als: Branteweinbrennen, Bierbrauere, Zuckerfabrication aus Runkelrüben und Kartoffeln, Tabakszubereitung, Oelpressen, Handel mit Getreide, Holz, Flachs, Hanf. Für die Wirthschaft einflußvoll sind diejenigen Nebengewerbe, welche derselben nutzbare Abgänge verschaffen, wie z. B. die Branteweinbrennerei, die Bierbrauerei, Zucker- und Stärkefabrication, die alle ein vorzügliches Futter auswerfen. Die Masse des Düngers wird vermittelst desselben vermehrt, und durch dieses wieder der Ertrag des Ackers erhöht. Für den kleinen Wirth gibt es sehr viele Gewerbszweige, die er besonders im Winter mit manchem Vortheile betreiben kann, als Spinnerei, Weberei, Flechten des Stroh- und Bastwerks, Verfertigung mancherlei Holzartikel z. B. Siebe, Geräthschaften. Man wird finden, daß die Landleute, wo sie solche Nebenarbeit im Winter vornehmen, arbeitsamer sind, als wo dies nicht der Fall ist. Zugleich pflegen auch solche Dorfschaften am bevölkertsten zu sein. Viele setzen sich besonders auf solche Arbeiten an, weil sie immer Beschäftigung finden. Kinder und schwächliche Personen finden Gelegenheit, sich ihr Brod mehr oder weniger ohne andre Unterstützung zu verdienen. Die erstern pflegen bei dringenden Geschäften, z. B. in der Ernte, die Landwirthe zu unterstützen. Allein außer dieser Hülfe verlassen sie für den letztern noch manche Vortheile, und wenn die Manufakturisten auch nur als Verzehrer anzusehen wären. Endlich sind noch die, auf das Gewerbe Bezug habenden Verhältnisse der Landwirthschaft zu erwägen. Überall wird die Landwirthschaft als ein freies Gewerbe betrieben, ohne daß irgend ein gesetzlicher Zwang zur Innung führte. Allein im Güterbesitz und in den sogenannten Gerechtsamen derselben ist eine unübersehbare Verschiedenheit, die auf den Betrieb des

Gewerbs, auf die Staatsbürgerschaft, ja selbst auf den moralischen Charakter der Menschen mächtigen, aber wol nirgends guten Einfluß hat. In manchen Ländern geht man von dem Grundsatze aus, daß aller Grund im Lande Erbeigenthum der Regentenfamilie sei, das dann theilweise weiter vergehen und verliehen wird; anderswo ist nur ein Theil als solches Erbeigenthum angenommen, weil das übrige bereits verschenkt, oder von vorn herein streitig gemacht worden ist. Das erstre gibt Kronen- oder Domänengüter. Kammergüter sind aber solche, die dem Ganzen, dem Staate gehören und dazu dienen sollen, aus ihrem Ertrage die Bedürfnisse des Landes entweder ganz, oder zum Theil zu bestreiten. Rittergüter waren anfangs wahre Staaten im Staate, sie haben diesen Charakter das ganze Mittelalter hindurch und oft bis auf unsre Zeiten behalten. Ihre Lehnbarkeit oder freiwillige Unterwerfung; brachte sie mit dem größern Staat, dem sie einverleibt wurden, in Beziehung. Im ersten Falle waren sie vom Lehnsherrn bedingungsweise abgetretne Besitzungen, z. B. um bei ausbrechenden Kriegen vom Inhaber verlangen zu können, daß er auf seine Kosten selbst und mit seinen Leuten zum Heere stoße, also persönliche Dienstbarkeit, die in neuerer Zeit in einen milden Geldbeitrag, Donativgeld, Ritterpferdsgeld oder Besitzkanon, verwandelt worden ist. Solche Besitzungen kann in manchen Ländern nur der Adel, aber kein Bürgerlicher erwerben, wol aber im Auftrage bewirthschaften, z. B. als Pachter, Sequester. Was Bauergüter sind, haben wol die Rechtsgelehrten zu bestimmen sich bemüht, landwirthschaftlich findet sich jedoch kein Stützpunkt, sie für etwas andres, als ein gewöhnliches Landgut, d. i. eine landwirthschaftliche Gewerbssphäre zu erklären. Pl.

Länge (geographische), ist die nach Graden, Minuten, Secunden u. s. w. des Aequators oder eines Parallelkreises gemessene Entfernung eines Meridians von einem andern, den man als den ersten annimt, oder die Entfernung zweier Punkte nach Ost und West oder von West nach Ost. In diesem Fall unterscheidet man westliche und östliche Länge. Durch welchen Punkt man den ersten Meridian zieht, ist gleichgültig, nur muß es jedesmal angegeben werden. Sonst zog man ihn meist über die Insel Ferro; die Franzosen pflegen ihn über die pariser Sternwarte, die Engländer über Greenwich, die Berliner über Berlin zu ziehen. Einige Geographen zählen vom ersten Meridian 180° gegen Westen und eben so viel gegen Osten; andre dagegen zählen die Länge von Westen gegen Osten durch den ganzen Aequator bis zu 360° fort. Jetzt ist das Gewöhnlichste, den ersten Meridian 20° westlich von dem Meridian der pariser Sternwarte anzunehmen, welches nichts weiter ist, als eine genauere Bestimmung des ältern über die Insel Ferro, auf der Scheidelinie zwischen der östlichen und westlichen Halbkugel. Die Länge oder die Bestimmung, wie weit ein Ort oder der durch ihn gezogne Meridian von dem ersten Mittagskreise nach Osten entfernt ist, wird neben der Breite (s. d. Art.) zur Auffindung der wahren Lage dieses Orts auf der Erde erfodert. Aus der Gestalt unsrer Erde folgt, daß die Längengrade nach den Polen hin immer kleiner werden müssen. Die Breitengrade hingegen sind alle einander gleich; jeder beträgt 15 geogr. Meilen. Das Maß eines Grades auf einem Parallelkreise wird gefunden, wenn man die Größe eines Aequatorgrades mit dem Consinus (für den Radius = 1.) der Breite dieses Parallelkreises multiplicirt. Die Länge zeigt den Unterschied der Mittagszeit zwischen irgend einem Ort und dem ersten Meridian an. Da die Sonne ihren scheinbaren Umlauf in 24 Stuben vollendet, so wird jeder Ort, der 15° westlicher,

als ein andrer liegt, eine Stunde ſpäter Mittag haben, als dieſer. Orte, deren Längenunterſchied 180° beträgt, werden ſtets die gerade entgegengeſetzte Tageszeit haben, der eine Mittag, wenn der andre Mitternacht hat. Wie nun der Unterſchied der Länge zweier Orte durch die, an beiden Orten angeſtellte Beobachtung der Zeit eines Ereigniſſes am Himmel (Mondfinſterniſſe, Sternbedeckungen, insbeſondre Verfinſterung der Jupiter-Trabanten) gefunden wird, ſo kann man auch umgekehrt aus dem Längenunterſchiede zweier Orte den Zeitunterſchied derſelben berechnen, indem man die Bogentheile des Parallelkreiſes in Zeittheile verwandelt. Es ſind nämlich 15° des Parallelkreiſes = 1 Stunde, 1°=4′ 15=1′, 1′=4″, 15″=1″, 1″=4‴. Als Beiſpiel diene der Unterſchied der Länge zwiſchen Berlin und Pekin. Dieſer beträgt 103° 3′ 15″, folglich 6 Stunden 52″ 13″ Zeit, um welche Pekin früher Mittag hat als Berlin. Das Wichtigſte und Schwierigſte iſt die Erforſchung der Länge zur See, oder des Schiffs für jeden Augenblick. Das engliſche Parlament ſetzte im J. 1714 einen Preis von 20,000 Pfund Sterling auf eine ſichre Methode, die Länge zur See bis auf einen halben Grad zu beſtimmen. Eine Uhr, die einen gleichförmigen Gang behielte, wäre für einen Seefahrer das bequemſte Mittel, um aus dem Unterſchiede der Zeit des Mittags auf dem Schiffe und der Zeit nach der Uhr, unmittelbar den Unterſchied der Länge des Orts, für welchen die Uhr geſtellt iſt, und desjenigen, wo ſich das Schiff befindet, zu beſtimmen. Wirklich verfertigt zuerſt Harriſon (ſ. d.) eine Seeuhr (Längenmeſſer, Zeitmeſſer, Chronometer) von der erfoderlichen Genauigkeit. Sie war auf der erſten Reiſe binnen 4 Monaten nur 2 Minuten abgewichen. Doch fielen ſpätere Verſuche minder genau aus. Andre Künſtler folgten, namentlich Kendale, Mudge, Berthoud, Le Roy, und noch jetzt verfertigen z. B. Arnold und Emery ſo genaue Chronometer, daß ſie auf dem Lande und auch zur See recht wohl zu Längenbeſtimmungen brauchbar ſind. Indeß bleiben doch aſtronomiſche Beobachtungen immer das ſicherſte Mittel. Da Verfinſterungen und Bedeckungen ſelten vorkommen und ſchwer zu beobachten ſind, ſo ſchlug man die Diſtanzen des Mondes von der Sonne oder andern bekannten Fixſternen zur Längenbeſtimmung vor, weil dieſe in den meiſten Nächten gemeſſen werden können; nur wird dazu eine genaue Kenntniß des Mondenlaufs erfodert. Tobias Mayer (ſ. d.) berechnete Mondstafeln (nachher von Bürg in Wien verbeſſert), durch welche auch der ungelehrte Seemann in Stand geſetzt wird, mittelſt einfacher Rechnungen die Länge innerhalb eines Sechstheils oder höchſtens eines Fünftheils eines Grades zu finden. Die aſtronomiſche Länge oder die Länge eines Geſtirns iſt der Bogen der Ekliptik, welcher zwiſchen dem Frühlingspunkte und dem Breitenkreiſe eines Geſtirns enthalten iſt, wobei man von Abend nach Morgen zählt, die Angabe aber nach dem Zeichen der Ekliptik macht. Man findet die Länge eines Geſtirns durch die gerade Aufſteigung und Abweichung. Sie erleidet durch das Vorrücken der Nachtgleichen (ſ. d. Art.) eine Veränderung.

Lange (Joſeph), einer derjenigen deutſchen Schauſpieler höhern Rangs, die, wie Garrik und Lekain bei den Engländern und Franzoſen, auch bei der Nachwelt in ehrenvollem Andenken bleiben und in der Geſchichte der dramatiſchen Kunſt der Deutſchen einen feſten Platz einnehmen werden. Er ward geboren 1751 in Würzburg, wo ſein Vater die Stelle eines Legationsſecretärs beim fränkiſchen Kreiſe bekleidete, und zeigte als Knabe eine vorherrſchende Neigung für die Malerei. Um ſein, ſchon ziemlich entwickeltes Talent weiter auszubilden, ging er nach Wien. Hier fand er einen ältern Bruder in einer angeſehnen Fa-

milie als Privatsecretär angestellt. Beide hegten gleiche Liebe für das deutsche Theater, für welches in jener Zeit in Wien eben die Morgenröthe anbrach. Einige andre junge Leute von Talent und Liebe für die dramatische Kunst vereinigten sich mit ihnen zu einem Liebhabertheater. Hofrath von Sonnenfels erhielt davon Kenntniß, überzeugte sich von dem Talent der beiden Lange, und bestimmte sie, sich ganz der Bühne zu widmen. Der ältere Brudee starb bald; aber der jüngere schwang sich durch Talent und Studium zum großen Künstler empor, und wurde für immer der Liebling der Wiener. Noch jetzt (1818), wo er bereits durch sein Alter in den Ruhestand getreten, zeigte er sich nicht selten in Gastrollen, die ihm jedesmal einen großen Triumph bereiten. Lange neigt sich übrigens der franz. Darstellungskunst an. Er dürfte mit Brizard aus der ältern, und mit Damas aus der jetzigen Zeit der pariser Bühne verglichen werden können. Seine Malerstudien vernachlässigte Lange nicht, und man hat selbst große, sehr geschätzte Bilder von ihm, sogar Altarblätter, wie das in der nikolsburger Kirche.

Langsdorf (Georg von), gegenwärtig russischer Oberconsul in Brasilien, Sohn des Vicekanzlers von Langsdorf in Heidelberg, verdient hier vorzüglich als der Begleiter Krusenstern's auf dessen Reise um die Welt eine kurze Erwähnung. 1774 geb., vollendete er in Göttingen seine akademische Laufbahn. Er wurde Doctor der Medicin und begleitete 1797 den Prinzen Christian von Waldeck als Leibarzt nach Lissabon. Nach dem Tode des Fürsten ging er über England und Frankreich nach Deutschland zurück. Sein Wunsch, eine größere Reise bloß in naturhistorischer Hinsicht zu unternehmen, wurde durch die Nachricht von der krusenstern'schen Unternehmung auf's lebhafteste erregt. Er wendete sich nach Petersburg, aber sein Antrag ward abgelehnt, da die Schiffe mit erstem Winde absegeln sollten, auch D. Tilesius bereits als Naturforscher für die Reise ernannt war. Des ungeachtet reiste Langsdorf noch an demselben Tage, wo er diese Nachricht in Göttingen erhielt (18. Aug. 1803), in der Absicht, das Aeußerste bei Krusenstern selbst zu versuchen, nach Kopenhagen ab, wo die beiden, zur Reise bestimmten Schiffe sich, wie er erfahren hatte, acht Tage lang aufhalten würden, war so glücklich mit Krusenstern hier zusammenzutreffen, und von dem nach Japan bestimmten Gesandten Resanof, der hierüber zu entscheiden hatte, die Erlaubniß zur Mitreise zu erhalten (s. Krusenstern). Langsdorf verlies 1805 in Kamtschatka die Gesellschaft, und endigte seine Reise, von den Aleuten und Amerika aus, zu Lande durch Sibirien. Die Beschreibung derselben ist in 2 Quartbänden 1812 erschienen.

Lannes, franz. Marschall und Herzog von Montebello, war 1771 geboren. Auch er trat in einem niedrigen Grade bei der Armee ein, als der Revolutionskrieg ausbrach; durch Verdienst und Tapferkeit schwang er sich aber bald zu höhern empor. Bei Eröffnung des italienischen Feldzugs unter Buonaparte, wurde er von diesem zum Adjutanten ernannt, nach der Schlacht von Millesimo aber schon zum Brigade-General befördert. Auch nach Aegypten folgte er Napoleon, der ihn liebte und ihm erlaubt hatte, gegen ihn die freimüthigste Sprache der Wahrheit zu reden. Nach der Rückkehr aus Aegypten nahm er an allen Kriegsbegebenheiten den ruhmvollsten Antheil und wurde auch zu einer diplomatischen Sendung nach Lissabon gebraucht. In dem preuß. Kriege von 1806 führte er die Vorhut und legte durch die Vernichtung des Corps unter dem Prinzen Ludwig Ferdinand den ersten Grund zu den nachfolgenden Siegen über die preuß. Waffen, in welchen er allenthalben den größten Theil behielt. In dem darauf folgenden spanischen Kriege war

er es der endlich Saragossa bezwang. Von Spanien aus begleitete er Napoleon nach Deutschland, stürmte am 23. April Regensburg und erreichte endlich in der Schlacht von Eßlingen oder Aspern (22. Mai) das Ziel seiner kriegerischen Thätigkeit. Er hatte durch eine Kanonenkugel ein Bein verloren, und starb wenige Tage darauf.

Laokoon, ein Priester Neptun's (nach Andern des Apollo) zu Troja, war nach dem scheinbaren Abzuge der Griechen eben damit beschäftigt, auf einem, am Meere errichteten Altare dem Neptun einen Stier zu opfern, als plötzlich von der Insel Tenedos her zwei ungeheure Schlangen über das Meer geschwommen kamen, und sich gegen den Opferaltar hinwälzten. Die erschrocknen Zuschauer fliehen, Laokoon und seine Söhne werden ihr Opfer. Zuerst werden die Söhne von ihnen umschlungen; dann ergreifen sie auch den Vater, der seinen Kindern mit einem Pfeile zu Hülfe eilen will, umschlingen mehrere Male seinen Körper und strecken ihre Köpfe hoch über das Haupt des Unglücklichen empor, der unter Jammergeschrei sich loszuringen strebt. Darauf entfliehen die beiden Schlangen und eilen zum Tempel der Pallas, wo sie sich zu den Füssen der Göttin lagern und unter ihrem Schilde verstecken. Das Volk sieht darin nur die Strafe dafür, daß Laokoon früher das ihr geweihte hölzerne Roß verletzt und mit einem Speer durchbohrt hatte. Dies die Geschichte des Laokoon, wie sie uns von Virgil (Aen. II., 199) erzählt wird. Andre Schriftsteller (z. B. Hygin) erzählen sie auf andre Weise, obgleich in der Hauptsache übereinstimmend. Diese Begebenheit ist nicht allein durch poetische Bearbeitungen aller Art (Sophokles bearbeitete sie zu einer Tragödie) verherrlicht worden, sondern hat auch zu einem Werke der bildenden Kunst Veranlassung gegeben, welches uns noch aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Dies ist die berühmte Gruppe des Laokoon, welche 1506 beim Nachgraben in einem Weingarten (in den Bädern des Titus) gefunden und dem Papste Julius II. für eine jährliche Pension überlassen wurde, der sie in Belvedere aufstellen ließ, wohin sie auch jetzt von Paris wieder zurückgekehrt ist. Sie ist vollkommen gut erhalten, nur der rechte Arm des Laokoon fehlte, welcher von einem geschickten Schüler des Michel Angelo ergänzt wurde. Von den Urtheilen, welche über dies Kunstwerk von Lessing, Heyne, Hirt, Meyer u. A. gefällt worden sind, wollen wir hier nur dasjenige zusammenstellen, was von Heyne in seinen antiquarischen Aufsätzen, und in den Propyläen darüber gesagt worden ist. Die Gruppe des Laokoon erfüllt, nach der Meinung dieser Schriftsteller, alle Bedingungen, die man von einem vollkommnen Kunstwerke fordert: richtige Kenntniß des menschlichen Körpers, Charakter, Idealität, Anmuth u. s. w. Alle dazu gehörigen Figuren sind nackend vorgestellt. Der Zustand der Figuren ist folgender: Laokoon selbst hat die eine Schlange mit beiden Händen gefaßt, mit der linken Hand den obern Theil, indem eben die Schlange ihren Zahn über die Hüfte einsetzt. Der Kopf dieser Schlange an der Gruppe, wie sie jetzt vorhanden, ist nicht ganz glücklich restaurirt, indem die Stelle des eigentlichen Bisses nicht recht angegeben ist; aber es haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen in dem hintern Theile der Statüe erhalten, so daß uns über die Absicht des alten Künstlers keine Zweifel übrig blieben. Außerdem leidet Laokoon noch eine Beklemmung durch eine neue Umwickelung am dicken Beine und am untern Arme. Der Hauptausdruck bei ihm ist augenblickliches Gefühl der Wunde. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern sie beißt noch und zwar an den empfindlichsten Theilen des Körpers. Der Körper entweicht auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich

ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite. Außer dem leidenden Ausdrucke des Schmerzes sieht man bei ihm auch das thätige Bestreben, sich von dem furchtbarsten Feinde loszumachen, und sich und seine Kinder mit Gewalt zu befreien. Er preßt die Schlange, und eben dadurch gereizt, beißt sie. In den ringenden Armen und den, von der Schlange noch umwundnen Füßen zeigt sich der Überrest der vorhergehenden Stellung, wo die Schlange sich um den Unglücklichen wand, und er sie mit den Händen faßte, und so entstand eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden von Anstrengungen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Zugleich sind, außer den körperlichen Schmerze, die geistigen Leiden des Mannes auf der höchsten Stufe vorgestellt. Angst, Furcht, Schrecken, Vaterliebe sind nicht weniger, als der körperliche Schmerz kennbar ausgedrückt. Von den Söhnen ist der jüngste an Füßen und Armen von der andern Schlange umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt. Durch die Bewegung des rechten Arms sucht er sich Luft zu machen; mit der linken Hand drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring und die Brust ziehe. Sie ist im Begriff, unter der Hand wegzuschlüpfen; keineswegs aber beißt sie, wie man sonst geglaubt hat. Er strebt ohnmächtig und ist geängstigt, aber noch nicht verletzt. Der älteste Sohn ist am leichtesten verstrickt, indem ihm die Schlange nur den rechten gegen den Vater ausgestreckten Arm, und der hintere Theil der andern sein linkes Bein umwindet. Er fühlt weder Beklemmung, noch Schmerz, erschrickt aber über die Verwundung seines Vaters und schreit auf, indem er die Schlange von dem linken Fuße abzustreifen sucht. Die Wirkungen der Schlange sind stufenweise angegeben: die eine umschlingt nur, die andre wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Eben so ist die Bedeutung der drei Personen dieser Gruppe sehr weise abgestuft: Laokoon ist ein starker, wohlgebauter Mann, aber schon über die Jahre der Kraft hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu widerstehen. Einen rüstigen Jüngling an seine Stelle gedacht, und die Gruppe würde ihren ganzen Werth verlieren. Die beiden, mit ihm leidenden Knaben sind gegen den Vater klein gehalten, um diesen, als Hauptgegenstand der Gruppe, desto mehr auszuzeichnen. Der älteste, am wenigsten verstrickte Sohn ist zugleich auch der Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und so erhält das Werk die vollkommenste Abgeschlossenheit. Es ist nicht zu leugnen, daß der gewählte Gegenstand an sich selbst einer der glücklichsten für die bildende Kunst ist, weil es nichts Ausdruckvolleres geben kann, als Menschen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Massen und Gewalten, sondern als einzelne, vertheilte Kräfte wirken, und die daher nicht einen zusammengefaßten, auf einen Punkt vereinten, sondern einen vertheilten Widerstand fodern und vermöge ihres Baues fähig sind, drei Menschen, mehr oder weniger, ohne Verletzung in einen Zustand der Lähmung zu versetzen. Eben durch dieses Mittel der Lähmung wird über das Ganze, ungeachtet der großen Bewegung, eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet. Aber so wie nun der Gegenstand an sich selbst sehr gewählt ist, so konnte der Augenblick der Darstellung ebenfalls nicht glücklicher sein. Dieser ist gesteigert: der eine Körper wird durch Umwinden wehrlos gemacht; der andre ist zwar wehrhaft, aber verletzt, und dem dritten bleibt noch Hoffnung zur Flucht übrig. Im ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, und im dritten der ältere Sohn.

In Rücksicht des gewählten Augenblicks ist auch noch zu bemerken, daß, wenn ein Werk der bildenden Kunst sich merklich vor dem Auge bewegen soll, ein vorübergehender Moment gewählt werden, und jeder Theil vor und nachher eine andre Lage haben muß. Dieses Erfoderniß erfüllt Laokoon vollkommen. Wenn man sich dies recht anschaulich machen will: so stelle man sich in gehöriger Entfernung mit verschlossnen Augen vor das Werk, öffne sie und schließe sie sogleich wieder. Dann wird man den ganzen Marmor in Bewegung erblicken und fürchten, bei Wiedereröffnung der Augen die ganze Gruppe verändert zu finden. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man sie des Nachts bei Fackelschein betrachtet. Aber auch die mechanischen Vollkommenheiten dieses Werks setzen den Kenner in Erstaunen: die vollkommne Richtigkeit der Zeichnung, die schönen, genauen, sanften, fließenden Umrisse der Körper, die höchste anatomische Kenntniß, das Spiel der Muskeln, die Wirkung des körperlichen Schmerzes auf alle Glieder. Hierzu kommt noch die meisterhafte Ausführung des Ganzen, die Behandlung des Marmors und das ganze Mechanische der Bearbeitung, welches Alles nur ein Kenner einzusehen im Stande ist. Alle Figuren sind, ungeachtet des heftigen Schmerzes, Ideale der schönen Natur, ohne daß dadurch der Ausdruck dieses Schmerzes und die Folgen vom Drucke der Schlangen vermischt sind. Verfertigt wurde dieses Werk, wie man nach Plinius annimt, aus einem einzigen Steine von den Bildhauern Agesander, Polydorus und Athenodorus, alle drei aus Rhodus gebürtig, von denen die beiden Letztern wahrscheinlich die Söhne des Erstern gewesen sind. Über das Zeitalter, worin das Werk verfertigt worden, ist bisher noch Zweifel gewesen: Maffei setzt es in die 88. Olympiade, oder in die ersten Jahre des peloponesischen Kriegs; Winkelmann in das Zeitalter Lysipp's und Alexander's, und Lessing macht es wahrscheinlich, daß jene drei Künstler unter den ersten Kaisern gelebt haben. Aber man muß billig zweifeln, ob die Statue, von der Plinius mit so feurigem Lobe spricht, eine und eben dieselbe mit derjenigen sei, welche wir jetzt besitzen. Plinius sagt von der seinigen, daß sie aus einem einzigen Stücke gearbeitet gewesen; die vorhandne hingegen ist, nach der Bemerkung verständiger Beobachter, aus mehrern Blöcken zusammengesetzt, obgleich die Fugen sehr künstlich versteckt sind. Man könnte dagegen freilich einwenden, da zu Plinius Zeiten die Gruppe noch gar nichts gelitten hatte, so künstlich versteckt und verkleidet sein konnten, daß auch der geübteste Beobachter glauben mußte, sie sei aus einem einzigen Steine verfertigt gewesen. Auf alle Fälle wird die Sache dadurch zweifelhaft. Man hat von Laokoon verschiedne Copien neuerer Künstler, unter andern eine von Bacio Bandinelli, die zu Florenz in der mediceischen Galerie aufgestellt ist; ferner eine, von Bronze gegossene, nach einen Modell von Giacopo Tatti oder Sansovino. Diese Copie kam nach Frankreich. Die Gruppe des Laokoon selbst steht auf einem, etwa mannshohen Piedestal. Diese Aufstellung scheint zu niedrig zu sein, da die Hauptfigur über Lebensgröße hat. Wahrscheinlich hatte das Werk ehemals eine höhere und vortheilhaftere Stellung. Merkwürdig ist es auch dadurch, daß es eine anziehende Vergleichung der Poesie und bildenden Kunst in der Bearbeitung eines und desselben Stoffes veranlaßt hat. Hierauf bezieht sich Lessing's berühmte Schrift: Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie.

Laon (Schlacht bei), am 9. März 1814, s. Chatillon.

Laperouse (Jean François Galaup de), berühmter Seefahrer, geboren 1741 zu Albi. Durch seine früheste Erziehung vorbereitet, ein ausgezeichneter Seemann zu werden, wandte er seine Neigung diesem

Berufe immer mehr zu, je umfassender seine Kenntnisse wurden. Schon 1756 trat er in den Seedienst, machte den Krieg gegen England mit, widmete sich in den Friedensjahren von 1764 — 1778 ganz der Schiffahrtskunde, und besuchte während dieser Zeit die entlegensten Theile der Erde. Beim Ausbruche des neuen Kriegs 1778 zeichnete er sich unter d'Estaing rühmlich aus, ward bald Schiffskapitain, und erhielt 1782 den Auftrag, die englischen Niederlassungen in der Hudsonsbai anzugreifen. Das Eis hemmte zwar bald seine Fahrt in der Bai, nach vielen Schwierigkeiten kam er jedoch endlich vor dem Prince of Wales-Fort am Flusse Churchill an, das sich auf die erste Auffoderung ergab. Er nahm noch einige andre Niederlassungen, die in frühern Zeiten von den Franzosen, als sie Canada besaßen, waren angelegt worden, und zerstörte sie. Diese Unternehmungen machten zwar, da der Erfolg nicht sehr wichtig sein konnte, wenig Aufsehen, sie gaben jedoch dem Anführer Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu zeigen, und machten auf ihn, als einen, zu Entdeckungsreisen geeigneten Seefahrer, aufmerksam. Nach solchen, rühmlich abgelegten Proben erhielt er die Leitung des Unternehmens, das seinen Namen verewigt hat. Ludwig XVI., der ausgezeichnete Kenntnisse in der Erdkunde besaß, hatte den Entschluß gefaßt, eine Entdeckungsreise unternehmen zu lassen, um den Franzosen einen Antheil an dem Ruhme zu verschaffen, den besonders Cook den Engländern erworben hatte, wobei er jedoch seinen Blick sowol auf die nächsten, als entferntern Handelsvortheile richtete, die der Erfolg solcher Unternehmungen sein konnte. Es wurde, nach des Königs eignen Ansichten, ein Entwurf aufgezeichnet, der noch vorhanden, und mit vielen eigenhändigen Randanmerkungen desselben begleitet ist, die eben so ausgebreitete Kenntnisse, als wohlwollende Gesinnungen verrathen. Die Hauptgegenstände, worauf der Zweck der Unternehmung gerichtet sein sollte, waren der Wallfischfang im südlichen Weltmeere, und der Pelzhandel an der Nordwestküste von Amerika, um die Pelzwaaren von hier nach Sina und wo möglich nach Japan zu führen, und in Hinsicht der Länderentdeckung, die Untersuchung der Nordwestküste von Amerika und der japanischen Meere, der Solomon-Inseln im Südmeere und der Südwestküste von Neuholland. Fleurieu (s. d. Ark.), Laperouse's Freund, arbeitete den Entwurf vollends aus, und bereitete die Mittel zur Ausführung. Alle Gelehrten wurden eingeladen, diejenigen Untersuchungen anzugeben, welche zur Förderung der Fortschritte menschlicher Kenntnisse am meisten beitragen konnten, und mehrere derselben schifften sich mit Laperouse ein, mit dem Auftrage, die, von ihnen vorgeschlagnen Untersuchungen zu leiten. Die beiden Fregatten, La Boussole und L'Astrolabe, wurden ausgerüstet, und jede mit 100 Matrosen bemannt. Laperouse befehligte die erste, und Delangle die andre. Beide Schiffe gingen im August 1785 unter Segel. Nach einem kurzen Aufenthalte auf Madera und der Insel Santa Catarina, an der Küste von Süd-Amerika, umsegelten sie das Vorgebirge Horn, und erreichten im Februar 1786 die Bai de la Concepcion, an der Küste des Südmeeres. Laperouse segelte darauf nördlich, berührte die von Cook entdeckten Oster- und Sandwich-Inseln, und ging unweit Mount St. Elias, ungefähr unter dem 60. Breitengrade, an's Land. Er hatte diese lange Fahrt in weniger, als 3 Monaten zurückgelegt. Er fand einen, von Cook übersehenen Hafen, den er Port des Français nannte. Er untersuchte mehrere Punkte, die dem englischen Seefahrer entgangen waren, konnte aber in der, ihm vergönnten, kurzen Zeit keine genauen Nachforschungen an dieser, von vielen Buchten durchschnittnen Küste

machen, die späterhin Vancouvre genauer untersuchte, der jedoch diesem Unternehmen mehr, als drei Jahre, widmete. Nach kurzer Ruhe in Monterey bereiteten sich die Seefahrer, das stille Meer zu durchschiffen, um die zweite Hauptaufgabe, die Untersuchung der japanischen Gewässer, zu lösen. Sie gingen im September 1786 unter Segel, hielten sich nördlich von den Sandwich-Inseln, und entdeckten eine unfruchtbare, kleine Insel, die den Namen Necker erhielt. Nicht weit davon geriethen beide, dicht neben einander segelnde Schiffe in große Gefahr, auf einem, sich kaum über die Oberfläche des Meeres erhebenden Felsenriff zu scheitern, und hatten kaum Zeit, die Richtung der Fahrt zu ändern. Glücklich erreichten sie darauf die marianischen Inseln, und landeten endlich im Februar 1787 zu Manila, dem Hauptorte der philippinischen Inseln. Hier verweilten die Schiffe lange, um ausgebessert zu werden und frische Lebensmittel einzunehmen. Im April desselben Jahres verließ Laperouse diese Inseln, und richtete seine Fahrt nach den Küsten der Tatarei und den japanischen Inseln. Man kannte diese Erdgegenden bis dahin bloß aus den Nachrichten der Missionarien, und Laperouse erwarb sich das Verdienst, die Zweifel gelöset zu haben, welche diese verwirrten Berichte erweckt hatten. Von der Insel Quelpaërt steuerte er nordwärts, bald längs der Küste der Tatarei, bald längs der japanischen. Dicke Nebel entzogen ihm oft den Anblick dieser Küsten, bis er unter den 45. Breitengrad kam, wo er sie im Lichte eines heitern Himmels sah. Die Seefahrer befanden sich in einer Meerstraße, die sich nordwärts immer mehr zu verengen schien. Als sie die Fahrt an der Küste der Tatarei eine Zeitlang fortgesetzt hatten, näherten sie sich den, nördlich von Japan liegenden Inseln, wo sie den Hafen d'Estaing fanden. Sie kamen im Julius über den 51. Breitengrad, wo aber das Wasser plötzlich so seicht wurde, daß sie ihre Fahrt nicht fortsetzen konnten. Laperouse untersuchte die Meerstraße abwechselnd auf der Ost- und Westseite, und überzeugte sich, daß die Untiefen, die seine Fahrt aufgehalten hatten, den Weg gänzlich sperrten. In der bedenklichen Lage, die ein heftiger Südwind noch nachtheiliger machte, fand er zum Glücke eine schöne Bucht an der Küste der Tatarei, wo er sichere Zuflucht fand; sie erhielt den Namen Castries. Man untersuchte die Gegenden, wohin die Fregatten nicht gelangen konnten, in Kanots, fand aber keine Fahrstraße, und konnte nicht bis zur Mündung des Flusses Amur gelangen, wovon man nicht weit war. Laperouse glaubt, daß die Insel Sachalin (Segalien), die er östlich liegen ließ, wirklich von der tatarischen Küste abgesondert ist, die Straße aber, welche sie trennt, durch die Anschwemmungen des Flusses Amur, der sich gerade in den engsten Theil derselben ergießt, unfahrbar gemacht wird. Krusenstern, der von Norden her in jene Straße fuhr, und gleichfalls von Untiefen aufgehalten wurde, bestätigte Laperouse's Meinung. Der englische Kapitän Broughton aber, der Laperouse's Weg verfolgte, und gleichfalls gehemmt wurde, will eine Sandbank gesehen haben, welche die Fahrstraße sperrte. Als Laperouse wieder südwärts steuerte, und an der Küste der Insel Sachalin blieb, entdeckte er unterm 45° 10′ der Breite, südlich vom Vorgebirge Crillon, die Meerenge, die seinen Namen führt. Die Berichte der Missionarien hatten bis dahin alle Länder nördlich von Japan irrig unter dem Namen Jesso begriffen; die Entdeckung jener Meerenge aber zeigte daß sie zwei Inseln bildeten, wovon die eine Sachalin heißt, und von der Meerenge Laperouse, die andre, Tschika genannt, durch die längst bekannte Straße Sangaar abgeschnitten wird. Laperouse steuerte dann zwischen den kuriliſchen Inseln hinauf, nach Kamtschatka,

und landete im September 1787 im Peter = Pauls = Hafen. Gegen Ende desselben Monats ging er wieder unter Segel, steuerte südlich längs den Schiffer = und Freundschafts = Inseln, und kam im Januar 1788 in Botany = Bay an, in dem Augenblicke, als der Commodore Philipp diese Bay verließ, um die englische Niederlassung nach Port Jakson zu versetzen. Die Seefahrer hatten auf dem beschriebenen Wege großen Verlust erlitten, und zuerst an der Nordwestküste von Amerika die Brüder Delaborde, die mit Andern in einem Kanot umkamen, späterhin aber den Befehlshaber der Fregatte L'Astrolabe und den Naturforscher Lamanon in einem Gefecht mit den Wilden auf einer der Schiffer = Inseln eingebüßt. Während Laperouse in Botany = Bay ausruhete, meldete er dem Seeminister im Februar 1788 den Reiseplan, den er noch ausführen wollte. Er hatte die Absicht, aufwärts nach den Freundschafts = Inseln zu steuern, den südlichen Theil von Neu = Caledonien, die Insel Santa Cruz de Mendaña, Survilles Arsaciden = Land (der südöstlichste Theil der Insel Neu = Georgien in Australien) und Bougainville's Louisiada zu untersuchen, und zu erforschen, ob dieses Land mit Neu = Guinea zusammenhänge, dann eine neue Straße zwischen Neu = Guinea und Neu = Holland aufzusuchen, nach dem Meerbusen von Carpentaria zu steuern, die ganze westliche Küste von Neu = Holland bis zu Van Diemens = Land zu befahren, und endlich im December 1788 auf Isle de France zu landen. Dies war die letzte Nachricht, welche man von Laperouse erhielt, und den Faden, den sie angibt, verfolgte d'Entrecasteaux, der 1791 zur Aufsuchung der beiden Fregatten von der französischen Regierung ausgeschickt wurde, aber nirgend eine Spur fand. Auch die Bewohner der Freundschafts = Inseln, die sich doch Cook's und einiger Spanier, die 1781 sie besucht hatten, wohl erinnerten, wußten nichts von den französischen Seefahrern zu berichten, und man vermuthete daher nicht ohne Grund, daß Laperouse jene Inseln gar nicht erreicht habe. Eben so wenig fand man Spuren von ihm auf den übrigen Inseln, die er hatte besuchen wollen, und auf keiner Küste wurden Trümmern gefunden, die auf eine Vermuthung hätten führen können. Alles schien die Wahrscheinlichkeit zu begründen, daß der unglückliche Seefahrer auf dem Wege von Botany = Bay nach den Freundschafts = Inseln umgekommen sei. Man hat die Vermuthung geäußert, daß die beiden Fregatten vielleicht während einer Nacht, als sie eben dicht neben einander segelten, auf eine jener Meeresklippen, die man häufig im stillen Meere findet, gerathen sein könnten, und gescheitert wären, ehe eine, durch das Unglück der andern gewarnt, entkommen konnte. Auf ähnliche Weise scheiterte der englische Seefahrer Flinders 1803 unweit der Küste von Neu = Holland. Er glaubte in einem Wrack, das er auf der Klippe fand, die Trümmern von Laperouse's Fregatten zu sehen; wenn aber diese Vermuthung gegründet wäre, so müßte der unglückliche Seefahrer seinen frühern Reiseplan, nach den Freundschafts = Inseln zu steuern, geändert haben, und von Botany = Bay gerade nach den Meerbusen von Carpentaria gesteuert sein. Die französische Regierung ließ nach den, von Laperouse aus Kamtschatka und Botany = Bay eingeschickten Tagebüchern durch Milet de Mureau eine Beschreibung von Laperouse's Reise (1797) verfassen, und gab den Ertrag des Verkaufs der Wittwe des Seefahrers.

Lapidarschrift, von lapis, Stein, ist ursprünglich eine Schrift, welche auf steinernen Denkmälern gebraucht wird. Da dergleichen Inschriften, wegen der Beschränktheit des Raumes kurz und gedrängt sein müssen; so ist darum auch der sogenannte Lapidarstyl als ein Muster von

bündiger Schreibart betrachtet worden. Die Lapidarschrift hat übrigens ihre eignen Regeln für die Absetzung der Reihen.

Lapide (Hippolytus a), s. Hippolytus a Lapide.

Lapis Lazuli (Lasurstein) wird gewöhnlich zu dem Kieselgeschlechte gerechnet. Sein deutscher Name ist persisch und bedeutet blau. Er ist von schöner, himmelblauer Farbe, welche von den, ihm beigemischten Eisentheilen herrührt, durchsichtig, auf dem Bruche matt und erdig, und mit goldfarbigen Punkten von Schwefelkies versehen. Er bricht im südlichen Sibirien, am mittäglichen Ende des Baikal, und in der Bucharei; auch in China, Tibet, Persien und Natolien. Wahrscheinlich ist er der Sapphir der Alten, auf dessen Beschreibung er, aber nicht unser Sapphir, paßt. Seine Hauptbestandtheile sind: Kieselerde, Alaunerde, kohlensaurer Kalk und Schwefelsäure. Man bereitet aus dem Lasurstein, indem man ihn reinigt, glüht und pulvert, den Ultramarin (s. d. Art.) Es gibt auch einen unechten Lasurstein (armenischer Stein), der im Feuer die Farbe verliert, am Stahle keine Funken gibt, und sich nicht poliren läßt. Er wird zum Bergblau gebraucht und in Armenien gefunden.

Laplace, Marquis, einer der größten Mathematiker und Astronomen unsrer Zeit, ist 1749 geb. und Sohn eines Landmanns. Wie alle ausgezeichneten Köpfe Frankreichs sehnte auch Laplace sich aus der Provinz nach Paris, wo es ihm denn auch gelang, bald mächtige Freunde zu finden. Er machte sich bald durch seine Kenntnisse in der Analysis und der höhern Geometrie bekannt; in welchen er jedoch Lagrange nie gleich kam. Laplace wurde nach und nach Mitglied der Akademie der Wissenschaften, des Instituts und der Bureau des longitudes. Im J. 1796 machte er sein berühmtes Werk: Exposition du Système du monde (deutsch von Hauff) bekannt, das in der ganzen gelehrten Welt mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. Laplace war dem politischen Verkehr neben dem wissenschaftlichen nicht fremd geblieben und man fand es daher nicht auffallend, als er nach dem 18. Brümaire von dem Consul zum Minister des Innern ernannt wurde. Aus den Unterredungen Napoleons mit Las Cases, die dieser (1823) herausgegeben, sieht man indessen, daß man ein großer Astronom und ein schlechter Minister sein kann. Lucian Bonaparte ersetzte ihn daher bald in seinem Posten. Jedoch erwarteten ihn hohe Würden andrer Art. Napoleon ernannte ihn gleich in den Senat, dann zum Vicekanzler und bald gar zum Kanzler desselben. In einem Berichte an den Senat zeigte Laplace im J. 1805 die Nothwendigkeit, statt des revolutionären, den gregorianischen Kalender wieder einzuführen. Von seinen übrigen Werken ist insbesondre sein: Traité de Mecanique celeste in vier Bde. 4. (1799—1805); seine Theorie über die Bewegungen der Planeten (1784); und sein philosophischer Versuch über Wahrscheinlichkeits-Berechnungen, so wie seine analytische Theorie derselben (beide in dritter Aufl. 1816) zu zählen. Nach der Restauration wurde er vom König als Marquis in der Pärskammer ernannt.

Lappland (Sameland), eine große Landschaft in Europa, welche den nördlichsten Theil desselben, vom 64 bis 71° einnimt, grenzt gegen Norden an das Eismeer, gegen Süden an Nordland und Finnland, gegen Osten an das weiße Meer und gegen Westen an Norwegen. Sie wird eingetheilt: 1) in das norwegische Lappland (Finnmarken), 2) in das russ. und in das schwedische Lappland. Das nordwegische Lappland, etwa 1800 Q. M. groß, nimt den nördlichsten Theil Lapplands ein und wird zu dem norwegischen Stifte Drontheim gerechnet. Das russische Lappland wird in Muremanns-Leporie, in Terskoy-Leporie und Bellamo-

reskoy-Leporie eingetheilt, begreift den nordöstlichsten Theil Lapplands, und gehört zu dem Gouvernement Archangel. Das schwedische Lappland, welches den südlichsten Theil Lapplands einnimt, war sonst in sieben Lappmarken eingetheilt: a) Jäneslands-Lappmark, b) Angersmannslands-(Aseln-) Lappmark, c) Umeo-Lappmark, d) Pitea-Lappmark, e) Lulea-Lappmark, f) Tornea-Lappmark und g) Kemi-Lappmark. Jetzt aber, seit dem Frieden von Friedrichshamm, wodurch Finnland an Rußland abgetreten wurde, gehören ein Theil von Torneå-Lappmark und ganz Kemi-Lappmark nicht mehr zu Schweden, sondern zu Rußland, und sind mit dem Gouvernement Finnland vereinigt worden. Das ganze schwedische Lappland hat keine Städte, sondern nur 31 Dorfschaften oder Flecken mit ungefähr 8000 Einwohnern. In diesen Dörfern befinden sich 11 Kirchen, welche nur aus Balken und Brettern zusammengefügt sind. Lappland ist ein kaltes, rauhes, waldiges, theils bergiges, theils ebenes und sumpfiges Land, durch welches sich die rauhe Kette der nordischen Alpen mit ihren weit verbreiteten Aesten hinzieht. Sie verflacht sich allmälich gegen Osten hin; auf der Nordwestseite ist sie am höchsten. Viele Bäche und Flüsse ergießen sich von diesen Gebirgen in das nördliche Eismeer und den bothnischen Meerbusen. Auch gibt es zahlreiche Seen, zum Theil von beträchtlichem Umfange. Der Winter ist lang und strenge, der Sommer sehr kurz; der längste Tag dauert hier in den südlichern Gegenden 24 Stunden und in den nördlichsten 3 Monate; eben so lang ist dann die längste Nacht im Winter. Der Boden ist nur in den südlichsten Gegenden des schwedischen Lapplands des Anbaues fähig, in andern wachsen bloß verschiedne Moos- und Flechtenarten, auch eßbare Beeren. Die Waldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die Kolonisten in diesem Lande haben Pferde, Rindvieh und Schafe; bei den Lappen vertrit das nützliche Rennthier nebst dem Hunde die Stelle aller übrigen Hausthiere. Von wilden Thieren gibt es: Wölfe, Bären, Vielfraße, Luchse, Füchse, Marder, Hermeline, Fischottern, Hasen ꝛc. An Zugvögeln und anderem wilden Geflügel, so wie an Fischen ist Überfluß. Von Mineralien findet man Eisen, Kupfer und silberhaltiges Bleierz. Lappland ist sehr spärlich bevölkert; die Einwohner sind theils Lappen, als Ureinwohner, theils Kolonisten. Die Lappen, oder wie sie sich selbst nennen, Same, (denn Lappe halten sie für ein Schimpfwort) sind ein finnisches Volk, und ihre Zahl kann etwa 15,000 betragen. Sie sind nur zwischen vier und fünf Fuß hoch, oft auch darunter, haben eine braune Gesichtsfarbe, schwarzes Haar, und einen kraftvollen, abgehärteten, sehr gelenkigen Körper. Sie sind von Natur gutartig und sanftmüthig, haben keine hervorstechenden Laster, aber auch keine großen Tugenden; überhaupt zeichnen sie sich durch ihre Gleichgültigkeit aus, lieben jedoch ihr Vaterland, und sind in ihrer Art glücklich. Sie gerben Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Rennthiere, weben Decken, stricken Handschuhe, machen hölzerne Geräthschaften, Kähne, Schlitten und die ihnen nöthigen Kleidungsstücke. Die Kleidung beider Geschlechter ist wenig von einander verschieden, beinahe nur durch mehrern Flitterputz zeichnen sich die Weiber aus; beide Geschlechter tragen Mützen, Oberröcke, lange Hosen und Stifeln, entweder von Leder oder von Pelzen, oder vom groben Tuche. Im Sommer wohnen die Lappen unter Zelten; ihre Winterwohnungen bestehen in runden aus Stangen aufgerichteten und mit Birkenreisern und Rasen überkleideten Hütten, die oben ein Luftloch für den Rauch haben. Die Nahrungsmittel liefern ihnen theils die

Rennthiere, theils die Fiſche. Nach dieſer verſchiednen Nahrung theilen ſich die Lappen in Rennthier- oder Berglappen und in Fiſcherlappen. Jene ziehen mit ihren Rennthierheerden von Weide zu Weide. Ein wolhabender Lappe hat einige hundert Rennthiere, die auch zum Ziehen der Schlitten und zum Tragen der Laſten gebraucht werden. Die Fiſcherlappen hingegen, welche wenige oder gar keine Rennthiere beſitzen, nähren ſich faſt allein von der Fiſcherei. Sie ſchlagen Robben, fangen Vögel und ſtellen den Eidergänſen nach. In dieſen Fall kommen auch die Rennthierlappen, wenn ſie durch Seuchen oder andres Unglück ihre Herden verlieren. Ehemals waren die Lappen Fetiſchanbeter; jetzt ſind aber alle getauft. Doch haben ſie einen großen Theil ihres alten Aberglaubens beibehalten, und ihre alten religiöſen Meinungen den ihnen aufgedrungnen chriſtlichen Glaubenslehren beigemiſcht.

Lapithen, ſ. Pirithous.

Larcher (Pierre Henri), ein berühmter Alterthumsforſcher, geb. zu Dijon 1726. Nachdem er ſeine Schulſtudien geendigt hatte, ging er nach Paris, wo er im College de Laon ſeiner Neigung zur alten Literatur folgte. Er beſuchte darauf England, und gab 1750 ſeine erſte Schrift, eine Überſetzung der Elektra des Euripides, der bald mehrere andre Überſetzungen folgten, heraus. 1767 erſchien unter dem Namen eines Supplément ſeine Widerlegung der Philosophie de l'Histoire, die ihn mit Voltaire in Streitigkeiten verwickelte, in denen er von Seiten der Gründlichkeit, nicht aber des Witzes, die Oberhand behielt. Dieſe und andre Schriften, namentlich ſeine Preisſchrift über die Venus, und ſeine Überſetzung von Xenophon's Rückzug der Zehntauſend, befeſtigten den Ruf ſeiner Gelehrſamkeit, und 1778 trat er in die Akademie der Inſchriften, deren Sammlungen er mit 13 Abhandlungen bereicherte. Erſt 1786 erſchien ſeine Überſetzung des Herodot, eines der ſchönſten Denkmale franzöſiſcher Gelehrſamkeit. 1796 ward er in das Nationalinſtitut gewählt, für welches er in der Folge vier Abhandlungen arbeitete. Eine bedeutend verbeſſerte Ausgabe des Herodot erſchien 1802, als deren Gegner Volney 1808 ohne Erfolg auftrat. Bei der Einrichtung der kaiſerlichen Univerſität ward Larcher zum Profeſſor der griechiſchen Sprache an derſelben ernannt, die mit dieſem Amte verbundnen Arbeiten aber, wegen ſeines hohen Alters, ihm erlaſſen. Er ſtarb 1812 an den Folgen eines Falls aus dem Bette.

Laren (Familiares) hießen bei den Römern die Familien- und häuslichen Schutzgötter. Sie ſtanden als Bilder von Holz, Stein, Metall, gewöhnlich auf dem Heerd in einem Schrein (lararium), bei Vornehmern auch in der Schlafkammer oder eignen Lararien. Man opferte ihnen in wichtigen Fällen ein Ferkel, Lamm oder Kalb. Von den häuslichen Laren unterſchied man die öffentlichen, die vom ganzen Staate, einer Stadt, oder einer ganzen Menſchenklaſſe verehrt wurden. So war Silvan ein allgemeiner Lar der Landleute, Mars der Krieger. Die eigentlichen öffentlichen Laren waren Zwillingsſöhne der Nymphe Lara vom Merkur. Ihnen, und dem, ebenfalls als öffentlichen Lar verehrten jedesmaligen Kaiſer wurde im Anfang des Mai zu Rom ein Feſt gefeiert (vergl. Penaten).

Largo (in der Muſik), von den fünf Hauptgraden der muſikaliſchen Bewegung (ſ. Tempo) der erſte oder langſamſte. Ein Stück, welches dies Zeitmaß zur Überſchrift hat, muß von kurzer Dauer ſein, weil es ſonſt die Aufmerkſamkeit ermüden würde. Ein geringerer Grad wird durch Larghetto bezeichnet.

Larive, kann, nebſt Lekain und Talma, zu den berühmte-

sten tragischen Schauspielern gerechnet werden, welche die französische Bühne verherrlicht haben. Er war 1749 in Larochelle geboren, debütirte in Lyon, und kam 1771 nach Paris, wo er bald als der Schützling der Madmslle. Clairon die erste französische Bühne betrat. Die Rollen Warwik's, Drosman's, Philoktet's und Spartacus waren insbesondere diejenigen, in denen er am meisten glänzte, und die seiner körperlichen Schönheit, seinem wohlklingenden, vollen und Alles durchdringenden Organe am meisten zusagten, und in welchen er von den Franzosen bis jetzt als klassisches Vorbild betrachtet wird. Larive war ein gemäßigter Anhänger der Revolution, was ihm späterhin, unter der Schreckenszeit, sehr zum Verbrechen angerechnet wurde, und ihn, nebst dem größern Theil der Schauspieler des Theater françois in's Gefängniß brachte, aus welchem sie nur durch eine Art von Wunder gerettet wurden.*) Nach den Revolutionsstürmen und gereizt durch die, oft nur boshaften Kritiken Geoffroy's, so wie durch Eifersucht auf den stets wachsenden Ruhm Talma's, obgleich dieser in einer etwas verschiednen Gattung der Tragödie glänzt (in der Darstellung der Leidenschaften nämlich, „qui couvent sourdement dans l'abime des coeurs"), ward Larive bewogen, sich früher von der Bühne zurückzuziehen, als es in Frankreich zu geschehen pflegt. Er kaufte sich in dem reizenden Thale von Montmorency an, baute hier ein paar schöne Häuser, ward Maire der Gemeinde, und wirkte auf das öffentliche Wohl auf das Ersprießlichste ein. Joseph Buonaparte zog ihn 1806 aus seiner echt philosophischen Ruhe, indem er ihn nach Neapel einlud, um dort ein französisches Theater einzurichten. Im J. 1816 trat er in seinem 69. Jahre zu einem wohlthätigen Zwecke im Theater françois noch einmal als Tancred auf, und erntete reichen Beifall. Er starb 1822. Man hat mehrere Schriften von ihm, unter welchen sein Cours de Declamation, 3 Vol. (1804 — 1810), sehr anziehend ist.

Laroche (Maria Sophie), eine der geistreichsten Schriftstellerinnen der Deutschen. Sie war 1731 zu Kaufbeuern geboren. Ihr Vater, Gutermann, Edler von Gutershofen, ein sehr gelehrter Arzt, erzog sie mit zärtlicher Sorgfalt. Er war von Kaufbeuern nach Augsburg als Stadtphysikus und Dekan der medicinischen Facultät versetzt worden; hier fand sie im siebzehnten Jahr ihres Alters Gelegenheit zu höherer, wissenschaftlicher Ausbildung; denn hier war es, wo sie den Dr. Bianconi aus Bologna, damaligen Leibarzt des Fürst-Bischofs von Augsburg, kennen lernte. Dieser, damals in einem Alter von 32 Jahren, begehrte Sophien zur Gattin. Er nahm den thätigsten Antheil an dem Geschäfte ihrer Bildung, indem er sie mit den besten Dichtern seiner Nation und mit den Kunstwerken Griechenlands und Roms durch Kupferstiche bekannt machte. Nach dem Tode der Mutter wünschte der Va-

---

*) Ein Schreiber in der Kanzlei der Comité der öffentlichen Sicherheit, der ein leidenschaftlicher Liebhaber des Theaters war, und die großen Talente von Larive, Dazincourt, Preville, Molé, des Coutat, Vansove u. A., die sämmtlich zur Guillotine bestimmt waren, zu würdigen wußte, unternahm das kühne Wagstück, sämmtliche, auf den, diesen Künstlern zu machenden Proceß sich beziehenden Papiere nach und nach bei Seite zu schaffen, und völlig zu vertilgen. Ehe man neue Beweismittel gegen sie gesammelt, hatte am 9. Thermidor auch für sie die Stunde der Rettung geschlagen.

ter, die Verbindung seiner Tochter mit Bianconi im nächsten Jahre vollzogen zu sehen. Sie kam aber nicht zu Stande, da Bianconi, der unterdessen königlicher Leibarzt geworden war, als eifriger Katholik zwar seiner künftigen Gattin selbst Religionsfreiheit zusicherte, aber fest darauf bestand, daß alle seine Kinder katholisch werden sollten, Sophiens Vater hingegen die Töchter durchaus lutherisch haben wollte. Ziemlich offen gab sie den Schmerz, den sie wegen der Trennung von diesem Manne empfand, durch den Entschluß zu erkennen, ihr künftiges Leben in der Einsamkeit eines Klosters zu verleben. Dieser Entschluß konnte jedoch, wahrscheinlich auf Veranstaltung ihres Vaters, nicht ausgeführt werden. Ein stilles, zurückgezognes, nur den Wissenschaften und der Lectüre gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos. Mit zwei ihrer Schwestern und ihrem einzigen Bruder kam Sophie nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, Senators und Hospitalmeisters daselbst. Nach dem dem Tode desselben führte sie mit den genannten Geschwistern ihre eigene Ökonomie eine Zeit lang, und bezog dann das Haus des dortigen Predigers Wieland, ihres Verwandten. Hier war es, wo sie den jungen Wieland kennen lernte, der sie mit den besten Erzeugnissen der deutschen Literatur bekannt machte. Natürlich, daß bei diesen gemeinschaftlichen Beschäftigungen beider Herzen sich finden mußten; sie schlossen ein schönes Freundschaftsbündniß, das um so dauerhafter sein mußte, da es auf gegenseitige Liebe und Dankbarkeit, Hochachtung und Verehrung gegründet war. Sophie sollte Wieland's Gattin werden. Mit diesem Entschlusse verließ sie Wieland im Herbste 1750. Sehnsucht nach der Geliebten trieb ihn im Juni 1752 nach seiner Vaterstadt zurück. Aber hier zeigte sich kein Nahrungszweig für ihn. Er war also gezwungen, seine Geliebte abermals zu verlassen und reiste im October nach der Schweiz zu Bodmern, wo er acht Jahre lebte. Während dieser Zeit trennten Mißverständnisse aus den edelsten Beweggründen diese Liebe, und als Wieland 1760 nach Bieberach zurückkam, um dort die Stelle eines Raths der Stadt anzutreten, fand er das Ideal seiner platonisirenden Phantasie als die Gattin eines Andern. Ihre Liebe war getrennt, nicht so ihr Freundschaftsbund, der, in der Jugend geschlossen, noch im hohen Alter beider Freude war; er dauerte 56 Jahre hindurch. Das Schicksal hatte Sophiens Hand dem Herrn von Laroche bestimmt, den sie während Wieland's Abwesenheit kennen lernte, und aus Verdruß, Gehorsam und Verehrung heirathete. Als er Sophien ehelichte, war er mainzischer Hofrath, und führte die Oberaufsicht über alle Besitzungen der gräflich stadion'schen Familie. Er war ein edel- und freidenkender Mann, und zugleich ein ausgezeichneter Geschäftsmann, der aber vielleicht darin zu weit ging, daß er nur auf Staatsgeschäfte Werth legte, und sich dabei, wenigstens dem Scheine nach, gegen Alles, was Empfindung hieß, auflehnte. Dennoch entstand dadurch zwischen ihm und seiner zart fühlenden Gattin kein Mißverhältniß, sondern stets herrschte unter ihnen Eintracht und Freude, obgleich jedes seinen eignen Gang wählte. Sophie kam durch Laroche in die Familien des deutschen Adels, und lernte die Angelegenheiten der großen Welt, wie des gemeinen Mannes kennen. Dabei setzte sie ihre Studien mit ununterbrochnem Eifer fort. Nach dem Tode des Grafen Stadion ward Laroche in kurtrier'sche Dienste als Staatsrath nach Koblenz berufen. Während zehn Jahren, die Sophie hier an den Ufern des herrlichen Rheins verlebte, bekam sie Gelegenheit, auch den Fürstenstand näher zu betrachten; hier knüpfte sie Freundschaftsbündnisse mit vielen bedeutenden und vortrefflichen Menschen. Aber das Schicksal wollte, daß ihre Familie

sich von diesem hohen Standpunkte zurückziehen mußte. Noch liegen die Gründe hiervon im Dunkeln; so viel aber ist gewiß, daß die, von ihrem Gemahl verfaßten Briefe über das Mönchswesen dessen Sturz beförderten. Von nun an lebte Sophie mit ihrem Gatten ein stilles Privatleben, anfangs zu Speier, dann zu Offenbach, wo er 1789 starb. Noch größern Schmerz empfand sie über den Tod ihres Sohnes Franz. Nur das Glück, noch einen Sohn, Carl von Laroche (geheimer Bergrath zu Berlin), zu besitzen, erheiterte sie seitdem zuweilen einige Augenblicke. Am 18. Febr. 1807 ging sie, nach einer zehntägigen Krankheit, ein in die Wohnungen des ewigen Friedens. Über Sophiens Charakter und Lebenswandel ist bei Allen, die sie sahen und näher kennen lernten, nur eine Stimme. Die seltensten körperlichen und geistigen Vorzüge fanden sich in ihr vereinigt. Sie war die zärtlichste Mutter ihrer Kinder, die gefühlvollste Gattin, und eine warme Menschenfreundin. Gegen Höhere bescheiden, aber nie kriechend, gegen Niedre leutselig, gütig und gefällig, flößte sie jenen Achtung und Bewunderung, diesen zugleich Liebe und Verehrung ein. Ihre Unterhaltung war angenehm und belehrend. Der Verlust eines großen Theils ihres Vermögens konnte sie nicht niederschlagen; selten äußerte sie ihren Schmerz darüber, so wie sie überhaupt in Freud und Leid mäßig war; nur der Verlust ihrer Lieben beugte sie heftig darnieder. Sie hat eine bedeutende Anzahl von Werken geschrieben. Ihre Lieblingsstudien waren Naturgeschichte und Naturlehre, Geschichte der Künste, Völker und Staaten, schöne Wissenschaften, Moral und Erziehungswissenschaft, die sie sorgfältig studirte, um bei Erziehung ihrer eignen Kinder davon Gebrauch zu machen. So wie nun diese Wissenschaften zur Ausschmückung ihrer Werke dienten, so waren auch die, in denselben gezeichneten Charaktere meist aus ihren eignen Lebensverhältnissen entlehnt. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeschichten in Briefform, oder in der, durch Hermes in Deutschland mit Glück eingeführten richardson'schen Manier. Fast in allen sind die Charaktere gut und mit Kenntniß des menschlichen Herzens gehalten. Poetische Kraft und Fülle der Phantasie wird man nur selten in ihren Schriften vermissen, und sich gern in die idealische Welt der Schriftstellerin hineinversetzen. Ton und Styl sind edel, einfach, lebhaft, und eine unmittelbare Folge ihrer, durch Natur, Erziehung und Lebensumstände bestimmten, individuellen Art zu empfinden und zu denken. Ihre erste Arbeit war: die Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Sie entstand, indem sie sich durch die schriftstellerische Beschäftigung über die Trennung von ihren Töchtern zu trösten suchte. Ein vollständiges Verzeichniß ihrer Schriften ist in Meusel zu finden. x. μ. δ.

Laroche Jacquelin, s. Roche Jacquelin u. Vendée.

Larve bedeutet ursprüglich ein Schreckbild, ein Gespenst, besonders ein schädliches (den Laren entgegengesetzt); den Larven opferte man am Ende des Februars. Dann bedeutet Larve auch eine Maske (s. Masken). Endlich ist Larve in der Naturgeschichte der Name, welchen alle, der Verwandlung unterworfne Insekten in der ersten Lebensperiode, gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Eie, führen (s. Insekten und Käfer).

Las Cases (Emanuel Auguste Dieudonné Graf von), bekannt als Verfasser des historischen Atlas, noch mehr aber durch seine treue Anhänglichkeit an Napoleon und die daraus für ihn hervorgegangnen Schicksale, ist um das J. 1763 auf dem Schlosse Las Cases bei Soreze in Languedoc geboren. Er stammt von einer alten spanischen

Familie und leitet seinen Stamm bis zu dem berühmten Bischof Las Casas (s. d. Art.) hierauf. Er erhielt seine erste Jugendbildung von den Priestern des Oratoriums zu Vendome, und kam dann in die Militärschule zu Paris, von wo er sogleich in die Marine eintrat. Er befand sich bei der Belagerung von Gibraltar, und am 20. Oct. 1782 in dem großen Seetreffen auf der Höhe von Cadix. Nach dem Frieden besuchte er, um sich praktisch zu bilden, alle Kolonien Amerika's, Neuengland, den Senegal, Isle de France und beide Indien, bestand auf das ehrenvollste die Prüfung, und erhielt sogleich die Stelle eines Schiffslieutenants. Die glänzendsten Aussichten lagen vor ihm, als die Revolution ausbrach. — Er hing fest an der Hofpartei, wanderte gleich anfangs nach Worms aus, hielt sich abwechselnd in Koblenz und Aachen auf, wo die französischen Prinzen in der glänzendsten Umgebung lebten, und machte in dem Marinecorps den merkwürdigen Feldzug von 1792, unter dem Herzog von Braunschweig, mit, nach dessen unglücklichen Ausgang er sich, von Allem entblößt, nach England flüchtete. Hier hatte er die ungünstigsten äußern Verhältnisse zu bekämpfen. Ohne indeß den Muth zu verlieren, suchte er die Hülfsmittel seiner Erhaltung in sich selbst. Er ertheilte Unterricht in Allem, was man von ihm verlangte, wobei er selbst am meisten lernte. Bald erwarb er Freunde; es wurden ihm glänzende und unerwartete Anträge gemacht, denen er jedoch seine beschränkte, aber anständige Lage in London vorzog. Nachdem er noch dem erfolglosen Versuch auf die Vendée und der Metzelei zu Quiberon, der er fast nur durch ein Wunder entging, beigewohnt hatte, beschloß er, sich bloß seinem Privatinteresse zu widmen. Er gab damals die Skizze zu seinem historischen Atlas heraus, die mit großem Beifall aufgenommen wurde, und war jetzt in einer Lage, die ihm nichts zu wünschen übrig gelassen haben würde, wenn er sie in seinem Vaterlande hätte genießen können. Mit Begierde ergriff er daher die Gelegenheit, dahin zurückzukehren, als Napoleon die Ausgewanderten zurückrief. — Er lebte auch in Paris anfangs zurückgezogen, mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt und trieb dabei den Buchhandel. Sein Hauptwerk war der historische Atlas, der jetzt in größerm Umfang erschien, und außerordentlichen Beifall fand. (Neue Aufl. 1820.) Er gab ihn unter den Namen L. Sage heraus. Sechs bis sieben Jahre genoß er auf diese Weise eines stillen Glücks. Indeß fühlte sein feuriges und lebhaftes Gemüth sich immer mehr von Bewunderung für den Mann durchdrungen, der Frankreichs Macht und äußern Glanz immer höher und höher hob, und Las Cases eilte, sich ihm anzuschließen. Der Angriff der Engländer auf Vließingen gab ihm bald Gelegenheit, seinen Eifer zu bethätigen. Napoleon ernannte ihn (1808) zum Kammerherrn und zugleich zum Requetenmeister im Staatsrathe in der Section der Marine. Als Holland mit Frankreich vereinigt wurde, sandte ihn Napoleon dorthin, um alle, die Marine betreffende Gegenstände im Empfang zu nehmen. Gleich wichtig war eine andre Sendung in die illyrischen Provinzen, um die Liquidation der Staatsschuld dieser Provinzen zu Stande zu bringen. Späterhin bekam er den Auftrag, die Hälfte sämmtlicher französischer Departements zu bereisen, um die, zur Abstellung der Bettelei errichteten Anstalten, die Gefängnisse, Hospitäler u. s. w. zu besichtigen. Die Beendigung dieses Geschäfts fiel mit dem Rückzuge aus Rußland zusammen. Als bei dem Vordringen der Verbündeten gegen die Grenzen eine zahlreiche Nationalgarde errichtet wurde, trat Las Cases in die zehnte Legion, welche er in Abwesenheit des Chefs befehligte. Erst nach der Capitulation gab er dasselbe ab,

um sich als Mitglied des Staatsraths nach der Loire zu begeben. — Inzwischen erfolgte Napoleons Entsetzung und Ludwigs XVIII. Thronbesteigung. Las Cases, als unveränderlicher Anhänger Napoleons, weigerte sich, die Beitrittsacte des Staatsraths zu unterzeichnen, besuchte, um nicht Zeuge der Vorgänge in Paris zu sein, England, und lebte nach seiner Rückkehr in der Zurückgezogenheit. Nach Napoleons Rückkehr von Elba ernannte dieser ihn sofort zum Staatsrath und zum Präsidenten der Commission der Bittschriften. Als aber die Schlacht von Waterloo Napoleons zweite Abdankung herbeigeführt hatte, erbat Las Cases sich von demselben als höchste Gunst die Erlaubniß, ihm folgen zu dürfen. Er theilte seitdem, getrennt von seiner Familie, nur von seinem ältesten Sohn begleitet, freiwillig das Schicksal dieses Verbannten mit Hingebung, Anhänglichkeit und Selbstaufopferung. Bis gegen Ende des J. 1816 befand er sich bei Napoleon auf St. Helena, und diente demselben vornämlich als Secretär bei Abfassung seiner Lebensgeschichte, die jener ihm in die Feder zu sagen pflegte. — Damals aber wurde ein, an sich unverfänglicher, wiewol freimüthiger und höchst anziehender Brief an Lucian Buonaparte, den er, gegen das ausdrückliche Verbot des englischen Commandanten auf St. Helena, heimlich nach Europa zu schaffen versucht hatte, die Ursache, daß man ihn von Napoleon trennte, nach sechswöchentlicher Haft nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung brachte, wo man ihn gegen acht Monate in harter Gefangenschaft hielt, und endlich nach Europa zurückschickte. Bei seiner Ankunft auf der Themse wurden ihm seine Papiere genommen; er selbst aber durfte nicht an's Land steigen, sondern wurde nach Ostende übergeschifft, von dort durch das Königreich der Niederlande geführt, und fand erst in Frankfurt am Main im Dec. 1817 einen sichern und ruhigen Aufenthalt, indem er sich unter österreichischen Schutz stellte. Er hat seitdem über die, ihm wiederfahrne, gesetzwidrige und willkürliche Behandlung, so wie über die Wegnahme seiner Papiere, in einem Schreiben an den Lord Bathurst nachdrückliche Beschwerde geführt, und Gerechtigkeit und Genugthuung gefodert, ohne bis jetzt mehr, als die Zurückgabe seiner Papiere, bewirkt zu haben. Dies hat ihn bewogen, durch die Bekanntmachung dieses Briefs seine Beschwerden vor den Richterstuhl des Publikums zu bringen. Dieser Brief, so wie der Brief an Lucian, der seine Entfernung von St. Helena bewirkt hat, findet sich dem, 1818 bei F. A. Brockhaus erschienenen Leben des Grafen Las Cases angehängt. Auch glaubt man, daß das Manuscript von St. Helena ihn zum Verfasser habe, von Andern aber etwas verändert worden sei. Über die weitern Ereignisse von Las Cases Leben sehe man die neue Folge dieses Werks.

Lascy (Feldmarschall, Graf), 1724 aus einem der edlen Geschlechter entsprossen, welche einst Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt waren, diente zuerst als Hauptmann und Volontär in dem Erbfolgekriege der Maria Theresia, und zog durch die ungemeine Thätigkeit, mit welcher er dem Feinde zu schaden bemüht war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Seinen Kriegskenntnissen hatte es Lascy zu verdanken, daß er schon im 39. Jahre zum Feldmarschall ernannt wurde. Als solcher entwarf er den Plan, durch dessen Ausführung Friedrich II. in seinem Lager bei Hochkirch überfallen und geschlagen wurde. Nach dem siebenjährigen Kriege ward er zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt, und brachte in diesen Zweig der öffentlichen Verwaltung eine Einheit, Lebendigkeit und Thätigkeit, wovon man bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. Er war die veranlassende Ursa-

che, daß, nach dem teschner Frieden zu Pleß, bei Nachod an der schlesischen Grenze eine Festung, Josephstadt genannt, angelegt wurde. 1788 trat der Feldmarschall Lascy zum letzten Male an die Spitze der österreichischen Heere, aber nicht als Befehlshaber, sondern als Lieutenant des Kaisers. Die Eroberung Sabacz's war die Folge seines kräftigen Einwirkens auf die Unternehmungen gegen diese Festung. Er starb 1801.

Lasiren, Lasurfarben. Wenn man auf einen farbigen, vergoldeten oder versilberten, überhaupt metallnen Grund eine durchsichtige Farbe aufträgt, durch welche also die Farbe des Grundes, oder das Metall durchscheint: so nennt man das Lasiren, und alle, dazu dienlichen Farben Lasurfarben. Der Ursprung dieser Benennung ist ohne Zweifel der Name eines bekannten Minerals, des Lasursteins (s. Lapis lazuli), welcher blau und durchsichtig ist. Das Lasiren wird vorzüglich in der Lackirkunst angewendet, und es gibt nur 4 Hauptfarben: Blau, Grün, Roth und Gelb, welche zu Lasurfarben tauglich sind. Zur blauen Lasur kann man sich des Berlinerblaues und blauen Karmins, zur rothen eines Extracts der Cochenille in Wein- oder Terpentingeist, des rothen Karmins, auch des florentiner Lacks bedienen, zur grünen ist der sogenannte destillirte Grünspan (Grünspankrystall) am geeignetsten, und zur gelben ist eine Mischung von Gummi Guttä, Saffran und Drachenblut, oder von Curcume, Orlean, Goldwurzel u. d. gl., in Weingeist oder Terpentinöl ausgezogen, anwendbar. Die trocknen Lasurfarben werden auf dem Farbensteine mit Terpentinöl fein gerieben, mit etwas Oellack, am besten Kopalfirniß, vermischt und aufgetragen; die flüssigen Extracte aber braucht man bloß mit einem Lackfirniß zu vermischen und auf den Metallgrund aufzutragen. Von der Ebenheit oder Gleichförmigkeit des Auftrags hängt viel für die Schönheit einer Lasirung ab. Der abgetrocknete Auftrag der Lasurfarbe wird eben geschliffen und zuletzt ein Anstrich von bloßem Lackfirniß gegeben, wodurch erst die völlige Aufklärung der Lasur bewirkt wird, durch welche man nun den Metallgrund durchschimmern sieht. Die gelbe Lasur nennt man auch Goldlack, womit man weißen Metallen oder Metallbelegungen (Zinn, Silber) eine Goldfarbe, gleichsam eine Lackvergoldung gibt. Auf Blechwaaren vorzüglich werden Lasirungen von allen Farben angewendet.

Last, als Kornmaß im Norden, enthält ungefähr 60 — 65½ berliner Scheffel. Bei Flößen und Schiffen bedeutet Last die Ladung; auch das größte Schiffsgewicht, 30 bis 45 Centner enthaltend, wornach man die Größe und Stärke eines Schiffs berechnet, z. B. ein Schiff von 100 Last, d. i. etwa 200 Tonnen, oder 400,000 Pfund; gleichfalls ein andres Schiffmaß, nach welchem die Holländer rechnen, und welches 2 Tonnen (jede zu 2000 Pfund) beträgt. Übrigens ist die Last in Betreff ihres Gewichts sehr verschieden, und wird beinahe an jedem großen Handelsorte anders berechnet.

Lateiner (Latini), das uralte Volk, welches die Landschaft Latium in Italien bewohnte, war aus einer Vermischung der Urbewohner mit arkadisch-pelasgischen und trojanischen Abkömmlingen entstanden. Woher der Name Lateiner kommt, ist ungewiß; daß er vom Könige Latinus herstamme, ist nicht wahrscheinlich. Als die ältesten Könige der Lateiner werden Janus, Saturnus, Picus und Faunus angegeben, welche bei ihnen zugleich den Rang der Götter behaupteten. Ursprünglich waren diese Namen vielleicht nichts anders, als Benennungen alter pelasgischer Gottheiten. Unter Faunus soll Herkules und Evander gekommen sein, und letztrer den Urbewohnern Buchstabenschrift, Musik

und andre nützliche Einrichtungen des bürgerlichen Lebens gelehrt haben, auch dem Faunus in der Regierung gefolgt sein. Etwa sechzig Jahre darnach lebte der König Latinus, zu welchem Äneas (s. d. Art.) gekommen, sich mit seiner Tochter, Lavinia, vermählt haben, und ihm in der Regierung gefolgt sein soll. Von Ascanius, dem Sohne des Äneas erster Ehe, wurde die Stadt Alba Longa erbaut, und zum Sitze der lateinischen Könige gemacht. Von da an wissen wir von der Geschichte Latiums, dessen Könige sämmtlich den Beinamen Sylvius führten, bis auf den Zeitpunkt, wo Romulus und Remus einen neuen Staat gründeten, nichts. Eifersucht entzündete zwischen den beiden verschwisterten Staaten, dem lateinischen und römischen, einen Krieg, der sich mit Unterjochung der Lateiner und mit der Zerstörung ihrer Hauptstadt endigte. Rom ward die Hauptstadt von ganz Latium, als König Servius die Lateiner durch ein festes Bündniß mit Rom vereinigte. Von diesem Zeitpunkte kann man den Anfang von Roms Größe und Macht rechnen; denn ohne die Tapferkeit und Freundschaft der Lateiner würde Rom wahrscheinlich nie zu dem Gipfel seiner nachmaligen Weltherrschaft emporgestiegen sein. Tarquinius Superbus suchte dieses Bündniß der Römer mit den Lateinern noch enger zu knüpfen, reizte sie aber, nach seiner Vertreibung, zum Aufstande gegen Rom. Dieser erste Krieg der Römer mit den Lateinern, seit dem geschlossenen Bündnisse, ward durch die Tapferkeit seiner Dictatoren siegreich für Rom beendigt, und darauf das alte Bündniß unter beiden Völkern wieder erneuert. Im Jahre Roms 414 entstand jedoch ein neuer und weit gefährlicherer Bruch zwischen ihnen. Die Lateiner fingen nämlich einen Krieg mit den Samnitern an, und diese riefen die Römer zu Hülfe. Dadurch entstand ein Streit zwischen Rom und Latium, in welchem letztres endlich sogar foderte, Rom solle einen Consul und die Hälfte des Senats aus den Lateinern erwählen. Dieses Begehren ward von dem römischen Stolze mit Muth und Entschlossenheit verworfen. In dem darauf entstandnen Kriege gegen den tapfersten und furchtbarsten Feind konnten die Römer nur mit der äußersten Anstrengung den Sieg erfechten; endlich aber gelang es ihnen, Latium unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Späterhin, als die Römer beinahe schon die Herrschaft der Welt erlangt hatten, machten die Lateiner durch die Theilnahme an dem Bundesgenossenkriege (im Jahre Roms 663) einen nochmaligen Versuch, ihre Freiheit wieder zu erlangen, welches ihnen auch insofern gelang, als ihnen von den Römern manche ihrer verlornen Vorrechte wieder eingeräumt wurden (s. Rom). —

Lateinische Sprache, s. Römische Sprache.

Lateran hieß ein, in Rom von der altrömischen lateranischen Familie benannter Platz. Nero ließ den letzten Besitzer, Plautius Lateranus, hinrichten, und eignete sich seine Güter zu, wodurch der laterani sche Palast ein kaiserliches Eigenthum wurde. Constantin der Große schenkte ihn den Päpsten, denen er auf 1000 Jahre, bis zur Verlegung ihrer Residenz nach Avignon, als Wohnpalast diente. Die, von Constantin an diesem Palaste erbaute Kirche des heil. Johannes vom Lateran ist die bischöfliche des Papstes, und die Hauptkirche in Rom, daher die Inschrift über ihrer Hauptthüre: omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput, und wird ebenfalls Lateran genannt. Ihr hohes Alterthum, das Andenken von 11 Kirchenversammlungen, die in ihr gehalten worden sind, die seltnen Reliquien, die sie aufbewahrt, und ihr prächtiger Bau machen sie vor andern merkwürdig. An ihrem Portale sieht man den Balkon, von welchem herab der Papst dem Volke den Segen ertheilt. Am Hauptaltare darf nur der Papst Messe lesen; denn

in diesem Altare befindet sich ein alter, hölzerner, an dem schon der Apostel Petrus Messe gelesen haben soll. In dieser Kirche sah man auch sonst die beiden Stühle von rothem Marmor, welche in der Mitte des Sitzes eine Öffnung haben, und, nach der Sage, zur Erforschung des Geschlechts der neuerwählten Päpste gebraucht worden sein sollen, aber wahrscheinlich in den Bädern des Caracalla, wo man sie vorfand, zu ganz anderm Behufe gedient haben mögen. Noch jetzt nimt jeder neuerwählte Papst feierlich durch die Cavalcate (eine Procession zu Pferde) von dieser Kirche Besitz. Auf dem Lateranplatze steht übrigens noch eine Kapelle, welche die Scala santa (eine Treppe von 28 Stufen, die aus dem Hause des Pilatus herrühren soll, und auf der die Gläubigen knieend hinaufrutschen) umschließt, und die, vom Kaiser Constantin erbaute Kapelle S. Giovanni in fonte, deren Kuppel von acht porphyrnen Säulen getragen wird, welche für die schönsten in Rom gelten.

Laterna magica, s. Zauberlaterne.

Latium, die Hauptprovinz des alten Italiens, war der Wohnsitz der Lateiner. Die Grenzen desselben, welche sehr verschieden gewesen zu sein scheinen, rechnet man gewöhnlich, aber vielleicht noch zu ausgedehnt, von der Tiber bis an das Vorgebirge Circeji (Monte Circello). Nach Strabo sollen in diesem Raume, außer den Lateinern, noch die Rutuler, Volsker, Herniker und Äquer gewohnt haben. Der eigentliche Umfang Latiums zur Zeit der Erbauung Roms dürfte also höchstens zehn Meilen im Durchschnitte betragen haben, und die wirklichen Grenzen desselben, westwärts die Tiber, nördlich der Anio, östlich der Berg Algidus und südlich die, 160 Stadien von Rom gelegne Stadt Ardea gewesen sein. In der Folge erstreckte sich Latium bis an den Fluß Liris (jetzt Garigliano); die Nord- und Ostgrenzen aber blieben die nämlichen. In der ältesten Zeit traf man an der Küste, wenn man von der Tiber ausging, einen starken Lorbeerwald an, der sich bis an die Stadt Laurentum erstreckte. Nicht nur diese hatte davon den Namen, sondern auch die ganze Gegend hieß davon Laurentinus ager, und die Einwohner Laurentes. Dieser Wald soll noch zu den Zeiten des Kaisers Commodus gestanden haben. Zwischen der Tiber und der Stadt Laurentum hatte Äneas sein Lager aufgeschlagen, welches den Namen Troja führte. Östlich von demselben, 24 Stadien von der Tiber, lag die Stadt Laurentum; weiterhin traf man auf den kleinen Fluß Numicus und auf den Quell der Juturna, und noch weiter östlich, eine halbe geographische Meile vom Meere, auf die Stadt Lavinium. Jenseits der Quelle des Numicus und der Juturna befand sich der Berg, auf welchem, dreißig Jahre nach der Erbauung von Lavinium, die Stadt Alba Longa gegründet wurde. Hinter derselben, gegen die Herniker zu, lag Aricia; weiter oberhalb, im äußersten nordöstlichen Winkel Latiums, die Stadt Präneste; am nördlichen Ende desselben aber die Stadt Tibur, und, zwischen diesen beiden Städten und Rom, Gabii und Tusculum. Alle diese Städte waren Kolonien von Alba Longa. Die erste Kolonie der Römer unter Ancus Martius war Ostia, unterhalb Rom. Die Flüsse Latiums waren: die Tiber, der Liris, der Anio, Numicus, Ufens, Amasenus und Almo. Der Ufens floß durch die pontinischen Sümpfe. Diese waren schon von den ältesten Zeiten her bekannt, und breiteten sich zwischen den Flüssen Ufens und Nymphäus in einem ungeheuern Umfange aus. Außer diesen Sümpfen hatte auch Latium noch einige Seen, unter denen der Lacus Regillus besonders berühmt ist. Die Berge Latiums waren eigentlich nur Hügel, einige ausgenommen, z. B. der albanische Berg und der Algidus.

Digitized by Google

Latona (bei den Griechen Leto oder dorisch Lato), eine Tochter der Cöos und der Phöbe, nach Andern des Kronos oder Saturnus, gebar vom Jupiter den Apollo und die Diana. Während ihrer Schwangerschaft ward sie von der Juno auf's heftigste verfolgt, auf deren Befehl der schreckliche Drache Pytho ihr allenthalben Tod und Verderben drohen mußte, und die Erde ihr keinen Ruheplatz zur Niederkunft gewähren durfte. Lange irrte sie unstät und flüchtig auf der Erde umher, bis sie auf Delos (s. d. Art.) einen Ruheplatz fand. Nachher suchte der Riese Tityus sie gewaltsam zur Liebe zu zwingen, ward aber dafür vom Apollo und der Diana getödtet. Nach Einigen soll dieser Riese schon vor ihrer Schwangerschaft vom Jupiter mit dem Blitze erschlagen worden sein. Auch verwandelte letztrer einige Bauern Lyciens, die sie auf ihrer Flucht aus Delos, wo sie von der Juno wieder vertrieben worden war, aus einem See nicht wollten trinken lassen, auf ihre Bitte in Frösche. Latona wird als eine sanftmüthige, freundliche Göttin in meerfarbnem Gewande geschildert. Sie heilte mit der Diana den verwundeten Äneas, und krönte ihn mit Ruhm. Als Diana, von der Juno gemißhandelt, nach dem Olymp floh, trug ihr Latona die zurückgelassenen Pfeile und Köcher nach. Örter ihrer Verehrung waren vorzüglich: Lycien, Delos, Athen und andre Städte Griechenlands. In Kreta ward ihr zu Ehren ein besondres Fest gefeiert, welches Ekdysia hieß. Bisweilen nimt man sie für das Symbol der Nacht, weil die Sonne gleichsam aus der Nacht hervorgeht. Daher wird auch ihr Name von dem griechischen Worte λανθάνειν (verbergen) hergeleitet.

Lattaignant (Gabriel-Charles, Abbé de), ein berühmter französischer Liederdichter, dessen Andenken in Frankreich nicht untergegangen ist, und der durch die Oper Fanchon auch unter uns bekannt geworden, ward zu Paris gegen das Ende des 17. Jahrh. geboren, und von seinen Ältern zum geistlichen Stande bestimmt. In der Folge wurde er Kanonikus zu Rheims und Parlamentsrath zu Paris, wußte aber mit dem Ernste dieser Würden eine fröhliche Liebenswürdigkeit, einen lebendigen Hang zum Vergnügen, und eine nicht geringe Fertigkeit in der leichtern Poesie zu vereinigen. Mit diesen Eigenschaften war er allenthalben ein willkommner Gast. Nachdem er die Freuden des Lebens genossen hatte, zog er sich bei herannahendem Alter in ein Mönchskloster zurück, wo er 1779 starb. Seine Gedichte erschienen in vier Duodezbänden, welchen nach seinem Tode noch seine Lieder und seine hinterlassenen Werke gefolgt sind.

Latûde (H. Mazers von), wurde 1724 zu Montagnac in Languedoc geboren und im 20. Jahre seines Alters unter Ludwig XV. in die Bastille gesperrt, weil er, um die Gunst der Pompadour zu erwerben, dieser vorgespiegelt hatte, es bestehe eine Verschwörung gegen sie, und man wolle sie vermittelst einer Schachtel mit dem feinsten Gifte tödten. Wirklich kam eine Schachtel an, die aber nichts, als etwas Asche, enthielt, und von Latûde selbst abgeschickt worden war. Ein langes Gefängniß ward die Strafe dieses Betrugs. Mehrere Male suchte er zu entweichen; aber stets dienten diese Versuche nur dazu, seine Gefangenschaft noch drückender zu machen. Er brachte in derselben 35 Jahre zu. Als er endlich zu Anfange der Revolution in Freiheit gesetzt wurde, gab er seine Denkwürdigkeiten heraus, die in den Händen der Revolutionspartei eine gefährliche Waffe gegen die königliche Familie und gegen die Anhänger derselben wurden. Nachdem die Nationalversammlung dem Latûde 1790 eine Pension bewilligt hatte, diese aber nachher eingezogen worden war, wurden die Erben Amelot's und der Pompadour durch die Gesetze verurtheilt, ihm einen Schadenersatz zu geben.

Von ihnen erhielt er einige Meiereien, die ihm bis an sein Ende anständigen Unterhalt verschafften. Er starb zu Paris 1804 in einem Alter von 80 Jahren.

Lauchstädt, Stadt im preußischen Regierungsbezirk und Kreis Merseburg der Provinz Sachsen, 4. Militärabtheilung, von ungefähr 150 Häusern und 1800 Einwohnern, am Lauchebache, mit einem Schlosse und Amte, ist wegen des 1697 entdeckten Mineralbades daselbst im Sommer der Aufenthaltsort vieler bedeutender Personen und Gesellschaften, welche letztern sich dort, besonders Sonntags, aus den nahegelegenen größern und kleinern Orten zu versammeln pflegen. In neuester Zeit (1823) ist für die Verschönerung und Erweiterung der Bade-Anstalten mit großer Thätigkeit gesorgt worden.

Laudon, s. Loudon.

Lauenburg, oder Sachsen-Lauenburg, dänisches Herzogthum, zum deutschen Bunde gehörig, in Niedersachsen, ein bis zu den Zeiten Heinrichs des Löwen streitiges zwischen Sachsen und Slaven von den Polaben bewohntes Land. Es erhielt seinen Namen von der Lauenburg, welche in den Kriegen Heinrichs des Löwen erbaut wurde, kam in den Streitigkeiten über das Lehn oder Allodium dieses Fürsten, kurz nach 1227, an Albrecht I., Herzog von Sachsen, aus dem askanischen Stamme, wiewol unter Widerspruch des braunschweig'schen Hauses. Beide Häuser schlossen einen Erbverein (1369), in dessen Gemäßheit, nach Erlöschung des lauenburgischen Stammes (1689), Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle Besitz von dem Lande nahm. Doch mußte, der übrigen Ansprüche auf diese Erbschaft nicht zu erwähnen, Chur-Sachsen (1697), theils wegen einer, 1507 vom Kaiser Maximilian I. erhaltenen Anwartschaft, theils wegen einer 1671 mit dem letztverstorbnen Herzoge errichteten Erbverbrüderung, durch eine bedeutende Summe Geldes (1,100,000 Fl.) und durch den Vorbehalt 1) des Rückfalls nach Abgabe des gesammten Hauses Braunschweig, Lüneburg, und 2) des Titels von Engern und Westphalen, abgekauft werden. Erst 19 Jahre später (1716) erhielt König Georg I. die kaiserliche Belehnung über das Herzogthum, nebst Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe; und die Aufhebung der kaiserlichen Sequestration des ebenfalls zur lauenburg'schen Erbschaft gehörigen Landes Hadeln verzögerte sich sogar bis 1731. Mit den übrigen hannöverschen Staaten kam Lauenburg 1803 unter französische Herrschaft, und kehrte 1813 zu seiner alten Verfassung zurück, wurde aber (laut Patents vom 16. Juli 1816) mit Ausschluße des Landes Hadeln, am Ausflusse der Elbe, des schmalen Landstriches am linken Elbufer, und des zwar auf den rechten Ufer des Flusses, abgesondert liegenden Amtes Neuhaus, an Preußen, und von solchem Dänemark abgetreten; dabei jedoch die Beibehaltung aller Rechte und Privilegien des Landes, so wie die Übernahme der Landesschulden zur ausdrücklichen Bedingung gemacht. Das jetzige dänische Herzogthum Lauenburg liegt auf dem rechten Elbufer, und wird von dem Königreiche Hannover, den Herzogthümern Meklenburg und Holstein, dem Fürstenthume Lübeck und dem Gebiete der freien Städte Hamburg und Lübeck begrenzt, und hat auf etwa 25 Q. M. 35000 Einwohner. Der Boden begünstigt die Viehzucht und läßt den Ackerbau nicht unbelohnt; in beiden besteht der Reichthum des Landes, den die Gewerbsamkeit wenig vermehrt, außer durch Fracht- und Schiffsverkehr. Drei Seen von beträchtlichem Umfange, der Möllner- der Ratzeburger- und der Schall-See, so wie die Elbe, Bille, Stecknitz und Wagnitz geben dem Lande alle Vortheile glücklicher Bewässerung. Die ansehnlichen Waldungen gestatten, unter Mitwirkung ergibiger Torfstiche, eine beträchtliche Ausfuhr von Bau- und Brennholz. Der

in der Stadt Lauenburg zu errichtende Zoll auf der Elbe und von der Schifffahrt auf der Stecknitz nach Lübeck soll jährlich an 50,000 Thlr. einbringen. Die Hauptstadt Ratzeburg hängt durch eine, 400 Schritt lange Brücke mit dem festen Lande zusammen. (Ein kleiner Theil der Stadt, die Domkirche und der sogenannte Palmberg, gehört zu dem mecklenburg-strelitz'schen Fürstenthum Ratzenburg). Sie ist die Hauptstadt des Landes und der Sitz seiner Behörden. Nach der vom Könige von Dänemark bestätigten Verfassung haben am Landtage Theil 22 Gutsbesitzer und die 3 Städte, jede mit 1 Stimme. Die freien Landleute in 111 Dörfern, denen 2/3 des Landes gehören, werden nicht repräsentirt.

Laufgräben (approches, tranchées) sind im Allgemeinen alle Werke, die zum Angriff einer Festung dienen, daher auch die Laufgräben eröffnen, die Belagerung beginnen heißt. Eigentlich braucht man indessen unter ihnen der Romvebalen und Zickzacks, mittelst deren man sich der Festung gedeckt zu nähern sucht (s. d. Art. Fortification). Man gräbt nämlich 3—5 Fuß tiefe, 10—12 Fuß breite Gräben aus, und wirft die dadurch gewonnene Erde nach der Festung hinauf, um dadurch Schutz gegen die von dort kommenden Kugeln zu erhalten. Um nicht der Länge nach bestrichen zu werden, führt man die Laufgräben stets so, daß ihre Verlängerung außerhalb der Festungswerke vorbeistreicht. Zuweilen geht aber der Belagerte bis zu dem Punkt, auf dem diese Verlängerung trifft, mit Gegenlaufgräben (Contreapproches) vor und legt dort Batterien an. P.

Laugensalze, s. Alkali.

Laune. Das Wort Laune, sagt Garve, ist ohne Zweifel ein altes deutsches Wort, welches wahrscheinlich von luna herkommt und auf solche Gemüthsstimmungen hinweiset, die entweder so wandelbar, als der Mond sind, oder unter seinem Einflusse stehen, weil man sie sonst nicht zu erklären weiß. Daraus ergibt sich die, wie wir glauben, älteste und allgemeinste Bedeutung des Worts Laune, nach welcher es eine zufällige, unerklärliche, eigensinnige und vorübergehende Stimmung des Gemüths in seinem denkenden sowol, als empfindenden Theile bedeutet. Denn sie ist zwei andern Arten der Seelenzustände und der Seelenthätigkeiten entgegengesetzt, solchen, die sich aus bekannten Ursachen herleiten lassen, und solchen, die auf begreifliche oder sichtbare Endzwecke hinzielen. Die Launen nun, eben weil man sie nicht zu erklären gewußt hat, weder aus den wirkenden Ursachen, noch aus den Absichten, haben alle Nationen außerordentlichen, gewöhnlich physischen Einflüssen zugeschrieben: der Deutsche dem Mond, andre europäische Nationen dem Laufe oder der Beschaffenheit der Säfte; letztre haben sie daher humores genannt. Das französische humeur und das englische humour waren daher in ihrer Bedeutung ursprünglich bei weitem nicht so sehr unterschieden, als sie es jetzt, besonders in ästhetischen Sinne sind. Beide zeigten nämlich eine eigne, dem Menschen nicht ganz gewöhnliche Stimmung des Gemüths an, die von dem Laufe und der Beschaffenheit der Säfte, oder von einem Übermaße der Trockenheit und Feuchtigkeit des Körpers, oder von irgend einem, in die Blutmasse sich mischenden, unbekannten Stoffe abhingen. In sofern waren also beide Wörter mit dem deutschen Worte Laune auch gleichbedeutend, und noch jetzt werden beide in gewissen Redensarten auf dieselbe Weise gebraucht. Etre de bonne et de mauvaise humeur ist nicht mehr und nicht weniger als: wohl- oder übellaunig sein. To be in good or bad humour ist im Englischen eine eben so geläufige Redensart. Die humori der Italiener sagen etwas Ähnliches, und selbst humorista ist ihnen nicht fremd. In der Folge

haben beide Wörter humeur und homour, absolut und ohne alles Beiwort gebraucht, eine sehr verschiedne Bedeutung erhalten; humeur für sich heißt immer üble Laune, oder vielmehr Unwille, Anfall von Zorn; humour hingegen wird in diesem Falle mehr für die Stimmung zu einer gewissen Art des Scherzes, zu sonderbaren, aber doch belustigenden Einfällen, zu Auffindung des Lächerlichen an andern, oder zu einer naiven Darstellung seiner eignen lächerlichen Seiten gehalten; Dinge, welche ohne einen gewissen Frohsinn, sei er auch mit etwas Schmerz oder Übelbehagen vermischt, nicht bestehen können. Und vielleicht, setzt Garve hinzu, macht das Bittersüße in der Empfindung, die man ausdrückt, etwas von dem Eigenthümlichen humoristischer Einfälle aus. Von dem französischen humeur unterscheidet sich die deutsche Laune darin, daß sie nicht bloß einen unangenehmen, verdrießlichen Zustand andeutet (l'humeur, sagt Trublet, est un mal physique, qui occasionne un mal moral, und sonderbar ist es, das die Franzosen für die gute Laune keinen eignen Ausdruck haben), sondern die wandelbare Stimmung überhaupt, welche sich von angenehmer oder unangenehmer Seite zeigen kann, je nachdem die wirkenden Ursachen verschieden sind, oder den unwillkürlichen (unbewußten, regellosen Wechsel angenehmer und unangenehmer Gefühle und Stimungen), ja selbst die daher entspringende Unbeständigkeit der Meinungen und Gesinnungen. Denn wer sich von den Gefühlen beherrschen läßt, ändert letztre leicht. Carus sagt daher: im allgemeinen Sinne würde Laune überhaupt das unwillkürliche Spiel der noch unbestimmten Triebe sein, sofern man sich ihm überläßt; dann das Gefühl, oder die Gemüthsstimmung, von welcher wir uns keines Grundes bewußt sind. Wechsel ist zwar immer in den Gefühlen; aber zur Laune wird derselbe, zu einem unnatürlichen, der Besonnenheit und dem männlichen Charakter entgegengesetzten Wechsel dadurch, daß er bloß leidentlich und ohne thätige Mitwirkung erfolgt, daß die bestimmte und feste Richtung mangelt, und daß er mehr oder minder plötzlich, ohne bestimmbare Übergänge erscheint. Natürlich ist die Laune noch im Kinde, so lange die Zeit des unbestimmten Lebens und Träumens dauert, und das Kind sich jenem Spiele der Kräfte leidend überlassen muß. Die Herrschaft der Laune kann so weit gehen, daß man sich über sich selbst ärgert, und doch der Laune folgt; dies trifft aber vorzüglich nur die üble Laune, weil der Mensch in den Zuständen der Lust sich immer freier und thätiger zu verhalten pflegt. Man unterscheidet im Deutschen die gute Laune von der übeln nicht nur durch den Beisatz, sondern besitzt auch in dem Beiworte zur Bezeichnung dieser Verschiedenheit verschiedne Beugungen, nämlich die Ausdrücke launig und launisch, welche man von denen gebraucht, bei welchen die Zustände herrschend sind. Je nachdem man in einem dieser Zustände ist, sieht man die Gegenstände verschieden an, fühlt anders bei ihnen, und urtheilt über sie, milder oder schärfer, heitrer oder düstrer. Der Übelgelaunte deutet alle Gegenstände übel, und wird dadurch sich selbst und andern lästig. Die üble Laune ist daher nicht für die Gesellschaft. Der Launische läßt sich von einer Empfindung beherrschen, die keinen objectiven Grund hat, oder bei der er sich wenigstens eines solchen nicht bewußt ist. Er ist mürrisch und beträgt sich auch gegen den unschuldigen Gegenstand so, als wenn seine unangenehme Empfindung durch diesen bewirkt wäre. Ein solcher Gemüthszustand kann durch die Einbildungen erzeugt werden, die sich mit einem Gegenstande vergesellschaftet haben, von denen die meisten dunkel bleiben. Die böse Laune, besonders insofern sie herrschend ist, heißt bei den Engländern der Spleen. Die gute,

Digitized by Google

heitre Laune, der gute Humor, ist die subjective Stimmung, die Dinge lächerlich oder belustigend zu finden. Wer sie hat, heißt gutgelaunt, und in wem sie herrschend ist, launig; daher redet man auch von launigem Wesen, launiger Manier. Sie ist dem nothwendig, welcher sich der komischen Darstellung widmet, und gehört insofern mit zu dem komischen Talent. Sie ist zwar bei dem Dichter und Darsteller mehr willkürlich, indem dieser seine Stimmung zu seinem Zwecke zu beherrschen fähig sein muß, um ein freies und harmonisches Erzeugniß der Kunst aufzustellen, aber keineswegs hinreichend, ein solches hervorzubringen, wenn sie sich nicht mit andern Talenten verbindet. Der Launige ist und macht lustig, er verliert sich oft in's Bizarre und Barocke, und kann Gegenständen durch Witz den Schein der Lächerlichkeit geben; aber selbst die Laune mit Witz verbunden, oder die witzige Laune, ist noch nicht zur komischen Schöpfung hinreichend. Der bloß witzigen Laune ist es nur um Einfälle zu thun, daher sind ihre Erzeugnisse nicht dauernd. Das Komische verlangt Phantasie zur Ausbildung eines Ganzen. Die Laune ist daher auch noch nicht der Humor (humeur) im ästhetischen Sinne, oder die humoristische Laune der Engländer. Der Humor, in dieser strengen Bedeutung, ist von jener, besonders wo sie sich als Persiflage, oder seine satyrische Laune zeigt, nicht bloß dadurch verschieden, daß er mit Gefühl und Rührung gern verbunden ist, und mithin anzieht und erwärmt, während jene oft beleidigt, abstößt und erkältet, sondern hat noch mehrere eigenthümliche Züge, z. B., daß er mit Gutmüthigkeit und Naivetät, und einer ungemeinen Vorliebe zu dem Sonderbaren verbunden, daß er wechselnd und phantastisch ist, daß der Ernst oft dazwischen trit, wobei doch immer der Scherz die Oberhand behält, vor allem aber, daß er mit Phantasie verschmolzen, weniger beschränkt, nicht auf einzelne Gegenstände, sondern immer auf das Ganze gerichtet ist, lebendig individualisirt u. s. w. Das Weitere hierüber sehe man in dem Artikel Humor, und in Jean Paul F. Richter's, dieses wahren deutschen Humoristen, Vorschule der Aesthetik, wo dieser Unterschied, obwol nicht völlig klar, ausgeführt und mit Beispielen belegt wird. Daß aber in letztern der ästhetische Humor, oder der darstellende, individualisirende gemeint werde, liegt am Tage. Die antiken Darstellungen, welche durchaus mehr nach Objectivität hinstrebten, besitzen ihn nicht. In der neuern Zeit aber ist die Laune in den komischen Darstellungen, wie das Lyrische überhaupt, vorherrschend, daher vielleicht Jean Paul das Humoristische das Romantisch-Komische nennt. Von dem Launigen und Launischen unterscheiden wir endlich noch den Launenhaften, oder den, welcher der Laune im ersten Sinne, d. i. dem Launenwechsel unterworfen ist, der sich selbst zu beherrschen unfähig, statt in seinen Entschlüssen von einem festen Willen und besonnener Prüfung geleitet zu werden, unstät wie die Meereswoge, der wandelbaren Stimmung seines Gemüths folgt. Eine solche Abweichung von dem völlig gesunden, oder völlig vernünftigen Zustande, grenzt mehr oder weniger an das Ungereimte, und führt dadurch das Lächerliche herbei; daher ist die Laune mit dem Komischen verwandt und zeigt sich oft in demselben, so daß man sie sogar als Unterart des Lächerlichen betrachtet hat. Der launisch und der launenhafte Charakter können nämlich von einer sehr lächerlichen Seite betrachtet werden; die (gute) Laune und der Launige aber ist belustigend, oder macht lächerlich, und gehört zur Darstellung des Lächerlichen. T.

Laura, Petrarca's Geliebte. Es sind über diese, durch die reizendsten Töne der Dichtung verherrlichte Frau schon früh so viele irrige,

lange geglaubte Nachrichten verbreitet worden, daß es hier an seinem Orte ist, die Ergebnisse der gründlichsten Forschungen neuerer Zeit mitzutheilen. Irrig ist also, daß sie, wie man im 15. Jahrh. in Italien glaubte, nichts, als eine allegorische Gestalt, gewesen sei; irrig, daß sie aus den Häusern Chabaud und Sade abgestammt, daß sie ehelos geblieben sei, daß sie in Vaucluse gewohnt, und hier dem Sänger ihrer Reize Zusammenkünfte gewährt habe. Nach den Untersuchungen des Abbé Sade (Mémoires pour la vie de François Petrarque, Amsterdam, 1764—67. 3 Bd.), Tiraboschi's (in s. Gesch. der ital. Literatur), Baldelli's (Del Petrarca, Florenz, 1797. 4.), des Abbé Arnavon (Pétrarque à Vaucluse et Retour de la fontaine de Vaucluse, Paris, 1803 und Avignon 1805. 8.), Guerin's (Déscription de la fontaine de Vaucluse, Avignon, 1804. 12.), und endlich Ginguené's (in seiner Histoire littéraire d'Italie, Bd. 2.) stammt Laura aus dem alten, seit 300 Jahren ausgestorbnen provenzalischen Geschlecht Noves, und war die Tochter des Ritters Audibert Noves, der in Avignon wohnte, aber nicht Besitzer des Fleckens Noves, am linken Ufer der Durance, war, wiewol ein großer Theil seiner Güter in der Nähe desselben lag. Sie ward hier, oder in Avignon, 1307 oder 1308 geboren und heirathete nach dem Tode ihres Vaters, der ihr, seiner ältesten Tochter, ein reiches Erbtheil hinterließ, 1325 den jungen Hugo de Sade, aus einem angesehenen Geschlecht in Avignon. Laura war eine der schönsten Zierden der Stadt, die, als der damalige Wohnsitz der Päpste, stets Fremde aus allen Ländern herbeizog. Unter ihnen war auch der junge Petrarca (s. d. Art.), dessen Ältern bei den Zwistigkeiten der Guelfen und Gibellinen aus Toscana verbannt waren. Am 6. April 1327, am Montage in der Charwoche um 6 Uhr früh sah der 23jährige Petrarca, wie er selbst aufgezeichnet hat, die schöne Laura zum ersten Mal in der Kirche der Nonnen vom Orden der heil. Clara, und von diesem Augenblicke an ergriff ihn eine eben so starke, als beständige Leidenschaft. Diese Liebe hatte zwar einen Anstrich von ritterlicher Schwärmerei, war aber nichts weniger, als platonisch, und die Sinne hatten bei Petrarca sehr viel Antheil daran, wie seine eignen Geständnisse von dem heftigen Verlangen, das er bei ihr und fern von ihr fühlte, von seinen vergeblichen Bemühungen, sie zu verführen, von seinen fruchtlosen Anstrengungen, eine hoffnungslose Leidenschaft zu ersticken, deutlich verrathen. Er bezeugt dabei zugleich, daß er nie die mindeste Gunstbezeigung von ihr erhielt, und gibt ihrer Tugend die glänzendsten Lobsprüche. Laura fühlte sich jedoch gewiß von den Huldigungen des jungen Dichters heimlich geschmeichelt, aber ihr Pflichtgefühl und die Sorge für ihren Ruf siegten über ihre Eitelkeit. Sie war höflich und freundlich gegen ihn, so lange sie in seinen Bewerbungen nichts sah, was sie beunruhigen konnte, behandelte ihn aber strenge, sobald er ihr die Gluth gestehen wollte, die ihn verzehrte. Während Petrarca über 20 Jahre lang den Gegenstand seiner Liebe besang, und um ihre Gegenliebe warb, oder eine unglückliche Leidenschaft zu bezwingen suchte, wußte Laura den feurigen Liebhaber durch den, in des Sängers Liedern so gut geschilderten Wechsel von Strenge und Beweisen ihres Wohlwollens, ohne ihre Ehre im mindesten zu verletzen, in jener langen Zeit zu fesseln. Nie aber sah sie den Dichter in ihrer Wohnung, weil die Sitte ihrer Zeit es verbot, und ihres Mannes Eifersucht es nicht geduldet haben würde. Seit ihrer Verheirathung wohnte sie stets in Avignon, in ihres Schwiegervaters Hause an der Rhone, unter dem päpstlichen Palaste, auf dem Felsen, von dessen Höhe Petrarca mit so viel Entzücken auf die luft-

Digitized by Google

wandelnde Laura im Garten hinabsah. In demselben Jahre (1334), als Petrarca sich nach Vaucluse begab, nicht in der Absicht, sich ihr zu nähern, sondern sie zu fliehen und in der lieblichen Einsamkeit Ruhe zu suchen, ward Laura von einer ansteckenden Krankheit befallen, die große Verheerungen anrichtete; aber sie genaß, und wurde dem Sänger nur noch theurer. Der Maler Simon von Siena, der nach Avignon gerufen war, um den päpstlichen Palast zu verzieren, malte 1339 Laura's Bildniß, und gab es dem Dichter, der ihn dafür mit 2 Sonetten belohnte. Ob Laura ihre Einwilligung gegeben, sich für Petrarca malen zu lassen, oder ob er nur eine Nachbildung erhielt, oder ob der Künstler vielleicht die Züge der schönen Frau sich so tief eingeprägt hatte, daß er sie auch späterhin wieder auf die Leinwand werfen konnte, muß unausgemacht bleiben, gewiß aber ist, das er in der Folge Laura's Gestalt in mehrern Gemälden anbrachte, namentlich in dem Gewölbe der alten Hauptkirche zu Avignon. Als Petrarca 1342 mit dem, auf dem Capitol ihm zuerkannten Lorbeer gekrönt, nach Avignon zurückkam, war Laura minder strenge gegen ihn, sei es, daß sein Ruhm ihr schmeichelte, oder die Beständigkeit eines Liebhabers, den lange Abwesenheit ihr theuer gemacht hatte, sie rührte. Petrarca sah sie häufiger, und ging nur selten und auf kurze Zeit nach Vaucluse. Seine, in ganz Europa verbreiteten Dichtungen hatten die Schönheit seiner Geliebten berühmt gemacht, und alle Fremden, die nach Avignon kamen, wollten Laura sehen. Carl von Luxemburg, der nachmalige Kaiser Carl IV., sah sie auf einem Balle, dem man ihm gab, und alle übrigen Frauen aus dem Wege winkend, näherte er sich ihr, und küßte sie auf Stirne und Augen. Aber schon hatten die Zeit, die wiederholten Beschwerden der Mutterschaft, häusliche Sorgen, die besonders die wunderliche Laune ihres Mannes und das schlechte Betragen ihrer ältesten Tochter ihr bereiteten, die Züge der anziehenden Frau so sehr verändert, daß sich bei denjenigen, die sie zum ersten Male sahen, ein unwillkürliches Erstaunen mit der Bewunderung mischte. „Wie!" sprach ein Prinz, „ist sie die Wunderschöne, die so viel Aufsehn gemacht, und dem Petrarca den Kopf verrückt hat?" Im September 1347 nahm Petrarca Abschied von ihr. Er sah sie in einer Frauengesellschaft. Sie war ernst und nachdenkend, ohne Schmuck, ohne Perlen, und aus ihren Blicken sprach die Furcht vor einem Übel, das ihr noch nicht nahe war. Zu Thränen gerührt, entfernte er sich, und suchte seine Rührung zu verbergen. Laura folgte ihm mit einem zärtlichen, in's Innerste dringenden Blicke, der unauslöschlich in seiner Seele blieb. Traurige Ahnungen schienen die ewige Trennung ihnen anzukündigen. Eine, aus Osten stammende, furchtbare Pest, der schwarze Tod, die 3 Jahre lang Verheerungen in Europa anrichtete, kam 1348 nach Avignon, und auch Laura ward am 6. April früh um 6 Uhr, wie es Petrarca in wehmüthiger Erinnerung an die Geburtsstunde seiner Liebe gleichfalls aufgezeichnet hat, ein Opfer der Seuche, und darauf an demselben Tage in der Kirche des Minoritenklosters begraben. Einige Alterthumsforscher erlangten 1533 die Erlaubniß, Laura's Grab zu öffnen. Man fand darin eine bleierne Büchse mit einem Pergamentbriefe, worauf ein Sonnet mit Petrarca's Unterschrift stand, das aber nicht aus dem Geiste des berühmten Dichters hervorgegangen, sondern das Werk eines seiner Freunde zu sein schien, und eine Münze, die eine weibliche Gestalt zeigte, welche ihren Busen bedeckte, mit der Umschrift: M. L. M. J. (vielleicht Madonna Laura morta jace). Franz I., der in demselben Jahre nach Avignon kam, besuchte das Grab, machte eine Grabschrift auf Laura, und befahl, ein

Digitized by Google

Denkmal zu errichten, was jedoch nicht ausgeführt wurde. Büchse und Münze wurden um 1730 von dem Unter-Sacristan an einige Engländer verkauft, das Sonett aber ging verloren, als 1791 das Schloß der Familie Sade verwüstet wurde. Das Grab selbst wurde in dem Revolutionssturme mit der Kirche zerstört, und man findet keine Spur mehr davon. Der Präfect von Vaucluse ließ 1804 den, der Familie Sade zurückgegebnen Grabstein in die alte Hauptkirche von Avignon bringen. Den, durch sorgfältige Forschungen gewonnenen Ergebnissen, die wir im Vorstehenden mitgetheilt haben, hat neuerlich der Abbe Costaing widersprochen, und durch ganz unhaltbare Gründe darthun wollen, daß Petrarca's Laura aus der Familie de Baux gestammt habe, und die Tochter Adhemars de Baux gewesen sei (s. La Muse de Pétrarque dans les collines de Vaucluse. Paris und Avignon. 1819). [Vgl. Petrarca.]

Lausanne, eine angenehme Stadt auf drei Hügeln, Hauptstadt des Waadtlandes (Pays de Vaud) in der Schweiz, eine halbe Stunde vom Genfersee, hat seit 1536 ein Gymnasium, welches 1806 zu einer akademischen Lehranstalt mit 14 Professoren und einem Rector erhoben ist, zählt 1300 Häuser und 8000 Einwohner. Die ehemaligen hiesigen Gold- und Silberarbeiter, so wie die vielen Buchdruckereien, haben in der letzten Zeit bedeutend abgenommen; auch besitzt die Stadt einigen Handel mit eignen Weinen. Ihren vorzüglichsten Erwerbzweig haben die Einwohner jedoch von den vielen Fremden, welche wegen der schönen Lage, so wie in der Absicht, sich in der französischen Sprache und im gesellschaftlichen Tone der feinen Welt auszubilden, aus allen Gegenden Europa's nach Lausanne kommen. Die Stadt stand ehemals unter dem Canton Bern, dessen Landvogt auf dem bischöflichen Schlosse wohnte, und über das umliegende Land zu gebieten hatte. Der Bischof verlegte seinen Sitz, seit die Stadt die reformirte Religion angenommen hatte, von Lausanne nach Freiburg.

Lausitz heißt das, über 200 Q. M. umfassende Land, welches gegen Mittag an Böhmen, gegen Abend an Meißen und den ehemaligen sächsischen Kurkreis, gegen Mitternacht an Brandenburg und gegen Morgen an Schlesien grenzt, und von seinen beiden Hauptflüssen, der Spree und Neisse, von Mittag nach Mitternacht durchschnitten wird. Die Zahl der Einwohner beträgt ungefähr eine halbe Million, wovon der kottbusser Kreis mit 34,600 E. auf 17 Q. M. vor dem tilsiter Frieden zu Brandenburg, das übrige Gebiet aber bis 1815 ganz zum Königreich Sachsen gehörte. Geschichtlich ist erwiesen, daß seit der Völkerwanderung Stämme der slavischen Sorben, die Urväter der heutigen Wenden, unter eignen, freien Häuptlingen die Lausitz bewohnten, welche erst 922 vom Kaiser Heinrich I. zinsbar gemacht und 968 zum Christenthum bekehrt wurden. Nur allmälig konnten die Sorben sich an deutsche Herren gewöhnen; im Anfange des 11. Jahrh. hielten sie es mit Polen, und kamen nach blutigen Kriegen erst 1032 wieder zum Markgrafthum Meißen, dem Heinrich die Lausitz untergeben hatte. Wratislaw von Böhmen besaß im 11. Jahrh. die ganze Lausitz, konnte sie aber gegen Heinrich den ältern von Meißen nicht behaupten, und erst dessen Sohn, Heinrich der jüngere, verlor sie wieder 1123 an Wieprecht von Groitzsch, den Eidam Wratislaw's. Wieprechts Sohn, Heinrich, vereinigte beide Markgrafthümer. Nach dessen unbeerbtem Tode 1136 fiel die NL. an Conrad d. Gr. von Meißen, die OL. aber an den böhmischen Prinzen Sobieslaw. Durch Heirath erwarb Albrecht II. von Brandenburg 1205 Kamenz und Ruhland in der OL., und des böhmischen Königs, Wenzel Ottocar, Eidam, Otto III., 1231 den Rest des Landes. Nur

Zittau mit seiner Pflege blieb bei Böhmen, das übrige Gebiet der OL. besaßen die Markgrafen von Brandenburg als böhmisches Lehn, und seit 1330 auch die, bisher zu Meißen gehörige NL. als Pfand. Da die askanischen Markgrafen von Brandenburg 1319 ausgestorben waren, gab Ludwig der Baier die NL. mit Brandenburg seinem Sohne Ludwig; die Stände der OL. aber unterwarfen sich freiwillig dem böhmischen Könige, Johann von Luxemburg, und Herzog Heinrich von Jauer erhielt, wegen der Ansprüche seiner Mutter, die Städte Görlitz und Lauban mit ihren Pflegen; doch trat er sie 1329 gegen anderweite Entschädigung auch an Böhmen ab. Dieser freiwilligen Übergabe verdanken die Stände der OL. den größten Theil ihrer Freiheiten. Die Lausitz blieb den Königen von Böhmen in den hussitischen Unruhen treu, mußte aber dafür von den Hussiten die schrecklichsten Verheerungen erdulden. Erst 1459 erkannte sie Georg Podiebrad als König an, wandte sich aber 1467 unter den Scepter des Königs Matthias von Ungarn, der auch im olmützer Frieden 1479 die Lausitz behielt. Unter ihm kamen die Benennungen Ober- und Nieder-Lausitz für den südlichen und nördlichen Theil des Landes auf, auch erneuerten die Städte der OL. 1476 und 1490 ihren Bund, und gründeten dadurch die, bis auf die neusten Zeiten bestandne Vereinigung der Sechsstädte (Bautzen oder Budissin, Görlitz, Zittau, Lauban, Kamenz, Löbau), welche von den Kaisern und böhmischen Königen Freiheiten zu erlangen wußten, die sie den Reichsstädten ähnlich machten. Sie unterhielten stehende Mannschaften, und vertheidigten sich in den Kriegen dieses Jahrhunderts meist auf eigne Hand. Nach Matthias Tode, 1490, blieben beide Markgrafthümer bei der Krone Böhmen, und kamen mit derselben, 1526, an Ferdinand I. von Österreich, von dem sie, wegen eigenmächtiger Einführung des Protestantismus, harte Bedrückungen litten. Besonders wurden die Sechsstädte des größten Theiles ihrer Freiheiten beraubt, und mußten große Summen opfern, um sie allmälig wieder zu erlangen. Durch die Wahl des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum Könige von Böhmen wurde die Lausitz, die ihm nie huldigte, in den 30jährigen Krieg verwickelt. Der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen besetzte sie 1620 in des Kaisers Namen, und behielt sie, als Pfand für 72 Tonnen Goldes aufgewendeter Kriegskosten und andrer Schuldforderungen an den Kaiser, bis 1635, wo sie im prager Frieden mit allen Hoheitsrechten, jedoch als böhmisches Lehn, förmlich vom Kaiser an Sachsen abgetreten wurde. Seitdem theilte die Lausitz, als ein, von den kursächsischen Erblanden gesondertes, zu keinem Reichskreise gehöriges Nebenland, alle Schicksale Sachsens. Die Natur hat dieses Land mit mannichfaltigen Hülfsquellen gesegnet. Die Abwechslung ebner und gebirgiger Gegenden bietet nicht nur die reizendsten Ansichten und merkwürdige Naturschönheiten in der OL. dar, sondern auch den Anblick eines lebendigen Verkehrs zwischen den südlichen Gebirgsgegenden und den, nördlicher liegenden Ebenen, welche bis in die Niederung der, fast durchaus flachen NL. ablaufen. Diese hat in ihren Wäldern, vorzüglich an der Grenze von Schlesien und im Spreewalde, an Holz und Wild, in ihren Flüssen und ansehnlichen Teichen an Fischen, und auf ihrem sandigen Boden an Obst, Flachs, Heidekorn, Gerste, Hafer und Gemüse Überfluß genug, um mit diesen Artikeln einen einträglichen Handel in's Ausland zu treiben, und Brotgetreide hinlänglich zum Bedürfniß ihrer Einwohner; der Tabaksbau ist ansehnlich, und im gubner Kreise wird ein rother Wein erzeugt, der dem naumburger gleich kommt. Die Bienenzucht ist in beiden Markgrafthümern nicht unbedeutend. Der lebhafte Ver-

kehr mit Brandenburg und Schlesien gewährt der NL. viele Handelsvortheile. Viel wichtiger für den Handel ist aber die OL., deren Boden nur in der Ebene Viehzucht und Ackerbau begünstigt, doch bei weitem nicht das hinlängliche Brotgetreide für die starke Bevölkerung von 320,000 E. auf 100 Q. M. liefert. Die Niederungen im nördlichen Theile der OL. sind reich an Holz und Fischen, der daselbst häufige Raseneisenstein beschäftiget einige hohe Öfen und Hammerwerke, in der muskauischen Haide wird viel Alaun gewonnen, in den südlichen Gegenden gibt es ansehnliche Torflager und bei Zittau Braunkohlenbergwerke. Doch die meisten Hände beschäftigt der Gewerbfleiß und zwar in den Städten die Tuch- und Strumpffabrication, in den südlichen Gebirgsdörfern, unter denen mehrere 3 bis 5,000 E. zählen, die Weberei; welche sich sonst über alle Arten Leinwand erstreckte, jetzt aber mehr baumwollne Waaren liefert. Die Damastweber in Großschönau, einem Dorf von 4,000 E. bei Zittau, fertigen Tafelzeuge, deren Glanz und Feinheit noch von keiner andern Damastfabrik erreicht worden ist. Der sonst ungemein bedeutende Großhandel der oberlausitzer Kaufleute mit diesen, besonders den leinen Waaren hat jedoch seit 10 Jahren sehr abgenommen und nur in Tuchen und Tafelzeugen werden noch Geschäfte nach Italien, Rußland und Amerika gemacht. Die Grenzorte gewinnen bei dem Transito- und Schleichhandel nach Böhmen. An dieser Gewerbthätigkeit haben bloß die deutschen Lausitzen Antheil; die Wenden, welche ungefähr den vierten Theil der Bevölkerung ausmachen, treiben nur Viehzucht und Ackerbau. Juden sind bloß in dem niederlausitzischen Städtchen Friedland ansässig. Die alte, vom Kurfürsten Johann Georg I. 1636 bestätigte Verfassung sicherte den Ständen große, vorzüglich in der Oberlausitz in ihrer Art einzige, Gerechtsame. Die Oberamtsregierung zu Bautzen, als oberste, nur dem Geheimenrathe in Dresden untergebene Regierungs- und Justizbehörde, hat die beiden Ämter Budissin und Görlitz als Behörden der beiden Kreise gleiches Namens unter sich. Die landesherrliche Finanzstelle ist die Landeshauptmannschaft zu Budissin, welche die Einkünfte von den Regalien, z. B. Zoll, Stempelgebühren u. s. w. bezieht. Consistorialsachen der Evangelischen gehören vor die Civilobrigkeiten und vor die Oberamtsregierung. Die Brüdergemeinen hangen unmittelbar von dem geheimen Concilio ab, (vergl. d. Art. Brüdergemeine und Herrnhut.) Die Sechsstädte stehen allein unter der Oberamtsregierung. Zu den Ständen, unter denen alle, außer den Prälaten und den Abgeordneten der Sechsstädte, von stiftsfähigem Adel sein mußten, gehörten: 1. die Besitzer der Standesherrschaften Königsbrück und Reibersdorf: 2. die Prälaten, nämlich das Domstift zu Budissin, die Cisterzienser-Nonnenklöster Marienstern und Marienthal, die Klöster von evangelischen, adeligen Klostervoigten, das Domstift, vom Dechant desselben vertreten, welcher letztre den Bischofstitel, die Aufsicht über die Klöster und die kirchliche Gerichtsbarkeit, über die Katoliken in der OL., ungefähr 15,000 Seelen, führt: 3. die begüterte Ritterschaft beider Landkreise, welche in Ansehung der Rittergüter das Recht des Vorkaufs vor den Bürgerlichen hat. Die Gegenstände der Berathschlagungen waren (und sind für die Stände des sächsischen Antheils noch) hauptsächlich die landesherrlichen Steuerfoderungen, welche von den Ständen unter dem Titel gutherziger Bewilligungen zugestanden und im Ganzen aus den Landsteuerkassen abgeführt, aber verfassungsmäßig auf das Land und die Sechsstädte vertheilt und von jedem Stadtrathe in seinem Gebiete, wie von den Landständen in beiden Landkreisen, abgesondert durch willkürlich ausgeschriebne Steuern aufgebracht werden. Diese Verfassung der

Oberlausitz, bei der diese Provinz eigentlich von den Ständen unter Genehmigung des Landesherrn regiert wurde, hat bei Gelegenheit des sächsischen Landtages (1817 und 1818) vom Könige für den verbliebnen Landestheil eine neue Bestätigung erhalten, und nur das Selbstregieren ist insofern eingeschränkt worden, als die Landeshauptmannschaft in königliches Rentamt und das Oberamt zu Budissin in eine Oberamtsregierung verwandelt sind, welche letztre aus einem königlichen Präsidenten und vier königlichen Räthen besteht, vom Regenten allein abhängt, übrigens aber die Geschäfte des Oberamts behalten hat. Von der Bevölkerung blieben (169,800) Seelen, also die Mehrzahl bei Sachsen, welches den ihm gelassenen, an Flächeninhalt kleinern Landestheil 55 Q. M. in einen Kreis, den budissinischen, zusammenzog. Steuerfreiheit genießen nach der alten Verfassung in beiden Lausitzen nur die adeligen Stände für ihre Personen; ihre Rittergüter sind aber, wie andre Grundstücke, der Besteuerung unterworfen. Die Leibeigenschaft findet in beiden Lausitzen nur noch in dem Sinne Statt, daß die auf dem Grund und Boden der Rittergüter und Herrschaften Gebornen erbunterthänig, und sowol zu bestimmten Hofdiensten, als auch zur Entrichtung eines Losgeldes, wenn sie wegziehen, verpflichtet sind. Sonst steht ihnen jeder Weg an die Landesbehörde frei, und einzelne Personen sowol, als Gemeinen können Prozesse gegen ihre Herrschaften führen. Schutzunterthanen und Kolonisten, deren es viele gibt, sind nicht erbunterthänig, aber zu einem gewissen Schutzgelde verbunden. Die Niederlausitz hatte auch eine ständische, obwol weniger freie, Verfassung. In der ganzen NL. und der mit ihr zugleich d. 18. Mai 1815 an Preußen abgetretnen größren, östlich und nördlich gelegnen Hälfte der Oberlausitz, (zusammen 151 Q. M. mit 294,700 Einw.), ist die ältre Verfassung dadurch fast ganz vernichtet worden, daß der König von Preußen diese Landestheile in geistlichen und bürgerlichen Angelegenheiten den Regierungen zu Frankfurt a. d. O. und Liegnitz, in Justizsachen den Oberlandesgerichten zu Frankfurt und Glogau untergeben, die Regierung, die Consistorien und das Amt Görlitz aufgelöst, neue Steuern und Auflagen ohne Rücksprache mit den Ständen eingeführt, und überhaupt die Eigenthümlichkeit der Lausitz, als einer für sich bestehenden Provinz, verwischt hat. 1817 wurde im Kloster Neuzelle ein Seminarium für Schullehrer errichtet. An öffentlichen Bildungs-Anstalten hat die sächsische Oberlausitz blühende Gymnasien in Budissin, und Zittau, Bürgerschulen in Zittau, Löbau, Budissin und Kamenz, und Seminarien für Landschullehrer in Zittau und Budissin. E.

Laute hat ihren italienischen Namen (il liuto), so wie ihren französischen (le luth), wahrscheinlich vom deutschen erhalten, und ist aus der alten Lyra (s. d. Art.) entstanden. Bei den Lateinern heißt sie Chelys oder Testudo. Sie hat einen gewölbten Bauch (Corpus), von sehr dünnen Spänen zusammengesetzt, einen Resonanzboden (Dach) von Tannenholze, einen Stiel von ansehnlicher Länge, welcher Griff heißt, an dessen Ende der Hals befindlich ist, woran die Töne durch Bände gezeichnet sind, und oben einen krumm heruntergebognen Kopf, (Kragen), woran die Saiten (welche mit der linken Hand, wie ungefähr bei der Guitarre, gegriffen und mit der rechten Hand angeschlagen werden) durch Wirbel befestigt sind. Gemeiniglich hat dies Instrument zwölf bis dreizehn Chöre (Doppelsaiten), welche jedesmal nach der Tonart, aus welcher man spielen will, gestimmt werden müssen. Die Noten, nach welchen man dieses Instrument spielt, pflegen nicht wie gewöhnlich, auf fünf, sondern auf sechs Linien geschrieben zu werden. Man

hatte ehemals folgende verschiedne Lauten: Die kleine Octav-Laute, die kleine Discant-Laute, die Chorist-(Alt-), die Tenor-, die Baß- und die Großoctavbaß-Laute. Wahrscheinlich ist die ungemeine Schwierigkeit, mit welcher dieses Instrument theils gestimmt, theils gespielt wird, und die unaufhörliche Verstimmung desselben, der Grund, weshalb es aus der Mode gekommen ist.

Läuterung (in der Rechtsprarin) besteht darin, daß man über ein dunkles oder unbilliges Urtheil Beschwerde führt, mit Bitte, der Richter wolle solches ändern oder erklären. Zuweilen fügt man die Appellation (s. d. Art.) auf den Fall bei, daß der Richter jene Bitte außerdem nicht gestatten würde. Nach sächsischen Rechten muß eine Läuterung innerhalb zehn Tagen geschehen, d. h. ehe das, vom Richter ausgesprochne Urtheil rechtskräftig wird. In dem sächsischen Appellationsgerichte zu Dresden ist, außer der ersten Läuterung, noch eine Oberläuterung zugelassen.

Lava, s. Vulkan.

Lavalette (Marie Chamans Graf von) Ober-Postdirector unter Napoleons Regierung, geb. zu Paris 1769 von geringen Ältern. Seine Mutter erhielt von dem berühmten Geburtshelfer Baudelocque, der sie oft als Amme gebrauchte, die Mittel, dem Knaben eine Erziehung über seinen Stand zu geben. Durch angestrengten Fleiß bereitete sich Lavalette zum geistlichen Stande vor, doch änderte er, ehe er völlig zu diesem Berufe überging, seinen Entschluß, und widmete sich dem Studium der Rechte. Die Revolution störte ihn abermals in seinen Bestrebungen und gab seinem Ehrgeize eine andre Richtung. Er ward Offizier der Nationalgarde, und vertheidigte im August 1792 die Tuilerien. Später diente er am Rhein und in Italien, wo Buonaparte, der Beweise von seiner Geschicklichkeit und Verschwiegenheit erhalten hatte, ihn zu seinem Adjutanten machte, und ihm seinen geheimen Briefwechsel anvertraute. Durch seine Vermählung mit der Nichte der Kaiserin Josephine, der Tochter des Marquis Beauharnois, wurde er noch fester an Buonaparte gebunden. Er begleitete diesen nach Ägypten, wurde nach Buonaparte's Erhebung Ober-Postmeister und späterhin zum Grafen erhoben. Nach der Herstellung des königlichen Hauses verlor er seine Stelle, aber sein Nachfolger Ferrand fragte ihn oft in Dienstangelegenheiten um Rath. Am 20. März, wenige Stunden nach der Flucht des Königs, erschien er mit dem General Sebastiani im Postamt, und foderte Ferrand, mit Beobachtung der größten Höflichkeit, auf, ihm, als vom Kaiser ernannten Ober-Postmeister, seine Stelle zu übergeben, und erlaubte ihm nur wenige Minuten, seine Schriften zusammen zu suchen. Er traf alsdann schnell Maßregeln, Napoleons Unternehmen zu befördern, und zeigte ungemein viel Wachsamkeit und Thätigkeit. Die Pärswürde war sein Lohn. Nach der Rückkehr des Königs ward er verhaftet, und im November 1815 von Geschwornen, die der allgemein herrschende Schwindelgeist jener Zeit ergriffen hatte, als Napoleons Mitschuldiger zum Tode verurtheilt. Schon war der Tag seiner Hinrichtung bestimmt, als am Vorabend seine Frau die Erlaubniß erlangte, ihn zu besuchen. Sie ließ sich, von ihrer zwölfjährigen Tochter und deren Hofmeisterin begleitet, in einer Sänfte zu ihrem Manne bringen. Nach einiger Zeit erschienen die beiden letztern an dem Gitterthore und wünschten hinausgelassen zu werden. Sie schienen die Gräfin Lavalette zu unterstützen, die sich in ihren Pelzmantel gehüllt hatte, und das Schnupftuch vor die Augen haltend, in die tiefste Betrübniß versunken zu sein schien. Als nach einigen Minuten der Gefangenwärter im Ker-

Digitized by Google

ker erschien, war der Gefangene verschwunden und die Gräfin saß auf seinem Platze. Es ward alsbald Lärm gemacht, und als man die Sänfte einhohlte, fand man nur das Kind darin, da Lavalette ausgestiegen war und sich davon gemacht hatte. Er verbarg sich, trotz aller Wachsamkeit der Polizei, gegen 14 Tage, und bereitete indeß die Mittel zu seiner Flucht vor. Drei großmüthige Engländer, Robert Wilson, Kapitän Hutchinson und Herr Bruce, bekannt durch ihren Eifer in der Unterstützung freisinniger Grundsätze und durch ihren Haß gegen die, zu jener Zeit in Frankreich herrschende Faction, leisteten ihm Beistand. Er entkam unter ihrem Schutze in der Kleidung eines englischen Generals und erreichte glücklich Belgien, wo man ihn gastfreundlich aufnahm. Von hier ging er nach München. Seine heldenmüthige Frau wurde eine Zeitlang im Gefängnisse behalten. Die heftigen Gemüthsbewegungen, welche sie ergriffen hatten, zerrütteten aber ihren Geist. Ihr Mann ward 1821 vom König begnadigt und kehrte nach Frankreich zurück.

Lavater (Joh. Caspar), ragt unter den Männern, die in der Bildungsgeschichte des 18. Jahrh. Epoche machen, noch mehr durch das, was er war, als durch das, was er leistete, hervor. Er ward 1741 zu Zürich geboren, wo sein Vater als Arzt und rechtlicher Bürger in Achtung stand. Die Mutter, eine lebhafte Frau von gutem Verstande und starken Leidenschaften, hielt das, ohnehin mehr zarte, als kräftige Gemüth ihres Kindes durch launenhafte Strenge nieder, und er wurde unter ihrer Ruthe ein weinerlicher, furchtsamer Knabe, der, blöde unter seinen Gespielen, ungelehrig in der Schule, am behaglichsten in stillen Träumereien, bei denen es immer auf geheime Wirkungen hinauslief, und im einsamen Spiele mit allerlei Wachspüppchen, die er sich selbst gestaltete, Anlagen der Phantasie und des Bildungstriebes, doch sonst nichts Bedeutendes verrieth. Dabei nahm sein hülfesuchendes Herz früh die Richtung auf Gott; Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfniß, und schon als Schüler der untern Gymnasialklassen fingen seine Erfahrungen von der Erhörung seiner bestimmtesten Bittgebete an, womit es meist sehr natürlich zuging. Merklicher gedieh die Entwickelung seines Geistes in den höhern Klassen, wo er Breitinger's und Bodmer's Unterricht genoß. Die ihm von Kindheit an eigne Flüchtigkeit und Eile ließ es zu einem tiefern Eindringen in philologischen Studien freilich nicht kommen, und seine Kenntniß des klassischen Alterthums blieb oberflächlich; früh hervorstechend aber war seine Neigung und Fertigkeit, sich der Bestimmung des von ihm erwählten geistlichen Standes gemäß über Alles, was er empfand und dachte, auszudrücken und redselig mitzutheilen. Er näherte und übte sie in den ernsten Freundschaftsbündnissen, die er um diese Zeit mit mehrern edlen Jünglingen aus den berühmten zürichschen Familien Heß und Füßli anknüpfte. Menschen beobachten, über seinen und Andrer Seelenzustände wachen, lehren und zur Frömmigkeit ermuntern, wurde das Lieblingsgeschäft, das er an und mit seinen Freunden betrieb. Als 21 jähriger Jüngling sprach er sich durch eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerschrockenheit mündig. Den Landvogt Grebel, einen durch hohe Verbindung geschützten Beamten, dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen, Niemand gewagt hatte, klagte er 1762 in Gemeinschaft mit Heinrich Füßli, dem nachher in England berühmt gewordnen Maler, erst ohne sich zu nennen, dann öffentlich bei der Regierung an. Nichts als Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe hatte ihn zu diesem Unternehmen angetrieben, und es gelang. Die Übervortheilten wurden, vermöge eines Beschlusses der Re-

gierung, von Grebeln entschädigt, und die muthigen Rächer des Unrechts mit auszeichnender Achtung belohnt. In Gesellschaft Füßli's reiste Lavater 1763 über Leipzig und Berlin, wo er die bedeutendsten Gelehrten jener Zeit kennen lernte, zu Spalding nach Barth in Schwedisch-Pommern, um seine Bildung zum Geistlichen im Umgange dieses, von ihm vor andern geachteten Theologen zu vollenden. Mehrere Monate vergingen ihm hier unter theologischen und ästhetischen Studien sehr genußreich, und konnte auch Spalding's Ruhe und Klarheit nicht auf sein feuriges treibendes Wesen übergehen, so verdankte er diesem Aufenthalte doch manchen Wink über die würdige Verwaltung des Predigtamtes, und dieser Reise überhaupt eine nähere Bekanntschaft mit der deutschen Literatur. Dies zeigte sich bald nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, 1764, wo er nun seine Zeit zwischen jener freundschaftlichen Seelsorge, biblischen Studien und poetischen Versuchen theilte. Klopstock's und Bodmer's Musen hatten sein nicht gemeines Dichtertalent angeregt, das sich nun täglich in Liedern ergoß und gleich anfangs die ernste Richtung auf Religion und Vaterland nahm, die es sein ganzes Leben hindurch behielt. Seine anerkannt trefflichen und gediegnen Schweizerlieder, die 1767, und die Aussichten in die Ewigkeit, die 1768 zuerst erschienen, begründeten seinen Ruhm und erwarben ihm eine große Menge Verehrer, die, hingerissen von dem Zauber seiner phantasiereichen Darstellung, ihm nachsahen, daß er in den letztern sich oft in kühne Muthmaßungen verlor, und die Aufschlüsse über das Jenseits schuldig blieb, die sein zuversichtlicher Ton zu versprechen schien. So wirkte er schon in einem ausgebreiteten Kreise, als ihn die Sorgen des häuslichen Lebens (seit 1766 war er mit der bescheidnen, frommen Gattin, die ihn überlebte, verbunden) und die Pflichten des geistlichen Amts, in das er 1769 als Diakonus an der Waisenhauskirche zu Zürich getreten, in Anspruch nahmen. Doch der Trieb und die Fähigkeit, Vielen Vieles zu sein, war ihm nun einmal eigen, und während die außerordentliche Wirkung seiner Predigten, die von Geist, Leben und Glaubenszuversicht, durch eine starke, herzgewinnende Sprache und einen rührenden Vortag den rauschendsten Beifall fanden, die anziehende Kraft seines Umgangs, durch welchen er Menschen aus allen Ständen zu genügen und sich zugleich lehrreich und angenehm zu machen wußte, die sittliche Reinheit und Einfachheit seines Lebenswandels, durch den er sein Christenthum ohne alle Ziererei und Kopfhängerei bewährte, so wie endlich die unermüdete, aufopfernde Herzensgüte, mit der er überall zu nützen suchte, und besonders in der Wohlthätigkeit gegen Arme eher zu viel, als zu wenig that, ihn eigentlich zum Manne des Volks und Liebling seiner Gemeinde machte: gingen die in seinem immer geschäftigen Kopfe sich drängenden Plane auf ein von Jahr zu Jahr sich erweiterndes Wirken hinaus. Seine Predigten, deren mehrere Bände seit 1772 gedruckt wurden, fanden auch im Auslande bald großen Beifall; sein Sittenbüchlein für Dienstboten füllte eine mit Unrecht übersehene Lücke in der Volksliteratur sehr zweckmäßig aus, und die Gedichte, die er von Zeit zu Zeit herausgab, dienten, wie weit auch die meisten hinter der körnichten Einfachheit und Lebensfrische seiner Schweizerlieder zurückblieben, doch wegen ihrer Herzlichkeit und religiösen Wärme, Vielen zur Stärkung und Freude. Nur bei einer und gerade der geräuschvollsten und versprechendsten seiner Unternehmungen wich er, ohne es zu wissen, etwas aus der Bahn seines sonst rein religiösen Wirkens: wir meinen seine Physiognomik. Seine früh geübte Beobachtungsgabe und seine Menschenkenntniß hatten ihn in den Stand

geſetzt, ſich von Perſonen jeder Art nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihrer Natur und ihres Charakters abzunehmen, und da dies Bild in ſeinem, Alles zur Anſchauung geſtaltenden Gemüthe leicht mit der Vorſtellung ihrer Geſichtszüge zuſammenſchmolz: ſo war es kein Wunder, daß er ſich allmälig von einer nothwendigern Übereinſtimmung des äußern Menſchen mit dem innern überzeugte, als die behutſame Menſchenkunde erfahrner Weltleute anzunehmen wagt. Es glückte ihm auch in vielen Fällen, ſeinen Schluß von dem erſten Anblicke einer Perſon oder ihres Bildniſſes, ja nur ihres Schattenriſſes, auf ihre geiſtige, moraliſche Eigenthümlichkeit, bei näherer Erkundigung beſtätigt zu finden. Überall gewohnt, vom Einzelnen ſchnell auf's Allgemeine zu ſchließen, und jede Erſcheinung ſo viel als möglich zu verallgemeinern, kam er auch auf den Einfall, die Linien des Menſchenprofils für zuverläſſige Merkmale des Charakters zu erklären, und die Phyſiognomik, die bisher, was ſie auch noch iſt, nur eine Zuſammenſtellung beſcheidener, auf ähnliche Fälle gegründeter Vermuthungen geweſen war, zur Wiſſenſchaft zu erheben. Seit 1769 hing Lavater an dieſer Idee und ſammelte aus allen Gegenden, die ſein ausgebreiteter, Alles, was damals berühmt war, in den Zauberkreis ſeines Unternehmens hineinziehender Briefwechſel erreichen konnte, Schattenriſſe bekannter Perſonen als Hülfmittel und Beweisthümer ſeiner pſychologiſchen Zergliederungen des Menſchengeſichts. Beſonders ging er auf Chriſtusköpfe aus, und jeder Bekannte, der etwas zeichnen konnte, mußte ihm ein ſelbſterfundenes Chriſtusprofil liefern. Denn mit der chriſtlichen Grundidee ſeines Strebens, die Menſchheit, an die er kindlich glaubte, nach dem ſittlichen Vorbilde Jeſu herzuſtellen, hing in ſeinem menſchenfreundlichen Herzen die Charakterkunde aus den Geſichtszügen, als eine Vorarbeit zur zweckmäßigern Einwirkung auf die Gemüther, eng zuſammen. In die Zeit dieſes phyſiognomiſchen Treibens fällt 1774 ſeine Reiſe in's emſer Bad, der wir eine höchſt anmuthige Epiſode in Göthe's Leben (3. Bd.) verdanken. Mit Göthe, der ſchon unter ſeine Correſpondenten gehörte, mit Baſedow, Jung-Stilling, Jacobi und andern bedeutenden Männern Deutſchlands befreundete ſich Lavater auf der emſer Reiſe näher, und nicht anders, als man großen Künſtlern zu thun pflegt, wurde er ſchon damals, wohin er kam, von Hohen und Niedern geſucht, bewundert und gefeiert. Eine Berühmtheit, wie wenig deutſche Gelehrte, erlangte er aber in und außer Deutſchland, als die Frucht ſeiner phyſiognomiſchen Studien, ein Prachtwerk in 4 Quartbänden, unter dem beſcheidnen Titel: Phyſiognomiſche Fragmente, 1775 und in den folgenden Jahren an's Licht kam. Eine Menge von Chodowiecki, Lips, Schellenberg und andern jungen Künſtlern geſtochener und meiſt wohlgetroffener Porträts und Schattenriſſe merkwürdiger Perſonen empfahl dieſes Werk, und wie eine Götterſprache wirkte der Schwung des ſchwülſtigen, in poetiſchen Kraftworten und begeiſterten Ausrufungen hinrollenden Styls, in dem Lavater dieſe Bilder erklärte, und das Geheimniß der Phyſiognomik enthüllte. Eine franzöſiſche Überſetzung wurde bald nöthig, und was in jener, für geheime Wiſſenſchaften noch ſehr empfänglichen Zeit nur gelehrt, geſchmackvoll und gebildet hieß, nahm Theil an einer Entdeckung, die nichts Geringeres, als ein Stein der Weiſen für das geſellige Leben zu werden verſprach. Denn wenn ſie Probe hielt, ſo konnten ihre Eingeweihten das Innere jedes Menſchen, der ihnen vorkam, in ſeinen Zügen ohne große Mühe leſen. Beſonders erregte ſie die Aufmerkſamkeit der Großen, denen freilich ein Geheimmittel zur Enträthſelung der Charaktere ihrer Geſellſchafter und Untergebnen am

nöthigsten sein mochte. Spuren des Genius, Scharfsinn, Vergleichungsgabe und tiefe Blicke in's menschliche Herz sind, wie überhaupt Allem, was Lavater schrieb, auch seiner Physiognomik nicht abzusprechen; nur konnte bei kältrer Prüfung die Unhaltbarkeit des ganzen Entwurfs dem ruhigen Forscher nicht lange verborgen bleiben. Denn wenn auch Jedermann die Schönheit in denselben Linien des Profils gefunden hätte, an die sie Lavater band (wie denn aus seinen künstlerischen Studien über die Schönheitslinie, die den camper'schen jedoch an Gründlichkeit nachstehen, die Zeichenkunst wirklich einigen Vortheil zog): so wurde doch die voreilige Erhebung des Satzes, daß äußre Schönheit und Häßlichkeit ein treuer Abdruck der innern sei, zur physiognomischen Regel durch eine Menge lügenstrafender Ausnahmen verdächtig. Wo man ihr aber dennoch gläubig nachging, da gab sie zu so vielen, theils lächerlichen, theils gefährlichen Mißgriffen im Urtheil über angenehm verlarvte Sünder, auf deren Antlitz der lavater'sche Empfehlungsbrief zu lesen war, und mißgebildete Unschuldige, denen er fehlte, Anlaß, daß Lichtenberg (im göttinger Taschenkalender auf das J. 1778) und andre Gegner der Physiognomik, sie leicht als eine Modethorheit durchziehen und ihr den Anspruch auf die schöne Firma: „zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe," unter der sie aufgetreten war, absprechen konnten. Aus der darüber entstandnen heftigen literarischen Fehde trug der hannöver'sche Leibarzt Zimmermann, der treueste Bewundrer Lavater's, der sich mit mehr Eifer und Zuversicht, als Geschick zum Retter seiner Theorie aufgeworfen hatte, unheilbare Wunden, und der unbefangne Theil der Leser die Überzeugung davon, daß dem Erfinder hier etwas Menschliches begegnet, und die Grundlage seiner Physiognomik nur in seinen persönlichen Gefühlen, zufolge deren er seine Regeln von den Gesichtszügen einzelner Menschen, die ihm lieb oder widerwärtig waren, abzog, zu suchen sei. Lavater selbst scheint später von dem starken Glauben daran zurückgekommen zu sein, und, während er die Heilkunde des innern Menschen immer eifriger betrieb, seine Studien über die Züge des äußern in eine unschuldige Kunstliebhaberei verwandelt zu haben (s. Physiognomik). Unerschütterlich hielt er dagegen an der ihm eignen Ansicht des Christenthums, die aus seinen Phantasien über die biblischen Lehren mehr, als aus diesen, selbst erwachsen, neue Deutung mit steifer Orthodoxie, philosophische Erörterung mit Aberglauben wunderlich vermischte. Der Grundzug dieser Ansicht war sein Glaube an die Möglichkeit sinnlicher Erfahrungen von den unsichtbaren Kräften, die das Christenthum in der geistigen Welt erweckt hat. Daher ging er in seiner Meinung von dem Einflusse des verklärten Christus auf die sichtbare Welt, von der Gemeinschaft der Gläubigen mit ihm, die ihm fast eine physische Verwandtschaft war von der Allgemeinheit der außerordentlichen Gaben des heiligen Geistes, von der Kraft des Glaubens, von dem Rechte der Christen auf Erhörung ihrer bestimmtesten Bittgebete, worüber er selbst merkwürdige Erfahrungen gemacht hatte, überall weiter, als eine richtige Erklärung der heiligen Schrift erlaubt, und auf Voraussetzungen hin, die sein, von gelehrter Kritik ganz entblößtes Verständniß biblischer Aussprüche und Bilder wenig begründen konnte, folgerte er oft zu schnell, was seiner Phantasie annehmlich schien. Dies zeigte sich am auffallendsten in seinen größern Epopöen: Jesus Messias und Pontius Pilatus (1781 bis 1786), worin er sich am getreuesten ausspricht, und in den Erzählungen eines christlichen Dichters (1795), die insgesammt, wie überhaupt die religiösen und poetischen Schriften, in denen er dogmatisirt, deutlich beweisen, daß er als Theolog zu sehr Dichter,

und als Dichter zu sehr Theolog war. Erklärlich ist es daher, warum ihm seine Bekehrungsversuche bei eigentlichen Gelehrten und selbstständigen Männern so wenig glücken wollten. Wie redlich er es auch mit dem Wunsche meinte, daß jeder bedeutende Mann, der ihm werth war, seine Ansicht theilen möchte; wie geduldig und unverdrossen er auch bei seinen Bemühungen, Andre zu überzeugen, verfuhr; etwas Gewaltsames und für die Angegriffenen Peinliches lag immer in seiner gewohnten Manier, Andersdenkende durch die Alternative, daß sie ihn entweder widerlegen oder seinen Glauben annehmen sollten, zu unumwundenen Erklärungen zu nöthigen. Auf diese Art hatte er im ersten Jugendfeuer die Bekehrung des jüdischen Philosophen Mendelssohn unternommen; ein Versuch, der natürlich fehlschlug und ihm eine beschämende Zurechtweisung zuzog, ohne ihn von ähnlichen mißlichen Wagstücken abzuhalten. Ausweichende oder derbe Erwiedrungen hatten Derbheiten auch von seiner Seite zur Folge, und mancher, ihm sonst gewogne Gelehrte ward dadurch von ihm entfernt. So kam er zum Theil durch eigne Schuld in den Ruf eines Schwärmers, der sich in Alles mische, und seine Meinungen Jedermann aufdringen wolle, und je bedeutender sein Geist, Ansehn und Anspruch waren, desto schärfer urtheilte man nun über jeden seiner Schritte. In der That war es ihm natürlich, an jeder öffentlichen Sache, welche die Religion anzugehen schien, lebhaften Antheil zu nehmen; seine entschiedne Neigung zum Wunderbaren, Übernatürlichen und Geheimnißvollen verleitete ihn mehr als einmal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu lassen; und in dem Bestreben, etwas Unerhörtes zu entdecken und zu sagen, streifte er oft nahe an das Abentheuerliche. Daher wurde es ihm hoch angerechnet, daß er von Gaßner's Teufelsbeschwörungen Kenntniß nahm, und ihm eine gewisse Glaubenskraft zuschrieb; aus seinem freundschaftlichen Verkehre mit einigen katholischen Theologen zog man die grundlose Beschuldigung geheimer Parteilichkeit für den Katholicismus, den Lavater doch nur von seinen löblichen Seiten anerkannte, ohne sich durch die Zumuthungen katholischer Eifrer, die ihn zu gewinnen hofften, wie Sulzer in Konstanz, zu der mindesten Annäherung bewegen zu lassen; ja Manche hielten ihn gar für einen geheimen Obern des Jesuitenordens. Und als er gar von der mesmer'schen Entdeckung des Magnetismus neue Aufschlüsse über die Natur des Menschen, und Erklärungen der Wunderkuren Jesu erwartete, mußte er über seinen ernstlichen Antheil an dieser Sache Vorwürfe hören, mit denen man ihn gegenwärtig gewiß verschonen würde. Denn die Beschaffenheit der Zeit, in die sein öffentliches Wirken fiel, brachte es überhaupt mit sich, daß man bei einem Manne, wie Lavater, Lob und Tadel übertrieb. Sein theosophischer und poetischer Dogmatismus war, im grellsten Gegensatze mit der Skepsis, der sich die Theologie damals, 1770 bis 1790, mächtig entgegendrängte, den Aufklärern natürlich eine Thorheit, so wie die Leichtigkeit, mit der er, von dem gewaltigen Regen des Natur- und Freiheitsgeistes jener Zeit ergriffen, sich doch auch wieder manche neue Gestaltung erlaubte, den Altgläubigen ein Aergerniß, während dagegen eine große Schaar unkritischer und wohlgesinnter Laien, die nur ihr Gefühl beschwichtigt wissen wollten, gerade in seinem humanen, das menschliche Herz so vertraulich ansprechenden Christenthume die vollkommenste Schutzwehr gegen den überhandnehmenden Unglauben fand. Mit einem fast unbedingten Vertrauen überließen sich auch außer seiner Gemeinde gefühlvolle Halbgelehrte, trostbedürftige Weltleute und zartsinnige Frauen, die ihn eigentlich am besten verstanden, seiner geistlichen Leitung. Ein lebhafter Briefwechsel

in Gewissensangelegenheiten machte ihn zum Seelsorger frommer Familien in allen Gegenden Deutschlands, und seine Reisen wurden Triumphzüge eines Propheten, an den sich überall die Gottseligen drängten, um das Wort des Lebens aus seinem Munde zu vernehmen: denn er ließ sich leicht bewegen, in fremden Städten und an fürstlichen Höfen, die ihn günstig aufnahmen, Predigten und Andachtsübungen zu halten, und Gelegenheitsreden geriethen ihm immer besonders wohl. Kein protestantischer Geistlicher des 18. Jahrh. hat mehr Verehrung genossen, als Lavatern auf seiner Reise nach Bremen 1786 entgegenkam. Ein ehrenvoller Ruf zum Diakonat bei der reformirten Gemeinde in Bremen, den er aus Liebe zu seiner Vaterstadt, in welcher er 1775 Pfarrer an der Waisenkirche, und 1778 Diakonus an der Peterskirche geworden war, nicht ohne Gepränge und, wie sich noch gegen Ende des Jahrs 1786 durch sein Einrücken in das Pfarramt bei seiner Kirche zeigte, auch nicht zu seinem Nachtheile eben ausgeschlagen hatte, gab dieser Reise eine besondre Bedeutung. Man empfing ihn in Bremen wie einen Heiligen; Obrigkeit und Bürgerschaft beeiferten sich, ihn mit Beweisen von Hochachtung und Ergebenheit zu überhäufen, und öffentliche Blätter berichteten, was er dort gesagt und nicht gesagt haben sollte. In der That hatte auch seine Gegenwart etwas Einnehmendes, dem nicht leicht Jemand widerstand, und wer in der Ferne mit ihm unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe. Der Adel und die schweizerische Treuherzigkeit seines Betragens, die stille Begeisterung und tiefe Sanftmuth seines Blicks, die ausgezeichnete Anmuth und Lieblichkeit seiner Lippen, die etwas vorgebogne Haltung seines schlanken, wolgebildeten Körpers, der Ausdruck einer Menschenfreundlichkeit und Güte, die die Übergewalt seines Geistes milderte, ohne sie zu verleugnen, die jungfräuliche Reinigkeit und Zartheit seines ganzen Wesens, alles dies gab seiner persönlichen Erscheinung so viel Feierliches und Wohlthuendes, daß man sich ihm gegenüber unwillkürlich von Ehrfurcht und Liebe ergriffen fühlte. Dazu kam eine seltne Faßlichkeit und Verständlichkeit im Gespräche, eine geistige Hoheit und Salbung, die auf der Kanzel jedem seiner Worte Gewicht gab, die Übereilungen seines Eifers im Flusse der Rede bedeckte, und selbst im geselligen Umgange ungezwungen hervorblickend, keinen Spötter gegen ihn aufkommen ließ, eine sittliche Grazie, die auch seine Scherze adelte und jeden Zirkel, in den er eintrat, in Ordnung erhielt, endlich das Eigenthümliche und die Fülle seines Gedankengangs, die oft überraschend und immer anregend und erwärmend auf seine Umgebungen wirkten; Eigenschaften genug, um die Bewunderung und Anhänglichkeit seiner Verehrer begreiflich zu machen. Seine Aussichten in die Ewigkeit hatten ihn überdies bei der Menge längst in den Ruf höherer Seherkräfte gesetzt, und in seinen Erbauungsschriften waltete, neben tiefer Menschenkenntniß und ungemeiner moralischer Kraft, wirklich das göttliche Leben, das die Gemüther überzeugt, erquickt und tröstet. Seine Predigten über das Buch Jonas und über die Liebe, die Handbibel und Lieder für Leidende, die Betrachtungen über die wichtigsten Stellen in den Evangelien gehören zu den trefflichsten Erbauungsbüchern in der deutschen Literatur. Auch sein Tagebuch eines geheimen Beobachters seiner selbst hat unstreitig viel Gutes gewirkt, und die Arglosigkeit, womit er es bekannt werden ließ, würde ihm nie nachtheilig geworden sein, wenn er nicht zu viele besondre Umstände seines eignen Lebens hineingemischt hätte, die ihn dem Mißverstande und der Verleumdung bloß stellen mußten. Jenes Tagebuch, die Geschäftigkeit dienender Freunde und Zwischenträger, die ihn umlagerten und seine Offen-

herzigkeit nicht selten mißbrauchten, die Berichte der Reisenden, welche die Schweiz nicht sehen konnten, ohne den Propheten in Zürich zu besuchen, brachten jeden Schritt und jede Äußerung von ihm unter die Leute, ja die öffentliche Aufmerksamkeit erstreckte sich in jenen friedlichen Jahrzehenden, wo man noch Zeit hatte, das Kleine wichtig zu finden, bis auf die unbedeutendsten Vorfälle und Wendungen des lavater'schen Lebens und Treibens. So wurde ihm das Glück eines großen Ruhms oft durch ärgerliche Klatschereien und Händel verbittert, und er war selbst zu wenig besorgt, jeden Anlaß zu öffentlichen Verhandlungen über sein Privatleben zu vermeiden. Auch verleitete ihn seine, durch allzugroßen Beifall genährte Eitelkeit bisweilen zu kleinlichen Schritten und einer empfindlichen Sorgfalt für seinen Ruhm. Dieser kam allerdings in Gefahr, da er nach einer Reise, die er auf Einladung des Ministers Bernstorf 1795 nach Kopenhagen unternommen hatte, ein Tagebuch derselben herauszugeben anfing. Knigge machte sich sogleich in der Reise nach Fritzlar, und ein Ungenannter in dem satyrischen Freudenliede der Jünger Lavater's, darüber lustig. Ueberhaupt zeigte sich in dieser spätern Zeit sein Geist nicht immer kräftig genug, den Mangel einer vollendeten, ungelehrten Bildung, wie sonst, durch Neuheit der Gedanken und hinreißendes Feuer der Darstellung zu decken. Man fing an, seine neuern Schriften etwas langweiliger zu finden, in der Anlage und metrischen Form seiner Poesien entdeckte man unverzeihliche Nachlässigkeiten und Ungleichheiten, die besonders seine Hexameter in übeln Ruf brachten, und die Breite, mit der er seine Gedanken ausdehnt und ihr Mark aussog, wollte neben der Gedrängtheit neuerer Dichter und Prosaisten nicht mehr behagen. Dem Kindersinne seines Glaubens war die Zeit nun entwachsen, und die redseligen Mittheilungen seiner Einfälle, Gedanken und Rathschläge, die er in seiner Handbibliothek, dem Anacharsis, dem Vermächtniß an Freunde und andern Schriftchen dieser Art, wol nur an Freunde richtete, aber doch drucken ließ, hörten auf, anziehend zu sein. Die Welt war bald mit einem allgemeinern Interesse beschäftigt. Auch Lavatern erfüllte die Revolution, die alles entzündete, anfangs mit republikanischer Freude, aber seit der Epoche des Königsmords mit einem religiösen Abscheu, der, je mehr ihm durch neue Unthaten und Greuel Stoff zuwuchs, sein ganzes Wesen in eine steigende Thätigkeit setzte, und die Seelengröße entwickelte, die er beim Eindringen der Revolution in die Schweiz im hohen Grade bewies. Er gehörte damals zu den wenigen Weisen und Edeln, die den Ausgang ahneten, und sich im Gedränge streitender Parteien frei und tadellos zu behaupten wußten. Dabei griff er auf der Kanzel und unter dem Volke mit einer Kühnheit, die nur echte Begeisterung für Recht und Vaterland einflößen kann, in jede öffentliche Bewegung ein, und mit der Klugheit, Geistesgegenwart und Genialität, deren nur große Seelen fähig sind, wußte er in entscheidenden Augenblicken die rechten Mittel der Rettung zu zeigen, und wo es möglich war, selbst zu helfen. Ihm vorzüglich hatte es Zürich zu danken, daß nicht schon unter den stäfaer Unruhen 1795 die Gährung allgemein zum Ausbruche kam, und seine unerschrockne Freimüthigkeit und thätige Verwendung hatte großen Antheil daran, daß den Rädelsführern, in deren Sache Zürichs Ehre und Ruhe auf dem Spiele stand, das Leben gerettet ward. Noch unter dem Drucke der französischen Tyrannei hatte er 1797 für alle seine Mitbürger den Muth, den Director Reubel in seinem Worte eines freien Schweizers an die große Nation, mit Unterschrift seines Namens, wegen Frankreichs schändlichen Benehmens gegen die Schweiz zur Rechenschaft zu ziehen, worauf eine

vornehme Antwort, aber sonst nichts Gefährliches für ihn erfolgte. Auch hörte er nicht auf, mitten unter den heillosen Umwälzungen seines Vaterlands für Recht und Ordnung zu sprechen, und die Willkür der Machthaber öffentlich zu rügen; und als er endlich auf den lächerlichen Argwohn einer verrätherischen Gemeinschaft mit Rußland und Oesterreich hin, während einer schmerzhaften Krankheit im Mai 1796 nach Basel deportirt wurde, wunderte man sich, daß es nicht eher geschehen war. Die Directoren der Schweiz hörten die Wahrheit nirgends bündiger und derber, als in der Verantwortung, die er nun eingab, und als er, nach einigen Monaten wieder entlassen, durch die französischen Vorposten glücklich nach Zürich gurückgekommen war, fuhr er in seiner Amtsthätigkeit mit demselben patriotischen Eifer fort, bis sie endlich auf die schrecklichste Weise gehemmt wurde. Als nämlich am 26. Sept. 1799 Massena Zürich wieder einnahm, und Lavater eben auf der Straße beschäftigt war, herumschwärmende Soldaten zu erquicken und zu beschwichtigen, schoß ein französischer Grenadier ihn meuchlings durch die Seite. Über ein Jahr litt er, mit wenigen Tagen eines leidlichern Befindens, die er den Amtsgeschäften widmete, an diesen Wunden, und schrieb auf dem Krankenlager seine Deportationsgeschichte, eine nachdrückliche Vorstellung an die revolutionäre Regierung: Saulus und Paulus, eine christliche Dichtung; eine Menge Briefe, unter andern auch den merkwürdigen an Stolberg, über dessen Religionsveränderung, und die Ode „Zürich am Ende des 18. Jahrhunderts," die zu den vortrefflichsten Gedichten in dieser Gattung gehört, und seine frühern Poesien weit hinter sich läßt. Die ebenfalls sehr herzliche Ode „Zürich am Anfange des 19. Jahrhunderts," war sein Schwanengesang. Gegen Ende des Jahrs 1800 wurden seine Schmerzen an den, noch offen stehenden Wunden immer empfindlicher, keine Stellung und Lage gab ihm mehr Ruhe, sein Rücken war ganz wund und gekrümmt, aber die härtesten Qualen trug er mit einer Geduld, Ergebung und Heiterkeit des Geistes, die Jedermann zur Bewunderung hinriß, und selbst seine Gegner überzeugen mußte, wie sehr es ihm mit seinem Christenthume Ernst gewesen. So starb er am 2. Jan. 1801 im 60. Lebensjahre, von einer väterlich geleiteten Familie und allen Guten beweint, und seiner Vaterstadt, um die er so große Verdienste hatte, unvergeßlich. Frühere und andächtigere Jahrhunderte, als das, in dessen Morgenröthe seine Sonne unterging, hätten ihn heilig gesprochen; denn in ihm vereinigten sich, selbst den Märtyrertod nicht ausgenommen, alle die Eigenschaften, welche die Kirche von ihren Heiligen fodert, und die Meisten, die sie verehrt, wurden von ihm an Adel des Geistes und Herzens und ungeheuchelter Frömmigkeit weit übertroffen. Ein Christ zu sein, war seine Wissenschaft und sein Ruhm, und daß er so ernstlich danach strebte, hätte ihm Niemand verargen sollen. Den Schätzen der Gelehrsamkeit verdankte er wenig, er schuf mehr, als er las, und was er war, wurde er von innen heraus. Daher das viele Sinnreiche und Erbauliche in seinen Schriften, das auch die Zukunft nicht unbenutzt lassen wird, und seine ausgezeichnete Persönlichkeit, die der Betrachtung und Achtung immer werth bleiben wird. Sein sittlicher Charakter ward durchaus edel und redlich, nur das Übermaß des Beifalls machte ihn bisweilen klein, doch blieben seine Absichten stets lauter, und er vergab seinen Feinden gern. Glaube und Liebe waren die Grundsätze seiner Natur; Johannes Müller, der ihn, freilich zu günstig, den Kirchenvater unter den neuen Theologen nennt, konnte mit Recht sagen, er kenne kaum einen, der wahrhafter und stärker glaube, tiefer fühle und inniger um-

fasse, als Lavater. Der Grund seiner Schwächen war mehr in seinem, von starken Phantasien und ausschweifenden Plänen bestürmten Kopfe, als in seinem Herzen zu suchen, und wenn es von der zahlreichen Jüngerschaft, die sein Christenthum gebildet hat, noch Überreste gibt, so haben sie nicht Ursache, darum an ihrem Meister irre zu werden, weil er bei großen Talenten und rühmlichen Tugenden auch menschlich fehlen konnte. E.

Lavinen, Lawinen, Lauwinen (von dem schweiz. Louwin, Lauwin, Schneelauwin) bedeutet in der Schweizersprache große Schneemassen, welche von hohen Bergen herabrollen, und durch ihren Sturz oft die größten Verwüstungen anrichten. Es gibt vornehmlich zweierlei Arten. Die eine nennt man Wind- oder Staublawinen, weil sie vom Winde losgerissen werden, der den frisch gefallnen Schnee mit sich fortreißt und stäubend in die Tiefe stürzt. Diese sind zwar, wegen der Geschwindigkeit, mit welcher sie einherfahren, die gefährlichsten von allen, sonst aber, weil sie am luftigsten unter allen sind und man sich aus ihnen am leichtesten wieder emporarbeiten kann, auch nicht so sehr zu fürchten. Man hat Beispiele, daß Leute 24 Stunden unter einer solchen Lawine gesteckt haben, ohne zu ersticken. Die zweite Art heißt Berg- oder Schnee-, Schloß- und Schlag- auch Schrundlawinen. Diese werden nicht vom Winde fortgerissen, sondern stürzen durch ihre eigne Schwere und rollen dann den ganzen Grund, auf welchem sie liegen, nebst den darauf befindlichen Bäumen, Felsen ꝛc. mit sich fort. Sie fallen besonders um die Frühlingszeit, wenn die angehende Wärme den Schnee nässer und schwerer macht. Ihr Fall macht Berg und Thal erzittern und erregt einen Schall, als ob es donnerte. Die dritte Art, Erdlawinen, entsteht, wenn das Erdreich von lange anhaltender und tief eindringender Nässe dergestalt erweicht wird, daß es mit allen, darauf befindlichen Häusern, Bäumen und ganzen Wäldern in die Tiefe stürzt und oft ungeheuern Schaden anrichtet.

Laviren, bedeutet in der Schifffahrt, sich gegen den Wind halten, bei widrigem Winde bald nach der einen, bald nach der andern Seite segeln, um das Schiff von seiner Richtung nicht allzuweit zu entfernen, wodurch man, wenn auch nur wenig, doch immer etwas vorwärts kommt; daher auch figürlich, bedächtig bei einer Sache verfahren. In der Malerkunst heißt laviren, eine aufgetrage Farbe mit Wasser vertreiben, eine Zeichnung laviren, d. i. sie tuschen, oder mit einer Tinte oder Farbe malen.

Lavoisier (Antoine Laurent), ein ausgezeichneter Chemiker, geb. zu Paris im J. 1743. Mit Vorliebe studirte er alle Zweige der Naturwissenschaft, und erwarb sich darin die gründlichsten Kenntnisse. Als 1764 die französische Regierung die beste Art der Straßenbeleuchtung zum Gegenstand einer Preisaufgabe machte, war er es, der den Preis gewann. Schon 1768 ward er Mitglied der Akademie. Um diese Zeit schrieb er verschiedne Abhandlungen über spekulative und praktische Gegenstände der Physik. Die Denkschriften der Akademie von 1770 enthalten seine Beobachtungen über die Natur des Wassers und die vermeintliche Möglichkeit, dasselbe in Erde zu verwandeln, deren Irriges ihm jedoch wiederholte Versuche zeigten. Er sammelte Materialien für die Lithologie und Mineralogie Frankreichs, die er in eine Art von Tabelle brachte. Sie wurden die Grundlage zu einem Werke über die Revolutionen der Erde und die Bildung der Erdschichten, von dem er 1772 und 1787 Proben gab. Die Natur der Gasarten war damals ein Hauptgegenstand der Untersuchung; auch Lavoisier, durch sein Vermögen in

Stand gesetzt, große und kostbare Versuche zu machen, beschäftigte sich damit. In seinen Opuscules chymiques 1774 gab er eine Uebersicht von allem, was bisher in Beziehung auf die Geschichte der luftförmigen Körper geschehen, nebst verschiednen eignen, höchst wichtigen Versuchen. 1776 erhielt er die Oberaufsicht der Schießpulverbereitung, die er sehr vervollkommnete; 1778 fand und zeigte er, daß die von englischen Chemikern entdeckte Luftart, welche Priestley dephlogistisirte und Scheele reine Luft nannte, ein Bestandtheil aller Säuren sei. Seine Versuche, durch Verbrennung von Oxygen und Hydrogen Wasser zu erzeugen und es umgekehrt in diese Bestandtheile wieder aufzulösen (1783), waren ein wichtiger Vorschritt zu dem neuen System der Chemie, als dessen Begründer jedoch keineswegs er, sondern der Engländer Cavendish, der schon 1774 das Oxygen entdeckte, anzusehen ist. Es ward vervollständigt durch seine Theorie der Verbrennung und der Oxydation, seine Analyse der atmosphärischen Luft, seine Lehre vom Wärmestoff u. s. w. und 1789 in seinen Elémens de Chymie vollständig vorgetragen. Für das neue Maßsystem lieferte Lavoisier mehrere genaue Versuche über die Expansion der Metalle. Er wurde zu Rathe gezogen über die beste und gegen Verfälschung und Nachmachung sicherste Methode der Assignatenverfertigung. Der Ackerbau hatte früh seine Aufmerksamkeit beschäftigt. Als 1791 ein neues Besteuerungssystem eingeführt werden sollte, ließ Lavoisier eine gehaltvolle Schrift unter dem Titel: Sur la Richesse territoriale de la France, erscheinen, welche indeß nur die Skizze eines großen Werks ist, zu dem er lange gesammelt hatte. Nachdem er einer der Administratoren der Caisse d'escompte gewesen, wurde er 1791 zu einem der Commissäre des Staatsschatzes ernannt, und brachte in dieses Departement eine musterhafte Ordnung. Mit den Verdiensten eines ausgezeichneten Gelehrten und Geschäftmannes verband er den liebenswürdigsten Charakter; er war sanft, dienstfertig, wohlthätig, anspruchlos. Aber eben seine Vorzüge, so wie sein Reichthum, wurden ihm zur Zeit Robespierre's verderblich. Er wurde angeklagt, verurtheilt und den 8. Mai 1794 hingerichtet. Die Verdienste Lavoisier's um die Chemie ausführlich zu würdigen, würde hier zu weit führen. Beurtheilt man ihn nach dem Erfolg, den er hervorgebracht, so übertrifft er alle andern Chemiker; sieht man aber bloß auf die von ihm gemachten Entdeckungen, so muß er hinter Scheele, Priestley, Cavendish und manchen Andern zurückstehen.

Law (John), dieser berüchtigte Financier, war der Sohn eines Goldschmids und 1680 zu Edinburgh geboren. Er zeigte früh viel Neigung und Geschicklichkeit zum Rechnen und erwarb sich schon als Jüngling das Vertrauen der königlichen Minister in Schottland insoweit, daß sie ihn zum Ordnen der Einkommensrechnungen, die vor der Vereinigung Englands und Schottlands in größter Unordnung waren, gebrauchten. Schon damals schlug er, um dem Mangel an baarem Gelde im Lande abzuhelfen, die Errichtung einer Bank vor, welche Papiergeld bis zum Betrage des Werths aller liegenden Gründe des Königreichs ausgeben sollte; eine Idee, die allen seinen spätern Plänen scheint zum Grunde gelegen zu haben, von den Ministern aber billig verworfen wurde. Sein geringes Einkommen suchte er damals durch Spiel zu vermehren, um auf einem vornehmen Fuß leben zu können. Nachdem er in einem Zweikampf seinen Gegner getödtet, nahm er die Flucht. Er besuchte Venedig und Genua, aus welchen beide Städten er als ein Verdächtiger vertrieben wurde, durchzog die meisten Städte Italiens,

wo er sich durch wohl berechnete Wetten Geld zu verschaffen wußte, und legte zu Turin dem Herzog von Savoyen sein Finanzsystem vor, ohne jedoch Eingang zu finden. Ein gleiches Schicksal hatte er bei den Ministern Ludwigs XIV. Als aber unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans die Finanzen Frankreichs sich in großer Bedrängniß befanden, gelang es ihm, sich Gehör zu verschaffen, ungeachtet sich alle Finanzmänner und das Parlament zu Paris gegen seine Entwürfe erklärten. Sein Plan hatte zwei Gegenstände: die Errichtung einer Disconto-Bank und einer Handels-Gesellschaft, welche ein, für goldreich ausgegebnes Land (Louisiana) benutzen sollte. Die Bank wurde 1716, unter den Namen Law und Comp., mit einem Kapital von 6 Mill. Franken, die in 12,000 Actien, jede zu 500 Franken, getheilt waren, gestiftet. Man bezahlte für eine Actie nur ¼ des Betrags baar, und das übrige in Staatspapieren. Das blinde Vertrauen des Publikums stieg so sehr, daß man die Papiere der Bank baarem Gelde vorzog. Sie wurde das Bureau aller Staatseinnahmen. Bald verband Law mit dieser Bank eine Missisippi-Compagnie, der in Luisiana Länder zugetheilt wurden, von deren Anbau und Handelsverkehr man ungeheuern Gewinn erwartete; ferner den Senegalhandel, das Privilegium der ehemaligen ostindischen Compagnie und die Generalpachte, und ließ sie 1718 für eine königliche Bank erklären. Durch eine Menge, ihr willkürlich verliehner Begünstigungen gewann sie einen solchen Umfang, und zugleich ein solches Vertrauen, daß ihre Actien bei dem Schwindelgeiste, der das Publikum ergriffen hatte, auf 20,000 Franken stiegen. Aus ganz Frankreich strömte das baare Geld, oder was Geldes Werth hatte, in die Bank; Jedermann schätzte sich glücklich, damit einen Antheil an dem eingebildeten Reichthume derselben zu erkaufen. Law galt für den Plutus des Königreichs, stand in unbegrenztem Ansehn, und ward, nachdem er 1720 zur katholischen Religion übergetreten war, zum General-Controleur der Finanzen ernannt. Indeß begann die Täuschung allmälig zu schwinden; die Bankscheine fielen von Tag zu Tag, und bald zeigte sich der Untergang des ganzen Systems als unvermeidlich. Vergebens verbannte der Regent das Parlament von Paris, welches sich hatte einmischen wollen; Law's Credit war nicht zu retten. Nach einer fünfmonatlichen Verwaltung mußte er sein Amt niederlegen, und endlich, seiner Sicherheit wegen, das Königreich verlassen. Allgemeine und wohlverdiente Verwünschungen folgten ihm nach. Er lebte seitdem in der Dunkelheit von den geringen Überresten seines, einst ungeheuern Vermögens, besuchte mehrere Länder, und starb 1729 zu Venedig, immer noch mit großen Planen beschäftigt, und vollkommen von der Richtigkeit seines Systems überzeugt, dessen Mißlingen in Frankreich er bloß den Gegenwirkungen seiner Feinde zuschrieb. Auch hat es ihm nicht an geistreichen Vertheidigern gefehlt, wiewol die allgemeine Meinung dahin geht, daß jenes System auf durchaus unsichern und unstatthaften Grundsätzen beruhte. Die gründlichste Darstellung desselben hat Ganilh in seinem: Essai sur la revenue public, gegeben.

Laynez (Jakob), der zweite Ordensgeneral der Jesuiten, und der eigentliche Gründer des Ordenszwecks, wie der ganzen Einrichtung dieses weltgeschichtlich merkwürdigen Vereins (vergl. d. Art. Jesuiten), wurde 1512 zu Almancario bei Siquenza in Castilien geboren, und studirte hierauf in Alcala. Der Ruf von Ignatz von Loyola's schwärmerischer Religiosität, und der Wunsch, sowol diesen Mann kennen zu lernen, als auch seine Studien weiter fortzusetzen, zogen Laynez nach

Paris, wo Loyola sich damals aufhielt, um den Verfolgungen der Inquisition zu entgehen. Bald knüpfte sich ein inniges Band zwischen diesen beiden Menschen, und sie entschlossen sich schwärmerisch, wie sie beide waren, in die Türkei zu gehen, um den Ungläubigen das Evangelium zu predigen. Ein ausbrechender Krieg mit den Türken hemmte aber diesen Plan, und angelangt in Venedig (1536), faßten sie nun den Entschluß, einen Verein zu stiften, dessen Hauptzweck Erziehung des Volks im Geiste der römischen Kirche und dadurch Abwehrung der, sich immer mehr verbreitenden Ideen der Reformation war. Laynez, klüger, wissenschaftlich gebildeter und gewandter, als Loyola, arbeitete besonders diesen Plan aus, und seiner Uneigennützigkeit, Eifer und Thätigkeit gelang es vorzüglich, dem neu entstehendem Institute den Beifall der Menge zu erwerben. Nachdem der Orden förmlich von Paul III. bestätigt (1540), und Loyola, auf Laynez Betrieb, zum ersten General desselben erwählt worden war, machte er vielfache Reisen, um die Ausbreitung der Gesellschaft Jesu zu befördern, und zeichnete sich auch besonders auf dem Concilio von Trident durch seinen Eifer für das Interesse des römischen Stuhles aus. Den Kardinalshut, welchen Paul IV. ihm, als dem eifrigsten Vertheidiger der päpstlichen Macht, zudachte, schlug Laynez indeß aus. 1558 folgte er Ignatz von Loyola in der Würde eines Generals des Ordens, und 1561 kam er mit dem Kardinal Ferrara nach Frankreich, um gemeinschaftlich mit diesem an der Ausrottung der Ketzerei zu arbeiten. Doch muß man ihm hierbei die Gerechtigkeit wiederfahren lassen und gestehen, daß er auf der berüchtigten Versammlung von Poissy noch der Einzige war, welcher der Stimme der Vernunft und Menschlichkeit in einigen Stücken Gehör gab. Die Aufnahme der Jesuiten in Frankreich (freilich unter einigen beschränkenden Bedingungen [s. d. Art. Jesuiten]) war übrigens zugleich Folge dieser Reise. Nachdem Laynez nun noch auf dem dritten tridentinischen Concilium die Suprematie des Bischofs von Rom über die andern Bischöfe der Christenheit nach Kräften von neuem hatte feststellen helfen, kehrte er nach Rom zurück, wo er sich fortan ausschließend mit der weitern Einrichtung und Ausbreitung seines, immer mehr Macht gewinnenden Ordens beschäftigte, und endlich den 19. Januar 1565 in einem Alter von 53 Jahren starb, den, in den Augen der Aufgeklärten allerdings etwas zweideutigen Ruhm hinterlassend, der eigentliche und wahre Stifter einer Gesellschaft gewesen zu sein, deren laxe Moral, Herrschgier und geistige Beschränkungssucht das Gute, was durch dieselbe wol in der Zeit auch gestiftet ward, überreich aufwog, und die jetzt, nicht zur Freude und Ehre des Jahrhunderts, hie und da nur zu starke Wurzeln wieder zu treiben beginnt.

Lazaristen wurden in Frankreich die Priester der Mission nach ihrem Priorat zu St. Lazarus in Paris genannt. Dieser, aus regulirten, durch vollständige Mönchsgelübde verpflichteten Geistlichen bestehende Orden wurde 1634 vom heil. Vincenz von Paul zum Missionsgeschäft errichtet. Außer der Christenheit haben die Lazaristen weniger, als andre Orden von gleicher Bestimmung, dafür gethan, und sich nur im Orient verbreitet. In China behaupteten sie noch einen Missionsplatz. Desto geschäftiger waren und sind sie in der Christenheit selbst. In Frankreich überlebten sie die Revolution, wurden durch eine königl. Verordnung 1816 wegen ihrer vormaligen Verdienste um die Belehrung und Seelensorge des Landvolks ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder gegeben, und zeichnen sich jetzt als die eifrigsten Missionsprediger und Kundschafter der ultraroyalistischen Partei aus, welche ihnen auch einen

Digitized by Google

Theil ihrer ehemaligen Häuser und Güter wieder verschaffte. In Polen, wo sie Väter der Mission heißen, sind sie am zahlreichsten, behaupten ihre alten Klöster, und, als Lehrer in den Seminarien und geistliche Censoren, einen überwiegenden Einfluß auf die Cultur der theologischen Wissenschaften, deren Armseligkeit in diesem Reiche hauptsächlich ihrem wirksamen Widerstande gegen jedes hellere Licht zuzuschreiben ist. Auch in Spanien hat dieser Orden geblüht, doch ohne ein so bedeutendes Gewicht. Österreich hat ihn später zugelassen. E.

Lazarus ist der Name theils eines, aus der heiligen Geschichte (Luc. 16, 20) bekannten, aussätzigen Mannes, theils eines Mönchs des 9. Jahrh., dessen Gedächtniß den 21. Febr. darum von der römischen Kirche gefeiert wird, weil er sich weder durch die Drohungen, noch durch die Mißhandlungen des Kaisers Theophilus zu Konstantinopel abhalten ließ, Bilder der Heiligen zu malen. Erstern machte die Folgezeit zum Schutzpatron der Kranken, namentlich der Aussätzigen. Ja, es entstand im gelobten Lande ein eigner Orden, welcher dessen Namen annahm (Lazarusorden), und dessen Mitglieder Hospitalritter des Ordens des heiligen Lazarus zu Jerusalem genannt wurden, sich besonders der, mit dem Aussatze behafteten Personen annahmen, und sie verpflegten; und die Krankenhäuser oder Hospitäler, welche bis zum 13. Jahrh., besonders des, durch die Kreuzzüge verbreiteten Aussatzes wegen, häufig angelegt wurden, bekamen von ihm den Namen Lazarethe, welcher späterhin auf Krankenhäuser überhaupt übertragen wurde (s. Krankenhäuser).

Lazur, s. Lapis Lazuli.

Lazzaroni. Zu Neapel allein findet sich die merkwürdige Menschenklasse, die unter dem Namen der Lazzaroni bekannt ist. Man rechnete die Zahl derselben in voriger Zeit auf etwa 40,000, sämmtlich ohne Stand, Beschäftigung, Haus und Heimath, und ohne bestimmten Unterhalt, von denen der größte Theil das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht sein Leben auf den Straßen und öffentlichen Plätzen der Stadt zubrachte. Die große Fruchtbarkeit des Landes, die den Unterhalt der Menschen so sehr erleichtert, die außerordentliche Mäßigkeit seiner Bewohner, das heiße Klima, und der daher entstehende Hang zur Trägheit haben dieser sonderbaren Menschenklasse ihre Entstehung gegeben, die allerdings in einer gewissen Verbindung unter einander stand, und dennoch, was gewiß äußerst auffallend erscheinen muß, der Ruhe und Sicherheit der Stadt keineswegs gefährlich wurde. Das Klima macht das Bedürfniß nach Nahrung und Bekleidung bei den Lazzaroni weniger fühlbar, und läßt es leichter befriedigen. Nur die höchste Noth vermag, sie zur Arbeit zu treiben. Das Wenige, was ihnen zu ihrem Unterhalte unentbehrlich ist, finden sie leicht auf mannichfaltige Art, als Boten, Träger und Taglöhner, ohne angestrengte Arbeit. Dabei waren sie zugleich, trotz ihrer großen Anzahl, die sie so leicht zum Trotz hätte verleiten können, höchst gutmüthig und friedfertig, und ertrugen geduldig Beleidigungen und Neckereien des übrigen Pöbels. Zu Neapel findet sich Alles, was eine solche Lebensart überhaupt möglich macht; daher entfernte sich auch nie ein Lazzaroni ohne die höchste Noth aus der Stadt. Erst in den letztern Zeiten hat auch bei diesen Naturmenschen eine Art von Luxus einzureißen angefangen, und auch bei ihnen ist Sinn für Eigenthum und größeres Wohlleben, zugleich aber auch Arbeitsamkeit, in Folge der Polizeimaßregeln des Königs Joachim, entstanden. Lazzaroni soll diese ärmste Volksklasse heißen, weil ehedem die Schützlinge des heiligen Lazarus, welche größtentheils

aus Kranken aus den untersten Volksklassen bestanden, und auch nach ihrer Entlassung aus den Krankenhäusern die elende Kleidung dieser Kranken beibehielten, so genannt zu werden pflegten. C. Z.

Lazzi. Mit diesem Worte, dessen Ableitung zweifelhaft ist, bezeichnen die Italiener die extemporirten Scherze und Possen ihrer komischen Schauspieler.

Leander, s. Hero.

Leben. Das Leben offenbart sich uns durch Dasein und Thätigkeit, es setzt also einen Körper und das Vermögen desselben, aus eignem Antriebe Bewegungen vorzunehmen, voraus. Der Anblick einer Figur belehrt uns von ihrem Dasein; aber dann erst, wenn wir Bewegung an ihr sehen, oder solche Zeichen wahrnehmen, von welchen wir auf das Vermögen der Bewegung schließen können, halten wir sie für belebt. Es gibt aber verschiedne Stufen des Lebens. Von der Pflanze sagen wir auch: sie lebt. Hier beschränkt sich die Bewegung bloß auf das Innere der Pflanzen, soweit sie zur Erhaltung, Ernährung und zur Durchlaufung der Perioden ihres Wachsthums nöthig ist; dies ist das bloß vegetative Leben. Es ist im Thiere auch vorhanden; allein dieses ist zugleich mit einem höhern begabt; das thierische Leben bedingt freiwillige Bewegung seiner äußern Theile und Ortsveränderung außer sich. Je höher der Grad des Lebens, desto vollkommnerer Organisation bedarf es. Das Leben der Polypen z. B. entfernt sich kaum von dem Pflanzenleben, dagegen das Leben der vollkommnen Thiere eine weit mannichfaltigere und zusammengesetztere Organisation erfodert. Aus den Erscheinungen des Lebens können wir wol einen Begriff desselben abziehen; allein in das Innere desselben können wir nicht eindringen. Die Idee des Lebens selbst kann nur ergriffen, nicht begriffen werden. Jedes individuelle Leben ist nur der Ausfluß des allgemeinen, ewigen und höchsten Lebens, eine endliche Abstufung und Darstellung desselben nach unzählig mannichfaltigen Graden. Die Lehre von den Bedingungen und Gesetzen der lebenden Natur nennt man Biologie. Unter Lebenskraft und Lebensprincip denken wir uns die, den Erscheinungen des organischen Lebens zum Grunde liegende, innere Ursache desselben. Wo wir Leben bemerken, ist eine bestimmte Organisation vorhanden, welche durch eine innere Kraft in Bewegung und Thätigkeit gesetzt wird, und das Leben ist vernichtet, sobald die Organisation zur Ausübung ihrer Verrichtungen untauglich ist, oder die innere Kraft fehlt. Diese Kraft, als Lebensprincip, muß in dem feinsten und durchdringendsten Fluidum der Natur enthalten sein, das wir nur mit dem Äther, der elektrischen, magnetischen und Lichtmaterie vergleichen können. Zu gewissen Theilen des Organismus scheint es besondere Verwandtschaft zu haben, besonders im thierischen Körper zu den Nerven, von denen es zu den übrigen Theilen des Körpers geleitet wird. Es kann in einem Körper angehäuft werden, kann in freiem, einige Zeit aber auch in einem gebundnen Zustande erscheinen. Das Lebensprincip gibt der thierischen Faser die Eigenschaft, sich zusammenzuziehen und auszudehnen (Contractilität), und entzieht sich zum Theil den allgemeinen physischen und chemischen Gesetzen der unorganischen Natur, daher in einem belebten Körper kein, bloß mechanischer und chemischer Prozeß besteht. Das Lebensprincip kann durch gewisse, ihm entgegengesetzte Einwirkungen geschwächt, durch andre verstärkt werden. Unter die feindlichen Einflüsse gehört besonders ein hoher Grad von Kälte, gehören starke Erschütterungen, manche Gifte u. s. w.; unter die günstigen Einwirkungen gehört die Wärme (in einem angemessenen

Grade), das Licht, die Luft, besonders der Antheil von Lebensluft (Oxygengas) in derselben. Dieses Lebensprincip erfüllt den ganzen Körper, und erregt die Thätigkeit aller einzelnen Theile desselben, jedes nach seinem besondern Bau und seiner Einrichtung; daher dann das harmonische, zu einem Zwecke hin gerichtete Streben derselben, ihre Functionen auszuüben. H.

Lebensmittel sind im Allgemeinen die, zur Unterhaltung des Lebens nothwendigen Stoffe. In diesem Sinne könnte man auch die Luft, als den unentbehrlichsten Stoff zum Leben, dahin rechnen. Insbesondre aber versteht man darunter diejenigen Stoffe, welche zur Nahrung des Menschen als Speise und Trank in den Magen gebracht werden, um daselbst derjenigen Veränderung unterworfen zu werden, die wir Verdauung nennen (s. d. Art. Magen), und einen Stoff zur Organisation und Erhaltung des Lebens liefern (s. d. Art. Nahrungsmittel) —

Lebensverlängerung, die Anwendung derjenigen Mittel und Methoden, welche das Leben des Menschen seinem natürlichen Ziele am nächsten bringen. Das Leben des Menschen ist das vollkommenste, und bildet sich als die vollkommenste Organisation aus. Es kann, der innern Möglichkeit nach, eine sehr lange Dauer (absolute Lebensdauer) haben, die man, nach der Vergleichung mit seinem Wachsthum und seiner Ausbildung, über hundert Jahre schätzen kann. Die wirkliche (relative) Dauer des menschlichen Lebens hängt aber von dem Grade des, ihm ursprünglich zugetheilten Lebensprincips, von der Beschaffenheit seiner Organisation, und von der, durch die Lebensthätigkeit selbst bewirkten Aufzehrung (Consumtion) der Lebenskraft ab. Ferner gibt es viele feindliche Einflüsse auf den menschlichen Körper, welche seinem Leben und seiner Gesundheit Gefahr drohen, z. B. ungünstige Witterung, ansteckende Krankheitsstoffe, Leidenschaften u. s. w., welche seine natürliche Lebensart abkürzen. Da der wirklichen (relativen) Lebensdauer so manche Gefahren drohen, und die mögliche (absolute) Lebensdauer doch so hoch steigen kann; da ferner durch Beobachtung gewisser Regeln viele Gefahren abgewendet werden können, die Verzehrung des Lebensprincips verzögert, der Ersatz desselben durch manche Mittel befördert werden kann: so läßt sich allerdings die Möglichkeit einer Lebensverlängerung denken, insofern das wirkliche Leben dem Ziele der möglichen (absoluten) Lebensdauer genähert wird. Die Anlage zum langen Leben überhaupt erfodert einen regelmäßigen Bau des Körpers und seiner einzelnen Theile, gesunde Lungen, gute Verdauung, gesetzmäßigen Umlauf des Blutes, gehöriges Verhältniß in der Vertheilung des Lebensprincips, welche durch gutes Temperament, gleichförmige Verrichtung der Organe und behagliche Gemüthsstimmung sich äußert. Die besondern Regeln der Lebensverlängerung (Kunst, das Leben zu verlängern, Makrobiotik) gehören in die Gesundheitserhaltungskunde (s. Gesundheit). H.

Lebensversicherung ist ein Vertrag, Kraft dessen der Versicherer gegen eine, mit dem Alter, Stande und sonstigen persönlichen Verhältnissen des Versicherten in Verhältniß stehende, im Allgemeinen mäßige Summe, — welche, wenn sie auf einmal bezahlt wird, Versicherungspreis, und wenn sie jährlich in kleinern Theilen entrichtet werden muß, Versicherungsprämie heißt: sich zur Zahlung eines Kapitals, oder auch einer Rente an die Erben des Versicherten auf den Fall verpflichtet, daß dieser binnen einer, in der Übereinkunft bestimmten Zeit sterben sollte. Es gibt zwar viele Arten solcher Versicherungen, die sich aber auf zwei zurückführen lassen. Zu der einen gehören

die einfachen, oder die Lebensversicherungen im eigentlichen Sinne, zur andern die Jahrzahlungen, wobei gegen eine bestimmte Summe, oder eine jährliche Prämie, dem Versicherten für eine festgesetzte Zeit ein Kapital, oder eine Rente gezahlt wird. Stirbt dieser vor der bestimmten Zeit: so ist der Versicherer seiner Verbindlichkeit gegen die Erben entledigt, die ihm alle, früher gezahlten Summen, so wie die Zinsen überlassen. Die einfache Lebensversicherung kann, statt das ganze Leben zu umfassen, nur eine gewisse Anzahl von Jahren begreifen, und wenn in diesem Falle der Versicherte die festgesetzte Zeit überlebt: so hat er nicht nur Nichts zu erwarten, sondern verliert auch Alles, was er früher bezahlt hat; nur wenn er vorher stirbt, haben die Erben Anspruch auf Kapital oder Rente. Ist aber die Versicherung auf das ganze Leben gerichtet: so erhalten die Erben Kapital, oder Rente, zu welcher Zeit der Versicherte auch sterben mag. Die einfache, zeitliche, oder lebtägige Versicherung kann auch auf einem Dritten ruhen, und auf diese Art ein Verwandter oder Freund versichert werden, ohne daß dadurch in der Beschaffenheit und den Bedingungen des Vertrags etwas geändert werden kann, als daß der Stifter der Versicherung zu seinem Vortheil bei dem Tode des Versicherten das Kapital, oder die Rente erhält, die die Erben des letztern empfangen haben würden, wenn dieser selber sich hätte versichern lassen. Doch werden solche Versicherungen von einigen Gesellschaften nur in dem Falle angenommen, wenn der Stifter der Versicherung darthut, daß die Erhaltung desjenigen, den er versichern will, ihm einen, der versicherten Summe gleichen Vortheil gewähren wird. Die einfache Versicherung kann auch auf zwei, oder mehrern Personen beruhen, und so können sich z. B. Gatten, Brüder, Freunde auf ihre vereinigte Lebensdauer versichern lassen, dergestalt, daß entweder der Überlebende ohne Unterschied, oder aber derjenige von Beiden, der ausdrücklich bezeichnet ist, ein Kapital oder eine Rente erhält. Wenn im letzten Falle der Bezeichnete zuerst stirbt: so ist der Versicherte seiner Verbindlichkeit ledig, und alle gezognen Zahlungen sind sein Eigenthum. Alle Verträge dieser Art beruhen auf den Wahrscheinlichkeitsberechnungen der Lebensdauer, die wieder auf den allgemeinen Gesetzen beruhen, nach welchem die Sterblichkeit sich richtet, und die überall, einzelne, aus den Verhältnissen des Klimas, der Sitte, örtlichen oder zufälligen Umständen hervorgehende Abweichungen abgerechnet, dieselben sind, die durch alle diese Unregelmäßigkeiten des allgemeinen Gangs der Natur hindurch blickt. Man kann dieses Gesetz für jedes Land mit desto größerer Genauigkeit bestimmen, je ansehnlicher die Zahl der Fälle ist, woraus man es ableitet. Die Geburts- und Sterbelisten sind die Hauptgrundlagen dieser Berechnungen. Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsberechnung, die um die Mitte des 17. Jahrh. von Fermat, Pascal und Huygens begründet wurde, auf die Leibrenten, ward zwar schon 1671 von Johann de Witt versucht, doch scheint seine Schrift wenig Einfluß auf den Fortgang dieses Theils der angewandten Mathematik gehabt zu haben, und erst der Engländer Halley gab 1693 eine wissenschaftliche Grundlage, indem er aus den, in Breslau gemachten Beobachtungen zeigte, wie die Wahrscheinlichkeit des Lebens und Todes, und der Werth der Jahrzahlungen und Lebensversicherungen durch Tabellen bestimmt werden könnte, was früher nur, wie er sagt, durch eine eingebildete Schätzung geschehen sei. Ihm folgte 1724 der Franzose de Moivre, welcher zur Abkürzung der Berechnung des Werths solcher Jahrrenten die jährliche Lebensverminderung als gleich annahm:

so, daß von gegebner Anzahl lebender Personen jährlich eine gleiche Anzahl sterben, bis Alle todt seien. Später ward dieser Theil der Mathematik von Euler, Morgan, Kersebom, Simson, Süßmilch, Wargentin, Dupré de St. Maur, de Parcieux und du Villard weiter ausgebildet. — Um die, oben gegebne Erklärung der Eigenheiten der Lebensversicherungs-Anstalten noch deutlicher zu machen, fügen wir, nach dem Plane einer, unlängst in Holland gestifteten Versicherungs-Gesellschaft dieser Art, einige Beispiele hinzu. Ein Mann von 24 Jahren, der ein Amt verwaltet, das ihm 2000 Gulden einträgt, will den Seinigen ein Kapital von 10,000 Gulden sichern, um sie für den Verlust der jährlichen Einnahme nach seinem Tode zu entschädigen. Er bezahlt dafür jährlich 250 Gulden ($2\frac{5}{10}$ pro Cent.), wenn er eine Versicherung auf Lebenszeit haben will, oder nur 140 Gulden ($1\frac{4}{10}$ pro Cent.), wenn er bloß auf ein Jahr versichert sein will. Erfolgt sein Tod binnen der, im Vertrage bestimmten Zeit: so erhalten die Seinigen das angegebne Kapital. Will ein 25jähriger Mann seiner 20jährigen Frau ein Kapital von 10,000 Gulden auf den Fall, daß er vor ihr sterben sollte, versichern: so bezahlt er jährlich 210 Gulden ($2\frac{1}{10}$ pro Cent.), und zwar: so lange beide Gatten leben. Wollen ein 30jähriger Mann und eine 20jährige Frau dem Überlebenden ein Kapital von 10,000 Gulden sichern: so zahlen sie jährlich 430 Gulden ($4\frac{3}{10}$ pro Cent.), will aber der Überlebende eine Jahrrente von 1000 Gulden haben: so werden jährlich 470 Gulden gezahlt. Ein Mann von 30 Jahren kann sich eine Jahrsrente von 100 Gulden von seinem 60. Jahre bis zu seinem Tode sichern, wenn er jährlich 16 Gulden zahlt, oder, will er den Betrag auf einmal geben, 260 Gulden entrichtet. So kann auch auf Kinder eine Summe versichert werden, welche denselben im höhern Alter einen ansehnlichen Vortheil bringt. Zahlt man z. B. für ein Kind von 1 Jahr die Summe von 400 Gulden, die in 4 Kontrakte, zu 100 Gulden jeder, getheilt ist: so kann derjenige, auf welchen diese lauten, nach zurückgelegtem 60. Jahre den Werth eines Kontraktes beziehen, und erhält dafür ein Kapital von 2097 Gulden, oder wenn er im 62. Jahre und weiter hinaus eine Jahrsrente will, jährlich 204 Gulden. Läßt er den zweiten Kontrakt bis zum 71. Jahre stehen: so erhält er 4676 Gulden Kapital, oder von folgenden Jahren an eine Rente von 676 Gulden. Will er die beiden übrigen Kontrakte bis zum 75. Jahre stehen lassen: so zahlt man ihm 14,678 Gulden Kapital, oder eine Rente von 2596 Gulden.

Leber und Leberkrankheiten. Die Leber ist beim Menschen ein, in mehrere Lappen getheiltes, vom Bauchfell umgebnes, oben convexes, an der untern Fläche etwas concaves, und zum Eintritt von Gefäßen und Nerven mit Einschnitten versehnes, drüsenartiges Organ von rothbrauner Farbe, das in der rechten Seite, gleich unter dem Zwerchfell und über der rechten Niere liegt, durch mehrere Bänder an Zwerchfell, Magen und Niere geheftet ist, und in einer Vertiefung an der untern Fläche die Gallenblase aufnimt. Schon einige höhere Gattungen von Pflanzenthieren besitzen eine Leber; deutlich tritt sie in den Muschelthieren hervor, sehr groß ist sie bei den schneckenartigen Thieren und Sepien; in den Würmern fehlt sie zum Theil, oder ist wenig ausgebildet, entwickelter bei den krebsartigen Thieren; bei den Insekten wird sie durch eigenthümliche Gallengefäße ersetzt. Die Leber der Fische ist länglich, und füllt oft einen beträchtlichen Theil der Bauchhöhle aus; so ist sie auch bei Amphibien und Vögeln noch verhältnißmäßig größer, als beim Menschen und den übrigen Säugthieren. Die

vorzüglichste Verrichtung der Leber, die wir mit Gewißheit kennen, ist, die Galle abzusondern, die bei mehrern Thieren unmittelbar durch eigne Gänge aus der Leber in die Gallenblase übergeführt wird, dagegen beim Menschen die galleführenden Gefäße der Leber sich in einen Stamm, den Lebergang, vereinigen, der dann mit dem Gange der Gallenblase verschmilzt. Durch die Gallabsonderung scheint die Leber zugleich noch einen andern Zweck, als zur Verdauung mit beizutragen, zu erreichen. Die Galle nämlich ist eine, an Brennstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff sehr reichhaltige Flüssigkeit, und indem diese durch Absonderung dem Blute entzogen wird, muß letztres dadurch verhältnißmäßig reicher an Sauerstoff werden; daher hat man auch wol die Verrichtung der Leber mit der der Lunge verglichen, und erstre beziehungsweise eine Bauchlunge genannt. Sollte es sich, was aber noch zweifelhaft ist, bestätigen, daß auch die Anfänge der Pfortader (s. d. Art.) im Darmkanale Chylus oder Speisesaft aufsaugten: so würde die Leber dann auch als blutbereitendes Organ zu betrachten sein, welcher Function derselben, besonders im Foetus, wo die Leber verhältnißmäßig viel größer, als im Erwachsnen, ist, deutlich hervorgehoben erscheint; denn hier wird Alles, mit dem, vom Mutterkuchen aufgenommnen Chylus vermischte Blut, einen kleinen Theil abgerechnet, zunächst in die Leber geführt. In ganz besonders naher Beziehung steht die Leber mit dem System der Venen, und insbesondre dem der Pfortader, welches seine Endigung in der Leber hat, und wahrscheinlich das Meiste zur Gallenabsonderung beiträgt. Diese Beziehung wird besonders durch Krankheiten deutlich. An allen Krankheiten des Pfortadersystems nimt die Leber mehr oder weniger Antheil, und da diese Krankheiten das Eigenthümliche haben, öfters in sehr verschiednen Gestalten aufzutreten: so muß man bei Hypochondrie, Gicht, mehrern langwierigen Hautausschlägen, Fußgeschwüren, und ganz vorzüglich bei Hämorrhoiden immer auch ein wachsames Auge mit auf die Leber haben; umgekehrt bei Leberkrankheiten sein nächstes Augenmerk auf das Nervensystem, und besonders das Pfortadersystem, richten. Die Anlage zu Krankheiten des letztern bedingt im Allgemeinen auch die Anlage zu Leberkrankheiten. Zu hitzigen Leberkrankheiten sind besonders Personen mit cholerischem Temperament geneigt; zu chronischen, Personen mehr mit melancholischem Temperament und venöser Constitution, sowol der sogenannten schwarzgalligen, als der, die sich durch große Anlage zum Fettwerden ausspricht. Als veranlassende Ursachen zu Leberkrankheiten im Allgemeinen nennt man vorzugsweise den reichlichen Genuß geistiger Getränke und sehr fetter und gewürzter Speisen, auch werden sie durch eine feuchte und dabei warme Atmosphäre begünstigt. Der endliche Ausgang der meisten langwierigen Leberkrankheiten ist in Wassersucht. Die bemerkenswerthesten Krankheiten der Leber sind: Entzündung derselben, entweder hitzige oder langwierige, welche letztre Jahre hindurch dauern kann, sich durch wenig sichre Zeichen zu erkennen gibt, und meist mit Verhärtung oder Geschwüren endet; Anschwellung derselben, die manchmal so bedeutend werden kann, daß ein großer Theil des Unterleibes dadurch ausgefüllt wird; sie findet häufig bei Stockungen im Pfortadersystem, nach unterdrückten Hämorrhoiden oder Fußschweißen, auch bei einigen Herzübeln Statt; Verhärtung der Leber, manchmal mit Anschwellung, manchmal mit Verkleinerung derselben verbunden, häufig bei Säufern, und vor allen andern Wassersucht nach sich ziehend; ferner Lebergeschwüre und Verwachsung der Leber, beide als Ausgang von Entzündung derselben. Auch die Gelbsucht, die Cholera, und

Digitized by Google

ſelbſt zum Theil das gelbe Fieber hat ſeinen nächſten Grund in der Leber. Die Zeichen, wodurch ſich Leberkrankheiten zu erkennen geben, ſind, nach Verſchiedenheit derſelben, ſehr veränderlich, und oft ſehr undeutlich. Im Allgemeinen gehören hierher: mehr oder weniger heftige Schmerzen in der Lebergegend (doch ſind öfters bei ſehr bedeutenden Zerſtörungen dieſes Organs gar keine, oder doch nur geringe vorhanden); äußerlich zu fühlende Verhärtung und Anſchwellung der Leber; beſchwerliches Liegen auf der rechten, zuweilen auch auf der linken Seite, öfters mit Athmungsbeſchwerden verbunden; erſchwerte Verdauung und Unordnungen in den Stuhlausleerungen; Säure im Magen; gallichtes Brechen, oder Blutbrechen; bittrer Geſchmack im Munde; erdfahle, gelbliche Geſichtsfarbe, oder wirkliche Gelbſucht u. ſ. w. Als eigenthümliches Symptom der Leberentzündung iſt ein Schmerz in der rechten Schulterſpitze zu bemerken; und als Symptom von zu großer Anhäufung venöſen Blutes in der Leber ſtellt ſich nicht ſelten ein reichlicher Verluſt von ſchwarzem Blute aus dem rechten Naſenloche ein. Noch iſt anzumerken, daß ſtarke Kopfverletzungen gewöhnlich auch die Leber in Mitleidenſchaft ziehen, und ſie krankhaft ſtimmen; ſo wie umgekehrt bei hitzigen Leberkrankheiten leicht das Gehirn mit in Anſpruch genommen wird, welches auf eine beſondre Sympathie beider Organe deutet.

Leberreime ſind zweizeilige deutſche Scherzgedichte, in welchen die erſte Zeile ſtets mit den Worten anfängt: die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem —, hier wird ein Thier genannt, auf deſſen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Dieſe Reime, welche von Schävius erfunden, und ehemals bei öffentlichen Gaſtereien, ſobald der Hecht aufgetragen war, beſonders in Sachſen ſehr beliebt geweſen ſind, werden jetzt nicht mehr beachtet, weil ihre einförmige Natur dem eigentlichen Witze weniger, als einem faden Spaße Spielraum läßt.

Leck heißt beim Schiffe der, durch eine gewaltſame Veranlaſſung, als etwa Anſtoßen an eine Klippe, oder durch die Länge des Gebrauchs erzeugte Riß, durch welchen das Waſſer ſtark eindringt; daher figürl. leck werden, ſchadhaft werden. Lecken, Ablecken heißt auch das langſame und faſt unmerkliche und ſchwer zu vermeidende Austräufeln der Flüſſigkeiten aus ihren Gefäßen. Der dadurch entſtandne Verluſt heißt Leckaſie, Leckagie (Coulage), und wird bei Schiffsverſendungen und Kellerlagerungen nach beſtimmten Regeln berechnet.

Lecluſe (Charles de), lateiniſch Cluſius, Arzt und vorzüglicher Botaniker, geboren 1526 in Arras. Er ſtudirte anfangs in Gent und Löwen die Rechte, lebte ſpäter in Marburg und Wittenberg, wo er viel Umgang mit Melanchthon hatte, und ging endlich nach Montpellier, um ſich ganz der Arzneikunde und Botanik zu widmen. Nach der Vollendung ſeiner Studien lebte er eine Zeitlang in ſeiner Heimath, und ſpäter in Paris, Löwen, Augsburg. Er bereiſte Spanien, das, hinſichtlich der Naturgeſchichte, wenig bekannt war, und ſammelte eine reiche Pflanzenernte, ging dann nach England, und begab ſich ſpäter, auf Maximilians II. Einladung, nach Wien, wo er Aufſeher der kaiſerlichen Gärten wurde, eine Stelle, die er 14 Jahre behielt. Während dieſer Zeit reiſte er zweimal nach England, und machte die Bekanntſchaft der Seefahrer Sidney und Drake, die ihm über die, von ihnen bereiſten Länder viele merkwürdige Nachrichten mittheilten. Er gab ſeine Stelle in Wien 1583 auf, und ging nach Frankfurt, wo er 6 Jahre einſam lebte, bis er Lehrer der Botanik in Löwen wurde, wo er die letzten 16 Jahre ſeines Lebens zubrachte, und nicht wenig zum

Glanze der Universität beitrug. Unfälle auf seinen Reisen hatten ihn so gebrechlich gemacht, daß er nur auf Krücken gehen konnte, aber ungeachtet seiner Kränklichkeit war er heiter, und behielt bis an seinen Tod, 1609, den vollen Gebrauch seiner Geistesfähigkeiten. Die Botanik, die in seiner Zeit große Fortschritte machte, verdankt ihm, besonders durch genaue Beschreibung und Abbildungen, sehr viel, doch scheint er bei der Zusammenordnung der Pflanzen auf die natürlichen Eigenschaften, welche der Klasseneintheilung zum Grunde liegen, und deren Wichtigkeit vorzüglich Gesner gezeigt hatte, wenig geachtet zu haben. Zu seinen wichtigsten Werken gehören: seine, aus dem Flamändischen von Dodoner (1557) in's Französische übersetzte Geschichte der Pflanzen; seine Beobachtungen über seltne Pflanzen in Spanien (1576) und in Österreich (1583), zwei Werke, die er in der spätern Geschichte seltner Pflanzen (1601) vereinigte; seine, aus 8 Abtheilungen bestehende Beschreibung ausländischer Pflanzen (Exoticorum libri X., 1605). Kein Schriftsteller vor ihm hatte so viele Pflanzen beschrieben.

Lectüre bezeichnet sowol das Lesen (Lectüre in formaler Bedeutung), als das Gelesene, oder zu Lesende (Lectüre in materieller Bedeutung). Der allgemeine Zweck des Lesens ist: sich durch schriftliche Mittheilung geistig zu beschäftigen. Mit dem Hören hat daher das Lesen gemein: daß beide auf einer mittelbaren Geistesbeschäftigung beruhen, d. h. einer solchen, bei welcher wir einer fremden Anregung, einem fremden Gedankengange folgen. Dies thun wir, inwiefern wir eines eigenthümlichen Gedankengangs noch nicht fähig sind, — oder um die Summe unsrer Erkenntnisse und Ansichten zu vermehren, oder zur Anregung des eignen Nachdenkens, Gefühls und Begehrens durch die Geisteserzeugnisse Andrer, oder endlich bloß, um diese kennen zu lernen, und zu beurtheilen. Sobald wir aber bei erlangter Reife des Verstandes uns dem wissenschaftlichen, d. i. selbstthätigen Nachdenken und Untersuchen gewidmet haben, muß Lesen und Hören diesem Zwecke untergeordnet werden, um nicht eine passivere Richtung des Geistes zur herrschenden zu machen. Im Verhältnisse zum Hören, oder zum mündlichen Unterrichte hat das Lesen den Vortheil, daß man die mitgetheilten Gedanken mit Bedacht und Überlegung auffassen, und im Zusammenhange mit andern genauer prüfen kann; aber auch den Nachtheil, daß es nicht so eindringlich und lebendig wirkt, als das Hören, indem der mündliche Vortrag den verschiednen Antheil des Sprechenden zugleich bezeichnet, welcher das Mitgetheilte begleitet, und demselben oft ungemeinen Nachdruck gibt; der schriftliche Unterricht aber leicht mechanisch wird, weil man oft an den bekannten Buchstaben hängen bleibt, und Worte oft nur gedächtnißmäßig auffaßt, oder mit den bekannten Zeichen auch den unbekannten Gedanken fälschlich verstanden zu haben glaubt. So wie nun der Zweck der Geistesbeschäftigung den Zweck des eigentlichen Unterrichts zum Behufe der Erweiterung oder Verdeutlichung unsrer Erkenntnisse, und den Zweck der spielenden Geisteserregung und Unterhaltung umfaßt: so unterscheidet man die unterrichtende und unterhaltende Lectüre. Beide aber grenzen natürlich zusammen, und wahrhaft große Dichterwerke z. B. bilden hier einen Übergang, indem in ihnen die Unterhaltung ohne eigentliche Anstrengung des Nachdenkens, aber nicht ohne Einwirkung auf die edelsten Gemüthskräfte überhaupt, erfolgt. Beim Lesen unterrichtender Werke, so wie bei geschichtlichen Untersuchungen über Literatur kommt es auf ihre Echtheit und ihren Sinn, sowol im Ganzen, als im Einzelnen, an.

Erstere zu untersuchen ist die Sache der Kritik, letztere der Hermeneutik (s. diese Art.). Bei der Unterhaltungslectüre kümmert man sich weniger um jene. Die niedrigste und gemeinste Art der Lectüre aber ist die, welche bloß zum Zeitvertreibe, oder richtiger, um durch eine Menge neuer und verschiedenartiger Gedanken, Gefühl und Einbildungskraft in einen Wechsel von Spannung und Abspannung zu versetzen, angewendet wird. Hier sucht der Leser bloß und unaufhörlich neuen Stoff, und diese rohe Begierde nach Stoff und gleichsam mechanischer Bewegung der innern Lebensthätigkeit ist um so schädlicher, je öfter sie durch gehaltlose, oder solche Schriften, welche bloß die Sinnlichkeit oder das Gefühl anregen, befriedigt wird. Alle Lectüre, wenn sie nicht einseitig auf den Geist wirken, und mithin demselben mehr schaden und ihn schwächen, als ihn nützen und stärken soll, richte sich zuerst nach der Fähigkeit des Lesers; sie sei ferner geordnet, um die Klarheit des Geistes zu befördern, folglich nicht über allzuverschiedenartige Schriften verbreitet; ausgewählt, d. i. auf das Beste einer Gattung möglichst gerichtet; methodisch, d. i. mit Erreichung würdiger und vielseitiger Zwecke des Lesers zusammenhängend, und wo möglich stufenweise fortschreitend; und endlich nicht zu überhäuft und angestrengt. Aus dem Gegentheile des letztern ist oft das sogenannte Überstudiren hervorgegangen. Die Lectüre darf aber auch nie den sittlichen und religiösen Sinn überhaupt unterdrücken, oder die Thatkraft durch Schwelgerei in angeregten Gefühlen ertränken, wie oft z. B. durch Lectüre von Romanen und Erzählungen geschieht. Bei der unterrichtenden Lectüre hat man vor Allem auf richtige Auffassung des Sinnes, besonders wenn man den besondern Zweck hat, Schriften zu beurtheilen; ferner auf lebendige Auffassung, die nicht durch bloßes Gedächtniß, sondern durch klaren Verstand geschieht, der im Stande sein muß, sich über das Gelesene Rechenschaft zu geben, und nöthigen Falls es andern wieder mitzutheilen, (denn nur so wird das Aufgenommene gleichsam in Fleisch und Blut verwandelt); endlich auf eine unparteiische Beurtheilung zu sehen, wobei man oft verpflichtet ist, auch die Schriften entgegengesetzter Parteien zu lesen. Die Wahl der Lectüre im materiellen Sinne hängt oft und größtentheils von der Beschaffenheit des Gegebnen, mithin von der Literatur ab, und richtet sich im Einzelnen oft nach Zufall, Urtheil Andrer, Neigung, oder eignem Takt. Herrschende Verirrungen in der Lectüre deuten daher gewöhnlich auf Verirrungen der Literatur, denn besonders bezieht sich die Lectüre auf das Bücherlesen. Das Lesen selbst (Lectüre im formellen Sinne) ist entweder statarisch (langsam, verweilend), oder cursorisch (flüchtig). Die größere oder geringere Wichtigkeit und Bedeutung der Bücher bestimmt: welches von beiden Statt finden, und ob man sich Auszüge des Gelesenen machen (excerpiren) soll. Die wahre Lectüre ist aber die, welche den Geist, nicht das Excerptenbuch, bereichert.

Leda, nach Einigen des Thestius, eines Königs von Ätolien, nach Andern des Glaukos und der Laophonte, oder Leucippe, Tochter, heirathete den spartanischen König Tyndareus. Jupiter liebte sie, und verwandelte sich, um zu ihrem Besitze zu gelangen, in einen Schwan, nach Andern in eine Gans, in welcher Gestalt man ihn auch auf einem herculanischen Gemälde mit ihr abgebildet findet. Er zeugte den Pollux und die Helena mit ihr, und Tyndareus in der folgenden Nacht den Kastor. Nach Andern verwandelte sie Jupiter erst in eine Gans, sich selbst aber in einen Schwan, woher es kam, daß Leda ein Ei gebar, aus welchem Pullux und Helena hervorgingen. Nach einer andern Sage

verwandelte sich bloß Jupiter in einen Schwan, ließ sich dann von der Venus in Gestalt eines Adlers verfolgen, und fand seine Zuflucht in Leda's Schooße. Während eines tiefen Schlafes, welcher sie in diesem Augenblicke befiel, gelangte er zum Genusse ihrer Reize. Noch Andre erzählen, Nemesis sei es gewesen, welche Jupiter auf die angezeigte Weise überlistet habe. Darauf habe er das Ei, welches diese geboren, durch den Merkur der Leda überbringen lassen, welche es auch sorgfältig aufgehoben, bis Helena daraus hervorgekommen sei. Endlich soll Leda zwei Eier geboren haben, eins vom Jupiter, und eins vom Tyndareus, aus jenem soll Pollux und Helena, aus diesem Kastor und Klytämnestra entstanden sein. Unter diesen verschiednen Sagen hat diejenige das Übergewicht behalten, nach welcher Jupiter als Schwan den Kastor und Pollux mit der Leda zeugte.

Leder, s. Gerberei.

Lee (Lei), bedeutet in der Schifferſprache die Windseite, auch das Schiff oder Land, oder irgend einen Gegenstand, welcher unter dem Winde liegt, d. h. welcher vom Winde abgewandt ist. So sagt man: das feindliche Schiff lag unter unserm Lee; wir befanden uns unter dem Lee von Bornholm. Daher Leebord, Leeküste, Leewardinseln, leewärts u. s. w.

Leeds, der bekannte Hauptort des Tuchhandels in der West-Riding von Yorkshire, am Flusse Aire; sie steht durch die inländische Schiffahrt in der vortheilhaftesten Verbindung mit den vornehmsten Plätzen und Häfen von Großbritannien. Erst in neuern Zeiten hat sie sich zu ihrer gegenwärtigen Größe und Wichtigkeit erhoben, wie denn die Zahl ihrer Einwohner von 1773 bis 1822 von 17,000 auf 70,000 gestiegen war. Die Stadt ist für jenen Bezirk der große Markt für das breite, feine Tuch (Broad-cloth), welches die Weber theils weiß, theils schon in der Wolle gefärbt in großen Vorräthen dahin bringen. Für beide Art Tücher gibt es dort große Hallen: die für das weiße Tuch (White cloth Hall) ist ein großes, viereckigtes, in fünf Straßen abgetheiltes, und über 1200 Stände enthaltendes Gebäude; die für das gefärbte Tuch (Mixed cloth Hall) ist noch größer, und hat 1770 Stände. Diese letztre bildet ein großes Viereck, von dem jede Seite etwa 300 Fuß lang ist. Drei derselben werden benutzt, und sind in der Mitte durch eine Wand getrennt, so daß daraus sechs einzelne Säle entstehen, welche ohngefahr 40 Fuß breit sind. Die ganze Länge der Säle hinab, auf beiden Seiten, laufen Gestelle für die Verkäufer des Tuches, während in der Mitte Raum für die Käufer gelassen ist. Jeder dieser Stände (Stands) ist mit einer Nummer und dem Namen des Verkäufers bezeichnet. Zweimal in der Woche wird in diesen Hallen ein Tuchmarkt gehalten: um acht Uhr Morgens wird der, für das farbige Tuch eingeläutet, und um neun Uhr, wenn der erstre ausgeläutet ist, nicht eher, beginnt der für das weiße Tuch. Außer den Tuchfabriken, in denen zum Theil das Scheeren, Zurichten und Weben der Tücher durch mechanische Vorrichtungen betrieben wird, die durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden, ist hier eine große Segeltuchfabrik, welche 1800 Menschen beschäftigt, und zwei Steingutfabriken; auch verfertigt man Teppiche, wollne Decken und grobe Leinwand. Die ganze Gegend umher ist nur eine einzige Tuchmanufaktur.

Leere, leerer Raum, drückt den Begriff eines Raums aus, in welchem sich kein Körper befindet. Es ist darüber gestritten worden, ob es leere Räume gebe; denkbar sind sie allerdings, aber nur schwerlich in der Natur vorhanden. Man unterscheidet absolute und zerstreute

leere Räume. Unter erstern verstand man schon im Alterthume eine, bloß für sich bestehende, von allem Stoffe leere, einzige, unbegrenzte und unveränderliche Ausdehnung, deren Dasein vor der Körperwelt vorhanden gewesen sei. Dagegen läßt sich einwenden, daß Raum und Ausdehnung ohne Körper, welche sich ausdehnen, nicht denkbar sind. Man hat gefragt, ob zwischen den großen Himmelskörpern, das heißt, da, wo sich ihre Dunstkreise begrenzen, wol noch etwas Körperliches vorhanden sei. Wäre dies nicht: so hätte ein solcher Raum allerdings eine absolute Leere. Allein der Umstand, daß das Licht diesen Raum durchströmt, ihn also füllt, widerstrebt dieser Meinung schon von selbst. Zerstreute leere Räume sind die Zwischenräume zwischen den einzelnen Theilen der Körper, welche nichts Materielles mehr in sich schließen. Hier also gäbe es, dem Scheine nach, wenigstens einen zerstreuten leeren Raum. Von diesen beiden Leeren muß die künstliche Leere, welche man vermittelst der Luftpumpe hervorbringt, unterschieden werden. Sie ist aber nur ein scheinbar leerer Raum; denn es läßt sich durchaus nicht behaupten, daß nicht noch sehr feine Luft oder Materie in derselben enthalten sei. Ein solcher luftleerer Raum ist z. B. die torricelli'sche Leere, welche sich im Barometer über dem Quecksilber befindet; aber auch hier ist Licht, also kein absolut leerer Raum vorhanden.

Lefebvre (François Joseph), Herzog von Danzig, französischer Marschall u. s. w., der Sohn eines Müllers zu Ruffac im Elsaß, ist geboren 1756, trat schon 1773 in das Regiment gardes françaises, wo er jedoch bis zum Zeitpunkte der Revolution nur bis zum Sergeanten stieg. Er umfaßte die Revolution selbst auf's lebhafteste, und zeichnete sich in den Kriegen, welche sie herbeiführte, durch Einsicht und Tapferkeit aus. Schon 1793 war er als General bei der Moselarmee angestellt; gewöhnlich hatte er von jetzt an das Commando einer Avantgarde, da er sich vorzüglich zum Befehl der leichten Truppen eignete. Er machte alle Feldzüge mit, und befand sich zur Zeit des 18. Brumaire zu Paris, wo ihn Buonaparte zu seinem ersten Lieutenant erwählte. 1804 wurde er zum Marschall von Frankreich ernannt. 1806 trug er zum Siege bei Jena bedeutend bei; er zeichnete sich bei Eylau aus, und erhielt den Oberbefehl über die Belagerung von Danzig. Dann folgt er 1808 Napoleon nach Spanien; 1809 hatte er den Oberbefehl über die Baiern im Kriege gegen Österreich, und wurde dann gegen das aufgestandne Tyrol abgeordnet, wo er weniger glücklich war. Auch den russischen Feldzug machte er mit. 1814 focht er gegen die Preußen bei Montmirail. Nach der Resignation Buonaparte's erkannte er Ludwig XVIII. an, und wurde von ihm zum Pär ernannt. Aber er schlug sich auch wieder auf die Seite Napoleons, als dieser zurückkehrte, und wurde deshalb, nach dessen zweiter Katastrophe, aus der Liste der Pärs gestrichen. Er starb 1820 in Paris.

Lefevre (Robert), einer der ersten Bildnißmaler unsrer Zeit, lebt in Paris, und ist ein Schüler Regnault's. Er hat zugleich mehrere treffliche historische und andre Compositionen geliefert, die mit denen David's, Girodet's, Guerin's, Gerard's zu den ersten der neuern französischen Schule gehören. Sein schönes Bild: die, den Amor entwaffnende Venus, hat Desnoyer's in Kupfer gestochen. Bei der Ausstellung von 1802 war von ihm eine Composition zu sehen, die Kallipygen genannt: zwei Jungfrauen, welche ihre geheimsten Reize einem jungen, heirathslustigen Manne, der die schönste unter ihnen wählen will, zur Schau bringen; welche Ausstellung, trotz ihrer Unsittlichkeit, von Kennern, wegen ihrer trefflichen Carnation, allgemein bewundert wurde.

Man hat von ihm mehrere Bildnisse Buonaparte's, die zu den gelungensten gehören.

Lefort (Franz Jacob). Dieser merkwürdige Günstling Peters des Großen, der sich durch seine Verdienste einen bleibenden Namen in den Jahrbüchern Rußlands erworben hat, war zu Genf 1652 geboren. Sein Vater, Kaufmann daselbst, schickte ihn nach Hamburg, um die Handlung zu lernen; aber die Neigung des Jünglings zum Soldatenstande machte, daß er in seinem vierzehnten Jahre heimlich nach Marseille ging, und in französische, nachher in holländische Kriegsdienste trat, die er indeß wieder verließ, um 1675 über Archangel nach Moskau zu gehen. Hier wurde er zuerst Secretär des dänischen Gesandten, und hatte das Glück, das Wohlwollen des jungen Zaars, Peter Alexjewitsch, zu gewinnen, der ihn zufällig kennen lernte, und dessen Günstling er bis an seinen Tod blieb. Auch war dieser Bund nicht das Werk des Zufalls, oder einer flüchtigen Laune. In beiden lag der Keim zu großen und außerordentlichen Unternehmungen, der sich nach und nach entwickelte. Peter fühlte, daß er eines Lehrers und Beistands bedürfe, und Lefort besaß zu beiden hinlängliche Talente. Den ersten großen Dienst leistete er dem Zaar bei einem Aufruhr der Strelitzen 1688. Lefort vereitelte die Ausführung dieses verrätherischen Entwurfs, und befreite den Fürsten von der Gefahr, die seinem Leben drohte. Dieser wichtige Dienst gewann ihm das unbegrenzte Vertrauen des Zaars, der nun alleiniger Beherrscher von Rußland wurde; sein Einfluß zeigte sich mit jedem Tage wirksamer. Er bildete das Kriegswesen, und legte den Grund zu der russischen Seemacht, die Peter in der Folge auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit brachte. Auf der Reise, die Peter 1697 in's Ausland unternahm, war Lefort der Erste der russischen Gesandtschaft, in deren Gefolge sich der Zaar incognito befand (s. Peter der Große). Indessen sahen die, auf das Ansehen des Fremdlings eifersüchtigen Großen in der langen Abwesenheit des Zaars und Lefort's eine günstige Gelegenheit, sich zu rächen. Die Strelitzen wurden dazu gewonnen, und unterstützten sie; aber Peter erschien mit Adlersschnelle, und nahm blutige Rache an den Aufrührern. Der Zaar, Lefort und Menzikow vollzogen die Hinrichtung der Schuldigen mit eigner Hand. — Gewiß würde Lefort dem Zaar in seinen Bemühungen um die Vervollkommnung seines Volks noch ferner wichtige Hülfe geleistet haben, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Er starb 1699. Die Talente dieses Günstlings, und seine Verdienste um Rußland sind unverkennbar groß. Er hatte einen umfassenden und sehr gebildeten Verstand, eine scharfe Beurtheilungskraft, viel Gegenwart des Geistes, eine unglaubliche Geschicklichkeit, diejenigen zu prüfen, die er brauchen wollte, und nicht gewöhnliche Kenntnisse von der Stärke und Schwäche des russischen Reichs. Im Grunde seines Charakters lagen Festigkeit, unerschütterlicher Muth und Rechtschaffenheit, aber in seiner Lebensweise war er ausschweifend, und beschleunigte dadurch seinen Tod.

Legal, Legalität. Wenn eine freie Handlung mit dem Sittengesetz, der Materie nach, übereinstimmt, heißt sie legal, und diese Übereinstimmung Legalität. Es wird dabei nur auf das gesehen, was geschieht, nicht auf die Beweggründe dazu, und darin unterscheidet sich die Legalität von der Moralität.

Legat (legatum), ist ein Vermächtniß, welches der Haupterbe, dem Testamente zufolge, einem Dritten auszahlen muß. Legatum ad pias caussas ist ein Vermächtniß an milde Stiftungen, d. h. an Kirchen, Schulen u. s. w.; legatum alimentorum, ein Vermächtniß,

einem Dritten seinen Lebensunterhalt geben zu müssen; legatum annuum oder menstruum, ein Vermächtniß, welches jährlich oder monatlich ausgezahlt werden muß; legatum dotis, Vermächtniß eines Heirathsguts; legatum fructuum annuorum, Vermächtniß der jährlichen Früchte; legatum liberationis, Vermächtniß der Schuldenerlassung; legatum mobilium, Vermächtniß der beweglichen Güter; legatum ornamentorum, Vermächtniß des weiblichen Schmucks; legatum pium annale, Vermächtniß zu einer jährlichen Stiftung, z. B. zu einer jährlichen Gedächtnißpredigt, Armengabe u. s. w.; legatum suppellectilis, Vermächtniß des Hausgeräths; legatum ususfructus, Vermächtniß des bloßen Nießbrauchs; legatum vestium, Vermächtniß der Kleider. — Legatarius, Legatar, einer, dem ein Legat vermacht ist. Legator, einer, der ein Legat macht.

Legaten (legati), hießen bei den Römern theils die, dem Gouverneur der Provinz (proconsul oder propraetor) zugeordneten, oder von ihm selbst gewählten Gehülfen in der Anführung des Heers und Verwaltung der öffentlichen Geschäfte in der Provinz (ihre Anzahl richtete sich nach der Größe der Provinzen; doch gab man angesehnen Römern oft bloß den Titel eines Legaten), theils die Gehülfen des Oberbefehlshabers des Heers (Unterfeldherrn), deren Anzahl nach der Größe des Heers und der Wichtigkeit des Kriegs bestimmt ward. Der Papst gibt diesen Titel seinen Bevollmächtigten, so auch vielen Erzbischöfen. Einige der letzten erhielten diesen Titel, ohne Gesandtschaften zu verrichten, — sie hießen geborne Gesandten (legati nati), z. B. Trier, Köln, Salzburg; die wirklichen Gesandten hießen legati missi, abgeordnete Gesandten. Unter ihnen hießen legati a latere (von der Seite des Papstes) die Gesandten vom ersten Range, welche der Papst in besonders wichtigen Angelegenheiten an fremde Höfe, oder als Gouverneurs in die Provinzen des Kirchenstaats abschickt. Sie stehen höher im Range, als die Nuntien, und werden nur aus dem Kardinals-Collegio genommen. Die Districte des Kirchenstaats heißen daher Legationen. E.

Legato, s. Bepunkten.

Legende (Legenda), hieß der Titel eines Buchs, welches die täglichen Lectionen enthielt, die beim Gottesdienste in der alten römisch-katholischen Kirche vorgelesen zu werden pflegten. Dann wurden vorzüglich die Lebensbeschreibungen und Geschichten von den wunderbaren Schicksalen der Heiligen und Märtyrer, namentlich ganze Sammlungen derselben, Legenden genannt, weil man aus diesen ebenfalls in den Metten und in den Speisesälen der Klöster vorlas, und sie zur Unterstützung des römisch-katholischen Glaubens zu lesen ernstlich empfahl. Auch die römischen Breviarien enthalten viele Geschichten von Heiligen und Märtyrern, welche an den Namenstagen derselben gelesen werden sollten. In dem Mittelalter war eine Sammlung solcher Heiligengeschichten unter dem Namen Legenda Sanctorum, oder Historia Lombardica bekannt. Vorzüglich berühmt ist die sogenannte goldne Legende (aurea legenda), deren Verfasser Jacobus de Voragine († als Erzbischof zu Genua 1298) war. Aber auch diejenigen Heiligengeschichten, welche bloß Überlieferung blieben, wurden Legenden genannt. Da die Heiligengeschichten oft allen Glauben überstiegen, und nur als fromme Erdichtungen angesehen werden konnten: so wurde der Name der Legende von Ungläubigen bald jedem Mährchen ähnlicher Art, jeder erdichteten Erzählung, die den Glauben stark in Anspruch nimt, gegeben. Valerius Augustinus, Bischof von Verona (im 16. Jahrh.), erzählte

(in seinem Buche: De Rhetorica Christiana, eine Ursache der zahlreichen Legendenfabeln, welche durch die ganze Welt verbreitet worden, sei die, in mehrern Klöstern herrschende Gewohnheit gewesen, die Religiosen in lateinischen Umschreibungen und Ausarbeitungen über Begebenheiten aus dem Leben der Heiligen zu üben, wobei sie die Freiheit hatten, die Tyrannen, so wie die verfolgten Heiligen auf die, ihnen wahrscheinlichste Weise sprechen und handeln zu lassen. So entstanden Ausschmückungen der Geschichte, von denen man die gelungensten aufbewahrte, welche nachher in Klöstern wieder aufgefunden, und mit den wahren Geschichten vermischt worden sind. Ob nun gleich unter der Masse der Legenden viele gehaltlose, abgeschmackte Sagen und leere Erdichtungen, aus kindischem Wunderglauben erzeugt, oder für denselben berechnet, zu finden sind: so gibt es doch unter ihnen auch eine große Menge poetischer und erhebender Sagen; daher viele und große Dichter sich mit der Bearbeitung dieser, oft nur rohen Stoffe beschäftigt haben, ja man nennt deshalb jede (auch frei erfundne) poetische Erzählung im Tone der kirchlich-alterthümlichen Sage (sie möge versificirt sein, oder nicht) eine Legende. Wir besitzen deren einige treffliche von Göthe, A. W. Schlegel u. A. Einige haben dieselbe auch scherzhaft und komisch behandelt, z. B. Pfeffel und Langbein. Ein Haupterforderniß der ernsten Legende ist das Wunderbare, welches aber religiöser Art sein, oder sich auf einen Gegenstand der kirchlichen Sage beziehen muß, ohne jedoch in's Kindische zu verfallen. Sie ist daher ein Erzeugniß der christlichen Zeit, und, wie die kirchliche Sage, von der Mythe verschieden. Eigenthümlich ist ihr der schlichte, einfältige Ton, den die stille und sanftere Begeisterung des frommen, gläubigen Herzens erzeugt, und mit welchem Geziertheit und poetische Überladung unverträglich ist. Eben darum aber ist sie in unsern Zeiten so schwer und selten. Herder hat sich um die Bearbeitung der Legende sehr verdient gemacht (s. seine Abhandlung über die Legenden in seinen zerstreuten Blättern, Thl. 6, und Adrastea, St. 3, S. 189 u. ff.); Kosegarten hat eine Sammlung derselben, in Poesie und Prosa (2 Bde., 1804), herausgegeben. Einen neuern Versuch, dieselbe zu bearbeiten, liefert der, kürzlich (1814) von Fouqué und Amalie von Imhof erschienene liebliche Sagen- und Legendenalmanach. — Endlich wird auch die Schrift, besonders die Umschrift an oder auf dem Rande der Münzen in der Münzkunde die Legende genannt. T.

Legendre (Adrian Marie), ist der Name eines der ausgezeichnetsten Mathematiker des 18. Jahrh., und vormaligen Professors dieser Wissenschaft an der Militär-Schule zu Paris. Als sich 1787 zwischen den Astronomen Englands und Frankreichs Zweifel über die genaue Ortsbestimmung der Sternwarten von Greenwich und Paris erhoben, ward Legendre nebst Cassini und Mechain von Seiten der französischen Regierung beauftragt, einen Breitenarad zwischen Dünkirchen und Boulogne auszumessen, während andere Mathematiker von Seiten Englands dasselbe an einem andern Orte thaten. Die hierdurch erwürkten Resultate wurden von den französischen Gelehrten in einer eignen Schrift, die 1792 herauskam, bekannt gemacht. 2 Jahre darauf gab Legendre ein Mémoire sur les transcendantes elliptiques und seine Elementes de géométrie heraus, die seitdem eilf Auflagen erlebten, und allgemein für ein klassisches Werk anerkannt werden. Besonders machte sich aber Legendre durch seine tiefgedachten Untersuchungen über die Attraction der elyptischen Sphäroiden verdient, und er hat den Ruhm, der Erste gewesen zu sein, welcher den Beweis führte, daß die elyptische Gestalt die

einzig mögliche ist, um eine flüssige Masse, welche eine Rotation hat, im Gleichgewicht unter sich zu erhalten, und daß die einzelnen Theile (Kügelchen) der Masse sich gegenseitig nach den Quadraten ihrer Entfernung anziehen. Dieser Untersuchung, die er bereits 1782 begann, folgte eine andere nicht minder wichtige über das Verhältniß der Sphäroiden unter einander, zu welcher ihm die Aufstellungen von Euler und Lagrange führten. Später bearbeitete er mit Prony die neuen trigonometrischen Tafeln zur Decimalberechnung der Cirkel. Im Jahr 1808 ward Legendre von der Regierung in Frankreich zum lebenslänglichem Vorsteher der Universität, 1815 zum Ehrenmitgliede der Commission für den öffentlichen Unterricht, und 1816, mit Poisson zugleich, zum Examinator der, in die polytechnische Schule Aufzunehmenden ernannt. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören noch: 1) Nouvelle théorie des parallaléles (1803, in 8.); 2) Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites, des comètes etc. (1805, in 8.); 3) Essai sur la théorie des nombres (1798, nebst einem Supplement-Band, welcher 1816 erschien, in 4.); 4) Exercices de calcul intégral (1807, in 4.). Außerdem enthalten die Memoiren der Akademie, deren Mitglied er ist, noch mehrere schätzbare Aufsätze von ihm. Bemerken wollen wir nur noch, daß seine Methode der Bestimmung der Kometenbahnen durch die Schärfe und Tiefe, mit welcher sie gedacht und ausgeführt ist, bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen unter den Astronomen und Mathematikern erregte.

Legion war eine Abtheilung des römischen Heers, deren Größe zu verschiednen Zeiten verschieden war. Unter Romulus wurden aus jeder der drei Tribus 1000 Mann zu Fuß und 100 zu Pferde ausgewählt. Diese Auswahl (legio) betrug 3300 Mann. Zu Polybius Zeit bestand eine Legion aus 4200 Mann, und wuchs am Ende auf 6200 Mann zu Fuß. Die Soldaten einer solchen Legion waren alle römische Bürger; nur im größten Nothfalle nahm man auch Sklaven dazu. Auch durfte keiner, außer in sehr dringenden Gefahren, unter 17 Jahre alt sein. Gewöhnlich befand sich bei einer Legion noch eine gleiche Anzahl Bundesgenossen: so daß, wenn in der spätern Geschichte von einer römischen Legion die Rede ist, man stets ein Corps von 9 bis 10,000 Mann verstehen muß. Das Fußvolk jeder Legion, als diese noch 3000 Mann betrug, wurde in 10 Cohorten, jede Cohorte in 3 Manipeln (Centurien, weil sie 100 Mann enthielt) eingetheilt. Als die Legionen nachher stärker wurden, behielt man zwar diese Abtheilung bei, theilte aber noch jede Manipel in 2 Centurien, und die Centurie wieder in 10 Decurien. Der Oberbefehlshaber einer Legion hieß Legat. Statt desselben waren auch zuweilen bei jeder Legion 6 Kriegstribunen (Kriegsobersten), welche nach der Reihe, jeder einen Monat lang, unter dem Consul befehligten. Die Hauptfahne einer solchen Legion war ein silberner Adler, und der Name derselben unterschied sich entweder nach dem Anführer derselben (z. B. die claudianische Legion), oder nach dem Orte, wo sie diente, oder nach einer Gottheit, oder nach den Vögeln, oder nach dem Ausgange irgend einer Begebenheit. Unter Augustus bestand das gesammte römische Heer aus 25 Legionen. — Eine unbestimmte, große Anzahl von Personen oder Gegenständen wird im gemeinen Leben ebenfalls Legion genannt. — In neuern Zeiten ist die Benennung Legion wieder aufgekommen, und wird gewöhnlich gebraucht, von einem, aus unbestimmter Anzahl und meist verschiedner Gattung bestehenden Truppen-Corps, dergleichen meist nur bei Anfang eines Kriegs errichtet, und nach Beendigung desselben wieder aufgelöst wer-

den. Von dieser Art waren die englisch-deutsche und die russisch-deutsche Legion im letzten Befreiungskriege. Der Befehlshaber heißt Legionär. Die französischen Nationalgarden waren in Legionen und Cohorten eingetheilt, und nach der Auflösung des ganzen französischen Heers, wie es 1815 von Napoleon war gebildet worden, und dessen Trümmern sich hinter die Loire zurückgezogen hatten, wurde das neue französische Heer in Legionen, nach den Departements benannt, gebildet, welche Einrichtung jedoch gegen Ende des J. 1820 wieder aufgehoben ward.

Legiren heißt, edles Metall mit unedlem versetzen (beschicken). Aus zwei Ursachen hat es immer bedenklich geschienen, die edlen Metalle ganz fein auszuprägen. Erstens, weil die Münzstücke durch den Gebrauch sich desto leichter abschleifen, also um so mehr dem natürlichen Verderben unterworfen sind, je feiner sie ausgeprägt worden; zweitens aber, weil eben darum die neuern, weniger gebrauchten Münzstücke eingeschmolzen werden und die leichten allein im Umlaufe bleiben würden. Darum erhält das edle Metall beim Münzen gewöhnlich einen Zusatz von unedlem, welches man die Legirung nennt. Gold wird mit Kupfer, Silber, oder Kupfer und Silber zugleich legirt. Die erste Legirung heißt die rothe, die zweite die weiße, die dritte die gemischte; Silber ist immer mit Kupfer legirt. Die Legirung wird in Deutschland beim Silber nach Marken und Lothen, beim Golde nach Marken und Karaten bestimmt; bei jenem ist die Mark 16 Loth, bei diesem 24 Karat. Silber ist z. B. zwölflöthig, wenn es zwölf Sechszehntheile fein Silber und vier Sechszehntheile Zusatz unedlen Metalls hat; Gold ist ein und zwanzigkarätig, wenn es drei Vierundzwanzigtheile Zusatz hat. In England bestimmt man Silber nach Pfunden von 12 Unzen, die wieder in 20 Pfennige getheilt werden; in Frankreich wird eine Mark Silber in 12 Deniers getheilt. Das Gold theilen Beide, wie Deutschland, in Karate, England die Unze, Frankreich die Mark. Auch heißt legiren, Jemanden Etwas in einem Testamente vermachen (s. Legat).

Legitimität bedeutet eigentlich Gesetzmäßigkeit (von lex, das Gesetz, davon legitimus, dem Gesetze gemäß). Legitime Kinder sind daher solche, die in einer gesetzmäßigen Ehe erzeugt sind; legitimirte aber solche, obwol außer der Ehe erzeugt, vom Staate für legitime erklärt worden. Der solchen Kindern nach dem Gesetze zukommende Antheil vom väterlichen Vermögen heißt eben darum schlechtweg die legitima (nemlich pars), deutsch der Pflichttheil. Sich legitimiren aber heißt seine Legitimität in irgend einer Hinsicht darthun, oder den gesetzmäßigen Beweis führen, daß man eine gewisse Person sei und als solche gewisse Ansprüche, Rechte oder Aufträge habe. So legitimirt sich ein Gesandter durch Darlegung seiner Vollmacht. Seitdem aber durch die französische Revolution die Bourbons den Thron von Frankreich, auf welchen sie vermöge der, durch die französischen Staatsgesetze eingeführten Erbfolge in der Monarchie Ansprüche machten, verloren und nach der ersten Abdankung Napoleons im J. 1814 wieder erlangt hatten, ist das Wort Legitimität ein Kunstausdruck in der neuern Politik geworden, der zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Um über diese Streitigkeiten gehörig zu urtheilen, muß man zwei Bedeutungen jenes Ausdrucks sorgfältig unterscheiden, eine engere und eine weitere. In der engern Bedeutung versteht man darunter die Gesetzmäßigkeit der Regierung in einer Erbmonarchie, wo vermöge der Staatsgesetze die staatsoberhauptliche Würde und Macht von dem einen Regenten auf den andern nach dem Rechte der Erstgeburt übergeht. Nach dieser Bedeutung war also Napoleon Buonaparte ein illegitimer Regent von

Frankreich, ob er gleich wirklich über Frankreich herrschte und sowol vom französischen Volke als von andern Mächten (selbst von England, das mit ihm als Oberconsul den Frieden von Amiens unterhandelt und abgeschlossen hatte) anerkannt war. Ludwig Stanislaus Xaver hingegen war als ältester Bruder Ludwigs XVI. der legitime Regent von Frankreich, weil vermöge des in der französischen Monarchie geltenden salischen Gesetzes (lex salica) nach Ludwigs XVI. Tode zuerst dessen Sohn als Ludwig XVII. und alsdann, da dieser noch als Kind ohne Nachkommen und Brüder starb und seine Schwester (jetzige Herzogin von Angouleme) nicht succediren konnte, sein erster Oheim (vormaliger Graf von Provence) als Ludwig XVIII. zur Regierung gelangen sollte, obwol mit Ludwigs XVI. Tode die Dynastie der Bourbons factisch aufgehört hatte zu regieren, da dessen Sohn im Gefängnisse starb und dessen Brüder in der Verbannung außer Frankreich lebten, Frankreich selbst aber eine republikanische Regierungsform eine Zeitlang angenommen und sich dann in ein erbliches Kaiserreich verwandelt hatte. Es ist aber offenbar, daß diese Bedeutung zu eng ist. Denn 1. paßt sie auf Wahlstaaten gar nicht, ungeachtet es in diesen eben so gut als in Erbstaaten eine durch die Staatsgesetze eingeführte Regierungsform, mithin auch legitime Regenten gibt: 2. paßt sie auch nicht auf Erbstaaten, wenn in denselben die regierende Familie ausstirbt und also vom Volke entweder eine anderweitige Familie zur erblichen Regierung berufen, oder eine ganz andre Erbfolgeform in Ansehung der Personen, welche mit der oberhauptlichen Würde und Macht bekleidet sein sollen, gesetzlich bestimmt werden muß. So liegt bei jener Bedeutung aber auch der falsche Gedanke zum Grunde, daß der Staat, d. h. das auf einem bestimmten Gebiete im Bürgervereine lebende Volk, Privateigenthum einer Familie sein und folglich auch wie alles andre Privateigenthum von den Aeltern auf die Kinder oder andre Verwandte übergehen könne und müsse, so lange nur noch ein Zweig dieser Familie lebe. Da aber nach der Vernunft nicht einmal ein einzelner Mensch Eigenthum eines andern sein kann, so kann es noch weniger ein ganzes Volk im Bürgervereine oder ein Staat sein. Vielmehr ließe sich, wenn hier überhaupt der Begriff des Eigenthums anwendbar wäre, sagen, der Regent sei Eigenthum des Staats, als daß der Staat Eigenthum des Regenten sei. Allein jener Begriff leidet überhaupt keine Anwendung auf das Verhältniß zwischen einem Staate und dessen Regenten, sondern dieses Verhältniß kann vernünftiger und rechtlicher Weise nur nach der Idee eines Vertrags beurtheilt werden, wodurch dem Regenten die Herrschaft über den Staat verliehen worden, sei es nun, daß dieser Vertrag bloß faktisch und stillschweigend, oder ausdrücklich und förmlich abgeschlossen, sei es ferner, daß die Verleihung der Herrschaft nur an eine bestimmte Person, die jedesmal von neuem erwählt wird, oder an eine ganze Familie geschehen, aus welcher die Regenten nach und nach ohne Wahl hervorgehen sollen, um den Gefahren einer immer wiederkehrenden Wahl vorzubeugen. Es muß also noch eine andre und umfassendre Bedeutung des Wortes Legimität geben, vermöge welcher man darunter die in einem Staate überhaupt bestehende und gesetzlich bestätigte Ordnung in Ansehung der Regierungsform und des dadurch bestimmten Regierungspersonals zu verstehen hat. Auf den historischen Ursprung dieser Ordnung kommt es dann nicht an, sondern bloß darauf, daß sie durch das Gesetz, welches in der Idee nichts anders, als den allgemeinen Willen oder den Willen des Volks ausdrückt, bestätigt ist und so die Form Rechtens erlangt hat. Wollte man die Legitimität von jenem histori-

schen Ursprunge abhängig machen, so würden dadurch die legitimsten Regenten und die Bourbons selbst als illegitim erscheinen. Denn es ist bekannt, daß Hugo Capet, der Stifter der dritten Dynastie der französischen Regenten, von welcher auch die Bourbons abstammen, sich des französischen Throns im 10. Jahrh. durch Klugheit und Tapferkeit bemächtigte, also auf dieselbe Art, wie Napoleon, zur staatsoberhauptlichen Würde und Macht gelangte. Wollte man aber sagen, daß erst durch Vererbung eine illegitime Herrschaft legitim werde, so müßte man auch zugeben, daß, wenn Napoleon vor seiner Abdankung gestorben wäre und seinem Sohne die Herrschaft hinterlassen hätte, dieser ebenfalls ein legitimer Beherrscher von Frankreich geworden wäre, mithin es zu gleicher Zeit zwei legitime Dynastien in Frankreich gegeben hätte, eine bourbon'sche und eine napoleon'sche. Es ist jedoch überhaupt nicht abzusehen, wie die bloße Vererbung die Kraft haben sollte, das Illegitime legitim zu machen. Als Verjährung (praescriptio) kann dieselbe nicht angesehen werden. Denn Verjährung findet nur Statt, wenn in Ansehung der Rechte von Privatpersonen das positive Gesetz einen Zeitraum bestimmt hat, innerhalb dessen etwas verjähren soll. Es besteht aber weder in staatsrechtlicher noch in völkerrechtlicher Beziehung irgend ein positives Gesetz, wodurch in Ansehung des Regierungsrechts eine Art von Verjährung bestimmt wäre. Ein Regent wird also legitim sein, wenn das Volk sich ihm unterworfen und dadurch, wo nicht förmlich, so doch factisch jenen Vertrag mit ihm geschlossen hat, wodurch ihm die staatsoberhauptliche Würde und Macht verliehen wurde. Dies war aber der Fall in Ansehung Napoleons. Denn das französische Volk erkannte ihn, sowol anfangs unter dem Titel eines Oberconsuls als nachher unter dem Titel eines Kaisers, als seinen Regenten an, und die dadurch in Frankreich bestehende Ordnung der Dinge war selbst von auswärtigen Mächten anerkannt worden. Es mag sein, daß das französische Volk sich diesem neuen Herrscher ungern unterwarf, wiewol sich dies schwer möchte beweisen lassen, da das Volk vielmehr froh war, aus dem Zustande der Anarchie endlich einmal herauszukommen, und nur späterhin, eben so wie manches andre Volk mit seinem unbezweifelt legitimen Regenten, unzufrieden mit Napoleon wegen des Mißbrauchs wurde, den er mit seiner Gewalt trieb, aber gezwungen war es offenbar nicht worden, konnte auch nicht, da Napoleon vor dem Antritte seiner Regierung als ein aus Aegypten flüchtiger General ohne Heer viel zu wenig Macht hatte, um das ganze französische Volk zwingen zu können, und da er späterhin als Kaiser mit einer fast ungeheuern Macht nicht einmal das viel kleinere spanische Volk zur Ausnahme eines Regenten aus seiner Familie zwingen konnte. Es mag ferner sein, daß eine anarchische Partei ein Unrecht begangen hatte, Ludwig XVI. Familie des Throns verlustig zu erklären. Aber die französischen Prinzen hatten durch ihre Flucht aus Frankreich sich selbst gewissermaßen verbannt, und ihre Ansprüche auf den Thron aufgegeben. Denn solche Ansprüche müssen nicht bloß wörtlich behauptet, sondern thätig geltend gemacht werden. Sie durften also den König, an dessen Person ja alle ihre Rechte geknüpft waren, nicht verlassen; sie mußten vielmehr dessen Person und Herrscherrecht, selbst mit Gefahr des eignen Lebens vertheidigen. Indem sie aber nur auf Rettung dieses Lebens bedacht waren und Frankreich mit sammt dem Throne im Stiche ließen, könnte man geltend machen, daß sie ihre Ansprüche faktisch aufgaben und selbst die Anarchie beförderten, aus welcher nun bloß eine kraftvolle Hand Frankreich retten konnte. Wenn nun Frankreich seinen Retter, denn dies

schien Napoleon unstreitig in jener Zeit, als seinen Herrscher anerkannte, weil die alte Dynastie ihren Anspruch ruhen ließ, was fehlte jenem zur Legitimität? Dagegen fehlte ihm diese Legitimität gänzlich, als er von seiner Rückkehr von Elba sich des Throns von Frankreich wieder bemächtigen wollte. Denn hier stürzte er eine bestehende politische Ordnung um, und bewirkte selbst eine Art von Anarchie; ein großer Theil von Frankreich war gegen ihn in förmlichem Aufstande begriffen, und schickte keine Abgeordnete zum sogenannten Maifelde, wo er sich erst legitim machen wollte; auch erkannte ihn keine einzige auswärtige Macht an, weil man sich aus langer Erfahrung überzeugt hatte, daß mit ihm in kein dauerhaftes Rechtsverhältniß zu treten war. Was aber geschehen sein würde, wenn Napoleon bei Belle Alliance gesiegt hätte, läßt sich freilich nicht bestimmen. Nur so viel ist gewiß, daß die neufranzösische Theorie von der Legimität dadurch sehr würde in's Gedränge gekommen sein. Daß aber diese Theorie nie praktisch gegolten hat, sondern einzig die hier aufgestellte, beweiset die ganze Geschichte, besonders die von England, wo jetzt auf dem Throne der Stuarts Herrscher sitzen, die alle Welt für legitim hält, während sie, bis zum Tode des letzten Prätendenten, nach jener Theorie für illegitim gehalten werden mußten. Man vergl. übrigens Krug's Aufsatz: über bestehende Gewalt und Gesetzmäßigkeit (légitimité) in staatsrechtlicher Beziehung, in Adam Müller's deutschen Staatsanzeigen, Band 1. Stück 3. N. 1. D.

Legouvé, sehr beliebter und insbesondre durch sein Lehrgedicht über das Verdienst der Frauen bekannter französischer Dichter, geb. 1764 zu Paris. Seine ersten Versuche, die er schon 1786 herausgab, verriethen keine ausgezeichneten Anlagen. Erst 1792 erregte er Aufmerksamkeit durch sein Schauspiel: der Tod Abels, dessen Stoff von Geßner's Dichtung entlehnt war, wozu aber auch Klopstock's Tod Adams Einiges hatte hergeben müssen. Noch mehr Beifall fand sein Trauerspiel: Richard III., nach Shakespeare. Während er fleißig fortfuhr, für die Bühne zu arbeiten, gab er durch sein Trauerspiel: der Tod Heinrichs IV. (1806), Anlaß zu Streitigkeiten, da man ihn der Verfälschung der Geschichte beschuldigte, wiewol man sonst der Anordnung und guten Ausführung des Stücks Gerechtigkeit widerfahren ließ. Unter seinen übrigen Dichtungen, die er in dieser Zeit herausgab, erwarb keine mehr Beifall, als Frauenverdienst (Le mérite des femmes), die in 4 Jahren 9 Auflagen erlebte und fortdauernd neu gedruckt werden. Auch hier wußte der Dichter, wie immer, die Mängel der Anlage durch Anmuth und Schönheit der Form zu verbergen. Er war schon 1798 zum Mitglied des Instituts ernannt worden, und verwaltete einige Jahre vor Wille's Tod dessen Lehrstelle am Collége de France. Seine letzten Jahre waren unglücklich: er gerith in Geistesverwirrung, die Folge eines unglücklichen Falles, und endigte sein Leben im Spital. Seine Schriften sind noch nicht gesammelt. Viele einzelne Gedichte und Aufsätze stehen in der Veillées des Muses, die er mit Arnault, Laya und Vigée herausgab, und im Mercure de France.

Lehnsstamm (constitutum feudale) ist der Geldbetrag, welchen die Gesammtbelehnten, wenn ihnen oder ihren Erben das Lehn anheimfällt, den Allodialerben des Vasallen entrichten müssen.

Lehnswesen. Ein Lehen oder Lehn ist ein Besitzthum, wovon Jemanden (dem Vasallen) der Besitz, das Benutzungsrecht, und ein beschränktes Recht der Verfügung und Veräußerung, unter der Bedingung der Lehnstreue (des Beistands mit Rath und That), eingeräumt ist, welche Treue auch gegenseitige Pflicht des Obereigenthümers (Lehns-

herrn) ist. Lehn unterscheidet sich von anderm Eigenthume (Allode) besonders durch die Beschränkung, ohne Einwilligung des Lehnsherrn nicht veräußert werden zu dürfen, durch gewisse Leistungen, die der Vasall gewöhnlich des Lehns wegen übernehmen muß (Lehndienste), und durch eine besondre Art der Vererbung (Lehnsfolge). Die Gründe hievon und die Natur der Lehne wird eine Herleitung derselben von ihrem Ursprunge am besten erklären. Die Liebe unsrer Vorfahren zum Kriege war so groß und unersättlich, daß der Krieger, um Waffenthaten zu üben, nicht abwartete, bis sein Volk mit einem andern in Feindschaft gerieth. Privatfehden mußten im Frieden die Stelle des Kriegs ersetzen, und fehlten auch diese, so zog der Jüngling und Mann Wochen, Monate, Jahre lang auf Abenteuer aus, und befehdete entweder für eigne Rechnung angrenzende Stämme, oder nahm Theil an den Feldzügen andrer, gerade im Kriege begriffener Nationen, die er deshalb begierig aufsuchte. Die Reichen und Mächtigen wurden auf solchen Zügen gewöhnlich von einer Anzahl gleich tapfrer und kriegsfreudiger, aber ärmrer Jünglinge begleitet, die, von ihnen mit Lebensmitteln, wol auch Waffen, versehen, ihr Gefolge ausmachten (s. Gefolge). Dieses Gefolge, welches schon Cäsar und Tacitus kennen, war durch feste Bande, als die vorübergehende Kriegslust, oder den wenig beständigen Vortheil an seinen Häuptling gekettet; wie denn überhaupt der alte Deutsche keine Verbindung anders, als für ewige Dauer, einzugehen pflegte. Nicht für Einen Zug schloß der Mann aus dem Volke sich dem vornehmen Helden an; dem, den er einmal gewählt, blieb, wenn jener (was unerhört war) die Treue gegen ihn nicht verletzte, sein ganzes Leben gewidmet, und stets war er auf Entbietung zu neuen Zügen und Abenteuern bereit; auch wenn das ganze Volk (der Heerbann) zum Kriege auszog, bildeten die Getreuen um ihren Hauptmann eine heilige, unüberwindliche Schaar. Das Leben und die Freiheit des Hauptmanns sah jeder als ein ihm vertrautes Heiligthum an, und derjenige aus dem Gefolge, der dessen Tod oder Gefangenschaft überlebt hätte, würde als ein Niederträchtiger ewig beschimpft gewesen sein. Der Heerbannsherzog selbst, stets einer der begütertsten Hofbesitzer, hatte allemal eine zahlreiche Schaar solcher Gefährten um sich. Außer Waffen, Rossen und Lebensmitteln erhielten diese Gefährten (oder Gesellen, daher das spätre, bararisch-lateinische Wort Vasallus) keinen Sold, dagegen den gebührenden Antheil der gemachten Beute, nachdem der Anführer den seinigen vorausgenommen. Bei den erfolglosen Zügen einzelner Abenteurer gegen nachbarliche Völker, oder auch, wo sich's thun ließ, in die römischen Provinzen, bestand diese Beute natürlich nur in Kleidern, Waffen, Kostbarkeiten, Sklaven. Als aber die Waffen der Nordländer sich erobernd gegen den Süden wälzten, und bei der Theilung des gewonnenen Landes den Königen oder Herzögen und ihren Unterbefehlshabern bedeutende Landestheile zufielen, gaben sie davon gewisse Grundstücke an ihre Getreuen, damit dieselben auf Lebenszeit den Nießbrauch davon zögen. Diese Güter hießen beneficia oder Lehne, weil sie den Besitzern nur geliehen waren, um nach ihrem Tode an den Eigenthümer zurückzufallen, der dann einen andern aus seinem Gefolge damit besoldete. So ist jene altdeutsche Sitte der wahre Ursprung des Lehnswesens, wie auch allein aus ihr jener rein germanische, den andern Völkern völlig fremde Begriff der Dienstlehne hervorgegangen, der so unberechenbaren Einfluß auf die Bildung unsrer heutigen Staaten gehabt, und das Bestehen von Monarchien im heutigen Sinne möglich gemacht hat. Die Griechen und Römer, die Perser

und Aegypter kannten nur zweierlei öffentliche Verhältnisse, Freiheit oder Zwingherrschaft. Ein Volk, das zu wählen hatte, dachte nicht daran, sich einen Herrn zu geben, und nie ward anders, als durch Gewalt, königliche Macht gegründet und behauptet. Die Alten fanden es natürlich, daß Jeder herrschen wollte, der es konnte, aber nicht minder, daß Niemand, der nicht mußte, sich von ihm wollte beherrschen lassen; eine sittliche Pflicht des Gehorchens, ein andres, als gezwungnes, Verhältniß zu einem Herrn war ihnen ein Unding. Denn der unumwundenste Egoismus war der allgemeinen Denkart in der alten Welt innerster Geist, und nur wenige Ahnungen einer andern Lebensansicht blicken durch ihn hindurch. Die Deutschen, denen umgekehrt die Aufopferung des eignen Selbst für hohe Zwecke als das höchste, dem Menschen Erreichbare galt, schufen auch die Idee von der Pflicht des freien Gehorsams, die durch die christliche Religion bei ihnen befestigt und noch mehr geheiligt wurde. Da es der Sohn gewöhnlich für Pflicht hielt, oder die Noth ihm gebot, dem Herrn, dessen Dienste der Vater gelebt, auch seinen Arm zu widmen: so ließ der Gefolgsherr ihm in der Regel auch das Lehn seines Vaters, oder vielmehr, er verlieh es ihm (belehnte ihn) auf's neue. Nach und nach, durch Gewohnheit mehrer Jahrhunderte, wurde dieser Gebrauch zum Recht, und die Entziehung des väterlichen Lehns, obgleich durch kein Gesetz verboten, erschien als Ungerechtigkeit. Conrad II. machte endlich, für Deutschland 1025, für Italien 1037 (oder schon 1026) die Erblichkeit der Lehne auf die Söhne (Weiberlehne sind spätre Abweichungen von der natürlichen), oder bei Geistlichen auf die Amtsfolger, zum ausdrücklichen Gesetz. In den Zeiten der Barbarei und Gewaltthätigkeit, die unmittelbar nach der Völkerwanderung, und von neuem nach dem Tode Carls des Großen eintraten, in jenen rohen, nur nach außen starken, eine feste Bürgschaft innrer Sicherheit nicht gewährenden Staaten mußte es bald eine vortheilhafte, ja unausweichliche Maßregel scheinen, sich an einen Mächtigen anzuschließen, um seines Schutzes sich zu erfreuen. Die gewaltigen Grundherrn, die reichen Bischöfe einerseits, die Herzöge und Grafen, der Könige Statthalter, andrerseits, bedrückten so lange die nachbarlichen freien Landeigenthümer und Heerbannsmänner, bis diese das Loos der abhängigen Lehnsleute mit neidischen Augen ansahen, und sich selbst in den Schutz (Mund) des Bedrückers oder eines andern Großen begaben, um vor ihm und allen Mächten sicher leben zu können. Ein solcher Schützling hieß ein Mundmann oder Höriger. Sehr viele, besonders die Armen, die ihr Land selbst bauen mußten, und es also ungern verließen, thaten dies auch, ohne Gefahr der Bedrückung, bloß in der Absicht, von der Heerbannspflicht loszukommen. Denn die Herzöge, Grafen und Vögte, denen (letztren für die Bischöfe), den Heerbann zu sammeln und zu befehligen oblag, bedienten sich, statt dieser ungeübtern, oft durch langen Frieden der Kriegszucht entwöhnten Miliz, lieber ihres Gefolges, nun Lehnsmannschaft genannt, und ließen sich von den Heerbannspflichtigen, die ihre Mundleute werden wollten, die Verbindlichkeit, auf's Aufgebot zu erscheinen, abkaufen. Die Kaiser und Könige kümmerten sich wenig darum, woher die Herzöge ihnen ihre Mannschaft zuführten, wenn sie nur vollzählig war; ja sie zogen die Lehnsmannschaft, außer jenen Vortheilen, den Heerbannstruppen auch darum vor, weil diese bloß zur Landwehre, jene zu weniger beschränktem, oft zu unbedingtem Dienste verpflichtet, und folglich ihre Brauchbarkeit ausgedehnter war. So kam der Heerbann nach und nach in Verfall und die Lehnsmiliz trat an seine Stelle. Einer andern, nicht

geringen Klasse von Menschen, worunter besonders die Reichen (später der niedre Adel genannt) gehörten, welche das Land durch Miethlinge oder Eigenleute bauten, lag nichts daran, sich vom Kriegszuge loszumachen, vielmehr waren, nach der Väter Sitte, Kriegsabenteuer noch immer ihre liebste Beschäftigung, ihr höchster Genuß. Aber des Schuzzes der Großen konnten auch sie nicht entbehren; andrerseits beleidigte es ihren Stolz, unter dem, solchergestalt immer mehr gesunknen und nicht viel höher, als jetzt ein Landsturm, geachteten Heerbanne zu dienen. Sie geizten daher nach der Ehre, in die Lehnsmannschaften der Großen aufgenommen zu werden, und trugen deshalb dem nächstwohnenden Herzog, Grafen oder Bischof ihre Güter zu Lehn auf. Oft thaten sie auch dasselbe, aus Andacht, lieber einem Stifte oder Gotteshause. Auf diese Weise ist in Deutschland (die nördöstlichen, ehedem slavischen, eroberten und an Vasallen vertheilten Provinzen ausgenommen) die Mehrzahl der heutigen Lehne entstanden. Jene wurden dadurch, wie andre Lehnsleute, bei Verlust des Lehns pflichtig, dem Lehnsherrn in allen seinen Fehden zu folgen, außer, wenn sie wegen verschiedner Lehne mehrere Lehnherren hatten, gegen diese, und gegen Kaiser und Reich, welche aber erst später ausdrücklich ausgenommen wurden, weil sich dieser Vorbehalt bei einer Dienstpflicht, die an die Stelle der Heerbannspflicht trat, von selbst zu verstehen schien. Zugleich mußten sie den Gebrauch ihrer Burgen und Vesten, als offener Häuser (das Öffnungsrecht), in Zeiten der Kriegsnoth dem Lehnsherrn einräumen. In eben demselben Verhältnisse standen schon die Herzöge und Grafen, die für ihre Reichsstatthalterschaften, und die Bischöfe, die für ihre geistlichen Ämter ebenfalls durch Lehne besoldet waren, zum Reichsoberhaupt, und in eben dasselbe traten nun zu jenen größern Edelleuten (denn eben hiedurch entstand der niedre Adel) auch kleinere freie Güterbesitzer, ja selbst reichere, kriegslustige Bauern, die den ehrenvollen Lehnsdienst der redlichen, aber verachteten Schutzhörigkeit vorzogen, und deshalb entweder einem Edeln ihr Gut zu Lehn auftrugen, oder von ihm, mit Bewilligung des Oberherrn, mit einem Theile seines Lehns weiter belehnt wurden (Afterlehnleute). Die Belehnung geschah, bei den großen Statthalterlehnen, schon seit den sächsischen Kaisern durch eine Fahne (das Zeichen des Oberbefehls; daher Fahnenlehn), bei den kleinern mit dem Schwerte, bei den geistlichen Lehen in den ältesten Zeiten durch Ring und Stab; seit dem wormser Frieden (1122), der die Oberherrlichkeit des Kaisers auf das Weltliche beschränkte, mit einem Zepter (Zepterlehn). Eine besondre Art der Kriegslehne waren die Burglehne, deren Besitzer zur Vertheidigung irgend einer Burg des Lehnsherrn (Burghut) verpflichtet waren. Der dabei befehligende Vasall hieß bei Reichsfesten Burggraf, bei andern Burgvogt, die übrigen nannte man Burgmänner. So war die Lehnsmannschaft, gleich der päpstlichen Hierarchie und ihr gegenüber, ein System von concentrischen Kreisen, die, jeder unter dem Einflusse des nächsten, alle um einen Mittelpunkt, der Könige, als Oberlehnsherren, sich bewegten. Neben den Kriegsvasallen entstand und bildete sich auch noch eine andre Klasse von Lehnsleuten, die nicht minder bedeutend wurden. Von den ältesten Zeiten her finden wir an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, wie der Bischöfe, gewisse Hausbeamte, die anfangs wirkliche Dienste leisteten, später mehr zum Glanze des Hofs dienten. Die vier Ämter des Marschalls, des Kämmerers, des Schenken und des Truchsesses sind die ältesten, wie die vornehmsten, aber keineswegs die einzigen, vielmehr waren die Ämter so mannichfaltig, als die im Hofdienst denkbaren Ver-

richtungen. Diese Beamten konnten, in jenen Zeiten der Geldarmuth, und nach dem altdeutschen Begriffe, der nur den Grundeigenthümer als einen Staatsbürger, und nur den Besitzer großer Ländereien als einen Vornehmen ansah, mit nichts füglicher besoldet werden, als mit dem Nießbrauch von Ländereien (Hoflehne), welche auf dieselbe Weise, wie bei den Kriegslehnen, doch etwas später, zumeist unter Friedrich I., nach und nach erblich wurden. Der Glanz des Hofs, und der Vortheil, welchen diese Bedingungen gewährten, lockte viele Edle, sich um sie zu bewerben. Sie wurden die Ersten in der, folgergestalt sich neu bildenden Klasse der Dienstleute oder Ministerialen; neben und unter ihnen gab es aber noch eine große Menge andrer Dienstleute, besonders auf den Meierhöfen der Großen. Jeder Meier (villicus) ward zum Lohne der Bewirthschaftung eines Grundstücks mit einem andern kleinern beliehen, und es gab kaum einen Hofbedienten, der nicht für seine Dienste wenigstens ein Haus, oder einen Garten in dem, der Burg anliegenden Dorfe zu Lehn gehabt hätte. Die großen Ministerialen, zu bequem, die Geschäfte ihrer Ämter selbst zu verrichten, fingen bald, mit Vergünstigung ihrer Herren, an, dieselben andern zu übertragen, die sie für diese Verrichtung ebenfalls durch Belehnung mit irgend einem Gute belohnten. So sahen wir noch in den neuesten Zeiten neben den Reichserzämtern die, von ihnen zu Lehn herrührenden Reichserbämter. Nach und nach kamen auch Lehne auf, die weder durch Kriegs- noch Hofdienste verdient wurden, sondern nur zu Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit, mit gewissen Leistungen von geringer Beschwerde, verbunden waren, wie die jährliche Darbringung eines Pferdes, einer Koppel Hunde, eines Baizfalken. Ja oft wurden zum Behufe dieser Anerkennung auch einzelne Handlungen beliebt, als das Halten des Steigbügels, das Vortreten bei gewissen Gelegenheiten ꝛc. Unter den Geschenken sowol, als den Handlungen findet man, nach der Laune des Lehnsherrn, bisweilen sehr sonderbare und lächerliche, als: vor dem Heere zu tanzen, irgend ein Kunststück zu machen, ein Ei, einen Pfennig darzubringen ꝛc. Die Versagung der Lehnsdienste, oder eine andre Verletzung der Lehnstreue heißt Felonie, und wurde durch Einziehung des Lehns bestraft. Hierüber, so wie über andre Lehnsstreitigkeiten, als: Erbfolge-, Eröffnungs-, Veräußerungs-, Verafterlehnungsfälle urtheilte der Lehnsherr in einem eignen Gerichte (Lehnshof, Mannengericht), das er mit Vasallen, die dem Angeklagten ebenbürtig sein mußten, besetzte. Das Erscheinen bei einem solchen Gerichte, auf Erfodern des Lehnsherrn, und die Übernahme einer Beisitzerstelle bei demselben ward zu den Lehnspflichten gezählt. Bei Sachen, wo des Königs eigner Vortheil in's Spiel kam, führte an seiner Statt der Pfalzgraf am Rhein, als Reichsoberrichter, den Vorsitz im Reichslehnsgerichte. Je mehr das Verhältniß der Lehnsherren und Lehnsleute, als eines der wichtigsten im damaligen Leben, und als die Quelle der heiligsten Pflichten hervortrat, je mehr die Zahl der Lehnsleute auf Kosten der alten unmittelbaren Reichsunterthanen sich ausbreitete, desto mehr trat das Verhältniß dieser in den Hintergrund, und gerieth endlich ganz in Vergessenheit. Bald, und schon im 10. und 11. Jahrh. kannte man keine andre Unterthanspflicht, als die Lehnspflicht; das ganze Reich war nur eine große Lehnsmannschaft, und die Begriffe: Lehns- und Landesherr, gänzlich verwirrt. Wer nicht Lehnsherr oder Vasall war, der schien kaum Staatsbürger, und Niemand kümmerte sich um seine Sicherheit. Daher durften nur wenige große Landeseigenthümer, im Vertrauen auf ihre Macht, es wagen, ohne Lehnsabhängig-

keit zu verharren. Doch auch von diesen huldigten die Meisten später noch dem Geiste der Zeit, und wurden königliche Vasallen (wie die Herren von Braunschweig und Hessen, und die Grafen in Thüringen, dann Herzöge und Landgrafen genannt), und die Kaiser wandten Alles an, sie dazu zu bewegen. So belohnte Friedrich I., entrüstet, als jener stolze Freiherr von Krenzingen, der Niemands Vasall war, sich weigerte, vor ihm aufzustehen, denselben mit dem Münzrechte, damit er des freien Mannes Herr würde. Auf der andern Seite hielt man es für Pflicht des deutschen Kaisers, ein, durch Aussterben eines Vasallenhauses eröffnetes Lehn nicht einzuziehen, sondern weiter (jedoch dies ganz nach seiner Willkür) zu verleihen, und so die Fortdauer des Lehnswesens zu sichern, von dem die des Staats abzuhängen schien, weil Heimfall der Lehne an den Kaiser zu große Obermacht, und Befreiung der Fürsten vom Lehnsbande Anarchie zur Folge haben mußte. Noch mehr: die nothwendige Verbindung der Ämter, der Statthalterschaften, wie der Hofämter, mit den Lehnen, ließ sie bald mit diesen verwechseln, und die Leistung, die das Lehn verdienen sollte, für das Lehn selbst ansehen; so daß man nicht mehr mit den Gütern, als Lehn der Ämter, sondern mit diesen selbst gleichsam als einem, durch sein Zubehör, das Gut, fruchttragenden Kapitale belohnt wurde. Die Herzöge, Bischöfe, Vögte und Burggrafen befestigten bald aus Unwissenheit, bald aus Eigennutz diese Verwechselung, machten keinen Unterschied zwischen ihren Lehnen und den Provinzen und Burgen, für deren Verwaltung sie ihnen gegeben worden, übten auch in diesen, die größtentheils mit ihren Lehnsleuten angefüllt waren gleiche grundherrliche Gewalt, und sahen Abreißungen von diesen für eben so schreiende Ungerechtigkeiten an, als Entziehung des Lehns. In den Provinzen, wo die herzogliche Gewalt, wie in Franken, Schwaben und Westphalen, frühe verschwand, gingen die Grafen und Äbte denselben Gang, dahingegen sie in Baiern, Meißen, Thüringen, Österreich und Brandenburg häufig, mit gänzlicher Vergessenheit ihrer Reichsstatthalterwürden, zu bloßen Lehnsleuten der Herzöge, Landgrafen und Markgrafen herabsanken, und kaum ihre Afterlehnsleute in Abhängigkeit erhalten konnten. Aus dem Lehnswesen, dem einzigen Organismus der europäischen Staaten des Mittelalters, ging denn auch eine neue Ordnung der bürgerlichen Stände hervor. Der zwischen dem alten Adel (den Fürsten) und den Freien stehende, niedere Adel verdankt ihm, wie erwähnt, seine Entstehung, und unter den Vasallen selbst bildete sich, doch ohne Eintrag der Ebenbürtigkeit, eine Stufenleiter des Rangs. Die Klassen derselben nannte man Heerschilde. Den ersten Heerschild bildete der König allein; den zweiten die Pfaffenfürsten, Bischöfe und unmittelbaren Äbte; den dritten die Laienfürsten, Herzöge, Landgrafen, Markgrafen und unmittelbaren Grafen (jenen nachstehend, weil sie alle Vasallen der Hochstifter waren); den vierten diejenigen Freiherren oder großen Güterbesitzer, die ihr Land von Niemand zu Lehn hatten, aber doch, wegen kleiner Besitzungen oder Rechte, des Kaisers Vasallen waren; den fünften diejenigen Freien, Schöppenbaren, Semperfreien, die in eben dem Verhältnisse zu den Fürsten waren; den sechsten deren Lehnsleute und die Dienstmannen der Fürsten; und den siebenten die Besitzer kleiner Lehne. Dieser Eintheilung analog ist die italienische in: Principes, Capitanei, Valvasores majores, Valvasores minores, Valvasini und Soldati, und die englische in: Lords, Esquires und Copyholders, die spanische in: Grandes (ricos hombres), Escuderos, Hidalgos, die französische in: Pairs, Barons, Ecuyers und Valvasseurs. Die Benennung der

Ecuyers, Escuderos, Esquires, deutsch Edelknechte, gehört jedoch mehr dem Ritterwesen (s. d. Art.) an. Neben diesen Ständen bildete sich, als keinem von ihnen zugehörig, erst nach Jahrhunderten der Bürgerstand aus. Den Städten, auf Gewerbfleiß und beweglichen Reichthum ausgehend, und darauf eine neue Art von Macht bauend, war der, im Vorherrschen des Grundeigenthums gegründete Geist des Lehnwesens nothwendig fremd; daher erblicken wir sie fast immer in offenbarer Feindschaft und Fehde mit dem Ritterthum. Die Grundsätze des Lehnrechts (so nennt man nun den Inbegriff aller, zwischen Lehnsherren und Vasallen eintretenden Rechte und Verbindlichkeiten, oder auch die Wissenschaft derselben) wurden von lombardischen Rechtsgelehrten des 12. Jahrh. ausgebildet und festgestellt. Die Sammlung von Lehnsgesetzen und Gewohnheiten, die unter dem Titel: Libri Feudorum (Feuda sollen die Lehne, im Gegensatze der Allodia, — ursprünglich Loosgüter, — genannt worden sein, von dem alten fe, Lohn und ode, Besitz), dem römischen Gesetzbuche anhingen, ist ein Codex des Lehnrechts für halb Europa geworden. Im nördlichen Deutschland, Dänemark, Preußen, Polen ꝛc. erhielt sich, im Gegensatze desselben, das alte deutsche Lehnrecht, dessen hauptsächliche Abweichung vom lombardischen war: daß es die Erbfolge der Seitenverwandten, als solcher, nicht anerkannte, und alles Lehnfolgerecht nicht, wie dieses, auf die Abstammung vom ersten Erwerber des Lehns gründete, sondern allein durch die Gemeinschaft und den Mitbesitz des Lehns bedingte, so daß Theilungen das Erbfolgerecht aufhoben. An der Stelle dieser Gemeinschaft hat man seit dem 12. Jahrh. in den obengenannten Ländern gleiche Wirkung einem, bloß der Form nach, bei der ersten Belehnung erlangten, und sodann bei allen Theilungen und Sterbefällen vorbehaltenen und erneuerten Miteigenthum (Mitbelehnschaft, gesammte Hand) beigelegt. Vortrefflich geeignet war die Lehnsverfassung, in Zeiten des Freiheitsgeistes und der Unbiegsamkeit gegen die eigentliche Staatsgewalt, um die Zügel der, im Volke zerstreuten Masse von Kräften, zum Gebrauch derselben nach Außen, und doch ohne Gefahr für die Freiheit, in die Hand des Staatsoberhaupts, als Oberlehnsherrn, zu legen. Allein wie jede menschliche Einrichtung den Keim der Ausartung in sich trägt, so litt auch die Reinheit und Wirksamkeit der Lehnsverhältnisse, und mit ihr die, auf sie gebaute Staatsverfassung nur zu bald unter einem Geiste des Ungehorsams und der Empörung, der desto allgemeiner ward, je mehr die Fürsten zu merken anfingen, daß nach der Natur der Lehnsverfassung nicht sie vom Könige, sondern dieser von ihnen abhängig sei. Denn diese Veranlassung gab dem Lehnsherrn keine andre Sicherheit ihres Gehorsams, als den Lehnseid, und die Androhung von Strafen, zu deren Vollziehung vor Allem Macht gehörte, während der König in den meisten Staaten seine Macht, entweder durch eigne Belehnung, oder durch die Anmaßungen der Fürsten, unter diese vertheilt sah. So gelang es den Kronvasallen, in Deutschland, Italien und im ältern Frankreich, dem Könige fast alle Gewalt bis auf die äußere Ehre des Königthums zu entziehen, und er konnte in jenen Ländern nie, in Frankreich nur nach zufälligem Aussterben der großen Baronengeschlechter, zu einer neuen, von der Lehnsherrlichkeit unabhängigen Königsgewalt (Souveränetät) gelangen; während die Britten allein aus dem Kampf der königlichen und der Vasallengewalt ein Gleichgewicht derselben, in ihrer jetzigen Staatsverfassung, hervorgehen sahen. Als in der neuen Zeit (die eben so gut, als von der Reformation, von der Erfindung des Schießpulvers an gerechnet werden

könnte) die Veränderung des Kriegswesens Alles umgestaltet, und die Lehnsmiliz nun eben so völlig von den stehenden Heeren verdrängt wurde, als sie selbst den Heerbann verdrängt hatte, da blieb die, in ihrem Werthe nur durch die Lehndienste bedingte Lehnsverfassung stehen; eine Trümmer der Vorzeit, zu unnütz und unbequem, um noch länger behauptet werden zu können. Denn die Lehndienste wurden nicht mehr gefodert, weil sie unbrauchbar geworden waren, und daher mit Geld die sogenannten Ritterpferde abgekauft. Es darf auch Niemand Wunder nehmen, daß man an Abschaffung dieser alten Formen nicht früher gedacht hat; denn war nicht manches wohlerwohne Recht, und manches, wenn gleich nun zwecklose, doch ohne Verletzung eines, bis dahin geschützten Eigenthums nicht zu zerschneidende Verhängniß daran geknüpft? Die Abschaffung der Reste des Lehnswesens ist freilich sehr nöthig, aber nur gegen eine mäßige Entschädigung der Altberechtigten, wobei zu untersuchen steht, was sie dem Berechtigten wirklich und nicht bloß idealisch einbrachten. Auch die, zu solchen berechtigten Fürsten geben solche allgemein auf, wie in Würtemberg gegen eine Entschädigung, die die Staatsschuld tilgen hilft, und dadurch den Standesherren und Gutsherren ein Beispiel zum zwangslosen Verkauf darstellt, wenn die Regierungen auch einen gesetzlichen Tarif auszusprechen bedenklich sind. H. L.

Lehrgedicht, nennt man insbesondre eine größere und ausgeführtere Dichtung didaktischer Art. Aber es ist überhaupt noch streitig, inwiefern eine didaktische oder Lehrpoesie, als besondre Dichtungsart aufgeführt, mit dem Begriffe und Wesen der Dichtkunst bestehen kann. Soll nämlich ein Gedicht den Zweck zu lehren verfolgen, und auf diesem bestimmten Zwecke sein Wesen beruhen: so kann damit die reine und freie Begeisterung und der wahre Zweck der Poesie nicht bestehen; ja das Werk muß zu einem Erzeugnisse der kalten Überlegung werden, das mit dem äußern Schimmer der Poesie ausgeschmückt ist. Soll aber hierin das Wesen des didaktischen Gedichts nicht beruhen, wie einige mildernd sagen: so ist mehr oder weniger jedes Gedicht ditaktisch zu nennen, und es kann somit keine besondre didaktische Dichtungsart geben. Will man jedoch einzelne Gedichte mit einigem Rechte didaktische nennen: so würden dieses diejenigen sein, bei welchen entweder überhaupt ein Zweck zu lehren hie und da hervortrit, sie mögen übrigens epische (wie viele Romane), oder dramatische Form haben (wie z. B. Lessing's Nathan), oder solche, in denen weder ein epischer, noch dramatischer Stoff zum Grunde liegt, sondern gewisse Wahrheiten in dem Spiegel der poetischen Begeisterung aufgefaßt, in Allegorien, Visionen ꝛc. lyrisch dargestellt werden. Hieher gehören viele lyrische Gedichte von Schiller, namentlich die Glocke, die Hoffnung u. a. (obgleich sie die Überschrift: didaktisches Gedicht, nicht tragen), und alle bessere sogenannte Lehrgedichte; hieher würde selbst Dante's großes allegorisches Gedicht gehören. Im ersten Falle würde die Benennung einen Tadel in sich schließen. Die Gedichte letzterer Art gehören zu den ältesten Denkmälern der Poesie, wie die Gnomen beweisen; das Entstehen und die Ausbildung der eigentlich sogenannten Lehrgedichte aber kündigt in der Regel schon die Umbildung der Poesie zur Reflexion an, wobei man oft glaubt, das Unpoetische und Allgemeine durch zufälligen Schmuck zu dem Schönen erheben zu können. Das Eitle dieses Bestrebens zeigen die vorzüglichsten didaktischen Gedichte aller Zeiten, namentlich die eigentlich sogenannten Lehrgedichte, „welche uns, nach J. Paul's Ausdrucke, ihren zerhackten Gegenstand Glied für Glied, obwol jedes in einige politische

Goldflittern eingewickelt, zuzählen," z. B. des Lucrez poetische Darstellung des epikurischen Systems in dem Gedichte: de rerum natura, und die am meisten, durch poetische Einzelnheiten, besonders durch Episoden und Bilder, glänzende Georgik des Virgil, welche den spätern Dichtern fast immer zum Muster gedient hat. Ovid's Kunst zu lieben, welche jedoch in's Scherzhafte übergeht, und Horaz'ens sogenannte ars poetica; die englischen eines Davies, Dyer, Akenside, Dryden, Derwin; die französischen eines Boileau, Dorat, Lacombe, Delille; und die deutschen eines Dusch, Lichtwer, Tiedge u. A. Überhaupt aber gibt es fast keinen so unpoetischen Gegenstand, den man nicht aus jenem Grundsatze in Lehrgedichten behandelt hätte. Übrigens rechnet man zur didaktischen Poesie, außer dem angeführten größern Lehrgedichte, gewöhnlich auch die beschreibenden oder malenden Gedichte (s. d. Art. Malerei), die poetische Epistel, welche Form dem Didaktischen jedoch nicht nothwendig ist, die (sogenannte äsopische) Fabel, und die Parabel, endlich auch die Satyre und gewisse Arten des Epigramms, von welchen allen einzeln in den benannten Artikeln gehandelt wird. Wir können hier nicht unterlassen, das lebendige und geistvolle Urtheil J. P. Fr. Richter's in seiner zweiten Ausgabe der Vorschule der Ästhetik hinzuzufügen, welches mit unsrer Ansicht sehr übereinstimmend ist. „Das Lehrgedicht," sagt dieser, „gehört in die lyrische Gattung. Es läßt auf innere geistige Gegenstände den Brennpunkt der Empfindung fallen; in diesem leuchten und brennnn sie, und dieses so sehr, daß der flammende Pindar ganze Reihen kalter Lehrgesetze zu seinem korinthischen Erz einschmilzt. Reflexionen werden nicht an sich zur Lehre, sondern für das Herz zur Einheit der Empfindung gereiht, und als eine, mit Blumenketten umwickelte Frucht dargeboten, z. B. von Young, Haller, Pope; ohne diese wäre ja eine Philosophie, z. B. die platonische, ein Lehrgedicht." Aus dieser Beziehung auf die Natur des Gefühls würde ganz natürlich folgen, daß jedes didaktische Gedicht von größerm Umfange nothwendig ermüdend werden müsse. „Weder," sagt A. Schreiber, „hält das Gefühl eine, so ausdauernde Spannung aus, noch die Phantasie eine so ununterbrochne Bilderjagd." Dies ist es, was Tiedge's Urania durchaus entgegensteht. Ganz flach aber ist es, wenn Ästhetiker das didaktische Gedicht, namentlich das eigentliche Lehrgedicht, bloß negativ, aber zugleich so bestimmen, daß weder der Name beibehalten werden, noch die Möglichkeit eingesehen werden kann, wie nach diesen negativen Bestimmungen ein Gedicht entsteht, z. B. das Lehrgedicht solle nicht unterrichten, nicht systematischen Zuschnitt haben, sondern eine glückliche Auswahl poetischer Gedanken enthalten, einen Gegenstand behandeln, der der poetischen Form fähig sei, oder, wie man sich wol ausdrückt, „einen Lehrgegenstand in die didaktisch-poetische Form herüberziehen;" Letzteres setzt die Möglichkeit einer didaktischen Poesie schon voraus. Auch die Bestimmung, „die didaktische Poesie sei nur die, welche Lehren der Wahrheit im poetischen Gewande darstelle," welches ungefähr dasselbe heißt, ist zwar in obigem Sinne richtig, macht aber das didaktische Gedicht noch nicht zu einer, von der epischen, dramatischen und lyrischen verschiednen Dichtungsart. T.

Lehrstyl (didaktischer Styl), die, durch den Zweck der Belehrung bestimmte Eigenthümlichkeit in dem Gebrauche der Sprache. Er wird dem poetischen und rhetorischen Styl entgegengesetzt. Im allgemeinen Sinne aber versteht man darunter den Styl jeder prosaischen Mittheilung, die auf irgend eine Weise über etwas belehren will; im engern und höhern Sinne den Styl des Unterrichts, welcher dahin wirken soll, die Einsicht vorgetragner Wahrheiten zu befördern; und im eng-

sten Sinne den Styl des höhern wissenschaftlichen. Die nothwendigsten Erfodernisse des Lehrstyls überhaupt sind: Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze, weil hier zunächst auf den Verstand gewirkt werden soll, sparsamer Gebrauch der Bilder zur Veranschaulichung gewisser Wahrheiten. Der höhere didaktische Styl insbesondre wird sich durch größere Ruhe und Würde, durch die strengste Bündigkeit von dem erstern unterscheiden, welcher mehr subjectiv ist, und auf leichte, allgemeinere Auffassung Rücksicht nehmen muß, weshalb er auch der populäre didaktische Styl genannt werden könnte. Der didaktische Styl ist übrigens auch, nach der höhern oder geringern Bedeutung der vorzutragenden Gegenstände, nach dem eigenthümlichen Geiste und Inhalte, und nach dem Range der vorzutragenden Wissenschaften verschieden; auch wird derselbe durch die Eigenthümlichkeiten des mündlichen oder schriftlichen Vortrags und Unterrichts eigenthümlich bestimmt. Es gibt Fälle, wo er in den rednerischen Styl übergeht, wie z. B. in der Kanzelrede oder Predigt; ja man könnte den rednerischen Styl selbst als eine höhere Gattung des didaktischen betrachten, indem er sich von der wissenschaftlichen didaktischen nur durch größere Freiheit und Ungebundenheit in der Gedankenfolge unterscheidet. Endlich ist auch der Styl, je nachdem die Gedankenmittheilung einseitig oder wechselseitig ist, akroamatisch (didaktisch im eigentlichen Sinne), oder dialogisch (Unterredungsstyl), wie beim katechetischen Vortrage. Letzterer nähert sich dem leichtern Gesprächsstyle; ersterer ist bündiger und ausführlicher, und kann sich freier der Kunstausdrücke (termini technici) einer Wissenschaft bedienen, verfällt aber leichter in Pedantereien; doch kann der akroamatische Vortrag auch in Briefform Statt finden, bei welcher die freiere Mittheilung und ein leichterer Gedankenzusammenhang herrscht. Der akroamatische Styl kann ferner wiederum entweder aphoristisch (fragmentarisch) sein, d. h. aus kurzen Sätzen, oder in einem fortlaufenden, zusammenhängendern Vortrage bestehen. Einige nennen auch den Styl der didaktischen Poesie (s. Lehrgedicht), welcher in der Regel auf der Grenze der Poesie und Prosa steht, den didaktischen Styl (der Poesie), und dieser ist insofern auch satyrisch-didaktisch, parabolisch ꝛc.; doch kann dieses auch der prosaisch-didaktische Vortrag sein, der sich bei freierer Mittheilung dem poetischen nähert.

Leibeigenschaft (auch Leibeigenthum genannt), besteht in gewissen Eigenthumsrechten, welche auf der Person eines Menschen haften. Sie begreift in sich die Verpflichtung des Leibeignen zu Diensten, Zinsen und andern Obliegenheiten gegen seinen Gutsherrn, welche auf der Person des Leibeignen, entweder ohne alle Rücksicht auf den Besitz eines Gutes, oder in Beziehung auf die Bauerländerei, die er in eignem Namen inne hat, dergestalt haftet, daß derselbe ohne den Willen des Leibherrn sich davon nicht losmachen kann, und seine Verbindlichkeit auf seine Nachkommenschaft forterbt. Der leibeigne Bauer muß also nicht nur wegen des Besitzes seines Gutes gewisse Lasten tragen, sondern auch, und zwar vorzüglich, vermöge gewisser, auf seiner Person haftenden Eigenthumsrechte, gewisse Obliegenheiten erfüllen. Dieses letzte Verhältniß unterscheidet ihn ganz wesentlich von dem erbunterthänigen Bauer, und von dem hörigen Bauer (Suus), womit man den leibeignen Bauer eben so häufig verwechselt hat, als mit den römischen Sklaven und den indischen Negersklaven. Der Leibeigne ist kein Sklav, weil er nicht im völligen Eigenthume ist. Seine wahren Nebenbenennungen sind: Eigne, Halseigne, Bluteigne, Eigenbehörige, Gutseigne und Eigenarme; unrichtig aber nennt man sie Erbunterthanen,

Digitized by Google

unterthänige Bauern, Laßbauern. Der Herr des Leibeignen heißt Erbherr, Leibherr. Da der Deutsche ursprünglich eben so frei war, wie jede andre Nation; so konnte er auch nicht leibeigen sein. Die Leibeigenschaft unter den Deutschen, so wie unter andern Nationen, entstand daher entweder aus den Gefangnen, die man im Kriege machte, oder aus fremden Sklaven, die man durch den Handel mit Ausländern an sich brachte. Weil der Deutsche oft viel Landeigenthum besaß, so pflegte er zuweilen Land unter seine Sklaven zu vertheilen, unter der Bedingung, daß sie Frohnen und Zinsen leisteten. So entstand aus der Sklaverei in Deutschland Leibeigenschaft. Nach diesem Entstehungsgrunde betrachtete man auch die Leibeignen nicht einmal als Mitglieder und Unterthanen des Staats. Das Recht, als Staatsmitglieder betrachtet zu werden, haben vielmehr die Leibeignen in manchen Staaten erst spät, und in den neuesten Zeiten erhalten. Auch ist die Leibeigenschaft in den Ländern und Provinzen, wo sie noch Statt findet, sehr verschieden, bald gelinder, bald härter; so daß in manchem Staate der Leibherr den Leibeignen bis zum Krüppel peinigen und ungestraft sogar tödten konnte. Vermöge der Leibeigenschaft hängt der Leibeigne in Ansehung seiner Person und Habe von der Willkür des Leibherrn ab; er darf weder den, ihm anvertrauten Hof, noch seinen Wohnort verlassen, und der Herr kann ihn zurückfodern (daher Besatzungsrecht, Vindicationsrecht des Herrn), wenn er sich in ein Verhältniß begibt, das ihn unfähig macht, seine Pflichten zu erfüllen. Seine Kinder können, ohne Einwilligung des Leibherrn, keine andre Lebensart wählen, als die, worin sie geboren worden sind; keine Leibeigner und keine Leibeigne darf sich ohne Vorwissen des Erbherrn verehelichen, und für die Einwilligung des letztern muß noch überdies der Bedemund (Frauenzins, Klauenthaler, Hemdschilling, Busengeld, Busenhuhn), entweder in Gelde, oder Natura entrichtet werden (von dem sogenannten jus primae noctis finden sich in Deutschland keine Spuren); der Leibeigne ist körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen, die von der Willkür des Leibherrn abhängen; er kann von dem Herrn hie und da von seinem Gute vertrieben werden (dies nennt man die Abäußerung); er muß die, auf seiner Person haftenden, ungemessenen Zinsen und Dienste, und den Eid der Unterthänigkeit (Erbeid) leisten; er kann in den Staaten, wo die Leibeigenschaft noch in ihrer ganzen Strenge herrscht, auf den Todesfall nicht über seinen Nachlaß etwas anordnen, sondern Alles gehört dem Leibherrn; nur in manchen Provinzen erhält der Leibherr einen Theil aus dem Nachlasse des Leibeignen (das Mortuarium, Sterbefall ꝛc.). Man kann die Leibeigenschaft, nach den Graden der Strenge, etwa in 3 Klassen eintheilen: 1) in die strengste Leibeigenschaft. In Deutschland kam dieselbe nur an wenigen Orten, in den ehemaligen wendischen Landen (z. B. Lausitz, Pommern, Mecklenburg) und in Holstein vor. Sie ist gesetzlich in Mecklenburg aufgehoben; aber das neue Verhältniß, und besonders die Landdotation für die Leibeignen zum Erbpacht noch nicht regulirt. In der königl. sächsischen Lausitz dauert sie bisher noch fort; in der preußischen Lausitz ist sie aber bereits abgeschafft worden. Am härtesten war sie in Holstein und in Mecklenburg, und was sehr merkwürdig ist, daß sie in Holstein erst nach 1597 sich dort ausbilden konnte, und früher dort nicht vorhanden war. Mancher, für alt ausgeschriene Druck ist sehr neu und methodisch. 2) Der mittlere Grad, welcher bei den Eigenhörigen in Westphalen und einigen angrenzenden Ländern vorkam; 3) die gelindeste, welche bei den Eignen, besonders im südlichen Deutschland hier und da noch vorkommt.

Heut zu Tage ſind die gewöhnlichſten Entſtehungsarten der Leibeigenſchaft folgende: durch Geburt von einer Leibeignen; freiwillige, ausdrückliche Ergebung (durch eine Urkunde, der Eigenbrief genannt), oder ſtillſchweigende, wenn ſich ein Heimathloſer Jahr und Tag in einer Gegend aufhält, in welcher die Luft eigen macht (Wildfangsrecht), oder ein Gut annimt, mit deſſen Beſitze die Leibeigenſchaft verbunden iſt; durch Strafe wegen Verbrechen, oder als Zinsbuße bei freien Bauern; und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. Selten wird ſie noch durch Heirath bewirkt. Das Ende erreicht die Leibeigenſchaft durch allgemeine Landesaufhebungs-Geſetze, welche ſeit 1096 durch die Kreuzzüge veranlaßt wurden, indem man einen jeden Leibeignen, der den Kreuzzug mitmachte, für frei erklärte. Gleiche Wohlthat erlangten 1815 die mecklenburgiſchen Leibeignen nicht, welche im Landesbanner im Befreiungskriege als Landwehr fochten, bis das allgemeine Geſetz die Leibeigenſchaft für die Zukunft aufhob; durch ausdrückliche oder ſtillſchweigende Freilaſſung; durch richterliches Erkenntniß wegen grober Gewaltthätigkeiten des Leibherrn in ſolchen Staaten, wo der Leibeigne als Mitglied des Staats angeſehen wird; und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. In Holſtein erlebte man ſogar den Fall, daß gewiſſe rantzau'ſche Güter durch eine gutsherrliche Begnadigung teſtamentariſch um's J. 1680 für frei erklärt, und 1740 im Concursurtheil des Beſitzers vom Gute Brelgöner in Holſtein, welches zu jenen Gütern gehörte, für Leibeigne durch Verjährung erklärt wurden. Die Special-Geſchichte der beiden letzten Jahrhunderte mancher kleinen und mittelmäßigen deutſchen Staaten iſt leider häufig unbearbeitet. Wird ſie einmal aufgeklärt werden: ſo wird man aus manchen Ländern Dinge erfahren, deren Möglichkeit in einer, unſrer Zeit ſo nahen Periode man kaum ahnden dürfte. Viel wahren Stoff zu dieſer Volks- und Zeitgeſchichte könnte man in dem Reichskammergerichts- und Reichshofraths-Archiv, und in den Kammer-Archiven der kleinen Fürſtenthümer finden, auch in den Regiſtraturen der Obergerichte für die Gutsherren (vergl. Knechtſchaft). X.

Leibgedinge (Leibgut, Leibzucht, Witthum, dotalitium, douaire), iſt nach deutſchen Rechten das, einer adeligen Witwe zuſtehende Recht, nach ihres Mannes Tode aus deſſen Lehngütern die vierfachen Zinſen ihrer eingebrachten Mitgift zu genießen. Oft wird auch der Witwe ein Grundſtück zum Leibgedinge angewieſen, wovon ſie den Nießbrauch hat, und welches Leibgeding genannt wird. Endlich überhaupt der, den adeligen Witwen ausbedungne Unterhalt auf Lebenszeit.

Leibnitz, (Gottfried Wilhelm, Freiherr von), dieſer Stern erſter Größe am literariſchen Himmel Deutſchlands, der Stolz und die Zierde ſeiner Nation, wurde zu Leipzig den 3. Juli 1646 geboren. Sein Vater, Friedrich, war daſelbſt Profeſſor der Rechtsgelehrſamkeit, ſtarb aber, ehe der Sohn das 6. Jahr vollendet hatte. Der Knabe ward hiernächſt in die Nicolaiſchule ſeiner Vaterſtadt geſendet, die er bis zum 15. Jahre, jedoch ohne genaue Befolgung des Lectionsplanes, beſuchte, da ihn, unter den römiſchen Schriftſtellern, Livius und Virgil, ſo ſehr feſſelten, daß er ſich ihnen ganz ergab; den letztern namentlich wußte er faſt auswendig, und konnte noch im ſpäten Alter ganze Geſänge aus demſelben herſagen. Eine gleich glückliche Leichtigkeit der Auffaſſung und der Darſtellung zeichnete ihn bald vor allen ſeinen Mitſchülern aus. Schon im 15. Jahre fing er an, die akademiſchen Collegia in Leipzig zu beſuchen; und obwol ſein Hauptſtudium die Rechtsgelehrſamkeit ſeyn ſollte, trieb

er doch besonders Mathematik und Philosophie, worin damals Jakob Thomasius den Unterricht ertheilte. Er ging hiernächst auf ein Jahr nach Jena, um den Unterricht des berühmten Mathematikers Ehrhardt Weigel zu nutzen, von dem er viel lernte, und wurde nach seiner Rückkunft zu Leipzig Baccalaureus der Philosophie und Magister. Seine Hauptbeschäftigung ward jetzt das Studium der griechischen Philosophen, und er gab einen glänzenden Beweis seiner Fortschritte, durch die philosophische Dissertation de principio individuationis, die er (1664) unter Thomasius vertheidigte, und welcher mehrere juristische Probeschriften z. B. de conditionibus (1665), und eine ausgezeichnete philosophisch-mathematische Abhandlung de arte combinatoria folgten. Im 20. Jahre seines Alters meldete er sich zum juristischen Doctorat; als man ihn aber, unter dem Vorgeben seiner Jugend, zurückwies, wendete er sich nach Altdorf, wo er mit vielen Ehren promovirte. Man bot ihm sogar eine außerordentliche Rechtsprofessur auf dortiger Universität an; allein er zog vor, sich nach Nürnberg zu begeben, wo damals viele ausgezeichnete Köpfe vereinigt waren. Einer Verbindung, in welche er mit einer, sich ebenfalls dort aufhaltenden alchymistischen Gesellschaft gerieth, entriß ihn glücklicherweise der Baron von Boinaburg, kurfürstl. mainzischen Minister, dessen Bekanntschaft er machte, und auf dessen Versprechen einer Anstellung in mainzischen Diensten, er sich zuerst nach Frankf. a. M. begab. Hier ließ er (1667) seine Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae erscheinen, die durch Klarheit und Tiefe gleich sehr anzog, und der, auf Veranlassung seines Protectors, bald eine publicistische Deduction folgte, in welcher Leibnitz den Polen zu beweisen sucht, daß sich der Prinz von Neuburg vor allen übrigen Concurrenten zu ihrem Könige schicke. In Folge davon wurde er, auf Boinaburg's Vorschlag, als kurfürstl. Rath nach Mainz gezogen und zum Beisitzer der Justiz-Kanzlei ernannt; aber dies trockne Geschäft konnte seinen wißbegierigen Geist nicht ernähren, und er fuhr in seinen schriftstellerischen Bemühungen fort, als deren nächste Früchte die Theoria motus abstracti, und die Theoria motus concreti (1671, zwei nur durch die Dreistigkeit ihrer Ansichten ausgezeichneter physicalischer Versuche) erschienen; auch fällt in diese Zeit seine, gegen die Angriffe des Polen Wissowatius auf die Lehre von der Dreieinigkeit gerichtete „Sacrosancta Trinitas, per nova argumenta logica defensa." Unterdeß hatte aber Paris, durch seinen literarischen Glanz, unsers Leibnitz Augen in einem solchen Grade auf sich gezogen, daß er das Anerbieten, den jungen Boinaburg dorthin zu begleiten, mit beiden Händen ergriff. Die Zerstreuungen dieses, für ihn ganz neuen Schauplatzes konnten ihn jedoch den Wissenschaften nicht entfremden; er beschäftigte sich neuerdings besonders mit der Mathematik und genoß namentlich den Umgang des berühmten Huygens, dessen Erwartungen von ihm er durch Verbesserung der pascal'schen Rechenmaschine, oder vielmehr durch Erfindung eines ganz neuen solchen Instruments entsprach. Selbst das Hinscheiden seines Wohlthäters Boinaburg, der, gleich dem Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, 1673 starb, ward ein neues Mittel, ihn der gelehrten Welt bekannter zu machen; er ging, da ihn jetzt nichts mehr in Paris zurückhielt, nachdem er noch ein Anerbieten der dortigen Akademie als Pensionär beizutreten, weil damit die Bedingung des Übertrittes zur katholischen Religion verbunden war, ausgeschlagen hatte, nach England über, und kam dort mit Wallis, Bayle, Oldenburg und Newton in die ehrenvollsten Verbindungen. Von hieraus trug er sich, dienstlos, wie er jetzt war, dem Herzoge von Braunschweig-

Lüneburg an, dem er ſchon früher bekannt geworden war, und der ihm eine Rathsſtelle, eine Penſion, und überdies die Erlaubniß willkürlicher Verlängerung ſeines Aufenthalts im Auslande bewilligte. Demgemäß kehrte er, auf 15 Monate, nochmals nach Paris zurück, wo er nur der Mathematik lebte; und ging dann, über England und Holland, nach Hannover ab, wo er 1676 eintraf und ſogleich an ſein Hauptgeſchäft, die Einrichtung der dortigen Bibliothek, eilte. Hier erſchien bald auch ſein Tractat, de jure suprematus ac legationis principum Germaniae; zugleich unterſtützte er den Plan der Acta eruditorum auf das Eifrigſte, ſo daß, im Jahre 1682 der 1. Bd. dieſes berühmten Werkes zu Leipzig an's Licht treten konnte. Inzwiſchen war der Herzog von Braunſchweig geſtorben; ſein Nachfolger aber wollte Leibnitz nicht weniger wol, und trug ihm auf, die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig zu ſchreiben. Um die dazu nöthigen Documente einzuſehen, ging er (1687) nach Wien, und (weil die alten Markgrafen von Ligurien, Toscana und Eſte mit dem Hauſe Braunſchweig einerlei Urſprung haben) von da nach Italien; 3 Jahre, welche dieſe Reiſe dauerte, verſchafte ihm eine unermeßliche Sammlung politiſcher und diplomatiſcher Materialien, davon ſich der geringſte Theil auf das vorhabende Werk ſelbſt bezog, und deren übrige er, nach ſeiner Rückkunft 1693 und 1700, unter dem Titel: Codex juris gentium diplomaticus und Mantissa codicis edirte. Gleichzeitig beſchäftigte er ſich mit Ordnung der, auf jenen hiſtoriſchen Hauptgegenſtand bezüglichen, eingeſammelten reichen Schätze; und nachdem er vorläufig eine Schrift über die Verwandtſchaftsverhältniſſe der Häuſer Braunſchweig und Eſte hatte erſcheinen laſſen, die ihm die Ernennung zum geheimen Juſtizrathe und Hiſtoriographen einbrachte: ſo traten dann, in dem Zeitraume von 1707 bis 1711, die Scriptores rerum Brunsvicensium, in 3 Foliobänden an's Licht. Allein auch dieſes wichtige Werk iſt dennoch nur als eine Vorarbeit anzuſehen; die eigentliche Geſchichte iſt nie herausgekommen, und es hat ſich nach Leibnitzens Tode nur der Plan dazu in ſeinen Papieren vorgefunden, der in den Act. eruditorum für 1717 abgedruckt worden iſt. Dieſem Plan zufolge hätten wir eine ſehr weit ausholende, den urſprünglichen Zuſtand Deutſchlands, ja der Erdkugel, beſchreibende Einleitung zu erwarten gehabt, nach Anſichten, die Leibnitz in ſeiner Protogaea (ſ. d. Acta eruditorum fol. 1693) näher entwickelt. Aus der nämlichen Quelle ſind die Accessiones historicae und die, 1715 zu Hannover erſchienene Disquisitio de origine Francorum dieſes außerordentlichen Kopfes gefloſſen, und gleich wie Leibnitz auf dieſe Weiſe die tiefſten hiſtoriſchen Kenntniſſe bewährte: ließ er nicht weniger theologiſche Einſichten, bei Bearbeitung des, zur Vereinigung der Proteſtanten und Katholiken damals entworfnen Plans blicken, um welches große Werk er ſich, in Verbindung mit Molanus und Boſſuet, unſägliche Mühe gab, deſſen Gedeihen aber durch die neue politiſche Lage verhindert wurde, in welche einer der eifrigſten Theilnehmer, der Kurfürſt Georg Ludwig von Hannover, durch die Ausſicht auf den Thron von England, gerieth, in welchem Lande der Haß gegen den Katholicismus noch zu feſt wurzelte. Auch darf man zu dieſen Plänen für das Wohl der Menſchheit ſeine Bemühungen um Erfindung einer allgemeinen Charakteriſtik und philoſophiſcher Univerſalſprache (Paſigraphie) rechnen, die freilich, ihrer Natur nach, kein befriedigendes Reſultat geben konnten. Beſſer war ihm unterdeß ſeine Theilnahme an einer andern rein-wiſſenſchaftlichen Unternehmung eingeſchlagen. Der Kurfürſt von Brandenburg, nachheriger König von Preußen, Friedrich I. hatte nämlich ſeinen Rath bei Errichtung der

königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gefodert, und ihn, nachdem diese, seinen Vorschlägen gemäß, wirklich zu Stande gekommen war, zum Präsidenten derselben ernannt (1700); in welcher Eigenschaft er einen großen Theil derjenigen Aufsätze lieferte, die die Miscellanea Berolinensia zieren, welche die neue Akademie im Jahre 1710 erscheinen ließ. Als aber 3 Jahr nachher der König Friedrich starb, und Leibnitz die Auflösung der Gesellschaft unter seinem, den Wissenschaften wenig geneigten Nachfolger voraussah, eilte er nach Wien, um, bei Kaiser Carl VI., ein Asyl für dieselbe auszuwirken. Seine, schon früher erfolgte Aufnahme in die londoner und pariser Societät legte ihm hierüber noch dringendere Verpflichtungen auf; indeß waren seine Anstrengungen fruchtlos, wiewol er für seine Person die schmeichelhafteste Aufnahme vom Kaiser erfuhr, der ihn schon früher zum Baron und Reichshofrathe, mit einer Pension von 2000 Gulden, ernannt hatte. Ebenmäßig ward er vom Zar Peter I. von Rußland, für die von ihm, zur Civilisation jenes unermeßlichen Landes, bei einer persönlichen Unterredung zu Torgau (1711) ertheilten Rathschläge, zum geh. Rathe erhoben und mit einem Jahrgehalte von 1000 Rubeln begnadigt worden. Also überhäuft mit äußerlichen Ehren, wuchs unterdeß auch sein literarischer Ruf noch täglich, und er setzte demselben, als tiefer philosophischer Denker, die Krone durch seinen berühmten Essai de Théodicée auf (1710), worin er die bekannte vorherbestimmte Harmonie und den Optimismus lehrte, und welchem (1715) der Essai sur l'entendement humain folgte. Allein auch das, solchergestalt an Gunstbezeugungen des Glücks so reiche Leben dieses Mannes sollte nicht frei von Widerwärtigkeiten bleiben: der unglückliche Streit, in den er mit Newton über die Erfindung der Differentialrechnung gerieth, diente dazu, seine letzten Tage zu verbittern. Diese Zwistigkeit glomm schon seit 1699 unter der Asche; brach aber im Jahr 1711, wo Newton's Bewundrer, und namentlich Keill, Professor der Astronomie zu Oxford, den deutschen Philosophen beschuldigten, dem Engländer jene Erfindung gestohlen zu haben, in helle Flammen aus. Leibnitz antwortete in den Actis eruditorum mit Ungestüm, und appellirte endlich an den Ausspruch der königl. Societät zu London. Diese entschied wider ihn, und der Harm darüber, in Verbindung mit podagraischen Beschwerden, machten endlich dem rastlosthätigen Leben dieses außerordentlichen Mannes, in seinem 70. Jahre, am 14. Novbr. 1716, ein Ende. Er ruht am Schlusse der großen Allee zu Hannover in einem tempelförmigen Monumente, welches die einfache, aber hinreichende Aufschrift: „Ossa Leibnitii" führt. Leibnitz war von mittlerm Wuchse, mager, aber von fester Gesundheit; er trug sich gebückt; sein in der Jugend schwarzes Haar hatten Anstrengungen früh gebleicht, aber sein Auge, obwol kurz, war noch im Alter vortrefflich. Er hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, einen heitern Charakter und eben so viel Leichtigkeit im Vortrage, als in der Arbeit; er studirte meist des Nachts, und schlummerte oft bloß in seinem, noch auf der Bibliothek zu Hannover verwahrten Stuhle; alles ohne Unterschied lesend, begnügte er sich mit kurzen Excerpten auf lauter kleinen Zettelchen, die er in einem besondern Schranke verwahrte, ohne ihrer, bei der Vortrefflichkeit seines Gedächtnisses, hernach je wieder zu bedürfen; einen großen Theil seiner Zeit raubten ihm auch die, bis nach China ausgebreitete Correspondenz und andern Verbindungen, in denen er, vom Monarchen an bis zum Handwerker herab, mit unzählbaren Menschen stand. Dabei war er im Umgange bescheiden, weder ruhmredig, noch mißgünstig; nur wird er des Zorns, des Geldgeizes und einiger Eitelkeit be-

schuldigt. Sein Hauswesen vernachläßigte er gänzlich; verheirathet ist er nie gewesen. Leibnitz wurde durch den Zeitgeist, durch die Vergleichung der frühern philosophischen Systeme, unter denen ihn, namentlich die Griechen, früher Jahre lang beschäftigt hatten, vorzüglich aber durch die mathematische Richtung seines Geistes, auf das, ihm eigenthümliche philosophische System geleitet. Er gedachte die Philosophie, im Sinne jener Richtung, zu reformiren, und ihre Grundsätze demgemäß solchergestalt festzustellen, daß der Widerstreit zwischen den Parteien damit von selbst aufhören müsse; darum war er für den Rationalismus in dem Sinne, wie ihn Plato auffaßt und wie ihn der betit. Art. des Conv. Lexikons darstellt, und für die Methode der Demonstration, welches ihn auch verhinderte, die Scholastik ganz zu verwerfen. Es gibt, gleichwie in der Mathematik, also auch in der Philosophie, nothwendige Wahrheiten, deren Gewißheit nicht aus der Erfahrung entstehen kann, sondern in der Seele selbst gegründet sein muß, indem sie auf Principien beruhen, deren Beweis nicht von Beispielen und vom Zeugnisse der Sinne abhängig ist, und diese richtige Ansicht bildet die Grundlage des leibnitz'schen Vernunftglaubens, dessen Hauptcharakter in einer eigenthümlichen Theorie der Erkenntniß, in der Monadologie und Theodicee (dem Optimismus) bestehen. In Bezug auf die Erkenntniß, erstens sind, in Leibnitz'ens Systeme die nothwendigen Wahrheiten der Seele virtualiter angeboren, zwar nicht dem wirklichen Bewußtsein, aber der Anlage nach; denn es gibt dunkle, klare, verworrene und deutliche Vorstellungen; alles Sinnliche ist verworren, und nur die deutliche Erkenntniß ist ein Eigenthum des Verstandes. Um zur Wahrheit zu gelangen, bedarf es aber der Anwendung der Regeln der Logik, wie sie auch die Mathematiker gebrauchen, indem der Satz durch Analysis in Ideen und einfachere Wahrheiten aufgelöst wird, bis man zu den Grundwahrheiten gelangt; das cartesianische Kriterium: Klarheit und Deutlichkeit, reicht dazu nicht hin. „Unsre Schlüsse" sagt Leibnitz (Op. II. 24.), „sind auf zwei große Principien gebaut: der Satz des Widerspruchs (Kraft dessen wir als falsch beurtheilen, was einen Widerspruch enthält, und als wahr, was dem falschen entgegengesetzt ist); und der Satz des zureichenden Grundes (dem zu Folge keine wahre Behauptung existirt, wenn es keinen zureichenden Grund gibt, warum es vielmehr so, als anders sei), der auf einen absoluten und letzten Grund außer der Reihe der zufälligen Dinge führt. Der letzte Grund aber von der Zuverläßigkeit der angebornen und nothwendigen Wahrheiten endlich ist in Gott, als der Quelle aller nothwendigen und ewigen Wahrheit. Die Monadologie, zweitens, macht den Mittelpunkt des Systems aus; und Leibnitz glaubte, darin die letzten Gründe der realen Erkenntniß gefunden zu haben, wie schwer es auch halten mag, etwas recht Deutliches dabei zu denken; weshalb wir uns auch mehr eine erzählende Darstellung der Hauptmomente und Anführung der, zu deren Beziehung gewählten Ausdrücke, als eine Erklärung, vorsetzen. Alle Erfahrung lehrt nämlich, daß es zusammengesetzte Substanzen gibt; folglich muß es auch einfache geben: denn die Sinnlichkeit liefert uns nur verworrene, der Verstand aber deutliche Erkenntniß; und das Einfache, welches von den Sinnen nicht erkannt werden kann, ist der Grund des Zusammengesetzten. Diese einfachen Substanzen nun, aus welchen die zusammengesetzten entstehen sollen, und deren jede sich von der andern unterscheiden muß, da es nicht zwei vollkommen übereinstimmende Dinge geben kann, nannte Leibnitz Monaden, die Lehre davon aber Monadologie, und nahm vier Arten solcher einfachen Substanzen an. Die Elemente der sinnlichen Welt

Digitized by Google

(die er auch als ein Leben in der Natur, wenn auch nur als ein schlafendes, betrachtet), die Seele der Thiere, die Seelen der Menschen und Gott, an welchen, als Urgrund aller Erkenntniß, Wirklichkeit und des Wesens der Dinge, die unendliche, ursprüngliche Monade, die Monas monadum ausmacht. Alle abgeleiteten Monaden sind mit Körpern verbunden; oder vielmehr alle endlichen Wesen sind Aggregate von Monaden, einige mit einer herrschenden Centralmonade. Jede Monade stellt sich das Universum nach unendlichen Graden vor; es gibt keinen realen Einfluß (influxus physicus), sondern nur idealen Zusammenhang, d. h. die innern Veränderungen jeder Monade sind so beschaffen, daß sie mit den Veränderungen der ihr zunächst verbundnen Monaden zusammenstimmen; der Grund aber dieser Übereinstimmung ist in der unendlichen Weisheit und Allmacht der Gottheit enthalten. Der göttliche Verstand ist der Prototypus alles Wahren, Schönen, absolut Guten; und nach dem Modulus der von ihm seit aller Ewigkeit betrachteten Ideen sind die inneren Veränderungen der Monaden so vorherbestimmt, daß jene Harmonie als die Folge der, von der Gottheit, bei Entwerfung des Weltplanes in einer jeden derselben begründeten Reihe von Veränderungen erscheint; diese Vorherbestimmung aber, oder im Einzelnen festgesetzte Harmonie, bei welcher die Gemeinschaft zwischen den Substanzen des Universums sich ursprünglich auf die Grundbeschaffenheit einer jeden Substanz gründet, ist nun das, schon früher erwähnte, berühmte Princip der Harmonia praestabilita. Unter einer Theodicee endlich versteht man die Vertheidigung der höchsten Weisheit des Welturhebers gegen die Anklage, welche die Vernunft aus dem Zweckwidrigen in der Welt gegen Gottes Weisheit erhebt; und eine solche Theodicee hat auch Leibnitz versucht. Möglich sind nach seinem Systeme derselben (dem ebenfalls schon oben erwähnten Optimismus) in dem Verstande Gottes unendlich viele Welten; aber er hat von allen möglichen die beste, d. h. in welcher die meisten Realitäten sind, gewählt und hervorgebracht. Alles, was wirklich ist, ist das Beste in dem Zusammenhange, wenn es auch an sich unvollkommner wäre. Jedes Wesen ist darum da, um den, ihm möglichen Grad von Glückseligkeit zu erlangen, und trägt als Theil zur Vollkommenheit des Ganzen bei. Dagegen streitet das Dasein des Bösen nicht: das metaphysische Übel ist bloß nothwendige Schranke in dem Wesen der endlichen Dinge, aus welcher Unvollkommenheit das physische Übel, Leiden, und das moralische, die Sünde, nothwendig folgt. Das moralische Übel ist in der Freiheit der endlichen Geister gegründet, welche in einer, nach Bestimmungsgründen erfolgenden Wahl unter mehrern physisch-möglichen Handlungen besteht; denn ist gleich in der Welt alles bedingt nothwendig: so muß doch der Mensch, der das Zukünftige nicht erkennt, nach Überlegung seiner Vernunft handeln. Leibnitz trägt sein, solchergestalt entwickeltes philosophisches System nirgend im Zusammenhange, sondern theilweise in seinen Schriften vor, daher es schwer hält, ihm in seinem Ideengange genau zu folgen. Auch kann hier eben so wenig der Zweck sein, in eine nähere Prüfung des Werthes so vieler gewagter Hypothesen einzugehen; genug, daß sie für die Fortschritte der Vernunft von den ersprießlichsten Folgen gewesen sind, indem sie in der philosophischen Welt diejenige Bewegung hervorbrachten, die seine mathematischen Entdeckungen, zu deren Schilderung wir nun übergehen, unter den Geometern seiner Zeit erregt haben. Leibnitz war schon sehr früh auf mathematische Untersuchungen geführt worden, und er erzählt in einem Briefe an die Gräfin von Kielmannsegge v. J. 1716, daß er sich bereits in seinem 16. Jahre mit Betrachtung der Unterschiede solcher

Zahlen, deren Folge regelmäßige Reihen bildet, beschäftiget habe. Er war hierbei auf das Gesetz der constanten Größe gerathen, welche man, genau oder näherungsweise, immer findet, wenn man erst die Glieder solcher Reihe selbst, hernach ihre ersten, zweiten u. s. w. Differenzen von einander abzieht; er erfuhr aber, als er mit dieser vermeinten Entdeckung, bei seinem nachherigen Aufenthalte in England, hervortreten wollte, daß ihm, in der Hauptsache, ein französischer Mathematiker, Regnault, zuvorgekommen sei. Eine zweite ähnliche Erfahrung veranlaßte ihn, Mercator's Logarithmotechnia sorgfältig zu studiren; er nahm sie mit nach Frankreich, und überraschte daselbst Huygens, durch Mittheilung einer indeß von ihm gefundnen unendlichen Reihe für die Kreisfläche, wie Mercator eine solche für die Hyperbel angegeben hatte. Dieser artige Satz wurde, durch Oldenburg's Vermittlung, auch Newton bekannt, der unserm Leibnitz auf dem nämlichen Wege, Glück dazu wünschte. Aufgemuntert durch diesen Erfolg, nahm Leibnitz jetzt seine Untersuchungen über die Differenzen der Zahlen, deren Theorie ihm immer so fruchtbar geschienen hatte, wieder vor, und ward auf diesem Wege zu der wichtigen Entdeckung der Differenzialrechnug geführt, welche in der That nur unter dem Gesichtspunkte einer Tochter der Differenzenrechnung erscheint, man mag nun das Differenzial, als den von der Quantität der Veränderung unabhängigen, oder aber, mit bestimmteren Worten, als den, auf die erste Potenz derselben eingeschränkten Theil betrachten. Diesen glücklichen Fund theilte er, in einem Schreiben vom 21. Juni 1677, an Oldenburg, für Newton, mit. Vergleicht man den ganzen, dabei befolgten Ideengang, in seiner immer gleich folgerechten Beziehung auf das Prinzip der Differenzenrechnung, mit den Ansichten, die der newton'schen, oben erwähnten Fluxionenmethode zum Grunde liegen: so findet man in der durchgängigen, vollkommnen Verschiedenheit des eingeschlagnen Weges, den besten Beweis dafür, daß in der That beide große Männer, jeder für sich, zu demselben Resultate gelangt sind. Indeß erhielt Leibnitz von Newton keine Antwort auf dieses merkwürdige Schreiben; und die Sache blieb in ihrer Lage, bis 1682, die Acta eruditorum ihren Anfang nahmen. Leibnitz bewies sich gleich anfangs als einen der thätigsten Mitarbeiter, und trat zunächst, im Octoberhefte des Jahrg. 1684 derselben, mit einer vollständigen Darstellung seines Differentialverfahrens, ganz wie er dasselbe Newton mitgetheilt hatte, hervor. Bei der Rechnung wird die Form angewendet, wie man sie seither auf dem festen Lande noch gebraucht hat. Damals erhob sich, welches wol zu bemerken ist, keinerlei Art von Reclamation gegen Leibnitzens Ansprüche auf die Entdeckung dieses neuen Rechnungsverfahrens; im Gegentheile erkannte Newton öffentlich das Verdienst des Deutschen, indem er seiner, in den Principien auf das Ehrenvollste Erwähnung that. Auch fuhr Leibnitz mit unermüdlicher Thätigkeit in weitrer Ausbildung seiner Methode fort. Unterdeß war diese Differenzialrechnung sammt ihrer Umkehrung, die Leibnitz die summatorische, Joh. Bernoulli aber Integralrechnung nannte, auf dem Festlande in großes Ansehn gekommen, und namentlich von den beiden Bernoulli und dem Marquis de L'Hopital vielfach genutzt und erweitert worden, als sich 1699, also 22 Jahr nach dem oben erwähnten Schreiben Leibnitzens an Newton vom 21. Juni 1677, und 15 Jahr nach Bekanntmachung des ebenfalls erwähnten Aufsatzes im Octoberhefte 1684 d. A. E. zuerst Fatio de Duillier (s. d. Art. Newton gegen den Schluß) erhob, und die Erfindung dieser Rechnung Newton vindicirte. Das eigends zu diesem Zwecke verfaßte Schriftchen war so anzüglich geschrieben, daß sich Leibnitz zu einer Ant-

Digitized by Google

wort in d. A. E. veranlaßt fand, die den Streit für einige Zeit beendigte; als aber Newton 5 Jahre später (1704) seine Optik erscheinen ließ, und zu deren Schlusse eine Darstellung der Fluxionenmethode publicirte, deren Erfindung er schon im Jahre 1666 gemacht zu haben behauptete: so gaben d. A. E. im Jahre darauf nun umgekehrt einen Auszug dieses Werkes sammt einer, in sehr ungünstigem Sinne für die von Newton geschriebene Vergleichung seines und des Differenzialverfahrens, wodurch die, unter der Asche brennende Gluth auf's neue angefacht wurde. Keill, Professor, der Astronomie zu Oxford, entblödete sich sogar nicht, in den Philosophical Transactions für 1708, geradezu zu sagen, Newton sei nicht nur der alleinige Erfinder des neuen Verfahrens, sondern Leibnitz habe das seinige, mit bloßer Veränderung der Ausdrücke und Bezeichnungen, darnach gebildet. Dieß veranlaßte den letztern, an Hans Sloane, derzeitigen Secretär der königl. Societät zu London, zu schreiben, und die Entscheidung derselben zwischen ihm und Keill zu verlangen. Diese Gesellschaft ernannte sofort eine Commission, deren Urtheil dahin ausfiel, daß die Differenzial- und Fluxionenmethode wesentlich nicht verschieden seien, und daß es also nicht auf die Erfindung der einen oder der andern, sondern auf die Priorität ankomme, in welchem letztern Bezug aber fest stehe, daß Newton das Verfahren, 15 Jahr vor Bekanntmachung des Leibnitz'schen Aufsatzes in d. Act. Erudit, in Besitz gehabt habe. Daher könne Keill's Behauptung von Leibnitz weder als eine Verleumdung, noch auch nur als eine Unwahrheit betrachtet werden. Durch diese Entscheidung der Societät aber ward die Spannung zwischen ihnen nur noch größer; und wir führen mit Bedauern an, daß es namentlich Leibnitz war, welcher durch einen, an den damals in England gegenwärtigen, und den Vermittler spielenden Abbé Conti gerichteten, zur Mittheilung an Newton bestimmten Brief, das Mißverständniß unheilbar machte, indem er darin, neben andern beleidigenden Äußerungen, zu verstehen gab, daß Newton den Algarithmus unendlich kleiner Größen vor ihm nicht möchte gehabt haben. Newton replicirte durch Conti; und so ging die Sache hin und her, bis, wie wir schon weiter oben angeführt haben, Leibnitz, mit aus Kummer, sich den schönsten Strahl seines Ruhms entrissen zu sehen, die Augen darüber zuthat. Die vollständigste und sorgfältigste Ausgabe von Leibnitzens Werken hat Ludwig Dütens, Legationssecretär in engl. Diensten, besorgt: Go. Guil. Leibnitii opera omnia, Genf 1768. 6 Bde. 4. (Es ist zu bemerken, daß in der dütens'schen Ausgabe alle diejenigen philosophischen Schriften fehlen, welche Raspe, Amsterdam, 1760, 4., unter dem Titel: Oeuvres philosophiques de M. Leibnitz, edirt hat. Man muß also beide Sammlungen vereinigen.) Mit dieser Sammlung ist Dutens nicht ohne große Mühe zu Stande gekommen, und er verbreitet sich über die Schwierigkeiten der Vereinigung so vieler nnd so zerstreuter Schriften, und über die diesfallsige Correspondenz mit Voltaire in seinen Mémoires d'un voyageur qui se repose, Bd. 1., S 248 sqq. auf eine höchst anziehende Weise. Das Leben dieses außerordentlichen Mannes hat zuerst sein vertrauter Freund, Johann Georg von Eccard, nach Leibnitz's Tode Bibliothekar zu Hannover, beschrieben, welche Biographie jedoch lange Manuscript geblieben, und nur erst endlich im 7. Bande von Murr's Journal der Kunstgeschichte und allgemeinen Literatur abgedruckt worden ist. Derselbe Eccard hat auch Fontanelli die Materialien zu seiner Lobschrift auf Leibnitz verschafft. Außerdem erwähnen wir der Lobschriften auf ihn von Kästner, 1769, und von Bailly.

Leibrenten (Vitalitium, Rentes viagères, Annuities upon lives), sind lebenslängliche Einkünfte eines Kapitals, das unter der Bedingung dargeliehen wird, daß der Anleiher dem Gläubiger für sei e Person davon höhere (nach dem Verhältnisse des Alters steigende) Zinsen, als im Staate sonst gewöhnlich und gesetzlich sind, bezahlt, und dafür nach seinem Ableben das Kapital ererbt. Die Absicht von Seiten des Gläubigers ist: sich ein größeres jährliches Einkommen ohne Arbeitsleistung zu verschaffen, als außerdem, vielleicht selbst mit angestrengtem Fleiße, der Fall sein würde. Bei Errichtung des Leibrentenvertrags, und bei Bestimmung, wie viel Jemand von seinem Kapital Zinsen bekommen soll, muß bei dem Darleiher Rücksicht genommen werden auf Alter, so wie auf Leibes- und Gesundheitszustand, weil der Jüngere und Gesunde geringere Zinsen erhält, als der Alte, Gebrechliche und Kränkliche, indem der Tod des letztern früher zu erwarten ist, als der des erstern. Überhaupt ist bei Festsetzung der Zinsen von dem dargeliehenen Kapitale der Grundsatz: daß von dreißig Menschen jährlich nur einer stirbt, nicht aus dem Auge zu lassen, indem der Borger bloß durch ein richtiges Verhältniß der Sterbenden zu den Lebenden am Kapitale gewinnen kann. Als der Staatscredit in Europa im 17. Jahrh. immer mehr sank, und die Geldreichen auf dergleichen Leibrenten nicht mehr darleihen wollten, erfand der Italiener Lorenzo Tonti eine andre Art von Leibrenten, nach ihm Tontinen genannt, und führte sie unter Ludwig XIV. zuerst 1653 in Frankreich ein. Bei dieser Art Leibrenten wird das Kapital von einer ganzen Gesellschaft, in der Regel gegen landübliche Zinsen, dargeliehen, welche unter die Mitglieder der Gesellschaft bei gleichem Alter gleich, und bei ungleichem Alter, nach Verhältniß ihres Alters, also ungleich, bezahlt werden. Diese Auszahlung der Zinsen wird so lange fortgesetzt, als Einer von der Gesellschaft lebt, indem die Zinsen des Verstorbnen immer auf die lebenden Mitglieder der Gesellschaft forterben, bis endlich der einzig Übrigbleibende von den Mitgliedern der Gesellschaft die ganzen Zinsen des Kapitals bis an seinen Tod genießt. Mit diesem erst erspart der Borger die Zinsen, und gewinnt das Kapital selbst. Bei Errichtung eines Tontinenvertrags macht man, in Ansehung der Mitglieder einer darleihenden Gesellschaft wegen der Zinsbezahlung z. B., neun Klassen, nämlich: 1) von 1 bis 5 Jahren bewilligt man 3 pro Cent. Zinsen; 2) von 5 bis 10 Jahren 3½ p. Ct.; 3) von 10 bis 15 Jahren 4 p. Ct.; 4) von 15 bis 20 Jahren 4½ p. Ct.; 5) von 20 bis 25 Jahren 5 p. Ct.; 6) von 25 bis 30 Jahren 5½ p. Ct.; 7) von 30 bis 40 Jahren 6 p. Ct.; 8) von 40 bis 50 Jahren 6½ p. Ct.; und endlich 9) von 50 bis 60, 80, 90 Jahren 7 p. Ct. Zinsen. Auf diese Art bestreitet man das ganze dargeliehene Kapital nur mit 5 pro Cent.; und es finden sich weit mehrere Darleiher, als wenn man gewöhnliche Leibrenten macht, oder einem Jeden 5 pro Cent. geben wollte. Überhaupt hat man nach und nach vier Arten von Leibrenten erfunden: a) die ordentlichen Leibrenten; b) die einfachen Tontinen; c) die, aus Leibrenten und Tontinen zusammengesetzten Tontinen; und endlich d) eine ganz besondre Art von Leibrenten, wo der Rentirer gewisse Jahre warten muß, bis er jährlich so viel an Leibrenten empfängt, als der ganze Einsatz oder Einfall beträgt. Allein es gibt kaum ein Unheil im Staate, kaum eine Zerrüttung der Familien, und Wirkungen, ähnlich denen des Sündenfalls, die man nicht aus den Leibrentenanstalten herzuleiten gewußt hätte. Man klagt sie an, daß sie der Bevölkerung schaden, von der alles Wohl und Wehe des Staats abhänge. Man sagt, sie verleiten viele Tausende, dem Staate ihre

Erbſchaft für 7, 8, 10 p. Ct. zu verkaufen; ſie ſtören das Glück einzelner Familien, und entziehen ihnen das Vermögen, indem reiche Oheime und Vettern ihr ganzes Vermögen auf Leibrenten hingeben, um ſtatt 500 künftig 1500 jährlich an Zinſen einzunehmen zu haben ꝛc. Alle dieſe Beſchuldigungen aber gelten eigentlich nur den, in Paris entſtandnen Mißbräuchen der Leibrenten; vielmehr geben die Leibrenten ein Mittel an die Hand, durch welches einzelne Perſonen und Familien ſich vor der relativen Armuth ſichern, manche aber auch ſich in eine ſolche Lage ſetzen können, daß ſie ihren gewohnten Aufwand zu vergrößern, und ſtatt eines hinreichenden Auskommens ſich Überfluß für ihre ganze Lebenszeit zu verſchaffen im Stande ſind. Für den Staat ſelbſt hat die Leibrentenanſtalt überhaupt noch den großen Nutzen, daß ſie den Geldumlauf befördert, dringenden Bedürfniſſen ſchleunigſt abhilft, zum Theil die Bezahlung der Zinſen, und allemal die Zurückzahlung des ganzen Kapitals erſpart. X.

Leiceſter (Robert Dudley, Graf von), jüngſter Sohn des Herzogs von Northumberland, geboren 1531. Er war ein Mann, der unter Frauenherrſchaft ſein Glück machen mußte: eine reizende Geſtalt, ein zierlicher, geſchmeidiger Hofmann, ein gewandter Schmeichler. Die Königin Eliſabeth (ſ. d. Art.), die ihn ſchon während ihrer Gefangenſchaft im Tower kennen gelernt hatte, ſchenkte ihm gleich nach ihrer Thronbeſteigung ihre Gunſt. Sie überhäufte ihn mit Ehren und Reichthum, und er hatte ſo viel Einfluß auf ſie, daß man ihn gewöhnlich das Herz des Hofes nannte. Er war Oberſtallmeiſter, geheimer Rath, erhielt die Herrſchaften Kenilworth, Denbigh und Chirk, und wurde zuerſt zum Baron Denbigh, und dann zum Grafen von Leiceſter erhoben. Er wagte es, auf Eliſabeths Hand zu hoffen, wiewol er zu jener Zeit heimlich verheirathet war, und es herrſchte allgemein der Argwohn, der Tod ſeiner Frau, die 1560 ſtarb, ſei nicht natürlich geweſen. Es iſt bekannt, wie glücklich der Verfaſſer des Waverley jenen Verdacht und die ſchrecklichen Umſtände, die Aubrey in den Antiquities of Berkshire von dem Tode der Unglücklichen erzählt, in ſeinem Romane Kenilworth benutzt hat, obgleich er nicht ſelten von der Geſchichte und der Überlieferung abgewichen iſt. Leiceſter ſcheint aus allen Kräften der Vermählung der Königin mit dem Erzherzoge von Öſterreich entgegengearbeitet zu haben, unter dem Vorwande, daß Verbindungen mit ausländiſchen Fürſtenhäuſern immer verderblich für England geweſen ſeien, und er rief ihr das Beiſpiel ihres Vaters zurück, der es nicht verſchmäht hatte, einer Unterthanin ſeine Hand zu geben. Späterhin verband ſich Leiceſter, ohne der Königin Vorwiſſen, mit der Wittwe des Lord Sheffield, aus dem Hauſe Douglas; aber obgleich eine förmliche Ehe geſchloſſen geweſen ſein ſoll: ſo wollte doch Leiceſter ſie nie zu ſeiner Gemahlin erklären; ja man behauptet, er habe ſie zu vergiften geſucht, und endlich zwang er ſie durch Drohungen und Gewaltthätigkeiten, einen Andern zu heirathen. Auch warf man den Verdacht auf ihn, er habe ſich durch Gift von ſeinem furchtbarſten Feinde, Devereux, Graf von Eſſex, befreit, mit deſſen Wittwe er ſich verheirathete. Ein Abgeordneter des Herzogs von Anjou, der um Eliſabeths Hand warb, entdeckte der Königin das Geheimniß dieſer Ehe, um den Mann auf die Seite zu ſchaffen, den er für das größte Hinderniß der Anſprüche ſeines Gebieters hielt. Eliſabeth ſchien ſehr aufgebracht zu ſein, und wollte ihn in's Gefängniß ſchicken, ließ ſich aber durch Zureden, und noch mehr durch ihr Herz, beſänftigen, und Leiceſter's Feinde, die ſich unter dieſen Umſtänden vereinigt hatten, ihn anzuklagen, ſahen

alle ihre Anstrengungen vereitelt. Als in der Folge eine heftige Schrift den Günstling eines Anschlags gegen die Landesverfassung und andrer Verbrechen beschuldigte, befahl die Königin ihrem Staatsrathe, jene Anklagen amtlich für grundlos zu erklären, wodurch der Sturm gestillt wurde, wenn auch die Rechtfertigung Niemanden überzeugte. Leicester veranlaßte um dieselbe Zeit eine Verbindung des Adels, welche die Verpflichtung übernahm, jeden anzuklagen, der den geringsten feindseligen Versuch gegen Elisabeth machen würde. Diese Maßregel zielte eigentlich auf das Verderben der gefangnen Maria Stuart, gegen welche Leicester eine tiefe Erbitterung hegte, seit sie seine Hand, die Elisabeth treulos ihr antrug, mit Verachtung abgewiesen hatte. Elisabeth übergab ihrem Günstlinge den Oberbefehl über die Kriegsvölker, welche sie den empörten Niederländern gegen Spanien zu Hülfe sandte. Sein Eintritt in Holland glich einem Siegeszuge, und die Niederländer ernannten ihn zum Oberbefehlshaber der vereinigten Provinzen. Die Königin war über diese, ihrem Unterthan, ohne ihre Zustimmung, anvertraute Gewalt unwillig, der Graf aber betheuerte seine Unterwürfigkeit so demüthig daß er leicht Verzeihung erlangte. Sein Eifer für den protestantischen Glauben und seine verschwenderische Freigebigkeit hatten ihn den Niederländern sehr beliebt gemacht; die Unfälle aber, welche die Engländer unter seiner Anführung erlitten, schwächten bald jene günstigen Eindrücke. Sein Kleinmuth und seine Unfähigkeit wurden nun offenbar, und einem so großen Feldherrn gegenüber, als der Herzog von Parma war, noch auffallender. Die öffentliche Meinung sprach so laut gegen ihn, daß er, seiner Sicherheit wegen, Holland verlassen mußte. Seine Anhänger im Lande ermunterten ihn zwar, nach einiger Zeit zurückzukehren; als er aber vergebens sich bemüht hatte, das, von den Spaniern belagerte Sluys zu entsetzen, und sein muthloses Betragen gegen die Niederländer allgemeine Unzufriedenheit erweckte, rief Elisabeth ihn zurück. Er hatte die Gunst der verblendeten Gebieterin so wenig verloren, daß sie ihm bald nachher den Oberbefehl über das Heer anvertraute, das die Hauptstadt gegen die spanische Armada vertheidigen sollte. Er genoß dieser neuen Ehre nicht lange, und starb 1588 auf seinem Landsitze. Elisabeth scheint ihm stets ihre unverminderte Gunst erhalten zu haben, und man hat gerade in der Dauer ihrer Zuneigung die Bestätigung der Meinung finden wollen, daß sie nie über die Grenzen platonischer Liebe hinausgeschritten sei.

Leichenerôffnung, s. Section.

Leichenhäuser, s. Beerdigung.

Leidenschaft (in der Anthropologie und Seelenlehre), ist vom Affecte verschieden. Kant erklärt die Leidenschaft für eine Neigung, welche durch ihren überwiegenden Einfluß die Vernunft verhindert, sie in Ansehung einer gewissen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Allein diese Erklärung scheint Leidenschaft von Affect nicht hinlänglich zu unterscheiden. Denn auch bei Affecten, und mehr noch bei diesen, als bei den Leidenschaften, wird die Vernunft verhindert, diese Affecten, in Ansehung einer gewissen Wahl, mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Die Leidenschaften sind starke Begierden, welche nicht, wie die Affecten, die Vernunft gänzlich unterdrücken, sondern derselben noch häufig eine Wahl übrig lassen, ob sie gleich gewöhnlich über dieselbe den Sieg davon tragen. Die Leidenschaften reißen den Menschen nicht so außer sich, wie die Affecten. Im affectvollen Zustande dagegen ist keine Überlegung, keine Wahl möglich: die Vernunft wird von dem Affecte mit fortgerissen. Die Leidenschaft scheint, als

Digitized by Google

mit dem Menschen geboren und erzogen, in den Charakter desselben gleichsam verschmolzen, also eine alte, der Herrschaft des Verstandes längst unterworfne Angewöhnung zu sein. Der Affect hingegen ist eine augenblickliche Aufwallung, die ungezügelt ihrem Zweck entgegenstrebt, und über welche der Verstand da, wo sie sich einmal zu äußern pflegt, in den allermeisten Fällen gar keine Herrschaft auszuüben im Stande ist. Die Leidenschaft scheint mehr dem Charakter, der Affect aber dem Temperamente anzugehören. Beziehen wir nun die Leidenschaften auf Moralität: so müssen wir allerdings behaupten, daß dieselben bei weitem nicht so schädlich sind, als die Affecten, welche stets über die Vernunft den Sieg davon tragen. Denn die Erfahrung lehrt, daß ein Mensch, bei welchem z. B. die Jagd zur Leidenschaft geworden ist, unter mehreren gleichzeitigen Vergnügungen dieser den Vorzug geben kann, ohne dadurch im geringsten seinen höhern Pflichten Abbruch zu thun. Hierbei ist also sicher an keine Schädlichkeit dieser Leidenschaft zu denken, die, wenn übrigens Alles gleich ist, sehr erlaubt sein kann. Nur insofern könnte man sagen, daß die Leidenschaft der Freiheit Abbruch thue, als sie bei der Wahl ihrer Zwecke die Vernunft zu bestechen sucht. Dies thun jedoch mehr oder weniger alle Begierden. Da sich aber die Vernunft zu Gunsten der Neigung nicht bestechen läßt: so ist es nur ein geheimer Betrug, den sich das Subject selbst spielt, indem dasselbe die Gründe der Vernunft, im Fall das, durch die Leidenschaft begehrte Object sich nicht mit ihren Grundsätzen vereinigen lassen wollte, in den Schatten stellt, damit sie vor den Scheingründen der Leidenschaft nicht bemerkt werden mögen. — Da die Leidenschaften, vermöge ihrer Natur, alle sinnlichen Ursprungs sind, und ein reines Vernunftwesen gar keine Leidenschaften haben könnte: so scheint daraus zu folgen, daß die Eintheilung in sinnliche oder vernünftige Leidenschaften grundlos ist. Man folgert nämlich so: da alle Leidenschaften, ob sie gleich sinnlich sind, unter Aufsicht der Vernunft zu vernünftigen Zwecken geleitet werden können: so erhält eine solche, durch Vernunft geleitete Leidenschaft ein vernunftähnliches Ansehn, bleibt aber doch sinnlichen Ursprungs. Man könnte jedoch die Eintheilung der Leidenschaften in sinnliche und verständige allerdings gelten lassen, wenn man sie folgendergestalt erklärte: sinnliche Leidenschaften sind solche, deren Befriedigung in sinnlichen Genüssen besteht; verständige Leidenschaften hingegen heißen solche, welche sich nur mittelbar auf Sinnlichkeit beziehen, und in dem Verstande ihren Ursprung haben. Eine Leidenschaft, welcher der Mensch am öftersten folgt, die also die übrigen an Stärke übertrifft, heißt die Lieblings- oder herrschende Leidenschaft. Eine solche ist entweder nur vergleichungsweise eine solche, weil sie in ihrer Wirksamkeit stärker ist, als andre, und in diesem Verstande kann der Mensch mehr als Eine herrschende Leidenschaft haben; aber sie macht den, schlechterdings höchsten Zweck des Menschen aus: so, daß alle andre ihr untergeordnet sind, und von ihr regiert werden. Dann ist diese Leidenschaft die, schlechterdings herrschende, oder besser, tyrannische Leidenschaft (s. Maaß Versuch über die Leidenschaften).

Leihbank, Lehnbank, Leihhaus oder **Lombard** (Mons pietatis, Mont de piété), ist eine öffentliche Anstalt, bei welcher Jedermann, vorzüglich aber bedürftigen Bürgern, gegen hinlängliches Pfand kleinere und größere Geldsummen auf kurze Zeit für billige Zinsen vorgestreckt werden, um dadurch zu verhüten, daß die Borger nicht dem übertriebnen Wucher Preis gegeben werden. Nach Verlauf der bedungenen Schuldzeit werden die Pfänder, wenn sie nicht eingelöst wor-

den sind, öffentlich versteigert. Der Überschuß wird, nach Abzug der Zinsen und aller Kosten, dem Eigenthümer zurückgegeben, oder ein Jahr lang für ihn aufbewahrt; wenn er sich jedoch binnen dieser Zeit nicht meldet: so ist alsdann der Überschuß den Armenanstalten anheimgefallen. Die Leihbank gibt Scheine aus, auf welchen der Tag der Verpfändung, die Summe des empfangnen Geldes, der Name des Verpfänders, das Folium des Leihbanksbuchs, und das Verzeichniß der Pfänder enthalten ist. Wer sich mit einem solchen Scheine bei der Leihbank meldet, der bekommt die Pfänder zurück, es wäre denn, daß der wahre Eigenthümer den Verlust des Scheins bereits öffentlich bekannt gemacht hätte. Den Anfang der Leihhäuser hat Dorotheus Ascionus, d. i. Matthias Zimmermann, der 1639 als Superintendent zu Meißen starb, in die Zeit des Papstes Pius II., oder Paulus II. (1464 bis 1471), am richtigsten gesetzt. Allein der Minorit oder Franziskaner, Barnabas Interamnensis, legte zu Perugia, im Kirchenstaate, das erste Leihhaus vor dem J. 1464, oder im letztern selbst, an, ob dasselbe gleich erst 1467 vom Papste Paulus II. seine Bestätigung erhielt. Ein geschickter Jurist zu Perugia, Fortunatus de Copolis, billigte diesen Einfall, und war zur Ausführung sehr behülflich. Noch im J. 1464 bestätigte auch Paulus II. das errichtete Leihhaus zu Orvieto; und Sixtus IV. bestätigte sowol das, von einem Minoriten, Franziskus de Viterbo, 1469 zu Viterbo angelegte Leihhaus 1472, als auch 1479 das, an seinem Geburtsorte, Savona, nach dem Muster von Perugia angelegte Leihhaus. So entstanden nach und nach fast in allen Städten Italiens, während des 15. und 16. Jahrh., Leihhäuser. In Deutschland ward, unter Genehmigung des Kaisers Maximilian I., zu Nürnberg 1498 das erste Leihhaus, unter dem Namen Wechselbank, angelegt. In den Niederlanden, in England und Frankreich, wo die, aus Italien, und vorzüglich aus der Lombardei, während des Kriegs der Guelfen und Gibellinen, ausgewanderten reichen Kaufleute ihre Kapitale auf Pfand und Zinsen ausliehen, nannte man von ihnen die Leihhäuser zuerst Lombarde. Gegenwärtig ist diese heilsame Anstalt fast in allen großen Städten von Europa aufgenommen worden. X.

Lein (Flachs), ist der allgemeine Geschlechtsname für wenigstens 24 verschiedne Pflanzen, die sich durch den fünfblättrigen Kelch, durch die fünfblättrige Blumenkrone und durch die fünfschaligen Samenkapseln, welche in jedem ihrer zehn Fächer einen einzelnen Samen enthalten, auszeichnen. Eine dieser 24 Gattungen ist der gemeine Lein (Flachs, Linum usitatissimum), dessen eigentliches Vaterland man jetzt nicht mehr zu nennen weiß. Der Flachsbau ist heut zu Tage über ganz Europa verbreitet, doch mehr im nördlichen, als im südlichen. Der beste Flachs wird aus liefländischem oder rigaer Samen gewonnen, wenn er in einen Boden gesäet wird, der andere Reizmittel zur Vegetation besitzt, als derjenige hatte, worin der Saame keimte, der daher ein wichtiger Handelsartikel ist. Diesem an Güte folgt der aus Seeland kommende, oder sogenannte zeew'sche Lein. — Wenn die Stengel des Flachses anfangen, eine gelbliche Farbe zu bekommen, und die Knoten sich bräunlich färben, erndtet man ihn, d. h. man raufft die Stengel mit der Wurzel aus, bindet sie in Bündel, stellt diese zum Abtrocknen auf, bringt sie nach Hause und streift die Knoten oder Samenkapseln davon ab. Dann werden die Stengel von neuem in Bündel gebunden, und in fließendes Wasser gelegt (in die Röste gebracht), in welchem sie sechs bis acht Tage liegen müssen. Hier scheidet das Wasser die Flachsfasern, oder den äußern Bast, von dem holzartigen Stengel,

Digitized by Google

mit welchem sie, vermittelst einer klebrigen, gummiartigen Masse, verbunden sind. Dieser bindende Steff wird durch das Wasser aufgelöst. Je mehr die Röstung von der Sonne beschienen wird, desto besser geht sie von Statten. Die Röstung im Thau scheint Vorzüge vor der im Wasser zu haben. Nach der Röste wird der Flachs gedörrt, damit die Stengel sich leicht zerbrechen, und die Holzblättchen und übrigen Theile sich leicht von den Fasern absondern lassen. Das Zerbrechen der Stengel, wobei jedoch die Fasern nicht zerrissen werden dürfen, heißt das Braken, und geschieht auf einem einfachen hölzernen Instrumente, welches Brake oder Breche heißt. Dann folgen die übrigen Zubereitungsmittel, unter denen dasjenige, vermöge dessen der Flachs bis zur Feinheit der Seide verarbeitet wird, vielleicht nicht allgemein bekannt sein dürfte. Diese Verfeinerung des Flachses besteht darin, daß man die, in demselben noch vorhandnen Holztheilchen durch einen Aufguß von siedender Aschenlauge, in welche Leinsamen, venetianische Seife, Glasgalle, gelbes Harz, Weißwurz und Kochsalz geworfen werden, von dem eigentlichen Flachse zu sondern sucht. Alsdann wird der Flachs gehechelt, und zu Leinengarn gesponnen, aus welchem Leinwand, Drell u. s. w. gewebt wird. Von der Feinheit des Flachses hängt eben so sehr, als von der Geschicklichkeit und Übung der Spinnereien, die Feinheit der gewonnenen Garne ab. Im Ravensberg'schen, das Friedrich II. sein gutes Spinnerländchen zu nennen pflegte, werden in Deutschland aus dem Flachse die feinsten Garne gesponnen, von da in's Berg'sche verführt (nach Barmen, Elberfeld u. s. w.), wo sie gebleicht und zubereitet, und nun weiter als Zwirne in den Handel, oder gleich dort auf den Weberstuhl gebracht werden. Auch die feinsten brabanter Spitzen werden aus diesem Garne geklöppelt. Da man aus einem einzigen Pfunde Flachs 7000 Gulden gewinnen kann: so ergibt sich, daß diese Art Spitzen bei weitem den Werth des Goldes übertreffen. Die Mechanik hat sich bis jetzt vergeblich bemüht, den Flachs auf Maschinen zu spinnen, oder in Garn zu verwandeln. Doch hat 1817 die, von Girard zu Hirtenberg bei Baden in Österreich erfundne Flachsspinnmaschine, und nachher die christian'sche viel Aufmerksamkeit erregt. — Daß aus alten, abgetragnen Leinen Papier verfertigt werde, bedarf keiner weitern Erwähnung.

Leipzig, die Stadt. Es gibt nur wenig Städte in Europa, die bei so beschränktem Umfange, bei verhältnißmäßig geringer Zahl ihrer Einwohner dennoch so allgemeine Bedeutung in den Wissenschaften, im Handel, in der Geschichte gewonnen hätten, als diese. Vielleicht steht sie darin einzig da. Wenn Leipzig zuerst zur Stadt geworden ist, läßt sich nicht vollkommen nachweisen; das Einzige, was hier ausgemittelt wurde, bezieht sich darauf, daß zu Ende des 10. Jahrh. ein armseliges Dörfchen von Slaven (Sorben = Wenden), welche die ganze Gegend herum bewohnten, in dem Winkel stand, wo die Parde in die Pleiße fällt, und dieses seinen Namen von den vielen Linden erhielt, die in der Nähe gewesen sein mögen. Im Slavischen heißen diese noch jetzt Lip, Lipa; und Dörfer nach der, im nahen Walde vorzüglich häufigen Baumart zu benennen, war damals bei diesem Volksstamme sehr gewöhnlich. Viele andre Dörfer und Städte, die jetzt noch blühen, und von ihnen angelegt wurden, wie Potsdam, Bauzen, Connewitz, sind auf diese Art bezeichnet. Als der Kaiser Heinrich I. von Deutschland 922 eine Burg in der Stadt Meißen gegründet hatte, die, in ganz Sachsen ausgebreiteten Slaven zu unterjochen, scheint er auch in Leipzigs Ebene vorgedrungen zu sein, und hier eine Burg angelegt zu haben,

die nun die allmälige Verwandlung des slavischen Dorfes in eine deutsche Stadt insofern bewirkte, als sich unter dem Schutze von jener die Freunde und Verwandten der Burgleute ansiedelten. Indessen finden wir doch Leipzig erst im 12. Jahrh., unter Otto dem Reichen, als eine etwas bedeutende Stadt, mit fester Mauer und einem Graben umschirmt. Es wurden ihr von diesem Markgraf zwei Märkte zu halten gestattet, Oster- und Michaelismarkt, und die Zahl der Einwohner betrug 5 — 6000. Der Sohn dieses Markgrafen, Dietrich, welcher von 1190 — 1195 regierte, noch mehr aber sein Bruder, lag bereits mit seinen Nachbarn in Fehde, und die leipziger Bürger hatten gegen ihn so viel Antheil genommen, daß der letztere, sie in Schranken zu halten, drei Schlösser anlegen ließ (1217), und erst nach seinem Tode konnte sich die bedrückte Stadt wieder erholen. Allein da wir unter ihren Bewohnern 1265 auch Juden finden: so scheint dies auf nicht unbedeutenden Handel hinzudeuten, und die Bulle, welche Alexander V. für die Stiftung der Universität 1409 ausfertigte, nennt Lipzk bereits „volkreich und geräumig." Damals mag also die eigentliche Stadt schon die jetzige Größe gehabt haben; denn 1454 führte bereits der Stadtgraben rings um die Stadt herum. Die Vorstädte selbst waren dagegen bloße Hütten, und von viel weniger Umfang, als jetzt. Überhaupt gab ihm aber, besonders das 18. Jahrh., die freundliche Gestaltung, die wir jetzt finden. Die lange Ruhe, die nach dem 30jährigen Kriege eintrat, der dadurch entwickelte Wohlstand begünstigte die Anlegung der meisten großen, noch jetzt vorhandnen Gärten, legte Lindenalleen auf den Wällen, und pflanzte, statt der amerikanischen Gewächse, die zu Ende des 18. Jahrh. Mode wurden, wenigstens Maulbeerbäume an. Als nach dem siebenjährigen Kriege eine ähnliche Periode der Ruhe eintrat: so fielen die Festungswerke, der Graben ward zum Garten, und statt der Wälle umzog ein Garten die ganze Stadt. Was der damalige Bürgermeister, C. W. Müller (s. d. A.), dabei, wie bei so vielem Andern, thätig war, ist bereits weltbekannt. Der immer steigende Wohlstand, die immer größer werdende Menge der Einwohner begünstigte diese Verschönerungen nicht weniger. Ganze unscheinbare Straßen der Vorstädte wandelten sich in die schönsten um, z. B. Quergasse, Johannisgasse, Neugasse u. a. Die von Fachwerk gebauten Häuser in der Stadt wichen schönen, steinernen, zum Theil prachtvollen Gebäuden, und in der Art, wie sie bereits zu Anfang des 18. Jahrh. einzeln entstanden waren. — Leipzig liegt unter dem 30 Gr. der Länge und 51 Gr. der Breite in einer großen Ebene, die im Ganzen eben so fruchtbar, als angenehm, und mit zahlreichen, wohlhabenden Dörfern belebt ist. Das Klima ist gemäßigt. Nur selten steigt die Kälte auch im härtesten Winter auf 20 Grad. Gewöhnlich bleibt sie zwischen 10 — 17 Grad, wenn der Winter sein Recht auch noch so geltend macht. Mit der Wärme verhält es sich gleichermaßen. Die Luft in der Stadt war ehemals ungesund, und die Sterblichkeit größer, wie in andern Hauptstädten; allein mit dem Abbruch der hohen Mauern, den freundlichen Anlagen um die Stadt, der Sorge für arme Kranke, für welche theils besondre Ärzte angestellt sind, theils ein sehr gut eingerichtetes, mit einem klinischen Institute und einer Badeanstalt verbundnes Hospital (zu St. Jacob genannt) vorhanden ist, der bessern Aufsicht über uneheliche Kinder, hat sich das so geändert, daß seit 1815 jedes Jahr mehr geboren wurden, als starben, was vorher fast nie der Fall war, wo man im Durchschnitt 332 Überschuß von Gestorbnen gegen Geborne jährlich annehmen mußte. Die Zahl aller Einwohner war im September 1822 gegen 38000. Was die Gesundheit

derselben jetzt noch besonders beeinträchtigt, ist die, oft schnell wechselnde Witterung, die aus der gelindesten Temperatur oft in 24 Stunden die heftigste Kälte werden läßt, und umgekehrt. Rheumatische, gichtische, katarrhalische Leiden, Keuchhusten, Masern u. s. f. werden besonders dadurch häufig erzeugt. — Stürme und Orkane, heftige Gewitter sind in der Umgegend selten, und Erdbeben gar nicht zu spüren. Der Boden ringsherum ist meist sehr fruchtbar, und liefert auf einigen Punkten eine außerordentliche Menge Gemüße aller Art. Außer dem Gemüse-, Tabak- und Kartoffelbau, der besonders vorwaltet, sind unter den Obstarten die borsdorfer Äpfel allgemein berühmt: wie denn der Obstbau alle Jahre neue Fortschritte macht. Der Flüsse, die Leipzigs Fluren tränken, sind vier; die Pleiße, Parde, Elster und Luppe. Die Pleiße kommt aus dem Voigtlande, und geht zwischen Stadt und Vorstadt nach Norden zu, wo sie eine kleine Stunde davon in die Elster fällt, nachdem sie ohnfern der nördlichen (halleschen) Vorstadt die von Osten herbeikommende Parde aufgenommen hat. Die (weiße) Elster kommt aus dem Voigtlande herbei, und es geht durch einen Theil der westlichen Vorstadt ein Arm von ihr, der endlich, nachdem er alle leipziger Gewässer empfangen hatte, bei Röpzig, zwischen Merseburg und Halle, in die Saale fällt. Die Luppe ist nur ein zweiter Arm von ihr, der die Stadt nicht berührt, was auch von dem, in die Parde fallenden Ruitschkebach gilt. Alle diese Gewässer sind zwar unansehnlich, aber öfters, nach Regen und Thauwetter, nicht wenig gefährlich und verheerend. Was die Stadt selbst anbelangt: so hat sie, ohne Vorstädte, 8954 Ellen im Umfange, und vier Thore, nebst vier Pforten für Fußgänger. Man theilt sie in vier Viertel: das grimmaische, Peters-, ranstädter und halle'sche. Wir finden in ihr sieben freie Plätze, sechszehn Hauptgassen und Straßen, zwölf kleine Gassen ꝛc. Der Vorstädte sind gleichfalls vier, mit zwei und zwanzig Gassen und Gäßchen. Die Zahl der Häuser in Stadt und Vorstadt beträgt 1420, und stieg seither alle Jahre. Unter den freien Plätzen der Stadt ist der Markt der größte und schönste, und nur um wenige Schritte kleiner, als der St. Markusplatz in Venedig. Die bedeutendsten Gebäude, zum Theil in sehr schönem, edlem Style aufgeführt, sind das, 1599 erbaute Rathhaus, die Börse, Thomas- und Nicolaikirche, Thomasschule, das thome'sche Haus, der auerbach'sche Hof, die Pleißenburg (das ehemalige feste Schloß) mit der Sternwarte, das Theater, der koch'sche und hohenthal'sche Hof, das Georgenhaus, Gewandhaus, Paulinum, viele andere äußerst ansehnliche Privatgebäude können natürlich hier nicht genannt werden. Zwischen Stadt und Vorstadt finden sich vier, von den Thoren benannte Zwinger, mit vielen, sehr freundlichen Wohnhäusern, Gärtchen u. s. f. Die Vorstädte öffnen sich in die Umgegend mit 12 Thoren, wovon aber 4 nur für Privatzwecke benutzt werden. Die Petersvorstadt ist, nebst der grimmaischen, die größte und schönste, und besonders zeichnet sich in jener die schöne, große Esplanade mit dem Standbilde des jetzigen Königs, von Öser, und der Roßplatz aus. Der reichel'sche Garten mit seinen großen Gebäuden, warmen Bädern, und der sehenswerthen struve'schen Anstalt zum Trinken mineralischer Wässer, der rudolph'sche, der keil'sche, der trier'sche sind unter den vielen Gärten besonders bemerkenswerth. In der grimmaischen Vorstadt verdient der große Kirchhof mit seinen vielen Monumenten (worunter Gellert's), Bosen's Garten, Breiter's Wintergarten, und eine Menge schöner Privatgebäude, namentlich das campe'sche, brockhaus'sche, teubner'sche, die Bürgerschule ꝛc. gesehen zu werden. Die halleschе Vorstadt gewann seit 1821 besonders durch das neuaufgeführte Wagegebäude und den

großen, freien Wageplatz. In der ranstädter Vorstadt wird der Fleischerplatz und der, an ihn stoßende schöne und wohl unterhaltene reichenbach'sche Garten ewig denkwürdig bleiben, da hier die letzten Kämpfe in der Schlacht 1813 vorfielen. Poniatowski's Denkmal ist im genannten Garten eine vorzügliche Zierde. Als Hauptgebäude lassen sich hier vornämlich das Jacobsspital und das Haus des Kaufmanns Schwägrichen, nebst der Villa des ehemaligen Baumeister Löhr nennen. Unter den Einwohnern Leipzigs finden sich viele Abkömmlinge der, vor 100 Jahren aus Frankreich vertriebnen Reformirten, Italiener, einige Schutz genießende Juden, und in der Messe kommen Fremde aus fast allen Ländern zusammen. Der Handel, der sie alle herbeizieht, hat zwar in Leipzig ebenfalls nicht mehr den Umfang, den er noch vor 25 Jahren hatte, beschäftigt aber doch mittelbar und unmittelbar die meisten Hände der Einwohner. Es kommen in den Hauptmessen 8 — 9000 Verkäufer herein. Besonders lebhafter Umsatz ist im Roßhandel (4 — 500 Stück ausgesuchter Thiere ist die Mittelzahl der aufgestellten), im Pelzhandel, baumwollnen Waaren und Baumwolle, Schafwolle, Kolonialwaaren, Buch- und Kunsthandel, (der letztere findet hier den Stapelplatz für ganz Deutschland, indem jeder deutsche Buchhändler hier seinen Commissionär hat, der für ihn alles in Empfang nimt und fortsendet,) englischen und französischen Waaren und den Erzeugnissen des sächsischen Erzgebirges. Es gibt hier 300 Kramer und 200 Handelshäuser. Manufakturen und Fabriken sind in Leipzig nur selten mit Glück betrieben worden, doch hat die Gold- und Silberspinnerei, die Tabaksfabrikation, die Fertigung der Spielkarten, die Buchdruckerei, die Wachstuchfabrikation, seit Jahren schon eine Menge Menschen vortheilhaft in Thätigkeit erhalten. — Außer seinen Handel zeichnete sich Leipzig aber auch bereits seit vollen 400 Jahren, d. h. seit der, 1409 allhier durch Einwanderung von prager Gelehrten und Studenten gegründeten Universität, dadurch aus, daß eine Menge Gelehrte und Künstler von mehr oder weniger Bedeutung sich diese Stadt zum Wirkungskreise wählten. Wem wären die Namen eines Ernesti, Fischer, Hommel, Gellert, Morus, Zollikofer, Platner und so vieler Andrer unbekannt geblieben? Die Universität selbst, als Gesammtanstalt, trägt noch jetzt die Spuren der alten Stiftung, wobei Friedrich der Streitbare, der damalige Kurfürst von Sachsen, und sein Bruder die prager und pariser Universität zum Muster nahmen. Das ganze Corpus zerfällt nämlich in vier Nationen: sächsische, meißnische, baierische und polnische, mit völlig gleichen Rechten bei allen Vorfällen, die auf Verwaltung und Vortheil des Innern Bezug haben. Zur Besoldung der Lehrer wurden theils baare Besoldungen, theils mehrere Häuser in der Stadt, drei Dorfschaften, und die Zinsen verschiedner Art angewiesen. Die Päpste Johann XXIII. und Martin V. fügten zugleich sechs Kanonicate in Meißen, Zeitz, Naumburg und Merseburg hinzu. Die Reformation gab dem Kurfürst Moritz Gelegenheit, jene Schenkungen zu vermehren. Er gab noch fünf Dörfer und 325 Acker Waldung. Auch wurde für arme Studirende durch Begründung des Convictoriums und einer Menge Stipendien gesorgt. Der jetzige König that in gleichem Geiste nicht weniger, und wieß die Zinsen von mehr als 100,000 Thalern zum Besoldungsfond, außer mehrern andern Quellen, an. Die Lehrer selbst ordneten sich gleich beim Entstehen in vier Facultäten. Diese haben an ihrer Spitze einen Decan, der halbjährlich wechselt. Der Rector Magnificus steht als Haupt der ganzen Universität, und beruft bei allen wichtigen Angelegenheiten die Nationen zu einer Versammlung. Sind die Stimmen derselben gleich: so entscheidet

dann die seinige. Auch er wechselt alle halbe Jahre. Die Disciplin und Jurisdiction wird vom Concilium academicum geübt, welches aus dem Rektor, mehrern Beisitzern, Syndikus u. s. f. besteht. Für Beförderung der Wissenschaften im Allgemeinen finden sich eine Menge Institute. Junge Ärzte können sich in einem klinischen Institute üben, das im St. Jacobsspital, besonders durch die Bemühungen von Ernst Platner, C. W. Müller, dem damaligen Bürgermeister, und dem O. C. Präsd. Zedtwitz in Dresden, 1799 gegründet ist: es besteht aus 10 Krankenzimmern, einem Operations- und Zergliederungssaale, und einem Zimmer mit dem Rettungsapparate zur Wiederbelebung von Scheintodten. Ein Professor der Klinik und ein Demonstrator für die Chirurgie leiten den Unterricht. Ein Hebammeninstitut und ein botanischer Garten, letzterer seit 1810 in seiner jetzigen Gestalt, ein treffliches Theatrum anatomicum, das auch erst unter dem lebenden Könige seine jetzige Einrichtung erhielt, ein chemisches Laboratorium nützen nicht weniger. Für Astronomie ist die, 1790 erbaute, und von Zeit zu Zeit verbesserte Sternwarte vorhanden. Eine zahlreiche Bibliothek der Universität, und eine andre, dem Rathe gehörige, so wie manche gelehrte Gesellschaften fördern die Wissenschaften in ihrer Art nicht weniger. Wir finden, was die letztern anbetrifft, eine naturforschende (seit 1818), eine ökonomische (seit 1764), eine philologische (seit 1784). Die beiden Bibliotheken, gestiftet 1605 (die Rathsbibliothek) und nach Einführung der Reformation, enthalten: jene gegen 40,000 Bände, mit etwa 2000 Handschriften; diese vielleicht noch mehr, da sie in neuern Zeiten bedeutend durch Schenkungen und Ankäufe bereichert worden ist. Im philologischen, medicinische- und historischen Fache ist besonders diese, und im juristischen jene reich. Die Künste, mit den Wissenschaften verschwistert, fanden in Leipzig wenigstens seit 50 Jahren eine freundliche Aufnahme. Die, 1764 errichtete Akademie der bildenden Künste wirkte unter einem Oser, Tischbein, Schnorr ꝛc. für Malerei, Kupferstecherkunst, Architektur u. s. f. ungemein vortheilhaft. Selbst an Kunstsammlungen fehlte es von jener Zeit an nie gänzlich. Die Gemäldesammlungen von Campe, Baumgärtner, Speck, Keil und andern Privatpersonen sind ungemein reichhaltig, und Kunstfreunden leicht zugänglich. In neuerer Zeit ist der Sinn für die ästhetische Botanik sehr geweckt worden, und es verdienen die Gewächshäuser in den Gärten der Herrn Förster, Frege, Campe, Keil, Reichenbach die Aufmerksamkeit jedes Fremden. Für Belebung der Kupferstecher- und Zeichnenkunst wirkte der Buchhandel nicht wenig. Vorzügliche Gelegenheit, sich zu bilden, gewährt Leipzig dem jungen Tonkünstler. Theils hatte die Thomasschule seit länger als 200 Jahren ein treffliches Sängerchor für Kirchenmusiken ꝛc., an dessen Spitze wackere, weltberühmte Cantoren standen, — man denke an Bach, an Hiller, Doles, Müller, Schicht! — theils bildete sich schon früh (seit 1740 — 50) ein öffentliches Concert aus, das besonders seit 1781 durch den kunstsinnigen C. W. Müller seine jetzige Gestalt erhielt, und fremden, wie einheimischen Tonkünstlern Gelegenheit gab, ihr Talent zu vervollkommnen, zu zeigen. — Die Schulen Leipzigs sind schon seit Jahren berühmt; die zwei gelehrten Schulen, Thomas- und Nicolaischule, seit Jahrhunderten. Gesner, Ernesti, Fischer, Reiske sind unsterbliche Namen. Die Ausbildung der mittlern Stände gewann indessen, besonders im 19. Jahrh., seitdem die treffliche Rathsfreischule von Rosenmüller, Plato, Dolz geleitet, und von C. W. Müller gegründet, die Bürgerschule, von demselben gegründet, unter Gedike's Aufsicht, Muster für alle übrigen wurden. Selbst die Jugend der niedrigen Volks-

klassen findet in mehrern, darnach gebildeten Armen- und Privatschulen einen zweckmäßigen Unterricht, und da selbst für Handwerkslehrlinge und Gesellen seit mehrern Jahren eine Sonntagsschule besteht, die katholische Jugend aber seit 6 Jahren eine, nicht minder gut eingerichtete Bürgerschule erhielt: so hat dadurch die Bildung und Sittigung von Leipzigs Bewohnern, die schon der Papst Alexander V. als artige und wohlgesittete Leute rühmte, einen ungemein hohen und wohlthuenden Grad erreicht, und in den Vergnügungen, die sie besonders anziehen, dem Wohlthätigkeitssinne, den sie gegen ihre armen Mitbrüder in ihrer Stadt, wie gegen die jeder andern zeigen, spricht sich dies auf eine bemerkbare Weise, und oft höchst erfreulich aus. Was die erstern anbetrifft: so werden musikalische Unterhaltungen und Theater nirgends leicht mehr Unterstützung finden, als hier, wie das, so lange auf Abonnement begründete sogenannte große Concert, und die Aufnahme, die gute Schauspielergesellschaften hier seit 100 Jahren fanden, zur Genüge zeigen. In Leipzig bildeten sich die veltheim'sche, die neuber'sche, die koch'sche Gesellschaft zu dem aus, was sie für ihre Zeit werden konnten, und während viele größere Städte kaum, oder gar nicht ein stehendes Theater erhalten können, hat Leipzig ein solches seit 1817, das, so groß auch der Etat desselben ist, doch noch nicht über Mangel an Unterstützung klagen durfte. Nächstdem ist der Sinn vorzüglich für ländliche Vergnügungen vorherrschend. Die nahen Dörfer sind dadurch zum Theil mehr einer Reihe freundlicher Villen gleich, und in ihren Gasthöfen sammeln sich Sonntags bei Kirsch-, Ernte-, Kirchweihfesten Alle, die nicht ein eignes Landgrundstück besuchen können. Das Rosenthal, die herrlichen Anlagen, welche zwischen Stadt und Vorstadt hinlaufen, die vielen Gärten in der Vorstadt, die schönen Parks auf mehrern nahen Dörfern begünstigen diesen Genuß auf tausenderlei Weise. Im Winter schaffen eine Menge geschlossner, meist aber auf eine bestimmte Zahl von Mitgliedern beschränkter, und deshalb, wie durch ihre veralteten Einrichtungen, dem Bedürfniß für wahre Geselligkeit wenig entsprechender Gesellschaften, unter welchen die Harmonie, die Sechszehner, die Ressource, die Schachgesellschaft besondre Erwähnung verdienen, ferner mehrere Kaffeehäuser, musikalische Vereine von Dilettanten, das Museum, mit den besten in- und ausländischen Zeitungen versehen, Gelegenheit zur Unterhaltung, wie zur Bildung. In Hinsicht seiner bürgerlichen Verfassung zerfallen Leipzigs Bewohner in Bürger; Schutzverwandte, die bloß Erlaubniß zum bleibenden Aufenthalte, ohne die Rechte der erstern zu theilen, haben; Universitätsverwandte, wohin alle Lehrer der Universität, alle Studirende (1000 — 1200), Künstler und mit einer akademischen Würde beehrte Personen mit ihren Familien gehören; Kreisamtsunterthanen (königliche Beamte und in den Gebäuden des Kreisamtes wohnende Personen); Eximirte, die durch Titel und Ämter dem Oberhofgerichte als Instanz unterworfen sind; hierzu kommt noch die kleine Garnison. Sicherheits-, polizeiliche und criminalgerichtliche Angelegenheiten gehören ohne Ansehn der Person vor das vereinte Criminal- und Polizeiamt. Der Magistrat ist, in Betreff der Mehrzahl der Einwohner (Bürger und Schutzverwandte), die Hauptinstanz, und bildet, aus 27 Mitgliedern bestehend, mehrere Collegien, namentlich das Stadt-, Vormundschaft- und Handelsgericht, so wie die Landstube für die, der Commun gehörigen Dörfer und Vorwerke. Übrigens ist Leipzig auch der Sitz mehrerer Landescollegien, z. B. des Oberhofgerichts, als erste gerichtliche Instanz für alle Eximirten, d. h. die Grafen, Freiherren, ade-

lige Ämter, Stadträthe, Patrimonialgerichte ꝛc, das Consistorium, mit der Aufsicht über alle, bei Kirchen und Schulen in seinem Sprengel angestellten Diener und ihren Familien, die in Leipzig selbst ausgenommen; der Schöppenstuhl, ein, seit vielleicht 1291 bestehendes, städtisches, und seit 1574 landesherrliches Spruchcollegium; das vereinte Criminal- und Polizeiamt, unter der Leitung eines königlichen Präsidenten; das Kreisamt; die Steuercreditkasse u. s. f. Was die kirchliche Verfassung anbelangt: so finden wir die protestantische Religion vorherrschend, so aber, daß die Bekenner der reformirten, katholischen und griechischen gleiche bürgerliche Rechte, – jedoch erst seit 1806 und 1813, — haben. Die Juden können nur Schutzverwandte werden, und ihre Zahl ist sehr gering. Die Umgebungen Leipzigs sind besonders durch drei, auf dieser großen Ebene vorgefallne Schlachten merkwürdig. Nördlich von Leipzig lieferte am 7. September 1631 der Schwedenkönig, Gustav Adolph, dem kaiserlichen General Tilly eine große Schlacht zwischen Breitenfeld und Wiederitzsch. Eilf Jahre darauf, am 23. October 1642, schlug Torstensohn auf demselben Felde die Kaiserlichen; und im Jahr 1813, vom 16. — 18. October, fiel rings herum die ungeheuere Völkerschlacht vor, welche den schon untergrabnen französischen Coloß zum Zusammenstürzen brachte. Die Massen, die hier mit einander kämpften, und sich jeden Punkt streitig, jedes Dorf zu einem Fort machten, gaben auch jedem derselben seitdem mehr oder weniger Bedeutung in der Geschichte; doch sind Schönfeld, der heitere Blick, Liebertwolkwitz, Probstheyda, Wachau, Delitz und Connewitz, Gossa, die Schäferei Auerhayn und das Dorf Lindenau und Möckern die vorzüglichsten Punkte. (Man sehe den folgenden Artikel.) Den neuesten Zustand von Leipzig schildert in topographischer und jeder andern Hinsicht das, (von D. Becker) 1823, herausgegebne Gemälde von Leipzig und seinen Umgebungen, Leipzig bei Hinrichs. Die Geschichte dieser Stadt bearbeitete in neuester Zeit M. J. Chr. Dolz; s. dessen Versuch einer Geschichte v. Leipz., 1818. Leipzig bei Voß.

Leipzig (Schlachten bei). Um die Stadt Leipzig herum dehnt sich eine große Ebene nach allen Seiten aus, die, mit kleinen, kaum merkbaren Höhenzügen durchschnitten, ein Theil von der ist, welche die untere Saale und Mulde begränzt, und sich über die letztere in vielen Punkten bis zur Elbe hin immer mehr abdacht. Auf ihr sind im Laufe von noch nicht 200 Jahren drei Schlachten geliefert worden, von denen zwei welthistorische Bedeutung haben werden, so lange es Geschichte gibt. Das Schicksal Deutschlands erhielt in i nen eine andre Richtung. Am 7. September 1631 trafen hier die Heere des kaiserlichen Generals Tilly und des schwedischen Königs, Gustav Adolph, im Norden von Leipzig zusammen. Mit dem letztern hatte der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, bei Düben seine Truppen vereinigt, nachdem er theils durch die Erpressungen und Anfoderungen Tilly's, theils durch die Zumuthungen des Kaisers und die Furcht, den Protestantismus auch in Sachsen gänzlich unterdrückt zu sehen, gedrungen, nach langem Schwanken, am 1. September mit Schweden ein Schutz- und Trutzbündniß eingegangen war, und zum Unterpfande die Festung Wittenberg eingeräumt hatte. Eben der langsame Gang dieser Unterhandlungen hatte den Schwedenkönig so lange in seinem festen Lager bei Werben, Tilly gegenüber, nach dem Falle von Magdeburg, gefesselt. Beide machten, als das Lager bei Werben verlassen war, von der Elbe getrennt, einen Parallelmarsch, bis Gustav Adolph diesen Fluß in Wittenberg und Dessau passirte, und dann bei Düben über die Mulde ging, es koste, was

es wolle, Tilly zur Schlacht zu bringen. Dieser hatte am 6. September Leipzig eingenommen, in dessen Umgegend er am 5. angekommen war, und sein Heer in einem, etwas verschanzten Lager aufgestellt hatte, — zwischen Möckern und Eutritzsch. — Kaum erfuhr er die Annäherung des vereinigten sächsisch-schwedischen Heers, als er einen Kriegsrath versammelte, worin er darauf drang, das Heer hinter das feste Leipzig zu ziehen, und neue Verstärkungen abzuwarten, die von Erfurt heranziehen konnten. Der kühne, muthige Pappenheim dagegen, der sich gern im offnen Felde mit Gustav Adolph messen wollte, rieth so sehr zur Schlacht, daß der 70jährige, bedachtsame Feldherr, wollte er nicht feig und unentschlüssig scheinen, von seinem Plane abgehen mußte. Der Kriegsrath war in der Wohnung des Todtengräbers, fast der einzigen, die von der verbrannten grimmaischen, — nicht halleschen Vorstadt, wie Schiller in s. Gesch. d. 30jährigen Kriegs irrig sagt, — übrig war, gehalten worden, und Schiller, Bredow und ihre Nachbeter erzählen gar wunderliche Dinge von dem Eindrucke, den die Bahren, die Abbildungen von Todtenköpfen ꝛc. auf Tilly, Pappenheim und die andern kaiserlichen Generale gemacht haben sollen. An ihnen allen ist aber kein wahres Wort. (Den unwidersprechlichen Beweis davon findet man in dem Versuche einer Geschichte Leipzigs von M. Joh. Chr. Dolz, Leipz., 1818, S. 289. u. f. f., so wie in den Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der Gräber, 2. Th., S. 75., Leipz., 1819.) In Folge von Pappenheim's Ansichten ließ Tilly sein Heer sogleich aus dem Lager von Eutritzsch und Möckern dem schwedischen entgegengehen, so, daß der linke Flügel besonders eine starke Schwenkung machte, und sich bis nach Breitenfeld ausdehnte, während der rechte sich an das Dorf Seehausen anlehnte. Die Höhen von Wiederitzsch deckten, mit Geschütz bepflanzt, den Mittelpunkt. Parallel mit dem äußersten linken Flügel lief die Straße nach Halle; bei Wiederitzsch durchschnitt die Straße von Delitzsch den Mittelpunkt nach Leipzig, und die dübner Straße dahin führte bei Seehausen vorbei. Der Laberbach, der sich damals durch sumpfige Wiesen wand, die jetzt meist trocken gelegt sind, trennte sein Heer vom schwedischen. Gustav Adolph suchte ihn schon Abends am 6. zu überschreiten. Allein Pappenheim machte mit seinen schweren Reitern den Übergang bei Schönkau der schwedischen Vorhut so streitig, daß erst am 7. früh, als die ganzen Kräfte herangezogen waren, das Heer der Schweden und Sachsen übergehen, und sich nun in der Ebene nach Podelwitz und Göhschelwitz zu, die durch die dübner Landstraße getrennt waren, fortbewegen konnte. Inzwischen ging der Aufmarsch nichts weniger, als ruhig, von Statten. Pappenheim warf sich den Schweden, die die rechte Colonne formirten, muthig entgegen, und als er geworfen war, verlangte er von Tilly Unterstützung an Fußvolk. 6000 Mann sandte ihm dieser sogleich vom linken Flügel zur Hülfe. Aber bereits hatten die Schweden das Dorf Podelwitz, durch das sich Pappenheim fechtend zurückzog, und es in Brand steckte, rechts und links umgangen. Das, zur Verstärkung Pappenheim's abgesandte Fußvolk war kaum angekommen, als die schwedischen Dragoner ihre Geschwader öffneten, und den, hinter ihnen angerückten Musketieren kaum gewährten, das wirksamste Feuer gegen die schweren kaiserlichen Kürassiere zu eröffnen. Diese flohen in aller Eile auf der Straße nach Halle zu, von einem Theile der banner'schen Dragoner verfolgt, indeß der andre mit den Musketieren das, im freien Blachfelde schutzlos aufgestellte Fußvolk von allen Seiten angriff und vernichtete. So war der äußerste linke Flügel Tilly's geschlagen, ohne daß dadurch eigentlich die Schlacht für ihn eine nach-

Digitized by Google

theilige Wendung genommen hätte. Indem nämlich der alte Feldherr den Kampf dort vor Podelwitz für Nebensache hielt, und Pappenheim's schnelle Flucht nicht ahnete, ließ er seinen rechten Flügel rasch von Seehausen vorwärts gehen, um die Sachsen anzugreifen, die kaum den ersten Schuß aushielten, und dann in voller Flucht die Straße nach Eilenburg zu gewinnen suchten. Da sie den linken schwedischen Flügel bildeten: so konnte, die bedeutende Verminderung der Streitkräfte ungerechnet, dieser leicht aufgerollt werden, und die Niederlage des schwedischen Heers wäre vollständig gewesen. Allein eines Theils hatte Gustav Adolph einen solchen Unfall in seine Berechnung aufgenommen. Die sächsischen Truppen waren meist neu geworben, ihr Feldherr ohne Erfahrung, die Offiziere so gepuzt, daß der König, nicht trauend, die Landstraße von Düben zwischen seinem Heere und ihnen frei durchlaufen ließ. Anderntheils bildete Gustav Horn, der hier über die Schweden befehligte, sogleich einen Haken, der das Umgehen verhinderte, und endlich sandte Gustav Adolph aus dem Mittelpunkte, was entbehrlich war, sogleich zur Hülfe dahin, wobei seine, nur durch diese Schlacht berühmt gewordnen ledernen Kanonen (s. Kanonen), die nach allen Orten leicht hingebracht werden konnten, seine beweglichen Bataillone, die den unbehülflichen Vierecken Tilly's im Feuern, wie im schnellen Aufmarsche weit überlegen waren, nicht wenig Dienste thaten. Indessen die Schlacht hier aber gleichsam zum Stehen gebracht war, und Tilly's Schaaren vergeblich gegen den schwedischen Haken anstürmten, hatte Banner längst freie Hand auf der rechten Seite bekommen, und indem er mit seinem Flügel immer die rechte Schulter vorwärts nehmen ließ, drang er gegen die Höhen von Wiederitzsch vor, bemächtigte sich der tilly'schen Hauptbatterie, kam dem ganzen linken Flügel der Kaiserlichen in den Rücken, und trieb die ganze Masse vor sich nach dem Gehölze, das rechts von Wiederitzsch nach der dübner Straße zu liegt. Der schwedische Mittelpunkt und linke Flügel säumten nicht, ihrerseits ebenfalls herunterzudrücken, und so ward nun beim dunkelnden Abend an diesem Gehölze der blutigste Kampf gekämpft. 6000 Wallonen, in keiner Schlacht besiegt, wollten sich nicht ergeben. Sie deckten lieber todt das Schlachtfeld. Tilly selbst, noch nie besiegt, ward halb bewußtlos von seinen Getreuen aus dem Getümmel gerettet, indem sich 600 Mann den Weg nach Halle bahnten. Ein schwedischer Rittmeister, der lange Fritz genannt, hätte ihn auf dem Wege bei seinem Heere bald noch gefangen genommen, oder getödtet. Nach Leipzig floh, was sonst noch dem Tode entging. Vier Stunden hatte die Schlacht überhaupt gedauert, wenn man von dem Augenblicke an rechnet, wo die Schweden die Fläche vor Podelwitz gewonnen hatten, und sich nun ihre Linien rechts und links ausbreiten konnten. Aber diese 4 Stunden entschieden über das Schicksal von Deutschland. Sie sicherten dem Protestantismus seine Fortdauer im nördlichen Deutschland; sie gaben ihm neue Kraft im südlichen, wo ihn das berüchtigte Restitutionsedict (s. d. Art.) bereits zu vernichten drohte; sie machten alle die Siege der Kaiserlichen von 1618 an unnütz; sie öffneten den Weg nach Wien, München und Frankfurt am Main, und endlich war die Furcht vor der Unbesiegbarkeit Tilly's und seiner Schaaren dahin, denn gegen 35 — 40,000 Mann war sein Heer stark. Mehr, wie 8000, waren davon geblieben, und 3000 gefangen. Das schwedische zählte kaum 26,000 Mann, wovon 6—7000 Sachsen beim ersten Schusse davonjagten. Nur jene Gewandtheit der gemeinen Krieger, jene Kaltblütigkeit der Führer, jener Überblick des Feldherrn, der, im Ganzen schwächer, doch auf jeden einzelnen Haupt-

punkte ſtärker iſt, konnten, von Kühnheit, Tapferkeit und Vertrauen geleitet, einen ſolchen Sieg erringen. Die Phyſiognomie dieſes Schlachtfeldes, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, hat ſich ſeit jener Zeit im Weſentlichen gar nicht geändert. Podelwitz, Wiederitzſch mit ſeinem Gehölze u. ſ. f. ſind noch ſo, wie zu jener Zeit, gelegen. Eine Menge Hügel, welche, der Sage der Landleute nach, und von ihnen freiwillig unterhalten, die Leichname der Erſchlagnen decken, deuten ſelbſt den Umriß des erſtern an, und wer zum Vergnügen Leipzig beſucht, wird auch wol gern einige Stunden dieſem klaſſiſchen Boden widmen. Ein ſonderbares Geſchick wollte, daß eilf Jahre ſpäter, 1642 am 23. Octbr., auf demſelben Boden eine zweite Schlacht, und zwar ebenfalls zwiſchen den Kaiſerlichen und Schweden, geliefert werden ſollte. Inzwiſchen ſo viel von jener Schlacht bei Breitenfeld erzählt und geſchrieben iſt, ſo wenig findet man von dieſer verhältnißmäßig aufgezeichnet. Allerdings iſt ſie auch, in Hinſicht ihrer Folgen, mit der erſtern nicht zu vergleichen. Auch die Hartnäckigkeit des Kampfes war wol nicht ſo außerordentlich. Aber mehr Berückſichtigung, als ſie gewöhnlich findet, verdient ſie dennoch. Schon das iſt ja äußerſt ſelten, daß ein und daſſelbe Feld in einem Kriege zweimal mit Blut gedüngt wird. — Die Schweden unter Torſtenſohn hatten mit den Kaiſerlichen den ganzen Sommer 1642 mancherlei Kämpfe in Schleſien beſtanden, als der Hunger beide Theile das Land zu räumen nöthigte. Die Schweden waren am früheſten aufgebrochen. Sie hatten zur Abſicht, die Winterquartiere in Sachſen zu nehmen, und zu dem Zweck, Leipzig zu erobern. Da die kurfürſtlichen Truppen mit den Kaiſerlichen in Schleſien vereint waren: ſo hatte Torſtenſohn nun mit dem, damals feſten Leipzig ſelbſt zu thun, und ſo zog er mit ſolcher Schnelle über die Oder, Elbe und Mulde, daß er ſchon am 16. October vor Leipzig anlangte. Indeſſen waren die kaiſerlich-ſächſiſchen Truppen über die Oder, Elbe und Mulde in einem Parallelmarſche nachgefolgt, und trafen, um Sachſen zu befreien und Leipzu entſetzen, am 21. October ein. Torſtenſohn hatte bereits das Schloß, — aber umſonſt, — ſtürmen laſſen, und eine tüchtige Breſche geſchoſſen, als er bei Annäherung der Feinde die Belagerung in eine Blokade verwandelte. Die Kaiſerlichen waren über Dresden und Wurzen herabgezogen, und Torſtenſohn ſtand nicht an, ihnen die Spitze zu bieten. Indeſſen zogen dieſe ſich in ſeiner linken Flanke vorbei, und drohten, ſie in den Rücken zu nehmen. Torſtenſohn hatte dies kaum durchſchaut, als er Sonntags, am 23. October, ſo ſchnell zum Gerberthore hinauseilte, und die Kaiſerlichen mit dem rechten Flügel bei Wiederitzſch ſo ungeſtüm angriff, daß der entgegenſtehende feindliche linke, trotz allen Anſtrengungen, die der, den Befehl führende Fürſt Piccolomini machte, im Nu auseinanderſtiebte. Das ganze kaiſerliche Heer ward nun nach Breitenfeld aufgerollt, wie 1631 nach Wiederitzſch. In drei Stunden war die Schlacht entſchieden, die den Kaiſerlichen das ganze Gepäck und Geſchütz koſtete. Die Einwohner Leipzigs hatten während der Schlacht, über Torſtenſohn's Abzug erfreut, das Te Deum geſungen. Nachmittags ſahen ſie ſich von ihrem Irrthum belehrt. Die Belagerung und das Beſchießen begann nun auf's nachdrücklichſte. Nach drei Wochen waren die Schweden Herren der Stadt, und damit des beſten Theils von Sachſen. Torſtenſohn behauptete ſich feſt in dieſem Beſitze, und beim weſtphäliſchen Friedensſchluſſe hatte das Geſchick Sachſens, was durch jenes Treffen herbeigeführt war, gewiß nicht wenig Gewicht, das Zünglein der Wage zu Gunſten von Schwedens Anſprüchen zu lenken. — Indeſſen ſelbſt die Schlacht von Breitenfeld, 1631, iſt ein bloßes Treffen, wenn

man sie mit der, 1813 im ganzen Umkreise von Leipzig vorgefallnen Völkerschlacht vergleicht, die durch die Größe des Schlachtfeldes, die Menge der Streiter, die Länge des Kampfes, die wichtigen hervorgegangnen Folgen vor fast allen andern Schlachten ausgezeichnet dasteht. Neuere Mordschlachten, bei Ligny und Waterloo, haben jene in Schatten gestellt, — für den, welcher nur Sinn für das Neue hat. Aber diese waren noch die letzten Krämpfe eines ersterbenden Riesen; in jener sollte entschieden werden, ob fortan europäische Unabhängigkeit, oder Demüthigung vor Napoleons Herrschaft gelten müsse. Die verbündeten Mächte hatten schon vor den Niederlagen des französischen Heers an der Katzbach, bei Jüterbogk, den großen Plan zum Feldzuge 1813 entworfen, auf beiden Flanken Napoleons so zu operiren, daß sie sich hinter seinem Rücken vereinten. An der Unterelbe umging diese der kühne Blücher und Johann von Schweden, an der Oberelbe Schwarzenberg. In der ungeheuern Ebene Leipzigs wollten sie sich einander die Hände reichen, und Napoleon von der Saale abschneiden. Ob Napoleon ihren Plan vollkommen durchschaute, oder nicht, ob er in der ungünstigsten Lage, die mit der des General Mack bei und in Ulm 1805 viel Ähnlichkeit hatte, nur darum schlug, weil er hoffte, an einem Tage das schwarzenberg'sche, und am nächsten dann das blücher'sche Heer mit dem von Johann zu vernichten, da er Allen zusammen nicht gewachsen, Einem aber stets überlegen war, wird wol nicht leicht ganz klar auszumitteln sein. Selbst ein O'Meara und Las Cases u. s. f. können hier keine sichern Zeugen sein. Wahrscheinlich ist es, daß ein Mann, wie Napoleon, wol durch hundert Erfahrungen berechtigt zu sein glauben konnte: sein schneller Marsch zwischen Mulde und Elbe, der rasche Übergang über diese, dem Scheine nach bei Dessau in der Absicht erzwungen, nach Berlin vorzudringen, werde wol jeden Feldherrn, und also auch Blücher und Johann täuschen, und wenigstens zwei Tage lang von Leipzig entfernt halten können. In diesem Falle hätte er seinen Zweck erreicht, Schwarzenberg wäre, vor Blücher's Ankunft in das sächsische Gebirge zurückgeworfen, von einem kleinen Corps verfolgt, und indessen Blücher mit Johann auf gleiche Weise übermannt worden. Daß diese sich nur einen Augenblick täuschen ließen, und gerade in dem Augenblicke eintrafen, wo das große schwarzenberg'sche Heer in der Mitte, bei Gossa und Auenhayn, gesprengt war, wo es bei Napoleon nur auf eine Verstärkung von 20 — 30,000 Mann ankam, den Angriff, den Sieg zu verfolgen, vereitelte nicht allein den Plan Napoleons, sondern scheint auch allein die Schlacht für ihn so unglücklich entschieden zu haben, wie es für ihn noch keine geworden war. Von Odenleben's Versicherung: „Was von Norden herauf kam, kannte Napoleon durchaus nicht!" (m. s. v. Odeleben: der Feldzug Napoleons, 1813, S. 376.) ist vielleicht der Schlüssel zu seinem ganzen Benehmen. Allerdings mag nebenbei die Scham, Sachsen und seinen treuesten Verbündeten, dessen König, ohne Schwertstreich zu räumen, die gefährliche Lage, in welcher sich die große, beim Abmarsch aus Dresden zurückgelassene Garnison von 30,000 Mann befand, da sie von den Russen eingeschlossen war; die Hoffnung, diese noch an sich zu ziehen, im Falle eines Sieges wieder über die Elbe gehn, und den Oderfestungen die Hand bieten zu können, und manche andre Kleinigkeit bei Festhaltung des Plans, hier zu schlagen, mit geholfen haben; allein nur jene Voraussetzung läßt Napoleon die Gerechtigkeit wiederfahren, auf welche dieser, so oft verkannte Feldherr so vollgültige Ansprüche zu machen hat. — Davon abgesehen, bemerken wir, wie, jenem Plane der Verbündeten zufolge, die Corps des großen böhmischen Heers in drei

Heersäulen vom 12. October an, 120,000 Mann, auf Leipzigs Ebene in Napoleons linker Flanke sich vereinigten. Der linke Flügel war über Zwickau und Altenburg, das Centrum über Marienberg und Chemnitz herabgedrungen, und der rechte Flügel hatte bei Dresden so lange verweilt, als nöthig war, den Abmarsch beider zu verdecken, den Abzug der, 30,000 Mann starken französischen Besatzung, und ihre Vereinigung mit Napoleon zu verhindern, und kam dann über Freiberg und Grimma herunter, um die Lücke auszufüllen, die zwischen dem schwarzenberg'schen und johann-blücher'schen Heere noch am Morgen des 18. Octobers Statt fand. Am 14. October Nachmittags war von diesem Marsche die erste Folge ein Treffen auf den Höhen von Wachau und Liebertwolkwitz, zwei Stunden östlich von Leipzig gelegen. Die Generale Klenau und Wittgenstein commandirten auf der Seite der Verbündeten; der König von von Neapel, Murat, welcher dabei beinahe gefangen wurde, führte die Franzosen an. Der Kampf dauerte bis zum Abend, und ward besonders von Reutermassen bestanden. Da dem Feldherrn Schwarzenberg mehr daran lag, auszumitteln, ob die feindlichen Streitkräfte beisammen seien, als einen wesentlichen Vortheil zu gewinnen: so wurde er, für beide Theile ehrenvoll, abgebrochen, und am folgenden Tage auf französischer Seite, wie auf der der Verbündeten, alles zu einer Hauptschlacht eingeleitet. In der That waren Napoleons Schaaren ebenfalls größtentheils in und um Leipzig herum eingetroffen, und was noch fehlte, war im vollem Marsche dahin begriffen. Er selbst langte während jenes Treffens Nachmittags um 2 Uhr ungefähr von Düben her an. Seine ganzen Garden trafen gegen Abend ein. Am 15. musterte er das ganze Heer, und wieß den Feldherren, den Schaaren die Rollen an, die sie in dem blutigen Schauspiele am nächsten Morgen übernehmen sollten. Seine ganzen Streitkräfte mochten sich in diesem Augenblicke und auf dieser Seite gegen 80 — 90,000 Mann belaufen. Die andern waren unter Ney und Regnier noch auf dem Marsche, oder dazu verwendet, unter Marmont die Gegend nach Norden zu decken, den einzigen Rückzugspunkt durch Lindenau, unter Bertrand zu sichern. Der Plan des Fürsten Schwarzenberg, der den Oberbefehl über das große Heer führte, obschon die drei Monarchen von Rußland, Preußen und Österreich zugegen waren, war ungemein einfach. Das Ganze sollte in drei Colonnen vorwärts dringen. Der rechte feindliche Flügel war nämlich durch die, von Süden nach Norden fließende Pleiße geschützt, die durch die, längs hinliegenden Dörfer, Wiesen, Gebüsche abgeleiteten Arme eine sehr feste Stellung gewährte. Die eine jener Colonnen sollte daher auf dem linken Ufer derselben herunterziehen, im Rücken des französischen linken Flügels zwischen Lösnig und Connewitz darüber setzen, alle Reserven, welche bei Störmthal und Magdeborn im Mittelpunkte aufgestellt waren, hatten für diesen Fall die Weisung, jener Colonne nachzurücken. Die mittelste Colonne war bestimmt, auf dem rechten Pleißenufer herabzuziehen, und die dritte, die Landstraße nach Liebertwolkwitz zu verfolgen. Beschäftigten sie beide in der Fronte das französische Heer dergestalt, daß jene linke Flügelcolonne im Rücken des Feindes über die Pleiße gehn konnte: so war ihm der Weg nach Leipzig und jeder Rückzugspunkt abgeschnitten, und man sieht kaum ein, wie er der völligen Vernichtung entgehen konnte, zumal da noch ein besondres Corps von 10,000 Mann unter dem General Giulay noch weiter links, jenseits der Elster, und parallel mit dieser auf dem linken Ufer nach Lindenau die Richtung nahm, um dieses zu nehmen, so nach Leipzig selbst während der Schlacht hereinzubringen, und die Vernichtung des Feindes zu vollenden. Was im Norden von der-

bündeten Truppen hierher auf dem Marsche war, was diese thun würden, konnte nicht mit in die Berechnung aufgenommen sein, da die Communication mit Blücher und Johann in einem zu weitem Bogen unterhalten werden mußte, um einen, in's Kleinliche gehenden Plan zu verabreden; erst am Sonntage, den Tag nach der Schlacht, erfuhr man Blücher's Eintreffen und den Gang, den das Treffen bei Möckern genommen hatte. So der Plan von Schwarzenberg; die Richtungspunkte der Colonnen waren, jenes Lindenau abgerechnet, Connewitz, als äußerster Übergangspunkt über die Pleiße mit seiner Brücke, um dem feindlichen Heere in den Rücken zu kommen, Wachau mit seinen beherrschenden Höhen, der Schlüssel zur Besiegung des feindlichen Mittelpunktes, und endlich Liebertwolkwitz, die Stütze seines linken Flügels. Es war am 16. October früh um 7 Uhr, als sich alle Massen in Bewegung setzten. Was sich von den Vorposten des feindlichen Heers in den, vor dessen Fronte liegenden Dörfern, Markkleeberg und Wachau, vorfand, ward schnell zurückgeworfen, bis gegen 9 Uhr die ganze Linie in vollem Kampfe war. Der Kanonendonner war da bereits so arg, daß in Leipzig die Fenster dröhnten, und von hohen Gebäuden der Blitz einzelner Batterien zu sehen war. Bereits stieß das verbündete Heer auf Schwierigkeiten, die den großen, einfachen Plan Schwarzenberg's immer zweifelhafter werden ließen. Napoleon hatte die Dörfer am rechten Pleißeufer alle stark besetzt. Die eingelegten Truppen machten auf die, links herabziehende Colonne ein mörderisches Feuer. Poniatowski's Polen schützten die Brücke bei Connewitz und wo der Fluß durchwatet werden konnte. Und indessen hier der Kampf in stätem Schwanken blieb, richtete Napoleon sein Augenmerk darauf, das verbündete Heer in der Mitte zu durchbrechen. Die immer hier kräftiger und zahlreicher andrängenden Franzosen hatten sich nicht allein in den Besitz der, von ihnen früh geräumten Dörfer in der Fronte gesetzt, sondern waren selbst über Wachau und Markkleeberg so weit vorgedrungen, daß der Graf Wittgenstein, der das Centrum befehligte, fürchten mußte, vom rechten, nach Liebertwolkwitz vordringenden Flügel abgeschnitten zu werden. Er verlangte dringende Unterstützung, und ehe der Mittag da war, mußten die Reserven, welche zum Theil schon auf dem linken Pleißeufer waren, wieder zurückgezogen werden, dem Andrang des Feindes auf dem rechten zu begegnen. Dies gelang in der That unmittelbar am rechten Ufer mit dem glücklichsten Erfolg. An ihm mußten die Franzosen weit hinunter weichen, und erlitten ungemeinen Verlust. Aber Napoleon, auf seinen Plan so fest beharrend, vertrauend auf Poniatowski's Tapferkeit, für seinen rechten Flügel im Rücken nichts fürchtend, hatte sich nicht umsonst in den Besitz von Wachaus Höhen gesetzt. In diesem Dorfe ward eine Masse von Geschütz, Reiterei und Fußvolk zusammengebracht; mit ihnen drang er rechts und links vom Dorfe, und mitten hindurch auf den Mittelpunkt der Verbündeten. Es glückte ihm, dies zu durchbrechen, eine Batterie von 26 Kanonen zu nehmen. Noch eine kräftige Nachhut, die in die Linie einrücken konnte, und der vollständige Sieg war sein. Schon läuteten die Glocken deshalb in Leipzig. Allein jene neuen, nothwendigen Verstärkungen fehlten. Zwar traf fast in demselben Augenblicke der Marschall Ney mit seinem Corps von Delitzsch her ein. Der Kanonendonner war ihm der Wink gewesen, wohin er sich zu wenden habe. Allein mit ihm fast gleichzeitig kam auch die Nachricht, daß das blücher'sche Heer im Norden heranstürme, und, was ihm entgegenstand, zu vernichten drohe. Leipzig selbst konnte dann leicht in wenig Stunden seine Beute sein. So mußte Napoleon den entscheidenden

Augenblick fahren lassen. Er selbst führte die Schaaren Ney's eilig wieder Blüchern entgegen (Nachmittags 3 Uhr), und überließ es seinen Marschällen, die errungnen Vortheile, wo nicht zu verfolgen, doch zu behaupten. Selbst das Letztere war nicht möglich. Der Kaiser Alexander, nicht fern von dem gefährlichsten Punkte, ließ sein, ihn bedeckendes Regiment der Gardekosaken vorbrechen. Sie hinderten die französischen Kürassiere, die eroberten Kanonen wegzuführen. Die Schäferei Auerhayn, zwischen der Pleiße und Wachau, ward von russischen Grenadieren gestürmt. Bald konnte auf der ganzen Linie wieder vorwärts gedrungen werden. Der Besitz von Wachau erlaubte dem Feinde zwar noch einen Versuch gegen den Mittelpunkt. Bis Gossa drang er, — ungefähr ¾ Stunden vorwärts von Wachau gelegen, — vor, aber nach dem heftigsten Kampfe behaupteten sich die Russen und Preußen darin. Allmälig neigte sich der Abend, und endigte die Schlacht auf diesem Punkte, wie auf dem andern. Waren Napoleons Anstrengungen in der Hauptsache umsonst gewesen: so muß man nicht vergessen, daß jener Plan von Schwarzenberg, ihn zu umgehen, nicht weniger scheiterte; daß der General Graf Meerveldt, der ihn um jeden Preis durchsetzen wollte, Nachmittags um 3 Uhr bei Delitz, wo er durch die Pleiße gegangen war, an der Spitze eines Bataillons gefangen wurde; daß Napoleon Kanonen eroberte, und, — nach seinem Berichte, — Fahnen erbeutete; daß er schon den Sieg errungen hatte, aber wieder aus den Händen lassen mußte; daß ohne jene Dazwischenkunft von Blücher die beiden, nun gänzlich in der Luft stehenden Flügel des verbündeten Heers in der größten Gefahr waren; daß endlich die Schlacht selbst für's verbündete Heer, so blutig sie gewesen war, gar nicht als Sieg gelten konnte, und beide Heere am Abende, am nächsten Tage ungefähr in der Lage blieben, in der Stellung standen, welche sie früh am 16. eingenommen hatten. Der Versuch auf Lindenau hatte zu nichts gedient. On se cassera le nez! hatte Napoleon deshalb dem König von Sachsen von Wachaus Höhen gemeldet, und es traf ein. Der Waldsaum an der Elster und Luppe gab den französischen Scharfschützen freies Spiel, auf die herabziehenden Österreicher ein wirksames Feuer zu eröffnen. Eine Batterie auf den Höhen vor dem Dorfe beherrschte alle, dahin führenden Wege. Mit Verlust wurden die Österreicher aus dem eroberten Theile des Dorfes herausgetrieben, und genöthigt, über Plagwitz nach Zschocher hinauf längs der Elster zurückzugehen. Wenn wir in Plotho's Gesch. d. Kr. lesen, Giulay habe sich des ganzen Dorfes bemächtigt gehabt, und sei bis zum Kuhthurm vorgedrungen (der zwischen dem Dorfe und der Stadt liegt): so kann dies höchstens von einzelnen wenigen Tirailleurs gelten, die auf einem Seitenwege heranschlichen. Nahm ein Gott Napoleon während der Schlacht auf Wachaus Höhen Lindenau, sagt ein scharfsichtiger Beurtheiler dieser Schlachttage: so war er rein verloren. Warum man daher einen solchen Versuch mit so wenig Streitkräften machte, und wenn keine mehr verwendet werden konnten, ihn nicht lieber ganz unterließ, ist bis auf diesen Tag noch nicht kund geworden. Am wenigsten glaube man, der Rückzug sei geschehen, um Leipzigs Untergang zu verhindern. Glänzend dagegen, obschon ungemein blutig, war der Kampf, den der alte Blücher mit den, nördlich von Leipzig stehenden französischen Truppen unter dem Marschall von Ragusa bestand. Blücher hatte, statt über die Saale nach Berlin zurückzueilen, wie Napoleon hoffte, mit Johann von Schweden, doch so, daß dieser um einen Marsch zurückblieb, die Richtung am 15. October nach Halle genommen, und am 16. ging er in zwei Colonnen

Digitized by Google

nach Leipzig vor, so, daß er um 3 Uhr über Schkeuditz her eintraf. Da die leichten Truppen der Armee von Norddeutschland, wie das Heer von Johann und Blücher sich nannte, schon seit mehrern Wochen um Leipzig in der mitternächtlichen Gegend umherschwärmten, und fast alle Nächte die französische Besatzung desselben beunruhigten: so hatte er wahrscheinlich, um, wie bei Lindenau, einen Coup de main zu verhüten, das Corps von Ragusa aufgestellt, aber in keinem Falle den Anmarsch der ganzen Nordarmee gefürchtet, denn sonst würde er Ney Befehl gegeben haben, sich an dasselbe anzuschließen, statt, wie dieser, ohne Befehl, that, auf's Gerathewohl, um Leipzig herum nach Süden zu marschiren. Zum Unglück hatte der Herzog von Ragusa noch den Gedanken gefaßt, sich von Möckern an über Breitenfeld bis Wiederitzsch auszudehnen, statt die Linie von Möckern über Eutritzsch nach Schönfeld zu nehmen, die um die Hälfte kürzer war, und welche er mit 20 000 Mann, so viel hielt ungefähr sein Corps, fester halten konnte, da die Gehölze zwischen Gohlis und Eutritzsch überdies für Tirailleurs eine gute Verbindungskette anboten. Schon um 1 Uhr griff Blücher die Vorhut Ragusa's in Wahren und Lindenthal, — bei Breitenfeld, — an, und rückte in drei Colonnen über das letztere, Lindenthal und Lützschena vor. Bei Möckern, an der Elster gelegen, war der Hauptkampf. 40 Kanonen, und das, gut zur Vertheidigung benutzte Dorf unterstützten hier die französische Infanterie. Als indessen der, hier befehligende französische General Compans stark verwundet war, blieb Blücher's Sieg nicht mehr lange zweifelhaft, und indem er Möckern eroberte, das Geschütz der Feinde nahm, drohete er, nach Leipzig selbst vorzudringen, was bei dem Stande der Dinge in Süden einen furchtbaren Ausgang für Napoleon nehmen konnte, da es, als sich der Sieg für die Preußen und Russen entschied, erst um 3 Uhr Nachmittags war. Doch der französische Kaiser nahm, an der Spitze des ney'schen Corps, die zurückweichenden Schaaren Marmont's auf, und hinderte Blüchern, seinen Sieg weiter zu verfolgen. — So endete der 16. October auch hier. Rings um die ganze Stadt hatte der Kampf gewüthet. Noch trennte Wald und Fluß die Heere der Verbündeten im Süden und Norden. Noch wußten beide nichts von einander. Erst Abends am 17. ging im Hauptquartiere der Monarchen im Städtchen Rötha die Nachricht vom Siege bei Möckern ein. Napoleon war nur hier geschlagen; er war indessen aber zu schwach, zu bedroht, auch wol zu unschlüssig, am folgenden Tage die Massen in Süden auf's neue anzugreifen; diese waren ihrerseits von der Tapferkeit der franz. Truppen so empfangen worden, daß sie ebenfalls Bedenken trugen, das Glück der Schlacht auf's neue eher zu versuchen, bis die neuen Verstärkungen eingetroffen sein würden, die Benningsen von Dresden her, über Grimma herbeiführte, und welche jeden Augenblick erwartet werden konnten. So verstrich der trübe 17. October in einer stillschweigend beobachteten Waffenruhe, indessen die Vorposten beider Heere auf Flintenschuß einander gegenüber standen, und Napoleon, das Mißliche seiner Lage fühlend, machte durch den gefangnen Graf Meerveldt Anträge zu einem Waffenstillstande. Er verlangte, ruhig bis hinter die Saale zurückgehen zu dürfen, versprach, die Festungen an der Oder und Weichsel zurückzugeben, und den Frieden selbst zu negoziren, fand aber, da seine Schwäche dadurch offenbar war, kein Gehör. Ein kleines Reitergefecht hatte in Norden Statt gehabt. Das vom ney'schen aufgenommne und verstärkte marmont'sche Corps hatte sich in der Linie von Gohlis nach Eutritzsch aufgestellt. Zwei Reiterregimenter mit einigen Kanonen wurden von Blücher angewiesen, sich auf den äußersten rechten feinde-

lichen, ebenfalls aus Reiterei bestehenden Flügel zu werfen. Diese Reiterei floh mit vollem Zügel nach Leipzig herein, und jubelnd kehrten die erstern mit 5 Kanonen und Gefangnen zurück, vom französischen Fußvolk, das dadurch nicht in Unordnung kam, nur wenig beunruhigt. Inzwischen war auf Blücher's linker Flanke der Kronprinz von Schweden am 17. des Nachmittags eingetroffen. Ney und Marmont wagten jetzt nicht mehr, im offnen Felde stehen zu bleiben. Sie gingen über die Parde nach Schönfeld, und indem nun Napoleon die böseste aller Schlachten, eine Defensivschlacht zu liefern gezwungen war, nahm er am 18., dem entscheidenden Tag über Deutschlands Schicksal, gegen die ungeheure Uebermacht seiner Feinde eine Stellung mehr rückwärts, so, daß die zwei Flüße, Parde und Pleiße, zum Schutze der beiden Flügel dienten, während die Dörfer Connewitz, Probstheida, Holzhausen, Baunsdorf, Schönfeld, die Hauptpunkte für Flügel und Fronte wurden. Die vorwärts liegenden Dörfer wurden nur mit Vorposten besetzt. Die Garden standen zwischen Probstheida und einer Windmühle, um von diesem Mittelpunkte aus zur Unterstützung nach jedem bedrängten Orte eilen zu können. In ihrer Mitte leitete Napoleon das Ganze. Poniatowski befehligte wieder am Pleißenufer, Ney und Marmont an dem der Parde. Zwischen Lösnig, vor Connewitz gelegen, und Probstheyda ziehen sich Teiche und Weidendämme hin; sie besetzte Marschall Augereau. Macdonald befehligte in Holzhausen. Die nördliche Vorstadt von Leipzig ward durch eine Batterie gedeckt, die hinter der Parde in den Gärten Leipzigs aufgestellt war. Dombrowski und der Herzog von Padua leiteten hier. Bertrand sicherte das, für den Rückzug so wichtige Dorf Lindenau, und verjagte alles, was von Österreichern an der Elster stand, den Weg nach Lützen frei zu machen, auf welchem schon vom 18. October früh an alle unnützen Equipagen ꝛc. davon jagten. Das verbündete Heer unter Schwarzenberg dagegen hatte eines Theils wieder den Plan, den rechten französischen Flügel, wie es am 16. versucht wurde, an der Pleiße zu verdrängen, und in seinem Rücken zu gehen, anderntheils dem Heere unter Johann und Blücher die Hand zu bieten, wozu die, auf der grimma'schen Straße heruntergerückten Schaaren unter Benningsen die beste Gelegenheit boten. Blücher, der von allen Massen den äußersten rechten Flügel bildete, suchte theils auf die nördliche leipziger Vorstadt zu wirken, und sie wegzunehmen, theils Schönfeld zu erobern, indem hier ein Damm durch die sumpfigen Wiesen über die Parde führte, während Johann, dieselbe zwei Stunden höher, bei Plaußig und Grasdorf hindurchwatend, theils bei Taucha auf der Brücke daselbst überschreiten ließ, und links nach Baunsdorf, rechts nach Schönfeld operirte. Die französischen Vorposten im Süden zogen sich schnell auf die Hauptstellung zurück. Dagegen ward diese in allen Punkten auf's tapferste vertheidigt. Die, unter dem Befehl des Erbprinzen von Hessen-Homburg herabdringende Colonne, welche die Pleiße gewinnen sollte, war so wenig im Stande, ihren Zweck zu erreichen, daß alle Reserven, selbst das von der Elster herangezogne giulay'sche Corps, den Kampf kaum im Gleichgewicht zu halten vermochten. Die erwähnte Linie zwischen Lösnig und Probstheyda zu durchbrechen, gelang eben so wenig. Erst gegen Mittag ward Meisdorf erstürmt und verbrannt, ein einsames Vorwerk, das nun den Sturm auf Probstheyda erlaubte. Aber von 150 Kanonen beschossen, von immer neuen Colonnen angegriffen, behaupteten sich die Franzosen auch hier, und blieben, nicht Sieger, doch unbesiegt. Dagegen traten mehrere Umstände zusammen, auf dem französischen linken Flügel die Schlacht so zu entschei-

Digitized by Google

den, daß an ein Erneuern derselben bei Napoleon nicht zu denken war. Zwar waren alle Versuche Blücher's gegen das Gerberthor Leipzigs in der nördlichen Vorstadt umsonst, und wurden mit Verlust zurückgewiesen. Eben so wenig konnte er über die Parde nach Schönfeld vordringen, da der einzige Paß dahin dadurch vernichtet ward, daß Ney die herrschaftlichen Gebäude, durch die er führte, in Flammen setzte. Die sumpfigen Wiesen aber hinderten jeden Versuch, mit Geschütz und Reiterei selbst heran und über die Parde zu kommen. Statt dessen war der Kronprinz Johann auf keine Schwierigkeiten gestoßen. Taucha war zwar von zwei Bataillonen des regnier'schen Corps besetzt, das Abends am 17. eingetroffen war. Eben so galt der heitere Blick, ein Vorwerk auf der Straße von Taucha nach Leipzig, als ein Punkt, der jedes Debouchiren aus Taucha durch die rings herum liegende Höhe und die Parde selbst beherrschte. Aber das regnier'sche Corps, das auch ihn besetzte, bestand aus Sachsen und Würtembergern, die des französischen Dienstes längst überdrüßig waren, in den Verbündeten nur Befreier ihres Vaterlandes sahen, und daher ging Taucha und der heitere Blick im Augenblick durch ihren Übertritt verloren. Um 1 Uhr hatte sich Johann bereits mit Benningsen vereint, der früh erst die französischen Vorposten aus Großpösna vertrieben, und dann immer seine rechte Flanke so verlängert hatte, daß theils diese Verbindung möglich ward, theils der Marschall Macdonald, welcher Holzhausen vertheidigte, bei solcher Übermacht allmälig nach Stötteritz zurück mußte, und so stand dem Sturme auf Baunsdorf, das, nebst Probstheyda, den zweiten wichtigsten Punkt in der feindlichen Fronte bildete, nichts entgegen. Er begann mit dem auf Probstheyda fast gleichzeitig; mit gleicher Wuth und gleicher Tapferkeit ward auf beiden Seiten gekämpft, und wie bei Probstheyda, würde auch hier der Erfolg unentschieden geblieben sein. Allein gegen Probstheyda konnte Napoleon seine Garden zur Unterstützung vorführen, wenn der Kampf schwankte. Hier standen in Sellerhausen die, zum regnier'schen Corps gehörigen Sachsen, und als diese Reserven dahin vorgehen sollten, gingen sie, wie ihre Brüder früh in Taucha und auf dem heitern Blicke, zu den Verbündeten mit 26 Kanonen über, die sogleich gegen die Franzosen gerichtet wurden. Nun erst suchte Napoleon diese große Lücke, das verlorne Terrain durch mehrere, von seiner Stellung aus unternommne Angriffe auszugleichen. Er konnte nur die gänzliche Niederlage verhüten. Jene Verhältnisse hatten auch über Schönfeld entschieden. Es ward von Taucha her nach dem hartnäckigsten Kampfe durch den Grafen von Langeron genommen, und das gänzliche Aufrollen des linken französischen Flügels verhütete Napoleon nur durch die, schnell durch Volkmarsdorf herbeieilenden Gardereserven, wobei der sinkende Abend, die Erschöpfung von beiden Theilen das Ihrige auch that. Überall hatten die Franzosen auf dem linken Flügel, nach dem entsetzlichsten Widerstande, das Terrain verloren; indessen war ihre Linie doch keineswegs durchbrochen, nirgends in den Rücken genommen; die Hoffnung zu einem entscheidenden Siege bei der Übermacht der vollkommen vereinten Masse der Verbündeten war dahin, aber der Rückzug in guter Ordnung nicht unmöglich, sobald Wege genug waren, auf welchen die Colonnen, ohne sich zu durchkreuzen, abziehen konnten. Auch die Verbündeten waren erschöpft, und so wenig für die nächste Nacht zu Etwas aufgelegt, daß man in ihren Bivouaks erst am Morgen sicher erfuhr, wie alle jene genannten Dörfer vom Feinde geräumt seien. Aber an solchen Colonnenwegen fehlte es. Alles, was im Felde um Leipzig herum stand, mußte

Digitized by Google

am Ende in der westlichen Vorstadt zusammentreffen, von wo sich nun bis Lindenau ½ Stundenlang ein enges Defilee bildet; ein Damm, auf dem nun alle Parks, alle Heerden, Equipagen, Reiter, Fußvolk in einer Colonne ziehen sollten, den mehrere Arme der Elster durchschnitten. Dieses Verhältniß hätte sich durch zeitige Vorkehrung, durch mehrere, über Elster und Pleiße geschlagne Brücken in Etwas abändern lassen. Allein es war nicht das Geringste in der Art geschehen. Die unzeitige Angst eines Officiers, der damit beauftragt war, wenn sich die Vorhut der Verbündeten auf dem Steinwege der Vorstadt zeigen würde, die Elsterbrücke in die Luft zu sprengen, nahm einige, auf einem Seitenwege herangeschlichene Wagehälse für den, von ihm zu beachtenden Vortrab, und ließ die Brücke vernichten, als noch 15 — 20,000 Mann zurück waren, und mehr als 200 Kanonen herbeijagten. So endigte der Rückzug nach der Schlacht unter Umständen, wodurch es das Ansehn gewann, als sei die französische Armee in größter Unordnung aus dem Felde geschlagen worden. Was in der Schlacht selbst an Gefangnen, Kanonen und Gepäck nicht verloren gegangen war, wurde jetzt hier eingebüßt. Napoleon hatte schon am 16. Abends mit mehrern Marschällen das Hauptquartier in der Vorstadt genommen. Leipzig, schon seit Jahren keine Festung mehr, war doch schon seit mehrern Wochen in einiger Art gegen den ersten Anlauf festgemacht worden. Jetzt wurden noch in aller Eile die Mauern der, sich auf's Feld öffnenden Gärten, des Kirchhofs, des Vierecks, wo die kleinen, zur Aufbewahrung des Pulvers bestimmten Gebäude stehen, mit Schießscharten für Geschütz und Fußvolk versehen. Poniatowski und Macdonald waren angewiesen, mit ihren Schaaren die Vorstädte so lange zu decken, bis die Hauptmasse hindurch sei, und sich dann fechtend anzuschließen. Als am 19. des Morgens die sichere Nachricht im Hauptquartiere der Verbündeten einlief, wie alle Stellungen vom Feinde verlassen seien: so wurde ihrerseits sogleich Befehl zum Aufbruch gegeben, um Leipzig theils durch Sturm, theils durch Beschießen zu nehmen. Selbst eine Batterie von englischen Brandraketen, die sich bei dem Heere Johanns befunden hatte, aber in der Schlacht selbst nicht von Wirkung gewesen zu sein scheint, war für den Nothfall aufgefahren. Der Anmarsch gegen die grimma'sche Vorstadt hatte keine Schwierigkeiten, aber der Kampf um diese selbst raubte noch manchem tapfern Krieger das Leben. Die Preußen, schon mehrmals im Besitz derselben, wurden durch das verheerende Feuer der, den Steinweg festhaltenden französischen Truppen immer wieder hinausgetrieben, bis es ihnen gelang, durch einige, auf's Feld sich öffnende Gärten einzudringen, dieses Thor von der Seite zu nehmen, und so festen Fuß zu fassen. Das, nach Schönfeld führende Thor wurde nicht weniger standhaft behauptet. Am Gerberthor (in der nördlichen Vorstadt) war am Tage vorher den Frontangriffen Blücher's so kräftiger Widerstand geleistet worden, daß dieser sie endlich als unnütz aufgab, und sich auf die Höhen nach Eutritzsch und Möckern zurückzog, einen Theil seiner Truppen unter York nach der Saale zusendend, den zu erwartenden Rückzug der Franzosen in der Flanke zu beunruhigen. Jetzt wurde es aber von russischen Jägern in der Fronte und seitwärts auf den Pardewiesen beschossen und gestürmt. Gegen 10 Uhr ungefähr waren die Verbündeten bereits in dem Besitz dieser drei Thore, und das Beschießen der, in der größten Gefahr schwebenden Stadt, die durch einen Parlamentär bei den Monarchen selbst um Schonung gebeten hatte, für minder nöthig gehalten. Indessen hatten sich die, aus den Thoren der Vorstadt vertriebnen Franzosen in dieser selbst in Ordnung aufge-

Digitized by Google

stellt, und zogen in ziemlicher Ordnung, von Napoleon, der bei dem gebeugten König von Sachsen und dessen Familie Abschied nahm, als an den Thoren der wüthendste Kampf herrschte, zum Widerstand aufgemuntert. Napoleon selbst gewann mit Mühe und auf einem Umwege den Ausgang durch die westliche (ranstädter) Vorstadt und ihr Thor. Bald nachher flog die, so wichtige Elsterbrücke durch Voreiligkeit des, die Flatterminen befehligenden Kriegers in die Luft (s. Odeleben's angeführte Schrift). Wilde Verzweiflung, Angst erfüllte nun die Schaaren von Macdonald und Poniatowski. Alle suchten nun über die schmalen Brücken der Pleiße, und in die, hinter ihr liegenden Gärten zu kommen, welche auf der andern Seite aber wieder von der Elster umflossen sind, die keine Brücken hatte. Aus Bretern, Balken, Thüren schlugen sie schnell eine solche im reichenbach'schen Garten. Aber wie hätte sie nur dem hundertsten Theile der Fliehenden Raum gewährt? So sanken die Unglücklichen unter den Kolben ihrer Feinde auf dem Fleischerplatze, wohin sich von beiden Seiten der Vorstädte alles zusammengedrängt hatte, oder wurden in die Pleiße gedrängt, oder ertranken in der Elster, durch die sie sich schwimmend retten wollten. Poniatowski fand mit ihnen den Tod in ihren Fluthen. Macdonald war glücklicher. — Die Einnahme der innern Stadt kostete keine Mühe. Die, zur Vertheidigung ihrer Thore aufgestellten badenschen Truppen leisteten wenig Widerstand. Noch tobte der letzte Kampf in der Vorstadt, als die Verbündeten an der Spitze ihrer Schaaren hereinzogen. So war die große Völkerschlacht geendigt. Sie hatte den Siegern gegen 45,000 Menschen gekostet. Ihre Folgen waren aber so groß, wie die, freilich viel weniger blutige bei Breitenfeld von 1631. Vielleicht über 60,000 Mann verloren die Franzosen an Gefangnen, Todten, Verwundeten, wobei gegen 3000 Offiziere von allen Graden, nebst 300 Kanonen und einer unglaublichen Menge von Fuhrwerk. Der Zauber der Unüberwindlichkeit des französischen Kaisers war dahin. Die Kunst, ihn in offnem Felde zu schlagen, die J. v. Voß noch nach der lützner Schlacht für noch nicht erfunden erklärte, war nun gefunden. Der Rheinbund, längst von allen Fürsten und Völkern Deutschlands gehaßt, löste sich in dem Augenblicke auf, wo die Nachricht eintraf. Sachsen, dessen König als Gefangner abgeführt ward; Westphalen, das 1807 entstandne Königreich, waren unmittelbare Früchte des Sieges, und gewährten an Menschen und Bedürfnissen aller Art zwei reiche Hülfsquellen. Bis zum Rhein konnte Napoleon nirgends nur einen Tag rasten, da auf beiden Seiten große Schaaren folgten, ein Heer auf dem Fuße nachdrängte, die Kosaken seinen Vortrab machten, und die sich an das große Bündniß schon am 8. October angeschlossnen Baiern den Weg über den Main gänzlich zu verlegen drohten. So ward bei der Entmuthigung der französischen, der Begeisterung der verbündeten Schaaren, dem raschen Verfolgen dieser, jeder Schritt mit neuem Verlust an Menschen und Geschütz bezeichnet, und obschon Napoleon sich den Weg durch die Baiern nach dem Rheine bei Hanau öffnete: so waren doch die hinübergeführten Reste kaum eine Armee zu nennen. Es gehörte ein Geist, wie der seinige war, dazu, nach solchem Unfalle doch noch den Kampf in Frankreich selbst ein halbes Jahr fortzusetzen, und die Übermacht, die ihn hier auf allen Seiten alle Tage bestürmte, öfters selbst in eine so zweideutige Lage zu bringen, daß er einmal nicht ohne allen Grund sagen konnte: „Ich bin München näher, als sie es Paris sind."

Leisewitz (Joh. Ant.), ward 1752 zu Hannover geboren, stu-

Digitized by Google

dirte die Rechte zu Göttingen, und lebte im freundschaftlichen Umgange daselbst mit Boje, Bürger, Hölty, Miller, Stolberg, Voß u. A. 1777 wurde er zu Braunschweig als Landschaftssecretär, 1790 als Hofrath bei der geheimen Kanzlei angestellt, 1801 zum geheimen Justizrathe und geheimen Secretär im Ministerio, im geheimen Conseil, und 1805 auch noch zum Präsidenten des Obersanitäts-Collegiums ernannt. In allen diesen Ämtern erwarb er sich durch seine, mit der strengsten Rechtschaffenheit verbundne, und durch die gründlichsten Einsichten geleitete Thätigkeit ausgezeichnete Verdienste. Als Schriftsteller hat sich Leisewitz durch ein einziges, aber meisterhaftes dramatisches Gedicht: Julius von Tarent (Leipzig, 1776), einen bleibenden Ruhm erworben. Früher hatte er an einer Geschichte des 30jährigen Kriegs gearbeitet, aber die Handschrift noch vor seinem Tode (1806) vernichtet.

Lekain (Henri Louis) berühmter tragischer Schauspieler, geb. 1728 zu Paris. Sein Vater, ein Goldschmidt, wollte ihn demselben Berufe widmen, und der Knabe hatte bereits im 16. Jahre so große Fortschritte gemacht, daß man seine Arbeit suchte. Dabei genoß er Unterricht im Collège de Mazarin, wo die Schüler zu Ende des Schuljahrs ein Schauspiel aufführten. Lekain konnte den Aufwand nicht bestreiten, den die Mitspielenden machen mußten, aber er war doch bei den Proben zugegen, und übernahm das Geschäft des Einhelfers, das er mit viel Einsicht und Geschick versah. Er brauchte dabei im Nothfall kaum das Buch, so ganz prägten sich die Schauspiele seinem Gedächtnisse ein, wenn er sie mehrmal gehört hatte. Nach den Schulstunden nahmen ihn seine Mitschüler in Anspruch, um ihre Rollen mit ihm zu wiederholen, da er nicht nur sehr gefällig war, sondern ihnen bei der Übung des Gedächtnisses zugleich das Beispiel eines guten Vortrags gab. Sein größter Genuß war, Sonntags das französische Theater zu besuchen. Als nach den Frieden von 1748 die gesellige Unterhaltung in Paris neues Leben erhielt, bildeten sich einige Privattheater, und auch Lekain verband sich mit einigen jungen Leuten zu einem dritten in der Straße St. Mery, das sich bald über die andern erhob. Lekain zeichnete sich in Kurzem durch sein Spiel aus, und Arnaud Baculard ließ sein Lustspiel: der schlechte Reiche, zuerst von dieser Gesellschaft aufführen. Voltaire, Arnaud's Gönner, war bei der Vorstellung zugegen und lud Lekain, der die Rolle des Liebhabers spielte, zu sich ein. Der junge Schauspieler erschien, es war 1750, blöde vor dem berühmten Manne, der ihm aber entgegen kam, und ihn mit den Worten umarmte: dem Himmel sei Dank, ich habe zum erstenMal jemand gefunden, der mich bewegt und gerührt hat, selbst als er schlechte Verse sprach. Voltaire widerrieth ihm jedoch, Schauspieler zu werden, und suchte seine Vorstellungen durch die Auseinandersetzung der Nachtheile dieses Berufs Gewicht zu geben; ja, um den jungen Mann zu bewegen, das Gewerbe seines Vaters nicht zu verlassen, wollte er ihm 10,000 Franken vorschiessen, um ihn in eine bequemere Lage zu setzen. Lekain schwankte, gerührt durch das edle Anerbieten seines Gönners, aber sein innerer Trieb zur Kunst siegte. Als Voltaire sah, daß der Entschluß des jungen Mannes unerschütterlich war, sagte er zu ihm, er wolle ihm wenigstens die Kosten der Lehrjahre ersparen, und ihm in seinem Hause ein Theater bauen lassen, wo Lekain mit seinen jungen Freunden spielen könne, was ihm gefalle. Man schritt alsbald zur Ausführung. Lekain wohnte bei Voltaire, dessen zwei Nichten mitspielten, und zuweilen übernahm der Dichter selbst eine Rolle. Die ausgezeichnetsten Männer strebten nach dem Vorzuge, diesen Vorstellungen beizuwohnen. Hier sah man die Rolle

des Cicero in dem geretteten Rom, von Voltaire mit einer Kraft und Wahrheit gespielt, wovon die Überlieferung noch immer zu erzählen weiß, und, von dem Beispiele eines solchen Musters begeistert, glänzte Lekain als Titus. Während der 6 Monate, die er in Voltaire's Nähe verlebte, machte seine Kunstfertigkeit die größten Fortschritte, und er selber sagt in seinen von seinem Sohne herausgegebnen Denkwürdigkeiten (Mémoires de H. Lekain, Paris 1801), er habe in jener Zeit die Geheimnisse seiner Kunst ergründet. Vor seiner Abreise nach Berlin (1750) erlangte Voltaire für seinen Schützling die Erlaubniß, auf dem Théâtre Français aufzutreten. Lekain erwarb großen Beifall, lernte aber bald die Schwierigkeiten kennen, die jeder ausgezeichnete Mensch auf seiner Laufbahn findet, und es gelang Neidern und heimlichen Feinden, trotz den Äusserungen des öffentlichen Beifalls, Lekain's Aufnahme so lange zu verzögern, daß er nicht eher, als anderthalb Jahre nach seinem ersten Auftreten, Mitglied der Bühne wurde. Seine Zeitgenossen, die ihn in seinen glänzendsten Leistungen sahen, und nicht, wie Marmontel, feindselig gegen ihn gesinnt waren, rühmen einstimmig das tiefe Studium, das er in allen Theilen seiner Kunst zeigte, sein richtiges Urtheil, und vor allen die rege Empfänglichkeit seines Gefühls. Bis an's Ende seiner Laufbahn überstimmte die Bewunderung den Neid. Seine letzte Leistung: Vendome in Voltaire's Adelaide, bewunderte man mehr, als alles, und die Anstrengung, die er dabei machte, war die nächste Ursache seines Todes. Er ging bei rauhem Wetter sehr erhitzt aus dem Schauspielhause, und diese Unvorsichtigkeit, der er eine noch größere hinzugefügt haben sollte, zog ihm ein entzündliches Fieber zu, das ihn in wenigen Tagen, 1778, in's Grab stürzte. An dem Tage, wo er starb, kehrte Voltaire, nach einer Abwesenheit von 30 Jahren, nach Paris zurück, und die erste Neuigkeit, womit man ihm entgegen kam, war die erschütternde Nachricht vom Tode seines Schützlings. Eine seiner glänzendsten Darstellungen war Mahomet in Voltaire's gleichnamigem Stücke. Das Gebehrdenspiel, worin er Meister war, erhöhte die Täuschung. Er war die Seele der Bühne, so bald er auftrat, und seine gemessene Declamation gab den Mitspielenden den Ton an. Man weiß, daß Gretry in seinem Versuche über die Musik Stücke von Lekain's Rollen auf Noten gesetzt hat. Voltaire nannte ihn den einzigen, wahrhaft tragischen Schauspieler. Er genoß im Leben hohe Achtung, wozu sein edles Wesen nicht weniger, als seine Kunstgaben, beitrug. Man kennt die würdige Antwort, die er einst einem Höfling gab, der sich über die Schauspieler und die denselben bewilligten Vortheile geringschätzig geäußert hatte. „Und nehmen Sie denn, erwiederte Lekain kalt, für nichts das Recht, das Sie zu haben vermeinen, mir alles dies zu sagen?" Sein ausgezeichnetes Talent schützte ihn nicht gegen die Unannehmlichkeiten seines Standes; er wurde dreimal in's Gefängniß geführt, und seine Rechtschaffenheit, seine edlen Gesinnungen konnten ihm bei gewissen Beherrschern der Bühne nicht mehr Achtung verschaffen, als man mittelmäßigen Schauspielern gewährte.

Lemberg (poln. Lwow), die Hauptstadt mit 60,000 Einw. im Königreiche Galizien, in dem davon benannten Kreise, am Flusse Peltew, mit Bergen umgeben, ist der Sitz des österreichischen Gouverneurs, der Landesregierung und andrer Landescollegien. Sie hat einen katholischen, einen griechischen und einen armenischen Erzbischof, welche mit der römischen Kirche vereinigt sind, einen evangelisch-lutherischen Superintendenten, wie auch den obersten Landesrabiner. Von den ehemaligen 38 Klöstern sind noch 10 vorhanden. Außer den Gymnasien befand sich hier auch eine Universität, welche nach Krakau

verlegt ward, 1817 aber wieder hergestellt worden ist. Auch wurde in demselben Jahre eine neue Rentschule für den Bürger- und Handelsstand eröffnet. Lemberg ist, nach Brody, die wichtigste Handelsstadt in Gallizien.

Lemierre (Anton Maria), französischer Schauspieldichter, geb. 1733 zu Paris. Sein Vater, ein Sporer, legte sich jedes Opfer auf, ihm eine gute Erziehung geben zu lassen. Die ausgezeichneten Anlagen, die der junge Dichter früh verrieth, bewogen den reichem Finanzpachter Dupin, ihn mit dem Titel eines Sekretärs zu sich zu nehmen, um ihn, ohne sein Zartgefühl zu beleidigen, die Mittel zu geben, seinem Hange zur Dichtkunst sich zu überlassen. Mehrere seiner Gedichte wurden von Akademien gekrönt, wie unter andern sein Gedicht über den Handel, worin der Vers: Le trident de Neptune est le Sceptre du monde, vorkommt, den man den Vers des Jahrhunderts nannte. Er wandte sich bald zur dramatischen Dichtung und sein erstes Stück: Hypermnestra, fand 1758 einen außerordentlichen Beifall. Man hält dieses Stück für diejenige seiner Arbeiten, welche die beste Anlage hat. Doch sagt ein Spötter nicht mit Unrecht: Es ist ein Trauerspiel zum Malen, ein Witzwort, das man später auf die meisten Arbeiten des Verfassers angewandt hat. Unter seinen spätern dramatischen Werken stachen nur Wilhelm Tell, der besonders in der neuen, kurz vor dem Anfange der Revolution auf die Bühne gebrachten Bearbeitung außerordentlichen Beifall gewann, und die Witwe von Malabar hervor. Nur diese drei Stücke haben sich, trotz ihrer Fehler, auf der Bühne erhalten. Es fehlt Lemierre's Arbeiten nicht an Feuer und Leben, aber zu dem Beifall, den das französische Publikum ihnen eine Zeitlang schenkte, trug sehr viel bei, daß er die dramatische Wirkung durch gut berechnete Decorationen zu verstärken wußte. Den Leser, der einen wohl angelegten Plan, gut durchgeführte Situationen, eine reine Diction sucht, befriedigen sie nicht. Besonders ist die Sprache die schwache Seite des Verfassers; doch findet man in allen seinen Trauerspielen Verse, die sich durch kräftige Gedanken, und edlen Ausdruck auszeichnen. Unter seinen übrigen Dichtungen sind auch seine Gedichte über die Malerei (1769) und die Jahresgebräuche (Les Fastes ou les usages de l'année, 1779) nicht ohne schöne Einzelnheiten. Lemierre erwartete nach Voltaire's Tode die Aufnahme in die Akademie; aber noch empfindlicher, als die erste Täuschung, die er erfuhr, als ihm Ducis vorgezogen wurde, war ihm zwei Jahre nachher die zweite, und er sagte bitter von den ihm vorgezognen Chabanon: Kein Wunder, daß er gesiegt hat, er spielt die Geige, ich nur die Leier. Ähnliche unbefangne Äußerungen seiner Eitelkeit hörte man oft von ihm. Erst 1781 ward er, als Watteux gestorben war, Mitglied der Akademie. Die Greuel der Revolution warfen ihn in eine Art von Betäubung, und er starb 1793, fast aller Mittel zu seinem Unterhalte beraubt. Seine Werke wurden 1810 von Perin in 3 Bdn. gesammelt.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemchen, ein witziger Epigrammatist und beißender Satyriker, ward zwischen 1510—1520 zu Margadant in Graubünden geboren, studirte 1533 zu Ingolstadt und begab sich von dort nach Wittenberg, wo er fünf Jahre lebte, sich durch Lebhaftigkeit und nicht gemeine Sprachkenntnisse auszeichnete, und bei Melanchthon die freundschaftlichste Aufnahme fand. Seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen ertheilte ihm die dortige Universität ungesucht und unentgeltlich die Magisterwürde. Auch war er so eng mit Melanchthon verbunden, daß er diesem, als 1535 wegen der Pest die Universität nach Jena ver-

Digitized by Google

legt wurde, dahin folgte, und mit ihm wieder nach Wittenberg zurückkehrte. Aber sein feuriger Geist überließ sich einigen Ausschweifungen, die seine ältern, kaltblütigen Beschützer ihm höher angerechnet zu haben scheinen, als billig war. Daher wurden seinem Wunsche, eine Professur in Wittenberg zu erhalten, allenthalben Hindernisse in den Weg gelegt. Am meisten aber schadete ihm seine 1538 herausgegebne Sammlung von Epigrammen, in welchen nicht nur mehrere Wittenberger verspottet, sondern auch der Kardinal Erzbischof Albrecht, Luther's bitterer Feind, als ein Beschützer der Wissenschaften gepriesen wurde. Diese, an sich gewiß unschuldigen poetischen Spiele erregten Luther's ganzen Zorn, welcher, nicht zufrieden mit der Wegnahme der noch vorhandnen Exemplare und der Bestrafung des Druckers, durch seine fortgesetzten Verfolgungen Lemnius nöthigte, die Flucht von Wittenberg zu nehmen. Man verfolgte ihn mit Steckbriefen, und verwies ihn, da diese fruchtlos blieben, förmlich von Wittenberg. Noch vor dieser Relegation predigte Luther wider ihn, und nannte ihn „einen ehrlosen Buben," seine Epigramme „ein recht Erzschand- Schmach- und Lügenbuch, dadurch er nach allen Rechten billig den Kopf verloren hätte." Lemnius wandte sich nach Basel, wo er vermuthlich in einer Buchdruckerei als Corrector seinen Unterhalt fand. Kaum hatte er jedoch das Relegationspatent gelesen und von Luthers heftiger Strafpredigt gehört, als er seine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, auf's neue herausgab, sich darin die gröbsten Ausfälle auf Luther und seine andern Feinde erlaubte und Schmähungen mit Obscönitäten abwechsein ließ. Camerarius schrieb dagegen eine nicht heftige, aber ernste und würdige Gegenschrift (Elegias hodoiporikas). Hierauf gab Lemnius seine Apologie heraus, in welcher er theils seine ersten Epigramme in Schutz nimmt, theils neue heftige Angriffe auf Luthern thut. Diese Apologie gehört unter die größten literarischen Seltenheiten. Noch seltner aber ist seine, unter dem Namen: Lucius Pisaeus Juvenalis erschienene Monachopornomachia (der Mönchs- Huren- Krieg), in welcher er, wie er schon lange vorher gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenerklärung gäbe, „die Greuel des wollüstigen Wittenbergs" aufdecken wollte. Diese schmutzigen Bogen sind Luthern dedicirt, und man weiß nicht, wie viel man von dem Inhalte derselben der Wahrheit, wie viel dem Hasse des gereizten Lemnius zuschreiben soll. Das Ganze ist eine Art von Komödie der niedrigsten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spalatin, ihre Frauen nebst ihren Liebhabern und einigen Nebenpersonen die unzüchtigsten Gespräche führen. 1540 gelang es endlich Lemnius, bei dem neuerrichteten Gymnasium zu Chur in Graubünden als Lehrer angestellt zu werden. Hier gab er mehrere poetische Schriften, unter andern eine Übersetzung der Odyssee (Basel 1549. 2 Vol. 8) heraus, die besonders in Italien seinen literarischen Ruf verbreitete, und starb 1550 an der Pest.

Lemnos (jetzt Stalimene), eine bekannte Insel im Archipelagus (dem ägäischen Meere), auf welcher sich ehemals ein feuerspeiender Berg, Meschika, befand, den man für Vulkans Werkstätte hielt. Die Mythe läßt hier den Vulkan (der daher auch Lemnius heißt) wohnen, nachdem ihn Jupiter aus dem Olymp geschleudert hatte. Verschiedne, auf dieser Insel verübte Gräuelthaten (s. z. B. d. Art. Hypsipyle) gaben im Alterthum Anlaß, ähnlichen Verbrechen die Benennung: lemnische Handlungen, beizulegen. Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Insel gehörte ein sogenanntes Labyrinth (s. d. Art.) und die Terra Lemnia oder Siegelerde (s. d. Art.).

Lemoine (Franz), Geſchichtmaler, geb. 1688 zu Paris. Er kam im 13. Jahre zu dem Maler Galloſche, bei welchem er 12 Jahre blieb, während welcher Zeit er beſonders die Werke von Carlo Maratti und Pietro de Cortona ſtudirte. Er machte ſchnelle Fortſchritte und ward 1718 zum Mitgliede der Akademie aufgenommen, aber da die Kriegsunruhen während des ſpaniſchen Erbfolgekriegs die Unterhaltung von Kunſtzöglingen in Rom verhindert hatten: ſo mußte der junge Maler, dem eigne Mittel fehlten, ſeinen Wunſch, Italien zu beſuchen, aufgeben, bis endlich ein reicher Kunſtfreund, Namens Bergier, 1723 ihn zu ſeinem Begleiter nahm; doch konnte ein Aufenthalt von 6 Monaten in Italien, zu einer Zeit, wo ſich ſein Talent ſchon ausgebildet hatte, ihm nicht ſo nützlich ſein, als es früher eine Beſchäftigung mit Roms Kunſtſchätzen geweſen ſein würde. Er vollendete jedoch eines ſeiner beſten Gemälde, eine in's Bad ſteigende Frau, während ſeines Aufenthalts in Bologna, Venedig und Rom. Nach ſeiner Rückkehr in's Vaterland ward er zum Profeſſor an der Akademie ernannt, und fand bald Gelegenheit, ſeine Kunſtgaben in dem Denkgemälde der Kapelle der heil. Jungfrau in der Kirche St. Sulpice zu zeigen, deſſen Gegenſtand die Himmelfahrt iſt, wiewol das Bild hinſichtlich der Compoſition gegründeten Tadel erfuhr. Das Gemälde hatte ſo ſehr gelitten, daß alle Vorzüge, die der Künſtler demſelben gegeben hatte, verwiſcht und nur die Fehler ſichtbar geblieben waren, und ſeit es 1780 von Callet völlig hergeſtellt worden iſt, kann es nicht mehr für Lemoine's Werk gelten. Später malte Lemoine die Decke im Herkulesſaal zu Verſailles, das größte Gemälde in Europa, da es 64 Fuß lang und 54 breit iſt, ohne von irgend einer architektoniſchen Unterbrechung getheilt zu ſein. Es hat 142 Figuren. Er hatte die Arbeit beinahe vollendet, als er bemerkte, daß die Hauptgruppe ein wenig zu tief ſtand, und er beſann ſich nicht, ſie höher zu rücken, wodurch aber Änderungen faſt in allen andern Gruppen nothwendig wurden. Die Anſtrengungen, welche dieſe 5 jährige Arbeit ihm koſtete, hatten ſeine Geſundheit geſchwächt; dazu kamen häusliche Unfälle, die ſeine von Natur ſchwermüthige Stimmung erhöhten, und Empfindlichkeit über die Gunſtbeweiſe, die geringere Künſtler erhielten, und alle dieſe Umſtände wirkten vereint, ſeinen Verſtand zu zerrütten. In einem Anfalle von Wahnſinn nahm er ſich 1737 das Leben. Bei unbefangner Würdigung ſeiner Arbeiten, kann man nicht leugnen, daß hauptſächlich durch ihn die franzöſiſche Schule in Verfall gerieth. Seine Zeichnung iſt unrichtig, ſeine Formen ſind manierirt; Fehler, die gut geordnete Gruppen, und blendendes, wenn auch nicht wahres Kolorit nicht verdecken können.

Lemures (Maniae, Lamiae) waren bei den alten Römern die Seelen der Verſtorbnen, und zwar diejenigen, welche in der Nacht als Geſpenſter erſchienen, und die Menſchen beunruhigten, daher ihnen auch der Beiname der nächtlichen oder der ſchwarzen gegeben wurde. Um ſie aus dem Hauſe zu verbannen, feierte man in den Nächten des 9., 11. und 13. Mai ein beſondres Feſt, welches nach ihnen Lemurien (Lemuria, Lemuralia, Remuria) hieß. Um Mitternacht, wenn Alles ſchlief, ſtand der Hausherr auf und ging barfuß, leiſe und ſtillſchweigend zu einem Brunnen. Durch ein Schnippchen, welches er eben ſo ſtillſchweigend ſchlug, wehrte er die Schatten ab. Am Brunnen wuſch er die Hände, ging wieder zurück, nahm ſchwarze Bohnen in den Mund und warf ſolche, ohne ſich umzuſehen, neunmal über den Kopf hinter ſich, indem er jedesmal dabei die Worte ausſprach: Haec ego mitto, his fabis me meosque redimo (dies ſei für euch, mit dieſen Bohnen kaufe ich mich

und die Meinigen los). Darauf wusch er sich nochmals die Hände, schlug an ein kupfernes, hohles Gefäß und sagte dabei neunmal mit bittendem Tone: Manes, exito, paterni (zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren)! Nun sah er sich um und die Feier war vollendet. Man glaubte, die Geister kämen und sammelten die Bohnen auf.

Lenclos (Anne, genannt Ninon de), die Aspasia der Franzosen, wurde im J. 1615 zu Paris von adeligen Eltern geboren. Nach dem frühen Tode ihrer Eltern ihrem Schicksale überlassen, bildete sie sich durch sich selbst, und entwickelte ihren Geist durch das Studium der Werke Montaigne's und Charron's. Schon damals war sie in Paris ihres Witzes und Scharfsinnes wegen berühmt. Sie spielte das Clavier und mehrere andre Instrumente meisterhaft, sang mit Geschmack und tanzte mit großer Anmuth. Sie pflegte zu sagen, Schönheit ohne Grazie sei eine Fischangel ohne Lockspeise. Bei solchen Vollkommenheiten fehlte es ihr weder an Liebhabern noch an Ehelustigen. Doch widersetzte sich ihre Liebe zur Unabhängigkeit jeder erstern Verbindung. Um gänzlich ungebunden zu sein, lieh sie ihr Vermögen auf Leibrenten aus, und lebte von diesen mit Sparsamkeit, doch mit Anstand. Ihr Einkommen betrug 8 bis 10,000 Livres jährlich. Der Lebensplan, den sie entworfen hatte, war einzig. Ohne einen verächtlichen Handel mit ihren Reizen zu treiben, wollte sie jedoch denen, die ihr gefallen würden, sich hingeben und so lange angehören, als ihre Neigung dauerte. Unbeständig in der Liebe, aber treu in der Freundschaft, gewissenhaft in allem, was Redlichkeit betraf, von stets gleicher Laune, reizendem Umgange, wahr, fähig, junge Leute zu bilden, aber auch, sie zu verführen, geistreich, ohne mit ihren Geiste zu prunken, schön bis in das höchste Alter, fehlte ihr nichts, als die weibliche Tugend. Und doch handelte sie mit einer Würde, als wenn sie diese Tugend selbst wäre. Niemals nahm sie Geschenke zum Lohne ihrer Gunstbezeigungen an; in diesen schien sie überhaupt nur das Körperliche, nie das Geistige zu beobachten. So gab sie sich stets aus blinder Sinnlichkeit einem vorübergehenden Rausche hin, ohne daß sie sich darum kümmerte, ob der Gegenstand desselben ihrer werth sei oder nicht. Nach und nach alle berühmte und ausgezeichnete Männer ihrer Zeit begünstigend, bewies sie ihnen allen, daß nur der Hang zur Sinnlichkeit, nicht Eitelkeit an ihren Liebesbezeignungen Antheil habe. Ungeachtet des Rufs der Unbeständigkeit und Galanterie, in welchem Ninon stand, bemühten dennoch die liebenswürdigsten und achtbarsten Damen sich um ihre Freundschaft. Unter diesen wollen wir nur die La Fayette, La Sablière und Maintenon anführen. Erstere verglich sie mit einem reichen, gesegneten Fruchtfelde; von der zweiten behauptete sie, sie sei ein niedliches Blumenbeet; die dritte wollte, wie sie sich auszudrücken pflegte, eine Betschwester aus ihr machen, und sich von ihr zu Versailles die Langeweile, welche Vornehmheit und Alter machen, vertreiben lassen. Ihr Haus war noch in ihrem hohen Alter der Sammelplatz der liebenswürdigsten Personen der Stadt und des Hofes, und zugleich der ausgezeichnetsten Gelehrten ihrer Zeit. Scarron zog sie bei seinen Romanen, Saint-Evremont bei seinen Gedichten, Moliere bei seinen Komödien, Fontenelle bei seinen Gesprächen und La Rochefoucault bei seinen Maximen zu Rathe. Ein Coligny, Condé, Sevigné waren ihre Liebhaber und Freunde. Als die Königin von Schweden nach Paris kam, stattete sie der Ninon einen Besuch ab. Wenn sich gleich Ninons geistige Reize bis in das höchste Alter erhielten, so war doch ihre körperliche Schönheit der Vergänglichkeit unterworfen. Voltaire, der sie in ihrem Alter sah, sagt von ihr, sie sei ein altes runzliches Mütterchen, dürr

wie eine Mumie, mit Knochen, die mit einer schwarzgelben Haut überzogen seien. Dagegen sagt Saint-Evemont von ihr, sie habe selbst in den spätesten Jahren keine von den abschreckenden Widrigkeiten gezeigt, welche sonst mit dem weiblichen Alter gewöhnlich verbunden zu sein pflegen. Bei ihrem Tode, der am (17. October 1705) erfolgte, vermachte sie dem jungen Voltaire, dessen einstige Berühmtheit sie vorausgesagt hatte, eine nicht unbeträchtliche Summe, die er zu Büchern verwenden sollte. Voltaire trat auch als ihr Vertheidiger auf. Rousseau, der sie jedoch nur vom Hörensagen kannte, entwirft dagegen ein weit nachtheiligeres Bild von ihr, und glaubt an ihrer Rechtschaffenheit zweifeln zu müssen, da ihr die weibliche Tugend unbekannt gewesen sei. Diese berühmte Frau hinterließ einige Früchte ihrer Liebeshändel. Einer ihrer Söhne, Namens La Boissière, starb 1732 zu Toulon als Angestellter in der Marine. Seine Geburt zeichnete sich durch einen Streit aus, der sich zwischen einem Offizier und einem Geistlichen über die Vaterschaft erhob. Da die Sache zweifelhaft war, ließ man das Loos entscheiden, und der Offizier ward Vater zu dem Kinde. Ninons zweiter Sohn starb eines tragischen Todes. Er hatte sich in seine eigne Mutter verliebt, ohne zu wissen, wie nahe er ihr angehöre. Nach der Entdeckung des Geheimnisses erstach er sich aus Verzweiflung. Dieses schreckliche Ereigniß hat Le Sage in seinem Gil Blas benutzt und mit einigen komischen Zügen ausgestattet. Übrigens gestand Ninon selbst, sie sei nicht glücklich, und pflegte oft zu sagen, sie würde, wenn sie ihren Lebenslauf vorausgesehen hätte, sich eher das Leben genommen, als sich einer solchen Bestimmung hingegeben haben. Man hat Briefe von ihr, deren Echtheit jedoch noch nicht erwiesen ist, auch eine kleine Schrift: la Coquette vengée.

Lenoir (Jean Charles Pierre), sehr berühmter Polizeipräsident in Paris, wurde daselbst 1732 geb. Er bekleidete von 1752 an, wo er zuerst in Staatsdienste trat, verschiedne Gerichts- und Polizeiämter und wurde 1774, nachdem er zuvor zur Zufriedenheit der Regierung die Intendantur in Limoges verwaltet hatte, zum Staatsrath und Chef der Polizei in der Hauptstadt, und endlich zum Bibliothekar des Königs und Präsidenten bei der Finanz-Commission ernannt. In allen diesen Posten benahm sich Lenoir mit einer so ausgezeichneten Geschicklichkeit, besonders bei einigen vorkommenden schwierigen Untersuchungen (wie z. B. in der Angelegenheit mit Chalotais), daß das damalige Gouvernement ihm die verwickeltsten Geschäfte übertrug. So ward er unter andern bei der beabsichtigten Wiederherstellung des Parlaments von Pau gebraucht, wodurch man das von der Provence zu unterdrücken suchte, und er wußte sich auch hier mit solcher Klugheit zu benehmen, daß er meist stets die streitenden Interessen vereinigte. Als Präsident der Polizei in Paris bekam er jedoch wegen der Art und Weise der Verpflegung dieser Stadt mit dem Minister Türgot, welcher einen andern Weg, wie Lenoir glaubte, einschlagen zu müssen, in Zwiespalt; dennoch entschloß sich der Minister nur ungern einen so brauchbaren und vom Publikum geachteten Beamten von seiner Stelle zu entfernen, und Ludwig XVI. milderte durch ein eignes verbindliches Handschreiben das Bittere der Absetzung. Bald ward Lenoir jedoch, da sich der von Türgot entworfne Plan als unhaltbar auswieß, zur Freude der Einwohner von neuem mit der kaum entzognen Stelle beauftragt, und der thätige Mann widmete nunmehr seine ganze Sorgfalt der Verbesserung mehrerer öffentlichen Anstalten. Ein von ihm, oder vielmehr unter seinen Augen verfertigtes Werk „Détail sur quelques etablissemens de la ville de Paris, demandé par S. M. J. la reine de

Hongrie" (Paris, 1780) gibt hierüber die genügendste Auskunft und man sieht aus demselben, was durch und von ihm für die Verbesserung der Hospitäler, Gefängnisse, der Waisen- und Findelhäuser, der Feuer-, Rettungs- und Reinlichkeitsanstalten, kurz für alles das gethan wurde, was Vorwurf einer guten Polizeiverwaltung ist. Außerdem ward aber auch noch von ihm eine eigne Backanstalt, die Bedeckung der Korn- und Leinwand-Halle, die Errichtung einer Leihbank und die Verbesserung der Straßenbeleuchtung betrieben, so wie er auch seine Sorgfalt dahin richtete, daß die bis dahin bei den Milchverkäufern üblichen Kupfergefäße abgeschafft, Hallen zum Verkauf des Fleisches und andrer Nahrungsmittel erbaut, und die, noch mitten in der Stadt befindlichen Kirchhöfe außerhalb derselben verlegt wurden. Trotz dieser Trefflichkeit in Verwaltung seines schweren Amtes hatte Lenoir indeß doch den Verdruß nach Niederlegung seiner Stelle und nachdem er den Posten eines Bibliothekars beim König überkommen hatte, sich von Neidern verunglimpft und sogar in öffentlichen Druckschriften angegriffen zu sehen; doch siegte bald die gute Sache und sein Verdienst und seine Rechtschaffenheit fanden allgemeine Anerkennung. Bei Ausbruch der Revolution begab er sich erst nach der Schweiz, dann nach Wien, wo ihm Kaiser Paul I. von Rußland für seine Dienste zu gewinnen suchte. Der Tod dieses Monarchen brach indeß die deshalb Statt findenden Unterhandlungen ab, und Lenoir kehrte 1802 in sein Vaterland zurück, woselbst er über mehrere Punkte der öffentlichen Verwaltung zu Rath gezogen wurde und den damaligen Polizeiminister Fouché in Erstaunen setzte, als er ihm bewieß, mit wie wenig Kosten er einst die Verwaltung der Polizei in Paris bestritten habe. Da Lenoir fast sein ganzes, ohnedem nur mäßiges Vermögen in der Revolution verloren hatte: so ward ihm, mit Erlaubniß der Regierung, von dem, von ihm gestifteten Mont-de-Piété ein Jahrgeld von 4000 Franks ausgesetzt, und ein Mann, dem er in früherer Zeit einmal einen Dienst erwiesen hatte, und der unterdessen reich geworden war, übergab ihm ein Landhaus in der Nähe von Paris zum lebenslänglichen Gebrauch. Von hier kam Lenoir, die letzten Tage seines Daseins in Ruhe verlebend, oft in die Hauptstadt, woselbst er auch 1807 im 75. Jahr seines Alters starb. Rühmlich muß man noch seinen großen Antheil an der Abschaffung der Folter in Frankreich bei peinlichen Gerichtsverfahren bemerken.

Lenotre (Andreas) berühmter franz. Gartenkünstler, geb. 1613 zu Paris, wo sein Vater Oberaufseher des Gartens der Tuilerien war. Zum Künstler bestimmt, kom er zu dem Maler Simon Vouet, wo er mit Lebrun eine Freundschaft auf das ganze Leben knüpfte. Er würde sich wahrscheinlich in der Malerei ausgezeichnet haben, wenn nicht bald die Gartenkunst ihn ganz angezogen hätte, die ihm ihre Vervollkommnung verdanken sollte. Er zeigte seine trefflichen Geistesanlagen zuerst im Schlosse Vaux, am glänzendsten aber in den Gärten zu Versailles. Ludwig XIV., der dieses Schloß zu seinem Aufenthalte bestimmt hatte, übergab ihm die Anlage der Gärten, und der Künstler ließ sich durch die Schwierigkeit, welche der Boden ihm entgegen setzte, nicht abschrekken. Als er seinen Entwurf gemacht hatte, ließ sich, auf des Künstlers Wunsch, der König an Ort und Stelle führen, um sich die entworfne Eintheilung vortragen zu lassen. Bei jeder Anlage, die Lenotre bezeichnete, rief der König: Lenotre, ich gebe Ihnen 20,000 Franken. Diese Äußerung des Beifalls ward so oft wiederholt, daß Lenotre, der nicht eigennützig war, bei der vierten Wiederholung den König plötzlich

unterbrach, und erklärte, er werde nicht fortfahren, weil er den König zu Grunde richten würde. Nach der Vollendung der Anlagen zu Verſailles, wurden die Gärten zu Chantilly, St. Cloud, Meudon, Sceaux, in den Tuilerien, zu Fontainebleau und die herrliche Terraſſe zu St. Germain theils verſchönert, theils geſchaffen. Amiens verdankt ihm den ſchönen Spaziergang, Autri genannt. Er reißte 1678 nach Rom, wo Papſt Innocenz XI. ihn mit Auszeichnung aufnahm, und ſich von ihm den Grundriß der Anlagen von Verſailles zeigen ließ. Der König gab ihm einen Adelsbrief und den Michaelsorden, und wollte ihm auch ein Wappen geben, der beſcheidne Künſtler aber lehnte es ab, und erwiderte, er hätte bereits ein Wappen, drei Schnecken, mit einem Kohlkopf gekrönt. Von Alter gebeugt, wünſchte er Ruhe zu genießen, aber Ludwig, der ihn mit Wohlwollen überhäufte, gewährte ihm ſeinen Wunſch nur unter der Bedingung, daß er von Zeit zu Zeit den Hof beſuche. Er ſtarb 1700 zu Paris. Seine Büſte von Coyſevox befindet ſich in der Sammlung franzöſiſcher Denkmäler.

Leo I., mit dem Zunamen der Große, wurde nach Einigen in Rom, nach Andern in Toscana geboren. Von ſeinen Jugendjahren iſt nichts Gewiſſes bekannt. Die Päpſte Cöleſtinus I. und Sixtus III. bedienten ſich ſeiner in wichtigen kirchlichen Angelegenheiten, ſelbſt als er noch Diakonus war. Als letzterwähnter Papſt im J. 380 geſtorben war, ward Leo im Sept. d. J. von der römiſchen Geiſtlichkeit auf den heil. Stuhl geſetzt. Ganz Rom billigte dieſe Wahl; aber ſchon der Anfang ſeiner Regierung zeichnete ſich durch eine unduldſame, ja ſelbſt unpolitiſche Handlung aus. Er ließ nämlich einer großen Anzahl Manichäer, die ſich in Rom verborgen gehalten hatten, öffentlich den Prozeß machen. und überlieferte die, welche in ihrem Glauben beharrten, der weltlichen Gerechtigkeit zur Beſtrafung. Derſelben Waffen bediente er ſich gegen die Pelagianer, Priscillianiſten und Eutychäer, deren Überreſte er gänzlich ausrottete. Während des bekannten Conciliums, welches unter dem Kaiſer Martin 451 zu Chalcedon gehalten wurde, und zu welchem Leo vier Legaten geſandt hatte, die daſelbſt den Vorſitz führten, verwüſtete Attila das abendländiſche Kaiſerthum und drohte, Rom in einen Steinhaufen zu verwandeln. Der Kaiſer Valentinian wählte daher den heiligen Leo zum Geſandten an jenen furchtbaren Krieger, und gab ihm den Auftrag, über den Frieden mit demſelben zu unterhandeln. Leo redete mit ſolchem Adel, ſolcher Sanftmuth und Eindringlichkeit zu dem Barbaren, daß deſſen wilder Charakter zur Güte geſtimmt wurde: er verließ Italien und ging über die Donau zurück. Was Attila unterlaſſen hatte, das führte Genſerich aus; dieſer überfiel Rom im J. 455 und ließ es vierzehn Tage lang plündern. Alles, was Leo von ihm erhalten konnte, beſtand darin, daß kein Mord begangen, nichts in Brand geſteckt wurde, und daß die drei vornehmſten Kirchen in Rom, welche von Conſtantin die koſtbarſten Geſchenke erhalten hatten, ungeplündert blieben. Leo iſt übrigens der erſte Papſt, von dem noch eine Sammlung von Schriften vorhanden iſt; dieſe beſtehen in 96 Predigten, 41 Briefen, und einigen andern Aufſätzen. Einige Gelehrte ſchreiben ihm noch ein Werk von der Berufung der Heiden und die Epiſtel an Demetriades zu. Leo's Schriften zeichnen ſich durch einen gebildeten, redneriſchen Styl aus, der Periodenbau hat eine gewiſſe angemeſſene Rhythmik, welche überraſcht, ohne mißfällig zu werden; die Sprache iſt voll gewählter Beiwörter und glücklicher Antitheſen. Man hat mehrere Ausgaben von Leo's Werken veranſtaltet, eine (von Quesnel) zu Paris 1675 in zwei Quartbänden; eine andre zu Lyon, 1700 in Folio; eine

Digitized by Google

dritte zu Rom (von Caciari) in drei Foliobänden und eine vierte zu Venedig 1757 in eben so viel Bänden. Der Pater Maimbourg hat das Leben dieses Papstes geschrieben.

Leo X., ein berühmter Papst, geboren zu Florenz 1475, war der zweite Sohn Lorenzos von Medici, des Prächtigen, und empfing den Namen Giovanni. Er ward von Kindheit auf für den geistlichen Stand bestimmt, erhielt in seinem siebenten Jahre die Tonsur, und ward von dieser Zeit an mit geistlichen Pfründen überhäuft. Sein Vater, der voll Ehrgeiz darnach strebte, einen Sprößling seiner Familie auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, bot alles auf, seinem Sohne den Kardinalshut zu verschaffen. Die Wahl Innocenz VIII. zum Papst war seinen Wünschen so günstig, daß 1488 der damals erst dreizehnjährige Giovanni zu dieser hohen Würde ernannt wurde. Aber zugleich wandte auch Lorenzo alle Sorgfalt an, ihn dieser großen Auszeichnung würdig zu machen. Er vertraute seine frühe Erziehung dem Griechen Chalkondylas, dem gelehrten Angelo Poliziano und gab ihm überdies die geschicktesten Lehrer. Giovannis von Natur ernster und fester Charakter lohnte ihren Unterricht mit dem besten Erfolg, aber er wandte sich lieber zu den Schriften der alten Philosophen, als zu den ernsten Kirchenvätern. Bei seiner Ernennung war die Bedingung gemacht worden, daß er vor seiner förmlichen Bekleidung mit dem Purpur erst drei Jahre zu Pisa den geistlichen Studien obliegen solle. 1492 fand diese Feierlichkeit Statt und unmittelbar darauf nahm er als Mitglied des heiligen Collegiums seinen Wohnsitz in Rom. Bald danach starb sein Vater, dem in Florenz sein ältester Sohn Pietro folgte. Da der junge Kardinal sich der Wahl Alexanders VII. zum Papst widersetzt hatte, vertauschte er Rom mit Florenz, wo er in großem Ansehn lebte, bis die Vertreibung seiner Familie ihn nöthigte, nach Bologna zu flüchten. 1499 besuchte er die Staaten von Venedig, Deutschland und Frankreich, verweilte dann in Genua und kehrte nach Rom zurück, wo er den Vergnügungen einer ausgesuchten Gesellschaft lebte, und sich mit den Künsten, besonders der Musik und der schönen Literatur, beschäftigte. 1505 begann seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Papst Julius II. ernannte ihn zum Statthalter von Perugia und stellte ihn 1511 unter dem Tittel eines Legaten von Bologna an die Spitze seines Heeres in den heiligen Bunde wider Frankreich. Da indeß seine Ansichten bei den spanischen Feldherrn der vereinigten Heere wenig Eingang fanden, mußte er sich darauf beschränken, gute Ordnung im Lager zu erhalten. In der blutigen Schlacht von Ravenna 1512 ward er von den Franzosen gefangen. Als aber bald darauf das Glück sich gewandt hatte und sie fliehen mußten, nahm er die Gelegenheit wahr, sich zu befreien. Er kehrte nach Bologna zurück, wo er als Legat die Verwaltung übernahm. Bald darauf wurden die Medicieer in Florenz wieder eingesetzt. Der Kardinal wirkte kräftig dazu mit und blieb in Florenz, bis Julius II. Tod ihn plötzlich nach Rom rief. Die Wahl fiel unerwartet auf ihn, und so bestieg er (1513) in seinem 38. Jahre unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Stuhl. Seinen Geschmack an der Literatur zeigte er sofort auch dadurch, daß er zwei der vorzüglichsten Schriftsteller seiner Zeit, Bembo und Sadolet, zu päpstlichen Secretären ernannte. In der auswärtigen Politik befolgte er das System seiner Vorgänger, der fremden Herrschaft in Italien möglichst entgegen zu arbeiten. Er bewirkte die Vertreibung der Franzosen aus Italien, endigte den Zwiespalt in der Kirche und nöthigte Ludwig XII. zu einer förmlichen Unterwerfung. Nachdem die äußere Ruhe schon im

ersten Jahre seiner Regierung gesichert war, wandte er seine ganze Sorgfalt auf Förderung der Literatur und der Wissenschaften, welche sein Vorgänger vernachlässigt hatte. Er stellte die Universität zu Rom in ihrem Glanze wieder her, stattete sie mit Gütern und Freiheiten aus, und berief die ausgezeichnetsten Männer zu Lehrern. Das Studium der griechischen Sprache zu befördern, gründete er unter Janus Lascaris Leitung ein eignes Collegium zur Herausgabe griechischer Schriftsteller. Lascaris, den er von Venedig kommen ließ, und Marcus Musurus brachten ihm eine Kolonie junger Sprachgelehrten, die zur Verbreitung des Geschmackes an der klassischen Literatur beitrugen. Er lud die Besitzer alter Handschriften in allen Ländern ein, sie ihm zur Bekanntmachung mitzutheilen; die Herausgabe der fünf ersten Bücher von Tacitus Annalen gehört zu den schönsten Ergebnissen dieser Einladung. Von des Papstes Beispiel ermuntert, folgten mehrere Privatpersonen seinem Beispiele, Künste und Wissenschaften zu befördern, und unter ihnen zeichnete sich besonders der Kaufmann Chigi aus, der eine Kunstsammlung anlegte, und unter seiner Aufsicht Pindar und Theokrit herausgeben ließ. Um ein etwaniges Bündniß zwischen Frankreich, Spanien und Österreich zu hindern, begünstigte er die Aussöhnung der Könige von England und Frankreich, und gab sich den Schein, selbst Ludwigs Plan auf Mailand zu befördern. Seine Absicht, das Königreich Neapel einem Zweige seiner Familie, und einem andern die Herzogthümer Ferrara und Urbino zu verschaffen, machte ihm die Freundschaft dieses Monarchen nothwendig, und veranlaßte selbst ein geheimes Bündniß zwischen beiden. Als aber ein französisches Heer an seinen Grenzen erschien, begnügte er sich nicht damit, durch den Ankauf Modena's von dem Kaiser Maximilian seine Macht zu verstärken, sondern er sandte auch Bembo nach Venedig, um die Republik von dem französischen Bündnisse zu trennen; was jedoch nicht gelang. Diese arglistige, stets wechselnde Politik war übrigens damals allgemein, und kann dem Papst zu keinem besondern Vorwurf gereichen. Als nach Ludwigs XII. Tode Franz I. den Thron bestiegen hatte, und ein Krieg vorauszusehen war, trat Leo dem Bunde mit dem Kaiser, dem König von Aragon, den Staaten von Florenz und Mailand und der Schweiz bei; nach der Schlacht von Marignano aber entsagte er demselben, hatte (1515) in Bologna eine Zusammenkunft mit Franz, und schloß mit ihm ein Concordat, das beiden Theilen vortheilhaft, der französischen Nation aber höchst mißfällig war. Um nach seines Bruders Giuliano Tode die Macht und den Glanz seines Hauses in seinem Neffen Lorenzo zu vergrößern, benutzte er 1516 einen Vorwand, den Herzog von Urbino zu entsetzen, und belehnte Lorenzo mit dem Herzogthum. Ungern sah Leo in demselben Jahre die kriegführenden Mächte sich versöhnen, er suchte sie vergebens daran zu verhindern. Indeß kehrte schon 1517 der vertriebene Herzog von Urbino zurück und setzte sich durch Waffengestalt wieder in Besitz seines Landes. Leo brachte aber ein mächtiges Heer gegen ihn zusammen und nöthigte den Herzog zu einer Verzichtleistung auf ehrenvolle Bedingungen. In demselben Jahre bedrohte eine Verschwörung das Leben des Papstes; sie wurde aber glücklich entdeckt und harte Strafe traf die Theilnehmer. Trotz des ihm ertheilten sichern Geleits ward der Kardinal Petrucci, der für den Urheber galt, erdrosselt; andere, deren Schuld wenig erwiesen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entsetzt, verwiesen. Das Betragen des Papstes bei dieser Gelegenheit bewies weder Hochsinn noch Milde. Leos Prachtliebe hatte seine Finanzen erschöpft; sich Geld zu verschaffen, besonders auch zur Vollendung der Peterskirche, brand-

Digitized by Google

schatzte er die Christenheit durch Ablaßbriefe. Dieser Mißbrauch weckte Luther's Eifer und gab Anlaß zur Reformation. Anfangs schien Leo auf den Widerspruch Luther's wenig zu achten, und als er endlich nicht mehr schweigen konnte, zeigte er sich zu sanften Maßregeln geneigt. Auf Maximilians Auffoderung aber verfuhr er mit mehr Nachdruck, lud Luthern vor nach Rom und willigte endlich ein, daß er sich zu Augsburg vor dem Kardinal und Gaeta vertheidigen sollte. Da aber hier nichts entschieden worden, erließ er im Novbr. 1518 die bekannte Bulle, worin er die päpstliche Machtvollkommenheit, Ablaß zu ertheilen, standhaft behauptete, und die Verfechter entgegengesetzter Lehren im Allgemeinen mit dem Kirchenbanne bedrohte, wogegen Luther an eine allgemeine Kirchenversammlung appellirte. Während so ein offener Krieg in der Kirche ausgebrochen war, bemühte sich Leo, gegen den türkischen Kaiser Selim, der sich Aegyptens bemächtigt hatte, alle christlichen Monarchen zu einem allgemeinen Kreuzzug zu vereinigen; allein die gegenseitige Eifersucht derselben vereitelte seine Bemühungen. Außer diesen öffentlichen Sorgen traf ihn auch ein herber Schmerz in seiner Familie. Lorenzo, der sich erst vor Kurzem durch eine Vermählung mit dem französischen Hofe verbunden hatte, starb und hinterließ nur eine Tochter. In Folge dieses Ereignisses vereinigte Leo Urbino mit den päpstlichen Besitzungen, der Kardinal Giulio dei Medici aber übernahm die Regierung von Florenz. Wiewol inzwischen die Reformation in Deutschland fortschritt (vergl. d. Art. Reformation), so genoß doch Italien der äußern Ruhe. Dieser Zustand erlaubte Leo seinem Geschmack an prachtvollen Schauspielen zu folgen, den Künsten und Wissenschaften Schutz und Unterstützung angedeihen zu lassen, und zugleich für die Vergrößerung der Macht seiner Familie thätig zu sein. Dabei verlor er den Plan, die Macht Frankreichs, trotz seines Bündnisses mit demselben, in Italien zu brechen, nie aus den Augen. Zu dem Ende schloß er 1521 einen Bund mit dem Kaiser zur Wiedereinsetzung der Familie Sforza in Mailand, und nahm ein ansehnliches Schweizerheer in Sold. Der Krieg begann glücklich. Parma und Piacenza wurden eingenommen und von dem Papst dem Kirchenstaat einverleibt; die Verbündeten zogen ohne Widerstand in Mailand ein und besetzten das Gebiet des Herzogs von Ferrara, gegen den, als einen Bundesgenossen Frankreichs, Leo den Bannstrahl geschleudert hatte. Er war in Rom beschäftigt, die erfochtenen Siege zu feiern, als ihn mitten unter diesen Erfolgen am 1. Decbr. 1521 der Tod ereilte. Auf eine Schilderung des Zeitalters Leos hier tiefer einzugehen, verstattet uns der Raum nicht. Weitere Belehrung findet man in Roscoe's Leben und Pontificat Leos X., von Glaser in's Deutsche (Leipzig 1806 — 8. 3 Bde.) und in's Italienische mit Anmerk. vom Grafen Bossi (Mail. 12 Bde. 1818) übersetzt.

Leo (Leonardo), zuletzt Kapellmeister am Conservatorio St. Onofrio und Privat-Componist bei der königlichen Kapelle zu Neapel, wurde 1694 (nach Piccini 1701) zu Neapel geboren. Man glaubt, daß er unter Scarlatti studirt habe. Ihm, Pergolesi und einigen andern Componisten seiner Zeit gebührt der Ruhm, die neapolitanische Schule über ganz Europa verbreitet zu haben. Unter seinen Schülern zeichnen sich insbesondere Piccini, Sacchini, Pergolesi, Traetta und Andre aus. Er übertraf alle seine Vorgänger und kann, da er alle Gattungen der Composition in einem gleich vollendeten Grade ausbildete, für einen der größten Meister gehalten werden, die Italien je hervorgebracht hat. Schwerlich hat es ein Componist in künstlichen Begleitungen, durch welche physische Gegenstände, z. B. das Rauschen des Wassers u. s. w. ausgedrückt

werden sollen, so weit gebracht und, bei der Unmöglichkeit, solche Gegenstände zu malen, so wenig gegen den eigentlichen Zweck der Musik verstoßen, als; Leo. Alle Werke dieses großen Componisten gelten für Meisterstücke, die von den italienischen Tonkünstlern mit Ehrfurcht studirt werden. Ungeachtet Leo besonders für das Leidenschaftliche, Große und Erhabene geschaffen war: so gelang ihm doch das Naive, Zarte und Scherzhafte nicht minder, wie dies seine komische Oper: Il Cioè (das heißt), beweist. Leo ist übrigens der erste Componist, der sich in seinen komischen Opern der Form der Rondos bedient hat. Er starb 1742. Seine vorzüglichsten Opern-Compositionen sind: Sophonisba, 1718 (nach Burney seine erste Oper); Artaserse: Ariadne e Teseo; Olimpiade (worin das Duett: Nei giorni tuoi felici, und die Arie: Non so donde viene, vorzüglich bewundert werden); Demofoonte; Cajo Gracco, 1720; Tamerlano, 1722; Timocrate, 1723; Catone in Utica, 1726; Argono, 1728; la clemenza di Tito, 1735; Sifacc, 1737; Ciro riconosciuto, 1739; Achille in Sciro, 1740; V.-logeso, 1744; la Contessa dell' amore e della virtù. Zwei Oratorien: Santa Elena, und la Morte d'Abele. Unter seinen Kirchenstükken sind die vorzüglichsten sein Ave Maria und eine Miserere. Letzteres zeichnet sich insbesondere durch seinen erhabenen, das Innerste ergreifenden Styl, durch seine wunderbare harmonische und contrapunktische Arbeit, und durch Adel und Klarheit der Schreibart aus.

Leonardo da Vinci, s. Vinci.

Leonidas, König von Sparta, ein gepriesener Name in den Jahrbüchern des griechischen Heldenmuths, war des Königs Anaxandrides Sohn, und hatte im J. 491 vor Chr. den Thron bestiegen. Als Xerxes, König von Persien, mit einem ungeheuern Heer in Griechenland einfiel, waren von den größten Staaten Athen und Sparta die einzigen, die sich zum Widerstand entschlossen. Die Spartaner gaben den Oberbefehl ihrer Kriegsmacht dem Leonidas, der (im J. 480) mit 300 Mann nach Thermopylä zog. Die große Gefahr der Unternehmung erkennend, sah er sich als ein Opfer für die Rettung seines Vaterlandes an. So klein sein Heer war, das sich mit den nach und nach angekommenen Hülfsvölkern auf 7000 Mann belief, so wußte er es doch so geschickt aufzustellen, daß die Perser, als sie bei dem Engpasse ankamen, alsbald die Schwierigkeit einsahen, ihn mit Gewalt zu nehmen. Xerxes machte daher einen Versuch, Leonidas zu gewinnen, und trug ihm die Herrschaft über ganz Griechenland an. Als dieser Vorschlag mit Verachtung zurückgewiesen worden, sandte der hochmüthige Despot einen Herold mit der Auffoderung an die Griechen, ihre Waffen auszuliefern. „Er komme und hole sie," war die Antwort des spartanischen Königs. Dreimal drangen die Perser mit großer Macht gegen den Engpaß vor, aber dreimal wurden sie mit großen Verlust zurückgeschlagen. Zur selben Zeit führte ein verrätherischer Grieche, Namens Epialtes, einen erlesenen Heerhaufen von 10,000 Persern auf einem geheimen Wege über die Gebirge, welche, nachdem sie die wenigen, ihnen entgegenstehenden Phocenser in die Flucht geschlagen, im Rücken des Leonidas erschienen. Der Held sah, daß alles verloren sei; da beschloß er durch ein denkwürdiges Beispiel zu zeigen, was die Griechen zu thun vermöchten, wenn das Vaterland sie dazu auffodre. Dazu kam noch wie man sagt, ein Orakelspruch, welcher verkündigt hatte, das Sparta nur durch den Tod eines seiner Könige gerettet werden könne. Um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, entließ er den größern Theil seiner Truppen und behielt nur die 300 Spartaner, 700 Thespier und 400

Digitized by Google

Thebaner bei sich; letztere gewissermaßen als Geißeln für die Treue ihrer Landsleute, die Thespier aber, weil sie durch nichts zu bewegen waren, ihre spartanischen Bundesgenossen zu verlassen. Sobald Xerxes den glücklichen Übergang des von Epialtes geführten Heers vernommen hatte, warf er sich mit seiner ganzen Macht auf den Eingang des Passes, wo Leonidas ihm entgegenstand. Die Wirkungen des durch Verzweiflung erhöhten Muths waren fürchterlich; Leonidas fiel, von erschlagenen Feinden umringt. Die Seinen vertheigten seinen Leichnam, bis sie, von vorn und hinten angegriffen, sämmtlich das Schlachtfeld deckten. Sie hatten ihr Leben theuer verkauft. Das Andenken ihres Heldenmuths und ihrer Vaterlandsliebe hat durch nichts verdunkelt werdern können, und die Vertheidigung von Thermopylä gehört zu den ausgezeichnetsten Großthaten des Alterthums. Die Dankbarkeit der Griechen errichtete den Gefallenen ein glänzendes Denkmal, und verordnete die Feier jährlicher Kriegespiele über ihren Gräbern.

Leoninische Verse heißen von einem Dichter des Mittelalters, Namens Leo, die zu jener Zeit nicht ungewöhnlichen Hexameter, in denen Mitte und Schluß mit einander reimen und in denen oft lange Gedichte abgefaßt wurden. Sie sind als eine geschmacklose Ausartung zu betrachten. — Leoninischer Vertrag (Societas leonina, Löwengesellschaft; also benannt nach der äsopischen Fabel), ist eine Gesellschaft oder ein Vertrag, wo ein Theilhaber allen etwanigen Nachtheil allein trägt, und der andre allen Nutzen allein zieht. Eine solche Übereinkunft ist als Societät nach den Rechten ungültig, da sie vielmehr eine Schenkung ist.

Leonische Gold- und Silberarbeiten. Das leonische oder unechte Gold ist eine Mischung aus dem reinsten cementirten Kupfer und dem reinsten Zink; das Silber aber wird aus Kupferstangen verfertigt, die mit Blattsilber versilbert sind. Man macht dann leonischen Drath daraus und aus diesem wieder Waaren, die den echten zwar ziemlich ähnlich sind, an der Luft aber anlaufen und bald unansehnlich werden. Diese Arbeiten sind besonders Spitzen, Borten, Tressen u. s. w. Der Zettel ist dabei von Zwirn, der Eintrag aber von cementirtem oder versilbertem Kupferdrath genommen. In Deutschland sind Fabriken der Art hauptsächlich in Nürnberg, Wien, Berlin, Hamburg, Breslau, Freiberg an der Mulde u. s. w.

Leonisten, Arme von Lyon, s. Waldenser

Leontium (Leontia), eine berühmte Hetäre, ist vorzüglich als Schülerin und Geliebte des Epikur bekannt geworden. Nach Einigen war sie die rechtmäßige Gemahlin, nach Andern die Geliebte des Metrodorus. Sie soll sich besonders durch Geistestalente ausgezeichnet und sogar eine Schrift voll Scharfsinn und Gelehrsamkeit in einem schönen attischen Styl, zur Vertheidigung der Lehre Epikur's gegen Theophrast, verfertigt haben.

Leopold I., zweiter Sohn Kaiser Ferdinands III. und der Maria Anna von Spanien, 1640 geboren, ward 1655 zum Könige von Ungarn, 1658 zum Könige von Böhmen und 1659 zum deutschen Kaiser erwählt. Bei seiner Thronbesteigung mußte er versprechen, Spanien keine Hülfe gegen Frankreich zu leisten. Damals ward Deutschland von den Türken bedroht; sie hatten die kaiserl. Truppen geschlagen und Mähren verwüstet, weil der Kaiser den Fürsten von Siebenbürgen, Rakozi, unterstützte, welcher aufgehört hatte, der ottomanischen Pforte den jährlichen Tribut zu bezahlen. Montecuculi, Leopolds Feldherr, von einem Corps von 6000 Mann auserlesener französischer Truppen, welche von Coligni und Feuillade angeführt wurden, unterstützt, schlug

die Türken 1665 bei St. Gotthard; aber weit entfernt, einen so vollständigen Sieg gehörig zu benutzen, eilten die Sieger, mit den Besiegten Friede zu machen, und Rakotzi blieb der Pforte zinsbar. Dabei hatten die kaiserl. Minister ihre besondern Absichten. Oesterreichs Finanzen waren ruinirt, Ungarn sollte gänzlich unterworfen werden; es ward also ein Waffenstillstand auf zwanzig Jahre geschlossen. Nun beschäftigten die Angelegenheiten Ungarns des Kaisers ganze Aufmerksamkeit: die Magnaten dieses Landes wollten nicht allein ihre Freiheiten behaupten, sondern strebten danach, sich von der österreichischen Oberherrschaft ganz frei zu machen und einen König aus ihrer Nation zu erwählen. Diese Unternehmung kostete Serin, Frangipani, Nadasti und vielen andern Ungarn das Leben. Nun stellte sich Tökeli (s. d. Art.) an die Spitze der Unzufriedenen und ward von den Türken für einen jährlichen Tribut von 40,000 Zechinen zum Könige von Ungarn erwählt. Tökely rief die Türken in das deutsche Reich; diese fielen mit einem Heere von 200,000 Mann über Oesterreich her, eroberten die Insel Schütt und belagerten Wien 1683. Eben, als sich die Stadt ergeben wollte, eilte ihr Johann Sobieski zu Hülfe; die Türken wurden in ihren Verschanzungen angegriffen und gänzlich geschlagen. Ein spanisches Schrekken hatte sich des Großveziers Mustapha bemächtigt: er floh und überließ sein Lager dem Sieger. Nach dieser Niederlage verloren die Türken eine Schlacht nach der andern und die Kaiserlichen eroberten alle verlornen Städe wieder. Leopold ließ die ungarischen Aufrührer, welche er für die Ursachen der Gefahren hielt, welche Deutschland bedroht hatten, mit Strenge bestrafen. Auf öffentlichem Markte ward ein Blutgerüst errichtet, auf welchem man 1687 diejenigen Rebellen hinrichtete, deren Tod zur Begründung des Friedens nothwendig schien. Die wichtigste Folge der fortdauernd strengen Maßregeln war, daß Ungarn, welches bis dahin noch ein Wahlreich war, auf dem Reichstag zu Preßburg (1687) als erblich für den ganzen österreichischen Mannsstamm erklärt, und der älteste Prinz des Kaisers, Joseph, ohne vorgängige Wahl als König von Ungarn gekrönt wurde. Siebenbürgen unterwarf sich dem österreichischen Hause ganz. Mit Frankreich führte Leopold drei Kriege, in welchen allen es ihm gelang, sie für Reichskriege erklären zu lassen. Der erste begann 1672, in Verbindug mit Spanien und Brandenburg, um den von Frankreich und England angegriffenen Holländern beizustehen, war für den Kaiser und das Reich nicht glücklich und endigte durch den Frieden zu Nymwegen (5. Febr. 1679). Der zweite Krieg wurde durch das mit Holland und Spanien 1686 zu Augsburg wider Frankreich geschlossene Bündniß veranlaßt; die Pfalz wurde in diesem Kriege von den Franzosen fürchterlich verwüstet. Die deutschen Waffen waren größtentheils glücklich, und Frankreich gab den Frieden zu Ryswick (30. Oct. 1697) alles, was es seit 1680 von Deutschland losgerissen hatte, zurück, trat auch Breisach, Freiburg, Kehl, Philippsburg und einige kleinere Festungen an Deutschland ab. Der Herzog von Lothringen, ein naher Verwandter des Kaisers, erhielt sein Land, aus welchem Ludwig XIV. seine Familie (1670) vertrieben hatte, wieder. Den dritten Krieg unternahm Leopold (1702), um seinem zweiten Sohne Carl die Thronfolge in Spanien zu verschaffen. Er starb aber im Laufe dieses Krieges (5. Mai 1705). Sein Tod bewirkte weder in Ansehung des Krieges, noch in der Verfassung Deutschlands die geringste Veränderung, da sein ältester Sohn Joseph bereits 1690 als römischer König gekrönt worden war, und den Krieg mit größerer Thätigkeit fortsetzte. (Über die, mit dem Anfange des 18. Jahr. in Ungarn auf's neue ausgebroche-

Digitized by Google

nen großen Unruhen, s. man den Art. Rakoczi). Leopold war als der jüngste der vier Söhne Ferdinands III. zum geistlichen Stande bestimmt, und dieser Bestimmung gemäß erzogen worden. Daher kam seine große Anhänglichkeit an die Geistlichen, eine gewisse Furchtsamkeit in seinem Benehmen und die Nachsicht gegen seine Minister, denen er die Geschäfte ganz überließ. Alle Zweige der Staatsverwaltung kamen unter ihm in Verfall. Er besaß viel Herzensgüte, aber schwache Geisteskräfte, war grausam aus Religionseifer gegen die Protestanten, bis zur Verschwendung wohlthätig gegen dürftige Müßiggänger, und in seinem Privatleben bis zur Übertreibung einförmig. Der kaiserlichen Würde verschaffte er wieder Ansehn und Einfluß in Deutschland. Er erhob während seiner Regierung dreizehn gräfliche Häuser in den Reichsfürstenstand; er ertheilte, ungeachtet vieler Widersprüche, dem Hause Braunschweig-Hannover die neunte Kurwürde, und erkannte den Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich, als König von Preußen an. Leopold liebte die Musik mit wahrer Leidenschaft und componirte selbst. Nachdem er in seiner Todesstunde schon sein letztes Gebet verrichtet hatte, ließ er noch einmal seine Musiker eintreten und verschied unter dem Klange der Instrumente. Von seinen drei Gemahlinnen hatte er drei Söhne: Joseph (1678 geb.), welcher ihm folgte; Leopold Joseph (1782 geb.), der aber schon in einem Alter von zwei Jahren starb; und Carl, Erzherzog von Oesterreich (1685 geb.), der auch nachmals Kaiser wurde.

Leopold II., einer der menschenfreundlichsten, kenntnißreichsten und geliebtesten österreichischen Fürsten, geb. 1747, ward nach seines Vaters, des Kaisers Franz, Tode (1765), Großherzog von Toscana. Während einer 25 jährigen Regierung schuf er dieses Land um. Durch Beförderung des Ackerbaues, Belebung der Landwirthschaft, Emporbringung der Gewerbe und des Handels, Verbesserung der Landstraßen u. s. w. hob er den Wohlstand seiner Unterthanen, so wie er durch Aufhebung der Inquisition (1787), Anlegung der Besserungshäuser, und sein vortreffliches Criminalgesetzbuch für die Sittlichkeit derselben wirkte. Leopolds Staatswirthschaft in Toscana war musterhaft; er selbst zeigte keinen Hang zum Luxus, war herablassend und menschenfreundlich. Früher, als sein Bruder Joseph, aber behutsamer, als dieser, unternahm er Reformen in Kirchensachen, zum großen Mißfallen des römischen Hofes. Der Tod Josephs, rief ihn auf den Kaiserthron. Die mißliche Lage, in welcher er die österreichischen Erbstaaten fand, ist bekannt. Mitten unter den glänzendsten Huldigungs- und Krönungsfeierlichkeiten, ging er, in Folge der mit Preußen (27. Juli 1790) geschlossenen reichenbacher Convention, mit den Türken einen Waffenstillstand ein, auf welchen 1791 der Friede zu Sistowe folgte, worin Oesterreich alle gemachten Eroberungen an die Türken zurückgab. Die empörten Niederländer, die Leopolds Vorschläge nicht geachtet hatten, wurden noch vor Ende des Jahres durch die Waffen zum Gehorsam gebracht; doch bewilligte ihnen Leopold alle ihre alten Vorrechte und die Wiederherstellung vieler von Joseph aufgehobenen kirchlichen Einrichtungen. Er dämpfte die unruhigen Bewegungen in Ungarn, und stellte ein friedliches Verhältniß mit Preußen wieder her. Durch Verbesserung der Justiz, Polizei und der öffentlichen Erziehung, durch Niedersetzung einer Gesetzcommission sorgte er für seine Unterthanen. Der rasche Fortgang der Revolution in Frankreich beunruhigte auch ihn. Er schloß daher 1791 die bekannte pillnitzer Convention mit Preußen, in welcher erklärt wurde, daß die Lage des Königs von Frankreich als eine Sache betrachtet werden solle, die ein allgemeines Interesse für alle Souveräne von

Europa habe. Vieles, was Josephs rascher Geist zu frühzeitig zerstört hatte, baute er wieder auf, um den Foderungen seiner Völker mit kluger Mäßigung nachzugeben und den Zeitgeist behutsam zu leiten. Aber eben da die Augen aller Menschenfreunde auf ihn gerichtet waren, und die Leitung der Staatsangelegenheiten in der gefährlichsten Zeit, die vielleicht jemals war, von ihm erwartet wurde, erscholl die Nachricht von seinem Tode (1. März 1792). Der große und allgemeine Eindruck, den dieser Todesfall verursachte, war die schönste Lobrede auf den Kaiser. Schon als Großherzog von Toscana hatte sich Leopold als einen der edelsten Regenten gezeigt Wenn man liest, was er that, wie er über Regentenpflichten und Regentenweisheit sprach und sie ausübte, wie seine Aufmerksamkeit sich auf sich selbst und alle Theile der Staatsverwaltung erstreckte: so scheint es, als läse man einen Regentenspiegel, worin ein weiser Mann den Herrschern in einer Geschichte zeigen wolle, welche Pflichten ihnen obliegen und wie sie diese erfüllen können.

Leopold I., Fürst von Dessau, ein berühmter preußischer Feldherr, der noch jetzt unter dem Namen des alten Dessauers bei dem preussischen Heere in lebendigem Andenken ist, wurde 1676 geboren und zeigte schon in seiner frühesten Jugend, in welcher man ihn dem Civilstande zu widmen gedachte, den unwiderstehlichsten Hang zum Militär. In seinem 12. Jahre gab ihm Kaiser Leopold I. ein Regiment, und in seinem 16. erhielt er das Regiment seines Vaters, welcher preußischer Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin war. Nachdem er zwei Jahre gereist war, machte er 1696 seinen ersten Feldzug am Rhein. Im spanischen Erbfolgekriege zeigte er sich als einen überaus klugen, tapfern und beharrlichen General, und in der Schlacht bei Hochstädt erwarben sich die Preußen unter seiner Anführung den Ruhm, durch ihre Tapferkeit einen großen Antheil an dem erfochtnen Siege zu haben. Nicht minder tapfer focht er das Jahr darauf als Anführer der preußischen Kriegsvölker in Italien. Nachdem ihm späterhin der Oberbefehl der Preußen in den Niederlanden übertragen worden war, ward er 1712 Generalfeldmarschall und geheimer Kriegsrath. Bald darauf starb der König, dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., ihm so zugethan war, daß er fast stets um denselben sein mußte; auch war er durch seine Mutter (eine Schwester der ersten Königin von Preußen) nahe mit dem preußischen Hause verwandt. Der König zog mit ihm wieder die Schweden zu Felde; allein Leopold war der eigentliche Heerführer, und erntete auch hier die Lorbeeren ein. Nach dem Tode seines königlichen Freundes schenkte ihm Friedrich II. ein gleiches Zutrauen. Er übertrug ihm, als er seinen ersten Feldzug gegen Schlesien unternahm, die Deckung der brandenburgischen Lande wider einen befürchteten, jedoch nicht erfolgten Einfall von Hannover, und 1742 den Oberbefehl in Schlesien. Bei dem neuen Einfalle in Böhmen, 1744, stand Leopold mit einem Heere bei Magdeburg, welches er nachher nach Schlesien führte, wo er bei der Abwesenheit des Königs befehligte, das Jahr darauf das österreichische Corps, das in Schlesien einzubrechen drohte, zum schleunigen Rückzuge zwang, endlich von Magdeburg aus über Leipzig bis gegen Dresden vordrang, und am 5. Dec. den Sachsen die blutige Schlacht bei Kesselsdorf lieferte, worauf Dresden in preußische Hände fiel, und der Krieg durch den dresdner Frieden beendigt wurde. Leopold begleitete dann den König nach Berlin, und ging einige Zeit darauf nach seiner Residenz zurück, wo er, so oft er nicht im Felde war, besonders in Rücksicht auf Landesökonomie und Anlegung nützlicher Baue, für sein Land Sorge trug. Hier starb er 1747 am Schlagflusse. Er war zuletzt

Digitized by Google

königlich preußischer und zugleich Reichsgeneralfeldmarschall, auch Gouverneur von Magdeburg. Mit seiner Gemahlin, Anna Föhsin, einer Apothekerstochter aus Dessau, die 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben worden war, hat er neun Kinder gezeugt, und in einer vollkommen glücklichen Ehe gelebt. Die Sitten dieses Fürsten waren rauh, oft sogar pöbelhaft; aber sein Charakter war brav und herablassend, so wie er selbst, besonders bei dem Heere, außerordentlich beliebt.

Leopold (Georg Christian Friedrich), Prinz von Sachsen-Koburg-Saalfeld, und Witwer von der Prinzessin Charlotte von Wales, ist der zweite Bruder des regierenden Herzogs von Koburg, Ernst, und den 16. Dec. 1790 geboren. Er empfing die sorgfältigste Erziehung, ward, als die Vermählung seiner Schwester, Anna Feodorowna, mit dem Großfürsten Constantin das koburg'sche Haus mit Rußland innig verband, als General im russischen Heere angestellt, und befand sich 1806 mit seinen Ältern in Saalfeld, als der unglückliche Krieg sich über Norddeutschland bis an die Grenzen Rußlands verbreitete. Als 1808 der regierende Herzog nach Rußland reiste, nahm für diese Zwischenzeit Prinz Leopold an den Regierungsgeschäften Theil; in demselben Jahre begleitete er den Kaiser von Rußland auf den Congreß nach Erfurt. Nur die äußersten Drohungen Napoleons konnten ihn dahin bringen, 1810 seine Stelle im russischen Heere niederzulegen. Mit so größerm Eifer widmete er sich von jetzt an den Angelegenheiten seines Hauses, den Künsten und Wissenschaften. Unter andern unterhandelte und schloß er 1811 zu München mit dem besten Erfolge einen Grenzvertrag mit Baiern. Um sich der Beobachtung der französischen Regierung einigermaßen zu entziehen, begab er sich 1812 nach Wien, Italien und der Schweiz. Inzwischen hatte sich die Lage der Sachen plötzlich geändert. Während zu Anfange des J. 1813 der regierende Herzog zu seinem königlichen Freunde nach Berlin eilte, sandte er seine Brüder Ferdinand und Leopold nach Wien und München. Letzterer ging von dort im Februar nach Polen zum Kaiser Alexander, und erstattete dort Bericht von dem Zustande des französischen Heers und der Stimmung in Deutschland. Er blieb jetzt bei dem russischen Heere bis zur Einnahme von Paris, entwickelte während des Feldzugs bei unzähligen Gelegenheiten eben so viel Feldherrntalent, als persönliche Tapferkeit, begleitete dann die Monarchen nach England, und begab sich zu Anfang Septembers zum Congreß nach Wien. Von dort ging er, nach Napoleons Rückkehr, zur Rheinarmee, welche bald zum zweiten Male in Paris einzog. Hier hielten ihn Familienangelegenheiten einige Zeit zurück, worauf er sich über Koburg nach Berlin verfügte. Dort meldete ihm eine Einladung des Prinzen Regenten von England die hohe Bestimmung, zu der er berufen sei. Seine Vermählung mit der Prinzessin von Wales ward den 2. Mai 1816 vollzogen. Aber nur zu bald zerstörte der Tod dieser Fürstin die schönen Hoffnungen, welche die englische Nation mit Recht auf ihn gebaut hatte. Er lebt seitdem unvermählt mit einer englischen Pension von 50 000 Pf. St. gewöhnlich in London, macht aber von Zeit zu Zeit Reisen nach dem Continent.

Lepanto, See-Schlacht von, zwischen den Türken und Spaniern im October 1551 geschlagen. Die Türken, welche im Golf von Lepanto vor Anker lagen und in Erfahrung brachten, daß sich die Christen von Corfu her näherten, um sie anzugreifen, verstärkten ihre Flotte so viel, als nur thunlich war; sie brachten sie auf 250 Galeeren, 70 Fregatten und Brigantinen. Die christliche Flotte bestand dagegen aus 210 Galeeren, 28 Transportschiffen und sechs Galeassen mit schwererem

Geschütz besetzt; sie war von Johann von Oesterreich befehligt. Noch vereinigte sich mit der Hauptflotte eine, von den Venetianern gesandte Hülfsflotille, und eine Zahl von päbstlichen Galeeren. Die Zahl und die Mannschaft der türkischen Schiffe überstieg aber die der christlichen immer bedeutend. Die beiden Flotten näherten sich auf Schußweite und suchten dann gegenseitig zum Entern zu gelangen. Man bediente sich aller alten und der neuern Waffen und focht mit Bogen, Wurfspießen, Enterhacken, aber auch mit Kanonen, Musketen, Piken und dem Schwerte. Don Johann von Oesterreich, der Oberbefehlshaber, und Veniero, der Befehlshaber des venetianischen Geschwaders, griffen selbst den türkischen Admiral Ali an, und waren so glücklich, sein Schiff zu erobern und ihn zum Gefangenen zu machen. Sie schlugen ihm sogleich den Kopf ab und steckten diesen auf die Spitze seiner eigenen Flagge. Der Sieg erklärte sich für die Christen. Die Türken verloren an 150 Schiffe, mehr als 15000 von ihnen wurden getödtet und 5000 christliche Sklaven in Freiheit gesetzt. Aber auch der Verlust der Christen war bedeutend. Man schätzte die Zahl ihrer Getödteten und Verwundeten auf 5000.

Lernäische Schlange (Lernaea Hydra), eine ungeheure Schlange, vom Typhon und der Echidna erzeugt, hauste in dem Sumpfe Lerna im Peloponnes, und verwüstete die umliegende Gegend. Sie hatte nach Diodor hundert, nach Simonidas funfzig, nach Andern aber nur neun, oder sieben Köpfe, von welchen der mittelste unsterblich war. Herkules bekam vom Eurystheus den Auftrag, sie zu tödten. Er verband sich zu diesem Entzwecke mit dem Jolaus. Herkules verjagte sie aus ihrem Lager mit seinen Pfeilen, ergriff sie mit den Händen, und fing an, ihr die Köpfe abzuhauen. Aber zu seinem Erstaunen kamen an der Stelle jedes abgeschlagnen Kopfes zwei neue hervor. Außerdem schickte Juno der Hydra noch einen ungeheuern Krebs zu Hülfe, welcher den Herkules an den Füßen verwundete. Diesen erschlug er, und befahl darauf dem Jolaus, einen nahe gelegnen Wald in Brand zu stecken. Beide fuhren darauf jedesmal mit glühenden Bränden über die Stelle eines abgehaunen Kopfes hin, wodurch die Wunden ausgebrannt wurden, so daß kein neuer Kopf aufsprießen konnte. So schlug Herkules endlich alle Köpfe ab, bis auf den unsterblichen, welchen er in die Erde vergrub, und mit einem großen Felsenstücke bedeckte. Nachdem dies geschehen, tauchte er seine Pfeile in das giftige Blut des Ungeheuers, um damit unheilbare und tödtliche Wunden machen zu können. Nach andern Sagen soll sich Herkules bei diesem Kampfe eines goldnen, sichelförmigen Schwerts bedient haben; auch soll die Hydra geflügelt gewesen sein.

Lesage (Alain René), der berühmte Verfasser des Gil Blas von Santillana, wurde um das Jahr 1668 zu Sarznau, einer kleinen Stadt auf der Halbinsel Ruys, 4 Stunden von Vannes in Bretagne geboren, wo sein Vater Notarius war. Da er seine Ältern früh verlor, und durch einen Onkel um sein kleines Vermögen kam: so ward er in's Collegium der Jesuiten zu Vannes gebracht, woselbst er sich bald durch seinen Fleiß auszeichnete, von den Vätern der Gesellschaft Jesu, die ihn auf ihren Meierhöfen in der Bretagne anstellten, aber so wenig gut behandelt wurde, daß er seine dortige Function verließ, und seitdem einen tiefen Wiederwillen gegen die Gleisnerei derselben empfand, und sich später durch seine geistreichen Schriften an ihnen für das Unrecht rächte, das sie ihm mochten erwiesen haben. 1692 kam er nach Paris, theils um seine Studien fortzusetzen, theils sich ein Unterkom-

Digitized by Google

men zu suchen. Das Glück begünstigte ihn hier; er fand Zutritt in mehrern guten Häusern, und eine reiche Dame, deren Herz er gewonnen hatte, unterstützte ihn. Nach Auflösung dieser Verbindung schloß er eine neue mit der Tochter eines Bürgers von Paris, Namens Huyard, die er auch im September 1694, nach Erlangung der bischöflichen Erlaubniß dazu, heirathete. Von jetzt an widmete sich Lesage, der sich anfänglich als Advocat beim Parlament hatte einregistriren lassen, ganz der Literatur, und sein erstes Werk, wodurch er sich bekannt machte, was jedoch nur eine ziemlich kühle Aufnahme fand, war eine Übersetzung der griechischen Briefe des Aristenät, die 1695 erschienen. Dieser nicht glänzende Erfolg schreckte ihn jedoch nicht ab, und er wieß sogar ein sehr vortheilhaftes Anerbieten zu einer Anstellung zurück, welches ihm der Marschall Villars machte. Durch einen Freund, den Abbe de Lyonne, der ihn vielfältig unterstützte und eine Rente von 600 Livres aussetzte, mit der spanischen Literatur vertraut werdend, fing Lesage nun an, mehrere Lustspiele von Lopez de Vega, Francesco de Roxas u. A. zu bearbeiten, und 1704 bis 1706 erschien seine Übersetzung von Cervante's Don Quixotte. Diese Arbeiten sowol, wie der, von ihm ein Jahr darauf herausgegebne Diable boiteux (nach El Diablo Cojuelo, von Don Louis Velez de Guevara, s. d. Art.) gründeten seinen Ruf als Autor, der durch den, 1715 zum ersten Mal an's Licht tretenden Gil Blas von Santillana die allgemeinste Ausbreitung erhielt. Auch auf der Bühne machten mehrere seiner Arbeiten Glück, wie z. B. vorzüglich „Crispin, rival de son maitre," und „Turcaret," und der fleißige Schriftsteller, der nach und nach, außer einer ansehnlichen Menge noch andrer Romane und Theaterstücken, auch eine nicht uninteressante Sammlung von Anekdoten und geschichtlichen Charakterzügen, auch eine Übersetzung von Bojardo's Orlando innamorato publicirte, sah, in glücklichen häuslichen Verhältnissen lebend, einem ruhigen Alter entgegen, das nur dadurch einigermaßen getrübt wurde, daß zwei seiner Söhne sich, gegen seinen Willen, dem Theater widmeten. Doch glich sich auch noch dieses Mißverhältniß durch die Verwendung seines zweiten Sohnes, der sich dem geistlichen Stande gewidmet und ein Kanonikat zu Boulogne erhalten hatte, aus, und Lesage verzieh, hingerissen von der Künstlerschaft seines ältesten Sohnes, welcher sich als Schauspieler Montmenil nannte, den Beiden. Doch raubte ihm der Tod bald die Freude an diesem Sohne, und dies Ereigniß wirkte so tief auf den Greis, daß er sich mit seiner Gattin aus seinen gewohnten Kreisen in der Hauptstadt zurückzog, und nach Boulogne wandte, wo er in den Armen der Seinen, beinah 80 Jahre alt, den 17. November 1747 starb. Bemerkung verdient noch, daß Lesage die letzte Zeit seines Lebens einen besondern Einfluß des Sonnenlichts auf seinen Körper empfand. Sobald nämlich sich dies Gestirn dem Meridian näherte, fühlte er sich wohl, kräftig und leicht; wenn aber der Tag sich zu neigen begann, fiel er in einen Zustand von Schwäche und Abspannung, der regelmäßig bis zum Wiederanbruch des neuen Tages dauerte.

Lesbos, jetzt Metelin oder Metalnie (von der ehemaligen Hauptstadt Mitylene), eine griechische Insel in dem nördlichen Winkel des ägeischen Meers (der Archipelagus), an der asiatischen Küste, der Sage nach von Lesbos, einem Sohne des Lapithas, und Enkel des Acolus gegründet. Dieser führte auf den Rath des Orakels eine Kolonie hierher, heirathete daselbst die Methymna, des Makareus Tochter, und erhielt mit ihr die Herrschaft über die Hälfte der Insel, welcher er, nachdem sie vorher Isa, dann von den Pelasgern Pelasgia geheißen hatte,

Digitized by Google

den Namen Lesbos gab. Sie hat einen Umfang von ungefähr 1100 Stadien, oder etwa 25 Meilen. An Bäumen trug die Insel besonders Buchen, Cypressen und Fichten; es ward ein gemeiner Marmor auf derselben gebrochen, und die Ebenen hatten Überfluß an Getreide. Auch fand man warme Quellen, Achate und verschiedne Edelsteine. Das vornehmste und einträglichste Erzeugniß war jedoch der Wein, der in vielen Ländern allen andern griechischen Weinen vorgezogen ward. Noch jetzt rechnet man das dortige Baumöl und die Feigen zu den besten im Archipel. Es befanden sich neun, meist blühende Städte daselbst, von denen die vornehmsten Mitylene, Pyrrha, Methymna, Arisba, Eressus und Antissa hießen. Noch in unsern Zeiten sind auf der Insel 120 Dörfer gezählt worden. Ursprünglich wurde sie von Aeoliern bevölkert, welche aus einer unbedeutenden Monarchie eine mächtige Demokratie bildeten. Sie machten hierauf nicht bloß auf dem festen Lande und dem ehemaligen Gebiete von Troja große Eroberungen, sondern widerstanden auch den Athenern. Dann wurde Lesbos von Samos und darauf von den Persern beunruhigt, deren Oberherrschaft sie endlich anerkennen mußte. Nach der Schlacht bei Mykale schüttelte sie das persische Joch ab, und ward Athens Bundesgenossin. Während des peloponnesischen Krieges trennte sie sich mehr, als einmal von Athen, ward aber immer wieder zum Gehorsam zurückgebracht. Eine unbedeutende Veranlassung führte die nachtheiligsten Folgen für diese Insel herbei. Ein vornehmer Bürger von Mitylene verbreitete, aus Erbitterung, daß mehrere reiche Einwohner seinen Söhnen ihre Töchter zur Ehe versagt hatten, Zwietracht in der Stadt, beschuldigte sie laut und öffentlich, daß sie ein Bündniß mit den Lacedämoniern schließen wollten, und erregte durch diese falsche Beschuldigung eine solche Aufmerksamkeit in Athen, daß dieses eine Flotte gegen Lesbos absegeln ließ. Die nächsten Städte, Methymna ausgenommen, bewaffneten sich zum Schutze ihrer Hauptstadt, wurden aber in kurzer Zeit bezwungen, Mitylenens Mauern geschleift, seine Schiffe weggenommen, und tausend der reichsten Einwohner getödtet. Nur das Gebiet von Methymna blieb verschont. Die Insel selbst ward hierauf in dreitausend Theile zerstückelt, von denen dreihundert dem Dienste der Götter geweiht, die übrigen aber unter athenienſische Bürger vertheilt, und von diesen an die alten Eigenthümer verpachtet wurden. Nichts desto weniger erholten sich die Städte von Lesbos bald wieder. Übrigens waren die Lesbier wegen ihrer ausschweifenden Sitten sehr berüchtigt, so wie denn auch die ganze Insel als der Sitz des Vergnügens und der Zügellosigkeit betrachtet wurde. Zugleich aber standen sie in dem Rufe der feinsten Lebensart und der ausgezeichnetsten Geistesbildung. Auch hatten Poesie und Musik daselbst große Fortschritte gemacht. Besonders berühmt war die lesbische Schule der Musik, deren Ursprung auf folgende Weise erzählt wird. Nachdem Orpheus von den Bacchantinnen zerrissen, und Haupt und Leier desselben in den Fluß Hebrus geworfen worden, ward beides von den Wellen an das Ufer von Methymna getrieben. Während dessen ließ Orpheus Mund rührende Klagetöne hören, und die Leier, vom Hauche des Windes bewegt, begleitete dieselben. Die Methymnier begruben daher das Haupt, und hängten die Leier in Apollo's Tempel auf. Dafür ward ihnen, nach der Sage, von diesem Gotte das Talent zur Musik verliehen. In der That brachte Lesbos eine Reihe Tonkünstler hervor, welche alle Musiker Griechenlands übertrafen. Unter diesen zeichneten sich insbesondre Arion von Methymna und Terpander von Antissa aus, so wie unter den lyrischen Dichtern Alcäus und Sappho als die vornehm-

Digitized by Google

sten genannt werden. Auch war der berühmte Pittakos, einer der sogenannten sieben Weisen, und späterhin die Philosophen Theophrast und Theophanes (der Busenfreund des großen Pompejus), und die Geschichtschreiber Hellanicus, Myrtilus u. A. auf dieser Insel geboren. Sie ward oft von auswärtigen Gelehrten zum Aufenthalte erwählt, und Epikur und Aristoteles hielten daselbst sogar Vorlesungen.

Lesche, s. Polygnotus.

Lesemethoden. Lesen ist eine Kunst, zu der man, weil sie das Hauptmittel aller weitern Bildung ist, nicht schnell genug kommen kann. Daher ist man schon lange darauf bedacht gewesen, schnell und leicht zum Zwecke führende Lesemethoden zu erfinden. Bereits im 17. Jahrh. unterschieden die Schulmänner in Portroyal bei Paris die Aussprache und Benennung der Consonanten, und von den berühmten Pädagogen des 18. Jahrh. hat keiner die Erleichterung des Lesenlernens aus der Acht gelassen. Das ärgerliche Buchstabiren, das Basedow durch gebackne Buchstaben zu versüßen suchte, wurde durch diese Bemühungen allmälig beseitigt. An der, von dem Director Plato bei der Freischule in Leipzig eingeführten Lesemaschine lernen die Kinder, mit oder ohne Buchstabiren, auf eine unterhaltende Weise Worte zusammen aussprechen. Diese, mit Unrecht unter die Maschinen gerechnete, einfache Vorrichtung besteht aus einer schrägstehenden, mit hervorragenden Leisten, als Zeilen, versehnen Tafel, welche, an der Wand befestigt, auf einem schmalen Kasten ruht, der eben so viel Abtheilungen hat, als es große und kleine Buchstaben gibt. Sie wird um so brauchbarer, je gewandter der Lehrer aus den im Kasten aufbewahrten, einzeln auf Pappe geklebten Buchstaben, die zur Zusammensetzung eines auszusprechenden Wortes gehörigen, ohne Verzug zu finden, zwischen die Leisten nach einander einzuschieben und dadurch die Entstehung des Wortes anschaulich zu machen weiß. Auch lassen sich sonst noch manche nützliche orthographische und sogenannte Verstandesübungen dabei anstellen. Dieses äußere Hülfsmittel des Leseunterrichts machte jedoch die zwischen 1801 und 1803 erfundnen neuen Lesemethoden nicht überflüssig. Ungefähr gleichzeitig traten in diesen Jahren der Professor Olivier in Dessau und der baiersche Schulrath Stephani mit ihren Lesemethoden auf, die in dem Grundsatze übereinstimmten, daß die Lesekunst auf der Kenntniß des jedem Buchstaben eigenthümlichen Lautes beruhe, weshalb dieser eigentlich zu lernen und dann erst der gewöhnliche Name des Buchstaben anzugeben sei. Olivier hat das Eigne, daß er den Consonanten, um so hörbar zu machen, ein kurzes e beifügen läßt; Stephani aber dringt darauf, daß jeder Buchstabe ohne Zusatz eines Hülfslautes mit dem ihm eigenthümlichen Laute in völliger Reinheit ausgesprochen und z. B. bei b kein e; bei k kein a, bei v kein au, bei z kein et u. s. w. hörbar werde, daher seine Methode die Laut- oder Lautirmethode heißt. Sie ist unstreitig einfacher, als die olivier'sche, und daher viel häufiger, als diese, in Volksschulen eingeführt worden. Durch systematische Ordnung und Genauigkeit in der Aufeinanderfolge der Uebungen unterscheidet sich aber von beiden die, auf ähnlichen Grundsätzen beruhende Lesemethode des Schuldirectors Krug in Zittau. Krug, und der ihm nachfolgende Zeller, benennen die Buchstaben nach den dabei thätigen Sprachwerkzeugen (z. B. b sanfter Lippenschluß, d Zahnlautzeichen, s. Zischlautzeichen, r Schnurrlaut, f Blaslaut ꝛc.) und halten streng darüber, daß das Kind jeden Schritt beim Lesenlernen mit Bewußtsein dessen, was es verrichtet, vorwärts thue und sich mit dem Mechanismus dieser Kunst zugleich die Tugend der Stätigkeit, Ordnungsliebe und

Genauigkeit im Denken und Handeln durch den Geiſt der Methode aneigne. Ob ihr nun gleich ziemlich allgemein der Vorwurf einer allzu ängſtlichen Sorgfalt im Kleinen, und daher für Lehrer und Lernende beſchwerlichen und weitläufigen Ausführung gemacht wird: ſo hat doch die Erfahrung in öffentlichen Schulen gezeigt, daß die ſtephaniſche Methode zwar ſchneller, die krug'ſche aber deſto gewiſſer zum Ziele führt, und auch Schüler von geringen Anlagen zu einem durchaus richtigen, deutlichen und in der Betonung gefälligen Vortrage bringt. Mag man indeß auch in der Theorie einer Methode vor der andern den Vorzug geben wollen: ſo wird es doch bei der Anwendung hauptſächlich auf das Geſchick und den Sinn des Lehrers ankommen, und zur Einführung in eine beſtimmte Schule diejenige Methode allemal die angemeſſenſte ſein, deren der vorhandne Lehrer am meiſten mächtig iſt. E.

Leſſing (Gotthold Ephr.), geb. den 22. Jan 1729, zu Kamenz, wo ſein Vater Prediger war. Er war es, der zu einer Zeit, wo deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft in die entſchiedenſte Plattheit verſunken waren, mit gewaltiger Kraft und ſchneidender Schärfe des Geiſtes das Richtige in ſeiner Nichtigkeit darſtellte, der Erſte unter den Deutſchen, der den umfaſſenden Geiſt der Forſchung und Kritik zeigte, welcher in Wiſſenſchaft und Kunſt die Eigenthümlichkeit unſers Volkes macht. Was gleichzeitig mit ihm Winckelmann und Kloppſtock leiſteten, beſchränkte ſich zu ſehr auf abgeſchloſſne Sphären, um ein neues Leben in der Literatur, mit der hiezu nöthigen Vielſeitigkeit, aufzuregen. Faſt in allen hat er ausgezeichnet gewirkt; allein, wie er ſich ſelbſt nie für einen Dichter gehalten hat, ſo ſind auch ſeine Trauer- und Luſtſpiele eigentlich nur Exempel, kalt und beſonnen, ohne eigentlich ſchöpferiſch Dichterwärme, zu Belegen ſeiner Anſichten über Theater und dramatiſche Kunſt ausgearbeitet. Seine Philoſophie iſt im Ganzen nur Bruchſtück geblieben. Die Ergebniſſe ſeiner Kunſtbetrachtungen und Unterſuchungen erſcheinen bei der Geiſtestiefe, womit in den neueſten Zeiten der Deutſche dieſes Feld allſeitig durchdrungen, oft unerheblich, unbegründet und zu ſehr mit den Mängeln der damaligen Kunſtphiloſophie behaftet, welche ſich weniger damit befaßte, ein Kunſtwerk zu verſtehen, d. i. es erſt in allen Beziehungen ſeines lebendigen Organismus durchdringend zu begreifen und in ſich aufzunehmen, und dann mit hiſtoriſchem Geiſte ihm in dem Geſammtgebiete der Literatur und Kunſt ſeinen Platz anzuweiſen; ſondern hauptſächlich darauf ausging, das Kunſtgefühl welches dem damaligen Zeitalter zu einer ſeltſamen Erſcheinung geworden war, ſich zu zerſetzen und zu enträthſeln. Jedoch trifft dieſe Bemerkung nicht alles, mehr nur dasjenige, was Leſſing früher über Kunſt und Poeſie ſchrieb. Inſofern hat er allerdings angefangen, den rechten Weg der Kritik zu bahnen; als er auf ſcharfe Sonderung der Arten und Klaſſen drang, und bei verſtändigſter Bewunderung der Alten auch der Verkündiger der frühern ausländiſchen Literaturen, der engliſchen, ſpaniſchen und italieniſchen ward, zugleich aber das hohle Geſpenſt des franzöſiſchen Geſchmacks in ſeine Nichtigkeit zurückzuwerfen ſtrebte, und einen umfaſſendern und kräftigern Geſchmack erweckte. Man muß über den großen Geiſt des Mannes erſtaunen, welcher bei zahlreichen poetiſchen Verſuchen, kritiſchen, philoſophiſchen und artiſtiſchen Unterſuchungen aller Art, auf die umfaſſendſten theologiſchen Streitigkeiten einging und, indem er jenes Gemiſch von poſitiver und Vernunftreligion, welches man damals unter dem Namen der Aufklärung zu verkaufen anfing, in ſeiner Erbärmlichkeit darſtellte. Das eigendlich Bleibende und Große in Leſſing's Schriften, was aber nur durch

Selbststudium erkannt werden mag, ist der Styl, seine reine, leichte und doch kräftige Prosa, der reiche Witz, die unendlich rege Lebendigkeit des Geistes, womit er seine Untersuchungen und Speculationen nicht eigentlich lehrt, sondern gleichsam verdeckt mittheilt und auf diese Weise unwiderstehlich zum Selbstdenken reizt und auffodert. Wir wenden uns zu Lessing's Biographie, aus welcher die Eigenthümlichkeit des seltenen Mannes nicht undeutlich hervorleuchtet; zugleich werden wir die wichtigsten Werke nennen, wie er sie in chronologischer Folge geschrieben hat; verweisen jedoch zuvor noch auf das anziehende Werk: Lessing's Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von F. Schlegel, 3 Thle, Leipzig, 1804. Von letzterm ist auch ein sehr guter Aufsatz in dem ersten Theile der Charakteristiken und Kritiken. Mehr in Hinsicht der Thatumstände und der äußern Verhältnisse, unter welchen Lessing lebte, ist zu nennen: Gotthold Ephraim Lessing's Leben, nebst seinem, noch übrigen literarischen Nachlasse von dessen Bruder, K. G. Lessing, 2 Theile, Berlin, 1793, und Lessing's Biographie in dem Pantheon der Deutschen. Wenn uns das mannigfach bewegte Leben der Künstler und Gelehrten des Alterthums oder des Mittelalters unendlich anziehend ist, weil wir darin eine Ursache ihres, auch in dem geistigen Gebiete lebendigen und kräftig gefunden Wesens zu entdecken glauben, so ist es Lessing's Leben aus dem entgegengesetzten Gesichtspunkte. Man sieht, wie dem wissenschaftlichsten Geiste die bloße Wissenschaft nie genügen mag, wie ihm das Leben und dessen mannichfaltige Abwechselungen unentbehrlich sind, und wie in einer Zeit, die Künstler und Gelehrte, als etwas nicht in sie Gehöriges, aus sich hinaus in das Gebiet reiner Ideen treibt, jenes unbefriedigte Bedürfniß, werkthätig in die Ereignisse der Außenwelt einzugreifen, in die ganzen Lebensverhältnisse des talentreichen Geistes eine schwankende, sich nirgends gefallende Unruhe bringt. Nach dem ersten Unterrichte in der Religion, welchen ihm sein Vater, ein Mann von dem strengsten lutherisch-christlichen Glauben, gab, hatte er Privatunterricht bei einem gewissen Mylius, Bruder jenes seiner Freigeisterei willen verschrienen Mylius, mit welchem er später in Leipzig und Berlin, zu nicht geringerer Kränkung seiner Aeltern, in engere Verbindung trat. Ein Zufall ließ ihn in Kamenz Unterricht im Malen und Zeichnen bei einem Maler finden. Als er hierauf in Königsbrück unter dem Rector Heinze die dasige Stadtschule besucht hatte, kam er 1741 auf die Fürstenschule zu Meißen, die er, nachdem er daselbst der griechischen und lateinischen Sprache, so wie der Mathematik mit unbegrenztem Eifer und dem glücklichsten Erfolge obgelegen hatte, 1746 mit einer herkömmlichen Abschiedsrede verließ, welche de mathematica barbarorum handelte. Er bezog die Universität Leipzig, und während er hier, außer Ernesti, keinen andern Lehrer einer besondern Aufmerksamkeit würdigte, fühlte er bald das Bedürfniß, sich durch gymnastische Uebungen jene Leichtigkeit und Sicherheit des Wesens und Benehmens zu verschaffen, welche dem Gelehrten so oft fehlt. Seine Bemühungen hierin sollen nicht fruchtlos gewesen sein. Keiner Facultätswissenschaft zugethan, und sich schon den mannichfaltigsten literarischen Bestrebungen hingebend, schloß er bald mit dem nachherigen Kreissteuer-Einnehmer Weiße jene Freundschaft, welche beide auf Lebenszeit verband. Disputirübungen, welche er unter Kästner mit dem schon erwähnten Mylius, Zachariä, Heinrich und Joh. Adam Schlegel, hielt, dienten ihm zu einer wissenschaftlichen Gymnastik. Hier machte er auch Bekanntschaft mit der berühmten Neuberin, Vorsteherin einer

damals in Leipzig ſich aufhaltenden Schauſpielergeſellſchaft, und nahm zugleich Antheil an den Ermunterungen, einer hamburgiſchen Wochenſchrift. Mit Weiße gemeinſchaftlich überſetzte er den Hannibal von Marivaux, und brachte den bereits auf der Schule angefangnen jungen Gelehrten nunmehr vollendet auf die neuber'ſche Bühne. Bald beſtimmte ihn aber die Unzufriedenheit ſeiner ſtreng geſinnten Aeltern, welchen des Sohnes Abgeneigtheit gegen jedes Brodſtudium, ſein Umgang mit Schauſpielern, einer damals verrufnen Menſchenklaſſe, kurz ſein ganzes Thun und Treiben als höchſt ſtrafbar, ja ruchlos erſchien, auf einige Zeit in das väterliche Haus zurückzukehren. Aus dieſer Zeit ſind unter ſeinen Gedichten noch eine Menge ſogenennter anakreontiſcher Lieder in einem Aufenthalt verfertigt, wo an Wein und Liebe wenig zu denken war. Von hier kehrte er auf kurze Zeit nach Leipzig zurück; da aber die Neuber einige vorzügliche Mitglieder ihres Theaters, welches Leſſing den Aufenthalt in Leipzig beſonders angenehm und wünſchenswerth machte, verloren, auch Mylius ſich bereits früher nach Berlin begeben hatte, ging er ebenfalls bald dahin. Hier nahm er an einer Wochenſchrift des Letztern Antheil, und gab mit ihm die Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, ſo wie eine Sammlung ſeiner Gedichte heraus. Aufſehn machte auch der Briefwechſel, in welchen er mit Voltaire gerieth, als ihm deſſen Sekretär, Richter Louvain, ein Exemplar von der Vie de Charles XII. aus Freundſchaft früher mitgetheilt hatte, als dies Werk öffentlich bekannt gemacht werden ſollte. Leſſing ging endlich, dem Wunſche ſeiner Aeltern zu genügen, nach Wittenberg, wo er mit ſeinem, bereits erwähnten Bruder, K. G. Leſſing, dem nachherigen Conrector in Chemnitz, in eifrigſter und fröhlichſter Gemeinſchaft ſtudirte, und die Magiſterwürde annahm. In dieſer Zeit überſetzte er das Werk des Spaniers Huarte von der Prüfung der Köpfe, ſchrieb eine Kritik der Meſſiade und faßte den Entſchluß, eine Ueberſetzung derſelben in lateiniſchen Hexametern zu fertigen, um zu beweiſen, daß die Sprache in derſelben keineswegs ſo ſchwer ſei, als man behaupten wollte. Hier fertigte er auch ſeine Verbeſſerungen und Zuſätze zu dem, 1750 und 1751 in 4 Quartbänden erſchienenen jöcher'ſchen Gelehrten-Lexikon. 1753 vertauſchte er Wittenberg wieder mit Berlin, und weil Mylius nicht länger daſelbſt bleiben wollte, übernahm er ſtatt ſeiner den gelehrten Artikel der voſſ'ſchen Zeitung. 1753 — 1754 erſchien der 2. und 3. Theil ſeiner kleinen Schriften, ſo wie auch das erſte und zweite Stück ſeiner theatraliſchen Bibliothek. 1755 machte er mit Nicolai und Moſes Mendelsſohn Bekanntſchaft, begab ſich jedoch einige Zeit nach Potsdam, um dort in ungeſtörter Einſamkeit ſein Trauerſpiel: Miß Sara Sampſon, auszuarbeiten. 1755 ging er abermals nach Leipzig, ward mit einem daſigen Kaufmanne, Winkler, bekannt, als deſſen Geſellſchafter er eine große Reiſe antrat, welche aber, da eben der ſiebenjährige Krieg ausbrach, nur bis Holland fortgeſetzt ward. Bei der Rückkehr verbitterte ihn ſeinen Aufenthalt in Leipzig eine Streitigkeit mit Winkler, welcher ſich der beim Antritt dieſer Reiſe übernommnen Verbindlichkeiten aus Geiz zu entziehen ſuchte, ſo daß Leſſing deren Erfüllung nicht anders, als nach einem Prozeſſe zu erlangen im Stande war. Er ward jedoch ſchadlos gehalten durch die Bekanntſchaft mit den berühmten Dichter Kleiſt, Major in preußiſchen Dienſten, welchen damals Dienſtverrichtungen in Leipzig feſthielten, und mit dem Freiherrn von Brawe. 1757 fing er mit Nicolai nnd Moſes Mendelsſohn an, die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften herauszugeben. Auch be-

Digitized by Google

gann er seine Virginia, welche später unter dem Namen: Emilia Galotti vollendet und bekannt wurde, unstreitig unter sämmtlichen dramatischen Stücken Lessing's dasjenige, das am fleißigsten ausgearbeitet ist, und, mit Ausnahme des Nathan, welcher in eine ganz andere Sphäre gehört, das geistreichste. Als Kleist 1759 zum Heere abging, und Weiße den Vorsatz gefaßt hatte, nach Paris zu reisen, ging Lessing wieder nach Berlin, wo er mit Mendelssohn und Nicolai die Literaturbriefe herausgab, und 1760 Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften wurde. Nicht lange darauf ward er Secretär bei dem General Tauenzien in Breslau. In Breslau entwarf er Minna von Barnhelm, sein bekanntes militärisches Lustspiel, dem bald zahllose militairische Dramen der Nachahmer folgten. Hier entstand auch seine Schrift: Laokoon, oder über die Grenzen der Poesie und Malerei; so wie er auch schon theologische Untersuchungen anstellte. 1765 verließ er Breslau, und wandte sich wieder nach Berlin, um von neuem einzig den Wissenschaften zu leben. Allein bisher an ein freieres, nicht immer sizzendes Leben gewöhnt, wollte ihm dies anfänglich weniger behagen, ja im Mißmuth über seine Lage soll er einmal den Plan gehabt haben, sich an die Spitze einer reisenden Schauspielergesellschaft zu stellen. Zu verwundern ist es daher nicht, daß er 1767 sich nach Hamburg begab, wohin ihn die dasigen Theaterunternehmer unter vortheilhaften Bedingungen einluden, obgleich ihn der Aufenthalt auch hier, wo er seine noch unübertroffene Dramaturgie schrieb, durch Uneinigkeit der Vorsteher und selbstgefällige Ungelehrigkeit der Schauspieler sehr verleidet ward. Zu gleicher Zeit kam er mit Klotz, auf Veranlassung von dessen Schrift: Über das Studium des Alterthums, und einer andern: Über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke, in den berüchtigten Streit, welchen er mit der literarischen Vernichtung Klotzens endigte. Im höchsten Mißmuthe über seine Lage beschloß er endlich eine Reise nach Italien, und nur der vortheilhafte Ruf nach Wolfenbüttel als Bibliothekar, welchen ihm, auf Veranlassung des Professor Ebert und des damaligen Erbprinzen von Braunschweig, der dasige Hof zukommen ließ, ein Hof, der zu jener Zeit fast der einzige in Deutschland war, wo neben der französischen Literatur auch Liebe und Beförderung für die deutsche gefunden wurde, verhinderte die Ausführung seines Vorsatzes. Er verließ Hamburg im April 1769, um es mit seinem neuen Bestimmungsorte zu vertauschen. Er würde dies schon früher gethan haben, hätte seine Verbindung mit Madame König ihn nicht so lange zurückgehalten. Auf der wolfenbüttler Bibliothek entdeckte er die Handschrift des Exsubstantiators Berengarius von Tours, worin dieser das Werk des Transsubstantiators Lanfrancus widerlegt. Hier gab er auch die wolfenbüttel'schen Fragmente eines Ungenannten, theologischen Inhalts, heraus, und ward dadurch in Streitigkeiten verwickelt, in denen er seinen regen Geist und seine Kunst in der Polemik bewährte. Uebrigens leugnete er, daß er Verfasser der Fragmente sei, und nach seinem Tode bestätigte es sich. Der Hamburger Reimarus war ihr Urheber. Unter einer Menge Arbeiten, die ihn in Wolfenbüttel beschäftigten, zum Theil aber nicht über den Anfang hinauskamen, verdient auch sein Aufsatz über das Alter der Oelmalerei genannt zu werden. Aussichten, die man ihm in Wien eröffnete, bestimmten ihn, 1775 eine Reise dahin zu machen, begleitete aber den Prinzen Leopold von Braunschweig, der eben über Wien nach Italien reisete, in dieses Land der Kunst, welches so lange das Ziel seiner

Wünſche geweſen war. Vor der Abreiſe von Wien hatte die Kaiſerin Maria Thereſia eine Unterredung mit ihm, und gab ihm ein eigenhändiges Empfehlungsſchreiben an den Grafen Firmian in Mailand mit. Den 25. April 1775 ging er nach Italien ab, und war in der Mitte des Decembers ſchon wieder mit dem Prinzen in München. Ehre und Gewinn, die ihm von dem mannheimer Hofe angetragen wurden, und ihn 1777 eine Reiſe dahin zu machen beſtimmten, blieben bei dem Mangel an freiſinnigen Ideen, welcher ihm bei mehrern einflußreichen Vornehmen im Wege ſtand, nur leere Verſprechungen. Auch Wolfenbüttel ſollte ihm noch unangenehme Stunden machen, indem es bei ſeinen theologiſchen Streitigkeiten, beſonders mit dem Hauptpaſtor Götz in Hamburg, endlich dahin kam, daß man ihn unter den ſchärfſten Cenſurzwang ſetzen wollte. Zu derſelben Zeit ſtarb ſeine Frau im Kindbette. Seiner theologiſchen Polemik ſetzte er mit dem Nathan die Krone auf. Kein Gebildeter iſt mit deſſen Inhalte unbekannt. Unter dieſen Arbeiten litt er an immer wachſender Kränklichkeit, welche ihm, bei den Verfolgungen und Neckereien, die er wegen ſeiner theologiſchen Streitigkeiten erfuhr, auch den jovialiſchen Gleichmuth raubte. Sein Uebel, welches ſich beſonders durch Engbrüſtigkeit äußerte, wurde immer heftiger und endigte am 15. Febr. 1781 ſein thätiges Leben. D. M.

Leſueur (Euſtache), einer der größten Maler der Franzoſen, geb. zu Paris 1617, erhielt den erſten Unterricht in der Zeichenkunſt von ſeinem Vater, einem Bildhauer, und kam dann frühzeitig in die Schule des Simon Vouet, des eigentlichen Stifters der franzöſiſchen Malerſchule. Er zeichnete ſich bald durch mehrere Gemälde, die er im echt italieniſchen Styl componirt hatte, aus; allein ſein Ruhm wurde erſt ſpäter durch die Reihe von Gemälden, die er für die Karthäuſer in Paris verfertigte, ſein Hauptwerk, völlig gegründet. In 22 Bildern ſtellte er die Hauptſcenen aus dem Leben des heil. Bruno, des Stifters dieſes Ordens, dar, und endigte dieſe 1649 begonnene Arbeit binnen 3 Jahren. Noch während dieſer Beſchäftigung (1650) malte er für die Goldſchmiedegilde die Predigt des Apoſtels Paulus zu Epheſus, ein Gemälde, welches der Kirche Notre-Dame zum Geſchenk gemacht, und ſpäterhin alle Jahre am erſten Mai daſelbſt öffentlich aufgeſtellt wurde; 1651 zwei Vorſtellungen aus dem Leben des heil. Martin und andere Bilder. Unter ſeine vorzüglichſten ſpätern Arbeiten gehören verſchiedene mythologiſche Vorſtellungen, im Hotel Lambert. Sie enthalten Scenen aus dem Leben des Amor, und die Muſen nebſt Apollo. Bald nach Vollendung dieſer Arbeit raffte ihn der Tod im 38. Jahre ſeines Alters hinweg. Zu große Liebe für die Kunſt, zu anhaltendes Studium und zu angeſtrengter Fleiß hatten die Lebenskraft des jungen Künſtlers frühzeitig aufgezehrt, und waren die Urſachen ſeines Todes. Seine Landsleute nennen ihn den franzöſiſchen Raphael; und wenigſtens iſt nicht zu leugnen, daß er ein Maler von ausgezeichnetem Talent und von großen Verdienſten war. Seine Ideen ſind edel und erhaben, ſeine Compoſition iſt einfach, überlegt und wohlgeordnet; die Zeichnung iſt richtig, in gutem Geſchmack, und beweiſet ſein fleißiges Studium der Antike und der größten italieniſchen Meiſter, beſonders des Raphael; ſeine Gewänder ſind künſtlich, in großem Styl und wahr behandelt. Der Ausdruck ſeiner Figuren iſt voller Lebhaftigkeit und Charakter, ihre Stellungen ſind mannichfaltig, und nichts Manierirtes daran zu bemerken. Er arbeitete mit ungemeiner Fertigkeit und Freiheit des Pinſels, ſeine Farbengebung iſt lieblich und einfach, nur

Digitized by Google

fehlt dem Colorit hinlängliche Wahrheit und Kraft, daher seinen Bildern eine gewisse Einförmigkeit, hie und da auch wol zu große Zierlichkeit zur Last gelegt werden kann. Daß Lesüeur die hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, welche man in seinen Werken findet, ist um so bewundernswürdiger, als er nie sein Vaterland, ja kaum Paris verlassen, sich also nur nach den wenigen, daselbst vorhandenen Vorbildern der Antike und der italienischen Schule gebildet hat. Raphael hat er vornehmlich nach den Kupferstichen des Marc Anton studiert. Lesüeur ist wegen seiner Bildung als der eigentliche Vertreter der französischen Schule zu betrachten; denn Poussin, der noch über ihm steht, gehört doch mehr den Italienern als den Franzosen an. Er war ein Mann von sanftem, aufrichtigem Charakter, und wurde auch deshalb von Jedermann geachtet, ungeachtet die Eifersucht seines Nebenbuhlers Lebrün, der in der Kunst den Ton angab und den Geschmack tyrannisirte, seinen Ruhm bei Lebzeiten nie ganz emporkommen ließ.

Lesüeur (Jean Baptiste) ein berühmter Componist Frankreichs und ein Nachkomme des (s. d. vor. Art.) großen Malers gleiches Namens, wurde 1763 zu Paris geboren. Er kam sehr jung in die Musikschule der Kathedrale zu Amiens und als er seine musikalischen Studien in dieser Stadt vollendet hatte, ward er erst bei den Kathedralen zu Saez, und Dijon und 1784 auf Gretry's, Gossec's und Philidor's Verwendung in Paris an der Kirche der Innocents als Musikdirector angestellt. Hier gewann er bald Sacchini's Freundschaft, und dieser große Tonsetzer unterstützte ihn vielfach bei seinen ersten Compositionen mit seinem belehrenden Rath. 1786 erhielt Lesüeur von mehreren Concurrenten die Metropole von Paris und hier erwarb er sich sowol durch seine großartigen und geistreichen Tondichtungen, als durch die Trefflichkeit, wie er sein Orchester leitete, die allgemeinste Anerkennung. Bald zog ihn aber sowol Neigung, als Sacchini's Rath, zu einer andern Bahn hin, und er fing an, für das Theater zu arbeiten. Das erste Werk, welches er in dieser Hinsicht aufstellte, war die Oper Telemach, welche er jedoch beim großen Operntheater nicht anbringen konnte, und deswegen sich genöthiget sah, sie dem Theater Feydeau zu übergeben, wo sie mit dem größten Erfolge gegeben wurde. 1788 legte Lesüeur, entschlossen, sich ganz der theatralischen Musik zu widmen, seine Stelle an Notre Dame nieder, und lebte bis 1792 bei einem Freunde und Gönner, dem Herrn Bochard de Champagny, in dessen Hause er so anhaltend arbeitete, daß sein, für seine Gesundheit besorgter Wirth, um ihn von nächtlichen Arbeiten abzuhalten, ihm nicht mehr Licht zukommen ließ, als höchstens nöthig war, die halbe Nacht aufzubleiben. Lesüeur beschäftigte sich eben damals mit Componirung seiner Oper: la Caverne; da ihm nun einstmals das Licht ausging, und er dennoch sich nicht unterbrechen lassen wollte, so legte er sich platt auf die Erde hin, und schrieb am Kamin beim matten Schimmer einiger aufgefundener Holzscheite so lange fort, daß ihn am andern Morgen Herr Champagny noch in dieser unbequemen Stellung fand. Nach vielen Hindernissen, die ihm der Schlendrian und üble Wille der Bühnenmenschen in den Weg legten, gelang es ihm endlich 1793, seine neue Oper (la Caverne) in die Scene zu bringen, die dann durch die Neuheit, Tiefe und geniale Bezeichnung der darin auftretenden Charaktere, besonders aber durch ihre zwar ungemein schweren, aber im größten Styl verfaßten Chöre, den glänzendsten Beifall erhielt und von Kennern und Nichtkennern geschätzt wurde. Später componirte er noch Paul und Virginie, den Tod Adam's und die Barden. Das letzte Werk, sein vollendetstes, in welchem der

Componiſt den Geiſt Oſſian's beſchworen zu haben ſcheint, erwarb ihm die Zuneigung des Kaiſer Napoleon in einem ſolchen Grade, daß ihn derſelbe zum Nachfolger von Paiſiello am Conſervatorium ernannte, ihm den Orden der Ehrenlegion verlieh, und eine goldene Doſe mit der Inſchrift: Der Kaiſer der Franzoſen dem Componiſten der Barden, ſchenkte. Mit Cherubini, Mehul, Langlé und Rigal arbeitete Leſüeur an dem von Catel 1816 herausgekommenen Werk: sur les Principes élémentaires de musique; außerdem hat man noch von ihm einen Essai sur la musique sacrée (1787 in 8.) und Lettres et réponse à Gaillard, sur l'opéra de la mort d'Adam, et sur plusieurs points d'utilité relatifs aux arts et aux lettres (1801 in 8.)

Lethargie iſt ein tiefer und langer Schlaf, der übrigens von keiner ſpeciellen Verletzung der Lebensorgane begleitet wird. Alle Symptome der Lethargie haben einen Urſtoff im Gehirn. Iſt dieſes bei Menſchen oder Thieren bloß und erfährt irgend einen Druck, ſo entſteht Reiz zum Schlafe. Es iſt wahrſcheinlich, daß bei ſolchen Schlafſüchtigen einige Theile des Gehirns an einer Geſchwulſt leiden. Iſt der Puls des Schlafſüchtigen ruhig, ſo pflegen die Aerzte augenblicklich während der Schlafperiode nichts zu verordnen, als etwa kalte Bähungen. Iſt er unruhig, ſo pflegen ſolche heftige Reizmittel ſofort anzuwenden.

Lethe, ein Fluß in der Unterwelt, deſſen Waſſer die Kraft hatte, daß die Seelen der Verſtorbenen, welche daraus tranken, alles auf der Erde erlittene Ungemach vergaßen. Eigentlich mußten nur diejenigen daraus trinken, welche wieder auf die Oberwelt zu neuen Körpern zurückkehren ſollten, um zugleich die im Eliſium genoſſenen Freuden zu vergeſſen.

Letten ſ. Liefland.

Lettern, (verſch. Arten derſ.), ſ. Schriften.

Leucas, Leukadiſcher Fels. Leukas war die Hauptſtadt der Inſel Leukadia (jetzt St. Maura) an der Küſte von Griechenland. In ihrer Nähe befand ſich ein hoher Fels mit einem Apollotempel, der durch das jährlich daſelbſt gefeierte Feſt und den ſ. g. leukadiſchen Sprung berühmt worden iſt. Als Sühnopfer, gleichſam belaſtet mit allen Sünden des Volks, wurde ein Verbrecher an jenem Feſte von dem Felſen hinab in's Meer geſtürzt. Da man ihn indeß mit einem Federkleide anthat und ſelbſt lebendige Vögel an ihn befeſtigte, ſo kam der ſelbſt halb zum Vogel umgewandelte Menſch gewöhnlich ohne bedeutenden Schaden halbſchwebend in die Tiefe, wo er ſofort aufgefiſcht und erquickt wurde. Doch mußte er für immer das Land meiden. Gefährlicher, und nicht minder merkwürdig, war der Sprung, den Manche von dieſen Felſen freiwillig thaten, um ſich von den Qualen einer unglücklichen Liebe zu befreien, denn dieſe wunderbare Wirkung ſchrieb man dem gewagten Sprunge zu. Man erzählt, daß Einige ihn mehr als einmal gemacht; oft aber fanden die Unglücklichen auch den Tod in den Wellen. Unter letztern werden zwei merkwürdige Frauen genannt, Artemiſia, Königin von Carien, und Sappho.

Leuchtkugeln ſind Feuerkugeln, deren Schein eine beträchtliche Weite umher erhellet. Man wirft ſie des Nachts aus Haubitzen, oder aus Mörſern, auf Gegenſtände, die man erkennen will. Leuchtkugeln heißen auch, bei Luſtfeuerwerken, die kleinen, runden Maſſen, welche in die Höhe ſteigen und eine Zeitlang mit ſehr hellem, weißem Lichte leuchten. —

Leuchtthurm, ſ. Pharus.

Digitized by Google

Leucippus, ein Philosoph der eleatischen Schule und Lehrer des Demokrit. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Nach Einigen war er aus Abdera, nach Andern aus Elea, wieder nach Andern von der Insel Melos gebürtig, und lebte 500 vor Chr. Geb. Sein Lehrer war Zeno der Eleatiker. Um den Streit der Vernunft mit der gemeinen Sinnenerfahrung, die Substanz der Dinge und die Bewegung derselben betreffend, welcher damals die Philosophen beschäftigte, zu vermitteln, ward er Erfinder des sogenannten Atomen-Systems, welches er dem Systeme der Eleaten entgegensetzte. Die ältern Eleatiker leugneten die Wirklichkeit der Bewegung und die Vielfachheit der Dinge, indem sie alles Vorhandene auf eine einzige ewige und unveränderliche Substanz zurückführten. Da dies nun der gemeinen Sinnenerfahrung zuwider war, so suchte er sich gewissermaßen zu helfen. Er nahm einen leeren Raum an, weil wegen der Undurchdringlichkeit der Körper nicht mehr als ein einziger Körper in einem und ebendenselben Raume vorhanden sein, folglich, wenn der Raum nicht leer wäre, keine Körper irgendwo sein können; ferner, weil jeder Körper in einen kleinern Raum zurückgedrängt werden könne, welches nicht möglich sein würde, wenn er nicht vorher etwas Leeres enthielte; weil die Erfahrung unwidersprechlich lehre, daß die Körper sich bewegten, wüchsen, abnähmen, welches Alles doch ohne Raum unmöglich sein würde. Bei der Vorstellung des Raums ist an keine Grenze zu denken, also erklärte ihn Leucipp für unendlich, wodurch denn auch die Unendlichkeit des substantiellen Universums gegeben war; eben so erklärte er auch den Raum für ewig, weil seine Atomen ewig wären. In diesem Raume befinden sich, nach seiner Ansicht, eine zahllose Menge so kleiner Körperchen, daß sie sinnlich nicht wahrgenommen werden können. Sie sind an und für sich untheilbar, daher der Name Atomen. Denn wollte man ihnen eine unendliche Theilbarkeit beilegen, so würden sie zuletzt in Nichts verschwinden. Diese Atomen nun bewegen sich von Ewigkeit in dem unendlichen, leeren Raume, und bilden durch ihre Vereinigung und Trennung das Entstehen und Vergehen der Dinge. Da die Einheit nie Mehrheit, und die Mehrheit nie Einheit werden kann: so können auch die Atomen bei ihrer Vereinigung keine wahren Einheiten bilden, sondern bloße Anhäufungen, so daß ihr gegenseitiges Wirken und Leiden nur auf Berührung hinausläuft. Ihrem Wesen nach sind alle Atomen einander völlig gleich, aber von unendlicher Mannichfaltigkeit der Formen und Gestalten, wodurch sich die Mannichfaltigkeit der durch sie gebildeten Körper erklärt. Außer durch die Mannichfaltigkeit der Figuren, unterscheiden sich auch die Atome noch durch ihre örtliche Lage und die Ordnung, in welcher sie zusammengesetzt sind. Lage und Ordnung sind aber nur die Grundeigenschaften der Atomen; durch ihre Verbindung und Trennung entstehen Eigenschaften von der zweiten Ordnung (qualitates secunderiae), z. B. das Harte, das Weiche, die Farbe, der Ton, der Geruch u. s. w. So viel man übrigens aus den wenigen, auf uns gekommenen Nachrichten hat abnehmen können, dachte sich Leucipp die Entstehung der Welt durch die Bewegung der Atomen folgendermaßen. Aus der unendlichen Menge der Atomen rissen sich einige los, fielen auf und durcheinander, und verursachten dadurch eine wirbelnde Bewegung, mittelst welcher sich eben so das Gleiche zum Gleichen gesellte, als sich das Entgegengesetzte trennte. Bei der nothwendig ungleichen Geschwindigkeit der Bewegung der Körper werden die kleineren nach außen getrieben, welche dann gleichsam eine Haut oder ein Gewebe um einen Kern bilden. Die gröberen in dieser Haut befindlichen Körper senken sich niederwärts und verdünnen

durch ihr gegenseitiges Reiben die umschließende Haut. Die niederwärts gesenkten Körper machen die Erde aus; die Haut selbst entzündet sich zuletzt, und durch diese Entzündungen entstehen die Sterne. Wie Leucipp die einzelnen Elemente sich formen ließ, wissen wir nicht recht. Dem Feuer gab er eine runde Gestalt; die übrigen Elemente: Wasser, Luft und Erde, ließ er bloß durch Größe und Kleinheit sich unterscheiden. Das Feuer, als das feinste, leichteste und flüchtigste, machte er zur Weltseele, zur Grundlage des Lebens, Empfindens und Denkens. Doch waren diese letzten Modificationen, nach Leucipp, nicht immer in der Natur der Atomen, sondern bloß in der Art ihrer Zusammensetzung begründet. Das Seelenwesen (aus Feueratomen bestehend) ist durch den ganzen Körper verbreitet; Menschen und Thiere athmen es mit der Luft ein, daher auch mit dem Ende des Athemholens das Leben aufhört. Die Weltseele ist eben so, wie alles Übrige bloß ein Werk des blinden Zufalls. Denn eine verständige Schöpfung nach Zwecken scheint von Leucipp nicht anerkannt worden zu sein; auch ist in seinem Systeme nie die Rede von Göttern.

Leucothea, s. Ino.

Leukadia (jetzt Santa Maura, zu der jonischen Republik gehörig), eine Insel im jonischen Meer, an der Westküste von Griechenland. Die südliche Spitze dieser Insel, auf welcher ein Apollotempel stand, war berühmt bei den Griechen unter den Namen des leukadischen Felsens: ein Sprung von dieser steilen Höhe herab in's Meer, sollte, der Volkssage nach, das sicherste Heilmittel einer unglücklichen Liebe sein — wer kein geübter Schwimmer war, ertrank, und bedurfte dann der Heilung nicht mehr. Die göttliche Venus selbst hatte, auf Apollo's Rath, nach Adonis Tode, den Sprung gewagt, und das Mittel sehr wirksam gefunden. Auch Sappho, die Dichterin, von dem geliebten Phaon verschmäht, stürzte sich hinab und ward geheilt, denn sie fand den Tod in den Wellen.

Leukosyrer, s. Kappadocien.

Leuktra, ein Dorf in Böotien (dem jetzigen Livadien), berühmt wegen der großen Schlacht 371 v. Chr. Geb., welche der Thebaner Epaminondas gegen den spartanischen König Kleombrotus daselbst gewann, und dadurch dem großen Einflusse, welchen Sparta mehrere Jahrhunderte hindurch über ganz Griechenland ausgeübt hatte, ein Ende machte.

Leuwenhöck (Anton), ein berühmter holländischer Physiker, wurde 1632 in Delft geboren und starb den 26. August 1723. Die von ihm verfertigten Mikroskope und Brillengläser erwarben ihm bald einen großen Ruf, und dieser vermehrte sich noch durch seine zu jener Zeit ungemein imponirenden Kenntnisse sowol in der Anatomie, als Physiologie. Seine, zum Theil gründlichen, zum Theil aber auf falschen Ansichten beruhenden Untersuchungen sowol über die Circulation des Blutes, wie über die Zusammensetzung desselben, über die Construction des Gehirnes, der Nerven, der Art der thierischen Befruchtung u. s. w. machten seiner Zeit großes Aufsehen, und wurden der Gegenstand vielfacher gelehrter Streitigkeiten, dienten aber nur theilweise der Wissenschaft zum wahren Nutzen, da Leuwenhöck, bei allem Fleiß doch oft durch vorgefaßte Meinungen sich zu falschen Schlußfolgen verleiten ließ. An Peter I. von Rußland fand Leuwenhöck einen großen Bewunderer, und dieser Monarch überhäufte bei seiner Durchreise durch Delft den berühmten Mann mit Zuvorkommenheiten. In den Memoiren der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London sind die Briefe und Abhandlungen abgedruckt, welche Leuwenhöck zu verschiedenen Zeiten sowol an diese Akademie, als

Digitized by Google

an einzelne Gelehrte sendete, und eine lateinische Übersetzung seiner ursprünglich in holländischer Sprache geschriebenen Werke kam zwischen 1695 und 1719 in 4 Quartbänden zu Delft unter dem Titel: Arcana naturae detecta heraus, und wurde dann 1722 in Leyden neu aufgelegt. In der Hauptkirche zu Delft befindet sich ein prachtvolles Denkmal, welches Leuwenhöck zu Ehren daselbst errichtet worden ist.

Levaillant (Franz) der bekannte, wenn auch eben nicht durch seine Wahrhaftigkeit berühmte Reisende, ist in Paramaribo, der holländischen Kolonie in Guiana (Surinam) geboren. Von der frühesten Kindheit an zeigte er einen fast leidenschaftlichen Hang zum Studium der Naturgeschichte, insbesondere der Ornithologie. In Europa angekommen wuchs noch sein Eifer, der nur durch große Reisen in die entferntesten und unbekanntesten Länder schien gestillt werden zu können. Er fand in Amsterdam insbesondere an dem bekannten großen Ornithologen Temmink einen Gönner, der ihn in seinen Planen und Entwürfen auf das Kräftigste unterstützte, und sich von ihm eine große Bereicherung seiner bedeutenden naturhistorischen, vorzüglich ornithologischen Sammlungen versprach; eine Hoffnung, worin Levaillant Temmink auch nicht getäuscht hat. Levaillant wendete sich zuerst nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, mit der Absicht, von da in's Innere von Afrika zu dringen, wo er mit Recht eine reichliche Ernte zu machen hoffte. Seine auf dieser Reise angelegten Sammlungen gingen aber sämmtlich verloren. Das Schiff, auf welchem sie nach Holland verladen waren, wurde von den Engländern angegriffen und in Folge des Gefechts in Brand gesteckt, wodurch die ganze Ladung von den Flammen verzehrt wurde. Durch Herrn Temmink's Unterstützung wurde es Levaillant aber möglich gemacht, eine zweite Reise zu unternehmen, die er nun mit einer ziemlich bedeutenden Caravane nach den, nördlich der Kolonie gelegenen Ländern richtete. Unüberwindliche Schwierigkeiten erlaubten ihm aber nicht, seinen abenteuerlichen Zug so tief in's Innere Afrika's fortzusetzen, als es in seinen Ideen lag. Indessen war das Resultat und die Ausbeute immer bedeutend genug. Auf einern spätern Reise war er nicht minder glücklich. Man wirft den Erzählungen Levaillant's vor, daß sie nicht immer genau, ja oft sogar gegen alle Wahrscheinlichkeit sind, ein Vorwurf, der sich jedoch nicht völlig ausmitteln läßt. Was ihm aber nicht abzusprechen, ist die Gabe der lebhaftesten Darstellung, und eine gewisse sehr anziehende, philosophische Originalität, die beides für seine Erzählungen und seine Reiseabenteuer das Interesse eingeflößt hat, das sie in ganz Europa gefunden haben. Seine erste und zweite Reise, die zuerst 1789 und 1796 in franz. Sprache im Druck erschienen, sind von Reinhold Forster in's Deutsche übersetzt worden. (Berlin, Voß'sche Buchhandlung.) Außerdem hat man von ihm mehrere naturhistorische Werke und Monographien. Die wichtigsten derselben sind: Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique, 1799—1807 in 50 Lieferungen in Fol. und die Histoire naturelle des Peroquets, 1801—1805. 2 Bände in Fol.

Levante (aus dem Ital. il levante, franz. le levant, der Osten oder Morgen), bezeichnet bei den Europäern im Allgemeinen die Länder an der Ostküste des mittelländischen Meeres. Im engern Sinne werden darunter nur die asiatischen, am Archipelagus gelegenen Küsten, von Konstantinopel an bis hinunter nach Alexandrien in Ägypten, verstanden. In dieser, im engern Sinne genommenen Levante sind unter den Handelsstädten (bei den Franzosen échelles du levant) außer Konstantinopel und Alexandria, noch Smyrna, Skanderona (Alexandrette) und Aleppo berühmt. Smyrna, mit 100,000 Einwohnern, ist der vor-

Digitized by Google

züglichste Ort unter den Handelsplätzen der Levante, und die Hauptniederlage des asiatischen Handels. Diese eigentliche Levante steht unter türkischer Hoheit, hat ein sehr warmes Klima, viel Berge, aber auch sehr fruchtbare Ebenen, und wird von Türken, Armeniern und Griechen bewohnt. Die Haupterzeugnisse des Landes sind: Getreide, Reiß, Tabak, Oliven, Baumwolle, Seide, Kameelhaare (von der angorischen Ziege), Saflor und mehrere Mineralien. Der sogenannte levantische Kaffee wächst nicht in der Levante, sondern in Arabien, und hat diesen Namen daher, weil er aus den Häfen der Levante ausgeführt wird.

Levena, eine Griechin, berühmt durch Leyer und Gesang und durch Harmodin's und Aristogiton's Liebe, die ihr geweiht war. Beide geriethen in Untersuchung auf Veranlassung der Regierung in Athen, und ihre Geliebte sollte gefoltert werden, um durch solche gewisse sträfliche Handlungen ihre Liebhaber zu entdecken. Levena biß sich die Zunge ab vor der Folterung, um sicher zu sein, daß sie ihre Liebhaber nicht verrathen könne. Diese Großmuth rührte die Athenienser. Sie wollten indeß einer Buhlerin keine Bildsäule setzen und verewigten ihr Andenken durch das Bild einer Löwin ohne Zunge, welche Aristides verfertigte. Aus Athen brachten die Venetianer solche nach Venedig, woselbst sie am Thore des Arsenals steht.

Leviten, bei den Juden diejenigen, welche zum Stamme Levi gehörend, den Dienst im Tempel versehen. Dann wurden auch die Priestergehülfen Leviten genannt, und bei den Katholiken heißen noch jetzt die Diakonen, welche dem Priester beim Gottesdienst helfen, Leviten. Daher auch Levitenrock eine Art Meßgewand, dergleichen die evangelischen Diakonen hie und da bei Austheilung des Abendmahls tragen. Das dritte Buch Mosis heißt Leviticus, weil es vornehmlich die Verordnungen für die Leviten enthält.

Lexikon, (ein Wörterbuch). Unter den griechischen Wörterbüchern ist das Onomastikon, welches Julius Pollux 130 v. Chr. Geb. schrieb, eines der ältesten. Hesychius von Alexandrien, von dessen Leben man nur so viel weiß, daß er im Anfange des 3ten Jahrh. gelebt hat, schrieb zuerst unter den Christen ein griechisches Lexikon, welches er Glossarium nannte. Nach Wiederherstellung der Wissenschaften schrieb Johann Crestonus (Crastonus, Johannes Placentinus, weil er aus Piacenza gebürtig war) 1483 das erste griechisch-lateinische Wörterbuch zu Vicenza. Unter den Römern schrieb M. Terentius Varro, welcher 638 nach Roms Erbauung geboren wurde, zuerst ein lateinisches Wörterbuch; ein ähnliches Papias im 11. Jahrh. Nach Wiederherstellung der Wissenschaften schrieb Johann Balbus (de Balbis; de Janua; Januensis, † 1298) das erste lateinische Lexikon. Es wurde 1450 zu Mainz unter dem Titel Catholicon gedruckt. Unter den Deutschen war Johann Reuchlin der erste, welcher ein lateinisches Lexikon schrieb. Das erste hebräische Wörterbuch schrieb Rabbi Menachem Ben Saruck (Ben Jacob) im 9. Jahrh. Ähnliche gaben Johann Reuchlin zu Pforzheim 1506, und Johann Förster zu Basel 1564 heraus. Rabbi Ben Jechiel († 1106) schrieb im 11. Jahrh. das erste talmudische Wörterbuch. Das erste arabische Lexikon unter den Christen gaben Peter de Alcala 1505 zu Granada in spanischer Sprache, und unter den Niederländern Franciscus Raphelengius (geb. 1539, † 1597) 1613 zu Leyden heraus. Das erste syrische Lexikon schrieb Andreas Masius 1571 zu Antwerpen, das erste äthiopische und amharische Hiob Ludolf 1661 zu London, das erste amerikanisch peruvianische Dominicus a. S. Thoma im 16. Jahrh., das erste japanische Johann

Ferdinand, das erste deutsche der Erzbischof zu Mainz Rabanus Maurus († 859), das erste deutsche gedruckte, unter dem Titel: Theutonista, Gerhard von Schuren 1477 zu Kölln, und das erste hebräisch-griechisch-lateinische Sebastianus Münster 1530 zu Basel. Das älteste Gelehrten-Lexikon (welches aber verloren gegangen) schrieb Kallimachus vor Chr. Geb. Unter den vorhandenen ist das von Suidas aus dem 11. Jahrh. das älteste. (Man vergl. d. Art. Encyklopädien). — Lexikograph heißt der Verfasser eines Lexikons.

Leyden (Lugdunum Batavorum), eine große, schöne, jetzt zum Gouvernement Südholland der niederländischen Provinz Holland gehörige Stadt, mit geräumigen Straßen (unter welchen die breite Gasse eine der schönsten Straßen in Europa ist), und mit vielen breiten Kanälen, am alten Rheine, hat jetzt 3000 Häuser mit 28,000 Einwohnern. Die dortige Universität, welche 1575 gestiftet wurde, zeichnet sich durch den berühmten botanischen Garten, das anatomische Theater, die Sternwarte und durch die kostbare Bibliothek mit ihren seltenen Handschriften aus. Zur Universität gehören noch physische, chirurgische, chemische und Naturalienkabinette. In der Privatsammlung des Prof. Brugmanns bewahrt man Schill's Kopf in einer Vase mit Weingeist. Unter den Gebäuden zeichnen sich besonders aus: die St. Peterskirche, mit dem Grabmale von Boerhave, Peter Camper und Meermann; und das Rathhaus, worin man Lucas von Leyden treffliches Gemälde, das jüngste Gericht, bewundert. Von der alten Burg, einem vormaligen Schlosse, genießt man einer trefflichen Aussicht über die ganze Stadt. Einen beträchtlichen Nahrungszweig machten ehemals die vielen hiesigen Buchdruckereien aus. Leyden ist der Hauptplatz für die Wollfabriken und den inländischen Wollhandel. Auch verfertigt man Kamelotte, wollene Zeuge, Moore, Leinwand, wollenes Strumpfgarn ꝛc. und hat Seesalzraffinerien. Die Stadt hatte am 12. Febr. 1807 das große Unglück, daß ein mit 40,000 Pfund Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt lag, in die Luft flog, wodurch die zu beiden Seiten des Kanals stehenden Häuser zusammenstürzten, und eine große Menge Menschen ihr Leben verloren. Leyden ist der Geburtsort des bekannten Johann von Leyden, eines Schneiders, der sich 1534, als das Haupt der Wiedertäufer, zum Könige von Münster aufwarf, und des berühmten Physikers Peter von Muschenbroek, der 1761 starb.

Leyden (Jan oder Johann von,) s. Taufgesinnte.

Leyden, Lucas von, s. Lucas von Leyden.

Leyer (deutsche Leier, lira tedesca, Bauern-Leier, lira rustica oder pagana) darf mit der Lyra der Alten durchaus nicht verglichen werden. Sie hat einen länglichern Kasten, der auf einer Seite dem untern Theil einer Geige gleicht. In den Seitenwänden befindet sich eine Art von Claviatur, die aus 10 bis 12 Tasten besteht, durch welche die zwei Saiten, die innerhalb des Kastens liegen, verkürzt werden, und einen Tonumfang von 10 bis 12 diatonischen Stufen bilden. Die Saiten werden durch ein mit Colophonium bestrichenes Rath intonirt, welches vermittelst einer Kurbel (Griff, Dreher) gedrehet wird, während die Finger der linken Hand die Tasten bewegen. Leierorgel, Leierkasten, Drehorgel, ist eine kleine, in einem Kasten befindliche Orgel (Tragorgel) ohne Claviatur, aber inwendig mit einer Walze versehen, welche von außen durch eine an der Seite befindliche Kurbel in Umtrieb gebracht wird. Auf dieser Walze befinden sich messingene oder eiserne Stifte, die durch Berührung der innern Tasten den Wind in die Pfeifen bringen.

L'hopital, M. de, s. Hopital.

Libanon und Antilibanon, zwei gleichlaufende Gebirge in Syrien, welche Palästina nördlich begrenzen. Die größte Höhe des Libanon beträgt 9600 Fuß. Die Städte Said (das ehemalige Sidon) und Tarablus (Tripoli di Syria) liegen am Fuße dieser Gebirge. In dem Theile des Gebirges, welches der letzten Stadt am nächsten ist, sind noch die Reste der ehemals so berühmten Zedern von Libanon vorhanden, welche die Phönizier zu ihrem Schiffsbaue gebrauchten. Den Antilibanon, oder den nördlichen Theil des Gebirges, bewohnen die Mutavelis, den südlichen die Drusen, zwei Völkerschaften, welche der türkischen Regierung zwar einen Tribut zahlen, übrigens aber, durch ihre Gebirge geschützt, sehr unabhängig von derselben leben (s. d. Art. Drusen).

Libation war bei den Römern eine Art Opfer, welche darin bestand, daß man einen Kuchen von Mehl oder dergleichen auf den Altar legte und etwas davon verbrannte, besonders aber Wein auf den Altar der Götter goß (Trankopfer.) Auch bei den häuslichen Mahlzeiten geschahen Libationen, indem man den Laren etwas Speise in das Feuer auf dem Herde warf. Von allen Früchten legte man ebenfalls einen kleinen Theil den Göttern zu Ehren auf einen Altar, Tisch u. s. w., oder warf dergleichen den Meergöttern zu Ehren in's Meer. Bei den Leichen geschah die Libation erst den neunten Tag nach der Verbrennung oder Beerdigung, und zwar besonders mit Milch, Wein oder Blut, und damit pflegte man die Leichenfeierlichkeit zu beschließen. Bei den Opfern mußte der Priester den Wein, womit er das Opferthier besprengte, vorher kosten und eben dasselbe auch diejenigen thun lassen, welche das Opfer brachten. Diese Handlung hieß libare (delibare), welches daher auch etwas eben anrühren oder kosten bedeutet.

Libau, eine kleine russische sich aber bedeutend vergrößernde Handelsstadt mit einem Hafen an der Ostsee im ehemaligen Herzogthume Curland, liegt am Flusse gleiches Namens, der sich hier in die Ostsee ergießt, und hat 450 meistens hölzerne Häuser, 2 lutherische, 1 katholische Kirche, ein vortreffliches Meerbad und 4500 Einwohner. Der Handel dieser Stadt ist bedeutend; jährlich kommen über 200 Schiffe daselbst an, die vorzüglich Hanf, Leinsamen ꝛc. laden. Die jährliche Ausfuhr beträgt an Werth gegen 700,000 Rubel. Der Hafen ist seicht, und schwer beladene Schiffe müssen auf der Rhede liegen bleiben; doch sind schon Versuche gemacht worden, den Hafen zu vertiefen.

Libell (libellus), eigentlich eine jede kleine Schrift von einigen Blättern, besonders der gerichtliche Anschlag bei Versteigerungen; dann insbesondere jede Klagschrift, welche bei den Römern der Kläger dem Prätor überreichte (in welchem Sinne auch wir noch jetzt Klaglibell sagen); ferner die Bittschreiben an die Kaiser und Sendschreiben derselben an den Senat; auch ihre öffentlichen Verordnungen an das Volk. Libellus delatorius bedeutete eine Anklage, welche durch heimliche Angeber gemacht wurde. Libellus famosus, ein Pasquill (s. d. Art.) — Libellen aber sind die Wasserjungfern.

Libertas, die personificirte Freiheit bei den Römern, nach Hygin eine Tochter des Jupiters und der Juno. Sie erscheint oft auf Münzen dargestellt und hier muß man besonders zwei Arten der Abbildung unterscheiden. Die Libertas mit unbedecktem Haupt ist die römische Freiheit; die Libertas hingegen mit einem Diadem und verhüllenden Schleier ist die Göttin Freiheit. Letztere gehörte der, vom Gracchus auf dem Aventinus erbaute Tempel.

Liber, ein Beiname des Bacchus bei den Römern, mit welchem man den Begriff eines Lösers und Befreiers bezeichnete. Ursprünglich war Liber ein alt-italienischer Gott der Zeugung und Fortpflanzung, der seinen Namen von dem alten Worte libare (gießen, befeuchten) erhalten haben soll. Er wurde mit der Libera (Proserpina) und der Ceres gemeinschaftlich verehrt.

Liberalität, Liberale Ideen, Liberale. Liberalität (von liber, der Freie, daher liberalis, dem Freien gemäß) bezeichnet ursprünglich den Freisinn, oder die eines freien Mannes würdige Denkart und Handlungsweise. Der eigentliche Gegensatz davon ist die Servilität (von servus, der Knecht oder Sklav, daher servilis, dem Sklaven gemäß), mithin der Knechtssinn, oder die gewöhnlich dem Sklaven eigene Denkart und Handlungsweise; wofür man aber lieber Illiberalität sagt, weil solche Denkart und Handlungsweise auch bei Personen vorkommen kann, die sich nicht im Zustande der Knechtschaft befinden. Da es eines freien Mannes würdig ist, von seinem Eigenthume dem Bedürftigen gern mitzutheilen, so heißt Liberalität auch oft so viel als Freigebigkeit, und Illiberität so viel als Kargheit. Da es ferner eines freien Mannes würdig ist, die Rechte Anderer ungekränkt zu lassen, besonders das Jedem angeborne und eben darum unveräußerliche Recht der Denkfreiheit, so bekommen die Ausdrücke Liberalität und Illiberalität auch oft die Nebenbedeutung von Duldsamkeit und Unduldsamkeit (Toleranz und Intoleranz), — Die Griechen und Römer überließen ihren Sklaven gewöhnlich die mechanischen Künste, die mehr Hand- als Kopfarbeit fordern, und behielten sich selbst, als freien Männern, die höheren Künste sammt den damit in Verbindung stehenden Wissenschaften vor. Daher nannten sie jene auch knechtische (serviles), diese hingegen freie Künste (liberales artes) (s. Kunst). In den neuesten Zeiten ist die Liberalität auch auf das bürgerliche und kirchliche Leben bezogen worden. Die sogenannten liberalen Ideen sind daher keine andern, als die Ideen von der politischen und religiösen Freiheit, nach deren Realisirung das gegenwärtige Zeitalter mit so großer Regsamkeit strebt; weshalb man auch dasselbe das Zeitalter der liberalen Ideen genannt hat. Die liberale Constitution ist ebendaher eine Staatsverfassung, wodurch die politische und religiöse Freiheit der Bürger anerkannt möglichst gesichert ist, mithin eine stellvertretende oder repräsentative. Uebrigens kann der Mißbrauch, den man zuweilen mit dem Worte Liberalität, wie mit dem Worte Humanität getrieben hat, die Liberalität oder Freisinnigkeit selbst nicht in Mißruf bringen. Hat doch selbst Napoleon, wie Herr von Pradt berichtet, die Macht der liberalen Ideen, als die, welche allein ihn gestürzt, anerkennen müssen! Diese Macht aber ist keine andere, als die der Vernunft selbst, des Urquells aller Ideen, folglich auch der liberalen. Die liberalen Ideen bekämpfen, heißt daher nichts anders, als die Vernunft selbst bekämpfen, also unvernünftig handeln.

Liberatorium, s. Absolutorium.

Libertinage. Wenn der rohe Wilde seinem Naturtriebe folgt, so wird ihn dieser selten so weit verführen, daß er oder andere Schaden davon haben. Der gesittete und gebildete Mensch aber muß die thierischen Triebe dem Sittengesetze unterordnen, wenn sie nicht die Schranken überspringen und verderblich werden sollen. Denn der Zustand der Cultur steigert die Genußlust, vervielfältiget die Mittel der Befriedigung, erweckt die Triebe schon dann, wenn sie bei dem natürlichen Menschen noch schlummern, und erregt sie viel häufiger, als es im natürli-

chen Zustande geschehen würde. Wo aber das Gesetz die Genußlust nicht mehr zu beschränken im Stande ist, wo sie vielmehr vorwaltendes Bestreben des einzelnen Menschen, oder gar eines ganzen Volks wird, da bricht Verderben ein; es ergreift zuerst das Leben des Ausschweifenden selbst, verbreitet sich am Ende über das ganze Geschlecht, welches unrettbar zu Grunde geht. Beispiele des Verderbens, welche Ausschweifungen dem Einzelnen bringen, hat jeder Arzt zu beachten Gelegenheit: de[illegible]aden, den ganze Völker schon haben, lehrt die Geschichte. In beiden Fällen wird die Lebenskraft (des Einzelnen oder ganzen Volks) abgestumpft, gelähmt, erschöpft. Das Seelenleben verliert seine schöpferische Kraft, das Gemüth wird erst empfindlerisch, bald abgestumpft, der Verstand träge, der Aufschwung in das Reich der Ideen ist unmöglich, die Nerventhätigkeit wird erst krankhaft erregbar, dann stumpf; die Bewegungskräfte erschlaffen und werden vernichtet, die Ernährung des Körpers leidet, er sinkt in Abzehrung und in ein frühzeitiges Grab; und die Nachkommenschaft erbt nicht nur die Sünden der Väter, sondern auch schon die Folgen derselben. Nun denke man sich ein Volk, dessen größter Theil so beschaffen ist, und frage sich, ob es ein kräftiges Leben wird führen können. Im Gegentheil werden die Bande, die es zusammenhalten sollen, gelöset, und eine Selbstvernichtung zerstört dann dasjenige, was äußeren Stürmen Jahrhunderte lang widerstanden hatte.

Libyen oder **Lybien**, bei den alten Geographen ein großer Theil von Nordafrika, westlich von Ägypten, der sich in das äußere und innere, auch wol in das eigentliche, das marmaricanische und das cyrenäische Lybien theilte. Zuweilen verstehen die Griechen unter dieser Benennung ganz Afrika.

Licentiat ist auf Universitäten der Titel desjenigen, dem, nach überstandener Prüfung, die Erlaubniß zu Theil wird, Doctor zu werden, und welcher bis dahin, wo er diese Würde selbst erhält, alle Vorrechte und Vorzüge eines Doctors genießt (**Licentiatur**).

Licenzen, Licenzsystem, s. **Freibriefe**.

Licht heißt im Allgemeinen und in Beziehung auf das Auge der Menschen und Thiere, das Medium der Sichtbarkeit, oder das Phänomen des Leuchtens, d. h. des Offenbarwerdens der Körper durch den Sinn des Gesichts. In dieser Beziehung unterscheidet man die Körper in selbstleuchtende (aus eigener Kraft Licht gebende oder zeugende) und erleuchtete, mitleuchtende (für sich dunkle), die nur leuchten, wenn sie von einem Selbstleuchter erleuchtet, d. h. zum Mitleuchten erregt werden. Eine andere Frage ist die nach der Natur, nach der Genesis oder Entstehung (dem Ursprung) des Lichts, wobei es darauf ankommt, zu wissen, was das Licht an sich, abgesehen von jener Beziehung auf das Auge, sei? In dieser Hinsicht aber konnte es bisher unter den Physikern zu keiner wahren Aufklärung kommen, weil sie (aus Mangel der philosophischen Betrachtungs- und Untersuchungsweise), auf Einseitigkeiten verfielen und einander mit unsichern Hypothesen bekämpften. Einige betrachten das Licht als einen Stoff, der von den leuchtenden Körpern, namentlich von der Sonne ausgehe oder ausfließe (Newton's Emanationssystem); Andere setzen die Natur des Lichts in die Erschütterung einer feinen Materie (des Äthers), ähnlich der Erschütterung oder schwingenden Bewegung der Luft bei der Entstehung und Fortpflanzung des Schalls (Euler's mechanische Lichttheorie); noch Andere lassen das Licht auf chemische Weise sich in der Sonne entwickeln und durch fortschreitende Zersetzung der Sonnenatmosphäre und des Äthers von der Sonne bis

zur Erde und den übrigen Planeten sich fortpflanzen. Alle diese Theorien kommen darin mit einander überein, daß sie das Licht bloß materiell als (todten) Stoff setzen oder betrachten, ohne zu berücksichtigen, daß ohne Activität oder Thätigkeit eine Erscheinung in der Welt so wenig möglich ist, als ohne räumliches Bestehen, d. h. ohne Stoff. Dagegen sind einige Physiker auf die entgegengesetzte Einseitigkeit gerathen, indem sie die Immaterialität des Lichts behaupten, letzteres als bloße Thätigkeit betrachten, und also bei der Erklärung des Lichts von allem Stoff abstrahiren zu müssen glauben. Die wahre Ansicht von der Natur des Lichts kann nur die sein, welche, alle Einseitigkeit vermeidend, von unumstößlichen, allgemein geltenden Principien (Grundwahrheiten) ausgehet oder sich darauf stützt. Solche Principien sind z. B. folgende Wahrheiten: Nichts in der Welt, keine Erscheinung, kein Ding, kann auf bloß negative Weise existiren, z. B. durch bloßes Ruhen im Raume, durch todte Materialität. Dieses ist sogar ein Widerspruch, denn jeder Körper z. B. kann nur dadurch existiren und sich in seiner Existenz behaupten, daß er einen bestimmten Raum auf bestimmte Weise erfüllt. Dazu gehört aber eine raumerfüllende Thätigkeit, wodurch er seine Umgebungen (nämlich andere Körper), die gleichen Raum mit ihm einnehmen wollen, beständig von sich abhält, (von sich zurückstößt). Auch hat jeder feste Körper von Natur eine bestimmte Gestalt; diese konnte nur durch Kristallisation (kristallisirende Thätigkeit) entstehen, und er kann sich nur durch Cohäsion (eine Thätigkeit, durch welche seine Theile zusammenhängen) und Undurchdringlichkeit (zurückstoßende Thätigkeit) in seiner Gestalt behaupten. Die Dinge sind also nur räumlich, materiell oder körperlich durch ihren Geist, d. h. durch ihre Thätigkeit, durch ihr zeitliches Wirken oder Leben. Andrerseits kann aber auch keine Thätigkeit rein für sich, ohne Materialität oder räumliche Existenz bestehen; (s. den Art. Geist); denn die Thätigkeit eines Dings setzt nothwendig die anderer Dinge voraus, gegen die sie sich richtet oder mit welche sie in Wechselwirkung trit, um sich gegen sie zu behaupten. Thätigkeit ist nicht ohne Widerstand, Wirkung nicht ohne Gegenwirkung; jeder Punkt, jeder Theil eines Dings ist mit dem andern in Wechselwirkung, oder jedem Moment seiner Thätigkeit entspricht gleichzeitig der Moment einer andern Thätigkeit. Und dieses gleichzeitige Nebeneinandersein der Thätigkeiten, oder diese wechselwirkende Gleichzeitigkeit der Kräfte ist ja eben das räumliche Bestehen der Dinge, ihre Materialität. Es können aber nicht gleiche Kräfte oder Thätigkeiten neben einander sein oder gegen einander wirken (da völlige Gleichheit Einheit ist, nicht Zweiheit oder Vielheit), sondern nur verschiedene. Durch die Verschiedenheit nur ist die Entgegensetzung der Dinge, Kräfte oder Thätigkeiten (ihr polares Verhältniß) bedingt, und mit der Entgegensetzung ihrer Wechselwirkung gegeben. Wenden wir nun diese Principien (Grundwahrheiten) auf den Gegenstand dieses Artikels, nämlich auf die Natur (die Genesis, den Ursprung) desjenigen Weltphänomens an, das wir Licht nennen, so ist klar, daß mit der Entstehung des Sonnensystems der kosmische Gegensatz zwischen der Sonne und den Planeten gegeben war, die sich wie Höheres und ein Niederes, wie Centrum und Peripherie, oder wie das Haupt des Systems zu dessen Gliedern verhalten. Wo aber Gegensatz ist, da ist auch Wechselwirkung. Sonne und Planeten stehen daher von dem Augenblick ihrer Entstehung an mit einander in fortwährender Wechselwirkung, deren erste ursprünglichste Erscheinung das Licht ist. Nicht die Sonne für sich allein also kann Licht geben oder zeugen, son-

Digitized by Google

dern letzteres ist das Erzeugniß des Streites zwischen der Sonne und den Planeten. Das Licht ist Sonnenthätigkeit (Sonnenaction), modificirt durch die Gegenthätigkeit (Reaction) des Planeten. Das Licht — um noch einen andern Ausdruck zu gebrauchen — ist die natürliche und nothwendige Folge des lebendigen Verkehrs zwischen Sonne und Planeten, oder es ist der Ausdruck, die Erscheinung dieses Verkehrs. Oder man kann auch sagen, das Licht sei die Offenbarung des innern organischen Lebens des Sonnensystems, wenn man dieses System, wie es sein soll, als einen Weltorganismus betrachtet. Was im thierischen Organismus (dem Mikrokosmus) die Nerventhätigkeit, das ist im Weltorganismus (dem Sonnensystem) das Licht. (Denn auch die Nerventhätigkeit ist durch Gegensatz bedingt, z. B. zwischen Nerv und Muskel, deren Wechselwirkung als Beweggrund erscheint, oder zwischen den Sinnesnerven und der Außenwelt, deren Wechselwirkung die sinnliche Wahrnehmung erzeugt.) Wenn also das Licht als die Erscheinung der wechselwirkenden Sonnen- und Planetenthätigkeiten erklärt wird, so ist in dem Worte Erscheinung schon angedeutet, daß in dieser Erklärung das Licht nicht bloß ideell (als reine Thätigkeit) sondern zugleich reel (als Stoff) gesetzt ist. Wie jede Thätigkeit sich nothwendig materialisiren (stoffig werden) muß, so auch das Licht. Und darum ist der Raum zwischen der Sonne und den Planeten nicht leer (der leere oder reine Raum ist existenzlos, ein bloßes Abstractum) sondern mit der ätherischen Atmosphäre der Sonne und Planeten erfüllt, die als Verlängerungen dieser Weltkörper einander berühren. Der Aether ist daher das Substrat oder materielle Product der Wechselwirkung zwischen Sonne und Planeten und zugleich der Leib des Lichts. Wer diese Ansicht mit Unbefangenheit prüft, wird sie wahr finden, da sie auf sichern Gründen ruht, und weit entfernt ist, bloße Meinung und Hypothese zu sein; wer sie aus Vorurtheil und Befangenheit nicht fassen kann oder anerkennen will, nun — der halte sich an die bekannten genialen Meinungen über diesen Gegenstand, z. B. die Sonne sei ein an seiner Oberfläche brennender oder wenigstens phosphorisirender Körper, oder ein idioelektrischer, der durch seine Rotation und die dadurch entstehende Reibung an seiner Atmosphäre elektrisches Licht erzeugt, oder sie sei ein Lichtmagnet, der aus den Räumen des Himmels Licht anzieht, einsaugt und wieder nach allen Seiten zu abstößt. Es gehört zur gläubigen Annahme dieser und ähnlichen Hypothesen in der That viel Genügsamkeit im Wissen, da sie theils das Licht als schon fertig voraussetzen, theils nur von zufälligen Umständen sprechen, unter welchen das Licht entstehen kann, während sie (die Hypothesen) die eigentliche Frage, um die es sich hier handelt, die Frage nach der Natur (dem Wesen, der Genesis, dem Ursprung) des Lichts gar nicht berühren. Es konnte in diesem Artikel nur vom kosmischen (dem sogenannten Sonnen-) Lichte und dessen Ursprung die Rede sein; denn davon hängt alsdann die richtige Erklärung der besondern Gattungen des Lichts, z. B. des elektrischen, phosphorischen, des beim Verbrennen entstehenden Lichtes u. s. w. im Wesentlichen ab, welche Erklärung übrigens in den entsprechenden Artikeln aufzusuchen ist. Die obige Aufklärung über das Wesen und den Ursprung des Lichts verdanken wir zunächst dem naturwissenschaftlichen Genie eines Oken (s. dessen Lehrbuch der Naturphilosophie 1r Th. Auch dessen vierte Ferienschrift: Erste Ideen zur Theorie des Lichts, der Finsterniß, der Farben und der Wärme. Jena 1808 4.); aber Runge hat das Verdienst, die ersten wissenschaftlichen Grundzüge Oken's zur Theo-

Digitized by Google

rie des Lichts berichtigend weiter ausgebildet zu haben. Davon zeugt der geistvolle Aufsatz dieses tiefblickenden und scharfsinnigen Philosophen in Kieser's Archiv für den thierischen Magnetismus, mit der Aufschrift: Die Genesis des menschlichen Magnetismus. Ein Versuch, diese große Aufgabe zu lösen. Von Ferdinand Runge, Dr. der Heilkunde in Hamburg (s. Kieser's Archiv f. d. th. Magnetismus ꝛc. Leipzig bei Herbig, achter Band, zweites Stück, S. 1 — 60. und zehnter Band, erstes Stück S. 1 — 82.)

Lichtenberg (Georg Christoph), berühmt als einer der größten Physiker und witzigsten Schriftsteller der Deutschen, war 1742 zu Oberamstädt, nahe bei Darmstadt, geboren, und das jüngste (achtzehnte) Kind seiner Eltern. Er erhielt schon frühzeitig durch den Unterricht seines Vaters einige physikalische Kenntnisse, und besuchte nach dem Tode desselben das Gymnasium zu Darmstadt. Bis in sein achtes Jahr hatte er einen gesunden und wohlgebildeten Körper gehabt; aber von dieser Zeit an zeigten sich die Folgen einer Unvorsichtigkeit einer Wärterin, die ihm das Rückgrat verrenkt hatte, und er bekam einen verwachsenen Körper. Schon in seiner Jugend hatte die Sternkunde einen besondern Reiz für ihn, und als Schüler hielt er bereits einem seiner Mitschüler Vorlesungen über Kästner's Anfangsgründe der Mathematik. Landgraf Ludwig VIII., von diesem aufkeimenden Talente unterrichtet, unterstützte den fleißigen Jüngling. Die Rede in deutschen Versen, die er bei seinem Abgange vom Gymnasium hielt, und welche von der wahren Philosophie und philosophischen Schwärmerei handelte, erwarb ihm schon damals ungemeinen Beifall und verschaffte ihm weitere Gönner. 1763 ging er nach Göttingen, wo er sich dem Studium der gesammten Wissenschaften hingab. Er fing nun an, sich den astronomischen Beobachtungen mit Fleiß zu widmen, und beobachtete z. B. das Erdbeben im J. 1767 mit solcher Aufmerksamkeit, daß er dessen Dauer auf sechs Secunden setzte, da es nach der allgemeinen Angabe eine volle Minute gedauert haben sollte. So beobachtete er ferner mit Kästner den berühmten Durchgang der Venus durch die Sonne am 19. Jun. 1769, die Kometen von 1770 und 1771, so wie auch den von 1773, dessen Gang durch die Sternbilder er verzeichnete und der götting'schen Societät der Wissenschaften überreichte. Ebenso verfertigte er auch in dieser Zeit Mondkarten, sehr sauber getuscht, auf denen die Flecken so verzeichnet sind, wie sie der Rechnung zufolge nach und nach von dem Erdschatten bedeckt werden müssen, und welche er hernach Kästner gab, der sie, als ein schätzbares Andenken von Lichtenberg's künstlicher Hand, wie ein Heiligthum aufhob. 1770 verlangte ihn sein Vaterland zurück; er sollte Professor der Mathematik in Gießen werden. Aber man bot ihm in Göttingen eine Professur an, die Lichtenberg vorzog und in seinem 28. Jahre antrat. Im Mai desselben Jahres hatte er zwei junge Engländer von Stande nach London begleitet, und dort das Glück gehabt, nicht allein den englischen Astronomen, sondern dem Könige sebst, der ihn sehr auszeichnete, bekannt zu werden. Als Professor in Göttingen zeigte er seine Vorlesungen durch ein Programm an, welches von der Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Spiels handelte. Als der König auch die astronomische Bestimmung mehrerer Örter seiner deutschen Staaten außer Göttingen verlangte, so maß Lichtenberg in den J. 1772 und 1773 die Lage von Hannover, Osnabrück und Stade, und legte der Societät zu Göttingen, deren Mitglied er 1774 geworden war, Rechenschaft von seiner Arbeit ab. Hierauf gab er Tob. Mayer's Werke mit Erläuterun-

Digitized by Google

gen heraus, und fügte eine Mondkarte und ein Verzeichniß der Mondflecken hinzu; doch ist davon nur der erste Band erschienen. Seine Liebe für England und die Achtung, die ihm der König fortwährend bewies, veranlaßte im J. 1774 seine zweite Reise dahin. Hatte sein erster dortiger Aufenthalt schon unverkennbar auf seine vielseitige philosophische und ästhetische Ausbildung sehr gewirkt, so war dies noch viel mehr der Fall bei seiner zweiten. Ein Beweis davon sind die trefflichen Briefe über Garrick und über das englische Theater. Nur auf diese Weise konnte sich der Mann bilden, der uns nachher einen Commentar zu Hogarth's lebensvollen Kupfern lieferte, wie ihn dieser Seelenmaler sich nur immer selbst hätte wünschen können, und wie er ihn unter seinen eigenen Landsleuten nicht gefunden hatte. Indessen blieb auch diesmal die ernste Wissenschaft sein Hauptaugenmerk. Den beiden Forsters, Vater und Sohn, schloß er sich jetzt auf das Engste an. Er ward auch diesmal von dem Könige mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit behandelt, und kehrte 1778 nach Göttingen zurück. Von nun an las er, da Erxleben gestorben war, über Experimental-Physik nach dem Handbuche desselben, welches er hernach noch viermal, immer vielfach bereichert, bis zur sechsten Ausgabe, auflegen ließ. Seine Vorlesungen über die Experimental-Physik waren von ausgezeichnetem Werthe, und sein Apparat zu denselben wurde von Kennern für königlich erachtet. Schon 1789 kaufte die Universität diese treffliche Sammlung von Instrumenten für eine Leibrente von 200 Thl., welche nachher bei Lichtenberg's Tode auf die Kinder desselben übertragen wurde. Eigentlicher Entdecker in der Physik wurde er durch die Bemerkung der elektrischen Figuren, welche sich auf elektrisirten Körpern bilden, und die er hervorbringen und festzuhalten lehrte, so daß sie auch nach seinem Namen benannt worden sind. 1780 schrieb er eine Fortsetzung seiner Beobachtung über die Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Spiels. Uebrigens stattete er den götting'schen Almanach, seit 1778, jährlich mit interessanten Gegenständen aus. Als Lavater (1768 bis 1771) durch seine Schriften über Physiognomik die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, wurde Lichtenberg über den Mißbrauch unmuthig, und schrieb 1773 Timorus: d. i. Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der lavater'schen Beweisgründe und der götting'schen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Conrad Photorim, der Theologie und Belles Lettres Candidaten. Diese Flugschrift ist voll der witzigsten Satyre. Seine Satyre verfolgte die Physiognomiker weiter in dem Aufsatze: über die Physiognomik wider die Physiognomen, zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß. Zimmermann in Hannover hatte Partei für Lavater genommen, und wurde durch Lichtenberg's Ausfall auf denselben in Feuer gesetzt. Es entstand zwischen beiden eine literarische Fehde, die von Lichtenberg mit Witz, von Zimmermann aber mit Bitterkeit und Persönlichkeit geführt wurde. Zu Lichtenberg's Aufsätzen über diesen Gegenstand gehört auch sein Fragment von Schwänzen. Als Lavater 1768 seinen Sohn nach Göttingen auf die Universität brachte, und zugleich seinen dortigen Gegner besuchte, wurde er freundlich von ihm aufgenommen, und beide söhnten sich vollkommen mit einander aus. Auf eine Veranlassung, die der Nachdrucker Tobias Göbhard in Bamberg gab, stellte Lichtenberg in zwei an denselben gerichteten Episteln mit seinem gewöhnlichen Witze die Zunft der Nachdrucker in ihrer ganzen Blöße dar. Hierauf unternahm er mit Georg Forster die Herausgabe des götting'schen Magazins der Wissenschaft und Literatur. Während dieser Zeit gerieth er mit Voß über dessen Orthographie und mit dem Superintendenten Ziehe in Zel-

Digitized by Google

lerfeld über dessen Weissagung des nahen Untergangs eines großen Theils von Deutschland in Streit, den er seiner Seits mit den ihm beiwohnenden Witze führte. Sein Sinn für Charakterdarstellung in der bildenden Kunst wurde durch den Charaktermaler Hogarth unglaublich angezogen. Er hatte schon längst dem jedesmaligen götting'schen Taschenbuche einige Blätter verkleinerter hogarth'scher Köpfe beigefügt, und sie mit einem sehr witzigen und geistreichen Commentar begleitet. Der Beifall, den letzterer fand, veranlaßte die ausführliche Erklärung der hogarth'schen Kupferstiche mit verkleinerten, aber vollständigen Copien derselben von Riepenhausen, wovon seit 1794 fünf Lieferungen erschienen sind (die sechs spätern Lieferungen sind von Bouterwek commentirt). In den siebenziger Jahren, in welchen die verunglückten Nachahmungen Göthe's, Klopstock's und Schakspeare's erschienen, stellte er sich dieser Nachahmungswuth in dem Buche Paraletor, oder Beweis, daß man ein Originalkopf und zugleich ein ehrlicher Mann sein könne, und bald nachher auch in der Bittschrift der Wahnsinnigen entgegen; das Ganze ist aber eben so wenig vollendet, als eine andere satyrische Schrift, das Leben Kunkel's, eines ehemaligen göttingischen Antiquarius. Alle diese Schriften gehören zu den besten prosaischen Schriften der Deutschen. In den letzten Jahren seines Lebens ward dieser große Mann hypochondrisch und fast menschenscheu, so daß er nicht nur Jahre lang sein Zimmer nicht verließ, sondern auch Niemand bei sich sehen wollte. Er starb an einer Brustentzündung im 57 Jahre seines Lebens am 24. Februar 1799. Lichtenberg war ein ausgezeichneter, origineller Kopf, dem kein Gegenstand der Wissenschaften fremd und ohne Interesse war. Streng wissenschaftlicher Geist und poetischer Sinn waren auf eine seltsame Weise in ihm verschmolzen, und brachten eine überraschende Erscheinung hervor. Das Höhere im Menschen, der Glaube an das Göttliche rächte sich aber in ihm dafür, daß er in der Stunde der Speculation von ihm gewaltsam war verdrängt worden; daher sein Achten auf Ahnungen, Träume und Vorbedeutungen. So ist Lichtenberg, wie er sich in den merkwürdigen fragmentarischen Darstellungen uns darstellt, ein Bild des Menschen im Allgemeinen, eine räthselhafte Zusammensetzung eines Gedanken und Gefühls, eben so skeptisch oder gläubig, wie dieses, je nachdem er mehr der Speculation offen ist, oder der Empfindung. Uebrigens war er, und dies nicht etwa durch Kunst, sondern im Gefolge seiner ursprünglichen Individualität, einer unserer wenigen Humoristen, und besaß jenes geheimnißvolle, bezaubernde Gemisch von lachendem, unerschöpflichem Witz, trefflicher Satyren und tiefem Gefühle, welches wir Humor nennen.

Lichtmesse, ein vom Papst Gelasius I. im J. 492. zum Gedächtniß der Darbringung Christi im Tempel und der Reinigung Mariens, und vielleicht an die Stelle des von ihm erst gänzlich abgeschaften rohen heidnischen Volksfestes der Lupercalien (s. Pan) eingesetztes Kirchenfest, welches alljährlich auf den 2. Februar fällt. Seinen Namen hat dasselbe von den geweiheten Kerzen, welche dabei, mit Anspielung auf die Worte des Hohenpriesters Simon: „ein Licht, zu erleuchten die Heiden," in feierlicher Procession umhergetragen werden.

Lichtwehr (Magnus Gottfr.) deutscher Fabeldichter, ward 1719 zu Wurzen geboren, studirte zu Leipzig die Rechte, ward in Wittenberg Doctor derselben und starb zu Halberstadt 1783. Er gab zu Leipzig 1748, doch ohne seinen Namen, vier Bücher äsopischer Fabeln heraus, von welchen 1758 zu Berlin die zweite, verbesserte Auflage erschien. Da in diesen Fabeln das Gute durch das Schlechte zu sehr in den Hintergrund gestellt ward, übernahm es Ramler, wie es damals hieß, mit ei-

nigen Freunden, ebenfalls ohne ſich zu nennen, und ohne Vorwiſſen des Verfaſſers, 1761 zu Leipzig eine Auswahl derſelben, mit Verbeſſerungen herausgegeben. Darüber entſtand ein heftiger Streit zwiſchen Lichtwehr und ſeinen Verbeſſerern. Jener fand ſich dadurch bewogen, zu Berlin 1762 eine dritte rechtmäßige und verbeſſerte Ausgabe ſeiner Fabeln erſcheinen zu laſſen, in welcher er jedoch von keiner der Änderungen Ramler's Gebrauch machte, vielmehr eine Vorrede mit heftigen Ausfällen auf dieſen beifügte. Nun miſchte ſich Leſſing in den Streit und nahm ſich Ramler's gewiſſermaßen gegen Lichtwehr an. Außer dieſen Fabeln, welche dem Verfaſſer einen großen Ruf verſchafften, hat Lichtwehr noch herausgegeben; das Recht der Vernunft, ein didaktiſches Gedicht in fünf Büchern, Leipzig 1758; und des Marcus Minucius Felix Octavius Geſpräch zwiſchen einem Heiden und einem Chriſten, aus dem Lateiniſchen überſetzt, Berlin 1763.

Lictoren (Lictores), öffentliche Diener der obrigkeitlichen Perſonen der Römer bei ihren Amtsverrichtungen. Sie hatten ihren Namen (ligatores) daher, weil ſie die Miſſethäter an Händen und Füßen binden mußten, ehe ſie gegeißelt wurden. Romulus führte ſie ein und entlehnte ſie von den Etruskern, deren vornehmſte Magiſtratsperſonen ſich von Dienern, die mit Beilen und Ruthenbündeln (Fasces) bewaffnet waren, begleiten ließen. Er ließ deren zwölf vor ſich hergehen. Die königliche Würde in Rom ward zwar abgeſchafft, aber ihre äußere Pracht beibehalten. Daher wurden auch die Conſuln, Dictatoren, Prätoren, Magiſtri equitum ꝛc. (doch nicht die Cenſoren) von Lictoren begleitet. Wenn eine höhere Magiſtratsperſon ſich öffentlich zeigte, gingen die Lictoren in einer Reihe, einer nach dem andern, vor derſelben her. Das Amt der Lictoren beſtand in folgenden Verrichtungen: Sie mußten das zuſtrömende Volk zurückhalten und aus dem Wege ſchaffen (turbam submovere). Zu dem Ende gebrauchten ſie die Formeln: Cedite, Consul venit; Date viam (locum) Consuli, u. a. Ging die Magiſtratsperſon wieder nach Hauſe, oder ging ſie ein anderes Haus, ſo ſchlugen die Lictoren mit ihren Ruthen an die Thür. Ferner ſahen ſie darauf, daß den Magiſtratsperſonen die gehörige Ehrerbietung erwieſen wurde. Dieſes Geſchäft hieß: animadvertere. Die Ehrerbietung beſtand darin, daß ein Reiter, welcher der Magiſtratsperſon begegnete, vom Pferde ſteigen, jeder das Haupt entblößen, aus dem Wege gehen mußte u. ſ. w. Endlich vollzogen ſie die Strafen, welche die obrigkeitlichen Perſonen zuerkannt hatten. Die Lictoren waren zwar freie Leute, aber aus der niedrigſten Volksklaſſe, gewöhnlich Freigelaſſene der Magiſtratsperſonen, bei denen ſie ihre Dienſte verrichteten. Übrigens gingen vor dem Dictator vier und zwanzig, vor den Conſuln, Decemvirn und Kriegstribunen mit conſulariſcher Gewalt zwölf, vor dem Prätor ſechs, eben ſo viel vor dem Magiſter equitum und einer vor einer Veſtalin voraus.

Liebe. Dieſelbe Kraft, welche Welten verknüpft und zuſammenhält, iſt es auch, durch welche der Menſch zu dem Verwandten ſeiner Gattung mit Freiheit hinſtrebt. Schon die Alten ſagten daher: „die Welt wird durch Liebe regiert;“ aber ſie fügten hinzu: „und durch den Haß“ (Eros und Eris, ſ. d. Art), weil ſie ſich nicht über den Gegenſatz ſtreitender Erfahrung zu dem Weſen aller Weſen erheben konnten, welches ſelbſt die Liebe iſt. In jener engern Bedeutung dagegen, als Zuneigung zu dem Gleichartigen und Verwandten, iſt Liebe nicht ohne Abneigung und Abſtoßung des Fremdartigen und Entgegengeſetzten (Haß im weiteſten Sinne), und die wahre, feſte Zuneigung, welche innig an

ihrem Gegenſtande hängt und unzertrennlich mit ihm verbunden iſt, nicht ohne Haß deſſen, was mit ihm ſtreitet und ihm durchaus widerſpricht; woher auch das Sprichwort: nur wer recht haſſen kann, kann auch recht lieben. Dann aber muß das Geliebte auch etwas wahrhaft Liebenswürdiges und Edles ſein; denn nur deſſen Gegentheil darf uns mit Abneigung und tiefem Abſcheu erfüllen. Daß wir aber dem Menſchen dieſe innige und edle Zuneigung gegen die Seinen beilegen, liegt darin, daß allein den Menſchen, ein freier inniger Drang an den freien Menſchen knüpfen kann, da das Thier ohne alle Wahl dem Eindrucke des Augenblicks und dem Geſetze der Natur folgt. Obwol nun die Liebe des ſinnlichen und mehr thieriſchen Menſchen dem thieriſchen Triebe mehr oder weniger ähnlich iſt, in ſofern ſie weniger als ausſchließend auf das beſtimmte Individuum gerichtet iſt, und die ſinnliche Heftigkeit deſſelben theilt: ſo wird doch in der wahren Liebe jeder ſinnliche Trieb ſo ſehr veredelt und durch die geiſtige Natur ſo geläutert, daß man dieſelbe vor Allem als eine reinmenſchliche Neigung anſehen darf, in welcher ſich die ganze Eigenthümlichkeit der menſchlichen Natur offenbart, und durch welche ſich der Menſch der Menſchheit innig anſchließt. Die menſchliche Neigung zu dem Verwandten offenbaret ſich aber in verſchiedenen Formen; zuerſt in der Kindesliebe, auf zarte Sympathie gegründet, mit herzlicher Dankbarkeit gegen die Wohlthäter und Ehrfurcht vor dem vollendetern Menſchen verbunden, und wiederum anders als Liebe der Söhne, anders als Liebe der Mädchen gegen Vater und Mutter; dann als Geſchwiſterliebe und Freundſchaft, ferner als Geſchlechtsliebe oder Liebe im engern Sinne. Letztere iſt die freie Zuneigung verwandter Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, oder ein inniges Streben nach vollkommener Gemeinſchaft mit einer beſtimmten Perſon des entgegengeſetzten Geſchlechts, ja (objectiv) dieſe Vereinigung ſelbſt; denn die Liebe kann nur durch Gegenliebe vollendet werden. Sie entwickelt ſich naturgemäß zuerſt aus dunkler Sehnſucht, zu welcher die vollkommene Entwickelung des Körpers, welche in die Zeit der erſten Liebe fällt, wahrſcheinlich mitwirkt, und iſt dann mit einem Gefühl der Leere verbunden, welche das Bedürfniß einer vollkommenern Mittheilung bewirkt. Ferner gründet ſie ſich auf die körperliche und geiſtige Verſchiedenheit der Geſchlechter. Sie iſt aber dennoch, ſowol von dem regen Geſchlechtstriebe und der oberflächlichen Reizbarkeit des Gemüths, welche man Verliebtheit nennt (beide können die wahre Liebe unterdrücken), als von jener fälſchlich ſogenannten platoniſchen Liebe verſchieden, welche nur eine geiſtige Ausſchweifung iſt. Sie iſt vielmehr ein vollkommen menſchliches Streben nach vollkommener, d. i. geiſtig körperlicher Vereinigung, und eben darum der liebſte Gegenſtand der Kunſt. Wo ſie aber vollkommen iſt, da iſt ſie auch nothwendig ausſchließend auf ein feſtes Intereſſe der Herzen gegründet, und wird zur Lebensvereinigung derer, die ſich durch höhere Fügung gefunden. Der Staat erkennt ſie an in der Ehe, welche die vernunftgemäße Form der Liebe iſt. In der alten Welt, wo das Geſchlechtsverhältniß mehr ein phyſiſches war, und die Vielweiberei häufiger herrſchte, konnte die Liebe nicht mit dieſer Tiefe des Gefühls, ja mit dieſer ſchwärmeriſchen Herzlichkeit ſich offenbaren, welche ſie in der chriſtlichen und romantiſchen Zeit angenommen hat. Nur wo das feſte Vertrauen mangelt, geht ſie in Eiferſucht über, und große Hinderniſſe treiben ſie zur Leidenſchaft. Ruhiger und vertraulicher aber iſt die Gattenliebe und die mit ihr verwandte, aufopfernde und höchſt uneigennützige Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder.

Liebensteiner Bad. Es liegt im Herzogthume Meiningen bei dem Dorfe Liebenstein, in einer sehr reizenden Gegend, die südlich vom lieblichen Werrathale, nördlich vom Gebirge des thüringer Waldes begrenzt wird. Auf einer Bergkuppe steht das verfallene Schloß Liebenstein, das wahrscheinlich Veranlassung zur Erbauung des Dorfes ward. Es war eine Besitzung des Herren von Stein und fiel 1673 als eröffnetes Mannlehn dem Hause Sachsen-Gotha zu, worauf es verfiel. Bei der Theilung 1677 kam es an S. Meiningen. Von diesen Ruinen herab genießt man einer herrlichen Aussicht über die Berge des thüringer Waldes, einige düstere, wilde Thäler desselben, das sanfte Werrathal und die fernen, blauen Berge des Bleß, der Gera und der fernern Röhn Frankens. Das Fürstenhaus, Wohnsitz der herzogl. Familie für den Sommer, ward 1804 in einem edlen Styl erbaut. Vorzüglich schön ist der mit 12 Säulen gezierte, in der Mitte befindliche und unter einer runden Dachkuppel angebrachte Versammlungssaal. Neben diesem Gebäude steht das Schauspielhaus, welches, ebenfalls gut gebaut, durch zufällig herbeikommende Gesellschaften versehen wird; die Musik besorgt die herzogl. Kapelle. Das Gasthaus liegt jenen Gebäuden gegenüber, hat 3 Stockwerke, 72 Zimmer für Badegäste und ein Billard- und Gesellschaftszimmer. Auch in den übrigen Häusern des Dorfes findet der Fremde gutes Unterkommen. Das Stallgebäude hat in seinem obern Stockwerk 9 Zimmer für Badegäste höheren Standes, mit eben so vielen Nebenbehältnissen. Das untere Stockwerk nehmen Ställe und Wagenschuppen ein. Hinter demselben ist eine Reitbahn. Der Speise- und Tanzsaal ist hinter dem Gasthause und enthält, außer dem Saale, noch einige Zimmer. Das Brunnenhaus in Form eines Tempels, ist stets offen. Der Sauerbrunnen zu Liebenstein ward zuerst bekannt unter dem Herzog Casimir zu Koburg, mag aber schon früher benutzt worden sein. 1614 faßte man den Brunnen und der Herzog bestellte einen Aufseher darüber. Im 30jährigen Kriege aber sank sein Ruf. Als der Herzog von Gotha 1673 Liebenstein erhielt, grub man den Brunnen neu auf, faßte die vorzüglichste Quelle besonders und die 4 andern ebenfalls. Besonders aber hob den Brunnen der Herzog von Meiningen 1800 aus seiner Vergessenheit. Er ließ die obigen Gebäude anlegen, Kunststraßen bauen, Baumgänge einrichten und für Bequemlichkeit sorgen. Vorzüglich hülfreich ist der hiesige Sauerbrunnen bei schwacher Verdauung, übermaß von Schleim, chronischem Husten, Bleichsucht, Menstruations-Beschwerden, Hypochondrie, Nervenschwäche, hysterischen Krämpfen, Magenlähmungen, auch Gicht, hartnäckigen Rheumatismen, chronischen Hautausschlägen ꝛc. Unter dem Schauspielhause sind 7 Bäder angelegt, in welchen man sich nach Gefallen warmes und kaltes Wasser zulassen kann. Die nöthigen Bedürfnisse während der Badezeit werden entweder hierher gebracht, oder man läßt sich dieselben aus den benachbarten Städten Salzungen, Schmalkalden, Eisenach, Gotha oder Meiningen holen. In der an Naturschönheiten so reichen Gegend findet man der Unterhaltung genug. Entweder bringt man die Zeit unter den Kastanien des Gasthauses, oder in dem von hohen Buchen beschatteten Felsengrund des Erdfalls zu; oder man wandelt auf anmuthigen Pfaden nach dem Felsenthor, oder der Ruine der Burg und der hohlen Scheuer. Weitere Partien macht man nach der Höhle bei Glücksbrunn, in welcher man bei sonntäglicher Erleuchtung den unterirdischen See beschifft; oder nach Altenstein mit seiner gothischen Kapelle, der Teufelsbrücke, der Herzogin Denkmal und dem Hohlenstein; oder nach der Buche im thüringer Wald, bei welcher Luther gefangen und nach der Wartburg gebracht

ward; oder endlich auf den wegen seiner weiten Aussicht bekannten Inselsberg, und das so freundliche großherzoglich weimarische Lustschloß Wilhelmsthal mit seinen lieblichen Anlagen.

Liebesfamilie nannte sich eine, von den deutschen Wiedertäufern abstammende Sekte, die Heinrich Nicolai aus Münster um 1560 in England stiftete. Ihr, 1573 unter dem Titel: Kurze Wiederholung des Glaubens der Gutwilligen in England, genannt die Familie der Liebe ꝛc. erschienenes Glaubensbekenntniß verräth eine ähnliche mystische Stimmung, wie der spätere Quietismus. Aus ihrem Glauben an die Wiedertaufe durch Buße und neues Leben erkennt man ihre Abstammung, ob sie gleich die Kindertaufe nicht verwarf und zur orthodoxen Kirche gehören wollte. Übrigens waren diese unter dem Namen: Familisten, bekannten Schwärmer weniger mürrisch als andere dieser Art, und wurden wegen ihrer Fröhlichkeit von diesen angefeindet. Da indeß die Spannung, die dem Gebote der christlichen Liebe einen besondern mystischen Sinn gegeben hatte, nach und nach wieder sank, verloren sie sich um die Mitte des 17. Jahrh. unter andern Parteien in England.

Liebesmale, Agapen, wurden in der ersten christlichen Kirche die gemeinschaftlichen Mahlzeiten genannt, die der Feier des heiligen Abendmahls (s. d. Art.) vorangingen. Menschen von allen Ständen speiseten dabei zum Zeichen der christlichen Bruderliebe unter und mit einander. Jeder trug dazu nach Vermögen das Seinige bei, und die Reichen hielten die Armen frei. Diese von den Aposteln angeordnete und den Geist der Gemeinschaft in der entstehenden Christenheit schön bezeichnende Sitte mußte indeß beim Anwachse der Gemeinde bald beschwerlich, und wegen der dabei eingerissenen Unordnungen, um den Ruf der Christen zu schonen, durch Synodalbeschlüsse im vierten Jahrh. abgeschafft werden. Die Brüdergemeinde (s. d.) hat die Liebesmahle wieder erneuert, und hält sie bei feierlichen Gelegenheiten unter Gesang und Gebet mit mäßigem Genusse von Thee und Weizenbrot (Liebesbrot genannt) in ihren Versammlungssälen.

Liebestränke. Von den ältesten Zeiten her hat sich die Meinung unter dem Volke erhalten, daß es Mittel gäbe, wodurch die Liebe nicht nur überhaupt erregt, sondern auch auf einen bestimmten Gegenstande gerichtet werden könne. Mancherlei, theils abergläubische, theils ekelhafte, theils aber auch schädliche Substanzen aus dem Thier- und Pflanzenreiche wurden zu diesem Behufe in Gebrauch gezogen. Das Wahre an der Sache ist, daß man wol die Triebe durch Mittel erregen kann, welche eine specifische Wirkung haben und deshalb Aphrodisiaca genannt wurden, daß aber die Neigung durch physisch wirkende Mittel niemals auf einen bestimmten Gegenstand gewendet werden kann. In dem Letztern liegt ein Widerspruch in sich selbst. Als Mittel, welche zu solchen Zwecken versucht werden, hat man oft solche in Gebrauch gezogen, welche der Gesundheit und der Vernunft, ja sogar dem Leben Gefahr brachten.

Lied (in der Dichtkunst). Die Benennung Lied ist bisher so unbestimmt gebraucht worden, daß es schwer wird, den eigentlichen Charakter desselben genügend zu bezeichnen und es von den ihm verwandten Gedichten, der Ode und dem Hymnus, zu unterscheiden. Im Äußerlichen und Mechanischen zeichnet sich das Lied dadurch von den übrigen Gedichten aus, daß es stets in gleiche Verse, ja auch in gleiche Strophen abgetheilt ist, und diese wiederum stets dasselbe Metrum haben, so daß alle Verse und Strophen nach einer und derselben Melodie gesungen werden können. Dazu gehört ferner, daß jede Strophe eine eigene

Digitized by Google

Periode ausmachen, und daß jeder Vers einen für sich verständlichen Sinn haben muß. Innerlich dürfte der Charakter des Liedes insofern verschieden sein, als das Lied einen engern Kreis hat, in welchem es sich bewegt, und den es nicht überschreiten darf. Dieser Kreis schließt alsdann eine größere Mannichfaltigkeit in der Darstellung gänzlich aus, und bleibt nur bei dem Einen stehen, bei dem Erguſſe des Gefühls. Die Ode hingegen schweift in das Erhabene aus, und berührt in ihrem Fluge das Geistige und das Irdische, das Hohe und das Tiefe. Das musikalische Lied richtet sich in seinem Charakter natürlich nach dem poetischen Liede, und hat dieselbe Ruhe, dieselbe Einfachheit, einen geringern Umfang der Töne, keine schwer zu treffenden Intervalle. Es gibt Volkslieder, Kriegslieder, Trinklieder ꝛc. vergl. den Art. Lyrik.

Liederspiel unterscheidet sich, als neue Gattung des Schauspiels mit Gesang, von der Operette hauptsächlich dadurch, daß alle darin verwebte Gesangstücke bloß aus Liedern bestehen, die entweder dem Publikum schon bekannt sind, oder die der Tonsetzer doch wenigstens in der Form des Liedes neu bearbeitet hat, und welche sämmtlich mit einer, dem Liede angemessenen, einfachen Instrumentalbegleitung versehen sind. Reichard, wahrscheinlich durch die Vaudevilles der Franzosen dazu veranlaßt, machte in seinem Liederspiele: Liebe und Treue, den ersten Versuch in dieser Gattung, der zwar Beifall, aber keine bedeutende Nachfolge fand.

Liefland. Die russischen Provinzen an der Ostsee, welche sonst unter den Namen: Liefland, Esthland, Curland und Semgallen bekannt waren, gehörten schon in den frühesten Zeiten zum russischen Staate, zahlten diesem aber nur Tribut und hatten ihre eigene Verfassung. Die Russen widersetzten sich nicht einmal den Versuchen fremder Eroberer, die hier eine neue Herrschaft zu gründen anfingen. So geschah es, daß sie sich, besonders während der innern Zerrüttung Rußlands, ganz von demselben abrissen, und erst dann wieder zur Unterwürfigkeit gebracht werden konnten, als Peter der Große seine Rechte auf diese Provinzen geltend zu machen wußte. Dem übrigen Europa blieb Liefland größtentheils unbekannt, bis im J. 1153 bremische Kaufleute, die eine neue Handelsverbindung mit dem Norden suchten, auf ihrem Wege nach Wisby auf (Gothland) an die Küste Lieflands verschlagen wurden. Die Bremer besuchten nun das Land immer häufiger, trieben Handel und bauten selbst sich darin an. Achtundzwanzig Jahre nachher ließ sich ein Augustinermönch, Meinhard, nebst vielen andern Deutschen in Liefland nieder. Er bekehrte die Einwohner zum Christenthume und wurde der erste Bischof. Allein erst dem dritten Bischofe nach ihm, Albrecht, der mit einem neuen Zuge von Kreuzfahrern nach der Düna kam, gelang es, daselbst einen sichern Grund für seine geistliche Herrschaft zu legen. Er erbauete 1200 die Stadt Riga, und verlegte den Sitz des Bisthums dahin. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts bemächtigte sich der dänische König Knud VI. dieser Provinzen, welche aber von einem seiner Nachfolger, Woldemar III., für eine Summe Goldes dem deutschen Orden, mit welchem der im J. 1201 vom Bischofe Albrecht gestiftete Schwerdtbrüder-Orden vereiniget war, wieder abgetreten wurde, so daß also der deutsche Orden sich fortan in dem Besitze von Liefland, Curland, Semgallen und Esthland befand. Endlich bewirkte die Schwäche des Ordens, der nicht im Stande war, dem Zar Iwan II. Wasiljewitsch, welcher diese dem russischen Reiche entrissenen Provinzen wieder erobern wollte, Widerstand zu leisten, im J. 1561 eine völlige Auflösung des ganzen Staates. Esthland begab sich unter schwedischen Schutz, Lief-

Digitized by Google

land ward mit Polen verbunden, und Curland, nebst Semgallen, ward ein eignes Herzogthum unter polnischer Hoheit, welches der letzte Heermeister des deutschen Ordens, Gotthard Kettler, von dieser Krone zu Lehn erhielt. Von dieser Zeit an ward Liefland der unglückliche Zankapfel, um welchem sich Schweden, Rußland und Polen fast ein ganzes Jahrhundert (von 1561 bis 1660) stritten. In dem Frieden zu Oliva im J. 1660 trat Polen diese Provinzen Schweden ab, und sie wurden nun mit Esthland vereiniget. Beide Länder kamen endlich durch den nystädtischen Frieden 1721 an das russische Reich, und bilden jetzt die Statthalterschaften Riga und Reval. Liefland grenzt gegen Osten an Ingermannland, gegen Süden an Litthauen und Samogitien, gegen Westen an die Ostsee und gegen Norden an den finnischen Meerbusen. Es ist fruchtbar an Gras und Getreide, und besteht aus zwei Landschaften, Esthland und Liefland (Ehsten und Letten), wovon das erste am finnischen Meerbusen, letzteres aber gegen die curländischen und polnischen Grenzen liegt. Die Letten, ursprünglich mit den Litthauern ein Volk, und also ein Stamm der Finnen, sind größtentheils leibeigen; ihr ehemals hartes Schicksal und der wahrhaft empörende Druck, unter welchem sie von ihren adeligen Tyrannen gehalten wurden, ist durch eine kaiserl. Verordnung vom J. 1804 und in neuester Zeit noch mehr sehr gemildert worden. Außer ihnen befinden sich noch viele Deutsche, Russen und Schweden im Lande. Die meisten Einwohner sind Lutheraner; doch haben auch Reformirte, Katholiken und Griechen freien Gottesdienst. Im Jahr 1783 bekam das Land eine ganz neue Verfassung: aus Liefland wurde die riga'sche, und aus dem sonst damit vereinigten Esthlande die reval'sche Statthalterschaft errichtet. Doch stellte Kaiser Paul 1797 den Namen Liefland wieder her. Es ward ehemals in neun, itzt aber in fünf Kreise eingetheilt: in den riga'schen, arensburg'schen, dörptischen, wendischen und den pernau'schen. Die Größe der Statthalterschaft wird auf 938 Q. M. mit 980,000 Einwohnern angegeben, s. d. Art. Ehstland.

Ligne (Carl Joseph, Fürst von) als muthvoller Krieger und geistreicher Schriftsteller gleich berühmt, ward 1735 zu Brüssel geboren. Sein vormals geltender Titel war: des heil. röm. Reichs Fürst, erster Pär von Flandern, Pär, Marschall, Grand Baillif und souveräner Offizier der Land- und Grafschaft Hennegau, Gouverneur von Mons, Pär von Namur und Artois. Außerdem war er Grand von Spanien erster Klasse, und k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer und Generalfeldmarschall, Ritter des goldenen Vließes, Commandeur des militärischen Marie-Theresien-Ordens ꝛc., auch Inhaber des dreißigsten Inf. Reg. Dieser Prinz, bekannt durch seine ausgezeichneten Talente, stammt aus einem der edelsten Häuser Belgiens ab, welches von dem Städtchen Ligne im Hennegau den Namen erhalten und seit drei Jahrhunderten seinen Glanz in dem Ruhme der Waffen gegründet hatte. Das Haus Ligne erhielt im 16. Jahrh. die reichsgräfliche und 1602 die reichsfürstliche Würde. Die zwischen Hennegau und dem lütticher Lande gelegene Herrschaft Fagnolles, welche diesem Hause gehörte, wurde 1770 unter dem Namen Ligne zu einer Reichsgrafschaft erhoben. Der Prinz von Ligne widmete seine Jünglingsjahre dem ernstesten Studium der klassischen Literatur und der Kriegswissenschaften. So ausgerüstet, trat er 1755 in österreichische Kriegsdienste, diente 1757 und 1758 als Kapitän in dem seinen Vater zugehörigen Regimente de Ligne und dies Regiment und der junge Prinz, der die Seele desselben war, focht mit Ruhm in den Schlachten von Kolin zu Leuthen. 1758 befand er sich

bei dem Siege von Hochkirchen, eroberte 1759 mit stürmender Hand den sogenannten großen Garten vor Dresden und wurde, da der Oberste des Regiments in Gefangenschaft gerathen war, zur Belohnung zum commandirenden Obersten ernannt. Er wurde nach Paris gesandt, um die Nachricht von der Gefangennehmung des Generals Fink mit 15,000 Preußen bei Maxen (Nov. 1759), zu welcher er mitgewirkt hatte, zu überbringen, verlebte einen angenehmen Winter in Paris und kehrte zurück, nachdem er, wie er sich selbst ausdrückte, viele Bekanntschaften, Unbesonnenheiten, Bemerkungen und Schulden gemacht hatte. 1760 stand der Prinz unter dem General Lascy, welcher sich der Städte Berlin und Potsdam bemächtigte. Nach beendigtem Kriege ward er General-Major. Als solcher stand er in einer niederländischen Garnison, wo er den damaligen Grafen von Artois kennen lernte, der ihn einlud, wieder an dem französischen Hofe zu erscheinen. Dem zufolge sah man ihn von 1766 bis 1787 bald zu Paris, bald zu Versailles. Die Großen, die liebenswürdigsten Frauen, die geistreichsten und berühmtesten Gelehrten wetteiferten um den Besitz des Fremdlings, den man für einen gebornen Franzosen hielt. Man bewunderte den richtigen und tiefen Sinn, der sich in tausend muthwilligen Spielen des Witzes entwickelte. Bei Hofe wußte er die ganze Würde eines Großen mit der Liebenswürdigkeit eines geistreichen Mannes zu vereinigen. Er hatte Zutritt in dem vertrautesten Kreise der königlichen Familie, vorzüglich in den Abendstunden von Klein-Trianon. Auch verschmähte er es nicht, den Theaterheldinnen seine Huldigungen darzubringen. Diese Verbindungen verwickelten ihn in einige kleine literarische Neckereien, deren Geist zuweilen auf seine Urtheile wirkte. Namentlich faßte er gegen Marmontel einen Widerwillen. Als leidenschaftlicher Liebhaber von Reisen, besuchte der Prinz England und Italien, Voltaire zu Ferney, den Prinzen Heinrich in Rheinsberg, und Friedrich den Großen in Sanssouci. 1770 wohnte er der Zusammenkunft dieses Monarchen mit Joseph II. in Schlesien bei, und nachdem er als General en Chef eines Corps Eliten-Grenadiere in dem kurzen Kriege von 1778 gegen den Prinzen Heinrich gefochten hatte, stattete er 1785 demselben einen Besuch ab, und fand die verbindlichste Aufnahme. Früher (1781) hatte er den petersburger Hof besucht, wo sein ältester Sohn, der mit einer Prinzessin Massalski verheirathet war, 400,000 Rubel zu fordern hatte. Er gewann die Gunst der Kaiserin, deren leidenschaftlicher Bewundrerer ward, und kehrte mit Porträts und Orden überhäuft, jedoch ohne den eigentlichen Zweck seiner Reise erreicht zu haben, zurück. In den Niederlanden hatte sein Betragen ihm die größte Popularität erworben. Als die Streitigkeiten im J. 1784 einen Krieg mit Holland vermuthen ließen, traf er als General en Chef mit großer Thätigkeit alle Maßregeln, um einen schnellen und ruhmvollen Ausgang desselben zu sichern. Zur Zeit der berühmten Zusammenkunft Josephs II. und der Kaiserin von Rußland im J. 1787 ward der Prinz von Ligne der treueste Unterthan des erstern, und der ergebenste Höfling der letztern genannt. Er begleitete sie auf der berühmten Reise nach Cherson. Nach dem Ausbruche des Türkenkrieges befand er sich als Geschäftsträger Oesterreichs bei dem russischen Heere; in der Folge befehligte er einen Theil des Heeres unter Laudon, welches Belgrad belagerte und einnahm. Obgleich er sich dabei sehr rühmlich benommen hatte, mußte er doch einige Zeit nachher die Ungnade des Hofs erfahren. Aber noch auf dem Sterbebette rief ihn Joseph II. zu sich, und überhäufte ihn mit Zeichen seines Wohlwollens. 1792 hatte er den Schmerz, seinen ältesten Sohn

Digitized by Google

in dem Gefechte von Bour zu verlieren. Seit geraumer Zeit hatte der Prinz sich aus der großen Welt zurückgezogen, und lebte in ländlicher Ruhe in Nußdorf bei Wien in einem heitern Greisenalter. Hier starb er auch am 13. Dec. 1814. Noch lebt von ihm eine Enkelin Sidonia, seit 1807 an einen Grafen von Potocki vermählt. Sechzig bedeutungsvolle Jahre unserer Geschichte mit ihren Staatsmännern, Kriegern und Schriftstellern waren an diesem merkwürdigen Manne vorüber gegangen, in deren Begebenheiten er bald als handelnde Person thätig eingegriffen, bald sie als geistreicher Beobachter in Denkschriften und Briefen den Zeitgenossen und der Nachwelt überliefert hat. So hat er z. B. die Schlachten von Kolin, Görlitz, Breslau, Leuthen, die Belagerung von Schweidnitz, an denen er rühmlich Theil genommen hatte, mit treffenden Bemerkungen und höchst originellen Ansichten geschichtlich dargestellt. Als denkender Mann von leichtem, gewandten Geiste und eindringendem Scharfsinn, reich an Kenntnissen und aus dem Leben geschöpften Erfahrungen, fand er Vergnügen und Erholung darin, seine Ideen niederzuschreiben. Von diesen Schriften sind nach und nach 30 Bände in französischer Sprache erschienen; ihr Inhalt ist sehr gemischt, Verse und Prosa wechseln mit einander ab. Eine Auswahl von Briefen und kurzen Aufsätzen hat Frau von Staël herausgegeben (deutsch von Madam Spazier) der einige ähnliche Sammlungen gefolgt sind. Man erhält daraus eine Menge von Aufschlüssen über Personen und Begebenheiten, und erblickt allenthalben einen unterrichteten, feingebildeten, zartfühlenden, scharfsinnigen, heitern Geist, der auf das Angenehmste unterhält und belehrt. Seine nachgelassenen Schriften hat der Buchhändler Cotta an sich gekauft.

Ligny (Schlacht bei) s. Waterloo.

Ligue, die. Die diplomatische Sprache ist so gut in einem gewissen Grade von der Mode bedingt, wie so manches andere, und daher finden wir das, was seit dem überwiegenden Einfluß der französischen Sprache bei allen Cabinetsversammlungen Allianz genannt worden ist, in den Zeitraum von 1500 bis 1650, wo der spanisch-italienische Einfluß vorherrschend war, meist mit dem Namen: Ligue bezeichnet, der dem spanisch-italienischen Worte Liga nachgebildet ist. Wenn aber auch jeder Fürstenvertrag also damit von Schriftstellern jener Periode häufig bezeichnet wurde, so gibt es doch einige, die bald mit einem Nebenworte, bald ohne ein näher bestimmendes Beiwort den Namen Ligue vorzugsweise führen. Der erste der Art ist die Ligue von Cambrai, d. h. das Bündniß, welches Ludwig XII., König von Frankreich 1508 mit dem deutschen Kaiser Maximilian und dem König Ferdinand von Spanien hauptsächlich zur Demüthigung von Venedig schloß, und welchem sich bald darauf (1509) der Pabst Julius II. beigesellte. Inzwischen diese Ligue lößte sich, wie viele solche Bündnisse, bei dem gegenseitigen Mißtrauen schon im J. 1510 wieder auf, und machte einer Liga santa Platz, d. h. einem Vertrage zwischen dem Pabste, dem Kaiser Maximilian, Ferdinand von Spanien und den nämlichen Venetianern, zu deren Vernichtung die Ligue von Cambrai geschlossen worden war. Jetzt hatte das neue Bündniß nichts Wichtigeres im Sinne, als Ludwig XII., dessen Bundesgenossen zu seinen Feinden geworden waren, zu demüthigen, und ihn zu nöthigen, auf seine Eroberungen in Italien zu verzichten, was auch bis auf einen gewissen Grad hin erreicht wurde. Wir hätten in ihr also die erste Erscheinung eines — heiligen Bundes in der Geschichte, der aber seinen Namen von der Theilnahme des Pabstes erhielt. 30 Jahre später bildete sich wieder eine Liga santa

Digitized by Google

in Deutschland. Als nämlich 1536 die vornehmsten protestantischen Fürsten derselben zum Schutz ihres Religionsbekenntnisses in Schmalkalden ein Bündniß geschlossen hatten, um den Kaiser Karl V. die Spitze zu bieten, so vereinten sich die mißtrauischen katholischen Fürsten in Nürnberg 1538 ebenfalls mit einander, den Fortschritten des Protestantismus zu begegnen, und die Anmaßungen der protestantischen Fürsten zu beschränken. Sie legten ihrem Bündnisse, weil es zum Schutze der katholischen Kirche geschah, den Namen eines heiligen bei. Viel bedeutender als diese Liga, ist in der französischen Geschichte die katholische Ligue 1576 gegen Heinrich III. geschlossen. Der Herzog Heinrich von Guise sah, daß König Heinrich III. sich der Hugenotten Parthei ungemein näherte, und dachte also darauf, einen schon von seinem Onkel, dem Kardinal von Lothringen, entworfenen Plan auszuführen, der darauf hinausging, die der katholischen Religion ergebenen französischen Großen zu vereinen. Der vorgegebene Zweck war: Aufrechthaltung der katholischen Religion. Im Stillen dachte der Herzog aber nur darauf, da Heinrich III. ohne männliche Erben war und der Thron bei seinem Absterben auf den ketzerischen Heinrich von Navarra überging, diesen von der Thronfolge auszuschließen und sich desselben zu bemächtigen. Sein alle Herzen gewinnendes Benehmen machte die Ausführung des Planes leicht. Überall wurde er, als Paris das Beispiel gegeben hatte, in den Provinzen unterstützt. Der Pabst und der König von Spanien erkannten die Liga förmlich an. Zwar wurde ihr erstes Oberhaupt, Heinrich von Guise, auf Veranstaltung des Königs, dem die Demüthigung seiner Macht einleuchtete, meuchelmörderisch hingerichtet, aber die Ligue selbst behauptete sich dergestalt, daß Heinrich III. im Lager des Feindes Hülfe suchen mußte, gegen den sie dem Scheine nach, hauptsächlich gerichtet war: Heinrich von Navarra. Hier traf ihn der Dolch eines Meuchelmörders. Heinrich konnte sein Recht auf den Thron, wollte er den Bürgerkrieg endigen, nur durch Vertauschung der protestantischen Religion mit der katholischen geltend machen, und so nahm sie nun von selbst ein Ende, als er sich (1594) in den Besitz von Paris gesetzt hatte. Die letzte Ligue, ebenfalls die katholische genannt, weil sie die Aufrechthaltung der katholischen Religion zum Ziel hatte, finden wir im 17ten Jahrh. in Deutschland. Der 1555 geschlossene Religionsfrieden hatte hier der protestantischen Religion zu wenig eingeräumt und der katholischen zu viel genommen. Beide beobachteten sich mißtrauisch. Jene klagte über Eingriffe und diese über Anmaßungen. Da nun Heinrich IV in Frankreich das Haus Österreich gern demüthigen wollte und die protestantischen Fürsten auf alle Weise zu unterstützen bereit war, so vereinten sich diese durch die der protestantischen Reichsstadt Donauwerth zugefügten Beeinträchtigungen gereizt, 1608 zu Anhausen in Franken, und bildeten die sogenannte evangelische Union zum Schutz und Trutz jedes einzelnen Mitgliedes. Die katholischen Fürsten handelten nun gerade, wie nach dem Abschluß des schmalkaldischen Bundes und ihren Verein, die katholische Ligue, beschleunigte 1610 besonders die jülich-clevische Erbschaft. Die vornehmsten deutschen Fürsten machten auf die Länder des 1609 ohne Erben verstorbenen Herzog Johann Wilhelms von Jülich-Cleve, Berg ꝛc. Anspruch. Heinrich IV. nahm sich der protestantischen an. Die katholischen schlossen daher in Würzburg 1610 unter einander jenes enge Bündniß, an dessen Spitze der Herzog Maximilian von Baiern stand. Der unvermuthete Tod Heinrich IV. hemmte nun zwar den Kampf, den Deutschland schon jetzt zu zerfleischen drohte. Allein die Fürsten blieben dort und hier in dem eingegangenen Verhält-

niß, und als nun endlich das Feuer des 30jährigen Krieges auflohderte, waren die Streitkräfte, die die katholische Ligue aufstellte, vom kriegerischen Maximilian, vom eisernen Tilly in Bewegung gesetzt, mit den Waffen Österreichs vereint, den Protestanten so gefährlich, daß ohne die Dazwischenkunft von Gustav Adolph, die Sache der Letztern verloren gewesen wäre. Mit dem westphälschen Frieden 1648 verlosch diese Ligue, und seitdem ist unter solchem Namen kein Bündniß wieder zusammen getreten.

Liguori (Alphonse Maria de) geb. den 26. Sept. 1696 zu Neapel, und der Stifter der jetzt auch im Österreichischen sich ausbreitenden Ligoristen oder Redemptoristen (deren Mitglied bekanntlich der ohnlängst verstorbene Zacharias Werner war, s. d. Art.) widmete sich damals nicht ohne Glück dem Studium der Rechtswissenschaft; da ihm aber im Jahr 1722 ein unangenehmer Vorfall auf dieser Laufbahn begegnete, so verlor er den Muth zur ferneren Verfolgung derselben und ward Priester. Bald schloß er auch sich auf's engste an die in Neapel errichtete Glaubens-Propaganda und fing an, den Missionär unter dem unwissenden und schlecht unterrichteten Landvolke des Königreichs zu machen, wo ihm allerdings zum Unterrichte eine weite Bahn eröffnet war. Da die Sache guten Fortgang hatte, so stiftete er hierauf 1732 mit Genehmigung des Papstes in der Einsiedelei St. Maria zu Villa-Scala (in der Principata citra) einen klösterlichen Verein, dessen Theilnehmer sich Glieder des Ordens vom Erlöser (il sancto Redemtore) nannten, und deren Geschäft der Volksunterricht sein sollte, folglich in gewisser Art gleichen angeblichen Zweck, wie die Jesuiten, hatte. Schnell breitete sich dieser neue Orden über die beiden Sicilien aus, und die ersten Häuser desselben waren zu Salerno, Conza, Nocera und Bovino. Lange hörte man von diesem Nebenzweige der Logoliten außer Italien nichts; der neuesten Zeit blieb es indeß aufbehalten, mit Wiedereinführung manches Alten in Frankreich, Deutschland und der Schweiz, auch den Ligoristen Raum in diesen Ländern zu gewähren. Zuerst fußten sie 1811 in der alten und aufgehobenen Karthause zu Val-Saint im Canton Freiburg, deren neueste Bewohner, die Trappisten, vertrieben worden waren, und später fanden sie sich auch in den deutschen Staaten des österreichischen Kaiserhauses und selbst in der Hauptstadt dieser Monarchie ein, woselbst sie nunmehr eine reich fundirte Stiftung besitzen und besonders auf das Volk zu wirken streben. Liguori anlangend, so ward derselbe 1762 von Clemenz XIII. zum Bischof von Sancta Agatha Gothici in der Principata ultra ernannt, welchem Amte er bis 1775 vorstand, wo ihn Pius VI. auf sein Ersuchen davon entband, indem Liguori, alt, kränklich und durch Fasten und fernere Selbstpeinigungen erschöpft, seine Geschäfte als Bischof nicht mehr glaubte erfüllen zu können. Er zog sich in den damaligen Hauptsitz der von ihm gestifteten Congregation zu Nocera de Pagani zurück und starb daselbst, nach Ausübung vieler klösterlicher sogenannter Tugenden, den 1. August 1787 in dem hohen Alter von 90 Jahren. Jetzt glänzt seit 1816 sein Name in dem heiligen Kalender der römischen Kirche und Pius VII. war der Erste, welcher sein Gebet zu dem neuen Mitgliede der zahlreichen heiligen Legion richtete. Liguori gab eine Menge ascetischer Schriften heraus, die theils in Neapel, theils in Venedig in Druck erschienen, für Andre, als die seinen Tendenzen Beipflichtenden aber keinen sonderlichen Werth haben.

Ligurien, bei den Römern derjenige Theil des nördlichen Italiens, der sich an der Küste des mittelländischen Meeres von der Grenze

Florian (ob und wann Florian Florus identisch, ist unbekannt) hat die Epitome verfaßt. Sie hat keine Originalquellen, sondern benutzt das Buch des Livius, dessen Inhalt sie knapp, aber nicht trocken, sondern mit Geschick und Geschmack wiedergibt. Sie ist eine Art Panegyrikus auf das römische Volk, das sie als Individuum betrachtet, dessen Jugend, Mannesalter und Greisenalter sie schildert. Sie ist nicht ohne Wert, da sie uns einen Überblick über die Geschichte gibt. Ausg. von Duker, Leid. 1744, 2 Bde.; Jahn, Bonn. 1852; Halm, Leipz. 1854; Teuffel, Tüb. 1857. Florus, der gefeierte Sänger des Kaisers Hadrian, s. Annius Florus.

Flos, lat. Name für Blume, Blüte, bes. auch für Blumenkranz und dessen Spenden und eine bestimmte Kranzform. — Flos Graecus, bei Juvenal Name einer Hetäre, nach Sen. Rhet. Suas. 3 eine Hetäre, die sich mit Gold bezahlen ließ; Flos Lampadis, bei Juvenal Name einer Hetäre, nach Schol. Juv. 6, 71 eine Hetäre, die sich mit Gold bezahlen ließ; Flos Lupanaris, bei Juvenal Name einer Hetäre, nach Schol. Juv. 6, 122 eine Hetäre, die sich mit Gold bezahlen ließ; Flos Pudicitiae, bei Juvenal Name einer Hetäre, nach Schol. Juv. 6, 122 eine Hetäre, die sich mit Gold bezahlen ließ; Flos Subura, bei Juvenal Name einer Hetäre, nach Schol. Juv. 6, 122 eine Hetäre, die sich mit Gold bezahlen ließ.

Flosculi, Blumenkränze, s. Flos.

Flosculus, Blumenkranz, s. Flos.

Flotte, s. Schiffahrt.

Fluchtafeln, s. Defixiones.

Fluchtgesetz, s. Asylrecht.

Fluchtrecht, s. Asylrecht.

Flumen, Fluß, s. Flüsse.

Flumentana porta, Name eines Tores in Rom, s. Rom.

Fluminalis, Name eines Tores in Rom, s. Rom.

Fluminia, Name eines Tores in Rom, s. Rom.

Flüsse. Die Flüsse sind für die Geographie des Altertums von großer Wichtigkeit, da sie meist die Grenzen der Völker, Gaue und Ortschaften bilden und die Richtung der Straßen bestimmen. Sie sind auch für die Geschichte des Altertums von großer Bedeutung, da sie häufig Grenzen bezeichnen, die Völker trennen und Kriege veranlassen. Sie sind auch für die Kulturgeschichte von Wichtigkeit, da sie Handel und Verkehr befördern, Ackerbau und Viehzucht ermöglichen und Gewerbe und Industrie fördern. Sie sind auch für die Mythologie und Religion von Bedeutung, da sie Gegenstand der Verehrung sind und einen Kultus besitzen. Endlich sind sie für die Naturgeschichte von Bedeutung, da sie Tiere und Pflanzen ernähren.

Die Flüsse Europas. Die Flüsse Spaniens, die sämtlich Zuflüsse des Atlantischen Ozeans sind, sind: Anas, Baetis, Durius, Iberus, Minius, Tagus. Die Flüsse Galliens, die sämtlich Zuflüsse des Atlantischen Ozeans sind, sind: Carantonus, Carisius, Duranius, Garumna, Liger, Matrona, Sequana. Die Flüsse Germaniens, die sämtlich Zuflüsse des Atlantischen Ozeans sind, sind: Albis, Amisia, Chasuarius, Ems, Lippe, Rhenus, Vidrus, Visurgis. Die Flüsse Britanniens, die sämtlich Zuflüsse des Atlantischen Ozeans sind, sind: Abus, Alaunus, Antona, Belisama, Clota, Dubris, Durotrigis, Ituna, Sabrina, Tamesis, Tamus, Tina, Trisantonis, Verbeia. Die Flüsse Italiens, die sämtlich Zuflüsse des Mittelländischen Meeres sind, sind: Addua, Aesis, Aesontius, Alabon, Alba, Albula, Allia, Alpheus, Anapus, Anio, Arar, Arnus, Arsia, Atabulus, Athesis, Atrax, Aufidus, Bagradas, Bedesis, Bilbilis, Bradanus, Brenta, Brigantinus, Caecina, Caecinus, Calabsanus, Calor, Camarina, Campanus, Candelaro, Casuentus, Cecina, Cimino, Cinca, Cinga, Clanis, Clitumnus, Cocytus, Crathis, Crimisus, Crinis, Crustumius, Cydnus, Cyrnus, Dianium, Dianius, Dora, Duria, Elaver, Elbo, Eleutherus, Elisson, Elpidius, Eridanus, Erinaceus, Esaro, Fabaris, Fabaris, Fagutalis, Fibrenus, Formio, Frigidus, Frigus, Galaesus, Gallicus, Gelas, Gelbis, Gelon, Gesus, Glanis, Glaucus, Gorgus, Gorgylus, Gratianus, Hadria, Halesus, Halex, Halycus, Hebrus, Himera, Himera, Himera, Hipparis, Hydaspes, Hypanis, Hypsas, Imbrasus, Imera, Imera, Imera, Inarime, Isara, Isarus, Isis, Ister, Lacinius, Lamus, Lanius, Lanuvinus, Lao, Lapsus, Lar, Larinus, Lathrus, Latinus, Latinus, Latin

Luxus. Die Stadt ist eine der Münzstädten in Amerika und war der Sitz des Vicekönigs von Peru, der hohen Landescollegien, eines Erzbischofs und einer Universität. Auch sind verschiedene Manufakturen vorhanden. Der Hafen Calco oder Bonvista, der 2½ Stunde von der Stadt entfernt liegt, ist mit zwei großen Castellen versehen, und leicht zu vertheidigen. Noch immer wird von dort aus der reichste und stärkste Handel nach dem nördlichen und südlichen Amerika mit Gold und Silber und mit Landes- und europäischen Waaren getrieben.

Lindau, ehemalige freie Reichsstadt in Schwaben, jetzt zu Baiern gehörig seit 1806, auf drei Inseln im Bodensee, von welchem die größte vermittelst einer 290 Schritte langen hölzernen Brücke mit dem festen Lande zusammenhängt. Die kleinste hat nur Weinberge, Gärten und Fischerhäuser. Die Lage im Bodensee hat der Stadt den Namen: Schwäbisch Venedig, verschafft. Die Zahl der Einwohner ist 5000, welche in 700 Häusern wohnen. Sie sind meist lutherisch, wenige katholisch. Ihre Handlung, besonders nach Italien und der Schweiz, ist beträchtlich. Die einheimischen Erzeugnisse bestehen in Wein und Obst, welches beides häufig ausgeführt wird. Der 1812 hier angelegte Maximiliansbafen ist 10 bis 16 Fuß tief, ruht auf einer Faschinenlage von 1068 Fuß im Bogen und ist eine Nachahmung des engl. Hafens Ramsgate. Er kann 250 Schiffe einnehmen.

Lindwurm, ein erdichtetes Ungeheuer, welches in den alten Rittergeschichten eine eben so merkwürdige Rolle spielt, wie der Drache, der Vogel Greif u. s. w. Es wird als eine Gattung von Drachen oder auch als eine große, vierfüßige, geflügelte Schlange beschrieben. Der tapfere Ritter St. Georg soll einen Lindwurm erlegt haben, und wird deswegen immer mit demselben abgebildet.

Lingam, s. Indische Mythologie.

Linguet (Simon Nicolas Heinrich) geb. 1736 zu Rheims, wo sein Vater, früher Professor am Collegium Beauvais, in Folge der jansenistischen Streitigkeiten in einer Art von Exil lebte, was Linguet später zu dem Bonmot Veranlassung gab, „er sei unter den Auspicien eines lettre de cachet geboren" — studirte zu Paris in demselben Collegium, an welchem sein Vater einst lehrte, die Rechte, und erwarb sich daselbst im Jahr 1751 die drei ersten Preise. Diese glänzende Entwikkelung seiner Fähigkeiten verschafften ihn die Gunst des damals in der Hauptstadt Frankreichs sich aufhaltenden Herzogs von Zweibrücken, und dieser Fürst nahm ihn erst in sein Land, und dann auf eine Reise mit nach Polen. Bald darauf kehrte Linguet jedoch in sein Vaterland zurück und begleitete hierauf, da der Krieg zwischen Frankreich und Portugal ausbrach, den Prinzen von Bauvau als Sekretär nach Spanien. Hierdurch wurde er mit der spanischen Sprache und Literatur vertraut und noch während seines Aufenthalts in Madrid gab er Übersetzungen von einigen Stellen Calderon's und Lopez de Vega heraus; bei seiner Zurückkunft nach Frankreich aber sein erstes Geschichtswerk, (Histoire du siècle d'Alexandre) welches er dem König Stanislaus Leszczinski dedicirte. Auf Anrothen seiner Verwandten, die ihn gern in einer festen Anstellung sehen wollten, ergriff er nun den Stand der Rechtsgelehrten, und auch hier erwarb er sich bald durch seine mit gründlicher Kenntniß des Fachs gepaarte glänzende Beredtsamkeit einen großen Ruf; leider aber auch zugleich durch die Kühnheit seiner Ideen und die Schärfe seiner Zunge, ein zahlloses Heer von Feinden. Besonders nachtheilig wurde ihm sein polemisches Verhältniß mit d'Alembert, der zu jener Zeit gleichsam der Beherrscher der

Akademie war. Linguet wünschte aufgenommen zu werden und d'Alembert, anfänglich noch gut Freund mit ihm, zeigte sich bereit, sein Verlangen zu unterstützen; bald trat aber ein Zerwürfniß wegen einiger Foderungen ein, die d'Alembert machte, und Linguet, abgewiesen, bekämpfte nun mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln von Witz und Scharfsinn seine sich täglich mehrenden Widersacher unter den Gelehrten. Dennoch, trotz den Verkleinerungen seiner Feinde, stieg sein Ruf als Autor und als Rechtsgelehrter immer fort und mehrere schwierige und bedeutende von ihm durchgeführte Prozesse z. B. der des Herzogs von Aiguillon mit der Regierung, und die Criminalsache des Grafen de Morangies, über welche Angelegenheit er eine der vortrefflichsten Abhandlungen schrieb verschafften ihm die größte Anerkennung, erregten aber zugleich auch den Neid seiner Collegen, die Linguet durch heftige Diatriben noch mehr erbitterte, in einem solchen Grade, daß eine Art von Verschwörung unter ihnen gegen ihn entstand, in Folge welcher keiner mehr mit ihm vor Gericht treten wollte. Da nun das Parlament kleinlich genug dachte, die Hand in diesem allerdings höchst verwerflichen collegialischen Umtrieben zu bieten: so wurde Linguet, dessen Erwiederungen und Ausfälle immer bittrer wurden, aus der Liste der Parlamentsadvocaten gestrichen und nicht besser erging es ihm auf der nun erwählten Bahn als politischer Schriftsteller. Sein 1777 begonnenes Journal politique mißfiel bald dem damaligen Premierminister Maurepas und wurde unterdrückt. Linguet, für seine persönliche Freiheit fürchtend, ging nun nach der Schweiz, nach Holland und England, kehrte aber von da bald wieder zurück und lebte darauf in Brüssel. Hier verschaffte ihn der Herr von Vergennes die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu können; da sich jedoch seine Gegner in neuen Klagen gegen ihn erhoben, so ward er mittelst eines lettre de cachet verhaftet und in die Bastille gesetzt, in welcher er über 2 Jahre schmachtete und dann nach Rethel exilirt wurde (1782). An diesem Orte aber blieb er nicht lange: er ging von neuem nach London und gab daselbst eine heftige Schrift gegen die willkürliche Gewalt in Staaten, deren Opfer er freilich geworden war, die er aber selbst früher in seiner Théorie des lois vertheidigt hatte, heraus. Endlich, sich wieder nach Brüssel begebend, begann er daselbst seine Annales politiques fortzusetzen und wußte darin nicht allein den Kaiser Joseph II. selbst so geschickt zu schmeicheln, sondern auch die damals verhandelt werdenden Angelegenheiten wegen der Scheldeschiffarth in ein für Oesterreich so günstiges Licht zu setzen, daß der Kaiser ihn in besondere Gunst nahm und ihn außer dem Adelsdiplom 1000 Ducaten schenkte. Nicht lange so ging jedoch dieser Schimmer von hoher Gunst vorüber. Linguet ergriff die Partei Van der Noot's (s. d. Art.) und der brabanter Insurgenten und mußte nun auf Befehl Josephs II. die österreichischen Niederlande verlassen. 1791 erschien er von neuem in Paris und fing an, vor den Schranken des Convents die Sache der Schwarzen auf St. Domingo zu vertheidigen. Bald ging es jedoch hier mit ihm zu Ende. Die Schreckensregierung faßte Verdacht gegen ihn, und sein Versuch, sich durch Flucht zu retten, mißlang. Er ward eingezogen, und den 9. Massidor Jahr 2 (27. Juny 1704) durch das Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, weil er, so hieß es ausdrücklich in der Sentenz, den Despoten in Wien und London geschmeichelt habe. So fiel Linguet ein Mann von seltenem Geiste und Kenntnissen, als ein Opfer republikanischen Ultrasinnes. Sein Äußeres war weder ansehnlich, noch ange-

nehm, wenn er aber in's Feuer der Rede gerieth, dann belebten ſich ſeine ſonſt ausdrucksloſen Züge und es fehlte ihm faſt nie, ſeine Zuhörer zu gewinnen und mit ſich fortzureißen. Geſchrieben hat Linguet, der unermüdet thätig war, ungemein viel, ſowol in Sachen der Rechtswiſſenſchaft als der Geſchichte, der Politik, der Staatswirthſchaft, und der ſchönen Wiſſenſchaften, und wir nennen hier nur ſeine Histoire des Revolution de l'Empire Romain (von Auguſtus bis auf Conſtantin) ſein Fanatisme des Philosophes, ſeine Théatre Espagnol, ſeine Fortſetzung der allgemeinen Geſchichte von Hardion (den 19. und 20. Band bildend) ſeine Lettres sur la Théorie des lois, ſeine Mémoires pour le Duc d'Aiguillon et le Comte Morangiés, ſeine Abhandlung du plus heureux gouvernement, ſeine Mémoires sur la Bastille und vor allen ſeine Annales politiques, civiles et litéraires du 18. siècle, die, wie gemeldet, 1777 begannen und mit verſchiedenen Unterbrechungen bis 1792 von ihm fortgeſetzt wurden. (Sie bilden im Ganzen 179 Nummern oder 19 Bände in Octav, und enthalten viel Merkwürdiges für die politiſche und Literar-Geſchichte jener Zeit.) Weniger werthvoll, jedoch ausgezeichnet durch Witz und Schärfe, iſt die Menge ſeiner auf vielfache Veranlaſſungen herausgegebenen Streitſchriften.

Linguiſtik, ſ. Sprachenkunde. Linguiſt, der ſich mit Forſchungen über den Urſprung, die Bildung und Verwandtſchaft der Sprachen beſchäftigt.

Linie heißt bei dem Mathematiker eine Ausdehnung in die Länge ohne Breite und Dicke. Sie iſt entweder gerade oder krumm. In der Geographie und bei der Schiffahrt iſt die Linie der Äquator; daher der Ausdruck: die Linie paſſiren. Beim Decimal-Längenmaß iſt ſie der 10., beim Duodecimal-Längenmaße der 12. Theil eines Zolls. Bei der Ingenieurkunſt nennt man Linie den aufgeworfenen Graben und die Bruſtwehr, wodurch die Schanzen zuſammenhängen, und welche zwei und dreifach hinter und über einander angelegt werden. In der Kriegskunſt heißt auch Linie eine Reihe in Schlachtordnung ſtehender Soldaten (daher Linientruppen), oder Schiffe (Linienſchiffe, ſ. d. Art.). In der Genealogie und in den Rechten eine Reihe von einander abſtammenden Perſonen (ſ. abſteigende Linie.).

Linienſchiffe nennt man diejenigen großen Schiffe, welche mit einer beträchtlichen Anzahl Kanonen, Munition und Truppen ausgerüſtet ſind, und theils zu eigentlichen Seegefechten, theils auch zur Bedekkung der Kauffahrtei und Transportſchiffe gebraucht werden. Sie heißen Linienſchiffe, weil ſie in der Linie fechten können. Der Unterſchied ihrer Größe, der nach der Kanonen-Zahl beſtimmt wird, verurſacht auch einen verſchiedenen Rang unter denſelben. In England unterſcheidet man danach gewöhnlich drei Gattungen; 1) von 110 — 90 Kanonen, mit 850 bis 750 Mann. 2) von 90 — 80 Kanonen und 750 — 660 Mann; 3) von 600 — 410 Mann und 80 — 60 Kanonen. Linienſchiffe von mehr, als 100 Kanonen werden nur ſelten gebaut, und gehören zu den Ausnahmen von der Regel. Schiffe unter 60 Kanonen fechten ſelten in der Linie, und heißen Fregatten ꝛc.

Linné (Carl von). Dieſer berühmte ſchwediſche Naturforſcher, beſonders Botaniker, ward 1707 zu Rushult in Smaland geboren und von ſeinem Vater, einem Landpfarrer, anfangs, eines Gelübdes wegen, zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Da dieſer zugleich ein leidenſchaftlicher Botaniker war, ſo hatte der Sohn von früher Jugend auf Gelegenheit, die Pflanzenkunde zu üben. In ſeinem 10 Jahre ward er auf die Schule zu Werid geſchickt. Aber die Formen des damaligen Schulunterrichts

Digitized by Google

wurden ihm bald so sehr zuwider, daß er ihn oft umging, um seiner Lieblingsneigung nachzuhängen und Pflanzen aufzusuchen. So kam es, daß er in den Schulkenntnissen zurückbleiben und besonders in den gelehrten Sprachen vielen seiner Mitschüler nachstehen mußte. Seine Lehrer, ermüdet durch diese Trägheit und scheinbare Untauglichkeit, erklärtem dem Vater, aus seinem Sohne, der ganz ohne Fleiß, und nur bemüht sei, Kräuter und Schmetterlinge zu sammeln, könne höchstens ein Handwerker werden. Wirklich gab der Vater ihn auf dieses Urtheil zu einem Schuhmacher in die Lehre. Aber glücklicherweise blieb er nicht lange in dieser Lage. Der Arzt Rothmann, ein besserer Beobachter, hatte an dem jungen Linné ungewöhnliche Talente bemerkt: er stellte dem Vater vor, daß die Lehrer seines Sohnes diesen nicht beurtheilen könnten, und rieth der Mutter, ihr Gelübde zu halten und ihren Sohn Gott dadurch zu widmen, daß sie ihm erlaube, ein Priester der Natur zu werden. Die Ältern folgten dem Rathe des verständigen Arztes, und freudig verließ Linné seinen Lehrmeister und dessen Werkstatt. Tournefort's Institutionen, welche ihm Rothmann verschaffte, waren das erste brauchbare Werk über Pflanzenkunde, welches dem jungen Linné bei der Beschränktheit seiner Lage in die Hände kam. Noch zwei Jahre blieb er in Werio, benutzte daselbst die Bibliothek und den Rath seines Gönners Rothmann und bereitete sich durch das anhaltende Studium zu seiner großen Laufbahn vor. Inzwischen näherte er sich seinem 20. Jahre. Da er einsah, daß ihm die Botanik keine Aussicht zu einer Versorgung darbiete, wählte er als eigentliches Brotstudium die Arzneikunst, für welche er sich um so tüchtiger fühlte, als seine bereits hervorragenden Kenntnisse in der Pflanzenkunde ihm das Studium derselben erleichtern mußten. Auf der Universität zu Lund, wohin er sich begab, fand er den Botaniker Stobäus, der, so weit seine Kräfte reichten, sein Wohlthäter wurde, ihm auch einst das Leben rettete, als er auf einer botanischen Wanderung von der sogenannten Höllenfurie, einem in Schweden einheimischen giftigen Gewürme, gestochen worden war. Linné hatte jedoch noch einige Zeit mit Dürftigkeit zu kämpfen; ein glücklicher Zufall machte sein großes Talent bekannter. Bei einem Besuche im botanischen Garten zu Upsala fand der berühmte Celsius den Jüngling, und mußte seine außerordentlichen Kenntnisse bewundern. Er erkundigte sich nach seinen Umständen, und kaum hatte der ehrwürdige Prälat sie erfahren, als er eilte, ihn aus seiner hülflosen Lage zu befreien. Celsius arbeitete damals an seinem schätzbaren Werke über die biblischen Pflanzen; er bedurfte eines Gehülfen, und seine Wahl konnte auf keinen würdigern fallen, als auf Linné. Hier wurde Linné in seinem 24. Jahre auf die Idee geführt, ob nicht, bei der anerkannten Wichtigkeit der Geschlechtstheile, das so deutlich sich offenbarende Verhältniß derselben zu einander die Grundlage zu einem neuen Lehrgebäude in der Botanik hergeben könnte, welches durch seine Einheit, durch die Folgerichtigkeit seiner Verbindungen und durch die Annäherungan das Ideal eines natürlichen Systems den Vorzug vor allen übrigen Systemen verdiene. Vor der Hand schrieb er seine Gedanken in einem Aufsatze nieder, den er dem Ol. Rudbeck mittheilte. Dieser bewunderte die Neuheit und den Scharfsinn der darin enthaltenen Gedanken. Eine Folge davon war, daß Rudbeck ihm auftrug, an seiner Stelle im botanischen Garten die Pflanzen zu demonstriren. Rudbeck hatte schon 40 Jahre vorher eine botanische Reise nach Lappland gemacht, deren Ergebnisse die öffentliche Wißbegierde nur noch mehr reizten; es ward eine neue Reise dahin in Anregung gebracht, und Celsius schlug den jungen Linné dazu vor. Dieser hielt eine Summe von etwa 50 Thaler, welche von der li-

terarischen Gesellschaft zusammengeschossen worden, für hinreichend, eine Reise von mehr, als 800 deutschen Meilen zu machen. Im April 1732 trat er dieselbe ganz allein an; eine lederne Kapsel mit Papier und Federn, ein Mantelsack mit Wäsche und Kleidungsstücken war Alles, was er zu Pferde mitnahm. In 6 Monat legte er diese gefahrvolle und höchst beschwerliche Reise zurück, deren Früchte für die Wissenschaften, namentlich die Botanik, von großer Wichtigkeit waren. 1735 ließ er die vollständige Flora von Lappland drucken, welche zum Muster für alle ähnliche Arbeiten geworden ist. Man weiß nicht, ob man mehr die Genauigkeit und Richtigkeit der Beschreibungen, oder die gelehrte Kritik in den Synonymen, oder den Reichthum neuer Entdeckungen bewundern soll. In dieser Flora von Lappland ordnete Linné zuerst die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden und ihren Verhältnissen unter sich und zu dem Pistill. Bis daher hatte er noch keine akademische Würde erlangt, die ihn zu Vorlesungen hätte berechtigen können; auch fehlte es ihm an Mitteln, sich eine solche ertheilen zu lassen. Ihn einigermaßen dafür zu entschädigen, machten ihm sieben Jünglinge den Vorschlag, mit ihnen eine mineralogische u. oryktognostische Reise nach Lappland zu unternehmen, den er auch gern annahm. Nach seiner Zurückkunft hielt er in Fahlun den Zöglingen des dortigen Bergwesens Vorlesungen über Mineralogie u. Hüttenwesen. Im April 1735 verließ er Fahlun, nahm in Harderwick die höchste Würde in der Arzneikunst an, und begab sich dann nach Leyden, wo Boerhave und Gronov, über den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse erstaunt, ein enges Freundschaftsbündniß mit ihm schlossen. Hier war es, wo er zuerst (1735) mit seinem genialen Werke, dem Natursysteme in Tabellen, auftrat. Dies Werk enthielt schon die Grundlage seines ganzen Systems. Bei vielen Gattungen, die er nicht selbst hatte untersuchen können, folgte er Tournefort, mußte aber bey späterer genauer Prüfung sein Urtheil widerrufen. Burmann in Amsterdam, der damals die von Paul Herman hinterlassenen Schätze zu ordnen und zu beschreiben hatte, nahm Linné als Gehülfen dieser wichtigen Arbeit zu sich. Linné verlebte hier sechs Monate, während welcher er die Sammlungen und literarischen Schätze seines Freundes auf das eifrigste benutzte. Jetzt schlugen Boerhave und Burmann dem reichen Bewindhebber der ostindischen Handelsgesellschaft, Clifford, der sowol einen Hausarzt, als auch einen Aufseher über seinen herrlichen Garten zu Hartecamp bei Harlem zu haben wünschte, Linné zu dieser Stelle vor. Linné erhielt sie mit 1000 Gulden Gehalt und freier Station. Im Frühlinge 1736 zog er nach Hartecamp, wo er anderthalb Jahre in der angenehmsten Beschäftigung zubrachte. Seinem, bereits erwähnten Systema naturae folgten 1736 die Fundamenta botanica, zu welchen er in der Folge in seiner Philosophia botanica den Commentar gab, seine Bibliotheca botanica und 1737 das köstliche Werk: Hortus Cliffortianus, mit 37 Kupfertafeln, welche die von dem berühmten Ehret gemalten seltenen Pflanzen des Gartens zu Hartecamp darstellen. Eine kleinere, meisterhafte Beschreibung des blühenden und fruchttragenden Pisangs (Musa Cliffortiana 1736) war schon vorangegangen. Hierauf gab er seine Genera plantarum heraus, worin 935 Gattungen nach allen ihren Kennzeichen bestimmt sind. Trotz der lichtvollen Consequenz und Einheit dieses Werks blieben jedoch noch immer viele Charaktere in demselben zweifelhaft. Unter den Namen: Critica botanica gab er 1737 einen Commentar über mehrere Aphorismen der Fundamenta botanica heraus. Endlich erschienen 1737 seine Classes plantarum, eine Zusammenstellung aller bis dahin bekannt gewordenen Systeme. Während seiner Anstellung im Hartecamp hatte Linné auch Ge-

legenheit, England zu besuchen. Bei seiner Rückkehr nach Holland arbeitete er für Adrian von Royen, dem Boerhave die Aufsicht des botanischen Gartens abgetreten hatte, und der diesen ganz umschaffen wollte, ein System aus, welches, ungeachtet es ihm sowol an Einheit der Grundlage, als an Folgerichtigkeit durchaus fehlte, doch von Männern, wie Gmelin und einigen Andern, angenommen wurde. Es ist eine Art von natürlichem Systeme, dessen Hauptnorm die Zahl der Samenlappen ist. Dies System gab Royen 1740 in dem Prodromus florae Leidensis heraus. Nachdem Linné fast 3 Jahre in Holland zugebracht hatte, beschloß er, in sein Vaterland zurückzukehren. Er verließ daher im Mai 1738 Holland, ging zuerst nach Paris, um dort Jussieu, Guettard und andere berühmte Botaniker kennen zu lernen, und kam im September zu Stockholm an. Aber hier kümmerte sich Niemand um ihn. Er war genöthiget, sich mit der Ausübung der Arzneikunde zu beschäftigen, um die Mittel zu seinem Unterhalte zu erwerben. Anfangs war auch dies mit Schwierigkeiten verbunden. Als aber seine glückliche Behandlung der Brustschwäche bei Hofe bekannt wurde, ließ sich die Königin Ulrica Eleonora von ihm behandeln, und nun strömten ihm die vornehmsten und reichsten Kranken zu. Er war Arzt bei der Admiralität und königl. Botanicus. 1741 ward auf dem Reichstage beschlossen, Schweden in naturhistorischer Hinsicht aufmerksamer, als bisher geschehen war, bereisen zu lassen, und Linné zum Anführer der Reisegesellschaft gewählt. Die Beschreibung dieser Reise gab er 1745 heraus. Aber trotz seiner glücklichen Lage in Stockholm sehnte er sich nach einer Stelle, in der er sich ausschließend seiner eigentlichen Wissenschaft widmen könnte; diese fand er endlich in Upsala, wo er 1742 zum Professor der Botanik ernannt wurde. Kurz vorher hatte ihm Haller in Göttingen, mit dem er früher in Streit, nachher aber in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt, mit seltenem Edelmuthe seine eigene Stelle angetragen; der Brief war aber erst angekommen, nachdem sich Linné bereits für Upsala entschieden hatte. Seine vornehmste Sorge ging hier auf die Einrichtung und Verbesserung des botanischen Gartens, von dem er unter dem Titel: Hortus Upsaliensis, 1748 eine Beschreibung heraus gab. Von jetzt an lebte Linné einförmig, doch rühmlich und nützlich, bereiste Westgothland und Schonen, welche beide Reisen er in eigenen Werken beschrieb. Seine Flora Suecica erschien 1745 (die zweite Auflage 1755). Darauf folgte bald seine Fauna Suecica. Die neuen Auflagen seiner früheren Werke abgerechnet, verfaßte er in Upsala fast zweihundert akademische Schriften, ungemein viele Abhandlungen in den Schriften der stockholmer Akademie, der upsalaer Gesellschaft, der petersburger Akademie, der londoner Societät, ferner eine Beschreibung des Naturalienkabinets des Königs, der Königin und des Grafen Tessin; vorzüglich aber beschäftigte ihn die Ausarbeitung und Vollendung seines Hauptwerks, der Species plantarum, der Philosophia botanica und der Materia Medica. In den spätern Jahren seines Lebens entzog er sich mehr und mehr den akademischen Geschäften; ja er hielt sogar 1772 um seine Entlassung an. Diese ward ihm aber in den ehrenvollsten Ausdrücken verweigert, der König schenkte ihm ein Gut und gab ihm die Erlaubniß, so oft es ihm beliebte, seinen Aufenthalt daselbst zu nehmen. 1774 ward er von einem Schlagflusse getroffen, der nach 2 Jahren wiederkehrte, und eine traurige Schwäche des Geistes und Körpers hinterließ, welche den 10. Jan. 1778 sich mit dem Tode endigte. Vielleicht kommen in der Geschichte der Wissenschaften wenig Männer vor, die mit einem so außerordentlichen Scharfsinne so viel Klarheit und Ordnung der Begriffe, so viel Muth

Digitized by Google

und Beharrlichkeit und so viel treffenden Witz verbunden hätten. König Carl XIV. ließ ihm 1819 an seinem Geburtsorte ein Denkmal errichten.

Linsengläser (Glaslinsen) sind kreisrunde, linsenförmig geschliffene Gläser. Ist ein solches Glas auf beiden Seiten erhaben, so wird es ein Converglaß, hat es auf einer Seite eine Ebene, ein Planconverglas, ist es hingegen auf der einen Seite hohl, auf der andern aber erhaben geschliffen, ein Meniskus (Mond) genannt. Ein auf beiden Seiten hohl geschliffenes Glas heißt Concavglas; ist es nur auf einer Seite hohl und auf der andern eben, ein Planconcavglas; ist es endlich auf der einen Seite erhaben und auf der andern hohl, doch so, daß der Halbmesser der erhabenen Seite größer, als der hohlen ist, ein Concavconverglas genannt. Bei allen Linsengläsern heißt die gerade Linie, welche durch den Mittelpunkt geht und auf den gekrümmten oder ebenen Flächen der beiden Seiten senkrecht steht, die Axe der Linse. Trifft sie auf das Geradeste durch die Mitte, so ist, wie man mit einem Kunstausdrucke sagt, das Glas richtig centrirt. Durch den Gebrauch der Linsengläser in den Fernröhren hat man in neuern Zeiten Entdeckungen gemacht, wovon man sonst nichts ahnete. Auch die Mikroskope, die gänzlich auf der Wirkung des Linsenglases beruhen, haben im Naturreiche die wichtigsten Entdeckungen veranlaßt. Den Nutzen der Brillen, die ebenfalls zu den Linsengläsern zu rechnen sind, kennt jedermann. Die Wirkung derselben, welche besonders auf Brechung, Zerstreuung und Wiedervereinigung der Lichtstrahlen beruht, war längst aus der Erfahrung bekannt, aber die Theorie derselben ist eine Erfindung der neuern Zeiten.

Linth, Lintharbeiten. Eine der größten hydrotechnischen Unternehmungen, die im Innern Europa's unternommen worden, sind die Lintharbeiten in der Schweiz. Es verhält sich damit folgenderweise: Der Wallen-See und der züricher-See waren ursprünglich nur Einer. Die Linth, welche von Glarus herunter kommt, fällt von der Seite in die See, und da sie ungemein viel Geschiebe mit sich führt, so dämmte sie ihn zu. Hiedurch entstand da, wo sonst See war, das Thal zwischen Wesen und Uznach, welches bald bevölkert und angebaut wurde. Die Linth hat im Laufe des letzten Jahrhunderts, indem sie immer fortfuhr, bei großen Überschwemmungen Geschiebe zuzuführen, ihr Bett so angehöht, daß die Maag, welche der Abfluß des Wallensees in den züricher See ist, sich stemmte, und der Wallensee um 10 Fuß höher wurde. Die beiden Orte Wesen am untern Ende und Wallenstadt am obern Ende, können nicht mehr bewohnt werden, da das Wasser auf den Straßen und in den Häusern steht. Die ganze Gegend zwischen beiden Seen wird ein Sumpf, dessen Ausdünstungen bösartige Fieber veranlaßt, die sich schon bis gegen Zürich erstrecken. 5000 Morgen Wiesen und Feld sind schon theils ganz ertrunken, theils halb versumpft, und die Gegend mußte bald verlassen werden. Der Grund vom Übel lag darin, daß die Linth so viel Geschiebe führt und dadurch ihr Bette immer erhöht. Um dieses Übel an der Wurzel anzugreifen, schlug Escher vor: man solle der Linth ein neues Bette durch den Felsen sprengen und sie in den Wallensee leiten. Indem sie nun genöthiget werde, sich in diesem engen Bette mit reißender Geschwindigkeit zu bewegen, so müsse sie ihr Geschiebe mit bis zum See nehmen, und in diesen würde sie es dann legen u. ihn nach u. nach theilweise zufüllen. Die Tagessatzung nahm 1805 diesen Vorschlag an, ernannte eine besondere Commission, an deren Spitze der verdienstvolle Escher steht. Der Kanal ist nun gebaut, die Linth legt ihr Geschiebe in den See nieder und kommt mit der Maag als klarer Fluß aus

ihm heraus. Das Bette der Maag ist gesenkt worden, der See ist wieder 10 Fuß niedriger, und die Ländereien und Wiesen sind dem Versumpfen entrissen. Dieses große Unternehmen hat 300,000 Thaler gekostet. Das Geld wurde auf Actien, jede von 50 Fr., beigebracht. Die Actien werden gedeckt 1. aus dem Verkauf der versumpften und wieder gewonnenen Ländereien; 2. aus einer Abgabe von 1 bis 1½ Batzen auf die Ruthe derjenigen Ländereien, welche der Gefahr des Versumpfens entrissen wurden. Ausführliche Nachrichten findet man in Benzenberg's Briefen über die Schweiz. Bg.

Linz, die Hauptstadt in Oberösterreich, an der Donau, wo der Traunfluß sich in dieselbe ergießt, mit einer 400 Schritt langen, hölzernen Brücke über dieselbe, ist wohl gebaut. Die Häuser, welche ein gutes Ansehen haben, sind mehrentheis mit Schindeln gedeckt. Die Zahl der Einwohner, ohne Militär, beträgt 16 bis 17,000 in 1000 Häusern. Die dasige Wollenzeugmanufaktur, die größte in allen österreichischen Staaten, in welcher besonders vortreffliche Fußteppiche verfertigt werden, nährt in der Stadt und Umgegend viele tausend Menschen. Auch wird daselbst gutes Schießpulver verfertigt. Die übrigen Fabriken, so wie der Handel, vorzüglich der Speditionshandel, sind nicht unbedeutend. Noch sind zu bemerken das daselbst 1784 eingesetzte Bisthum und das dortige Lyceum, welches Leopold I. 1674 errichtet. Es hat, gleich einer hohen Schule, das Recht, das Magisterium und Baccalaureat in der philosophischen Facultät zu ertheilen, wovon es jedoch nie Gebrauch gemacht.

Liparische (bei den Alten Äolische) Inseln. Sie liegen, 11 an der Zahl, im mittelländischen Meere an der Nordseite von Sicilien, und gehören zu Sicilien. Die vorzüglichsten darunter sind: Lipari, die vornehmste, Volcano, Panaria, Stromboli und Felicuda. Alle scheinen durch ein unterirdisches Feuer entstanden zu sein; daher legten die alten Dichter hieher Vulkans Werkstätte, auch die Wohnung des Äolus. Lipari hat eine kleine, schlecht gebaute Stadt gleiches Namens, mit einem Bisthume, zwei Häfen, einem Castell auf einem Berge und 14,000 Einwohnern in der Stadt und auf dem Lande. Von dem vortrefflichem Malvasier-Wein, welcher hier wächst, werden jährlich 2000 Fäßchen versandt. Der Campo bianco, ein hoher, kegelförmiger Berg auf Lipari, besteht aus vielen Schichten von weißlichem Bimssteine, welcher einen Handelsgegenstand abgibt. Zu Lipari ist auch der Handel mit Südfrüchten, vorzüglich mit Weinbeeren und Feigen, beträchtlich; Volcano und Stromboli haben feuerspeiende Berge; besonders wirft Stromboli das ganze Jahr hindurch Feuer und glühende Steine aus, deren Schein bei Nacht in großer Ferne gesehen wird.

Lippe (das Fürstenthum) erhielt seinen Namen wahrscheinlich vom Flusse Lippe, an welchem im 12. Jahrh. die Stadt Lippe erbaut wurde. Die Vorfahren des jetzigen Fürstenhauses gehörten bereits im 12. und 13. Jahrh. unter die Primates Westphalorum, welche als Dynasten oder edle Herren ansehnliche Länder erblich besaßen. Bernhard von der Lippe besaß 1129 die Stadt Lemgo; er und sein Bruder Hermann erscheinen zum ersten Male in einer Urkunde von 1129 mit dem Beinamen: von der Lippe. Bernhard II., dessen Sohn, war ein Freund Heinrichs des Löwen; er fand sich mit einem zahlreichen Gefolge wohlgewaffneter Ritter auf dem, von Kaiser Friedrich I. 1184 zu Mainz gehaltenen Reichstage ein. Bernhard III. (1230) erwarb mit seiner Gemahlin die Herrschaft Rheda. Simon I., dessen Enkel (im 14. Jahrh.), erbte einen Theil der Grafschaft Schwalenberg.

Simon III., welcher die Grafschaft Sternberg erwarb, errichtete 1368 das Pactum Pacis, nach welchem der erstgeborne Sohn allein regieren sollte. Erst Bernhard VIII., welcher 1563 starb, nannte sich einen Grafen von der Lippe. Sein Sohn, Simon VI., ist der nächste Stammvater des jetzigen lippeschen Hauses. Er theilte seine Besitzungen unter seine drei Söhne, von denen Simon VII. die Linie Detmold, Otto die Linie Bracke, und Philipp die Linie Bückeburg oder Schauenburg stiftete. I. Detmold. Friedrich Adolph (regierte von 1697 bis 1718) nahm, nachdem die brackesche Linie 1709 erloschen war, die Länder desselben in Besitz, ohne auf die Rechte der bückeburgischen Linie Rücksicht zu nehmen, und verband sie mit den detmoldischen Ländern. Sein Sohn, Simon Heinrich Adolph, erhielt 1720 vom Kaiser Carl VI. die reichsfürstliche Würde, die dessen Enkel, Friedrich Wilhelm Leopold, 1789 vom Kaiser Joseph II. förmlich bestätigt wurde. Er starb 1802. Sein minderjähriger Sohn, Paul Alexander Leopold, geb. am 6. Oct. 1796, stand unter der Vormundschaft seiner Mutter, Pauline, einer gebornen Prinzessin von Anhalt-Bernburg, welche 1819 8. Juni dem Lande eine liberale Verfassung gab, und 1820 ihm die Regierung übertrug. Bei dem deutschen Bundestage hat der Fürst eine Stimme. Diese Hauptlinie hat eine ältere und jüngere lippe-sternberg-schwalenbergsche Nebenlinie, erstere im Lippischen und letztere in der Lausitz angesessen. Das Fürstenthum Lippe-Detmold, enthält nahe an 23 Q. M. und 70,540 Einwohner, 5 Städte, 4 Flecken und 152 Dörfer. Detmold, die Haupt- und Residenzstadt, hat 2400 Einw. in 325 Häusern. Lippstadt an der Lippe gehörte ehemals zur Hälfte den Grafen von der Mark. Dieser Antheil ist jedoch aus der jülichschen Erbschaft dem kurbrandenburgischen Hause zugefallen, welches sonach Mitherr der Stadt ist und das Besatzungsrecht, nebst dem Postwesen, allein hat. Die Zahl der Einwohner beträgt 2700 in 570 Häusern. Es wird hier ein bedeutender Getreidehandel getrieben. II. Die Linie Lippe-Schauenburg gründete Graf Philipp durch Erwerbung eines Theils der alten Grafschaft Schaumburg kraft Übertragung seiner Schwester Elisabeth, und nahm zugleich diesen Antheil von Schaumburg vom Hause Hessen-Cassel als Mannlehn. Die ältere Linie Lippe-Schauenburg Bückeburg erlosch 1777 mit dem berühmten Feldmarschall von Portugal, Friedrich Wilhelm Ernst und regiert seitdem die Linie Alverdissen, die vom Grafen Philipp Ernst, Sohn des Grafen Philipp ersten Erwerbers, abstammt, dessen Enkel Philipp Ernst 1777 die Regierung antrat und dessen Sohn Georg Wilhelm seit 1787 regiert. Sein einziger Stammerbe ist der Erbprinz Adolph, geb. 1817. Bei dem deutschen Bundestage hat er auch eine Stimme erhalten. Die Besitzungen des Fürsten von Lippe-Bückeburg-Schauenburg enthalten auf 10 Q. M. 23,700 Einwohner. Die Haupt- und Residenzstadt Bückeburg liegt am Flusse Au. Wilhelmsstein, künstliche Insel und Festung im stainhuder See. Wegen Ausübung der landeshoheitlichen Rechte in dem zum bückeburgschen Antheile der eigenthümlichen Grafschaft Lippe gehörigen Amte Blomberg walten zwischen den beiden regierenden Häusern Streitigkeiten ob, die schon oft, und namentlich in den Jahren 1812 und 1818, Veranlassung zu Thätigkeiten geworden sind, und auf deren Ausgleichung gegenwärtig lippe-bückeburgischer Seits bei dem Bundestage zu Frankfurt angetragen worden ist. Der jetzige Fürst hob

1810 8. Febr. die letzten Spuren der Leibeigenschaft auf und gab am 15. Januar 1816 seinem Lande eine Verfassung.

Lippert (Philipp Daniel), geboren zu Meißen am 2. September 1702 wurde von seinem Vater, einem Beutler, zu seinem Handwerke bestimmt. Es gelang dem Knaben dem Glaserhandwerk den Vorzug zu verschaffen, und so kam Lippert 1719 nach Pirna in die Lehre. In Dresden sollte er nach ihrer Beendigung die Wanderschaft anfangen. Aber eine von Jugend auf genährte Neigung zum Zeichnen änderte den ganzen Plan ab. Damals beschäftigte die eben aufblühende meißner Porzellanfabrik eine Menge von Händen. Lippert sah eine Möglichkeit, wenn er bei ihr in Arbeit träte, mit einer Art von Kunst sein Leben hinzubringen, und er glaubte dies nicht zu theuer durch drei nochmalige Lehrjahre erkauft. Seine Liebe für die Sache ließ sie ihn leichter übersteher, und durch Lust und Ausdauer machte er bedeutende Fortschritte, wovon noch Proben vorhanden. Als Nebenbeschäftigung übte er sich in saubern Federzeichnungen, deren Nettigkeit einen sächs. Ingenieurofficier auf ihn aufmerksam machte. Lippert folgte dem Rathe dieses redlichen Mannes und wandte sich nach Dresden, um durch Unterrichtgeben eine freiere Lage zu erringen. Bei äußern Schwierigkeiten verließ ihn nie der Muth und Gott half, weil er sich selbst zu helfen verstand. Schüler fanden sich in Menge und seine auch späterhin beibehaltene Methode des Planzeichnens hatte so vielen Beifall, daß man ihn 1738 beim Hauptzeughause, 1739 als Zeichenlehrer bei den k. Pagen anstellte. Allgemeiner war damals bei den reichern Bewohnern Sachsens eine vom Fürsten ausgehende Sammlerliebhaberei. Kunstschätze, die jetzt ihr Greisenalter erreicht haben, verbreiteten eine jugendliche Empfänglichkeit für Gegenstände, die ehedem als die Domäne einiger vornehmthuender Gelehrten angesehen worden waren, unter allen Ständen, und auch Lippert schien von dieser Einwirkung nicht frei geblieben zu sein. Wie er zunächst darauf gekommen, neben Festungsrissen und Lagerplänen geschnittene Steine zum Gegenstande seiner Liebe zu machen, ist von keinem seiner Zeitgenossen genauer erzählt worden. Daß er den in Dresden lebenden Kennern und Kunstrichtern: Hagedorn, Öser, Dieterich, Heinecke und selbst Winckelmann schon damals nicht fremd blieb, ahnet man mehr aus einzelnen Hindeutungen, als daß genauere Berichte es erwiesen. Vielleicht veranlaßte ihn seine frühere Glaserei und die Bekanntschaft mit den Mischungen der meißner Porzellanmasse, sich im Nachahmen alter Pasten zu versuchen. Nur aus Frankreich und Italien bezog man damals für schweres Geld schlechte Abdrücke aus einer Schwefelmasse. Auch so waren sie besser, als die Kupferstiche. Lippert erfand eine eigne weiße Masse (nach der allgemeinen Behauptung eine sächsische Kalkerde mit Hausenblase gemischt), der er durch ein beigemischtes Fossil zur fast unzerstörbaren Dauer vorzüglichen Glanz zu geben wußte. Die Abdrücke in dieser Masse, zu denen er alle ihm nur erreichbaren Gemmen aufbot, vereinigte er in seiner Dactyliothek, die in dem Augenblicke erscheinend, wo Winckelmann's Schriften Bewunderung und Theilnahme erregten, außerdem durch Christ's lateinische Register dazu dem gelehrten Publikum empfohlen, im In- und Auslande Beifall und Abnehmer fanden. Der Beifall würde noch allgemeiner gewesen seyn, wäre Lippert wohlfeiler gewesen, hätte er kritischer gewählt und immer Abdrücke nach ersten Abdrücken gegeben. Manches Unechte lief mit unter. Raspe wies 300 als verdächtig nach,

unter den 3149 Abdrücken, die in 57 Tabletten und in 3 Bände vertheilt die Daktyliothek ausmachen. (Die ersten beiden Tausende, mit dem lat. Katalog von Christ, erschienen Leipzig 1755 und 1756. Das dritte Supplementtausend, mit dem Register von Heyne, Lpz. 1762. Die deutsche Übersetzung des Registers vom gubenschen Rector Thierbach besorgt, Lpz. 1767 in 2 Quartbänden und das Supplement 1768). Das Verdienst, das sich Lippert durch dies Unternehmen erwarb, bleibt unbestritten, obgleich seine Masse in der Folge vom ehemaligen Aufwärter beim k. Antikenkabinet zu Dresden, Rabenstein, auf's neue erfunden und noch verbessert, die Anzahl der bekannt gemachten Steine durch Tassie bedeutend vermehrt ward. Vielleicht würde Lippert in spätern Jahren, wo er durch fortgesetztes sehr eifriges Studium vieles anders anzusehen gelernt hatte, manches besser gegeben haben, aber der Verlust der Auslage scheint abgeschreckt zu haben. Bei seinem eifrig betriebenen Geschäfte wuchs der fleißige scharfsinnige Mann an Einsicht. Mit Recht konnte Hagedorn ihn 1764 zum Prof. der Antiken bei der Akademie der Künste vorschlagen. Doch scheint diese Stelle mehr ein Titel gewesen zu sein. Fortwährend gewann sein Unternehmen an Ausdehnung. Mit 6500 Rthlr. Schulden hatte er angefangen und trotz allen Verlusten, die ihm Gutmüthigkeit, Übereilung und fremde Unredlichkeit zuzog, hinterließ er seiner einzigen, ihn überlebenden Tochter, außer dem Geheimniß der Mischung, das mit ihr 1807 und zum zweiten Male mit Rabenstein abgestorben ist, bei seinem am 28. März 1785 erfolgten Tode doch ein anständiges Vermögen, dabei ein eigenes Haus, wodurch der lebensheitere Greis einen Wunsch seiner Jugend erfüllt sah. Dankbar bezeichnet es (in der Königsstraße in Neustadt-Dresden) als Ort der Ruhe, die er dem besten Fürsten verdanke, eine daran befindliche Inschrift. Als Beleg zu der von ihm übersetzten Erklärung von Schaumünzen, deren Gepräge eine Reihe Begebenheiten aus der römischen Geschichte darstellen, Lpz. 1763. 8. (aus dem Franz. des J. Dassier) gab er Abdrücke in seiner Masse, die das Studium der Numismatik gefördert haben. Weniger werthvoll waren die Abdrücke der zu ihrer Zeit überschätzten, eigentlich ganz unbedeutenden hedlinger'schen Münzreihen, deren Ansehen sich durch Lippert zum Theil zu lange erhalten hat. Auch in Obsidianglas seiner Erfindung machte Lippert Abdrücke; eine Sammlung der besten Stücke seiner Daktyliothek in dieser Glasmasse befindet sich mit einem großen Theile seines artistischen Nachlasses noch in Privathänden zu Dresden. Im Leben war der unermüdet bestrebsame Lippert, der durch Taubheit vom Umgange abgezogen selbst bei Tische studierte, zuthätig heiter und jedes rühmliche Bestreben nach Kräften fördernd.

Lips (Joh. Heinr.), Maler, Zeichner und Kupferstecher zu Zürich, war 1758 zu Klothen, in der Nähe dieser Stadt geboren und ward Anfangs zum Dorfbarbier, was sein Vater war, und darauf zum Landmann bestimmt. Da er jedoch einen offenen Kopf verrieth, gab der dasige Pfarrer ihm einigen Unterricht in der lateinischen Sprache, Geschichte und Mythologie. Während dessen entwickelte sich seine Neigung zum Zeichnen und man wollte ihn zu dem berühmten Kupferstecher Schellenberg thun. Dieser aber foderte 200 Gulden Lehrgeld; eine Summe, welche seine Ältern nicht aufzubringen glaubten. Nun sollte Lips Barbier werden, als Lavater, der von des Knaben Anlagen Beweise erhalten hatte und aus denselben vor-

Digitized by Google

hersagte, daß dieser einst einer der größten Kupferstecher werden würde, sich für seinen Unterricht verwendete. Schon im ersten Jahre lieferte Lips gute Arbeiten. Seine Versuche im Ölmalen fielen nicht minder glücklich aus. Lavater bediente sich des jungen Künstlers bei der Herausgabe seiner physiognomischen Fragmente. Als diese Arbeit beendigt war, ging Lips nach Rom, um sich daselbst noch weiter auszubilden. Nach seiner Zurückkunft ward er als Professor der Zeichenakademie nach Weimar berufen, gab diese Stelle jedoch nach kurzer Zeit wieder auf und kehrte in sein Vaterland zurück. Seine zahlreichen Werke der Kupferstecherkunst sind in ganz Europa verbreitet. Er starb 1818.

Lipsius (Justus), ein höchst ausgezeichneter Philolog und Kritiker, war 1547 zu Isch bei Brüssel geboren. Nachdem er den ersten Unterricht von den Jesuiten zu Köln erhalten hatte, bezog er, mit klassischen Vorkenntnissen wohl ausgerüstet, die Universität Löwen, wo er die Rechte, daneben aber mit großer Vorliebe die Alten studierte. Die erste Frucht der letztern Studien waren seine Variarum lectionum libri tres, die er seinem Beschützer, dem Kardinal Granvella, zueignete, der ihn zu Rom, wo er 1567 ankam, in sein Haus aufnahm. Hier verlebte er zwei Jahr als lateinischer Sekretär des Kardinals, verglich Manuscripte in der Vaticana und andern Bibliotheken, betrachtete die Alterthümer Roms und genoß des Umgangs mit den ausgezeichnetsten Gelehrten daselbst. Darauf kehrte er nach Löwen zurück, begab sich aber bald von dort nach Wien, wo Busbecq und andere Gelehrte ihn wohl aufnahmen, ihn jedoch vergebens festzuhalten suchten. Er machte sich auf den Rückweg nach seinem Vaterlande. Da indeß dort der Krieg wüthete und er sebst Nachricht von der Verwüstung seines Erbes erhielt, nahm er 1572 eine Professur der Geschichte auf der (obgleich lutherischen) Universität Jena an. 1574 ging er nach Köln, wo er seine Antiquae lectiones schrieb und seine Anmerkungen zum Tacitus begann; 1576 ward er Doctor der Rechte zu Löwen und hielt dort Vorlesungen über die Gesetze der Decemvirn. Die Kriegsunruhen aber bewogen ihn, den Lehrstuhl der Geschichte zu Leyden anzunehmen. Er trat zu gleicher Zeit zur reformirten Kirche über. In den dreizehn Jahren, die er hier verlebte, schrieb er seine vorzüglichsten Werke; sie betreffen kritische, historische und philosophische Gegenstände und sind alle durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Am meisten fand sein Commentar zum Tacitus Beifall. Dagegen verwickelten ihn seine Abhandlung de una Religione und seine Politicorum libri V. in so heftige Streitigkeiten, daß er endlich nach Flandern ging. Er trat zur römischen Kirche zurück und begab sich wieder nach Löwen, wo er mit großem Beifall Vorlesungen hielt, Mehreres schrieb und 1606 starb. Seine Werke sind in 6 Foliobänden gesammelt erschienen. Von römischen Schriftstellern hat er den Plautus, Tacitus, Valerius Maximus, Vellejus Paterculus und Seneca, den Philosophen und Tragiker, commentirt.

Liqueur, ein im Deutschen aufgenommenes, und aus dem lateinischen liquor gebildetes, französisches Wort, welches ursprünglich nichts weiter, als im Allgemeinen eine Flüssigkeit bedeutet. Wir bezeichnen jedoch damit ausschließlich alle Arten feiner gebrannter Wässer, besonders die süßen.

Liquor (anodynus), schmerzstillender Liquor oder Spiritus, auch von seinem Erfinder, dem berühmten Arzte, Hoffmann (s. d.

Art.), hoffmann'scher Liquor und hofmann'sche Tropfen genannt, ein allgemein bekanntes, sehrwohlthätiges Arzneimittel, welches man in den Apotheken aus einem Theil gereinigten Vitriolöl und vier Theilen höchst geläuterten Weingeist, die zusammen destillirt werden, zubereitet.

Liscov (Christian Ludwig), ein deutscher Satyriker, dessen Geburtsjahr und frühere Geschichte nur mangelhaft bekannt sind. Er wurde wahrscheinlich im Anfange des 18. Jahrh. geboren. 1730 lebte er einige Zeit als Kandidat der Rechte zu Lübeck, wo er mit dem dasigen Vielschreiber, Magister Sivers, Streit bekam und durch denselben zu den ersten Versuchen der persönlichen Satyre gereizt wurde. Von Lübeck ging er 1738 als Privatsekretär zu dem Geheimenrathe von Blome im Holsteinischen. Von dieser Zeit an bis zu seiner Ankunft in Dresden, wo er an dem Kammerrathe von Heinecken einen großen Beschützer fand, fehlen abermals alle Nachrichten von ihm. Seine satyrische Laune, die ihn schon aus Lübeck vertrieben, schadete ihm auch in Dresden, welches er auf Verlangen des englischen Ministers, den er durch einige Spottreden gegen sich aufgereizt hatte, gleichfalls verlassen mußte. Weitere Nachrichten über sein Leben fehlen. Wir wissen nur, daß er 1760 zu Eilenburg in Sachsen, wie man sagt, im Gefängnisse starb. Unstreitig gehört Liscov zu den geistreichsten Schriftstellern seines Zeitalters. Er hat die prosaische Satyre der Deutschen begründet. Seine Vorgänger übertrifft er durch bewegliche, vorzüglich in Sprachfertigkeit sich zeigende Leichtigkeit. Doch fehlte ihm die Tiefe des Geistes, welche, sich selbst genügend, das Leben vorurtheilsfrei übersieht und sich den gemüthlichen Spott ohne Fesseln hingibt. Seine Schreibart ist voll Kraft und männlicher Stärke, dabei höchst rein, sein Witz derb, aber treffend. Seine Schriften sind von ihm selbst gesammelt und führen den Titel: Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften, Frankfurt und Leipzig (Hamburg) 1739. Gr. 8. Da sich diese Ausgabe vergriffen hatte, veranstaltete Müchler eine andere in 3 Octavbänden (Berlin 1806). Die Personen, gegen welche Liscov's Satyren gerichtet waren, sind, außer obengenannten Magister Sivers, der damals in Halle lebende Professor Philippi u. A. Unter allen liscov'schen Schriften ist vielleicht seine Satyre: Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Scribenten gründlich erwiesen, die keinen eigentlich persönlichen Bezug hat, die beste, und diejenige, welche am meisten dazu beigetragen hat, seinen Namen in ehrenvollen Andenken zu erhalten.

Lissabon, Lisboa, die Hauptstadt von Portugal und die Residenzstadt des Königs, liegt in der Provinz Estremadura, am rechten Ufer des hier 1½ Meilen breiten Tejo, unweit seiner Mündung, auf drei Hügeln in einer romantischen Gegend und gewährt von der Seeseite einen sehr angenehmen Anblick. Sie ist mit den Vorstädten Junqueira und Alkantara über eine Meile lang und ¾ breit, und besteht aus den drei Haupttheilen: Alfama, Bairro alto und o Mejo. Man findet hier 40 Pfarrkirchen, 50 Klöster, überhaupt 300 Kirchen und Kapellen, 44 000 Häuser und 300,000 Einwohner, worunter viele Ausländer, besonders Neger, Mulatten, Kreolen und 30,000 Gallegos oder Galizier, die aus der spanischen Provinz Galizien hieher kommen, vorzüglich Last- und Wasserträger sind und überhaupt alle groben Arbeiten verrichten. Die Stadt ist ganz offen, ohne Mauern und Thore, und hat bloß auf dem höchsten Hügel ein jetzt verfallenes Castell; dagegen wird der schöne, breite und sichere Ha-

fen durch vier und an dem Flusse liegende starke Forts beschützt. Viele Straßen der Stadt sind wegen der bergigen Lage sehr uneben; der schönsten laufen längs des Tejo. Eigentliche Prachtgebäude findet man unter den Privatgebäuden nicht, sondern die Wohnungen der Großen zeichnen sich nur durch ihren weiten Umfang aus. Der westliche Theil der Stadt, o Mejo, ist seit dem schrecklichen Erdbeben (1. Nov. 1755), wodurch die Hälfte von Lissabon zerstört wurde und an 30,000 Menschen umkamen, schön wieder aufgebaut, und hat gerade und regelmäßige Straßen, schöne Häuser und prächtige Plätze; dagegen der östliche Theil, der von dem Erdbeben verschont blieb, sein finsteres Ansehn behalten hat, wo man krumme und winklige Gassen und 5 bis 6 Stockwerk hohe, altmodische Häuser findet. Sonst war Lissabon wegen der Unsicherheit und Unreinlichkeit seiner Straßen berüchtigt, aber in neuern Zeiten ist für die öffentliche Sicherheit gesorgt, und eine sehr schöne Straßenbeleuchtung eingeführt worden. Man hat ferner, durch sorgfältige Reinigung der Straßen, Wegschaffung des seit dem Erdbeben liegen gebliebenen Schuttes und durch das Verbot des Auswerfens alles Unraths und todter Hunde und Katzen auf die Straßen es dahin gebracht, daß Lissabon jetzt zu den reinlichsten Städten gehört. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich besonders aus: der Commerzplatz und der Rocio oder Roscioplatz, welche beide durch gleichlaufende, schöne, breite und gerade Straßen verbunden sind. Der erstere Platz, auf welchem sonst der eingestürzte königliche Palast stand, liegt am Ufer des Tejo, am Landungsplatze des Hafens, ist viereckig, 615 Schritte lang und 550 breit, und auf drei Seiten (die vierte gegen den Fluß hin ist offen) mit ansehnlichen Gebäuden umgeben. In der Mitte steht die bronzene Bildsäule des Königs Joseph I. Der Rocio oder Roscioplatz, wo sonst die Autos da Fé gehalten wurden, ist ein regelmäßiges längliches, 1800 Fuß langes und 1400 Fuß breites Viereck, dessen eine Seite der in neuen Style erbaute Inquisitionsplatz einnimt. Auf diesem Platze treffen zehn Straßen zusammen. Unter den vielen Kirchen ist die sogenannte neue Kirche die schönste und das prächtigste von allen Gebäuden, die seit dem Erdbeben aufgeführt worden sind. Die Patriarchalkirche, auf einer Anhöhe, von welcher man eine herrliche Aussicht hat, ist im Innern äußerst prachtvoll und enthält einen reichen Schatz und viele Kostbarkeiten. Der Patriarch, das Oberhaupt der ganzen portugiesischen Geistlichkeit, hat jährlich 86,000 Thaler Einkünfte. Man schätzt die jährlichen Einkünfte dieser Kirche auf 700,000 Thlr. Zu den Merkwürdigkeiten Lissabons gehört auch die, 1⅓ Meilen lange Wasserleitung, welche an einer Stelle so hoch ist, daß ein Linienschiff mit vollen Segeln durchpassiren kann; sie führt das Wasser auf 35 kühnen Bogen über das Thal von Alcantara. Dies Werk widerstand der Gewalt des Erdbebens, obgleich die Schlußsteine sich einige Zoll in die Tiefe senkten. Von den Wohlthätigkeitsanstalten sind vorzüglich anzuführen das große St. Josephs-Hospital, wo jährlich an 16,000 Kranke, und das Findlingshaus, worin jährlich 1600 Kinder aufgenommen werden. — An literarischen Anstalten fehlt es nicht, als: die königliche Akademie der Wissenschaften, eine Erziehungsanstalt für den Adel, eine Seecadettenakademie, mehrere Seminarien, ein botanischer Garten, drei Sternwarten, ein königliches Naturalienkabinet und mehrere öffentliche Bibliotheken, worunter sich die 80,000 Bände starke königliche Bibliothek auszeich-

Digitized by Google

net. Lissabon ist der Sitz der höchsten Reichscollegien und des Patriarchen von Portugal mit einer zahlreichen Geistlichkeit. Die Einwohner unterhalten wenige Fabriken, ja es sind nicht einmal hinreichende Handwerker für das Bedürfniß der Stadt vorhanden. Weit wichtiger ist der Handel und die Schifffahrt. Lissabon ist der Mittelpunkt des gesammten portugiesischen Handels, der sich beinahe nach allen europäischen Ländern, besonders den außereuropäischen Besitzungen der Portugiesen erstreckt. Daher zählt man hier 240 portugiesische und 130 ausländische Handelshäuser, vorzüglich englische. Jährlich laufen in den hiesigen Hafen 1700 bis 1800 Schiffe ein. Die reizenden Umgebungen der Stadt werden durch die große Menge von Landhäusern (6000 bis 7000) Quintas, verschönert.

Litanei, Litanen, (griech.) bedeutet ein Gebet, eine Gebetsformel. Die Protestanten nennen nur das feierliche Gebet, das an Bußtagen, sonst auch in Zeiten allgemeiner Noth, abwechselnd gesprochen und gesungen zu werden pflegt und mit dem Kyrie Eleison anfängt und endigt, Litanei; bei den Herrnhutern hat aber die Sonntags Vormittags der Predigt vorangehende Betstunde diesen Namen. Dann ein langes Klagelied, klägliche Erzählung. E.

Lit de Justice war ehemals in Frankreich eine feierliche Handlung, wo der König, in Begleitung der Prinzen vom Geblüte, der Pärs und der vornehmsten Kron-, Staats- und Hofbeamten sich in das Parlament begab, und daselbst auf dem Throne sitzend (welcher in der alten französischen Sprache lit genannt wurde, weil er wirklich aus einem Unterkissen, einem Kissen im Rücken und zwei unter den Ellbogen bestand), in seiner Gegenwart diejenigen Befehle und Verordnungen, die das Parlament nicht hatte genehmigen wollen, einzeichnen (einregistriren) ließ. Das Parlament hatte nämlich das Recht, zum Besten des Volks Vorstellungen gegen königliche Befehle und Edicte zu machen. Wollte der König darauf keine Rücksicht nehmen, so erließ er zuerst Befehlsschreiben (lettres de jussion) an das Parlament, und wenn diese nicht befolgt wurden, hielt er das lit de justice. Das Parlament mußte dann zwar gehorchen, protestirte aber nachher gewöhnlich gegen diese Handlung. Ludwig XV. hielt 1763 ein solches lit de justice, um gewisse Auflagen einzuführen, mußte aber bei der großen Widersetzlichkeit der sämmtlichen Parlamente endlich dennoch nachgeben.

Literargeschichte ist die Darstellung der allmäligen Entwickelung und Gestaltung der gesammten literarischen Cultur. Durch die Geschichte der Menschheit und durch die allgemeine Culturgeschichte eingeleitet und vorbereitet, verzweigt sie sich in ihrem weitern Fortgange so häufig mit der Geschichte des bürgerlich-geselligen Lebens und der religiösen Überzeugung, daß sie ohne beide letztere nur einseitig aufgefaßt und dürftig dargestellt werden kann. Sie ist als eines der höchsten Resultate des, seiner eignen Thätigkeit sich selbst historisch bewußt werdenden, menschlichen Geistes erst spätern Ursprungs und als ein Ganzes zuerst von Christoph Mylius und dem großen Bacon im 16. und 17. Jahrh. geahnet worden. Erst um die Mitte des vorigen Jahrh. aber begannen die wirklichen Versuche einer Gesammtdarstellung derselben, unter welchen die Werke von Eichhorn und Wachler vorzüglich ausgezeichnet zu werden verdienen. Die Hauptepochen der Literargeschichte werden, wie bei der allgemeinen, durch die alte, mittlere und neuere Zeit bestimmt, nur daß die Grenzpunkte jeder dieser Zeiten andere sind. Die literarische Cultur der

alten Welt kann man mit dem 6. Jahrh. nach C. G. oder mit der Flucht der Wissenschaften in die stillen Klöster als beendigt betrachten, und nach der in sich gekehrten und rein auf sich selbst beruhenden literarischen Thätigkeit des Mittelalters bezeichnet das Wiederhinzutreten altklassischer Bildung zu dem, auf eignem Boden und durch eigne Kraft Gewonnenem die Epoche der neuern Zeit, welche am besten durch Petrarca an (d. i. von der Mitte des 14. Jahrh.) datirt wird. Die einzelnen Bestandtheile der Literargeschichte sind die Geschichte der Bearbeitung einzelner Wissenschaften (z. B. der Poesie, der Philosophie), die Geschichte der Gelehrten (Biographie, wohin Jöcher's allgemeines Gelehrtenlexikon und die Biographie universelle gehören), die Geschichte des Bücherwesens (Bibliographie, s. d. Art.) und der darauf sich beziehenden Gegenstände, z. B. der Schreibkunst und Buchdruckerkunst, endlich die Geschichte der gelehrten Anstalten und Beförderungsmittel der literarischen Thätigkeit, z. B. Schulen, Universitäten, gelehrte Vereine, Bibliotheken. Auch gibt es Bearbeitungen der gesammten Literargeschichte einzelner Zeiten (z. B. Berington's literary history of the middle-age) und Völker (histoire littéraire de France), in denen sich vorzüglich das Ausland auszeichnet, und dadurch um die Literargeschichte vielleicht verdienter gemacht hat, als die Deutschen durch ihre allgemeineren Werke, in denen häufig die Individualität der verschiedenen Zeiten und Völker weniger scharf und kräftig ausgeprägt ist, als es zur Lebendigkeit des Gemäldes und zur Tiefe und Wahrheit der Darstellung erfodert wird. Einen umständlichern Art. über Literargeschichte findet man in der neuen Folge dieses Werks; Bd. XI. und XII.

Literatur. Unter Literatur versteht man den gesamm en Umfang menschlicher Geisteserzeugnisse, die durch Schrift (oder Sprache) mitgetheilt oder fortgepflanzt werden. Insofern diese Kenntnisse enthalten, die nach den Gegenständen gesondert und systematisch geordnet sind, heißen sie Wissenschaften in weiterer Bedeutung, und insofern sie aus Lehrvorträgen oder Schriften, Büchern, sich erwerben lassen, Gelehrsamkeit. Man gebraucht deshalb den Ausdruck Literatur öfters auch gleichbedeutend mit Wissenschaften (z. B. Geschichte der Literatur), bald mit Gelehrsamkeit, z. B. Literaturzeitung, und insofern Gelehrsamkeit hauptsächlich aus Büchern geschöpft wird, mit Bücherwesen. Ein Literatus ist demnach gleichbedeutend mit Gelehrter: literarische Arbeiten, gelehrte, besonders schriftstellerische Beschäftigungen; ein Literator hingegen wird genannt, wer mit Kenntniß des Bücherwesens sich beschäftigt, oder eine bedeutende Summe solcher Kenntniß sich erworben hat, ein Bücherkundiger. Literargeschichte ist Büchergeschichte. Ob die Geschichte der Literatur bloße Literargeschichte oder eigentliche Geschichte der Wissenschaften sein solle, darüber sind die Historiker der Literatur diese Stunde nicht recht einig. So viel ist indeß gewiß, daß die Geschichte der Wissenschaften weit andere Absichten zu erreichen hat, als die bloße Literargeschichte, die jedoch mit Bibliographie, Bücherkunde, nicht verwechselt werden darf. Die Geschichte der Wissenschaften soll nicht bloß für das Gedächtniß und die Neugierde einen Vorrath literarischer Merkwürdigkeiten liefern, sondern soll dem Geiste ein Licht anzünden, das ihm bei jeder wissenschaftlichen Bemühung vorleuchte; sie soll für jedes Gebiet in dem weiten Reiche der Literatur eine Art allgemeiner Reisebeschreibung abgeben, in welcher alle Entdeckungsversuche, alle Verirrungen und Ausschweifungen der Erkenntniß aufgezeichnet sind;

Digitized by Google

kurz, sie soll zur Kenntniß der verborgensten Gänge des menschlichen Geistes auf dem Wege zur Wahrheit, wie zum Irrthum, der verschiedenen Anstöße, durch welche sich die Wahrheit durchkämpfen, der verschiedenen Wege, Gestalten, Schicksale, die sie durchwandern muß, um eine allgemeine Erleuchtung unter den Menschen verbreiten zu können, die Einsicht verschaffen. Diesem zu Folge muß eine Geschichte der Literatur die Darstellung des Allgemeingültigen und Höchsten sein, was die in den Wissenschaften schaffenden und ergreifenden Geister in der Zeit hervorgebracht haben, und sie muß zeigen, wie man durch die wiederholte Offenbarung der freithätigen Vernunft eine Lösung der Aufgabe aller Wissenschaft, einer allgemeinen Theorie des Wahren, Guten und Rechten Genüge leistete, und dem Ideal in der Ausführung sich näherte. (S. Ortloff über die Geschichte der Wissenschaften und Künste, Kob. 1807. Über die Geschichtschreiber der Literatur, s. d. Art. Geschichte.) Hierzu sind Kenntniß der Bücher und Gelehrten bloße Hülfsmittel. Man kann nun aber unterscheiden eine allgemeine Literatur aller Völker und Zeiten (so auch deren Geschichte) und die besondere einzelner Völker und Zeitabschnitte, alte, mittlere, neue und neueste griechische, römische, italienische, deutsche Literatur u. s. w. In den letztern Fällen versteht man häufig bloß darunter, was jede Nation durch Schriften in ihrer Muttersprache zu jenem Zwecke geleistet hat. Wie die Wissenschaft der Kunst, so stellt man der Literaturgeschichte die Kunstgeschichte entgegen; nur zieht man gewöhnlich den Theil der Kunst, dessen Werke durch Schrift mitgetheilt werden, wir meinen die Poesie, mit zur Literaturgeschichte und spricht von einer schönen Literatur im Gegensatz der sogenanten strengen Wissenschaften. Außer der Poesie rechnete man ehedem auch die Theorie der schönen Künste überhaupt dahin unter dem Titel der schönen Wissenschaften (belles lettres), und die Facultäts- und Brotwissenschaften haben diesen gar oft unter dem Namen der Belletristik, so wie ihren Anhängern, den Belletristen, einen bösen Leumund gemacht. Die Wahrheit ist, daß die Poesie zur Kunst, ihre Theorie aber zu den Wissenschaften gehört, und daß schöne Wissenschaften ein Unding sind. Soll jedoch die Poesie als schöne Literatur gelten, so ist dieselbe doch weder ganz, noch allein, sondern es gehört dann zur schönen Literatur einer Nation der ganze Kreis der Humanitätsstudien, alle Werke der Poetik, Philosophie, Geschichte, Beredtsamkeit, insoweit nämlich, als dieselben Ansprüche auf schöne Darstellung haben und in der Muttersprache geschrieben sind. So dürften z. B. zwar wol Werke über Ästhetik, wie die von Delbrück, Göthe, Schiller, Engel's Mimik, Schlegel's Vorlesungen u. a. hieher gehören, wol aber nicht viele ästhetische Lehrbücher. Daß diese Begriffsbestimmung nicht willkürlich sei, kann man schon daraus schließen, daß alle Nationen die Schriftsteller, welche sie als klassische auszeichneten, aus diesem Kreise wählten, Und gewiß nicht mit Unrecht, wenn anders literarische Bildung nicht ein Wort ohne Sinn und Bedeutung sein soll; denn sie erweckt vorzüglich Humanität, d. i. echte, schöne Menschlichkeit, Sittlichkeit der Gesinnung, Reinheit und Zartheit des Gefühls. (Daß man klassische Literatur noch in einem andern Sinne nimmt, darüber s. Classisch).

Literaturzeitungen und literarisch-kritische Zeitschriften. Beinahe schon seit einem Jahrhunderte war für die schnellere Verbreitung der Begebenheiten der politischen Welt durch die Erfindung periodischer Schriften gesorgt worden, als man erst

daran dachte, auch die mannichfaltigen literarischen Erscheinungen durch ähnliche Anstalten länger fest zu halten und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Indessen waren, obgleich ähnlich in ihrem allgemeinen Zweck, beide Anstalten in Hinsicht ihrer weitern Ausführung von einander unterschieden. Wenn die politischen Tagebücher jener Zeit nichts weiter waren und sein sollten, als einfache Berichte der einzelnen Begebenheiten, als solcher, ohne auf ihren innern Zusammenhang oder ihre muthmaßlichen Folgen Rücksicht zu nehmen: so mittelten im Gegentheil die literarischen, schon von ihrem ersten Ursprunge an, das Verhältniß der verschiedenen wissenschaftlichen Erscheinungen, wo nicht zu dem höchsten Ideal, doch meist zu dem eben bestehenden Grade und Charakter der literarischen Cultur aus, und bestimmte darnach ihren größern oder mindern Werth. So mußten sie, wie oft auch beschränkte Nationalvorurtheile oder noch niedrigere persönliche Rücksichten und Leidenschaften unter ihrem Schilde zügelloses Spiel trieben, einer der kräftigsten Hebel der literarischen Cultur der gesammten gebildeten Welt werden; sie wurden das Bindemittel zwischen den verschiedensten Nationen, welche sich bisher, in sich abgeschlossen, bloß in ihrer Individualität ausgebildet hatten; sie erzeugten durch den gegenseitigen Umtausch der Ideen Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der gelehrten Bildung; sie erweckten Wettstreit unter den Nationen, und regten durch die Öffentlichkeit dieser Verhandlungen, die auf der literarischen Bühne auftretenden Männer zu immer größerm Streben nach Vollkommenheit kräftig an; sie brachte Licht und Übersicht, Ordnung und Bewußtsein in die bisher meist nur durch Zufälligkeiten bestimmten und fast bewußtlosen literarischen Bemühungen. Das neugkeitsliebende Frankreich, mit Gazettes und Mercures schon überhäuft, war auch Erfinder der literarischen Tagebücher. Der Parlamentsrath, Denis de Sallo, gab in Gesellschaft mehrerer anderer Gelehrten vom 5. Jan. 1665 an das Journal des savans heraus, welches, die ganze unermeßliche Schaar seiner Nebenbuhler überlebend, im J. 1790 geschlossen, aber auf Befehl Ludwigs XVIII im October 1816 wieder begonnen wurde. Die Menge der Redactoren und Mitarbeiter, welche es während seiner langen Dauer hatte, macht es unmöglich, eine allgemeine Charakteristik desselben zu liefern. Indessen zeichnete es sich jederzeit durch die Ausführlichkeit der aus den Büchern gelieferten Auszüge und durch gesundes und billiges Urtheil aus. In manchen Perioden war es etwas einseitig; so wurden z. B. unter Andry's Redaction meist nur medicinische Werke angezeigt. Die jetzigen Mitarbeiter, unter denen sich die ersten Gelehrten Frankreichs, ein Silv. de Sacy, Langlès, Raynouard, Raoul-Rochette u. A. befinden, haben die schwere Aufgabe meisterhaft gelöst, in einem unter unmittelbarem Einflusse einer sehr aufmerksamen Regierung stehenden Journale bei der zartesten und vorsichtigsten Beachtung der Rücksichten, welche diese Stellung zur Pflicht macht, sich dennoch würdevolle Haltung und Selbstständigkeit, anständige Freiheit im Urtheile, und literarische Unbefangenheit zu sichern; Eigenschaften, welche dieses Journal bei seiner anderweiten Gediegenheit und Gründlichkeit und bei seiner Klarheit und Sorgfalt für die Darstellung zu einem der besten jetzt erscheinenden erheben. Von den seit dieser Zeit erschienenen literarischen Journalen kann hier nur folgende kurze, nach den Ländern geordnete Übersicht der merkwürdigsten von ihnen Raum finden. Frankreich: Mercure de France, zuerst bis 1717 unter dem Titel: Mercure galant, 1672 begonnen und mit einigen Unterbrechun-

gen noch bis jetzt fortgesetzt, war ursprünglich für die Unterhaltung des Hofs und gebildete Weltleute bestimmt und sehr mannichfaltigen Inhalts. Die Redaction, welche die Regierung als Gnadenbezeugung verlieh, war bisweilen in sehr guten Händen, z. B. Marmontel's Mémoires de Trévoux (1701—80), von Jesuiten zu Paris mit Feuer, Leichtigkeit und Tiefe geschrieben, aber in den frühern Jahren höchst partheiisch und heftig gegen alle Andersdenkende, auch merkwürdig wegen ihres Antagonismus gegen alle übrige in- und ausländische Journale damaliger Zeit. Außer den Recensionen, enthielten sie auch kleine Abhandlungen. L'année littéraire (1754—76) durch Freron's Redaction berühmt und berüchtigt. Das Journal étranger (1754—62) und encyclopédique (1756—91) enthalten nicht bloß Recensionen, sondern auch Abhandlungen und Nachrichten aller Art. Die zum Theil von Ginguéné redigirte Décade (später révue) philosophique, littéraire et politique (1794—1807) zeichnete sich durch die besondere Consequenz und Festigkeit aus, mit welcher es unter allen Abwechselungen einer sehr bewegten Zeit seinen vorzüglichen Charakter behauptete. Millin's Magazin (später Annales) encyclopédique (1795—1818) enthielt, neben schätzbaren Abhandlungen, auch Recensionen und einen so reichen Apparat der mannichfaltigsten Originalnachrichten aus allen Ländern, daß es schon in dieser Hinsicht seinem Titel vollkommen entsprach. An die Stelle desselben ist nach einem etwas erweiterten Plane die von Julien u. A. redigirte Révue encyclopédique getreten, welche neben dem Journal des savans als das vorzüglichste der jetzigen französischen Journale zu betrachten ist. Nicht viel mehr als Buchhändlerverzeichnisse und ohne kritischen Werth sind von der Handlung Treuttel und Würtz herausgegebenen beiden Journale de la litterature de France (1796 ff.) und de la littérature étrangère (1801 ff.), welche bloße Inhaltsanzeigen enthalten. — Von den italienischen Zeitschriften, welche sich in der Regel durch die Ausführlichkeit und oft gar zu große Länge ihrer Auszüge charakterisiren und sich meist nur auf die inländische Literatur beschränken, nennen wir aus Venedig das Giornale de' letterati d'Italia (1710—33, anfangs von dem berühmten Apostolo Zeno redigirt und reich an literarhistorischen Mittheilungen), aus Mailand die von Acerbi herausgegebne und durch Schärfe des Urtheils und Freimüthigkeit, so wie durch einen gewissen Anti-Toscanismus sich auszeichnende Biblioteca italiana (seit 1816), aus Florenz die Novelle letterarie (1740 ff., früher von dem gelehrten Lami redigirt) und die Antologia di Firenze, welche letztere auch Abhandlungen enthält, aus Rom die Effemeridi letterarie und das Giornale arcadico (seit 1819), aus Neapel das meist aus andern Journalen compilirte und weniges Eigne enthaltende Giornale encyclopedico (seit 1806). Auch das in Pisa seit 1771 erschienene und früher von dem berühmten Biographen Fabroni herausgegebene Giornale de' letterati gehörte zu den besten italienischen Zeitschriften, so wie es auch Erwähnung verdient, daß in neuester Zeit in Padua eine besondere Bibliotheca tedesca erscheint. — Die britische Journalliteratur mehrt sich täglich. Für ältere und neuere, wissenschaftliche und schöne Literatur ist durch eine Menge von Zeitschriften gesorgt, welche, wenn gleich nach den verschiedensten Grundsätzen und Ansichten redigirt, doch in der Regel darin zusammenstimmen, daß sie sich fern vom Ton der Schule und des Systems halten und dafür mehr zu Beziehungen auf die Verhältnisse des Staates und des Lebens geneigt sind. Es ist hier selbst

bei rein wissenschaftlichen Producten gar nicht gleichgültig, ob der Kritiker ein Whig oder Torry ist, ob er der established church oder einem andern kirchlichen Vereine angehört. Das Edinburgh und das Quarterly review, jetzt in Großbritannien die zwei geachtetsten recensirenden Journale, bestätigen diese Bemerkung. Und doch — das ist der reine, gesunde Verstand der Nation! — trübt diese reinbürgerliche Befangenheit nicht den klaren und ruhigen Blick in solchem Grade, daß man mit geschraubten Sophismen, intoleranter Verletzungssucht und andern unredlichen Waffen unrühmliche Siege über die Gegenpartei zu erschleichen sich bemühen sollte. Der Kampf wird offen und kräftig geführt; die Fehde gilt der Individualität, nicht der Persönlichkeit. Beide Journale liefern häufig Beurtheilungen von solcher Gediegenheit, daß sie den Gegenstand oft mehr erschöpfen und tiefer in denselben indringen, als das beurtheilte Buch selbst. Weniger ausführliche Beurtheilungen enthalten das Critical, British, und Monthly review (von welchen das letztere jetzt in der Meinung des Publikums etwas gefallen zu sein scheint) British critic u. a. Von den nur zum Theil recensirendem Journalen sind das London und das Edinburgh magazine (ersteres bei Baldwin, letzteres bei Blackwood) die vorzüglichsten. — In Spanien hat erst die Revolution von 1820 die Entstehung einer Menge neuen Zeitschriften veranlaßt, welche, wenn auch größtentheils der Politik zugewendet, sich doch in Art der französischen Journale auch viel mit literarischen Gegenständen beschäftigtigen. Früher beschränkte sich dieses Fach der Literatur in Spanien fast bloß auf das Diario de los literatos de España (1737 -43, 4 Bde.) und auf das Memorial literario de Madrid (1784 — 1807), welche wenig mehr als Inhaltsanzeigen erhielten. — In den nordischen Reichen war bisher der Mangel an literarischem Umtriebe diesen Instituten eben so wenig günstig, und die Kiöbenhavnske Adresse-Comtoirs Efterretninger (1759 ff. unter verschiednen Titeln fortgesetzt) und Gjörwall's schwedische Journale mußten sich meist mit der inländischen Literatur begnügen. Doch ist in neuerer Zeit auch hier größere Thätigkeit erreicht. — Dagegen bezeugten Holland und Deutschland in bewundernswürdigem Grade, welchen günstigen Einfluß Freiheit der Meinungen und ausgebreiteter literarischer Verkehr, verbunden mit Fleiß und Gründlichkeit, auf diese gelehrte Tageblätter habe. Unter allen denen, welche in Holland erschienen sind, behauptete in Rücksicht der vollständigen und geordneten Auszüge, der scharfsinnigen Kritik, der eigenen eingestreuten gelehrten Bemerkungen, und des anziehenden Styls, die der Ausländer Bayle (Nouvelles de la république des lettres 1684 ff. von 1687 an von Andern fortgesetzt), Besnage (histoire des ouvrages des savans 1687 — 1709) und le Clerc (biblioth. universelle 1686 — 93, 23 Thle. Bibl. choisie 1703 — 13, 27 Thle. Bibl. ancienne et moderne 1714 — 27, 28 Thle.) den Vorzug. Außer ihnen verdienen Erwähnung das Journal littéraire (1713 — 37), die Bibliothèque raisonnée (1728 — 51) und die Bibliothèque nouvelle (1738 — 44). Von Inländern wurden, meist ohne sonderliche Lebendigkeit, geschrieben de Boekzaal van Europe (seit 1692, unter verschiedenen Titeln noch immer fortgesetzt und charakteristisch durch seine strenge Anhänglichkeit an den kirchlichen Lehrbegriff), het Republyk der Geleerden (1710 — 48), Allgemeene Konst- en Letter-Bode (seit 1788, in Holland am meisten geschätzt), de Recensent ook der Recensenten; Vaderlandsche Bibliothek (seit 1790), Schouwburg voor in-

Digitized by Google

en buitenlandsche Letterkunde, Letteroefeningen u. s. w. Der nicht zu verbergende Mangel an Selbstständigkeit der jetzigen holländischen Literatur offenbart sich auch in diesen Zeitschriften nur zu sehr. Wyttenbach's treffliche, aber nur auf die Philologie sich beschränkende bibliotheca critica war nicht von langer Dauer. — Deutschland endlich erwarb sich in der Journalistik das höchste Verdienst. Neben den übrigen oben angedeuteten Verhältnissen, welche es mit Holland gemein hatte, war es wegen des unermeßlichen Fleißes, der vielseitigen Bildung und des unbefangenen und von Nationalvorurtheilen fast am meisten freien Charakters seiner Gelehrten ganz zu Unternehmungen dieser Art geeignet. Charakteristisch bei den gelehrten Journalen der Deutschen ist, neben einer kaum zu erkennenden Hinneigung zum Ton der Schule und des Systems (die Mehrzahl derselben wurde ja auf Universitäten geschrieben), vorzüglich das Umfassen der ganzen Literatur, ohne Vorliebe für einzelne Zweige der Wissenschaften oder für die Literatur einzelner Länder. Nur in einem solchen Lande konnte die Idee einer allgemeinen Literaturzeitung gefaßt werden, welche ganz vorzüglich den Deutschen eigenthümlich ist; denn wie allgemein auch die Titel der andern ausländischen Journale lauten mochten, so begünstigten sie doch gewöhnlich meist nur die Literatur des Landes, in welchem sie erschienen, oder besonderer Wissenschaften, und keins von ihnen umfaßte die gesammte Literatur mit einer solchen Unparteilichkeit und Rücksichtslosigkeit, als es die Deutschen thaten. Will man nicht Friedrich Nitzsch lateinische Übersetzung der Jahre 1665 — 70 vom Journal des Savans als das erste Journal Deutschlands betrachten, so gebührt diese Benennung den Actis eruditorum (1682 — 1776), welche in den frühern Zeiten mehr referirend, als urtheilend waren, und neben den Recensionen auch kurze Abhandlungen enthielten. Der entschiedenen Trefflichkeit der Mitarbeiter entsprach auch die ungemeine Ausbreitung, in welcher sie gelesen wurden, und der große Einfluß, welchen sie übten. Wegen einer für ihre nächsten Umgebungen seltenen Freimüthigkeit und Freiheit von Vorurtheilen, ja selbst wegen Gebrauchs der deutschen Sprache bei gelehrten Gegenständen, wodurch man das Interesse auch der nicht gelehrten, aber gebildeten Klasse zu erregen bezweckte, und wegen ihrer dialogischen Form verdienen Erwähnung, Christian Thomasius Monatsgespräche (1688 — 90), und W. E. Tenzel's monatliche Unterredungen (1689 — 98, fortgesetzt durch die curieuse Bibliothek, 3 Bde.) Von deutschgeschriebenen Journalen erhielten sich am längsten die (leipziger) neuen Zeitungen von gelehrten Sachen (unter verschiedenen Titeln von 1715 — 97), besonders merkwürdig und noch jetzt sehr brauchbar dadurch, daß sie bis zum Jahre 1740 alle in- und ausländische Journale im Auszuge enthalten und für jene Periode eine wahre Journalencyklopädie bilden. Zugleich mit der Universität Göttingen entstand 1739 daselbst auch eine gelehrte Zeitung, welche sich unter Albrecht von Haller's und C. G. Heyne's Redaction immer höher hob. Die Namen eines Haller, Heyne, Kästner, Michaelis, Eichhorn, Planck, Blumenbach, Hugo, Brandes, Spittler, Heeren und so vieler andern Mitarbeiter bürgen hinlänglich für ihre Trefflichkeit. Von den Meinungen und Streitigkeiten des Tags sich entfernt haltend, sprach sie doch oft ein wahres und tiefes Wort zu seiner Zeit. Im Ganzen sind die göttinger gelehrten Anzeigen mehr referirend, als urtheilend und zeichnen sich vorzüglich durch gute Auszüge ausländischer Schriften aus.

Entſchiedenen Einfluß auf die Bildung Deutſchlands hatten die Briefe, die neueſte Literatur betreffend (Berl. 1759—65, 24 Theile., von Leſſing, Mendelſohn, Abbt, Nicolai u. A.) und in noch höherm Grade die allgemeine deutſche Bibliothek (Berl. 1766—96. 118 Bde. Neue a. d. B. 1793—1806. 107 Bde.) Weit mehr kritiſirend, als referirend beſtritt ſie mit einer bis dahin noch nicht geſehenen, oft an Keckheit und Übermuth gränzenden Freimüthigkeit verjährte Vorurtheile, brachte eine Menge neuer Ideen in Umlauf, war in Rügen ſtreng und ſchonungslos, doch meiſt unparteiiſch, und führte eine neue Periode der deutſchen Culturgeſchichte herbei. Zu und in dieſer wirkte thätig mit die allgemeine Literaturzeitung (zu Jena 1785 von Bertuch geſtiftet, und von Schütz und Hufeland redigirt), an welcher die trefflichſten Köpfe Deutſchlands arbeiteten. Wenn ſie an hoher Freimüthigkeit und unbefangener Prüfung der allgemeinen deutſchen Bibliothek gleich kam, ſo übertraf ſie dieſelbe noch durch feinere Urbanität und einen geläutetern Geſchmack; vorzüglich behauptete ſie den Vorrang vor ihr, der ſchon alternden, bei den Erſcheinungen, welche die kritiſche Philoſophie veranlaßte. Auch übertraf ſie dieſelbe an Umfang, indem ſie zugleich die ausländiſche Literatur umfaßte. Seit ihrer Verſetzung nach Halle (durch Schütz und Erſch Berufung dahin im J. 1804 bewirkt) ſcheint ſie an ihren ehemaligen Hülfsquellen wenig verloren zu haben, obgleich die neue jenaiſche Literaturzeitung (ſeit 1804, von Eichſtädt redigirt) ihr Abbruch gethan. Letztere dürfte leicht in der Lebendigkeit und Wärme, mit welcher ſie die verſchiedenartigſten neuen Erſcheinungen des Tags würdigt und beſpricht, einen theilweiſen Vorzug begründen. Die leipziger Literaturzeitung (ſeit 1800 unter mehrern Titeln), zu ſehr auf die Theilnahme ihres Erſcheinungsortes beſchränkt, hat ſich bisher über die beiden vorgenannten rivaliſirenden Inſtitute, welche ihre Mitarbeiter in ganz Deutſchland zu wählen verſtanden, nicht zu erheben vermocht und namentlich an einer gewiſſen Eintönigkeit gelitten, welche in einer ſo bewegten Zeit doppelt unerfreulich iſt. Deſto genügender entſpricht Beck's Repertorium ſeinem beſcheidnen, aber darum um nichts weniger verdienſtlichen Zweck. Die erlanger Literaturzeitung (von Meuſel, Mehmel und Langsdorf redigirt 1799—1810, unter andern Titeln und in andrer Form ſchon von 1746—98), ohne beſonders hervorſtechenden Charakter, fand ihr Grab in den damaligen philoſophiſchen Fehden. Weniger auffaſſend, aber ſtreng und ſcharfſinnig prüfend, mehr urtheilend, als referirend ſind die heidelberger Jahrbücher der Literatur (ſeit 1808). Unter günſtigen Vorbedeutungen begann 1813 unter Sartori's Direction eine wiener Literaturzeitung, welche aber nur bis zu Ende 1816 mit nicht immer feſter und ſicherer Haltung fortdauerte. An ihre Stelle trat mit Unterſtützung der Regierung 1818 eine kritiſche Quartalſchrift (Jahrbücher der Literatur), welche dem Beſtehenden vielleicht zu gefliſſentlich und zu hartnäckig huldigt, um die nothwendige Unbefangenheit und Ruhe zu behaupten, und nur in einzelnen Artikeln bisweilen an ihr brittiſches Vorbild, das Quarterly Review, erinnert. Lebendigkeit, Freimuth und würdigen Anſtand vereint mit Tiefe und Mannichfaltigkeit der in Leipzig ſeit 1819 erſcheinende Hermes, welcher, nur auf die wichtigſten Erſcheinungen in der Literatur ſich beſchränkend, häufig nicht unpaſſend mit dem Edinburgh Review verglichen worden iſt. Nur einen örtlichen Werth hatte die oberdeutſche Literaturzeitung (1788 von Lorenz Hübner begonnen), und auch die neue münchner Literaturzeitung

Digitized by Google

war ein viel zu frühzeitiger Versuch, um lange bestehen zu können. Durch alle diese, ursprünglich nur höhere wissenschaftliche Zwecke beabsichtigenden deutschen Zeitschriften war allmälich auch unter dem nicht eigentlich gelehrten, aber gebildeteren deutschen Publikum ein Interesse an literarischer Kritik geweckt worden, welches zur Entstehung einer besondern Gattung popularisirender kritischer Blätter Veranlassung gab. Eins der ersten derselben war das, dem tübinger Morgenblatte beigegebene Literaturblatt, welches früher an geistreichen und treffenden, wenn gleich kurzen Kritiken reich war, in spätern Zeiten aber nur zu sehr das einseitige Tribunal einer einzelnen Partei oder vielmehr nur eines einzelnen Individuums geworden ist. Den Gegensatz zu der scharfen Polemik desselben bildet die Friedlichkeit und Höflichkeit des literarischen Wegweisers bei der dresdner Abendzeitung. Unter den selbstständig erscheinenden kritischen Blättern dieser Art behauptet das literarische Conversationsblatt, welches die, dem Kotzebue'schen literarischen Wochenblatt zum Grunde liegende Idee mit entschiedenem Glück veredelt und erweitert hat, ohne Zweifel den ersten Rang. Für die, welche an Kotzebue's Art und Manier fortwährend Gefallen finden und sonst keine polemischen Kostverächter sind, ist die Hekate bestimmt, und blöden Augen erbietet sich ein theilweise mit Geschichte redigirter literarischer Beobachter zu Hülfe zu kommen. So ist die deutsche Kritik jetzt in einer Thätigkeit begriffen, welche weder an Intension, noch an Extension irgend einer ausländischen nachtrit. Die einer besondern Wissenschaft oder einem einzelnen Lande gewidmeten kritischen Zeitschriften, deren Anzahl nicht minder ansehnlich ist, ist, hier aufzuführen, nicht der Ort. Man vergl. übrigens den Art. Zeitungen.

Lithographie, s. Steindruck.

Lithauen (in der Sprache des Landes Litwa) war ehemals ein, unter dem Namen eines Großherzogthums für sich bestehendes, über 5000 Q. M. enthaltendes Land, seit 1569 mit Polen vereinigt. Jetzt ist es fast ganz mit Rußland 1773, 1793 und 1795 vereinigt worden und besteht aus den Statthalterschaften Mohilew, Witepsk, Minsk, Wilna und Grodno. Das Land hat ein gemäßigtes, gesundes Klima und einen ebenen, nur von unbedeutenden Anhöhen durchschnittenen Boden, der theils thonig und sandig, theils sumpfig und waldig, aber überall, wo er angebaut wird, ergibig ist. Es gibt viele Flüsse, Seen, Sümpfe und Moräste. Unter den Flüssen sind die Düna, der Dnieper, der Niemen, der Prypiz und Bug die wichtigsten. Litthauen unterhält bedeutende Viehzucht und ist reich an Getreide, Flachs, Hanf, Holz, Honig und Wachs. Das Mineralreich ist arm, und liefert besonders Eisen und Torf. In den Wäldern ist viel Wildpret, und das Land treibt mit Korn, Wachs, Honig, Wolf- und Bärenfellen, Leder, Wolle, auch sehr guten, wiewol kleinen Pferden, einen ansehnlichen Handel. Die Gewerke stehen noch auf einer niedrigen Stufe und beschränken sich vorzüglich auf einige Eisen- und Glashütten, Gerbereien und zahlreiche Brandweinbrennereien. Die Litthauer, welche ursprünglich zu den Letten (s. d. Art. u. Liefland) gehören, finden sich schon im 11. Jahrh., wo sie zu den zinsbaren Völkern der russischen Monarchie gezählt werden. Sie machten sich, als in Rußland unter Wladimirs Nachfolgern große Zwistigkeiten entstanden, von der russischen Obergewalt frei und wurden nach und nach ihren Nachbarn furchtbar. Ringold führte 1235 schon den Titel eines Großherzogs, und unter seinem Sohne Mendog und dessen Nachfolgern kam das ganze lithauische Rußland von Großrußland ab.

Gedemin machte sich Kiew unterwürfig, und Wladislaw Jagello, der sich 1386 taufen ließ, verband, durch seine Vermählung mit der polnischen Königin Hedwig, Lithauen und die eroberten russischen Provinzen mit dem polnischen Staate. Seitdem war Lithauen immer mit Polen vereint; doch kam diese Vereinigung erst 1569 völlig zu Stande. Ein Theil von Lithauen (315 Q. M.) mit fast 400,000 Einwohnern, bildet jetzt einen Theil des Regierungsbezirks von Gumbinnen der Provinz Ostpreußen, ist fruchtbar, und gut angebaut.

Litre, s. Französisches Decimalsystem.

Littorale, jedes Küstenland, dann besonders das österreichische Küstenland am adriatischen Meere, oder die drei Städte: Fiume, Buccari und Porto-Re mit ihrem Gebiete, an der nördlichsten Küste Dalmatiens. Es gehörte ehemals zu dem Militärdistricte von Kroatien; Kaiser Joseph II. schlug es aber 1776 zu Ungarn und übergab es einer Civilregierung, um den Handel zu heben und den Abzug der ungarischen Landeserzeugnisse zu befördern. Der ganze Bezirk hatte, nach der Zählung von 1787, auf 7 Q. M. 19,928 Einwohner. Von 1809 bis 1814 machte es einen Theil der illyrischen Provinzen aus, kam aber 1814 wieder unter österreichische Herrschaft und wurde 1822 mit den Provinzen der Krone Ungarn wieder vereinigt.

Liturgie ist die, aus dem Griechischen stammende Bezeichnung der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes in christlichen Kirchen. In einem engern Sinne werden auch solche Bücher und Formulare Liturgien genannt, welche das bei dem öffentlichen Gottesdienste von den Geistlichen zu befolgende Ritual enthalten. Die Liturgie in der römisch katholischen Kirche ist größtentheils das Werk Gregors I., welcher sie in seinem Meßkanon festsetzte, und deren Gesang sehr begünstigte. Die lutherische Reformation brachte eine neue Liturgie hervor, bei welcher man sich größtentheils der deutschen Sprache bediente. In den neuesten Zeiten hat man auch an der alten protestantischen Liturgie vieles geändert, und an vielen Orten neue Agenden eingeführt. Die Wissenschaft der zweckmäßigen Einrichtung der gottesdienstlichen Handlungen heißt Liturgik, eine Wissenschaft, welche eben so viel Geschmack, als Kenntniß des menschlichen Herzens voraussetzt. S. Gottesdienst und gottesdienstliche Gebräuche.

Liverei (Livrée). Bei den großen Hoflagern (Cours plénières), die in Frankreich unter den Regenten des zweiten und dritten Königstammes gehalten wurden, ließ der König seiner Dienerschaft, so wie der der Königin und der Prinzen, besondere Kleider geben. Diese nannte man Livrées, weil sie auf Kosten des Königs geliefert wurden. Der Aufwand davon, so wie von der Tafel, den Equipagen und allen Ehrenbezeugungen und Geschenken für die Großen des Reichs und das Volk, stieg zu ungeheuern Summen. Eine klügere Ökonomie unterdrückte jene Versammlungen, aber die Liverei der Dienerschaften blieb davon übrig. — In London versteht man unter Livery (Liverymen) auch diejenigen angesessenen Einwohner der City, welche zu den 89 Gilden (Companies) der Stadt gehören, und ausschließlich das Recht haben, bei der Parlamentswahl und der Wahl des Lordmayors ihre Stimmen abzugeben; also die eigentliche Bürgerschaft.

Liverpool, nach London die größte brittische Handelsstadt, in Lancashire in England, am Ausflusse des schiffbaren Mersey in das irländische Meer, hat eine amphitheatralische Lage in einer Landschaft, welche mit einer großen Zahl niedlicher Landhäuser geschmückt ist. Im

J. 1565 war diese Stadt ein äußerst unbedeutender Ort von 130 Häusern, jetzt hingegen zählt sie 14 Kirchen, 18 Bethäuser, 14,000 Häuser und 95,000 Einwohner. Diesen Wachsthum verdankt sie bloß dem blühenden Handel, der besonders nach Afrika, Westindien, Irland und den Ostseelanden unterhalten wird. Die Stadt hält 980 eigene Schiffe, welche alle Meere befahren und den Guineahandel fast ausschließlich betreiben. Der Hafen ist ein Meisterwerk der Kunst, mit 13 Docken, und jährlich laufen gegen 5000 Schiffe in denselben ein. Die Waarenspeicher sind ungeheuer groß und hoch, oft von neun Stockwerken. Auf den Schiffswerften arbeiten 3000 Zimmerleute. Zur Kriegszeit ist keine Stadt so thätig in Ausrüstung von Kaperschiffen, als Liverpool. Auch findet man hier bedeutende Tabaksfabriken, Zuckersiedereien, Eisengießereien, Bierbrauereien ꝛc. Die Stadt ist gut gebaut; einer der schönsten Stadttheile ist der, in neuern Zeiten angelegte östliche, von welchem man ganz Liverpool übersehen kann. Diese Aussicht genießt man vorzüglich von der Terasse, welche auf dem sogenannten Mount Pleasant angelegt ist, und einen der besuchtesten Spaziergänge der Stadt bildet. Zur Rechten erheben sich übereinander und mit Gärten untermischte Reihen niedlicher Landhäuser; zur Linken sieht man vor sich die Stadt ausgebreitet; in der Entfernung zieht sich, wie eine in Silberglanz strahlende Fläche der Mersey hin, und auf dem Flusse, dicht an den Gebäuden, steigen unzählige Masten empor. In blauer Ferne dehnen sich die Küsten von Wales hin, und verlieren sich in unabsehbarer Ferne. Das reiche Liverpool hat seinen Überfluß dazu angewandt, mehrere treffliche literarische Anstalten zu bilden, und dadurch vielen großen Städten ein nachahmungswerthes Beispiel gegeben. Unter diesen Anstalten muß vor allen das Athenäum erwähnt werden, das 1799 eröffnet wurde; ein schönes, drei Stockwerk hohes Haus, wo man alle öffentliche englische Zeitschriften und eine Bibliothek findet. Eine ähnliche Anstalt ist das Lyceum, gleichfalls mit einer Bibliothek. Außer diesen beiden größern Anstalten gibt es noch mehrere, weniger ausgedehnte. Eine Hauptzierde Liverpools ist der botanische Garten, welchem nach dem königlichen botanischen Garten zu Kew bei London der erste Platz angewiesen wird. Er wird durch die Beiträge von 900 Theilnehmern erhalten. Zu den ansehnlichsten öffentlichen Gebäuden gehören das Stadthaus und die hinter demselben liegende Börse. Das erste hat eine prächtige, mit korinthischen Säulen gezierte Façade, über welcher sich eine kühne, leichte Kuppel erhebt. Die Börse bildet drei Seiten eines Vierecks, und ist ein, drei Stockwerk hohes Gebäude, vor welchem ein, dem Lord Nelson errichtetes Denkmal steht. Von den Mildthätigkeitsanstalten verdient die Blindenanstalt vorzüglich erwähnt zu werden. Sie war die erste ihrer Art in England errichtete, und behauptet noch jetzt den ersten Rang, indem sie von den Einwohnern mit außerordentlicher Theilnahme unterstützt wird. Die Blinden werden hier durch eine eigene Methode in der Musik und im Lesen unterrichtet, und verfertigen mehrere Arbeiten, als Schnüre, Stricke, Körbe, Kaminteppiche ꝛc. Liverpool zählt unter seine berühmtesten Bürger William Roscoe, den Verfasser der geschätzten Lebensbeschreibungen Lorenzo's von Medici und Leo's des zehnten, und ehemals Vorsteher eines angesehenen Handelshauses. Seine kostbaren Sammlungen von Büchern, Gemälden und Handzeichnungen sind 1816, in Folge mißlungener Handels-Unternehmungen, die ihn genöthigt hatten, seine Zahlungen einzustellen, öffentlich veräußert worden. Der Reichthum an ältern italienischen Werken zur Geschichte der Literatur und Kunst in Italien, welche diese Sammlung enthielt, war sehr groß.

Livia Druſilla, die berühmte Gemahlin des Kaiſers Auguſtus, war eine Tochter des Livius Druſus Claudianus, der in der Schlacht bei Philippi, wo er an der Seite des Brutus und Caſſius focht, ſein Leben verlor. Sie war zuerſt an Tiberius Claudius Nero verheirathet, von dem ſie zwei Söhne, Druſus und Tiberius, hatte. Als ſie mit ihrem Gemahle vor dem ſiegreichen Triumvir Octavian nach Sicilien floh, wäre ſie beinahe in die Gefangenſchaft ihres nachherigen Gemahls gerathen. Von da begab ſie ſich mit ihrem Sohne nach Achaja zum Antonius, und zog, als ihr Gemahl mit Auguſtus wieder ausgeſöhnt war, endlich wieder nach Rom. Hier wußte ſie durch die Reize ihres Körpers und ihres Geiſtes den Triumvir dergeſtalt zu feſſeln, daß er leidenſchaftlich in ſie verliebt wurde, ſich von ſeiner Gemahlin Scribonia ſcheiden ließ, um ſie zu heirathen, und ſie ihrem Gemahle im J. Roms 715 ſchwanger entriß. Livia wußte ſich in die Rolle, welche ſie jetzt zu ſpielen hatte, ſehr gut zu ſchicken, und die Herrſchaft über das Herz ihres neuen Gemahls zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Abſichten vollkommen zu benutzen. Zu dieſen gehörte insbeſondere die Erhebung eines ihrer Söhne zum Nachfolger im Reich. Um ihren Endzweck zu erreichen, ſuchte ſie alle diejenigen Perſonen aus dem Wege zu ſchaffen, welche ihren Plänen zuwider ſein konnten. Auf ihr Anſtiften wurde Julia, die einzige Tochter des Auguſtus, verbannt. Auch ſchrieben ihr die alten Schriftſteller faſt durchgängig den Tod des jungen Marcellus, des Lucius Cäſar und die Verbannung des Agrippa Poſthumus zu. Da Auguſtus jetzt keinen nähern Anverwandten mehr hatte, ſo mußte er wohl ihren Bitten zu Gunſten des Tiberius nachgeben. Im Teſtamente des Kaiſers wurde Livia zur erſten Erbin eingeſetzt, in das juliſche Geſchlecht aufgenommen und mit dem Namen Auguſta beehrt; auch ward ſie zur Oberprieſterin in dem Tempel des vergötterten Auguſtus erwählt, und ihr zu Ehren viele Münzen geſchlagen. Tiberius aber bewies ſich ſehr undankbar gegen ſeine Mutter, deren Liebe er Alles zu verdanken hatte, und wollte durchaus nicht geſtatten, daß der Senat ihr noch mehrere Ehrenbezeugungen zuerkannte. Indeſſen ſetzte er öffentlich die Achtung gegen ſie nicht aus den Augen. Nur, als er endlich Rom verließ, um in der Einſamkeit ſich ungeſtört ſeinen Lüſten überlaſſen zu können, gerieth er mit ihr in heftigen Streit; in ihrer letzten Krankheit beſuchte er ſie nicht, wollte ſie auch nach ihrem Tode nicht weiter ſehen und verbot ausdrücklich, daß ihrem Andenken göttliche Ehre erwieſen werde.

Livius (Titus) geboren zu Padua im J. der Stadt 695, vor Chr. Geb. 59, kam aus ſeinem Geburtsorte nach Rom, wo er ſich nicht nur vielen Vornehmen, ſondern auch dem Auguſtus bekannt machte. Nach deſſen Tode begab er ſich in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er im J. der Stadt 770, nach Chr. Geb. 16, ſtarb. Durch ſeine römiſche Geſchichte, woran er über zwanzig Jahre gearbeitet hatte, erwarb er ſich einen ſo ausgebreiteten Ruhm, daß ein Spanier aus Cadix, bloß ihn zu ſehen, nach Rom reiſte, und ſogleich wieder zurückkehrte, nachdem er ſeine Abſicht erreicht hatte Von ſeinen Lebensumſtänden hat man wenig gewiſſe Nachrichten. Zu dem ungewiſſen gehört: daß er der Lehrer des nachmaligen Kaiſers Claudius geweſen; daß er ſich oft zu Neapel aufgehalten habe u. ſ. w. Auguſtus nannte ihn den Pompejaner, weil er den Pompejus in ſeiner Geſchichte erhoben hatte; dennoch erfreute er ſich des beſtändigen Schutzes des Kaiſers bis an deſſen Tod. Suidas meint, Livius habe während ſeines Lebens den, ihm für ſeine Geſchichte gebührenden Ruhm noch nicht genoſſen, ſondern man habe ihm erſt nach

Digitized by Google

seinem Tode Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Im 15. Jahrh. wollte man zu Padua seinen Leichnam aufgefunden haben; man setzte ihn daselbst bei und errichtete ihm ein prächtiges Denkmal. Seine römische Geschichte fängt von der Ankunft des Äneas in Italien an, und geht bis zum J. der Stadt 744 fort. Sie ist mit pragmatischer Kunst in einem erhabenen und rednerischen Style geschrieben. Doch warf man ihm (s. Quintilian VIII., 1) Patavinität (Provinzialismen von Padua) vor. Seine Geschichte bestand eigentlich aus 140 oder 142 Büchern, von denen wir aber nur noch die zehn ersten Bücher, dann das 21. bis 45. (oder die erste, dritte und vierte Decade, und von der fünften die Hälfte) übrig haben. In den ersten zehn Büchern geht die Geschichte bis zum Jahre der Stadt 460; das 21. bis 45. Buch handelt den zweiten punischen Krieg (J. d. St. 536) und die Geschichte bis zum J. 586 ab. Im J. 1772 entdeckte Bruns bei seinen Variantensammeln durch Zufall in einem pfalzischen Codex im Vatican ein Bruchstück vom 91. Buche; aber es ist nicht sehr beträchtlich. Es wurde in Rom durch den Druck bekannt gemacht und zu Leipzig 1773 nachgedruckt. Übrigens haben wir von dem ganzen Werke einen kurzen Auszug, der von Einigen dem Livius, von Andern dem Florus beigelegt wird. Nach diesen Angaben hat Freinsheim aus den übrigen vorhandenen Quellen für die römische Geschichte seine Supplemente des Livius abgefaßt. Die geschätztesten Ausgaben des Livius sind von Gronov (Amst. 1679 3 B. 8.), von Drakenborch (Leyden, 1738—46, 7 B. 4.) und unter den neuern von Ernesti, Schäfer und Ruperti.

Livorno, berühmte Handelsstadt und Freihafen in Toscana, am mittelländischen Meere, ist regelmäßig gebaut und mit einigen Festungswerken und zwei Castellen versehen. Die Straßen sind gerade, gut gepflastert, aber enge und durch die hohen Häuser dunkel. Die Häuser sind von Stein gebaut; man findet zwar keine stolzen Paläste, wie in andern italienischen Städten, aber auch keine armselige Hütten. Die schönste Straße ist die Strada Ferdinandea, welche sich durch die Mitte der Stadt bis gegen den Hafen zieht. Sie durchschneidet die Piazza d'armi (Waffenplatz), von welcher man die beiden Haupthore sehen kann. Die Stadt hat ¾ Stunden im Umfange, 7 Pfarrkirchen, einen großherzoglichen Pallast, eine griechische, eine armenische Kirche, 8000 Häuser und 50,600 Einwohner, darunter gegen 12,000 Juden, welche eine schöne Synagoge haben, ein eigenes Quartier bewohnen und viele Freiheiten genießen. Außerdem befinden sich hier viele Fremde, Griechen, Armenier und Türken, welche eine eigene Moschee haben. Es sind hier große Salz-, Tabaks- und besonders schön eingerichtete Öl-Magazine, und außerhalb der Stadt ist eine vortreffliche Quarantäneanstalt mit drei Lazarethen. Unter den hiesigen Fabriken sind die Korallenfabriken wichtig, die jährl. für 400,000 Fl. Waaren liefern. Auch findet man Rosoglobrennereien, Gerbereien, Färbereien, Papier- und Tabaksfabriken. Der Hafen wird jährlich von mehr, als 4000 Schiffen besucht. Livorno ist gegenwärtig die erste Handelsstadt von Italien, und treibt besonders einen äußerst starken Handel nach der Levante. Viele europäische Handelsnationen haben hier Consulate. Der Handel ist meistens in den Händen der Ausländer, besonders der Engländer. Die Armenier und Juden machen die Mäckler aller Nationen. Durch die Menge der daselbst abgeschlossenen Geschäfte entsteht auch ein wichtiger Commissions-, Speditions- und Wechselhandel für die Stadt. Schon seit 1633 war der dortige Handelsverkehr lebhaft, und die Stadt, die bis dahin klein und unbedeutend gewesen war, mußte erweitert werden. Der Hafen von

Livorno wird durch zwei feste Thürme auf Felsenklippen im Meere und durch ein altes Castell geschützt. Er ist der Verschlemmung ausgesetzt, und hat für Kriegsschiffe nicht hinlängliche Tiefe; diese müssen daher auf der unsichern Rhede anlegen. Um ihn her ist ein großer, starker, gemauerter Molo gezogen, der 600 Schritte lang, oben gepflastert ist und zum Spazierengehen und Fahren gebraucht wird. Auf dem Platze vor dem innern Hafen ist die kolossale, marmorne Bildsäule des Großherzogs Ferdinand III. Von da führt eine stehende Brücke zu dem äußern Hafen, wo die meisten Schiffe liegen, und wo das größte Gewühl herrscht. Außerhalb des Hafens ist in der See, auf einem Felsen, ein Leuchtthurm erbaut. An gutem Trinkwasser fehlt es Livorno; man holt es von Pisa, wohin täglich kleine Schiffe gehen, die von Menschen oder Pferden gezogen werden. Zwischen der Stadt und den rings um dieselbe laufenden Vorstädten ist ein langer Spaziergang, Gli Sparti genannt; auch der Molo, die Piazza d'armi, der Weg nach Monte Nero, einem Wallfahrtsorte, dient zu öffentlichen Spaziergängen. 1279 war Livorno noch ein offener Flecken; mit der Zerstörung des Hafens von Pisa nahm Livorno zu, vorzüglich als es 1421 und wieder 1495 an Florenz kam. Alexander von Medicis befestigte die Stadt, und baute die Citadelle. Cosmo I. erklärte den Hafen für einen Freihafen. Von diesem Zeitpunkte an stieg das Wachsthum und der Wohlstand von Livorno (nur im Revolutionskriege und 1804 durch das gelbe Fieber wurde derselbe gestört), bis es zu seinem gegenwärtigen Flor gelangte.

Livre (eigentlich Pfund) war ehemals in Frankreich eine gewöhnliche Rechnungsmünze, die etwas mehr, als 6 Gr. galt, so daß 6 einen Laubthaler (Sechs-Livres-Thaler) ausmachten. Dies war der Gehalt des Livre Tournois (der ehemals in Tours galt) und nach welchem man rechnete); dahingegen der pariser Livre ein Viertel mehr betrug. Jetzt sind statt ihrer die Francs eingeführt, s. Franc.

Lloyd (Heinrich) ein berühmter Taktiker und merkwürdig durch die etwas zweideutige Rolle, welche er in den Händeln seiner Zeit spielte, wurde 1729 in der Grafschaft Wallis (in England) geboren, woselbst sein Vater Landprediger war. Seine Neigung wandte sich früh zu den Kriegswissenschaften; da ihm indeß seine Armuth wenig Glück im englischen Militärdienste, wo bekanntlich die Offizierstellen erkauft werden müssen, versprach: so begleitete er, ungefähr 17 Jahr alt, die beiden jungen Herzoge von Drummond, als Gesellschafter, nach Flandern, wohnte mit ihnen als Freiwilliger der Schlacht von Fontenoy bei und unternahm hier auch eine große Reise durch Deutschland, wobei sein Hauptaugenmerk die Beobachtung der Einrichtung und des Manoeuvres der verschiedenen Armeen dieses Landes war. Jedenfalls konnte Lloyd aber diese kostspielige Reise nur in Folge irgend eines geheimen Auftrages und mit fremder Unterstützung unternehmen, da seine eigenen beschränkten Mittel ihm durchaus nicht erlaubten, einen so bedeutenden Aufwand selbst zu machen. Seine taktischen Kenntnisse und sein richtiger militärischer Blick erwarben ihm nun hier bald Gönner, und nach einigen Jahren Aufenthalt in Österreich, ward er daselbst zum Adjutanten des General Lascy ernannt, in welcher Eigenschaft er den einen Theil des siebenjährigen Krieges mitmachte und nach und nach bis zum Range eines Oberst-Lieutenant emporstieg. Feindschaften und Händel, die er sich durch seinen rauhen Charakter zuzog, legten aber bald seinem weitern Avancement Hindernisse in den Weg; er verließ die österreichischen Dienste und trat, obschon er erklärt hatte, er würde dem Könige von

Preußen nicht dienen, dennoch gleich darauf unter die Fahnen dieses Monarchen und wurde General-Adjudant des Herzogs von Braunschweig. Nach dem hubertsburger Frieden nahm er auch hier seinen Abschied wieder und begann in geheimen diplomatischen Geschäften zu reisen. An der bald darauf zu Stande kommenden Verbindung des König Georg III. von England mit einer braunschweig'schen Prinzessin, hatte Lloyd großen Antheil und sein Lohn war eine Pension von jährlich 500 Pfd. Sterling; als aber später der Krieg zwischen Rußland und der Pforte ausbrach, begab er sich nach Petersburg, wo ihm Catharina II. sehr zuvorkommend aufnahm und ein Commando übertrug. Hier zeichnete er sich bei der Belagerung von Silistria (1774) so vortheilhaft aus, daß man eben im Begriff stand, ihm das Commando über eine Armee von 30,000 Mann in Finnland zu übergeben, als der mit Schweden geschlossene Friede die Sache rückgängig machte. Bald darauf verließ Lloyd abermals plötzlich die russischen Dienste ohne irgend eine Belohnung (nicht einmal einen Orden, den er doch sehr wünschte, und der ihm unter dem Vorwande seiner geringen Geburt abgeschlagen wurde) zu erhalten, und es ist wahrscheinlich, daß an dieser schnellen Entlassung die Entdekkung der zweideutigen politischen Rolle Schuld war, welche er durch sein ganzes Leben spielte. Rußland verlassend, fing Lloyd nun sein früheres Wesen wieder an, und Italien, Spanien und Portugal wurde nach und nach von ihm besucht. In Gibraltar gab er dem damaligen Commandanten Elliot mehrere Rathschläge zur Vertheidigung dieses Platzes, die bald darauf von Elliot angewendet, demselben so viel Ehre erwarben, und hierauf nach England zurückkehrend, fing er an, sich mit Ausarbeitung von Memoiren zu beschäftigen, die ihn jedoch von den Ministern dieses Landes unter der Bedingung, sie nie öffentlich erscheinen zu lassen, in Manuscript um ziemlich hohen Preiß abgekauft wurden. Kurz darauf verließ Lloyd sein Vaterland von neuem und ließ sich als Privatmann bei Huy an der Meuse nieder, einzig, wie es schien, mit Ausarbeitung mehrerer Schriften beschäftigt. Plötzlich überraschte ihn aber hier der Tod (den 19. Juny 1783), und er hatte kaum seine Augen geschlossen, als ein englischer Commissär erschien, und unter dem Vorwande einer Schuldforderung, seine sämmtlichen Papiere in Beschlag nahm, unter denen sich ein völlig ausgearbeiteter und höchst durchdachter Plan zu einer möglichst leichten Landung fremder Truppen in England befand. Dennoch ist sowol dieses Werk, wie noch einige andere von Lloyd später in Druck erschienen und auch zum Theil in andere Sprachen übersetzt worden, und neuerdings hat Jomini in seine Werke: Traité des grands operations militaires," Lloyd's Memoiren über den siebenjährigen Krieg (deren Schluß, so wie seine Geschichte des Kriegs in Flandern, in Folge der oben angedeuteten Maßregeln bei seinem Tode, leider nie erschien, die jedoch, so weit sie heraus sind, an Tempelhoff einen Übersetzer in's Deutsche fanden) zum Grunde seiner Darstellung mit benutzt.

Locke (John), einer der scharfsinnigsten Denker, welche England hervorgebracht hat, ward 1632 zu Wrington bei Pristol geboren. Nachdem er die gewöhnlichen Studien vollendet hatte, fand er Überdruß an den Universitäten und schloß sich in seinem Kabinet ein. Unter den akademischen Gelehrten herrschte damals die spitzfindige scholastische Philosophie, welche er aufgab, da ihm das Studium der Klassiker anziehender war. Die Werke des Descartes zündeten ihm ein neues Licht in der Philosophie an. Auch fing er an, die Medicin mit

Eifer zu ſtudieren. Die Schwäche ſeiner Geſundheit nöthigte ihn dieſe Wiſſenſchaft aufzugeben; doch theilte er in der Folge die von ihm aufgeſetzten Bemerkungen dem Pierre Coſte, ſeinem franzöſiſchen Überſetzer, mit, welcher ſie 1725 durch Antonius Cochi, in deſſen Werke über die Bäder von Piſa, zum Drucke befördern ließ. Nachdem Locke zwei Reiſen, eine nach Deutſchland, die andere nach Frankreich gemacht hatte, übernahm er die Erziehung des nachmaligen Grafen Shaftesbury. Dieſer, der in der Folge Großkanzler von England ward, beförderte Locke ebenfalls zu einem anſehnlichen Poſten, den der Philoſoph wieder verlor, als jener 1673 in Ungnade fiel. Seiner Geſundheit wegen begab ſich Locke 1677 nach Montpellier, und von da nach Paris, wo man ihn mit großer Auszeichnung aufnahm. Hier vollendete er ſeinen Verſuch über den menſchlichen Verſtand; ein Werk, welches von dem tiefſten Studium der geiſtigen Natur des Menſchen zeugt, und mit deſſen Ausarbeitung er neun Jahre zugebracht hatte. Um die menſchliche Seele, ihre Begriffe und Affecten kennen zu lernen, ſuchte er weder bei den alten Philoſophen, noch bei den neuen Rath. Er verfuhr mit Malebranche, ging in ſich ſelbſt zurück, und gab dann, nachdem er lange ſein eigener Beſchauer geweſen, der Welt den Spiegel, in welchem er ſich ſelbſt betrachtet hatte. Da er aber die menſchliche Vernunft entwickeln wollte, wie der Anatom jeden einzelnen Theil des menſchlichen Körpers zerſchneidet, ſo hat er auch, wie durch die empiriſche Richtung, die er der Philoſophie gab, den Materialismus mehr gefördert, als er ſelbſt glaubte. Sein Satz: „Gott kann durch ſeine Allmacht die Materie denkend machen," iſt für eine, der Religion gefährliche Behauptung gehalten worden. Übrigens zeichnet ſich Locke's Werk auch durch die Methode aus, mit welcher es angeordnet iſt. Es ſoll einer zufälligen Veranlaſſung ſeine Entſtehung zu verdanken haben. Einige denkende Köpfe ſtritten ſich, wie man ſagt, über einen Gegenſtand, ohne ſich über denſelben vereinigen zu können. Locke, der zugegen war und dem Streit ſtillſchweigend zuhörte, bemerkte, daß jener Streit auf einem Mißverſtändniſſe der Worte beruhe. Er erhob dieſe Bemerkung zu einem allgemeinen Satze, ſtieg bis zu dem Urſprunge der Ideen, wie zur erſten Urſache, hinan, unterſuchte die Gedanken in ihrer erſten Entſtehung, und zeigte dann den Einfluß, welchen ein falſcher Gebrauch der Sprache auf unſere Schlüſſe ausübt. Locke hatte England kaum ein Jahr verlaſſen, als man ihn dort beſchuldigte, in Holland Pasquille gegen die engliſche Regierung in den Druck gegeben zu haben. Dieſe Verläumdung war die Urſache, daß er ſeine Stelle im Collegium zu Oxford verlor. Nach dem Tode Carls II. erboten ſich ſeine Freunde, ſich für ihn zu verwenden; er aber antwortete: man bedürfe keiner Verzeihung, wenn man keine Verbrechen begangen habe. Indeſſen wollte es nun einmal ſein Schickſal, daß er für einen Verſchwörer gehalten werden ſollte: er ward nämlich in die Sache des Herzogs von Monmouth verwickelt, obgleich er nicht in der geringſten Verbindung mit demſelben ſtand. Man ging noch weiter. Jakob II. verlangte von den Generalſtaaten, daß ſie ihn ausliefern ſollten. Locke war daher gezwungen, ſich zu verbergen, bis ſeine Unſchuld anerkannt ſein würde. Aber kaum war Jakob II. vom Prinzen von Oranien, ſeinem Schwiegerſohne, vom Throne geſtoßen, als Locke auf derſelben Flotte, welche die Prinzeſſin, nachmalige Königin von England, dorthin brachte, in ſein Vaterland zurückkehrte. Vermöge ſeines Rufs hätte er nun auf wichtige Staatsämter Anſpruch machen können: er begnügte ſich jedoch

mit der Stelle eines Commissärs bei dem Commerz-Collegium der englischen Kolonien, welche er mit dem größten Beifalle bekleidete. Da aber die Luft von London seiner Gesundheit nachtheilig zu sein schien, legte er 1700 jene Stelle nieder, und begab sich, sechs Stunden davon, zu einem seiner Freunde, wo er glücklich und in Ruhe den Rest seiner Tage verlebte. Hier hatte er noch das Vergnügen, den Sohn seines Freundes nach dem, von ihm entworfenen Systeme zu erziehen, und dasselbe durch die Erfahrung mit dem größten Erfolge gekrönt zu sehen. Er starb 1704 und ward zu Oates, in der Grafschaft Essex, begraben. Locke stand in seinem Vaterlande eben sowol wegen seines patriotischen Eifers und seiner Einsichten, als wegen seiner Philosophie in Ansehen. Wir besitzen eine große Menge Werke in englischer Sprache von ihm, die zuletzt zu London 1801 (10 Bde. 8.) erschienen sind. Die merkwürdigsten einzelnen Werke davon sind: der genannte Versuch über den menschlichen Verstand (deutsch von Tennemann, Lpz. 1796 und 1797 3 Thle. 8.), von welchem Wynne, nachher Bischof von St. Asaph, einen Auszug verfertigte, den Locke selbst billigte, und der noch jetzt von vielen Lesern dem Hauptwerke selbst, das nicht selten verworren und schwer zu verstehen ist, vorgezogen wird; Tractat über die bürgerliche Regierungsverfassung, in welchem der Verfasser die uneingeschränkte Gewalt verwirft; drei Briefe über Religionsduldung, wurden zuerst lateinisch geschrieben, kamen aber nachher auch englisch heraus (die neuern Anhänger der Toleranz, unter andern Voltaire, haben aus diesem Werke geschöpft); Gedanken über die Erziehung der Kinder (deutsch von Caroline Rudolphi, Braunschw. 1788, 8.), aus welchen Rousseau für seinen Emil, so wie aus dem Tractat über die bürgerliche Regierungsverfassung für seinen gesellschaftlichen Vortrag viele Ansichten entlehnt hat. Das Werk selbst ist auch in's Französische, Holländische und Flamändische übersetzt worden; das vernünftige Christenthum, ein Werk, welches Sätze enthält, die, streng genommen, den Verfasser des Socinianismus verdächtig machen könnten. Er behauptet unter andern, in der geoffenbarten Religion sei nichts enthalten, was irgend mit den Begriffen der Vernunft im Widerstreite wäre; auch hätten Jesus Christus und seine Apostel keinen andern Glaubens-Artikel gelehrt, als an Jesus, den wahren Messias, zu glauben; Paraphrasen über einige Episteln des Paulus, enthalten Beweise des Studiums der heiligen Schrift, welchem er sich in den letzten Jahren seines Lebens gewidmet hatte; nachgelassene Werke enthalten Abhandlungen über verschiedene philosophische Gegenstände. Da Locke eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker besaß, so wählten ihn die englischen Kolonien in Amerika zu ihrem Gesetzgeber, und beeiferten sich, den Vorschriften, welche er für sie entwarf, gesetzliche Kraft zu geben. Er war großherzig, in aller Hinsicht ein edler Mensch und von der äußersten Gutmüthigkeit.

Lodi, eine wohlgebaute Stadt, seit 1814 der Hauptort der Provinz Lodi, in dem lombardischen Gouvernement des neuen lombardisch-venetianischen Königreichs, liegt an der Adda in einer sehr fruchtbaren Gegend, zählte 1774 beinahe 19,000 Einwohner, unter welchen allein 795 Geistliche waren, und hat jetzt 12,300 Einwohner. Das dortige Bisthum steht unter dem Erzbischof von Mailand. Die Stadt hat ein festes Schloß. Die sogenannten Parmesankäse werden nicht in Parma, sondern einzig und allein in und um Lodi verfertigt und für die besten in ganz Italien gehalten; auch ist die dortige unechte Porzellan- und Fayance-Arbeit berühmt. Über die Adda führt eine mehr als 1000 Klaftern lange Brücke. Sie ist durch das Treffen berühmt, welches

Buonaparte 1796 bei derſelben mit 60,000 Mann gegen 25,000 Öſterreicher unter Beaulieu gewann. Dieſe waren über die Adda gegangen, hatten Lodi geräumt und ſtanden in einer furchtbaren, von 30 Kanonen vertheidigten Stellung, zu der nur eine enge Brücke führte, welche zu paſſiren, unmöglich ſchien. Buonaparte erſchrak nicht über dieſe Schwierigkeit. Er führte ſein Heer in einer gedrängten Colonne, ließ ſeine ganze Artillerie vorbringen und rückte in Sturmſchritt vor. Das Blutbad war anfangs ſchrecklich; das öſterreichiſche Geſchütz ſtreckte ganze Reihen nieder. Die Franzoſen wankten, und der Sieg ſchien verloren, als Berthier, Maſſena, Cervoni, d'Allemagne und Lannes ſich an die Spitze der Colonne ſtellten, über die Brücke drangen und die öſterreichiſchen Batterien nahmen. Die Öſterreicher wollten dieſe Kühnheit mit gleicher Kühnheit erwiedern; ſie thaten Wunder der Tapferkeit; der Kampf war fürchterlich: beide Heere ſchlugen ſich mit Erbitterung, und ungewiß ſchwebte der Sieg zwiſchen ihnen. Da erſchien Augereau an der Spitze ſeiner Diviſion und die Schlacht war entſchieden. Die Öſterreicher, aus ihrer Stellung geworfen, verloren einen Theil ihres Geſchützes, und 3000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; aber Beaulieu rettete die Ehre der öſterreichiſchen Waffen durch einen, mit Ordnung und Kaltblütigkeit bewerkſtelligten Rückzug. Der Verluſt der Franzoſen betrug 12,000 Mann. Kenner haben beide Feldherren getadelt, Buonaparte, weil er eine Stellung mit ſo großen Aufopferungen wegnahm, deren er mit einem Zeitverluſt von 24 Stunden ſich leichter und ſicherer bemächtigen konnte, und Beaulieu, weil er Lodi ſo übereilt räumte, daß er nicht Zeit hatte, die Brücke abzutragen, wodurch er dem franzöſiſchen Heere das weitere Vordringen würde unmöglich gemacht haben.

Logarithmus (Verhältnißzahl) iſt ein mathematiſcher Kunſtausdruck für eine Zahl, wodurch die Größe eines Zahlenverhältniſſes in Beziehung auf ein Grundverhältniß ausgedrückt wird. Jene Zahl iſt nur in Beziehung auf ihre Einheit denkbar, z. B. 3 nur in Beziehung auf 1, wovon ſie das 3fache iſt. Dieſe Beziehung heißt das Verhältniß; daher hat jede Zahl ein Verhältniß zu ihrer Einheit, und ſie ſelbſt ſpricht den Werth deſſelben aus. Der Werth eines Verhältniſſes wird erkannt, wenn man zwei Zahlen mit einander vergleicht, und die Größe deſſelben kommt durch eine dritte Zahl zu unſerm Bewußtſein, z. B. 9 zu 3 durch die Zahl 3, 9 zu 18 durch 2 u. ſ. w. Denkt man ſich nun eine Reihe von Verhältniſſen nach einander, welche alle einerlei Werth haben, wie 1 zu 3, 3 zu 9, 9 zu 27, 27 zu 81 u. ſ. w. (wo ſich 9 zu 3, 27 zu 9, 81 zu 27 eben ſo verhält, wie 3 zu 1) und man nimt das Verhältniß 3 zu 1 als Einheit an, ſo iſt 9 zu 1 inſofern das doppelt ſo große, 27 zu 1 das dreifache, 81 zu 1 das vierfache. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, welche den Werth eines ſolchen Verhältniſſes in Beziehung auf Grundverhältniß ausſprechen, heißen Logarithmen Iſt alſo 1 hier der Logarithmus von 3, ſo iſt 2 der Logarithmus von 9, 3 der Logarithmus von 27, 4 der Logarithmus von 81 u. ſ. f. Nähme man aber ein anderes Verhältniß, z. B. 4 zu 1, zum Grundverhältniß an, mithin 1 als Logarithmus von 4, ſo wäre 2 Logarithmus von 16, 3 Logarithmus von 64 ꝛc. Die Logarithmen der dazwiſchen liegenden Zahlen, welche alle Brüche ſein müſſen, laſſen ſich ſämmtlich berechnen und nach der Reihe zuſammenſtellen. Eine nach einem gewiſſen Grundverhältniß gemachte Berechnung der Logarithmen aller Zahlen bis zu einer gewiſſen Grenze nennt man ein logarithmiſches Syſtem. Das gewöhnliche iſt das brigg'ſche, wo das Grundverhältniß 10 zu 1 iſt, folglich 1 der Logarithmus von 10

2 der Logarithmus von 100, 3 der Logarithmus von 1000 ꝛc. Alle Logarithmen der dazwischen liegenden Zahlen sind berechnet und in Tabellen gebracht, deren Gebrauch in der Rechenkunst, besonders bei großen Zahlen, von sehr vieler Bequemlichkeit ist. Die dazu gehörenden Kunstgriffe sind sehr einfach und leicht. Denn hat man Zahlen zu multipliciren, so addirt man ihre Logarithmen, hat man sie zu dividiren, so subtrahirt man diese; soll man dagegen Zahlen zu Potenzen erheben, so multiplicirt man diese Logarithmen mit den Exponenten, soll man Wurzeln ausziehen, so dividirt man die Logarithmen durch die Wurzelexponenten. Diese Rechnungsart soll im 17. Jahrh. Joh. Neper, ein schottischer Baron, nach Andern ein deutscher Prediger, Stiefel, schon 1530 erfunden haben. In frühern Zeiten hat man die Logarithmen nur auf mathematische Rechnungen angewendet, und bei Rechnungen im Geschäftsleben unbeachtet gelassen. Allein sie sind der Bequemlichkeit wegen allen denen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, besonders Kaufleuten, zu empfehlen. Die Logarithmen sind schon bei jedem Regulabetri-Exempel anwendbar, z. B. wenn 460 Stück 1290 Thaler kosten, so werden 8150 Stück $\left(\frac{8150 \bowtie 1290}{460}\right)$ Thaler kosten. Um nicht die umständliche Multiplication und Division zu haben, addirt man den Logarithmus von 8150 zum Logarithmus von 1290 und zieht den Logarithmus von 460 von der Summe ab. Sucht man nun die Differenz in den logarithmischen Tabellen auf, deren in neuerer Zeit mehrere geliefert worden sind, so ist die dazu gehörige Zahl die Zahl der gesuchten Thaler. F. A. Schröter's Rechnung mit Decimalbrüchen und Logarithmen nebst den dazu gehörigen Tafeln, Helmstädt 1709, ist zu diesem Zwecke brauchbar.

Logau (Friedr., Freiherr von), ein deutscher Dichter, besonders Epigrammatist, wurde 1604 in Schlesien geboren, und trat als Kanzleirath in die Dienste des Herzogs von Liegnitz. 1648 nahm man ihn unter dem Namen des Verkleinernden in die fruchtbringende Gesellschaft auf. Die Liebe zur Dichtkunst äußerte sich bei ihm schon frühzeitig. In reifern Jahren scheinen ihm seine Geschäfte nicht erlaubt zu haben, sich in größern und längern Gedichten zu versuchen, und er schränkte sich deshalb besonders auf Epigramme ein. Er gab zuerst eine Sammlung von 200 Epigrammen unter dem Titel heraus: Erstes und anderes Hundert deutscher Reimsprüche Salomon's von Golaw, Breslau 1638. Die gute Aufnahme, welche diese erhalten hatten, bewog ihn späterhin, (wahrscheinlich 1654), eine neue Sammlung zu veranstalten, welche 3000 Sinngedichte enthielt. Logau, als ein Zeitverwandter Opitz'ens, trat in die Fußtapfen dieses seines großen Vorgängers, und verräth öfters die Kraft und den körnigten Ausdruck desselben. Viele seiner Epigramme sind originell und glücklich erfunden, und eben so schön gesagt, als gedacht. Dagegen sind viele andre mittelmäßig, ja ganz verfehlt. Immer aber treten Logau's Epigramme um desto merkwürdiger in der Geschichte unserer satyrischen Poesie auf, je sparsamer diese Gattung von den Deutschen bearbeitet worden ist. Ramler und Lessing, die 1759 eine Auswahl seiner Epigramme veranstalteten, zogen auf's neue die Aufmerksamkeit auf ihn. Nach Lessing's Tode gab Ramler 1791 diese Auswahl zum zweiten Male heraus. Logau starb zu Liegnitz 1655.

Logik. Unter diesen abgekürzten griechischen Namen (eigentlich λογικη, nämlich ἐπιστημη) wird fast allgemein die Wissenschaft von den Gesetzen des Denkens und der richtigen Gedankenverbindung verstanden,

Digitized by Google

obgleich ungewiß ist, ob dieser Name zunächst vom Denken, oder von der Sprache (denn beide Bedeutungen hat das Wort λογος) herzuleiten sei. Im Deutschen hat man dieser Wissenschaft auch den Namen: Denk- oder Verstandslehre, gegeben, weil hier die Rede von einer wissenschaftlichen Darstellung derjenigen Gesetze ist, welche der Verstand bei allem Denken befolgen muß (daher logische Gesetze), es habe einen noch so verschiedenen Gegenstand und Inhalt, und ohne deren Befolgung keine Wahrheit für uns möglich ist. Hierin liegt hauptsächlich der Werth der Logik, nicht nur die Richtschnur für den praktischen Verstandesgebrauch, sondern auch eine Vorbereitungswissenschaft für alle andere Wissenschaften, namentlich zur Philosophie zu sein, indem sie die Anleitung enthält, wie jede Erkenntniß wissenschaftlichen Zusammenhang erhalten, und zur Wissenschaft werden soll, und die Erfordernisse des wissenschaftlichen Zusammenhangs zur Bildung und Beurtheilung jedes wissenschaftlichen Denkganzen aufstellt; denn die Gesetze des Denkens sind zugleich die Gesetze der Wissenschaft und ihrer Anordnung. Inwiefern aber die logischen Gesetze nur abstracte Form unserer Erkenntniß bestimmen, keineswegs aber Anweisung geben können, wie man den Stoff der Erkenntniß erlange, und sich der wahren Einsicht in die Dinge bemächtige (womit es die eigentliche Philosophie zu thun hat), insofern hat man die Logik von der eigentlichen Philosophie neuerdings gesondert, oder formelle Wissenschaft, Formalphilosophie genannt. Nennt man jedoch eine philosophische Wissenschaft diejenige, deren Erkenntniß kein Gegenstand der Erfahrung, sondern aus der Vernunft selbst geschöpft ist, so ist die Logik ursprünglich eine solche: denn die Gesetze der Gedankenverbindung haben diesen Ursprung, und der Inhalt der Logik ist daher von so apodiktischer Art, oder von so demonstrativer Gewißheit, als der Inhalt keiner andern philosophischen Wissenschaft, eben weil sie es mit dem Denken, oder dem Verhältnißbestimmen in der gegebenen Erkenntniß zu thun hat. Daher hat man auch, vorzüglich zum Nachtheile der Metaphysik oder transcendentalen Philosophie, ihre Abgeschlossenheit und Vollständigkeit oft allzusehr gepriesen, und sie in dieser Hinsicht der Mathematik an die Seite gestellt. Allein das bloße, wenn auch systematische Denken ist noch kein Philosophiren; das noch so systematische Anordnen macht Behauptungen noch nicht zu Wahrheiten; und die Begreiflichkeit ist nicht der höchste Zweck der Philosophie; ja alle demonstrative Gewißheit setzt die Wahrheit ihren Principien voraus und einen Gegenstand, an denen sie sich offenbaren. Man darf daher den Werth der Logik eben so wenig überschätzen, wie die ältern Philosophen vorzüglich thaten, als dieselbe unbillig herabsetzen, wie die neuern oft thun. Bei den Alten wurde mit der genannten Aufgabe der Logik oft auch die tiefere philosophische Untersuchung über die allgemeinen Kennzeichen der Wahrheit, oder die materiellen Bedingungen der Wahrheit unserer Erkenntniß verbunden, welche Untersuchung einige Neuere bald in die Metaphysik gezogen, bald in Ermangelung eines andern Ausdrucks, in dem Sinne einiger ältern Philosophen, Dialektik genannt, und sehr natürlich (der Etymologie und dem gewöhnlichen Gebrauche beider Ausdrücke nach, sind Dialektik und Logik wenig verschieden) an die Logik angeschlossen haben, welche letztere auch wirklich ohne Verbindung mit dieser Untersuchung, und ohne genauere Bestimmung ihres Kreises und Werthes oft mehr schädlich, als nützlich gewesen ist, und die Philosophie zur bloßen Formal-Philosophie gemacht hat; wie denn alle scharfe Absonderung des Formellen von dem Materiellen leicht gefährlich und beschränkend wird. Noch Andere haben jener vorbereitenden Untersuchung den Namen Fundamental-Philosophie,

Fundamental-Wissenschaft, philosophische Grundlehre u. s. w. gegeben. Man theilt die Logik oder Denklehre gewöhnlich in die reine und angewandte. Erstere soll das Denken an sich nach seinen Gesetzen, Operationen (Begreifen, Urtheilen und Schließen) und deren Producten (Begriff, Urtheil und Schluß im Einzelnen) und in Beziehung auf ein Denkganzes, wie in der wissenschaftlichen Vollendung des Systems und dessen Formen (Definitionen, Eintheilungen und Beweisen); die angewandte aber das Denken unter besondern subjectiven und objectiven Rücksichten, die man bei der Anwendung der Denkgesetze zu nehmen hat, nämlich die Beziehung auf die Verbindung des Denkens mit andern Geistesäußerungen und die Einschränkungen und Hindernisse des Denkens, welche hieraus hervorgehen, so wie entgegenwirkenden Mittel, endlich auch in Beziehung auf die Hauptsphären des Denkens betrachten. In den letztern Beziehungen setzt die Logik die Erfahrungs-Seelenlehre voraus, mit welcher sie auch, als Vorbereitungswissenschaft zur Philosophie, in genauester Verbindung steht. Eine natürliche Logik ist aber ein Widerspruch, weil Niemand eine Wissenschaft schon von Natur besitzt, wenn er auch die Gesetze derselben anwendet, und die natürliche Fähigkeit, zu denken, auch ohne wissenschaftliche Ausbildung zu einiger Fertigkeit erhoben werden kann, auf welcher der s. g. gesunde Menschenverstand beruht. Einen Logiker nennen wir daher auch nur denjenigen, der die Wissenschaft der Logik bearbeitet und lehrt, vornehmlich, wenn er dieses mit Glück und Auszeichnung thut, oder überhaupt den, welcher die logischen Gesetze mit Bewußtsein im Gebiete des Denkens anzuwenden versteht, und diese Anwendung der logischen Gesetze zur Kunst (Fertigkeit) erhoben hat; dann auch Dialektiker. Diese wissenschaftliche Ausbildung der Logik finden wir zuerst bei den Griechen. Zeno von Elea wird oft Vater der Logik oder Dialektik genannt; doch war die Bearbeitung derselben damals mehr vom praktischen Interesse, oder von der Rede und Disputirkunst abhängig und artete, als Kunst der Schlüsse und Beweise, bald in die Sophistik aus. Die Sophisten und die megarische Schule (gestiftet von Euklid aus Megara) bildeten diese Kunst sehr aus; letztere wurde daher die euristische oder dialektische genannt, und ist durch die Erfindung mehrerer Sophismen berühmt. Den ersten umfassenden und rein wissenschaftlichen Versuch, die Denkformen in abstracto darzustellen, machte Aristoteles, daher er auch mit mehrerem Rechte Vater der Logik zu nennen ist. Hieher gehören seine logischen Schriften, welchen die spätere Zeit den Namen Organon gegeben hat, und welche fast zwei Jahrtausende nach ihm in den Schulen der Philosophen das herrschende Ansehen behaupteten. Auch waren seine Untersuchungen zugleich auf die Kriterien der Wahrheit gerichtet, worin Epikur, Zeno, der Stifter der stoischen Schule, u. A. ihm nachfolgten. Das Ansehen, welches die Logik oder Dialektik in der spätern Zeit, namentlich im Mittelalter gewann, so daß sie fast unbedingt als reales Organon aller Wissenschaften angesehen, und vom 8. Jahrh. an als freie Kunst gelehrt wurde, stieg am höchsten in der scholastischen Philosophie, welche nur eine neuere Art der Sophistik war, und vorzüglich der Theologie diente. Gegen dieses Ansehen traten Petrus Ramus (Pierre de la Ramée), Baco und andere mit gegründeten Einwendungen auf. Descartes und Malebranche vermischten die Logik wieder mit der Metaphysik. Locke, Leibnitz und Wolf, Thomasius, Crusius, Ploucquet, Lambert (in seinem neuen Organon), Reimarus, Feder u. A. haben um die Ausbildung der neueren Logik großes Verdienst. Eben so Kant und seine Schüler, Maaß, Hoffbauer, Jakob, Krug, Fries, so wie ein Maimon, Bardilli, Schulze, Reinhold u. A. Fichte verwies

ſie aus dem Gebiete der Philoſophie, und behauptete ihre Abhängigkeit von der Methaphyſik. Schelling erklärte: ſie ſei, als eine formale Wiſſenſchaft, der Philoſophie ſogar entgegengeſetzt. Doch haben Klein und Thanner, welche ſeiner Anſicht folgen, und auf ganz eigenthümliche Weiſe Hegel neuerdings die Logik darzuſtellen verſucht, ſo daß man über den Hauptpunkt, nämlich ihr Verhältniß zur Methaphyſik und die Anwendung ihrer Formen auf dem Gebiete der philoſophiſchen Speculation noch immer verſchiedener Meinung iſt. T.

Lógogriph, ſ. Räthſel.

Logthing iſt der geſetzgebende Körper des norweg'ſchen Storthings (Reichsverſammlung). Sobald ſich der Storthing conſtituirt und der König oder ſeine Beauftragten die Verhandlungen mit einer Rede eröffnet hat, erwählt der Storthing unter ſeinen Mitgliedern ein Viertheil, welches das Logthing ausmacht. Die übrigen drei Viertheile bilden das Odelsthing (die Grundeigenthümer). Jede dieſer beiden Abtheilungen hält ihre Verſammlungen abgeſondert und ernennet ihre eigenen Präſidenten und Secretär. Jedes Geſetz wird in den Odelsthing entweder von deſſen Mitgliedern, oder von der Regierung durch einen Staatsrath zuerſt vorgeſchlagen. Iſt hier der Vorſchlag angenommen worden, ſo wird er an das Logthing geſandt, welches ihn entweder genehmigt oder verwirft, und im letzten Falle die Urſachen der Verwerfung angibt. Dieſe Urſache erwägt nun der Odelsthing und legt entweder ſeinen Vorſchlag nieder, oder ſendet ihn wieder mit oder ohne Veränderung an das Logthing. Iſt der Vorſchlag vom Odelsthing zwei Mal dem Logthing vorgelegt und von dieſem zum zweiten Male mit einer Zurückweiſung zurückgeſandt worden, ſo trit das ganze Storthing zuſammen, und es entſcheiden dann zwei Drittheile ſeiner Stimmen über den Vorſchlag. Zwiſchen jeder ſolchen Berathſchlagung müſſen wenigſtens 3 Tage verfließen. Hat ein vom Odelsthing vorgeſchlagener Beſchluß den Beifall des Logthing oder des verſammelten Storthing erhalten, ſo wird ſolcher durch eine Deputation von beiden Abtheilungen des Storthings an den anweſenden König, und wenn er abweſend iſt, an den Vicekönig oder an die norwegiſche Regierung geſandt, mit dem Antrag auf die königliche Sanction. Der Logthing hält, gleich dem Odelsthing, ſeine Sitzungen öffentlich, und die Verhandlungen werden in der Regel durch den Druck bekannt gemacht. Die Mitglieder des Logthings machen mit dem höchſten Gerichte des Reichsgericht aus, welches vom Odelsthing eingeleitet worden, entweder gegen die Mitglieder des Staatsraths, oder des höchſten Gerichts, wegen Amtsverbrechen, oder gegen die Mitglieder des Storthings, wegen der Verbrechen, die ſie als ſolche begehen möchten, und hat der Vorſtand des Logthings den Vorſitz. Wider die Urtheile dieſes Reichsgerichts findet keine Begnadigung ſtatt, als Befreiung von der erkannten Todesſtrafe (ſ. d. Art. Storthing.)

Lohenſtein (Daniel Caſpar von) ward 1635 zu Nimptſch, einer Stadt im ſchleſiſchen Fürſtenthume Briegg, geboren, und machte den Anfang ſeiner Studien in ſeiner Geburtsſtadt. Nachdem ſetzte er ſie auf dem Gymnaſium zu Breslau fort, bis er 1650 die Univerſität zu Leipzig und nachher die zu Tübingen bezog. Dann trat er eine Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz, die Niederlande und Holland an und kehrte zu Waſſer über Hamburg nach Breslau zurück. 1666 ward er zum Regierungsrathe, zum kaiſerlichen Rathe und erſten Syndikus der Stadt Breslau ernannt. Schon in ſeinem 15. Jahre verfertigte er 3 Trauerſpiele, die auch ſpäterhin gedruckt worden ſind. Man kann

ihm keineswegs Genie absprechen, aber es ging durch falsche Richtungen unter, und es fehlte ihm Geschmack. Er besaß neben einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit eine große Kenntniß der neuern Sprachen. Neuerungssucht oder Begierde, seine Vorgänger zu verdunkeln, führte ihn irre. Dennoch fand er bald Nachahmer, die seine Übertreibungen noch mehr übertrieben, und, nach ihm, Lohensteinianer genannt wurden. Die lohensteinischen Gedichte sind voll von schmacklosen Wortschwalls, falschen Pomps und unnatürlicher Bilder. In den Trauerspielen, die unter seinen poetischen Werken leicht das Erheblichste sein dürften, fallen diese Fehler, zu der höchsten Stufe gesteigert, doppelt auf. Sie heissen: Ibrahim Bassa; Agrippine; Epicharis; Cleopatra; Sophonisbe und Ibrahim Sultan. Sie sind gesammelt in Lohenstein's Trauer- und Lustgedichten, Breslau 1680, 1689. Leipzig 1733. 8. Seine übrigen Gedichte sind unter dem Namen: Blumen, von ihm gesammelt worden; das letzte der Hyacinthen, an Balthasar Friedrich von Logau gerichtet, beweiset, daß es Lohenstein, bei geleitertem Streben nach Vollkommenheit, möglich gewesen sein dürfte, ein trefflicher Dichter zu werden. Unter seinen prosaischen Schriften, in denen ebenfalls Schwulst mit Plattheit wechselt, zeichnet sich der Heldenroman: Arminius und Thusnelda, aus, über dessen Ausarbeitung er starb, der aber von seinem Bruder, und nach dessen Tode vom Prediger Wagner zu Leipzig vollendet wurde. Obgleich dieser Roman jene Fehler hat, obgleich Lohenstein selbst durch den Tod verhindert wurde, die letzte Hand daran zu legen: so sind doch wahrhaft kräftige Stellen darin zu finden, in welchen der Verfasser große und erhabene Gedanken in gedrängter Kürze vorgetragen hat. Dieser Roman erschien zuerst in Leipzig 1690 in zwei Quartbänden, worauf eine zweite vermehrte Ausgabe (Leipzig 1731) folgte. Lohenstein starb zu Breslau 1783 in einem Alter von 48 Jahren.

Loire, der größte Fluß in Frankreich, entspringt in einem Berge der Sevennen, Gerbier de Saux genannt, im Departement der Ardeche und ergießt sich unterhalb Nantes in Bretagne in das Meer. Die Länge seines Laufs beträgt gegen 90 Meilen. Ob er gleich viele seichte Stellen hat, so ist er doch für größere Kauffartheischiffe bis Nantes, für kleinere bis Briaire und für geringere Fahrzeuge bis Roanne schiffbar. Er hat bei der neuen Eintheilung Frankreichs nach der Revolution drei Departementern den Namen gegeben: das Departement der Loire, der Ober- und Unter-Loire. 1815 erhielt die Scheidungslinie, welche die Loire in Frankreich bildet, eine politische Wichtigkeit, indem das französische Heer nach der Schlacht von Waterloo oder Belle-Alliance, und zurückgedrängt bis unter die Mauern von Paris, vermöge der Capitulation, welche von dem provisorischen Gouvernement mit Blücher und Wellington abgeschlossen wurde, sich ohne weitere Feindseligkeiten, unter Davoust's Oberbefehl, hinter die Loire zurückzog und hierdurch den Namen Loire-Armee erhielt.

Loke, s. nordische Mythologie.

Lokmann, eine Person aus dem Sagen- und Überlieferungskreis der Araber. Die Zeit, wenn er lebte, wird sehr verschieden angegeben, so wie überhaupt nicht auszumitteln ist, ob es nicht zwei zu verschiedenen Zeiten lebende Personen dieses Namens gab. Nach der Sage soll Lokman ein Sprößling des Stammes Ad gewesen, u..d einst mit einer Karavane nach Mekka gesendet worden sein, um Gott bei anhaltender Dürre um Regen anzuflehen. Gottes Zorn vernichtete aber den ganzen Stamm Ad, und nur Lokman, der einzige Fromme, blieb übrig, worauf dann der Herr der Welt ihm freistellte, zu wählen,

entweder so lange zu leben, als der in einer unersteiglichen Gebirgshöhle liegende Dung von sieben Gazellen dauern würde, oder so lange, als sieben auf einander folgende Geyer lebten, worauf denn Lokman das Letztere annahm, und undenkliche Jahre auf Erden wandelte. Im Alkoran ist gleichfalls die Rede von einem Lokmann, der den Beinamen: „der Weise" erhielt, zuweilen aber auch Abu-Anam (d. i. Vater des Anam) genannt wird. Dieser, ob mit dem vorigen identisch? steht dahin, soll zur Zeit Davids gelebt haben, und die Sage schildert ihn in vielen Zügen den Phrygier Äsop ähnlich, wie denn auch die Araber eine Menge Fabeln von ihm haben, die offenbar Nachahmungen der dem Äsop beigeschriebenen sind, und ihren Styl und ihrer Einkleidung nach hinreichend beweisen, daß man ihre Entstehung nicht einmal bis in das erste Jahrhundert der Hedschira zurückführen kann. Auch dieser Lokmann soll sich einer ungemeinen Lebensdauer (nach Einigen von 300, nach Andern von 1000 Jahren) zu erfreuen gehabt haben, welche Übereinstimmung in der Erzählung dann vermuthen läßt, daß der im Alkoran erwähnte, und der der Sage nach vom Stamme Ad entsproßene, eigentlich nur eine Person waren, deren Geschichte durch Tradition im Lauf der Zeiten so fabelhaft ausgeschmückt wurde. Durch Erpenius wurden die, dem Lokman zugeschriebenen Fabeln zum Erstenmal in Europa durch den Druck bekannt (1615.) Sie erschienen arabisch mit einer lateinischen Übersetzung, und wurden später der in Leyden herausgekommenen arabischen Grammatik des Erpenius beigefügt, und sie sind seitdem in mehrfachen Auflagen verbreitet worden, von denen jedoch keine einzige ohne Textunrichtigkeiten ist. Bei den Orientalen selbst stehen diese Fabeln übrigens, ihrer schmucklosen Einkleidung und fast lakonischen Kürze wegen, nur in sehr geringem Ansehen, wie sie denn überhaupt im Ganzen das Aufsehen nur wenig verdienen, welches sie eine Zeitlang bei uns machten. Im Jahr VIII. (1799) besorgte Marcel während der französischen Occupation von Ägypten eine Ausgabe der „Fables de Lokmann" in Kairo, welche 1803 in Paris neu aufgelegt wurde; die beste ist aber die 1813 von Caussin zum Gebrauch der Eleven des Collége-royal veranstaltete. Die Angaben des Herausgebers der galland'schen Übersetzung des Homayoun-Nameh, oder der Fabeln des Bidpai ist aber insoweit falsch, als er diese indischen Fabeln auf dem Titel neben Bidpai auch Lokman zuschreibt. Die vollständigste Handschrift der lokman'schen Fabeln (in persischer Sprache) befindet sich in der Bibliothek des Vatikans.

Lokris, Lokrier, Lokri Ersteres ist eine Landschaft Mittel-Griechenlands, deren Einwohner Lokrier heißen, und zu den ältesten griechischen Völkerschaften gehören. Man unterscheidet 4 Stämme derselben: die epiknemidischen, opuntischen, ozolischen und epizephyrischen Lokrier. Die letzten waren eine Kolonie von den ozolischen Lokriern und wohnten in Unteritalien. Lokri ist der Name ihrer Hauptstadt, eine der mächtigsten, glänzendsten und reichsten Städte des alten Groß-Griechenlandes, wovon jetzt nur wenige Reste noch vorhanden sind.

Lollharden, s. **Beguinen** und **Brüderschaften**.

Lolli (Antonio), ein berühmter Geiger, den Schubart den Shakspeare unter den Geigern nennt, ward 1728, nach Andern 1740, zu Bergamo oder Venedig geboren, und stand von 1762 bis 1773 als Conzertmeister in Diensten des Herzogs von Würtemberg. Hierauf ging er nach Rußland wo sein Spiel der Kaiserin Catharina II. dergestalt gefiel, daß sie ihm einen Bogen schenkte, auf welchen sie mit eigner Hand

die Worte geschrieben hatte: „dieser Bogen, von Catharinens Hand verfertigt, ist für den unvergleichlichen Lolli bestimmt.“ 1775 machte er eine Reise nach England, Frankreich und Spanien, auf welcher er in Madrid für jedes Concert, außer vielen andern Geschenken, 2000 Reale (etwa 125 Thaler) vom Theater-Unternehmer erhalten haben soll. Dann ging er 1789 nach Italien zurück, wo er 1794 zu Neapel starb. Lolli suchte die Vorzüge der nardinischen und ferrarischen Schule zu vereinigen. Die Fertigkeit, welche er auf seinem Instrumente erlangt hatte, setzte in Erstaunen. Man pflegte ihn wol den musikalischen Luftspringer zu nennen. Noch keiner seiner Vorgänger hatte eine solche Höhe auf dem Griffbrette erstiegen; aber dabei überließ er sich auch so wilden und regellosen Phantasien, bei denen er sich häufig an gar keinen Takt band, daß auch der geübteste Begleiter ihn nicht zu accompagniren vermochte, so wie er seiner Seits auch Niemanden begleiten konnte. Er hat, außer Violin-Concerten und drei Werken Sonaten, eine Violinschule in Quartetten für zwei Geigen, Bratsche, Violoncello, und mehrere Conzerte und Quartette handschriftlich hinterlassen.

Lombard, s. Leihbank.

Lombardei, begriff im 6. Jahrh., als die Longobarden einen großen Theil Italiens eroberten, das sogenannte Oberitalien, späterhin nannte man die österreichischen Provinzen in Italien (nämlich die Herzogthümer Mailand und Mantua), die österreichische Lombardei, Nachdem 1805 die Franzosen aus diesen Ländern und andern das Königreich Italien gebildet hatten, verschwand dieser Name ganz; jetzt, da durch den pariser Frieden 1814 dieses, von Napoleon geschaffene Königreich wieder aufgehört hat, und Österreich zum Besitze eines großen Theils des vormals zum Königreich Italien geschlagenen Oberitaliens gelangt ist, ist 1815 dieser österreichische Antheil an Italien zu einem lombardisch-venetianischen Königreiche umgeschaffen worden. Es begreift das Gebiet der vormaligen Republik Venedig in Italien (mit Ausnahme Istriens und des Kantons Civida, welche zu dem neuern Königreiche Illyrien gekommen sind), die Herzogthümer Mailand (österreichischen Antheils) und Mantua, geringe Theile von Parma, Piacenza und dem päpstlichen Gebiete, und die sonst zu Helvetien gehörigen Landschaften: Veltlin, Worms und Kleven, und wird von Helvetien, Deutschland, dem adriatischen Meere, dem Kirchenstaate, Modena, Parma und den sardinischen Staaten begrenzt. Die Größe beträgt 830 Q. M., und die Bevölkerung 4,200,000 Seelen. Es wird von dem Tagliamento, der Piave, Brenta, dem Etsch, Po, Mincio, Ticino und der Adda bewässert. Man findet viele Seen, als den Lago maggiore, den Comersee, den Iseo- und Gardasee; auch hat es eine Menge von Kanälen. Der Boden ist größtentheils eben, nur an den Gegenden berühren Zweige der Alpen das Land, und westlich von Padua erstrecken sich die euganeischen Berge, meist vulkanischen Ursprungs nur von mittlerer Höhe (1700 bis 1800 Fuß hoch). Überhaupt ist diese Provinz in den meisten Gegenden trefflich angebaut, und gleicht einem Garten. Das Klima ist kälter in den nördlichen, an die Alpen stoßenden Gegenden, in den übrigen mild, warm und gesund, doch nicht frei von Winterkälte und Frost, daher geschieht es oft, daß die Oliven, Pomeranzen Citronen und andere zarte Gewächse erfrieren, der Weinstock Schaden leidet und die Flüsse zufrieren. Selbst die Lagunen um Venedig werden so eisfest, daß man Stunden weit darüber hinläuft, und selbst darauf fährt. Dieses Land ist sehr fruchtbar und hat Rindvieh, mittelmäßige Pferde, Schafe mit einer groben Wolle, eine große Menge von Federvieh und viele Fische;

auch unterhält man Seidenbau. Der Feldbau iſt die vorzüglichſte Nahrungsquelle der Einwohner und wegen der Fruchtbarkeit des Bodens ſehr ergibig an Getreide, Mais, Hülſenfrüchten, Gartengewächſen, Flachs ꝛc. Wo die Felder ſumpfig ſind, werden ſie zum Reißbau gebraucht, der theils im Lande verbraucht, theils nach Deutſchland ausgeführt wird. Ferner iſt der Wein- und Ölbau ſehr ausgebreitet. Außer den gewöhnlichen Obſtarten, hat man Kaſtanien, Mandeln, Feigen, Pomeranzen, Citronen, Lorbeeren. Mit Pomeranzen, Citronen und Feigen wird ein bedeutender Handel getrieben. Das Mineralreich liefert Eiſen, Kupfer, Marmor, Salz und einige Mineralwäſſer. Die Einwohner ſind, bis auf wenige Griechen, Deutſche und Juden, lauter Italiener, und die herrſchende Religion iſt die katholiſche. Der Gewerbfleiß iſt zwar ziemlich ſtark, doch von ſeiner vormaligen Höhe ſehr herabgeſunken. Die vorzüglichſten Fabriken beſtehen in Seide, Glas und Eiſenwaaren. Der Seidenbau und die Seidenweberei iſt durch das ganze Land ausgebreitet. Es werden alle Arten von Zeugen, Bändern, Tüchern, Strümpfe, auch eine große Menge von Zwirnſeide gemacht und ausgeführt. Die Glasfabriken in Venedig und Murano ſind ſehr wichtig; ſehr berühmt iſt das Spiegelglas. Außer den Spiegeln, werden auch viele Glasperlen und alle Glasarbeiten in großer Vollkommenheit verfertigt. Die Stahl- und Eiſenfabriken haben beſonders ihren Sitz in Brescia, wo man viele Gewehre, Säbelklingen, Meſſer ꝛc. verfertigt. Die Wollentuchfabriken haben ſehr abgenommen. Die Gold- und Silberarbeiten zu Venedig und Mailand ſind berühmt; auch verfertigt man Porcellan, Fayence, Tapeten, Papier, viele Waaren des Luxus und eßbare Dinge, als Masken, künſtliche Blumen, Pomaden, Confitüren, Eſſenzen, Würſte, candirte Früchte, Nudeln und den berühmten Parmeſankäſe. Für die Muſik liefert Cremona Geigen, Lauten, Flöten und andere muſikaliſche Inſtrumente. Der Handel mit dieſen Erzeugniſſen iſt bedeutend, und die Ausfuhr überſteigt die Einfuhr. Dieſes, mit dem öſterreichiſchen Staate verbundene Königreich hat ſeine beſondere Verfaſſung. Es wird durch einen Vicekönig regiert, der zu Mailand ſeinen Sitz hat, und zerfällt in zwei Goubernernements, welche das lombardiſche und venetianiſche heißen. In jedem derſelben iſt die Verwaltung, unter der Abhängigkeit von den höchſten Behörden zu Wien, einem Gouverneur und einem Gubernialcollegium anvertraut. Das lombardiſche Gouvernement enthält auf 390 Q. M. 2,300,000 Einwohner, und hat zur Hauptſtadt Mailand; das venetianiſche Gouvernemeut enthält auf 440 Q. M. 2 Millionen Einwohner, und hat Venedig zur Hauptſtadt. Den landesfürſtlichen Verwaltungsbehörden ſind ſtehende Collegien aus Mitgliedern der verſchiedenen Klaſſen der Nation an die Seite geſetzt.

Lombardiſche Schule, ſ. Italieniſche Kunſt.

Lombardus (Petrus), einer der berühmteſten Scholaſtiker, aus einem Flecken bei Navarra gebürtig. Er war Abälard's Schüler, Lehrer und zuletzt Biſchof zu Paris, und ſuchte die theologiſchen Meinungen in ein Syſtem zu bringen, welches bis auf die Reformation ein faſt klaſſiſches Anſehen unter den Theologen hatte, und bei allen theologiſch-philoſophiſchen Unterſuchungen und Vorleſungen zum Grunde gelegt wurde. Er ſtellt in demſelben die Ausſprüche der Kirchenväter über Dogmen, beſonders aber des Auguſtinus zuſammen, und führte dann Zweifel und Einwendungen, ſo wie die Widerlegungen derſelben an, ohne ſelbſt zu entſcheiden. Sein vielmal aufgelegtes Werk heißt:

Digitized by Google

Sententiarum IV. libri, daher sein Name: magister sententiarum. Er starb 1164.

Lomenie de Brienne (Etienne Charles) Kardinal, Erz-Bischof und Staatsminister von Frankreich, wurde 1727 zu Paris geboren und ergriff, obschon er der älteste Sohn seines Hauses war, den geistlichen Stand, in welchem er bald, unterstützt durch einen lebhaften Geist und die einflußreichen Verbindungen seiner Familie, von Stufe zu Stufe emporstieg, obschon ihn seine fortgesetzte Verbindung mit freisinnigen Denkern jener Zeit (d'Alembert, Morellet u. A.) dem frömmelnden Hofe und der Curie wenig empfahlen. 1744 gab er, mit Turgot, eine Schrift heraus, deren Zweck es war, die damals zwischen den Parlamenten und dem Klerus obwaltenden Streitigkeiten zu schlichten, und die den Titel führte: „le Conciliateur, ou lettres d'un ecclésiastique à un magistrat." (Sie wurde später von Condorcet, Dupont de Nemours u. A. von neuem mehrmals herausgegeben). Im Jahre 1758 wohnte er an der Stelle des Kardinal von Lüynes in Rom dem Conclave bei, welches Clemens XIII. auf den päpstlichen Stuhl hob, und 1760 ward er zum Bischof von Condom ernannt, drei Jahre darauf erhielt er aber das Erzbisthum Toulouse, in dessen Verwaltung er sich die Anerkennung aller derer erwarb, die den alten hierarchischen und mönchischen Einrichtungen entgegen waren, freilich aber auch den bittern Unwillen der bigotten Klostermenschen auf sich lud, die durch seinen Eifer, dem Geiste der Zeit gemäß, das ganze, unnütze Mönchswesen bei Seite zu schaffen, oft genug aus den Wohnplätzen ihrer angeblichen Frömmigkeit vertrieben wurden. Während er so gegen den Sinn der Anhänger alter kirchlicher Einrichtungen handelte, unterstützte er aber mit seltener Freigebigkeit Arme und Nothleidende, half, wo er konnte, als eine verheerende Viehseuche viele Einwohner seiner Diecös in bedeutenden Verlust stürzte, ließ zum Vortheil des Handelsverkehrs von Toulouse die Garonne mit dem Kanal von Caraman, durch einen Nebenkanal verbinden, der noch seinen Namen trägt, errichtete Erziehungsanstalten, gründete ein Hospital, stiftete mehrere Stipendien für die Schüler an der Militärschule zu Toulouse, und bewieß sich überhaupt durchaus als einen eben so aufgeklärten, als das wahre Wohl des Landes befördernden Mann. 1770 wurde er zum Mitglied der Akademie ernannt, und als der Erzbischof von Paris, Beaumont, starb, verhinderte nur die frömmelnde Partei am Hofe, die freilich dem Bischof von Toulouse seine durchgreifenden Klosterreformen nicht vergeben konnte, daß er nicht an dessen Stelle erwählt wurde. Bei dem ersten Ausbruch der Volksunzufriedenheit in Frankreich bewieß sich Brienne sehr thätig, er erhob vor Allen seine Stimme gegen die Finanzverwaltung von Calonne, und nachdem dieser Minister verabschiedet worden war, brachten es seine zahlreichen Anhänger dahin, daß Ludwig XVI. ihn, wiewol nur widerstrebend, an dessen Stelle an die Spitze der Finanzverwaltung rief. Sein Bruder, der Graf von Brienne, wurde zu gleicher Zeit zum Kriegsminister ernannt (1787). Leider erfüllte der neue Finanzminister aber selbst die mäßigsten Erwartungen nicht, und wenn ihm schon der grenzenlosen Verworrenheit wegen, welche damals in den öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs herschte, einige Entschuldigung dieserhalb gemacht werden kann, indem keines einzelnen Menschen Kraft hingereicht haben würde, Ordnung in ein Feld zu bringen, das seit mehrern Menschenaltern zu einem Chaos von Verlegenheiten gemacht worden war: so mußten doch selbst Brienne's wärmste Anhänger gestehen, daß sie sich dies Mal in ihm getäuscht hatten. Mit jedem Tage stieg die Verwirrung, und

mit jedem Tage sah man auch mehr, wie der Minister, dessen Ehrgeiz es gelungen war, sich zum Principal-Minister in dieser sturmvollen Zeit ernennen zu lassen, in einem unseligen Schwanken, ohne Plan, Kraft und Einsicht handelte. Bald kam es so weit, daß er von allen Seiten angeklagt wurde, und schon im August 1788 sah sich der König gezwungen, ihm seine Dimission zu geben, und zur Freude des Publikums Necker an seine Stelle zu rufen, der indeß, wie bekannt, auch nicht helfen konnte. Vor dieser Periode war Brienne schon zum Erzbischof von Sens, an die Stelle des verstorbenen Kardinal de Lúynes ernannt worden, und um ihn den Schmerz für den verlornen Ministerposten weniger empfindlich zu machen, belieh ihn Ludwig XVI. mit einigen Abteien, und verschaffte ihm von Pius VI. den Kardinalshuth; eine Sache, die Pius jedoch nur nach einigen Widerstreben that, da er den vorgeschlagenen Candidaten durchaus nicht liebte. Brienne machte jetzt eine Reise nach Italien, ohne dabei jedoch Rom zu berühren, und kehrte 1790 nach Frankreich zurück, um seine Schulden zu berichtigen, die, trotz seiner großen Einkünfte doch so bedeutend waren, daß er sich gezwungen sah, einen Theil seiner kostbaren Bibliothek aufzuopfern. Jezt leistete auch der Kardibal de Lomenie (denn also ward Brienne nun genannt) den von der Constitution vorgeschriebenen Eid, und im März 1791 bat er in einem Schreiben an den Pabst um Entlassung aus dem Kardinalscollegium, was Pius auch gern bewilligte. Dennoch entging Brienne, der durch diesen Schritt gehofft hatte, sich den Verfolgungen der Revolutionspartei zu entziehen, seinem Schicksale nicht. Im November 1793 wurde er in Sens festgenommen, hierauf zwar wieder entlassen, dann aber gleich wieder auf's neue verhaftet, und eines Morgens in seinem Gefängnisse todt gefunden (den 16. Februar 1794). Mißhandlungen u. Beschimpfungen, die er im Kerker von rohen Soldaten, seinen Wächtern, hatte erdulden müssen, verbunden mit den Folgen einer Indigestion, hatten ihm einen Schlag zugezogen, der seinem Leben im 67. Jahre seines Alters, ein Ende machte. Sein Bruder, der oben erwähnte Kriegsminister, Athanase Louis Marie de Lomenie, Graf von Brienne, dessen baldiger Nachfolger im Ministerium de la Tour düstin war, fiel in demselben Jahre unter dem Beile der Guillotine. Ein zweiter Bruder, der Marquis de Brienne, blieb, als Oberst im Regiment Artois dienend, im Jahr 1747 bei dem Angriff auf Col de l'Astiete. Vom Kardinal hat man im Druck: „Oraison funèbre du Dauphin," welche 1766 in Paris herauskam.

Lomonosoff (Michael Wasiljewitsch) einer der berühmtesten russischen Dichter, wurde 1711 zu Kolmogory geboren. Sein Vater, ein Fischer, wollte ihm zu demselben Gewerbe erziehen, und so mußte der junge Lomonosoff in früher Jugend schon den Vater bei seinen Arbeiten behülflich sein und mit zum Unterhalte der Familie beitragen. Der Gesang der Psalmen Davids in der Kirche und das Lesen der Bibel, erweckte in dem Knaben zuerst den poetischen Geist und die Liebe zu den Wissenschaften und noch fast ganz ohne Unterricht als den er sich selbst gegeben, faßte er schon in der Jugend den kühnen Entschluß die Wunder der Schöpfung und die großen Thaten seines Landesherrn Peter I. in Gesängen gleich denen von David, zu feiern. Die zu ihm gelangende Kunde, daß in Moskau eine Unterrichtsanstalt sich befinde, in welcher man Griechisch, Lateinisch, Deutsch und Französisch lehre, brachte ihn indessen auf andere Ideen. Er verließ heimlich das väterliche Haus, ging in die Hauptstadt, und forderte hier den Unterricht, nach welchem sein wißbegieriger Geist verlangte, und wo er so gut benutzte, daß

man ihn schon 1734 aus der Anstalt zu Salkonospasko entlassen und bei der neuerrichteten Akademie der schönen Wissenschaften anstellen konnte. Zwei Jahre später schickte man ihn nach Deutschland um seine Studien zu vollenden. Er besuchte hier das damals sehr berühmte Marburg, durchreiste Sachsen, Braunschweig u. m. a. Länder, und kehrte 1741 nach Petersburg zurück, wo er eine Stelle in der Akademie erhielt, und zum Director des mineralogischen Cabinets ernannt wurde. Bald darauf gab er seine, in seinem Vaterlande berühmt gewordene, Ode auf den Sieg bei Pultawa heraus. Durch eine Ukase ward er 1745 zum Professor der Chymie ernannt und 6 Jahre spä er ertheilte ihm die Kaiserin Elisabeth den Titel eines Kollegienrathes; auch erhielt er 1752 das Privilegium zur Errichtung einer Glasfabrik, besondern B hufs der Anfertigung von bunten Glasperlen u. dgl. Da er zuerst in Rußland die Idee zur Verfertigung von Mosaiks angeregt hatte, so übertrug die Regierung ihm die Aufsicht über die Anfertigung von zwei großen Gemälden dieser Art, die Peter I. Thaten verherrlichen sollten. Die mannichfachen Schicksale, welche dieser ausgezeichnete, bloß durch sich selbst sich emporschwingende Mensch, sowol in seinem Vaterlande wie in in Deutschland hatte, wo man ihn auf der sächsischen Gränze zum Soldaten preßte und er nur mit Mühe dem Schicksal entging, erschossen zu werden, machen sein Leben noch merkwürdiger. Er starb 1765 den 4. April, nachdem er vorher noch zum Professor, Generaldirector der Unterrichtsanstalten und Universitäten, und Staatsrath ernannt worden war, und seine Leiche wurde auf Befehl von Katharina II. mit großer Pracht in der Klosterkirche des heil. Alexander Newsky beigesetzt. Man hat von diesem Dichter 2 Bände Oden und außerdem noch mehrere geistige und weltliche Liedergesänge u. dgl., die sehr geschätzt werden. Seine Petreide, ein Heldengedicht auf den Czaar Peter I. in 2 Gesängen, ist das beste was man bisher in dieser Art in Rußland besitzt. Außerdem schrieb Lomonosoff noch eine Grammatik seiner Landessprache und übersetzte mehrere Werke über Mineralogie, Metallurgik und Chymie. Seine Grammatik und sein Abriß der russischen Geschichte, wurden später in's Deutsche und von dieser Sprache wieder in's Französische, übersetzt. Die russ. Akademie gab seine Werke in 16 Bänden heraus. 3. A. 1804. Von dem Admiral Tschitschagoff ist übrigens eine Lebensbeschreibung Lomonosoff's erschienen, die ziemlich umständlich die Schicksale dieses geistreichen Mannes schildert.

London. Dieser merkwürdige, in mancher Rücksicht einzige Ort in der Welt, die Hauptstadt des brittischen Reichs, 12 Meilen vom Ausflusse der Themse, auf welcher die größten Kauffahrteischiffe bis an die Stadt kommen, der wichtigste Handelsplatz der Erde und die größte Stadt in Europa, enthält über eine Million Einwohner, eine Anzahl, die im Winter durch den englischen Adel noch ansehnlich vermehrt wird, und besteht aus drei Haupttheilen: I. aus der eigentlichen Stadt London (welchen die Engländer die City nennen, und der den östlichen Theil ausmacht); II. aus Westminster (oder richtiger zu reden, aus der westlichen Seite der Stadt, von der die eigentlich sogenannte Stadt Westminster nur einen kleinen Theil ausmacht); und III. aus dem ehemaligen Flecken Southwark (spr. Sodrick), der auch gewöhnlich in London nur the borough genannt wird. Die erstern beiden Theile liegen auf der Nordseite und der letztere auf der Südseite der Themse. Hierzu kommen noch eine Menge Ortschaften, die durch den Anbau zur Stadt gezogen worden sind, und noch nimt sie täglich an Größe zu. Die City und Westminster

gehören zur Grafschaft Middlesex; Southwark zur Grafschaft Surry. Die ganze Stadt ist 7 englische (1¾ deutsche) Meilen oder drei Stunden lang, über eine halbe deutsche Meile breit, hat 4 Meilen im Umfange, und faßt 8000 Straßen, 34 Marktplätze, 71 Squares oder Plätze, welche in der Mitte einen Rasenplatz einschließen und 150,000 ein bis sechs Stockwerk hohe Häuser in sich, unter denen man allein über 300 gottesdienstliche Gebäude, 22 Hospitäler und 95 Armenhäuser zählt. Der fast stets bedeckte Himmel, noch mehr aber der schwere, wie eine dicke Wolke auf der Stadt ruhende Steinkohlendampf, sind Ursache, daß man selbst von den hohen im Mittelpunkte der Stadt belegenen Pauliskirche herab die ungeheure Häusermasse selten ganz zu übersehen vermag. An trüben Wintertagen wird in den großen Handelscomtoiren der engen City schon um 2 Uhr Nachmittags Licht angezündet, und der von jenem Dampfe sich überall ansetzende schwarze Ruß, vereint mit der graubraunen Farbe der englischen Backsteine (dem gewöhnlichen Baumaterial in London) gibt der Stadt ein düsteres, unfreundlicheres Ansehen. Das eigentliche London (City) sticht mit der westlichen Seite der Stadt, sowol in Rücksicht auf die Beschaffenheit der Häuser, als auch der Bewohner derselben, auffallend ab. Die Häuser in der City, welche größtentheils nach der schrecklichen Feuersbrunst 1666 gebauet wurden, sind unregelmäßig, unbequem und in engen, schlechten Straßen versteckt. Da nun der Hof, welcher seinen Sitz in Westminster hat, ohnedies einen großen Theil der vornehmen Welt dort versammelt, so ist, besonders seit den letzten 30 Jahren, eine ordentliche Volkswanderung aus der City nach dem westlichen Theile der Stadt, vorgefallen, so daß zwischen beiden, in Rücksicht der Sitten eine merkliche Verschiedenheit, und deshalb auch eine gewisse gegenseitige Verachtung und Eifersucht Statt findet. Unter die großen öffentlichen Gebäude in der City gehören die Börse und die Bank, in deren Nähe sich eine zahllose Menge Kaffeehäuser befindet, auf denen große Geschäfte gemacht werden, (hieher gehört Lloyds, in dem obern Stockwerke der Börse selbst befindliches, berühmtes Kaffeehaus, eigentlich mehr ein Sammelplatz der größten Kaufleute, besonders der Assecurateurs und Mäkler, dessen sich selbst die Regierung bedient, um der Kaufmannschaft schnell öffentliche Neuigkeiten mitzutheilen), das Posthaus, die Assecuranzhäuser, das Rathhaus (Guildhall), der Palast des Lord Mayors (der ersten Magistratsperson in der City), the Mansion-house genannt, das neue Zollhaus (Custom-house, nur das neue königl. Münzgebäude, die Häuser der ostindischen und anderer Handlungsgesellschaften u. s. f. Ferner sind in der City merkwürdig: die Pauliskirche, ein Werk von einer erstaunlichen Größe, das jedoch zu versteckt liegt, um die gehörige Wirkung zu thun, binnen 4 Jahren, mit einem Kostenaufwande von 1,500,000 Pf. Sterling von Christoph Wren erbaut, 500 Fuß lang, 250 Fuß breit und mit einer 340 Fuß hohen und 145 Fuß im Durchmesser haltenden Kuppel; der Tower, ein altes Fort, wo ein wichtiges Archiv und die Reichskleinodien verwahrt werden und das zum Staatsgefängnisse dient; auch findet man daselbst ein großes Zeughaus, mit den Überbleibseln der berüchtigten unüberwindlichen Flotte der Spanier, welche England unter Elisabeths Regierung unterjochen sollte. Ein breiter Wassergraben umgibt den Tower, und auf einer Terrasse stehen 60 Kanonen, welche bei feierlichen Gelegenheiten abgefeuert werden; das Bedlam-

Hospital, das größte Irrenhaus in England, welches seit 1813 ein geräumiges Local erhalten hat; das Gefängniß Newgate; die alte London Brücke (915 Fuß lang, 45 Fuß breit und in der Mitte 60 Fuß hoch); sie begränzt gleichsam den Hafen der Stadt und ihre 19 Bogen von ungleicher Größe sind, mit Ausnahme des mittlern, der erst 1756 durch Niederreißung eines der Brückenpfeiler erweitert ward, so enge, daß bei starker Fluth häufige Unglücksfälle dadurch eintreten. Nahe dabei ist die große, 1582 von einem Deutschen, Namens Moritz, angelegte, und von Hadley nachher verbesserte Wasserkunst, wodurch ein Theil der Stadt mit Flußwasser versehen wird. Ferner die, schon 1769 vollendete Blackfriarsbrücke (1100 Fuß lang und 42 Fuß breit,) von 9 Bogen, und zwischen beiden die ganz neue eiserne Southwark-Brücke. — Endlich erwähnen wir noch das sogenannte Monument, eine 202 Fuß hohe Säule, welche zum Andenken des großen Brandes von 1666 errichtet ward, mit einer, den damaligen Zeitgeist charakterisirenden Inschrift, welche die Katholiken als Urheber jenes Unglücks nennt. In dem westlichen Theile der Stadt, der übrigens durch keine sichtbare Gränze von der City abgesondert ist, und die Hälfte von ganz London ausmacht, wo man fast nichts, als zierliche Häuser, prächtige Plätze, schnurgerade Straßen und das schönste Steinpflaster in Europa sieht, bemerken wir: den St. James Palast, die ehemalige königliche Residenz, ein altes, unregelmäßiges Gebäude, auf dessen Platze ehedem ein dem h. Jakob (St. James) gewidmetes Hospital stand und wovon, der 1809 abgebrannte südöstliche Flügel noch jetzt in Ruinen liegt. Die Westminster-Abtei oder Kirche zu St. Peter, eins der größten noch vorhandenen Meisterstücke der gothischen Baukunst, wo sich das Begräbniß der Könige und vieler berühmter Männer aller Stände, mit einer unzähligen Menge der herrlichsten Denkmäler Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Newton's, Shakspeare's und Händel's auchzeichneten. Die Kirche ward im 13. Jahrh. unter Heinrich III. zu bauen angefangen, die beiden schönen Thürme aber erst 1735 nach der Zeichnung Christoph Wren's vollendet. Ein sehr lobenswerthes Unternehmen der neuesten Zeit ist die künstliche Ausbesserung der verwitterten Theile des ehrwürdigen Gebäudes. Die schadhaften Steine wurden behutsam ausgehoben und durch neue, in ganz gleichem alterthümlichen Geschmack verzierte, ersetzt, welchen man durch Bestreichung mit Öl auch die Farbe der alten zu geben weiß. Ferner Westminsterhall, wo der König gekrönt, und das Oberhaus bei wichtigen Vorfällen Gericht hält. Das Parlamentshaus, ein altes, schlechtes Gebäude; die alte große und prächtige Westminster-Brücke (15 Bogen) 1223 Fuß lang und 44 Fuß breit, welche 1750 vollendet ward und 389,500 Pf. St. kostete; die neue eiserne Vauxhall- oder Prinz-Regents-Brücke, 809 Fuß lang von 9 Bogen, die ebenfalls neu, am 18. Juni 1817, als am Jahrestage der Schlacht bei Waterloo eröffnete Waterloo- oder Strand-Brücke. Die drei neuen Brücken sind von Privatunternehmern auf Actien erbaut, und es wird für den Übergang ein geringer Zoll entrichtet. Ferner mehrere Kirchen in vortrefflichem Geschmack; mehrere schöne Plätze (Squares), in deren Mitte gewöhnlich ein grüner Platz zum Spazierengehen eingerichtet ist, wobei jedoch bemerkt zu werden verdient, daß alle diese Squares ohne Unterschied mit verschlossenen eisernen Geländern umgeben sind, und daher nicht sowohl öffentliche, als vielmehr nur Privat-Spatzier-Plätze für die zunächst wohnenden Hauseigenthümer bilden; Buckinghamhouse, der Palast der letztver-

storbenen Königin, welchen auch der König zu bewohnen pflegte; ein weder sehr großes noch sehr schönes Gebäude, das in dem an den St. James-Palast anstoßenden St. James-Park liegt, aus welchem man in den Green-Park und dann in den Hyde-Park gelangt, der sich bis an die Gärten von Kensington erstreckt; man beschäftigt sich gegenwärtig mit dem Plane, Buckinghamhouse niederzureißen, und an dessen Stelle einen, dem Range und dem Wohlstande der Nation angemessenen Königspalast zu erbauen, woran es bisher gefehlt hat. Carltonhouse, der Palast Georgs IV., des Prinzregenten, mit einer ungemein reichen Sammlung von Waffen aller Nationen und aus verschiedenen Zeiten, die durch die neuen Siege der Engländer in Indien, Ägypten, Spanien und bei Waterloo, großen Zuwachs erhalten hat; der St. James-Park; Sommersethouse, ein von der Nation erbauter, prächtiger Palast, worin die königl. Societät der Wissenschaften, der königl. Akademie der Künste und der Alterthumsgesellschaft und verschiedenen Staatsbehörden Zimmer eingeräumt sind; das Coventgarden-Theater; das Drurylane-Theater, das italienische Opernhaus und das Sommertheater zu Haymarket; das brittische Museum, eine Sammlung von schätzbaren Alterthümern, naturhistorischen Seltenheiten, Münzen, Medaillen und Büchern, welche erst neuerlich durch den Ankauf der von Lord Elgin in Griechenland zusammengebrachten Alterthümer ansehnlich vermehrt worden; das Findlings-Hospital; das London-Infirmary oder Hospital, eine der schönsten Anstalten in ganz England.

Die oben genannten drei Parke am äußersten Westende der Stadt bilden mit dem nordwestlich gelegenen neuen Regents-Park, die einzigen öffentlichen Spaziergänge Londons, und sind Sonntags die Hauptsammelplätze der schönen Welt, haben aber, mit Ausnahme des James-Parks, der mit einigen Baumreihen bepflanzt ist, durchaus nichts Anziehendes und verdienen in keiner Hinsicht mit der bessern öffentlichen Anlagen ähnlicher Art auf dem Festlande verglichen zu werden. Southwark, in der Grafschaft Surry, ist der südlichste Theil der Stadt, auf dem rechten Ufer der Themse, welcher ganz das Ansehen einer alten Fabrikstadt hat, wo die berußten Häuser regellos und dicht gedrängt an einander liegen. Doch findet man auch mehrere große und lebhafte Straßen und einige merkwürdige Gebäude, als Lambeth, die Wohnung des Erzbischofs von Canterbury, und das merkwürdige Schuldgefängniß (Kings-Bench), innerhalb dessen die Gefangenen (welche nicht selten ihre Familien mit sich dahin nehmen) die größte Bequemlichkeit und Freiheit genießen, so daß sie sogar Bälle und Concerte darin geben. Etwa zwei engl. Meilen von der Westminsterbrücke liegt der berühmte öffentliche Garten von Vaurhall, einem Dorfe an den Ufern der Themse, wo vom Mai bis Ende August täglich bei glänzender Erleuchtung Concerte gegeben werden.

Die Fabriken Londons sind äußerst wichtig, und es werden darin Waaren von anerkannter Güte und Schönheit in Seide, Wolle, Baumwolle, Gold, Stahl, Silber, Messing, Zinn, Leder, Glas ꝛc. verfertigt. Vorzüglich wichtig sind auch die Zuckersiedereien und Porter- und Alebrauereien. Der äußerst wichtige Handel hat $\frac{2}{3}$ des ungeheuren brittischen Handels in seinen Händen. Das Kapital, welches seine Kaufleute im Umlaufe haben, ist unermeßlich und gar nicht zu schätzen. Die Stadt besitzt an 5000 Schiffe: jährlich laufen in den Hafen, in welchen oft 1000 Schiffe beisam-

men liegen, 13,000 Schiffe ein, und zu Lande fahren 40,000 Wagen und Karren mit Gütern ab und zu. Merkwürdig sind die nahe bei der Stadt, zum Behuf des westindischen Handels, von einer Gesellschaft mit 600,000 Pf. Sterling Kosten erbauten Docks. Dieser neue, durch Kunst hervorgebrachte Hafen, in welchem alle Westindienfahrer ihre Waaren ein- und ausladen müssen, liegt Greenwich gegenüber, und besteht aus zwei ungeheuern Becken, wovon das größere 200 bis 300 Schiffe fassen kann. Breite Quais mit großen Magazinen umgeben die mit Schiffen bedeckten Becken. London ist der Sitz der Bank von England, der ostindischen Compagnie, und der Südsee, der Levante, der Hudsonsbai, der afrikanischen und der englischen Heringsfischerei-Gesellschaft. Man zählt 72 Privatbanken, 2 privilegirte Assecuranzgesellschaften auf Schiffe und 14 andere Assecuranzgesellschaften. Fast $\frac{1}{7}$ der Volksmenge Londons wird durch Handel und Schiffahrt beschäftigt.

London scheint schon vor den brittischen Feldzügen Cäsars als Stadt bestanden zu haben. Tacitus nennt Londinum einen Ort, der zwar den Ehrentitel einer römischen Kolonie nicht erhalten habe, aber doch als ein Hauptsitz des Handels zu betrachten sei. Constantin der Große soll die Stadt zuerst mit Mauern umgeben und den ersten Bischofssitz daselbst errichtet haben. Unter der sogenannten Heptarchie war London die Residenz des Königs von Essex (Ostsachsen), ward verschiedentlich von den Dänen verwüstet, durch Alfred den Großen aber, gegen das Ende des 9. Jahrh. zur Hauptstadt von ganz England erhoben, und mit mancherlei Freiheiten und Vorrechten begnadigt, welche Wilhelm der Eroberer 1067 schriftlich bestätigte. 1207 soll Henry Fitz-Almyn der erste londoner Bürgermeister gewesen sein, der den Titel eines Mayor annahm, dem 1354 der Lords Titel hinzugefügt ward; zwei Angaben, die jedoch nicht ganz verbürgt scheinen. 1381 und 1450 brachten die Empörungen von Wat Tyler und Jack Cale die Stadt in große Unruhe und Schaden. 1542 wurden verschiedene Straßen gepflastert. Noch unter der Königin Elisabeth war London fast einzig auf die jetzige City beschränkt; selbst in dieser fanden sich beinahe so viel Gärten, als Häuser, und dennoch glaubte man der fernern Vergrößerung der Stadt durch das Verbot von Neupoten entgegenwirken zu müssen. Aber ihre Bedeutsamkeit schon zu jenen Zeiten geht daraus hervor, daß sie in den Kriegen mit Spanien von 1588 bis 1597 auf eigene Kosten nach und nach ein Heer von 20,000 Mann stellte und 38 Kriegsschiffe ausrüstete. 1603 starben an der Pest, die schon öfter große Verwüstungen angerichtet hatte, 30,561 Menschen. In den Bürgerkriege unter Carl V. ward die Stadt auf Befehl des Parlaments mit Festungswerken umgeben, wovon sich aber gegenwärtig keine Spur mehr findet. 1665 wüthete die Pest auf's neue, aber zum letzten Male. Die Zahl der Todten betrug nach Dr. Hodyns 68,596, nach Claviendon 160,000. Das große Feuer 1666 brannte vom 2. Sept. Sonntag Nachts, bis zum Donnerstage, und verzehrte 13,200 Häuser, 87 Kirchen, 26 Hospitäler ꝛc. Daß der Schaden unermeßlich war, bedarf keines Beweises, aber auch der Nutzen, den die Stadt aus einer regelmäßigen Vertheilung der Straßen bei dem Wiederaufbau der Häuser hätte ziehen können, ging verloren, indem es Niemand einfiel, in diesem Stück eine Änderung zu machen. Schon 1683 gab der bedeutende Anwachs der Bevölkerung und Größe der Stadt Anlaß zur Errichtung der sogenannten Pfennigpost, welche

allein für London bestimmt ist. So hat London von Jahr zu Jahr sich fast in's Ungeheure erweitert, und man nimt an, daß seit den letzten 50 Jahren die Zahl der Häuser daselbst sich um 50,000 vermehrt habe.

Im Verhältniß zur Größe der Stadt zu ihrer Menschenzahl, ihrem Reichthume, haben Londons Einwohner weniger Gelegenheit, sich zu unterhalten, als die jeder andern europäischen Hauptstadt; es mag dies nun Folge zufälliger Umstände oder des eigenthümlichen englischen Charakters sein. Was sich indessen von der Art vorfindet, zeichnet sich in der Regel durch Glanz und Pracht oder dadurch aus, daß man es nur in England, in London findet. Wir nennen hier zuerst die verschiedenen Theater daselbst. London ist wahrscheinlich die Stadt, wo die Bühne am frühesten festen Fuß faßte und die Künstler auf ihr zuerst einen höhern Grad von bürgerlicher Achtung behaupteten, als an andern Orten. Was ſton in ältern Zeiten von moralischen und religiösen sogenanten Mysterien und satyrischen, plumpen Possenspielen und Haupt- und Staatsactionen vorhanden war, wovon uns ja Shakespeare in seinem Hamlet, in seinem Sommernachtstraum, selbst Proben mitgetheilt hat, die gewiß dem, was er vorfand, nachgebildet sind, wandelte sich durch diesen Riesengeist in ein regelmäßiges Nationalschauspiel um, das zwischen dem alten (griechischen) klassischen und modernen Drama eine neue Gattung bildete und von dem Augenblicke an, wo sein Genius die Zeitgenossen entzückte, hat sich der Geschmack für die Freuden der Bühne in London nie wieder verloren; nie hat es an Dichtern und Künstlern gefehlt, die, wie er, sich der allgemeinen Theilnahme erfreut hätten. Wir nennen hier zuerst das königliche Theater oder das italienische Opernhaus auf dem Haymarket, zunächst für große ital. Oper und Ballets bestimmt; auf dieser Bühne glänzte die Catalani, die Mariane Sessi, die Strina Sachi; was Italien und Frankreich an Tänzern und Sängern Großes hat, finden hier stets den Schauplatz für seine Talente. 1790 brannte das Gebäude ab, allein seit 1818 glänzt es in seiner gegenwärtigen Gestalt im Äußern, das von einer Colonnade von eisernen Säulen in dorischer Ordnung geziert ist, wie im Innern. Es gibt dem Theater in Mailand wenig nach. Jede Loge ist mit Vorhängen versehen, wie in Neapel, damit die Zuschauer sich ganz isoliren können. Das Ganze faßt bequem 2500 Menschen. Die Vorstellungen beginnen im Januar und dauern wöchentlich, zwei Mal, bis zum August. Das Drurylane Theater bildete sich schon unter Jacob I. und 1662 war die darauf spielende Gesellschaft vom König privilegirt. Die Mitglieder hießen Diener seiner Majestät, was jetzt noch der Fall ist, und erhalten jährlich zehn Ellen Scharlachtuch, nebst Tressen dazu. Es brannte 1771 ab, und entstand dann auf's neue, bis es 1793 in einem noch größerm Style aufgebaut wurde. Indessen die Flammen verzehrten es wieder 1809 und so schreibt sich seine einfache, aber schöne Gestalt, in der man es jetzt sieht, erst seit 1811 her. Ein großer Kronleuchter mit Gaslampen erhellt das Innere. Das Ganze fgsset 2800 Zuschauer. Gleich dem Coventgarden-Theater ist es vornämlich dem recitirenden Schauspiel bestimmt. Dies letztere schreibt sich von 1662 her, wo sich eine Gesellschaft bildete, die den Namen der „Diener des Herzogs von York" (nachmaligen König Jacobs II.) annahm. Auch diese Bühne ging 1808 in Feuer auf, stand aber schon wieder 1809 da und ward mit Makbeth eröffnet. Es gehört zu den schönsten Bühnen Europa's und ist

nach dem Muster des Minervatempels in Athen gebaut. Die Zuschauer, die es faßt, betrage gegen 3000. Die ganze Einnahme gewährt dann etwa 1000 Pf. Da diese großen Theater im Sommer geschlossen sind, so bildete sich schon seit 1702 das sogenannte Haymarkettheater für diese Jahreszeit, und der berühmte Komiker Foote gab ihm einen Ruf, der dem von jenen, was so nöthig war, die Waage halten konnte. In seiner jetzigen Gestalt steht es seit 1821. Indessen ist der Geschmack für theatralische Vorstellungen im Sommer so wenig in London einheimisch, das es nur geringen Ertrag gewährt, zumal da außer jenem Foote, ausgezeichnete Künstler auf ihm selten erschienen, während die beiden andern ältern durch Garrik, Kemble, Kean, Siddons u. s. w. weltberühmt wurden. Aus gleichem Grunde, der das Haymarkettheater schuf, entstand auch 1816 das English opera-house, dessen Namen sogleich auch seine Bestimmung angibt, und seit 1818 stand noch ein Herr Mathews auf, der ungefähr, gleich unserm Deklamator Solbrig, sein Publikum ganz allein zu ergötzen weiß. Er gibt gewöhnlich 40 Vorstellungen jeden Sommer und trägt dann bald ein Abenteuer auf einer Postkutsche, bald einen Abstecher nach Paris, bald die beiden Mühmchen vom Lande, bald die große Reise durch Luft, Erde und Wasser vor. Sein Witz, seine Mannigfaltigkeit, ziehen die ausgesuchteste und zahlreichste Gesellschaft in seine kleine, ihm selbst zuständige Bühne. Einige kleinere Theater sind für Operetten, Ballets, Pantomimen ꝛc. bestimmt. — Ist die dramatische Kunst aber in London verhältnißmäßig auf so wenig Räume beschränkt, so finden sich dagegen desto mehr Bühnen für manche Genüsse, die in andern Städten gar nicht, oder selten angetroffen werden. So finden wir einige dergleichen für Kunstreiter und zwar ein astley Royal amphitheatre, bereits schon seit 1767, das zwar mehrmals abbrannte, aber immer in schönrer Gestalt wieder aufstieg. In Sadlers Well sind sogar die alten Seegefechte der Römer aufgelebt, indem der große, innere Raum auf dem Boden ein Wasserbecken bildet. Der — Bajazzo, Grimaldi, spielt eine Hauptrolle bei den Vorstellungen daselbst. Was Gartenfreuden anbetrifft, so ist der londoner Vaurhall seit Addison berühmt. Freilich war hier damals nichts, als ein angenehmer Theegarten, durch eine musikalische Unterhaltung belebt; allein Zeit und Speculation vergrößerte die Gärten und vermehrte die Freuden darin. Illuminationen mit buntfarbigen Lampen und transparenten Gemälden, Säle mit Gemälden von der Hand eines Hogarth geschmückt, Feuerwerke, das zahlreichste Concert von mehr als 100 Sängern und Virtuosen auf ihren Instrumenten, aufgeführt, Tanz, lassen die Mitternacht herbeikommen, ehe es die zahlreichen Besucher ahnen. Im Ganzen genommen, sind aber der Gelegenheiten, sich in Gärten zu ergehen, in London ebenfalls wenig. Die Parks am Kensingtonpalast, in der Greens Inn, in St. James, sind theils für viele Bewohner entfernt, theils ist ihr Umfang beschränkt, theils der Besuch bedingt. Am meisten belebt ist der Hydepark mit einer mineralischen Quelle und einem Flußbade. Im Winter wird hier viel Schlittschuh gelaufen. Häufig müssen daher auch die Brücken über die Themse selbst als Promenaden dienen und die Waterloo-Brücke ist in der Art seit 1817 besonders beliebt, ohne daß darum die Unternehmer, die sie bauen ließen, bisher für die ungeheuern Kosten eine entsprechende Rente gehabt hätten. Vielleicht veranlaßt der Mangel an solcher Unterhaltung die noch immer fortdauernden Pferderennen, Hundehetzen, die Borkämpfe, die Hahnenkäm-

pfe ꝛc. Seit hundert Jahren iſt das Boxen als Kunſt vorwaltend und manche Kämpfer der Art erhielten einen Namen, der ſie hiſtoriſch merkwürdig macht. 1791 eröffnete für dies rohe Schadenſpiel der Jude Mendoza eine beſondere Bühne, um die ſich eine große Menge der Vornehmſten ſammelt. Jetzt gibt es mehrere dergleichen für eine gefahrloſere Art dieſes Kampfes, wo beide Theile die Hände mit ſtarken Handſchuhen bekleidet haben. Für den grauſamen Hahnenkampf iſt ebenfalls ein beſondrer Schauplatz in London, wo denn auch öfters Hunde-, Bären-, Stierhetzen gegeben werden, rohe Vergnügungen, die erſt aber kürzlich der ſcharfſinnige Brougham, der die unglückliche Königin Caroline ſo kräftig vertheidigte, vielleicht um dem Volk zu ſchmeicheln, im Parlamente in Schutz nahm.

Londonderry (Marquis von) ſ. Caſtlereagh.

Londoner Bank (Bank von England), die vornehmſte unter den dermalen in Europa beſtehenden Zettelbanken, und in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung die reichſte Geld-Corporation in der Welt. — Schon ſeit den Fortſchritten des engliſchen Handels unter Cromwell, noch mehr aber ſeit der im J. 1660 erfolgten Reſtauration des Hauſes Stuart, hatte ſich das Bedürfniß gezeigt, dem Credite der einzelnen Handelshäuſer in dem Geſammtkredite Aller oder doch Mehrerer eine Stütze zu verſchaffen. In dem erweiterten Waarenhandel fühlte der einzelne Kaufmann das Bedürfniß, den in ſeinen Magazinen niedergelegten und dort auf den Käufer wartenden Werth inzwiſchen vermittelſt darauf ausgeſtellter Wechſel, oder durch einſtweilige Verpfändung ſo zu realiſiren, daß ſein Kapital durch anderweite Geſchäfte in beſtändiger fruchtbarer Bewegung bleiben konnte. Die vorhandene baare Münze ſtand zu der plötzlichen Ausdehnung des brittiſchen Handels in keinem Verhältniß, und die bekannte, gegen das Ende des 17. Jahrh. eingetretene Verſchlechterung und Verwirrung der brittiſchen Münzen erſchwerte den Umlauf dieſer unzureichenden Geldmaſſe noch mehr. Unter dieſen Umſtänden war der Discont der Privatwechſel, ſo wie der Zinsfuß überhaupt, zu einer unerſchwinglichen Höhe geſtiegen: die Regierung konnte ihre Vorausbezahlungs- und Creditgeſchäfte ſelten unter einem Zins von 20, 30 ja 40 p.Ct. zu Stande bringen, wozu freilich auch die Verarmung der Krone während des Zwiſchenreichs und die Verſchwendungen Carls II. beitrugen. Regierung und Handelsſtand hatten alſo ein gleiches Intereſſe, Handelscompagnien, Kreditvereinen, und corporativen Verbindungen des Geldintereſſe Vorſchub zu leiſten. Nur die damalige Unbeſtimmtheit der politiſchen Verfaſſung, die anerkannte Habſucht der Krone und vielfältige Gewaltſtreiche machten jede Theilnahme der Regierung an ſolchen Verbindungen bedenklich. Die Revolution des J. 1688 erfolgte; Königin Maria und Wilhelm III. beſtiegen capitulationsweiſe den Thron; Freiheit und Eigenthum wurden befeſtigt; die nahe Familienverbindung Englands mit dem damals in ſeiner höchſten Handelsblüthe ſtehenden Holland regte wohlthätigen Wetteifer an, und ſo kam 1694 der längſt genährte Plan einer Leih- und Zettelbank zu Stande. William Patterſon, ein Schotte von großen kaufmänniſchen Einſichten, und Michael Godfrey, nachheriger erſter Vicegouverneur der Bank, gelten für die eigentlichen Stifter dieſer Hauptſtütze des brittiſchen Credits. Eine Geſellſchaft von Kaufleuten bildete, vermittelſt Actien-Einlagen zu 100 Pf. Sterling, in 10 Tagen vom 21. Juni bis 2. Juli 1694 einen Fonds von 1,200,000 Pf. St. Dieſes Kapital wurde der Regierung zu 8 pC. Zinſen und weiterer jährlicher

Prämie, unter dem Titel: Verwaltungskosten, von 4000 Pf. St. auf 11 Jahre bis zum ersten August 1705 vorgeschossen; nach dieser Verfallzeit sollte einjährige Aufkündigung eintreten, und mit Rückerstattung des Kapitals von Seiten der Regierung sollten sämmtliche, beiderseits darangeknüpfte Bedingungen erlöschen. Die von der Regierung über das Darlehn erhaltenen Obligationen (stocks) und deren von dem Parlamente verbürgte oder fundirte Zinsen, welchen die Einkünfte mehrerer Getränke- und anderer Taxen angewiesen waren, bildeten also die Grundlage des Bankgeschäftes. Die auf solchem Grunde ausgestellten Noten sollten pfandweise gegen Wechsel, Gold, Silber und andere Waaren aufgegeben, und dadurch eben sowol dem Privatkredite der Grundbesitzer, Fabrikanten und Kaufleute auf, als dem Mangel an Geld und sicherer Münzwährung abgeholfen werden. Indeß hatte dieser weise Plan mit vielen Hindernissen zu kämpfen: man fand den von der Regierung erheischten Zins von 8 p.Ct. zu gering für den Kredit der Bank; selbst das Ansehn der heiligen Schrift (Luc. 19, 23) mußte zu Hülfe genommen werden, um die herrschenden Vorurtheile zu beschwichtigen. Für das der Regierung geleistete Darlehn wurde der Bankgesellschaft unter Zustimmung des Parlaments auf den verabredeten Zeitraum ein Freibrief (Charter) bewilligt, wonach derselben alle Rechte einer Corporation, auch die Erwerbung von liegenden Gründen und anderm Eigenthume, gestattet wurde. Ihr eigentlicher Wirkungskreis sollte auf den Handel mit Wechsel und edeln Metallen, und auf Pfandverleihungsgeschäft beschränkt sein, daher ihr nur der Verkauf der Erzeugnisse ihrer Grundstücke und der verfallenen Pfänder erlaubt, dagegen jeder anderweite Waarenhandel unter der Strafe des dreifachen Werthes untersagt war. Eben so sollte sie mit dem Belauf der dreifachen Summe verfallen sein, wenn sie sich ohne Bewilligung des Parlamentes mit der Regierung über den Ankauf von Kern-Ländereien und Gerechtsamen, über Vorausbezahlung von Einkünften oder irgend ein Darlehnsgeschäft verständigte. Dies war das erste Privilegium der Bank, welches hernach mehrmals vermittelst weiterer Darlehne an die Regierung, oder Herabsetzung der früher bewilligten Zinsen verlängert worden, und dermalen, unter den seit einem Jahrhundert eingetretenen Änderungen bis zum J. 1833 rechtskräftig bestehet. Die Rechte der Grundstückenwerbung, so wie der Pfandverleihung gegen Waaren sind fast unbenutzt geblieben; die Bank ist, ungeachtet des ersten Entwurfes, niemals ein Leihhaus gewesen, sondern der Wechseldiscont und der Handel mit Gold und Silber wurden ihr Hauptgeschäft; und jedermann ersieht aus der ersten Anlage dieser Anstalt, wie dieselbe sich im Laufe der Zeiten zu der dritten ihrer großen Functionen, zu einer allgemeinen Geldagenzie der Regierung bei allen ihren Credit- und Anleihegeschäften, und zu einem Generalzahlamte derselben heranbilden mußte. Die innere Verwaltung der Bank ist nach den Grundgesetzen folgende: jeder, der mit einem Actienkapitale von 500 Pf. St. oder drüber Antheil nahm, erhielt eine Stimme in der Generalversammlung, aus deren Mitte der Vorstand der Bank gewählt wurde; keiner aber, wie groß auch sein Antheil sei, sollte mehr, als Eine Stimme führen können. Der erwählte Vorstand sollte aus einem Gouverneur von mindestens 4000 Pf. St. Actieneinlage, aus einem Vicegouverneur von mindestens 3000 Pf. St. und aus 24 Directoren von 2000 Pf. St. bestehen; mindestens 13 anwesende Mitglieder dieses Vorstandes, die beiden Gouverneure mit eingeschlossen, sollten

allemal zur Fassung eines gültigen Beschlusses erfoderlich sein. Die Dividende, so wie jede Veränderung in der Grundeinrichtung der Bank, sollte nur von einer Generalversammlung beschlossen werden können. Die Bank setzte in den frühesten Zeiten zweierlei Papier in Umlauf: zinsentragende Obligationen unter dem Namen der Siegelscheine (sealed bills), welche einen beträchtlichen Zins abwarfen, und eigentliche Banknoten (cash notes), von denen nur diejenigen, welche 20 Pf. St. überstiegen, verzinst wurden. So vorsichtig man in der Ausgabe dieser Papiere zu Werke ging, so zeigte sich doch bald, daß ein zur Erhaltung der Bank wesentlicher Umstand übersehen worden war. Keine Privat- oder öffentliche Bank kann ohne ein festes Münzsystem auf die Dauer bestehen das ganze englische Münzwesen war, wie schon bemerkt, in der größten Verwirrung, und wenn auch der Scharfsinn eines Newton zu dessen Berichtigung aufgeboten wurde, so störte bis dahin nichts destoweniger die ganz zertragene und verfälschte Umlaufsmünze alle kaufmännischen Verhältnisse. Die Bank hatte bei Ausfertigung ihrer auf Sicht auszuwechselnden Noten die schlechte Silbermünze nach der gesetzlichen Bewerthung und Guineen zu dreißig Schilling angenommen. Nachdem das Parlament die Umprägung der Silbermünze beschlossen hatte — eine Maßregel, die zu ihrer Ausführung mehrere Jahre erfoderte — wollte Niemand die alte, schlechte Münze bei der Eingabe seiner Note von der Bank zurücknehmen; die Umprägung konnte mit der vermehrten Nachfrage nach baarem und gutem Gelde an der Bank nicht gleichen Schritt halten; ein allgemeines Mißtrauen in die neue Anstalt verbreitete sich; die Directoren mußten zweimal die Actionärs zu Hülfe rufen, und sie zu einem jedesmaligen Zuschuß von 20 p.Ct. zur ursprünglichen Einlage bestimmen; nichts destoweniger genügte der baare Vorrath nicht; die eingehenden Noten konnten nur theilweise mit 10 pCt. jede 14 Tage abschläglich, zuletzt gar nur mit 3 pCt. in 3 Monaten realisirt werden; es blieb kein Ausweg als die eingehenden Noten mit Siegelscheinen von der oben erwähntenverzinslichen Art einzulösen. So geschah es, das die Bank im J. 1697, drei Jahre nach ihrer Stiftung, und genau hundert Jahre vor der großen und merkwürdigen Krise, die sie in unsern Tagen erlebt und überstanden hat, ihrem Untergange nahe war; ihre Noten wurden im öffentlichen Verkehr nur gegen einen Discont von 15 bis 20 p.Ct. angenommen. Es erfolgte eine Untersuchung von Seiten einer Committee des Hauses der Gemeinen; man überzeugte sich, daß der Mißcredit der Bank nicht in übertriebener Ausgabe der Papiere, sondern in dem beklagenswürdigen Verfall des Nationalcredits seinen Grund habe, und daß, um auf beiden Seiten aufzuhelfen, die Grundmacht der Bank verstärkt werden müsse. Das Parlament verordnete demnach eine Erweiterung des Bankkapitals vermittelst einer Unterzeichnung, nicht im baaren Gelde, sondern zu $\frac{2}{7}$ in umlaufenden Schatzkammerscheinen und $\frac{5}{7}$ umlaufenden Banknoten, und verlängerte zugleich das Privilegium der Bank auf weitere fünf Jahre bis zum 1. August 1710, mit der Erklärung, daß keine anderweite Bankverbindung dieser Art gestattet werden solle. Diese Maßregel hatte die glücklichste Wirkung; statt gehoffter 3,600,000 Pf. St. wurden zwar nur 1,000,000 Pf. St. unterzeichnet, jedoch dadurch 2,000,000 in Banknoten und 800,000 in Schatzkammerscheinen dem Umlauf enthoben; hiemit ward das Übel an seiner Quelle gehemmt; gute Staatsökonomie und die

vollendete Umprägung der Münze hoben das öffentliche Vertrauen, und mit dem Eintritte des neuen Jahrhunderts war der Credit der Bank, ungeachtet der durch den spanischen Erbfolgekrieg und durch die Furcht einer Landung des Prätendenten in Schottland veranlaßten geringeren Krisen dauerhaft befestigt; die Regierung einer und die Nation anderer Seits fühlten mehr und mehr die Unentbehrlichkeit ihrer Vermittlung; selbst die Großen des Reichs, die Herzoge von Marlborough, Sommerset, Newcastle und Andere unterstutzten sie mit ihrem persönlichen Credit. Hinfort konnten nur Ereignisse, welche die Nation von außen bedrohten, augenblickliche Verlegenheiten an der Bank herbeiführen; die merkwürdigsten Krisen dieser Art waren die des J. 1745 und insbesondere die des J. 1797. Die erstere ward durch die Unternehmung des Sohnes des Prätendenten nach Schottland und dessen anfängliche Fortschritte veranlaßt. Die Bank ward um die Einlösung ihrer Noten bestürmt, und alle Künste der Zeitgewinnung, Zahlung in kleiner Silbermünze und ähnliche verzögernde Maßregeln vermochten nur den Andrang des Publikums zu vermehren. Dies bestimmte am 26. Sept. d. J. — einem, deshalb in der Geschichte des neuen Geldwesens unvergeßlichen Tage — eine Gesellschaft von londoner Bank- und Kaufherren zu der Erklärung, daß sie die Banknoten überall an Zahlungsstatt annehmen, und auch selbst zu deren vereinzelter Realisation aus allen Kräften beitragen würden; eilfhundert Individuen unterzeichneten diese Erklärung; das Gedränge an den Tischen der Bank war verschwunden, und ihr Credit vollständig wieder hergestellt. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male eine gewisse, von den vorhandenen baaren Mitteln unabhängige Centripetalkraft des Credites, und eine Sicherstellung des nationalen Geldinteresse, welche, Falls die in der Natur des Welthandels und der edlen Metalle liegende Centrifugalkraft zu allen Zeiten mit weiser Vorsicht berücksichtigt wurde, ein Geldsystem herbeiführen konnte, dessen Erschütterung nur möglich war, inwiefern England selbst in seinen Grundvesten wankte. Von da an hat sich in den folgenden 50 Jahren das Interesse der Bank mehr und mehr in das Interesse der Regierung und jedes einzelnen Handelshauses von England verwoben, und es ist eine Wechselverbürgung jedes einzelnen Hauses durch die Bank, wie der Bank durch jedes einzelne Haus zu Stande gekommen, die es allein erklärlich macht, wie diese große Anstalt und England mit ihr ihre letzte und größte Krise im J. 1797 hat überstehen können. Das der Dividende unterworfene Actienkapital der Bank hatte sich in dem ersten Jahrhundert seiner Entstehung, von 1694, bis 1794, von den ursprünglichen 1,200,000 Pf. St. auf 11,642,400 Pf. St. erhoben. Das Hauptgeschäft der Bank, die Discontirung guter Wechsel vermittelst ihrer Noten, hatte seine Bürgschaft in sich; eben so die Geschäfte mit der Regierung, weil die Bank für geleistete Zahlungen und Vorschüsse entweder unmittelbare Vortheile, die Verlängerung ihres Privilegiums, eine Tantieme von 450 Pf. St. für jede Million, die sie als Zahlamt der Regierung verwaltete u. s. f. bezog, oder durch das Ansehn des Parlaments, durch sichere Unterpfänder und durch die Fundirung ihres Guthabens gedeckt war. Das wirkliche Vermögen der Bank (nach Colquhoun's Angabe sich dermalen auf 25 Millionen Pf. St. belaufend) war so sicher gestellt, daß eine völlige Unbekanntschaft mit ihrer innern Einrichtung dazu gehörte, um ihre Sicherheit zu bezweifeln. Je vollkommner aber das inländische Geldsystem wurde, welches auf den Operationen der Bank von England

beruhte, und je unabhängiger ihre Hauptzahlungsmittel, die Banknoten, von dem Zu- und Abſtrömen der Gold- und Silbermaſſen wurde, um ſo größer erſchien die Gefahr, daß England und die Bank einmal unter dem Drange äußerer Weltbegebenheiten von allen baaren Geldmitteln entblößt, und dadurch ſowol in politiſcher, als kaufmänniſcher Hinſicht von der übrigen Welt abgeſchnitten werden könnte. Deßwegen war das Hauptaugenmerk der Bank die Erhaltung der baaren Vorräthe im Lande und in ihren Koffern, und es kann ihr das Zeugniß einer unermüdeten Wachſamkeit in beiden Rückſichten nicht verſagt werden. Es reichte nicht hin, daß ſie mit den erfoderlichen Vorräthen verſehen war, wenn die Circulation des Landes vertrocknete, weil der Mangel auf dem Markte unmittelbar auf ihre Koffer gewirkt, und ſelbige geleert haben würde. Dieſer wichtige Umſtand, eine Folge der zwiſchen der Bank und dem Handelsſtande beſtehenden Verbindung auf Tod und Leben, darf nicht überſehen werden, wenn man die Kriſe d. J. 1797 richtig beurtheilen will. Der 1793 ausgebrochene Krieg gegen die franzöſiſche Revolution hatte an Kriegskoſten, Subſidien, Wiedererſtattung des Werthes genommener neutraler Schiffe u. ſ. f. eine große Ausfuhr baaren Geldes in Münzen und in Barren veranlaßt. Der Preis der Goldbarren war ſchon im Oct. 1795 um 3 bis 4 pCt. über den Münzpreis geſtiegen, dadurch eine Prämie auf das Einſchmelzen und Ausführen der Geldmünzen gebildet, und demnach die Auswanderung des größten Theiles derſelben zu beſorgen. Der baare Umlauf von England beſtand in Gold; Silbermünzen wurden nur zum Auswechſeln der Guineen verwendet. Schon im Dec. 1794 beſtürmten die Bankdirectoren Herrn Pitt mit ihren desfallſigen Beſorgniſſen, beſchloſſen ihre baaren Zahlungen auf ſichere Papiere der Regierung zu beſchränken, und gaben jedes Mal mit äußerſtem Widerſtreben nur der Erwägung nach, daß die Exiſtenz England ſelbſt und ihre eigne auf dem Spiele ſtand, wenn die alte Verbindung zwiſchen der Regierung und der Bank gerade im Augenblicke des Krieges und der Gefahr abgeſchnitten wurde. Die Summe, über welche die Bank mit der Regierung in Verrechnung ſtand, hatte im Anfang des J. 1797 7½ Million überſtiegen; die Summe der umlaufenden Banknoten betrug damals 8,640,000 Pf. St.; Noten unter 5 Pf. St. wurden damals noch nicht ausgefertigt. Die Drohung einer franzöſiſchen Landung, Unruhen in Irland und ſelbſt auf den Flotten, verbreiteten ein paniſches Schrecken im Innern des Landes; jedermann wollte ſich in baaren Vorrath ſetzen. Bei allen Provinzialbanken (country banks, kleinere Privatunternehmungen in den Provinzen, die ſich wie Planeten um das große Centralinſtitut der Bank her gebildet hatten und deren Anzahl ſich dermalen auf 800 beläuft) wurden die umlaufenden Noten präſentirt; dieſe foderten Baarſendungen von ihren londoner Correſpondenten; und dieſe letzteren drängten an die Bank von England; die Anzahl der Präſentationen bei der Bank ſtieg nach dem 20. Febr. 1797 von einem Tage zum andern um das Vierfache. Freitags, den 24., wartete die Direction Herrn Pitt auf, ſtellte die fürchterliche Lage der Dinge vor, und zeigte, daß ohne unmittelbare Hülfe das geſammte Zahlungsgeſchäft für die Regierung in Stockung gerathen müſſe. Die Verſammlung des geheimen Rathes wurde berufen, der der König in eigner Perſon präſidirte, und nach einer langen, lebhaften Debatte ein Befehl an die Bank beſchloſſen, wonach dieſelbe mit den baaren Zahlungen unmittelbar und auf ſo lange ein-

Digitized by Google

zuhalten habe, bis das Parlament die zur Sicherstellung des allgemeinen Credits erforderlichen Beschlüsse gefaßt haben würde. Die Direction der Bank publicirte diesen Befehl am 27. Februar, und kaum war er bekannt geworden, als auch schon dreitausend der ersten Banquiers und Kaufleute, unter dem Vorsitze des Lordmayors von London einmüthig erklärten, daß sie bei jeder Zahlung Banknoten für baares Geld annehmen, auch das Äußerste thun würden, um selbst alle ihre Ausgaben in Banknoten zu bestreiten; eben diese Erklärung gaben die sämmtlichen Mitglieder des Geheimenrathes; und nach einer flüchtigen Bestürzung von zweimal vierundzwanzig Stunden war die größte Gefahr, welche England jemals erlebt, so überstanden, daß alle Geschäfte ihren ruhigen Gang, als wenn nichts vorgefallen wäre, fortsetzten. Ein allgemeines und untrügliches Gefühl im Handelsstande, so wie späterhin bei den wiederholten Erörterungen dieser großen Angelegenheiten im Parlamente, entschied 1., daß der brittische Handel zerstört sei, wenn die discontirende Vermittelung der Bank aufhöre, oder auch nur beträchtlich beschränkt werde; 2. das der Staatscredit gebrochen sei, wenn die Bank ihre Discontirung sichrer Regierungseffecten (denn darin bestand der Verkehr der Regierung und der Bank) einstelle oder auch nur limitire; 3. daß die baaren Zahlungen der Bank den Bewohnern Englands keineswegs zu gute kämen, indem sie, bei der Gemeinschaft des Schicksals zwischen England und seiner Bank, aus denselben Gründen, wie aus den Koffern der Bank, so in's Ausland wandern würden; 4. daß also England mehr damit gedient sei, daß seine Bank bestehe, als daß sie auf Kosten ihrer Existenz ihre augenblicklichen Zahlungsverpflichtungen erfülle, an welcher Fähigkeit überdies niemand zweifelte; 5. daß die, durch die Bank verursachte, solidarische Handelsverbindung von England schlechthin unersetzlich, die aus dem Goldmangel herrührende Zahlungsschwierigkeit aber ein vorübergehendes Übel sei; 6. daß die Bank und die edlen Metalle zur Führung der brittischen Geschäfte aber gleich wesentlich, erstere jedoch die Hauptsache, diese nur Nebensache seien; 7. daß die Unterbrechung der Zahlungen an der Bank von England das einzige Mittel sei, um dem Ausströmen des Goldes entgegenzuwirken, weil nur die Bank jene anziehende Kraft besitze, welche in dem gelegenen Zeitpunkte die erfoderlichen Geldvorräthe herbeischaffen könne. In diesem Sinne entschied das Parlament in seiner Acte vom 3. Mai d. J. für die Restriction der baaren Zahlungen, die seitdem bis jetzt ununterbrochen fortgedauert hat, ohne daß dadurch der öffentliche und der kaufmännische Kredit die mindeste Erschütterung erfahren hatte. Während der 24 Jahre, in denen dieselbe, von 1797 an, Statt gefunden hat, haben die Papiere im gesammten innern Verkehr von England keinerlei unmittelbare Herabsetzung erlebt; in den ersten 12 Jahren dieses Jahrhunderts bildeten sie fast ausschließlich den Umlauf von Großbritannien; die Goldmünze war in Folge der unerhörten Theuerung des Barrengoldes (Bullion s. d. Art.) verschwunden; nichtsdestoweniger haben sich alle Lebensbedürfnisse und Waaren, mit einziger Ausnahme des Bullion und der Wechsel, auf dem gewöhnlichen Wege einer allmäligen Preissteigerung erhalten, und es ist keine Spur einer plötzlichen Steigerung, wie sie den eigentlichen Unfall eines Circulationsmittels anzuzeigen pflegt, erweislich zu machen. Man kann also behaupten, daß die Banknoten als Nationalwährung, ungeachtet ihrer, durch das Verschwinden des baaren Geldes nothwendig gewordenen, zwei- und

dreifachen Vermehrung nicht herabgesetzt worden seien; sondern daß sie nur im Verhältniß gegen das Ausland oder in ihrer Eigenschaft als Weltwährung, unter den unerhörten Umständen des Krieges, insbesondre aber durch die, unter dem Namen der Continentalsperre bekannte Blokade von England, eine augenblickliche Herabwürdigung erfahren haben. Da aber ein Krieg, und ein Weltkrieg zumal, wie ihn England führte, nichts anders ist, als ein Versuch des Auslandes, den Staat und die Nation herabzuwürdigen, und da dieser Versuch gänzlich mißlungen ist, so ist auch die Herabsetzung der Banknoten auf dem Continentalmarkte nur als ein vorübergehendes Kriegsereigniß anzusehen. Ein Geldwesen, das in sich selbst bestand, konnte so wenig, als eine Nation, die auf sich selbst baute, zu Grunde gerichtet werden. Dergestalt nun ist die Bank von England der Grund und Schlußstein seiner ganzen unvergleichlichen Haushaltung, so wie das Parlament der Schlußstein seines rechtlichen und nationalen Daseins; und so wie im gemeinen Leben die innere Sicherheit des Charakters und nicht die äußeren begünstigenden Umstände den Mann machen: so macht die innere geprüfte Bindung alles Privatcredites durch die Bank, und nicht die Masse der baaren Mittel, den Credit und den Reichthum von Großbritannien. Inwiefern die Bank ihrer natürlichen, durch große Prüfungen befestigten Verfassung getreu bleibt, wofür Regierung und Volk die gleiche Bürgschaft leisten, wird es an der nothwendigen und eigentlich dienlichen Masse der edlen Metalle nicht fehlen. A. M.

Longchamp, ein auch im Auslande berühmt gewordener Vergnügungsort für die vornehme pariser Welt, am rechten Ufer der Seine, unterhalb der Hauptstadt in einem Winkel gelegen, welchen der Fluß bildet, war einst ein Nonnenkloster, welches Isabelle, Schwester König Ludwig IX. (des Heiligen) nach den Begriffen damaliger Zeit, zu ihrem Seelenheile stiftete, und wohin sie sich in spätern Jahren zurückzog, und auch daselbst den 22. Februar 1269 ihr Leben beschloß. Das Kloster trug damals den Namen: Abbaye de l'humilité de Notre-Dame, und der Glaube der Zeit schrieb den Gebeinen der daselbst ruhenden Isabelle große Wunderkräfte zu, was denn am Ende Veranlassung gab, daß Leo X. durch eine eigene, im Jahr 1521 erlassene, Bulle die fromme Stifterin des Klosters selig sprach. 116 Jahre später wurden, mit Urban VIII. Erlaubniß, die noch von Isabellen im Grabe sich befindenden Knochen, in Gegenwart des Erzbischofs von Paris, gesammelt, und, gleich andern Reliquien, in Gold und Silber gefaßt. Außer dieser heiligen Stifterin der Abtei von Longchamp, starben daselbst noch zwei Prinzessinnen des königlichen Hauses von Frankreich, Blanka, Tochter Philipp des Langen (welcher König gleichfalls an diesem Orte sein Leben endete, den 3. Jan. 1321.) und Johanna von Navarra. Vor der Revolution war Longchamp besonders der Tummelplatz der vornehmen Pariser und der Engländer, welche sich damals in nicht minder großen Massen, wie jetzt, in Frankreichs Hauptstadt herumtrieben, zu jener Zeit aber noch nicht so knickerisch im Auslande sich zeigten, wie dermalen, wo es in dieser Hinsicht fast so weit gekommen ist, daß die Gastwirthe auf dem Continente nur ungern die reisenden Insulaner aufnehmen. Daß manche der reichen Britten sonst, an den Tagen, in welchen Longchamp am mehrsten besucht zu werden pflegt, und wo es gleichsam zum guten Ton gehörte, sich dort einzufinden, an den Mittwoch, Donnerstag und Freitag der Osterwoche nämlich, einst den Luxus so weit trieben bei

ihren Spazierfahrten nach Longchamp ihre Pferde und Wagenräder mit Silber beschlagen zu lassen, wird von Manchen noch jetzt als Zeichen der Trefflichkeit jener Zeit angeführt. In den ersten Jahren der Revolution, während welcher die Abtei Longchamp, wie alle andere Klöster Frankreichs, aufgehoben und zum Theil demolirt wurde, hörte der Glanz und Pracht dieses Ortes gänzlich auf, als aber endlich unter dem Consulat Ruhe und Sicherheit im Lande wieder hergestellt worden war, und der Reichthum es wieder wagen durfte, sich ungestraft öffentlich zu zeigen, da bekam auch Longchamp sein altes Ansehen wieder, und wurde von neuem der Gelegenheitsort für die pariser Damen, um daselbst, wie ehemals, ihren Schmuck und Putz zur Schau zu tragen. Die berühmten Damen Tallien und Recamier waren damals die Sterne an diesem Putz- und Schönheitshimmel. Unter der kaiserlichen Regierung nahm jedoch der Glanz von Longchamp wieder etwas ab, theils veranlaßt durch Napoleons Mißfallen an den leeren Schaulegungen eines eitlen Volkes, theils dadurch, daß durch die fortwährenden Kriege immer eine große Menge reicher Jugend von der Hauptstadt entfernt war, und in den ersten Jahren nach der Restauration der Bourbons, und nachdem Frankreich so manchen Unglücksfall erleben mußte, hörten die Promenaden nach Longchamp fast ganz auf. Erst seit einigen Jahren hat dieser Ort wieder angefangen, ein Versammlungsplatz für die schöne Welt von Paris zu werden, der alte Glanz von den Zeiten kurz vor der Revolution her, und der noch größern aus den hoffnungsreichen Tagen des Consulats, ist aber bis jetzt nicht wiedergekehrt, und die sonst in der Osterwoche hieher strömende und auf viele Tausende sich belaufende Volksmasse, will sich noch immer nicht wieder so zahlreich einfinden.

Longimetrie, s. Geometrie.

Longinus (Dionysius), ein platonischer Philosoph und berühmter Redner. Sein Vaterland weiß man nicht mit Gewißheit anzugeben; Einige glauben, er sei aus Emesa in Syrien gebürtig gewesen, nach Ruhnken hingegen war Athen sein Geburtsort. Er verstand die syrische Sprache sehr gut, weil er sich lange zu Phönicien und zu Palmyra bey der Königin Zenobia aufgehalten hatte. Sein Hauptstudium wandte er auf die griechische Literatur und hörte zu Rom, Athen und andern Orten die damaligen berühmtesten Gelehrten. Er hatte die stoische und peripatetische Philosophie studirt, ward aber hernach ein so eifriger Anhänger der platonischen, daß er den Geburtstag ihres Stifters alle Jahre mit einem Gastmale feierte. Ein ganz vorzügliches Studium hatte er jedoch auf Sprachkunst, Kritik, Beredtsamkeit und Alterthümer verwandt. Auf den Ruf der Königin Zenobia ging er nach Palmyra, um sie in der griechischen Gelehrsamkeit zu unterrichten und ihre Kinder zu erziehen. Zugleich ward er von ihr in Staatsgeschäften gebraucht, eben dadurch aber auch in das unglückliche Schicksal dieser Königin verwickelt. Denn als die vom Kaiser Aurelian gefangene Zenobia nur dadurch ihr Leben retten konnte, daß sie ihre Rathgeber entdeckte, wurde Longin, als der vornehmste unter ihnen, ergriffen und im J. nach Chr. Geb. 273 enthauptet. Er erlitt den Tod mit aller Standhaftigkeit eines Philosophen. Von seinen Schriften, worunter sich auch einige philosophische befinden, ist nur noch, obgleich verstümmelt, sein Werk vom Erhabenen (περι ὑψους) vorhanden, worin er mit dem feinsten kritischen Gefühle die Natur des Erhabenen in Gedanken und Schreibart durch Regeln und Beispiele vortrefflich erläutert. Die beste Ausgabe davon ist: Gr et Lat,

c. n. Joh. Toupii, accedunt emendationes Dav. Ruhnkenii, Oxon. 1778, die neueſte von Benj. Weiske, Leipz. 1809. Eine gute deutſche Überſetzung haben wir von Schloſſer, 1781.

Longobarden oder Langobarden (Einige leiten den Namen ab von den langen Barden d. i. Spießen, durch welche ſich dieſes Volk von den andern nordiſchen Stämmen unterſchieden haben ſoll; Andere von der langen Börde, d. i. dem Strich an beiden Seiten der Elbe, vom Lüneburg'ſchen bis in's Magdeburg'ſche, den ſie urſprünglich bewohnten) ein bekanntes deutſches Volk vom Stamme der Hermionen oder Sueven, das aber unter den Iſtävonen wohnte. Ihre älteſten Sitze waren auf der Oſtſeite der Elbe in den öſtlichen Theilen des Fürſtenthums Lüneburg und in der Altmark, oder dem ſogenannten Barden-Gau, der höchſt wahrſcheinlich von ihnen den Namen führt. Hier fand ſie Tiberius auf ſeinem Zuge gegen die Elbe und kämpfte mit ihnen. Strabo erzählt, Tiberius habe ſie bis hinter die Elbe vertrieben, aber Vellejus Paterculus, der ſelbſt den Zug mitmachte, weiß nichts davon. Nachher findet man die Longobarden im Bunde mit den Marcomannen unter Marbod. Als dieſer aber zu despotiſch herrſchte, ſchlugen ſich die Longobarden zum Bunde der Cherusker. Auch ſcheinen ſie damals ihre Sitze an der Elbe verlaſſen und ſich näher an die Cherusker gezogen zu haben. Nachdem letztere durch eine lange Reihe von Unfällen geſchwächt worden waren, benutzten dies die Longobarden, um ſich weiter auszubreiten und die Cherusker zu demüthigen, ſo daß dieſe auch gezwungen wurden, ihren vertriebenen Fürſten Italicus wieder einzuſetzen. Dieſe Cherusker, die ſonſt ein ſo mächtiges Volk geweſen waren, ſahen ſich jetzt ſo gedemüthigt, daß die Longobarden alle Wohnplätze derſelben an der Nordſeite des Harzes beſetzten und das mächtigſte unter den dortigen Völkern wurden. Den Nachrichten des Ptolemäus zufolge, treffen wir ſie nun zwiſchen der Weſer und dem Rheine, in den Ländern der ehemaligen Angrivarier, Tubanten, Marſer und Cherusker, oder, nach unſern Karten, in dem größten Theile von Kleve, dem ſüdlichen Striche des Bisthums Münſter, in der Grafſchaft Ricklingshauſen, dem nördlichen Theile der Grafſchaft Mark, Ravensberg, Lippe, und dem nördlichen Theile des Fürſtenthums Kalenberg bis an den Steinhuder-See, in dem Herzogthume Wolfenbüttel, dem Hochſtifte Hildesheim und im ſüdlichen Theile des Fürſtenthums Lüneburg, der von der Aller und Leine eingeſchloſſen wird. In dieſen Wohnſitzen erhielten ſie ſich ſo lange als herrſchendes Volk, bis der aus dem alten Cheruskerbunde neu entſtandene Frankenbund die alten Rechte der Cherusker gegen ſie wieder geltend machte, und ſonach aller Wahrſcheinlichkeit die Longobarden wieder in ihre alten Sitze an die Elbe zurückdrängte. Zweihundert Jahre lang hörte man dann von ihnen nichts weiter, bis ſie am Ende des 5. Jahrh. auf einmal wieder an der Nordſeite der Donau auftraten, und, nachdem ſie von dem griechiſchen Kaiſer Juſtinian I. einen Theil von Pannonien erhalten hatten, unter ihrem Könige Alboin (565) dem Reiche der Gepiden in Siebenbürgen mit Hülfe der Avaren ein Ende machten. Dann eroberten ſie in kurzer Zeit, weil ſie wenig Widerſtand fanden, unter eben dieſem Könige, in Vereinigung mit vielen tauſend ausgewanderten Sachſen (568) ganz Ober-Italien (welches nunmehr das Reich der Longobarden, ſpäterhin die Lombardei [ſ. d.] genannt wurde), nebſt einem großen Theile des mittlern Italiens, und behaupteten ſich daſelbſt in einem ſehr blühenden und fruchtbaren Zuſtande. Ihr König Luitprand, ein Regent von großen Eigenſchaften, breitete (713 — 726) das longobardiſche Reich im mittlern Italien noch weiter aus. Als

die Longobarden aber den Päpsten zu furchtbar wurden, riefen diese die fränkischen Könige zu Hülfe, und so geschah es, daß Carl der Große den longobardischen König Desiderius (774) in Pavia, nach einer langen Belagerung dieser Stadt, gefangen bekam, und dadurch seiner Regierung und dem longobardischen Reiche ein Ende machte.

Longwood, s. Helena.

Longus, der Verfasser eines griechischen Romans: Poimenica, welcher die Liebe des Daphnis und der Chloe erzählt, lebte wahrscheinlich zur Zeit Theodosius des Großen. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt, noch wird er von irgend einem Alten erwähnt. Sein Werk ist eine, durch Einfachheit anziehende Dichtung und enthält verschiedene schöne Beschreibungen. Die ältern Ausgaben, unter denen die villoison'sche die beste ist, enthalten das Werk nicht so vollständig, wie wir es 1810 durch Courier (Rom, 8°) erhielten. Dieser ergänzte aus einer florentinischen Handschrift eine bedeutende Lücke, beging aber die Unvorsichtigkeit oder Schändlichkeit (und Letzteres ist das Wahrscheinlichste), nach genommener Abschrift die Seite der Handschrift, welche jene Erzählung enthielt, durch einen ungeheuern Tintenfleck völlig unleserlich zu machen, welchen Fleck der mit Recht darüber entrüstete Bibliothekar del Furia im Kupferstich, nebst einem Bericht des ganzen Hergangs, dem Publikum vor Augen gelegt hat.

Lootse (Lootsmann, Leytsmann, Pilote) heißt in den Seestädten ein, der Gegend und Anfuhrt eines Hafens, einer Rhede oder Küste kundiger Steuermann, der die ankommenden und abgehenden Schiffe sicher ein- und auszubringen versteht, so daß sie weder auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen stoßen und Schaden nehmen. Das Geschäft dieser Leute, welches Lootsen heißt, ist sehr gefährlich, und fordert Erfahrung und Kenntnisse, weshalb sie sich zuvörderst einer Prüfung unterwerfen müssen. Zu jeder Zeit stehen sie mit ihren Schaluppen bereit, um den Schiffen auf das gegebene Signal zu Hülfe eilen zu können. Gemeiniglich bilden sie Gesellschaften, deren Artikel der Staat genehmigt und über ihre Vollziehung wacht, damit die zum Vortheil des Publikums bestimmte Sicherungseinrichtung nicht zum Nachtheil des Publikums ausarten kann.

Lope de Vega (Don Lope Felix de Vega Carpio, das Frey, was man dem Namen oft beigesetzt findet, bedeutet Bruder, Mönch), der berühmte Theaterdichter der Spanier, war zu Madrid den 25. Sept. 1562 geboren. Von seiner zartesten Kindheit an zeigte er die lebhafteste Neigung für die Dichtkunst; er machte Verse, bevor er sie schreiben konnte, und war, wie er selbst versichert, kaum zwölf Jahr alt, als er schon mehrere Stücke verfertigt hatte. Um dieselbe Zeit entlief er mit einem seiner Kameraden aus der Schule, bloß aus Begierde, die Welt zu sehen. Aber bald fehlten ihnen die Mittel dazu. Zu Astorga waren sie genöthigt, einige kleine silberne Kostbarkeiten zu verkaufen, und wendeten sich deshalb an einen Goldschmidt, welcher, in der Vermuthung, daß dies gestolne Sachen sein könnten, die jungen Leute vor die Obrigkeit führte. Diese ließ sie nach Madrid zurückbringen. Lope verlor seine Ältern früh und konnte nur durch Unterstützung des Bischofs Avila zu Alcala seinen philosophischen Cursus vollenden. Hierauf ging er nach Madrid zurück. Lope fand hier an dem Herzog von Alba einen Beschützer. Aufgefodert von diesem Mäcen, dessen Sekretär er ward, verfertigte er seine Arcadia, ein heroisches Pastorale in Prosa und Versen, zu welcher Gattung Montemayor in seiner Diana das Beispiel gegeben hatte. Diese Arcadia ist eine Idylle in fünf Acten, worin die Schäfer mit ihren Dulcineen die Sprache des Amadis reden und Untersuchungen über Theo-

logie, Grammatik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Poesie anstellen. Auch kommen mehrere Inschriften auf berühmte Männer vor, welche sich an dem Fuße der Statuen derselben in einem Saal befinden, in welchem ein Theil der Handlung vorgeht. Schon dieses erste Werk des spanischen Dichters bewies eine mannichfaltige Gelehrsamkeit und sehr ausgebreitete Kenntnisse. Bizarre Gedanken und Wortspiele sind in diesem, wie in andern Werken Lope's, sehr häufig, und überhaupt ist er einer von den Schriftstellern, welche ein gefährliches Beispiel jenes falschen Witzes aufgestellt haben, dessen Geschmack sich beinahe in ganz Europa verbreitete. Marino führte ihn besonders in Italien ein, und erkannte es mit den lebhaftesten Ausdrücken von Verehrung an, daß Lope sein Vorbild gewesen. Nach der Bekanntmachung seiner Arcadia verheirathete sich Lope, doch brachte dieses seinen Studien und seinen Lieblingsbeschäftigungen keinen Nachtheil, vielmehr scheint er die Dichtkunst bis zu dem unglücklichen Ereignisse, welches ihn nöthigte, Madrid zu verlassen, mit immer steigendem Eifer betrieben zu haben. Ein Edelmann von bedeutendem Rang und Ansehen hatte sich nämlich auf Lope's Kosten lustig gemacht. Der Dichter rächte sich an diesem Kritiker und gab ihn dem Gelächter der ganzen Stadt Preis. Sein Gegner foderte ihn zu einer andern Art von Kampf, in welchem er die Oberhand leichter zu gewinnen hoffte, als in einem literarischen Streite; aber Lope verwundete ihn gefährlich. Genöthigt, die Flucht zu ergreifen, wählte der Dichter Valencia zu seinem Zufluchtsort. Als er nachher nach Madrid zurückgekehrt war, und seine Frau verloren hatte, wurde ihm der Aufenthalt daselbst unerträglich. Er schiffte sich daher ein und nahm an der merkwürdigen Armade Theil, deren Unstern bekannt ist. Während dieser Expedition verfertigte er: la Hermosura d'Angelica (Angelikens Schönheit), ein Gedicht in 20 Gesängen, welches die Geschichte dieser Prinzessin von da an weiter fortführt, wo Ariost sie verlassen hat. Er glaubte dadurch seinem Vaterlande eine Ehre zu erweisen, auf dessen Gebiete, wie er im Turpin gefunden hat, die folgenden Abenteuer vorfallen. Außer der Gefahr, mit Ariost zu wetteifern, vermehrte sich die Schwierigkeit des Erfolgs durch die Herausgabe eines Gedichts des Luis Barhono de Soto über denselben Gegenstand, unter dem Titel: Las Lagrimas de Angelica: ein Werk, welches für eines der besten spanischen Gedichte gilt und auch in Don Quixote rühmlich erwähnt wird. Nach seiner glücklichen Zurückkunft nach Madrid 1590 verheirathete er sich wieder. Im J. 1598 gewann er einen der poetischen Preise, welche bei Gelegenheit der Canonisation des h. Isidorus ausgesetzt waren, durch ein dazu verfertigtes Lobgedicht. Dieses gab er mit einer Menge anderer Gedichte auf diesen Gegenstand, und die Preisbewerbung selbst unter dem Namen: Tomé de Burguillos, heraus. Um diese Zeit verfertigte er auch eine große Anzahl Theaterstücke. Sein literarischer Ruhm wuchs unaufhörlich, und das häusliche Glück, welches ihm jetzt zu Theil ward, machte diese Zeit zu der glücklichsten Periode seines Lebens. Aber leider dauerte letzteres nur kurze Zeit. Von drei Personen, welche seine Familie ausmachten, verlor er seinen Sohn im achten Jahre, seine Gattin überlebte ihn kaum und es blieb unserm Dichter nur seine, noch sehr kleine Tochter übrig. Niedergeschlagen durch diesen Verlust entschloß er sich, in der Übung der Religion seinen Trost zu suchen, und wurde Sekretär der Inquisition und Priester. Aber seine Andacht unterbrach seine poetischen Beschäftigungen nicht, und er strebte immer mehr, den ausgezeichneten Rang, welchen er auf dem spanischen Parnaß einnahm, zu behaupten, und die Angriffe seiner Feinde und Nebenbuhler abzuwehren, unter welchen Luis de Gongora y Argote der vornehmste war. Lope,

Digitized by Google

der in dessen Satyren angegriffen worden, und über die, durch diesen Schriftsteller bewirkten Fortschritte des verdorbenen Geschmacks unwillig war, erlaubte sich in seinen Stücken, ihn sowol, als seine Schüler wegen ihres dunkeln und pretiösen Styls in's Lächerliche zu stellen; ob er gleich in seinem Gedichte: Laurel de Apollo, die unleugbaren Talente des Gongora anerkannte. Doch ergriff der falsche Geschmack des Gongora auch seine Gegner, und man kann sagen, daß selbst Lope's letzte Werke nicht ganz davon ausgenommen sind. Ein anderer literarischer Gegner von noch bedeutenderem Talent und Ansehen war Cervantes. Dieser wagte, ihm öffentlich in einem Sonette den Rath zu geben, er solle das epische Gedicht, mit welchem er sich damals beschäftigte, Jerusalem conquistada, doch unvollendet lassen. Lope parodirte dieses Sonnett und gab sein Gedicht heraus, das schwächste seiner Werke, welches zwar mehrere Ausgaben erhalten, aber am wenigsten Glück gemacht hat. Der Verf. hatte es mit vielen Anmerkungen begleitet, die man in der letzten Ausgabe von 1777 findet. Doch erwies ihm Cervantes die Gerechtigkeit und erkannte sein Verdienst in folgenden Versen an:

Poeta insigne, á cuyo verso o prosa
Ninguno le avantaje ni aun le llega.

(Ein ausgezeichneter Dichter, den in Vers und Prosa keiner übertrifft, noch erreicht). Cervantes starb bald darauf im Elend (1616) in der nämlichen Stadt, in welcher sein Nebenbuhler im Glanz und Überflusse, und in dem Besitz der öffentlichen Bewunderung lebte. Wie ganz verschieden hat über beide Dichter die Nachwelt geurtheilt. Seit zweihundert Jahren ist seitdem Cervantes Ruhm gestiegen, während Lope in seinem eigenen Vaterlande vernachlässigt ist. Um die Zeit, da Cervantes starb, hatte der Enthusiasmus der Spanier für Lope die Gestalt abgöttischer Verehrung angenommen, und er selbst war nicht besonnen genug, dieselbe zurückzuweisen. Die Bewunderer Lope's verdammten den Verfasser der Spongia, der ihn streng beurtheilt und ihm vorgeworfen hatte, daß er kein Latein verstehe, als einen literarischen Ketzer, und er selbst beklagt sich in dem Prolog zu seinem Roman: El peregrino en su patria, daß man seinen Talenten nicht die ihnen zustehende Hochachtung und Aufmunterung erwiesen habe. Die Anzahl seiner poetischen Erzeugnisse ist außerordentlich. Selten verging ein Jahr, in welchem er nicht irgend ein Gedicht drucken ließ, und kaum ein Monat, ja kaum eine Woche, in welcher er nicht irgend ein Stück auf's Theater brachte. Ein Hirtengedicht in Prosa und Versen, in welchem er die Geburt Christi feiert, begründete seine Oberherrschaft in dieser Gattung; und viele Verse und Hymnen über heilige Gegenstände bewährten seinen Eifer für den neuen Beruf, dem er sich ergeben hatte. Philipp IV., welcher das spanische Theater sehr begünstigte, fand bei seiner Thronbesteigung (1621) Lope in Besitz der Bühne. Lope übte damals über Dichter, Schauspieler und Publikum eine Autorität ohne Grenzen aus. Sogleich wurde der Dichter von diesem Fürsten mit neuen Ehrenbezeugungen und Wohlthaten überhäuft. In dieser Zeit gab er los Triumphos de la Pé; las Fortunas de Diana; Novellen in Prosa, Nachahmungen von denen des Cervantes; Circe, ein episches Gedicht, und Philomena, eine Allegorie, heraus, in welcher er sich unter der Rolle der Nachtigall an einigen Kritikern zu rächen sucht, die er unter dem Namen der Drossel vorstellte. Sein Ruf stieg so sehr, daß er endlich dem Enthusiasmus, den man ihn bezeugte, zu mißtrauen anfing. Daher machte er den Versuch und ließ (1626) das Werk: Soliloquios a Dios, unter

fremden Namen R P. Gabriel de Pabecopeo (welcher Name anagrammatiſch den des Lope de Vega de Carpio enthält) in die Welt ausgehen, welches ebenfalls großen Beifall erhielt. Er gab darauf ein Gedicht, welches das Unglück der Königin von Schottland, Maria Stuart, zum Gegenſtande hat, Corona tragica, (die tragiſche Krone) heraus, und dedicirte es dem Papſte Urban VIII., welcher ſelbſt den Tod dieſer Königin in einigen Verſen beſungen hatte. Der Papſt antwortete dem Dichter eigenhändig und beehrte ihn mit dem Titel eines Doctors der Theologie; auch ſendete er ihm das Malteſerkreuz und ernannte ihn zum apoſtoliſchen Kammerfiscal: Ehrenbezeugungen, die zugleich ſeinem Eifer für den ſtrengen Katholicismus galten, um deſſen Willen ihn auch die Inquiſition die ſeltene Ehre erwies, und ihn zu ihrem Familiar machte. Dies alles trug bei, den Enthuſiasmus der Spanier für „das Wunder der Literatur" zu unterhalten. Das Volk, für welches er unbekümmert um die Kritik ſchrieb (denn er ſagt in ſeinem ſonderbaren Gedichte: Acte de Nazer Comedias: das Volk müſſe die Komödien bezahlen, es ſei alſo auch billig, daß man es nach ſeinem Gefallen bediene) lief ihm nach, wo er ſich auf der Straße zeigte, und ſtaunte das Naturwunder (monstruo de naturaleza,) wie ihn Cervantes genannt hatte, an. Die Theaterdirectoren riſſen ſich um ſeine Stücke, und bezahlten ihm ſo anſehnliche Honorare, daß er einmal ein Vermögen von mehr, als hundert tauſend Ducaten beſeſſen haben ſoll, was aber natürlich nicht bei ihm blieb, da er ſehr freigebig war und die Armen Madrids bei ihm ſtets offene Kaſſe fanden; daher er auch wenig hinterlaſſen haben ſoll. Das geiſtliche Collegium in Madrid, in welches er ſich hatte aufnehmen laſſen, erwählte ihn zu ſeinem Vorſteher (capellan mayor) Wollte man in der gewöhnlichen Unterhaltung etwas in ſeiner Art Vollkommenes bezeichnen, ſo nannte man es „Lopiſch." Bis in's Jahr 1635 fuhr Lope ununterbrochen fort, Gedichte und Theaterſtücke herauszugeben. Aber von da an beſchäftigte er ſich bloß mit religiöſen Gedanken, ergab ſich ſtreng den klöſterlichen Übungen, und ſtarb den 26. Auguſt deſſelben Jahres. Die Wirkung, welche ſein Tod hervorbrachte, übertraf noch die Achtung, welche man ihm während ſeines Lebens bewieſen hatte. Der fürſtliche Glanz ſeines Begräbniſſes, welches der Herzog von Suſa, der vorzüglichſte ſeiner Gönner, den er auch zum Executor ſeines Teſtamentes ernannt hatte, anordnete, die große Anzahl, ſo wie der Ton der Lobreden, welche bei dieſer Gelegenheit verfertigt wurden, der Wetteifer fremder und einheimiſcher Dichter, dieſen Tod zu beweinen und ſeinen Ruhm zu feiern, bieten ein einziges Beiſpiel in der Geſchichte der Literatur dar. Drei Tage lang dauerten die glänzenden Exequien; und auf den ſpaniſchen Bühnen wurde das Ehrengedächtniß des ſpaniſchen Phönix mit großen Feierlichkeiten begangen. Von jeher hat man die ungeheure Anzahl ſeiner Compoſitionen bewundert. Man behauptet, daß er 21 Millionen 500,000 Zeilen habe drucken laſſen, und daß 800 ſeiner Stücke auf der Bühne erſchienen ſind. In einem ſeiner letzten Werke verſichert er, daß der gedruckte Theil derſelben geringer ſei, als derjenige Theil, welcher noch die Preſſe erwarte. Freilich iſt die caſtilianiſche Sprache ſehr reich, die ſpaniſchen Verſe ſind oft ſehr kurz, und die Geſetze des Metrums und des Rhythmus nicht ſtreng. Indeſſen darf man doch die angebliche Zahl der lope'ſchen Werke in Unterſuchung ziehen. Um daran zu glauben, müßte man annehmen, daß er im dreizehnten Jahre zu arbeiten angefangen und täglich ungefähr 900 Verſe verfertigt habe, was unbegreiflich ſcheint, wenn man die Beſchäftigungen und Zerſtreuungen erwägt, die er als Krieger, Sekretär, Familienvater und

Digitized by Google

Priester nothwendig gehabt hat. Was uns von seinem Werken übrig ist, macht ungefähr nur das Viertel dieser Berechnung aus; aber es ist noch genug, um seine improvisatorische Fruchtbarkeit zu bewundern. Er selbst berichtet, daß er mehr, als hundert Mal ein Stück innerhalb 24 Stunden verfertigt und auf die Bühne gebracht habe. Perez de Montalvan versichert, daß Lope eben so schnell in Versen, als in Prosa gearbeitet und schneller gedichtet habe, als seine Schreiber es niederschreiben können; er schätzt Lope's Theaterstücke auf 1800 und auf 400 Frohnleichnamsstücke (autos sacramentalos). Unter seinen Werken sind die dramatischen unstreitig die vorzüglichsten, und haben den meisten Beifall davon getragen. Diejenigen Stücke Lope's, welche sich den Charakter der Tragödie annähern, besitzen gewöhnlich eine so ausgebreitete Intrigue, daß andere Dichter daraus wenigstens vier Stücke würden gemacht haben. Einen solchen Überfluß findet man z. B. in la Fuerza lastimosa, welches Stück die große Auszeichnung genossen hat, in den Mauern des Serails zu Konstantinopel aufgeführt zu werden. In der Fruchtbarkeit der dramatischen Erfindung, Leichtigkeit der Sprache in Prosa und Versen ist Lope einzig. Die Ausführung und der Zusammenhang seiner Stücke ist leicht und lose. Sonst tadelt man in Lope's Stücken den zu häufigen und einförmigen Gebrauch der Duelle und Verkleidungen, welcher Tadel jedoch seine Nachfolger auf der spanischen Bühne noch mehr trifft, und die Leichtfertigkeit seiner Sittenschilderungen. Einige, wie Lord Holland, schreiben ihm sogar die Einführung der Rolle des Gracioso auf der spanischen Bühne zu. In den unregelmäßigsten Stücken, die Lope für den Volksgeschmack arbeitete, findet man so schwülstige Phrasen und hyperbolische Bilder, daß man oft versucht wird, zu vermuthen, er habe sich über seinen Gegenstand und seine Zuhörer lustig machen wollen. Das Verdienst der ausgearbeitetsten Stellen seiner Tragödien setzt man besonders in die reiche Fülle seiner Bilder und, nach dem Urtheil der spanischen Kritiker, in die Reinheit der Sprache. Seine Kühnheit in der Bearbeitung religiöser Stoffe ist nach dem Charakter der Nation und der Natur der spanischen Bühne zu beurtheilen. Übrigens haben viele ausländische Theaterdichter den Lope nachgeahmt, und die erfolgreichsten Stücke und Züge ihm zu verdanken. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur sagt über Lope Folgendes: „Unstreitig erscheint dieser bald zu sehr vergötterte, bald zu sehr herabgesetzte Vielschreiber in seinen Theaterstücken im vortheilhaftesten Lichte, da das Theater zur Ablegung seiner drei Hauptfehler, des Mangels an Zusammenhang, der Weitschweifigkeit und der unnütz ausgekramten Gelehrsamkeit die beste Schule war. In einigen seiner Stücke, besonders den historischen, die sich auf alte Romanzen und Sagen gründen, z. B. dem Könige von Wamba, den Jugendstreichen des Bernardo del Carpio, den Zinnen von Toro u. s. w., herrscht eine gewisse Rohheit der Darstellung, die aber gar nicht ohne Charakter ist, und absichtlich für die Gegenstände gewählt zu sein scheint; in andern, welche Sitten der damaligen Zeit schildern, z. B. der muntern Toledanerin, der schönen Häßlichen, zeigt sich schon ein sehr gebildeter, geselliger Ton. Alle enthalten, neben wahrhaft interessanten Situationen, unvergleichliche Späße, und vielleicht sind nur wenige darunter, mit denen man nicht, wenn sie gehörig bearbeitet und erneuert würden, noch heut zu Tage auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Ihre Mängel sind ungefähr die nämlichen: verschwendete, nicht zu Rath gehaltene Erfindung und vernachlässigte Ausführung. Außerdem fehlt es ihnen noch an Tiefe und an jenen feinen Beziehungen,

welche eigentlich die Myſterien der Kunſt ausmachen.“ Die zerſtreuten Werke Lope's ſind geſammelt in der: Collection de las Obras sueltas assi en prosa como en verso de D. Lope etc. Madr. 1776 sq. 21 Voll. 4. Doch finden ſich hier ſeine Theaterſtücke nicht, die früher in 25 Bänden in Quart erſchienen ſind. Über ſein Leben (worüber ſein Gedicht: Dorothea, wahrſcheinlich die ſchätzbarſten Aufſchlüſſe gibt) und ſeine Schriften iſt vor kurzem das Werk des Lord Holland erſchienen: Some account of the lives and writings of Lope Felix de Vega Carpio. Lond. 2 Voll. 1817, zweite Ausgabe.

Loretto, eine kleine, ¼ Meilen vom Meere entfernte Stadt, in der Mark Ancona, im Kirchenſtaate, hat einen Biſchof, der zugleich Biſchof zu Recanati iſt, gegen 5000 Einwohner, die ihre meiſte Nahrung von den zahlreichen Fremden haben, die hieher wallfahrten, und beſteht nur aus einer einzigen, langen Gaſſe. Zu dem, in der Domkirche daſelbſt befindlichen heiligen Hauſe (la Casa santa), in welchem angeblich Maria von Nazareth gewohnt hat, und welches die Engel 1291 aus Galiläa nach Terſati in Dalmatien, von da aber 1294 nach Italien hinüber in die Gegend von Recanati, und endlich 1295 an ſeinen gegenwärtigen Ort gebracht haben ſollen, werden alljährlich große Wallfahrten gemacht. Dieſes heilige Haus, welches mitten in der Kirche ſteht, iſt von außen mit Marmor überzogen, und aus Ebenholz und Backſteinen gebaut, 30 Fuß lang, 15 breit und 18 hoch, und von innen und außen mit vielen Koſtbarkeiten geziert. Es hat eine Thür und ein Gitter von Silber, hinter welchem Maria mit dem Jeſuskinde abgebildet iſt. Sonſt befand ſich hier ein ungeheurer Schatz, der ſich durch die Freigebigkeit der Pilgrimme u. A. nach und nach geſammelt hatte. Die Einkünfte dieſes Hauſes wurden auf 30,000 Scudi, ohne die jährlich neu hinzukommenden Geſchenke berechnet. Die Zahl der Pilgrimme rechnete man jährlich auf 100,000. Unter andern Seltenheiten zeigte man in dieſem heiligen Hauſe das Fenſter, durch welches der Engel Gabriel zu Maria hereintrat, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Merkwürdiger iſt aber das Bild Raphaels, die heil. Jungfrau darſtellend, die einen Schleier über das Jeſuskind legt. Die Einfälle der Franzoſen 1798 gaben Veranlaſſung, ſowol die Schätze, als auch das heilige Haus in Sicherheit zu bringen. Jene ſind zerſtreut worden und größtentheils verſchwunden; das Gnadenbild aber wurde am 9. Dec. 1802 mit großer Feierlichkeit wieder an ſeine vorige Stelle gebracht.

Lorme (Marion de), berühmt durch ihre Liebſchaften mit mehrern der ausgezeichnetſten Männern ihrer Zeit, war 1612 oder 1615 zu Chalon in Champagne geboren. Sie zählte den Kardinal Richelieu, den großen Condé und andre ausgezeichnete Männer unter ihre Liebhaber und Verehrer. Da ihr Haus der Verſammlungsort der Frondeurs (ſ. Fronde) war, beſchloß Mazarin, ſie verhaften zu laſſen. Sie war jedoch gewarnt worden und hatte ſich verborgen. Bald darauf verbreiteten ihre Freunde das Gerücht von ihrem Tode und veranſtalteten ihr feierliches Leichenbegängniß, während ſie ihre Zuflucht nach England nahm. Hier verheirathete ſie ſich mit einem Lord, der bald darauf ſtarb und ihr ein bedeutendes Vermögen hinterließ. Sie kehrte nach ihrem Vaterlande zurück, ward aber zwiſchen Dünkirchen und Paris von Räubern überfallen und ausgeplündert. Der Anführer der Räuber bot ihr ſeine Hand an, und ſie nahm in ihrer hülfloſen Lage ſein Anerbieten an. Auch dieſer ſtarb und ſie begab ſich jetzt nach Paris, wo ſie in der Vorſtadt St. Germain von einem

Digitized by Google

Einkommen von 4000 Livres lebte. Nach mehr, als dreißig Jahren wandelt sie die Begierde an, Versailles wieder zu sehen. Sie begibt sich dahin; die erste Person, die ihr daselbst begegnet, ist ihre älteste und beste Freundin, Ninon. Sie will sie umarmen, wird aber nicht erkannt. Tief gekränkt kehrt sie nach Paris zurück und scheint dem Tode nahe. Ihre Dienstboten benutzen diese Gelegenheit, sie ihrer ganzen Habe zu berauben. In diesem Zustande findet sie ein Nachbar, hört, was geschehen und eilt zu Ninon, kommt aber mit der Nachricht zurück, dieselbe sei den Tag darauf gestorben. Diese neue Gemüthserschütterung führte auch ihren Tod herbei. Sie starb in einem Alter von 85 Jahren. Anziehende Nachrichten von dieser, durch ihre Verbindungen und wunderbaren Schicksale merkwürdigen Frau findet man in den Memoiren des Chevalier Grammont.

Lorrain (Claude), s. Gelée (Claude).

Löschen, Losen, Lossen, Entlossen, in der Schifferspra-che, die Waaren aus dem Schiffe bringen. Gewöhnlich bedingt sich der Schiffer eine gewisse Zeit aus, in welcher ihm die Ladung vom Bord genommen werden muß: das sind die Löschtage oder Liegetage; für jeden Tag, den er, wegen noch nicht vollendeter Löschung über die bedungene Zeit im Hafen oder auf der Rhede liegen muß, erhält er eine gewisse Entschädigung: das sind die Überliegetage, Überliege-gelder. Loßplatz am Ufer eines Flußes oder Hafens mit einem sanften Abhange nach dem Wasser zu, gemeiniglich gepflastert, wo man die Güter einladet, und auch schwere Güter, Holz, Steine u. s. w auf-stapelt.

Loth bedeutet in einigen Redensarten überhaupt einen schweren Körper und das Gewicht desselben. So sagt man: falsches Loth und Maß (statt falsches Gewicht und Maß) haben. Ehemals gebrauchte man Loth auch für die Ladung von Kanonen, daher auch die Redens-art: Kraut und Loth (statt Pulver und Blei). Dann heißt Loth: 1) der an einer Schnur befestigte schwere, gewöhnlich bleierne Kör-per, mit welcher die Seefahrer die Tiefe und Beschaffenheit des Mee-res, oder die Maurer und Zimmerleute den senkrechten Standpunkt eines Körpers erforschen (Bleiloth). Das schwere Loth (Tiefloth) auf Schiffen, wiegt 40 und mehrere Pfunde; 2) bedeutet Loth die Hälfte einer Unze, oder den 32. Theil eines gemeinen Pfundes.

Löthen heißt, zwei Stücke Metall vermittelst eines weichen und zu diesem Zwecke flüssig gemachten Metalles oder Metallgemisches, Loth genannt, mit einander verbinden. So löthet man Gold mit Silber; Silber mit einem Gemisch von Silber und Messing, auch mit Zinn; Eisen mit Kupfer oder Messing u. s. w. Das Instrument, welches man beim Löthen gebraucht, heißt das Löthrohr, und dient da-zu, vermittelst der hindurch geblasenen Luft die Lichtflamme zu ver-stärken, auf das Loth zu leiten und es somit zum Schmelzen zu bringen.

Lothringen, (von Lothar dem Jüngern, welcher jene Länder in der Theilung des fränkischen Reichs erhielt, also genannt), war ehemals ein Theil des Königreichs Austrasien und in zwei Theile, nämlich Nieder- und Ober-Lothringen getheilt. Zu ersterm gehörte alles Land zwischen dem Rheine, der Maas und der Schelde bis an's Meer; der andere umfaßte die Länder zwischen dem Rheine und der Mosel bis an die Maas. Das spätere Lothringen grenzt an das El-saß, die Franche Comté, Champagne, Luxemburg, die jetzige preußische

Provinz Niederrhein und den Rheinkreis des Königreichs Baiern. Es enthielt 479 Q. M. mit 1,220,000 Einw. und bildet gegenwärtig die franz. Departements Maas, Wasgau, Mosel und Meurthe. Die beträchtlichen Wälder und Berghöhen, worunter die Wasgau als die vornehmste betrachtet wird, sind zur Viehzucht geschickt und enthalten viel Wild; auch gewinnt man Kupfer, Eisen, Zinn und etwas Silber. Dabei gibt es Salzquellen und fischreiche Seen. Wegen des gebirgigen, steinigen und größtentheils magern Bodens ist der Ackerbau nicht sehr ergibig, und liefert nicht den Bedarf für die Einwohner; daher der größte Theil von Gerstenbrot und Kartoffeln lebt; man treibt auch ziemlich starken Weinbau. Die Hauptflüsse sind: die Maas, die Mosel, die Saar und die Saone, welche letztere nur die lothringische Grenze berührt. Die Einwohner sind der katholischen Kirche zugethan. Ihre Sprache ist die französische, bis auf das sogenannte deutsche Amt, wo deutsch geredet wird. Der Stamm des Volks ist unleugbar deutsch, und doch ist Lothringen seit Jahrhunderten schon ein Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich gewesen. Kaiser Heinrich I. gab seinem Schwager Giselbert jene Länder als ein Herzogthum, und Otto I. that dasselbe mit seinem Eidam Conrad dem Weisen aus Franken. So geschah es auch von Otto II. und Heinrich III.; Lothringen blieb also anerkannt ein deutsches Lehn. Mit Carl dem Kühnen begann eine neue Epoche; denn das Land kam, da er ohne männliche Erben starb, an seine Tochter Isabelle, und Isabellens Eidam, Friedrich, welcher Lothringen behauptete, stiftete durch seine beiden Söhne, Anton und Claudius, die lothringische Haupt- und Nebenlinie, welche letztere sich in Frankreich ausbreitete. Von der Zeit an (1540) mischte sich Frankreich entscheidend in alle lothringischen Händel. Carl von Lothringen wurde im 30jährigen Kriege, da er Österreichs Partei hielt, verjagt, erhielt 1659 unter harten Bedingungen seine Länder wieder, und machte 1662 mit Frankreich den Vertrag: daß Lothringen nach seinem Tode an Frankreich fallen, auch das gesammte Haus Lothringen unter die Prinzen vom Geblüte gerechnet werden sollte. Dennoch ward er noch einmal verjagt und starb in österreichischen Kriegsdiensten. Erst seines Bruders Enkel, Leopold Joseph, wurde durch den ryswicker Frieden (1697) wieder als regierender Herzog von Lothringen eingesetzt. Endlich erreichte Frankreich doch seine Absicht, da Ludwigs XV. Schwiegervater, der verjagte polnische König Stanislaus (1735), die Herzogthümer Lothringen und Bar (mit Ausnahme der Grafschaft Falkenstein) zeitlebens erhielt, auch beide Länder nach seinem Tode mit völliger Souveränetät auf immer Frankreich zufielen und damit vereinigt wurden. Durch den zweiten pariser Frieden 1815 ist ein kleiner Theil mit der Festung Saarlouis an Deutschland abgetreten worden, und jetzt mit der preußischen Provinz Niederrhein vereinigt. Des Landes Hauptstadt war Nancy, nicht weit von der Meurthe in einer angenehmen Ebene gelegen. König Stanislaus hat die Stadt sehr verschönert, daselbst den Königsmarkt angelegt und eine Gesellschaft der Wissenschaften gestiftet. Außer den Begräbnißen der alten Herzöge von Lothringen in der Kirche St. Georg, und dem Grabmale Carls des Kühnen, der 1477 vor der Stadt seinen Tod fand, hat Nancy wenig Merkwürdigkeiten. Für die neueste Geschichte ist unter Lothringens Städten Lüneville (s. d.) durch den daselbst zwischen Österreich und Frankreich am 9. Febr. 1801 abgeschlossenen Frieden am berühmtesten geworden.

Digitized by Google

Lotterie (von Lot was in vielen alten und neuern Sprachen Loos bedeutet). Dieses öffentliche Glücksspiel zerfällt in zwei Hauptgattungen. 1) Zahlen-Lotterie oder Lotto (Lotto di Genova) wurde von den Genuesern dadurch erfunden, daß in den Zeiten ihrer Freiheit bei der Rathswahl die Namen der Candidaten in einem Topf, nachher in ein Glücksrad geworfen und dabei auf diese Wahlen Wetten gemacht wurden, zu welchen Wetten mit der Zeit der Staat die Bank übernahm. Man sagt, daß ein Rathsherr, Benedetto Gentili, im J. 1620 dieses Lotto zuerst eingeführt, und daß, weil dieses Gentile Name zufällig nie gezogen worden, der Volksglaube geherrscht habe: er sei sammt seinem Namen, zur Strafe für die unglückliche Erfindung, vom Teufel geholt worden. Späterhin nahm man statt den Namen wählbaren Nobili Zahlen, und so bildete sich das jetzige Lotto. Der Grund desselben besteht in den 90 Zahlen von 1 bis 90, wovon an dem Ziehungstage allemal 5 Zahlen gezogen werden. Jeder der Einsetzenden oder Lotteriespielenden wählt sich aus 90 Zahlen eine beliebige Anzahl von Nummern, meldet sich bei einem Collecteur des Lotto und gibt an, mit welcher Summe er jede ausgewählte Zahl, und auf welche Art des Gewinns er sie besetzen will, worüber er ein gedrucktes Loos erhält. In dieser Lotterie sind eigentlich vier Arten der Gewinne: 1) ein sogenanntes Estrado (Auszug), welches nur eine Zahl unter den herausgezogenen fünfen erfordert, und wobei der Einsatz 14mal als Gewinn an den Mitspielenden bezahlt wird. Hierbey gewinnt das Lotto 16 pCt, weil 17 Nieten auf einen Treffer kommen; 2) die Wette, wenn man mit dem Lotto gleichsam wettet, daß von den ausgewählten Zahlen eine die erste, zweite, dritte, vierte oder fünfte Stelle in der Ordnung der Herausziehung haben werde. Trit dieser Fall bei der Ziehung ein: so erhält der Wettende den Einsatz der Wette 67mal vom Lotto ausgezahlt. Hierbei gewinnt das Lotto ohngefähr 25 pCt. 3) Ein Ambo (eine Ambe) ist, wenn man unter den herausgekommenen Zahlen zwei derselben getroffen hat, worauf der Mitspielende den Einsatz 240mal als Gewinn vom Lotto empfängt. Hierbei gewinnt dasselbe 37 pCt., weil 399 Nieten auf einen Treffer fallen. Endlich 4) eine Terno (Terne), (wobei das Lotto 54 pCt. gewinnt, indem 11,347 Nieten auf einen Treffer kommen) muß von den herausgezogenen fünf Zahlen drei treffen, und gewinnt alsdann den Einsatz 4800mal. Die Quaternen und Quinternen sind eine neuere Erfindung und selten in der Anwendung, weil bei denselben das Lotto 83 pCt. und mehr gewinnt. Überall, wo das Lotto zuerst hinkam, wurde es von der Menge mit einer bis zur Spielwuth wachsenden Theilnahme aufgenommen. Weise Regierungen sahen sehr bald die Verderblichkeit des Lotto ein, hoben es auf oder verpönten den Einsatz scharf. Beim offenbaren Vortheile der Lotto-Bänke hat dennoch das launische Glück durch Ternen und Quaternen manche zum Umsturze, oder doch nahe daran gebracht, und sie pflegten sich daher, wenn manche Zahlen zu stark besetzt wurden, dadurch zu sichern, daß sie solche vor der Ziehung für gestrichen erklärren und keinen Satz darauf weiter annehmen. Auch haben Betrüger durch Gewalt-Ritte und Brieftauben diejenigen Lottos bedroht, deren entfernte Neben-Büreaus noch Sätze anzunehmen pflegten, wenn im Haupt-Büreau schon die Ziehung vorgenommen wurde. 2) Die eigentliche Lotterie, auch Klassen Lotterie genannt, wenn sie in Klassen abgetheilt ist. Ihre Entstehung ist älter, als die des Lottos; Busch will ihren Ursprung in den römischen longiariis, allein offenbar zu weit suchen. Näher liegt, daß sie aus Waarenverloosungen entstanden sind,

deren sich die italienischen Kaufleute schon im Mittelalter bedienten, und wovon man auch in Deutschland Spuren findet. Denn schon im J. 1521 soll der Rath zu Osnabrück eine Waaren-Lotterie errichtet haben; so auch in Frankreich, wo unter Franz I. dergleichen Waaren-Lotterien gegen gewisse bestimmte Abgaben, unter obrigkeitlicher Aufsicht, Kaufleuten erlaubt wurden. Zu Florenz wurde 1530 eine Geldlotterie errichtet; in Venedig kommt 1571 ein öffentlicher Beamter als Aufseher über die Lotterie vor. Aus Italien kamen die Lotterien nach Frankreich unter dem Namen: Blanque (vom italienischen bianca; weil die meisten Loose Nieten, leres, weißes Papier (carta bianca) waren). 1582 und 1588 errichtete Louis de Genzaga eine solche Blanque in Paris zur Ausstattung armer Mädchen von seinen Gütern, und 1656 versuchte Lorenz Tonti (von welchem die Tontinen den Namen, jedoch nicht ihren Ursprung haben) die Errichtung einer großen Blanque royale vergeblich, welche 1660 zu Stande kam. Seit dieser Zeit gab es in Frankreich nur Lotteries royales, deren Ertrag gemeiniglich zu öffentlichen Gebäuden verwendet wurde. In England kommt die erste Lotterie 1567 bis 1568 vor, von welcher man bei der antiquarischen Gesellschaft in London den gedruckten ausgetheilten Plan zeigt. 1612 ward eine Lotterie zum Besten der englischen Kolonien, und 1680 dem Unternehmer einer Wasserleitung gestattet. In Amsterdam ward schon 1549 eine Lotterie zur Erbauung eines Kirchthurmes gezogen, und 1595 zu Delft. In Hamburg wurde 1653 eine nach holländischer Weise und in Nürnberg 1699 die erste Klassen-Lotterie errichtet, und in Berlin die erste 1740 gezogen. Die mehrsten neuern deutschen Lotterien werden klassenweise gezogen um durch allmählige Zahlungen den Einsatz zu erleichtern; die große hamburger ist bei Einer Ziehung stehen geblieben. Neuerer Zeit sind auch die Waaren-Lotterien aller Art unter obrigkeitlicher Aufsicht wieder häufiger geworden, und eine der drolligsten, wobei man über dem Scherz am Ende den Betrug verzieh, wurde vor mehrern Jahren vom Buchhändler Füldner zu Camburg, einem kleinen Städtchen im Herzogthum Altenburg, unternommen. Er kündigte, neben einer Bücherlotterie, ein schönes Mädchen, unter dem Namen: Aurora Fortuna, mit Mitgift, als höchsten Gewinn an; allein das Publikum wurde betrogen und die Schöne blieb unsichtbar; der Unternehmer führte die Braut selbst nach Hause. Noch ist zu bemerken, daß die Haupt-Lotterie-Direction nur ganze und ungetheilte Loose ausgibt und bei der Zahlung der Gewinne annimt, und die Collecteure selbst zur leichtern Verbreitung der Loose und zur Beförderung des Absatzes solche in Halbe, Viertel, Achtel und sogar in Sechszehntel vertheilen. In einigen Landen geht die Industrie der Collecteurs so weit, daß sie ganze und getheilte Loose auf eine gewisse Zahl von Ziehungen vermiethen, d. h. nur verbindlich sind, den Gewinn, der auf die Nummer fallen kann, zu zahlen, wenn die Nummer in den stibulirten Ziehungen heraus kommt. Bleiben die Hauptgewinne lange in dem Glückstopfe, so daß sich die Wahrscheinlichkeit, solche erhalten zu können, steigend vermehrt, so herrscht ein großer Wucher im Kauf und im Verkauf der Loose, und es gibt Fälle, wo in den letztern Ziehungen der ursprüngliche Preis zehn und zwanzig Mal gefodert wird. Neuester Zeit sind, namentlich in der österreichischen Monarchie, im Königreiche Baiern und im Mecklenburgischen, die Güter-Lotterien aufgekommen, und Fabriken, Rittergüter, ja ganze Herrschaften unter öffentlicher Genehmigung und gewöhnlich unter Bürgschaft bedeutender Handelshäuser, welche die Debitirung übernahmen, ausgespielt und dies als Mittel angewendet worden, den ver-

schuldeten Besitzern großer Güter zum Arrangement zu helfen. Gewöhnlich hat man damit eine Geldlotterie verbunden, und unter gewissen Umständen dürfte dieses das zweckmäßigste Mittel sein, Concurse über große Güter beizulegen, welche im gewöhnlichen Wege der Veräußerung zum großen Schaden der Gläubiger weit unter dem Werthe versilbert werden. Staatswirthschaftlich betrachtet (denn das Recht muß Lotto, wie Lotterien für gültige Geschäfte an sich erkennen und erheischt sogar eine wahre Collision des Staatswohls für den Fall, daß die Staatsgewalt die Freiheit der Unterthanen deshalb beschränken will) dürfte die Sache mannichfache Ansichten gewähren. Bedenklich ist es allemal für die Ehre der Regierung, wenn sie zu solchen Mitteln, die Staatseinkünfte zu vermehren, schreitet, und selbst die gewöhnliche Bestimmung des Überschusses zu wohlthätigen Zwecken kann die Zweideutigkeit der Sache nicht retten. Diejenigen Lotterien, welche mit einer Ziehung sich endigen, und überhaupt einen etwas bedeutenden Einsatz erheischen, haben den wesentlichen Vorzug, daß sie den niedrigen und ärmern Volksklassen den Zutritt erschweren, und unter allen Glücksspielen hat die Lotterie den Vortheil, daß der Spielende weder Viel verliert, noch sich dem raschen Wechsel der Gemüthsbewegung aussetzt. Ein Fehler jedoch, welchen alle Lotterien, namentlich die deutschen, haben, ist der, daß sie so viele kleine Gewinne gewähren; denn wie im Spiele nichts mehr langweilt, als am Schlusse der Partie weder gewonnen, noch verloren zu haben, so ist es auch verdrießlich, mit einer Wagniß von vielen Thalern nur einen geringen Überschuß oder die Einlage wieder zu gewinnen. Man mache wenigere und höhere Gewinne und vermehre die Nieten: dies wird die Zahl der Spieler eher vermehren, als vermindern; denn wer einmal in die Lotterie setzt, der (so ist der Menschen Art) hat doch seine geheime Hoffnung auf das große Loos gestellt.

Laudon (oder Loudon, Gideon Ernst, Freiherr von) einer der berühmtesten und besten österreichischen Generale des 18. Jahrh., wurde 1716 zu Tootzen in Liefland geboren und war der Sprößling einer, aus der Grafschaft Ayre in Schottland stammenden alten, aber armen Familie, deren einer Zweig im 14. Jahrh. nach Liefland ausgewandert war. Im Jahr 1731 trat Laudon als Cadet in russische Dienste, machte die Belagerung von Danzig mit, zog sodann mit dem Hülfsheere, welches die Kaiserin Anna an den Rhein sendete, und diente hierauf unter Münnich in dem Feldzuge gegen die Türken und Tataren bei den Stürmen auf Oczakow, Azow, Choczym und in der Schlacht bei Stawutschane, dabei alle niederen Grade des Militärs, vom Corporal bis zum Lieutenant durchlaufend. Nach dem Frieden von 1739 ward der junge Krieger aber außer Beschäftigung gesetzt, und der Zufall fügte, daß er den Sekretär des Hofmarschall Löwenwolde (Laudon's Landsmann) Hochstetten kennen lernte, der früher bei dem Sekretär des Fürsten Kaunitz, dem Baron Binder gewesen und durch Binder u. A. noch wichtige Verbindungen in Wien hatte. Dieser Hochstetten rieth nun Laudon, seine Dienste der Kaiserin und Königin von Ungarn anzubieten und der junge Krieger machte sich auf den Weg. Seine Reise ging über Berlin. Hier traf er eine Menge einstiger Kameraden, die gleich ihm nach dem Frieden verabschiedet worden waren, und einige ermunterten ihn, sich dem großen Friedrich vorstellen zu lassen. Laudon ließ sich dies gefallen, denn er hätte gern im preußischen Heere gedient; aber der König ließ ihn lange nicht vor, wodurch es Laudon so

kümmerlich in der preuß. Hauptſtadt ging, daß er vom Abſchreiben leben mußte, und als er endlich dem König vorgeſtellt wurde, da wandte ſich der Monarch verächtlich von ihm ab und ſagte zu den Umſtehenden: „la physiognomie de cet homme ne me revient pas;“ einen Ausſpruch, den der große Friedrich ſpäter oft bitter bereuete. So von Friedrich verworfen, ging Laudon nun nach Wien, wo er das Glück hatte, von dem Großherzog Franz (nachherigem Gemahl von Maria Thereſia) im Vorzimmer der Fürſtin getroffen und dieſer vorgeſtellt zu werden, worauf er denn im December 1742 zum Hauptmann unter dem Panduren-Corps des alten Parteigängers Trenk ernannt wurde, und, in dieſen rohen und barbariſchen Haufen vermengt, den Feldzug in Baiern und am Rhein mitmachte. Hier wurde er, bei Elſaßzabern, das einzige Mal in ſeinem Leben, aber ſchwer, verwundet und gefangen, und er verdankte ſeine Wiederherſtellung nur der Geſchicklichkeit eines franzöſiſchen Wundarztes, den er in ſpätern Jahren bei dem franzöſiſchen Heere in Sachſen unvermuthet wieder fand. Nach ſeiner Geneſung und Auswechſelung diente Laudon nun in dem zweiten ſchleſiſchen Kriege gegen Friedrich II. und focht mit in den Schlachten von Hohenfriedberg und Sorr. Nach geſchloſſenem Frieden zwang Trenks unredliches Benehmen, ihn um ſeinen Abſchied anzuhalten, worauf er denn nach Wien ging und durch die Vorlegung der von Trenk im Elſaß und Baiern erhaltenen Ordres bewieß, daß der alte, rachſüchtige Panduren-Chef ihn verläumdete, und die Greuel in jenen Ländern ſelbſt begangen hatte, welche er ihm nunmehr aufzubürden ſuchte. Ein Zweikampf zwiſchen Laudon und Trenk, die ſich im Theater trafen und dort ziemlich laut überwarfen, ward nur durch Trenk's Verhaftung abgewendet, der bekanntlich zur Gefangenſchaft auf der Veſte Spielberg verurtheilt wurde. Laudon, außer Dienſt und ohne Vermögen, mußte nun abermals in Wien ſehr kümmerlich leben und hatte nicht einmal ſo viel, um ſeinen Durſt nach Wiſſen in der Kenntniß der höhern Kriegskunſt durch Anſchaffung einiger Bücher befriedigen zu können. Endlich verſchafften ihm ſeine Freunde eine Majorsſtelle unter dem, an der türkiſch-ungariſchen Grenze ſtationirten Lkkianer-Regiment. Laudon vermählte ſich daſelbſt mit der Tochter eines kroatiſchen Offiziers, Klara von Hagen, die ihm aber nie Kinder gebar, und trat von der evangeliſchen zur katholiſchen Religion über. Fünf Jahre hatte er hier ſtill, eifrig das Studium der Mathematik und militäriſchen Geographie treibend, gelebt, als der ſiebenjährige Krieg ausbrach und ſein Unſtern ihn noch einmal in eine trübe Lage verwickelte. Der commandirende General in Kroatien, Petazzi, ein Mann von gemeinen Geſinnungen und ſelbſt talentlos, das Talent haſſend, konnte den ihn, natürlich überſehenden Major nicht leiden, und ſein Groll ging ſo weit, daß er eigenmächtig den Namen Laudon von der Liſte der Offiziere ausſtrich, die man von Wien aus zum Feldzuge beordert hatte. Dieſe Nichtswürdigkeit empörte den Krieger; er ging auf die Gefahr, der Verletzung der Subordination angeklagt zu werden, nach Wien, ſich zu beſchweren, fand aber hier durch Petazzi's Berichte, alles ſo gegen ſich eingenommen, daß er ſonder Zweifel kein Recht würde erhalten haben (denn ſchon lag der Befehl, ihr mit einem derben Verweiſe in ſeine Grenzpoſtirung zurück zu ſenden, zur Ausfertigung bereit), hätte nicht das Geſchick es gefügt, daß ſein alter Freund aus Petersburg, Hochſtetten, eben damals in Wien bei der Hof- und Staatskanzlei war angeſtellt worden, der ſich denn ſeiner bei dem Fürſten Kaunitz auf's Beſte annahm, und es dahin brachte, daß der verkannte Laudon als

Oberſt-Lieutenant bei einer Abtheilung leichter Truppen, die die Bewegungen der, wenig Erfolg verſprechenden Reichs-Armee unterſtützen ſollten, angeſtellt wurde. Als dem nachherigen Retter Öſterreichs aus ſo mancher Gefahr dieſe Freudenkunde gebracht wurde, fand man ihn in einem elenden Dachſtübchen in der Ungargaſſe, da indeß, Kraft angewohnter Langſamkeit, faſt noch ein Jahr verging, ehe der deutſche Reichstag den großen Schritt einer Kriegserklärung gegen Preußen that. So entging Laudon für's Erſte dem Schickſal, in die zuſammengeflickte Maſſe des deutſchen Reichsheeres eingewebt zu werden, und kam zu der vom Feldmarſchall Brown geführten Hauptarmee, die ſo eben bei Löwoſitz von dem großen Preußenkönige war geſchlagen worden. Bald zeichnete ſich Laudon hier als kühner Führer aus. Bei Tetſchen, Hirſchfeld und in der prager Schlacht erwarb er ſich die Anerkennung der Obern und das unbedingte Vertrauen der Soldaten, die bald glaubten, nur noch unter Laudon ſiegen zu können. Eben ſo zeichnete er ſich bei Verfolgung der Preußen nach der Schlacht bei Collin aus, und Friedrich II. mochte hier zum erſten Male ſehen, welchen Mißgriff er begangen hatte, einen Krieger, wie dieſen, ſchnöde abzuweiſen. Hierauf unter das Commando des Prinzen von Hildburghauſen geſtellt, der die endlich zuſammengebrachte Reichsarmee befehligte, und ſich mit der franzöſiſchen unter Soubiſe vereinigte, hatte Laudon den Schmerz, die ſchmachvollen Auftritte in Gotha (wo Seidlitz mit 2000 Mann Reitern das Hauptquartier überfiel) und bei Roßbach mit anſehen zu müſſen, ohne helfen zu können, und daß ihm von Friedrich II. mit einem ſchmeichelhaften Schreiben überſandte General-Patent, welches die preußiſchen Huſaren mit dem Courier, der es von Wien brachte, weggekapert hatten, war in dieſem Augenblicke dem Helden nur ein kleiner Troſt für die Unfälle, deren Zeuge er hatte ſein müſſen. Im folgenden Jahre (1758) erhielt Laudon für ſeinen Antheil an der Befreiung von Olmütz den Thereſien-Orden, und 3 Monate ſpäter das Großkreuz deſſelben und die Ernennung zum Feldmarſchall-Lieutenant. Wie er hierauf noch in demſelben Jahre eine Diverſion in's Brandenburgiſche machte (früher noch gegen Fouquet in den Engpäſſen von Braunau ſtrit) den Sieg bei Hochkirchen größtentheils herbeiführen half, dort beinah von preußiſchen Huſaren wäre gefangen worden, den König nach der unglücklichen Schlacht mit raſtloſem Eifer verfolgte, von ſeiner Kaiſerin in den Freiherrenſtand erhoben wurde, in der nächſten Campagne (1759) allein durch ſein Eingreifen im letzten entſcheidenden Moment den Sieg bei Kunnersdorf herbeiführte (den der ruſſiſche Feldherr Soltikow aber, in Folge geheimer Inſtruktionen ſeines Hofes, nicht, wie damals möglich war, zum völligen Untergang Friedrich II. benutzte) auf ſeinem Rückmarſch durch Polen von Feinden umſchwärmt, mit der Rauhigkeit der Witterung und der Elemente zu kämpfen hatte, und in dieſem Winter noch zum Feldzeugmeiſter ernannt und ihm ein eigenes Corps von 80,000 Mann anvertraut wurde, dies mag hier nur angedeutet ſein. Im folgenden Jahre (den 29. Juni 1760) gewann Laudon die Schlacht bei Landshuth in Schleſien gegen den tapfern Fouquet, der ſelbſt gefangen wurde, nahm Glatz mit Sturm, berennte Breslau (wo ihn der Commandant Tauenzien, den Laudon mit der Drohung auffodern ließ: „er wolle das Kind im Mutterleibe nicht ſchonen," lakoniſch die Antwort gab: „er ſelbſt ſei nicht ſchwanger, ſeine Grenadiere auch nicht und die Bürger würde man ſchützen") und deckte nach den tapferſten Anſtrengungen den Rückzug der daun'ſchen Armee nach der Schlacht von Liegnitz ſo meiſterhaft, daß der große Friedrich ausrief: „von Laudon

muß man retiriren lernen; gleich einem Sieger räumte er das Feld," und Maria Thereſia ihn in einem eigenen Handbillet belobte. Den Feldzug von 1761 füllten größtentheils künſtliche Märſche, und Laudon, der hier wenig Gelegenheit fand, ſeine Tapferkeit auf dem Schlachtfelde zu zeigen, bewieß, daß er auch hierin, wie in den ſchwierigen Unterhandlungen mit dem zu keinem Entſchluß zu bringenden ruſſiſchen Feldherrn Butturlin, als ausgezeichneter Kopf ſich zu finden wußte. Doch krönte er den Schluß dieſes Feldzugs noch mit einer eben ſo kühnen, als in den Annalen der Kriegsgeſchichte merkwürdigen That, indem er den 1. Oktober ohne Belagerung und vorgängige Einſchließung das feſte, wolverproviantirte und ſtark beſetzte Schweidnitz, mit einem raſchen Coup de main, gleichſam in einem wilden Anlauf, nahm und dadurch die Herren in Wien nicht weniger in Erſtaunen ſetzte, wie den Feind, und faſt in Gefahr kam, für dieſen wichtigen Sieg vom Hofkriegsrath in Wien zur ſtrengen Rechenſchaft gezogen zu werden. Nach dem hubertsburger Frieden, und nachdem ſeine Monarchin ihn mit Geſchenken und Ehrenbezeugungen überhäuft hatte, beſuchte Laudon, zur Wiederherſtellung ſeiner, ſeit lange ſchon wankenden Geſundheit das Carlsbad, und hier war es, wo er mit den, in gleicher Abſicht ſich dort aufhaltenden Dichter Gellert bekannt wurde, und zwiſchen beiden ausgezeichneten Männern, die ſich wechſelsweiſe von einander angezogen fühlten, ſich ein vertraulicher Umgang während ihres Aufenthalts an dieſem Orte entſpann *). Im Jahr 1773 begleitete Laudon Joſeph II. auf ſeiner Reiſe durch die neuerworbenen Königreiche Gallizien und Lodomieren, und als der bairiſche Erbfolgekrieg ausbrach, erhielt er als

*) In dem ohnlängſt erſchienenen ſchätzbaren Werke: „Briefwechſel Chriſtian Fürchtegott Gellert's mit Demoiſelle Lucius" (herausgegeben von F. A. Ebert) ſchildert der Dichter ſeiner Freundin ſein Zuſammenſein in Carlsbad mit dem öſterr. Feldherrn mit folgenden Worten: „Auf meinen Spazierritten begleitet mich zuweilen der General Laudon auf ſeinem Schimmel, den er in der Schlacht bei Hochkirchen geritten hat. Er iſt ein Mann von einem beſondern Charakter: ernſthaft, beſcheiden, halb traurig, faſt wie ich; der wenig redet, aber richtig und wahr, nicht von ſeinen Thaten, wenig vom Kriege ſpricht, aufmerkſam zuhört, und in ſeinem ganzen Betragen und in ſeiner Art, ſich zu kleiden, eben die gefällige Einfalt und Anſtändigkeit zeigt, die in ſeinen Reden herrſcht. Die Aehnlichkeit unſers traurigen Weſens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unſers Ruhmes machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er ſich vor mir fürchten, ſo wie ich mich vor ihm. O, ſagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand: „ich käme oft gern zu Ihnen, aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob ſie mich haben wollen." Ein andermal fing er an: „Sagen Sie mir nur, Herr Profeſſor, wie es möglich iſt, daß Sie ſo viel Bücher haben ſchreiben können, und ſo viel Muntres, Scherzhaftes?" und als ich darauf erwiederte: „Sagen Sie mir erſt, Herr General, wie Sie die Schlacht bei . . . (hier hat Gellert ſelbſt einen leeren Raum in ſeinem Briefe gelaſſen) und die Schlacht bei Kunnersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht nehmen können?" Da ſah ich ihn das erſte Mal herzlich lachen, denn ſonſt lacht er nur halb." Nachdem Gellert nun noch erzählt hat, wie Laudon ihm ſeinen Neffen, der gern in Leipzig noch ſtudiren wollte, empfahl, wie er dem

Feldmarschall den Oberbefehl einer eigenen Armee. Der sich schnell machende Friede erlaubte ihm hier aber nicht, neue Beweise seiner Feldherrenthätigkeit zu geben und die 9 Jahre von da an bis zum Ausbruch des Krieges mit der Pforte wandte er nun dazu an, emsig weiter zu studiren. Joseph II. hatte anfänglich geglaubt, den Feldzug gegen die Pforte ohne Laudon vollenden zu können; bald nöthigten ihn aber die Ereignisse, den alten, erfahrnen Krieger aufzurufen und von diesem Augenblick an schwebte der Sieg vor Österreichs Fahnen her. Dubicza wurde genommen, ein türkisches Heer unter den Mauern dieser Feste geschlagen, Belgrad erstürmt und Semendria besetzt. Für die Eroberung von Belgrad schenkte Joseph II. dem Sieger den, ganz aus Brillanten bestehenden und sonst im kaiserlichen Familienschatz bewahrten Stern des Theresien-Ordens, den eigentlich nur der Monarch selbst, als Großmeister, tragen durfte *); auch ward ihm, was seit dem berühmten Eugen in Österreich keinem wieder verliehen worden war, übertragen: unumschränkte milit Gewalt und der Titel Generalissimus. Der Feldzug gegen die Türken beschloß übrigens Laudon's kriegerische Laufbahn, denn als unmittelbar darauf sich ein neuer Krieg mit Preußen entspinnen zu wollen schien, der indeß nie zum Ausbruch kam, und deswegen ein zahlreiches österreichisches Heer sich in Mähren zusammenzog, das mit Freuden seinen alten Führer an seiner Spitze sah, da überraschte ihn der Tod im Hauptquartiere zu Neutitzschein (in Mähren) am 14. Juli 1790. Seine Gebeine wurden aber zu Hadersdorf unweit Wien in dem Park zur Ruhe gebracht, den Maria Theresia einst ihrem Retter aus vielen Gefahren schenkte und Werkstücke einer, bei der Eroberung von Belgrad aufgefundenen Grabstätte schmücken dort sein Grab. Zur Charakteristik dieses ausgezeichneten Feldherrn, die Gellert schon fast ganz in den wenigen angeführten Worten gegeben hat, fügen wir nur noch hinzu, daß sein Fleiß sich fortwährend zu unterrichten bis in's hohe Alter nicht nachließ, und daß die Raschheit und Kühnheit seiner Entwürfe eher bei ihm mit den Jahren zu steigen, als zu sinken schien. In seinem Leben war Laudon übrigens durchaus und in jeder Beziehung mäßig und seine Bescheidenheit so groß, daß einst mit vollem Recht der Herzog von Ahremberg der Kaiserin, die bei einem Hoffeste nach Laudon fragte, erwiederte: „Le voilà comme toujours derrière la porte, tout honteux d'avoir tant de mérite."

Louisd'or, eine französische Goldmünze, welche von Ludwig XIII., der sie 1640 zuerst prägen ließ, ihren Namen erhielt. Der alte Louisd'or gilt gewöhnlich 5 Rthlr. 8 gr.; der neuere, oder der sogenannte Schildlouisd'or (Carolin) 6 Rthlr 4 Gr. Ludwig XIII. ließ 1641 unter dem Namen Louisblanc auch eine Silbermünze schlagen, welche, wenn sie wichtig ist, 1 Rthlr. 8 Gr. gilt. Louisneuf heißt auch der Laubthaler.

Krieger, der sich noch in alten Tagen immer mehr zu unterrichten wünschte, eine kleine Bibliothek aufsetzen mußte, und wie sie oft und viel im Vertrauen mit einander gesprochen haben, schließt er mit folgender herzlichen Bemerkung: „Ich habe aus seinem Munde nichts, als Erlaubtes und Gutes gehört und immer gemerkt, daß er religiös war; wollte Gott er gehörte noch zu unserer Kirche!"

*) Nach Laudon's Tode löste Kaiser Leopold diesen Stern von der Wittwe für 50,000 Fl. wieder ein.

Louise (Auguste Wilhelmine Amalia), Königin von Preußen, Tochter des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, Carl, und einer Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, wurde, als das jüngste Kind aus dieser Ehe, am 10. März 1776 zu Hannover geboren, wo damals ihr Vater Gouverneur war. Schon im 6. Jahre verlor sie ihre Mutter und blieb darauf fortwährend der vortrefflichen Aufsicht eines Fräulein von Wolzogen anvertraut. Nachdem sie eine zweimalige Reise zu ihrer Großmutter nach Darmstadt gemacht hatte, verließ ihr Vater den hannöverischen Dienst und wählte Darmstadt zu seinem beständigen Wohnsitz. Hier ward nun Louise ihrer Großmutter zur fernern Erziehung und Bildung übergeben. Mit musterhafter Sorgfalt vollzog die würdige Fürstin das wichtige Geschäft; Louisens vielversprechender Geist empfing hier jene Richtung, und ihr bildsames Herz neigte sich zu jener Tugend und milden Güte hin, durch welche sie später ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung ward. Der Pflegemutter hochgebildeter Geist und vielumfassender Verstand wirkte erhebend auf den geist- und gemüthvollen Zögling; und die prunklose, aber echte Frömmigkeit der Erzieherin, und ihre stillwohlthuende Menschenliebe reizte zur Nacheiferung. Unter der Aufsicht der Landgräfin verwaltete eine sehr gebildete und gutmüthige Demoiselle Gelieux, aus der Schweiz, das Amt einer Hofmeisterin bei der Prinzessin; ihr Erziehungstalent rechtfertigte die Wahl der Pflegemutter. Unter der Leitung dieser achtungswerthen Frauen und in dem Genusse eines ruhigen, durch seine großen Begebenheiten erschütterten Lebens blühte Luise im fröhlichen Gedeihen ihrer Bestimmung entgegen. Eine Reise in die blühenden Rheingegenden diente dazu, ihr Wohlgefallen an Naturschönheiten neu zu beleben, ihre Kenntnisse zu erhöhen, so wie zwei andere Reisen nach Frankfurt am Main zu den Krönungen der deutschen Kaiser Leopold II. und Franz II. (1790 und 1792) ihren Sinn und Geschmack für schöne Künste zu erheben, sie mit der großen Welt vollkommen bekannt zu machen, und sie für ihren künftigen erhabenen Stand vorzubereiten. Bei den im Jahre 1792 eintretenden Unruhen des französischen Revolutionskrieges, der auch bis in die Nähe von Darmstadt wirkte, begab sich Louise mit einer ihrer ältern Schwester, der regierenden Herzogin von Sachsen-Hildburghausen nach Hildburghausen, wo sie bis zum März 1793 blieb. Auf der Rückreise nahm sie den Weg über Frankfurt am Main, wo sich, seitdem die Preußen wieder dort eingerückt waren, der König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kronprinzen und seinem Bruder Ludwig befand. Die fürstlichen Schwestern wurden dem Könige vorgestellt und von ihm zur Tafel geladen. Sobald Luise zu dem Könige eintrat, ward der Kronprinz (der jetzt regierende König), ohne zu ahnen, daß sie einst seine Gemahlin werden würde, von ihrer Schönheit, von dem Adel, der auf ihrer Gestalt, so wie auf jeder ihrer Bewegungen schwebte, gefesselt. Aber größer und günstiger war noch der Eindruck, den bei näherer Bekanntschaft ihr Geist und Gemüth auf ihn machte. Eine Annäherung, wie sie unter gleichgesinnten, edlen Menschen aus allen Ständen gewöhnlich ist, erfolgte bald. Nicht die Politik schloß hier ein Bündniß, sondern Einklang der Herzen und gegenseitige Hochachtung. Am 24. April 1793 fand in Darmstadt die Verlobung Friedrich Wilhelms mit Luisen Statt; an demselben Tage verlobte sich auch der Prinz Ludwig von Preußen mit Luisens Schwester, der jetzigen Herzogin von Cumberland. Die wirkliche Vermählungsfeier verzögerte der König. Erst nach der Schlacht bei Pirmasens (14. Sept. 1793) kehrte Friedrich Wilhelm II. mit dem Prinzen nach Berlin zurück, wo dann auch

am 12. Dec. die verlobten Prinzessinnen eintrafen. Am 24. Dec beging man mit stillem, der Würde des königlichen Hauses zustehenden Glanze die Vermählungsfeier. Der König, der bei der Verlobung, zum Beweise freudiger Bewilligung, den Ringwechsel in Person vollzogen hatte, segnete mit väterlichem Entzücken den Verein. Die Neuvermählten lebten der harmlosen Freude, der Häuslichkeit und der stillen Tugend, die den Pallast, wie die Hütte, schmücken. Nachdem Luise am 7. Oct. 1794 von einer todten Prinzessin entbunden worden war, gebar sie am 15. Okt. 1795 den jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Nach dem Tode des Königs (16. Nov. 1797) bestieg ihr Gemahl den Thron, und führte seine Gemahlin den neuen, wichtigen Pflichten der Landesmutter entgegen, deren Erfüllung ihrem Herzen so theuer ward, und redlich vereinte Luise die Königin mit der Gattin und Mutter. Wir sehen sie forthin im neuen, erhabenen Wirkungskreise kräftig für jedes Gute handeln, und täglich mehr die Liebe und Achtung der Nation verdienen und empfangen. Als Schutzgeist des Landes begleitete sie ihren Gemahl auf seinen Reisen durch die Provinzen, um seine Sorgen zu mindern und seine Freuden zu verschönern. Wie die Bürgerin, ist sie ihrem Manne treue, unzertrennliche Begleiterin. Die mit Innigkeit dargebrachten Huldigungen der Völker nimt sie mit freundlicher, würdevoller Güte auf, die unverschuldeten Unglücklichen und Dürftigen finden in ihr eine Wohlthäterin, welche still und anspruchlos ihr Elend mildert. Ein schützender Engel am Throne, söhnt sie die leidende Menschheit, die bedrohte Unschuld mit dem launenvollen Schicksale aus. Vertrauensvoll naht das ungekannte Verdienst, und Luise erwirbt ihm Anerkennung und Belohnung. Ihren hellen Blicken bleibt nichts verborgen; allenthalben gelingt es ihr, das Gute zu fördern und das Schöne zu verherrlichen. Schöne Kunst und Wissenschaft finden eine Beschützerin in ihr. Mit gerechtem Stolze nennt der Preuße seine Königin. Der Adel ihrer schönen Seele zeigte sich bei jeder Veranlassung und die allgemeine Verehrung stieg von Tag zu Tag. 1806 rief der Krieg den König in's Feld; Luise, die ihn auf allen Reisen begleitet hatte, folgte ihm auch dieses Mal nach Thüringen. Nach dem unglücklichen 14. Oct. begab sie sich nach Königsberg und von dort nach Memel. Alle Leiden, die ein unglückliches Verhängniß über sie häufte, trug sie mit einem Muthe, mit einer Ergebung, die wahre Frömmigkeit und ein reines Bewußtsein dem Dulder verleihen. Am 16. Jan. 1808 kehrte das königliche Ehepaar von Memel nach Königsberg zurück, und von hier aus unternahm es, am 27. Dec. d. J. eine Reise nach Petersburg zum Besuche der kaiserlichen Familie. Am 23. Dec. 1809 hatte darauf Berlin die Freude, das edle Herrscherpaar wiederzusehen und mit frohem Jubel zu begrüßen. Schön und im blühenden Glanze der Gesundheit erschien die geliebte Landesmutter unter der jauchzenden Menge. Aber der Schein täuschte. Die Hauptstadt hatte sie nur auf kurze Zeit wieder gewonnen, um sie auf immer zu verlieren. Am 25. Juni 1810 reisete sie nach Strelitz zu einem Besuche bei ihrem Vater ab. Auf dem Lustschlosse desselben, Hohenzieritz, ward sie am 30. Juni von einer Brustkrankheit überfallen, die bald einen lebensgefährlichen Charakter annahm, und an welcher sie bereits am 19. Juli, Morgens um 9 Uhr. in den Armen ihres königlichen Gemahls verschied. Nur wenige Augenblicke vor ihrer Auflösung fing sie an, dieselbe zu ahnen, und als der Übergang in eine andre Welt sich ihr nahte, da flehte sie nur die ewige Liebe um einen kurzen Todeskampf. Als ihre Leiche am 27. Juli nach Berlin feierlich eingeholt wurde, und als die Beisetzung in der Sakristei in der Domkirche am 30. Juli er-

folgte, da sprach der allgemeine, ungekünstelte Schmerz laut für den Werth der Frühverklärten. Am Morgen des 19. Dec. wurden die theuren Überreste aus der Domkirche abgeholt, nach Charlottenburg gebracht und dort in dem einfach geschmackvollen Grabmale, welches der König im Schloßgarten neu hatte erbauen lassen, bestattet. Noch heute vereinigen die Bessern der Nation ihre Thränen mit denen des königlichen Hauses. Seltene Thränen, die den Beweinten unsterblich machen, auch wenn kein Marmor ihn verewigt! Luisens edles Thun als Königin, Gattin und Mutter wird fortleben, wenn längst ihr Grabmal von der allgewaltigen Hand der Zeit zertrümmert ist. Spät noch wird ihr Name genannt werden von den Enkeln der Armen, deren dankbare Thränen sie vor Gott nannten, von den Guten, die durch alle Zeiten, Räume und Geschlechter einander verwandt sind, von den Edeln des weiblichen Geschlechts. Denn diesen war sie ein stilleuchtendes, aber um so sicheres Vorbild. Auch wird ihr Andenken durch die Luisenstiftung gesegnet. Wir empfehlen unsern Lesern die eben so sachreiche, als gemüthvolle Schrift der Frau von Berg, welche 1814 unter dem einfachen Titel: Luise, die Königin, in Berlin erschien. Man wird die edle, königliche Frau hier durch ihre Briefe aus der verhängnißvollen Zeit von 1806 und 1807 und durch die Erzählung ihrer, auch im Unglück königlichen Haltung und ihres großsinnigen Betragens bei der Zusammenkunft mit Napoleon zu Tilsit erst ganz kennen und würdigen lernen. Vieles in diesem rauhen und rohen Herrscher und Emporkömmlinge wird die kältere Nachwelt ruhiger beurtheilen, als wir es konnten und noch können, aber seine Lästerungen der Königin Luise in seinen Bulletins, und sein Übermuth zu Tilsit, der königlichen Frau gegenüber: — dies wird immer strenger gerichtet werden, und seine moralische Nichtswürdigkeit stets beurkunden.

Louise Ulrica, Königin von Schweden seit 1744, Tochter des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, geboren 1720 und starb 1782. Männlicher Verstand, einnehmende Beredtsamkeit, vorzügliche Liebe zu den Wissenschaften und eine auch im Tode unerschütterte Geistesstärke zeigte diese Fürstin. Seit ihrer Zurückkunft in Berlin 1772 und dem Tode ihres königl. Gemahls lebte sie so abgeschieden von der Welt, daß sie selten mehr bei Hofe erschien, wegen Mißverständnissen mit dem Thronfolger. Ihr Leibgedinge betrug 133,000 Rthlr. Species. Damit verschönerte sie ihre Paläste, unterstützte Industrie, Künste und Wissenschaften, auch die Armenhäuser. Gleich ihrem kgl. Bruder wollte sie die Seidenzucht nach dem hohen Norden ziehen und der große Linné unterstützte nach Kräften die Acclimatisationsideen seiner Monarchin. 1753 stiftete sie die schwedische Akademie der Wissenschaften aus eignem Vermögen. Diese ging daher fast unter, bis Gustav III. sie von neuem dotirte. Diese Königin gründete ferner die Bibliothek und das Kunstkabinet zu Dortningholm, wovon, so wie von jenem des Königs Adolph Friedrich, Linner eine Beschreibung 1787 in Stockholm herausgab. Hasselquist's in Smyrna versetzte Sammlung ließ sie einlösen, und rettete solche der Naturgeschichte. Auf ihre Kosten gab Linné aus den Handschriften dieses Gelehrten seine Reise nach Palästina heraus. Sie war eine glückliche Gattin, ertrug aber ungern die Abhängigkeit des Königs vom Reichsrath. Dies veranlaßte die horn'sche Verschwörung, schränkte den König noch mehr ein und veranlaßte, den kostbaren, für Schweden unvermeidlichen, unglücklichen Krieg mit Preussen und war daher den großen Familien im Reiche zuwider, die ihr manche Kränkung bereiteten.

Louisiana, ein Theil der vereinigten nordamerikanischen Staaten. Seit 1685 hatten die Franzosen in diesem Lande, dem sie zu Ehren Ludwigs XIV. den Namen Louisiana gaben, zu verschiedenen Malen in der Nähe des Mississippi Kolonien angelegt, die aber wegen der Ungesundheit der Gegend und aus andern Ursachen wieder zu Grunde gingen. 1712 erhielt Crozart, ein reicher und unternehmender Kaufmann, einen ausschließenden Freibrief zum Handel nach Louisiana auf 15 Jahre, trat denselben aber 1717 an den bekannten Law (s. d. Art.) ab, der sich nun an die Spitze einer Gesellschaft stellte, welche er für den Handel an dem Mississippi errichtet hatte. Da man absichtlich sehr vortheilhafte Nachrichten von den am Mississippi gemachten Entdeckungen und den davon zu erwartenden Vortheilen verbreitete: so wurden die Actien der Gesellschaft mit der größten Begierde gekauft, und es entstand jener berüchtigte Actienhandel, dessen Sucht sich zu gleicher Zeit nach England und Holland verbreitete. Als man aber im Jahr 1719 überzeugt wurde, daß jene vorgegebenen Vortheile ganz grundlos wären, fielen die Actien plötzlich, und die, in deren Händen die Papiere zuletzt blieben, erlitten einen ungeheuern Verlust. Der Name Louisiana wurde nun ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues. Als nach dem 7jährigen Kriege Frankreich 1764 ganz unvermuthet Louisiana bis an den Mississippi an Spanien abtrat, schien der Kolonie eine neue Sonne aufzugehen. Denn Spanien, welches im ersten pariser Frieden Florida, eine seiner Vormauern von Mexiko, an England hatte abtreten müssen, erhob nun das unermeßlich lange und 300 Meilen breite Louisiana (in welchem man damals an 150,000 Einwohner rechnete) zu einer neuen Barriere für die Deckung seiner mexikanischen Minen. Allein es ward 1802 im Frieden zu Amienz genöthiget, Louisiana an Frankreich zurückzugeben. Da aber das Land, vermöge seiner vortheilhaften Lage, seines Klima's und Bodens, unter einer kraftvollen Regierung eine gefährliche Nachbarschaft für die vereinigten Staaten hätte werden können, so lehnte sich der Congreß gegen seine Abtretung auf und erhielt, in Folge eines am 30. April 1803 mit Frankreich abgeschlossenen Vertrages, für eine Summe von 15 Millionen Dolars sowol die Souveränetät der Stadt Neuorleans und deren Gebiet, als überhaupt des ganzen Louisiana auf den Fuß des bisherigen Besitzstandes Spaniens. Diese Provinz hat gegen Süden den mexikanischen Meerbusen, gegen Osten den Mississippi und Florida, gegen Westen Neumexiko und gegen Norden wenig bekannte, von Wilden bewohnte Gegenden von Canada zur Grenze. Der Himmelsstrich ist bei der großen Ausdehnung sehr verschieden; im südlichen Theile ist es im Verhältnisse der geographischen Breite wenig heiß aber die Kälte gegen Norden unverhältnißmäßig strenger. Die Luft ist gesund, der Boden fruchtbar, doch etwas steinig, hat Überfluß an Kiefern. Cedern und grünen Fichten. Das Land hat Indigo, Zucker, Kaffee, Tabak, Baumwolle, Flachs, Wildpret, Büffel, Elenthiere, Dammhirsche ꝛc. und hin und wieder Anzeigen von Silberminen und Erzgruben. Die vorzüglichsten Flüsse heißen: St. Pierre, der Moin, der Missouri, der Fluß der Akansas, der Yellowstone und der rothe Fluß (riviére rouge), mit welchem sich der schwarze Fuß und der Ochsenfluß vereinigen. Die Einwohner sind theils Europäer, theils Wilde. Neu-Orleans bis 55° Breite (2400 Q. M.) ist seit 1812 in den Bund der Freistaaten aufgenommen. Bevölkerung 250,000 Einw., und die Hauptstadt Neu-Orleans, die täglich zunimt über 50,000 Einw. Mississippi, bis 41° Breite (4189 Q. M.) seit 1817 aufgenommen, hat eine gleiche Volksmenge. Louisiana, bis 45° Breite,

hat auf einer sehr großen Oberfläche, die meist freie Wilde bewohnen, über 150,000 nordamerikanische Staatsbürger. Seine Ausdehnung in Q. M. ist noch unbestimmbar, vielleicht 50,000 Q. M.

Loutherburg (Phil. Jac.) ward 1730 zu Straßburg geboren, und ist einer der größten Landschaftsmaler. Er hat unter Casanova studirt, und lebt jetzt fortwährend in England. Ganz unvermuthet fing dieser große Maler an, die Rolle eines Wunderthäters zu spielen, und Taube und Blinde zu heilen. Er hat zwei große Gemälde verfertigt: Den Sturm auf Valenciennes im Juli 1793 und Howe's Seesieg im Juni 1794, welche in London gestochen worden sind. Auch hat er verschiedene Blätter radirt, unter welchen sich die Soldaten, und vier Landschaften, welche die vier Stunden des Tages benannt sind, besonders auszeichnen.

Louvet de Couvray (Jean Baptiste) geboren 1764 zu Paris, ist der Verfasser eines der schlüpfrigsten erotischen, aber auch geistreichsten Romane der Franzosen, des Faublas, und zugleich bekannt als Volksrepräsentant im Laufe der Revolution. Von seinen Angehörigen wurde er zum Buchhandel bestimmt; bald verließ er aber diese Laufbahn und widmete sich der Rechtskunde. Als Verfasser jenes Romans, der eine Menge Auflagen erlebte und sowol in's Englische, wie in's Deutsche übersetzt wurde, wird Louvet jedoch länger im Gedächtnisse auch bei uns bleiben, als in der letzten Eigenschaft, ob er sich gleich in dieser Zeit als einen muthvollen, energischen und in seinem Sinne als einen patriotischen Mann gezeigt hat. Er gehörte zu der Faction der Girondisten, und wurde mit Allen, die zu derselben gezählt wurden, am 31. Mai 1793 geächtet. Louvet entfloh von Paris und durchirrte mit andern Häuptern dieser Partei flüchtig und keine Minute seines Lebens sicher, unter tausend täglich wechselnden Gefahren, ganz Frankreich, ohne erkannt zu werden. Eine Geliebte, die wir nur unter dem Namen Lodoiska kennen, nahm ihn endlich in Paris bei sich auf, und verbarg ihn lange in einem, allen Nachforschungen trotzbietenden, von ihr selbst angefertigten Verstecke. Die Klugheit gebot auch hier endliche Entfernung. Louvet flüchtete in's Juragebirge und blieb dort bis nach Robespierre's Sturze, worauf er in den Convent zurückkehrte. Er hat diesen Zeitraum seines Lebens in einer sehr anziehenden Schrift (die von Archenholz und C. Fr. Cramer übersetzt worden ist), unter dem Titel: Quelques notices pour l'histoire, beschrieben. Sein vielfach bewegtes, unruhiges Leben, das jetzt von einer Partei in seinem Vaterlande, deren laxe Sitten er einst in seinem Faublas ziemlich schlelerlos hinstellte, mit manchen verkleinernden Anekdoten beschmutzt wird, endete den 25. August 1797 und Mancher, dessen Phantasie sich an den schlüpfrigen Bildern weidete, die Louvet in den Abentheuern seines Chevalier Faublas aufstellte, verurtheilte dermalen den Verfasser blos deswegen, weil derselbe einst mit Lebhaftigkeit in die Ideen der Revolution eintrat. Außer den genannten Werken, hat Louvet noch eine Menge andere Sachen geschrieben, von denen mehrere Bezug auf die damaligen öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs haben. Das von ihm unter Roland's Ministerium herausgegebene Volksblatt: „la Sentinelle" soll, wie man jetzt in Frankreich behauptet, viel zu den Vorgängen am 10. August beigetragen haben. Madame Roland charakterisirt in ihren Memoiren Louvet in folgender Art: „Es ist unmöglich, mehr Geist mit weniger Anmaßung und mehr Gutmüthigkeit zu vereinen; muthig, wie ein Löwe, einfach, wie ein Kind; gefühlvoller Mensch, guter Bürger, kräftiger Schriftsteller,

il peut faire trembler Catilina à la tribune, dîner avec les Graces et souper avec Bachaumont."

Louvois (François Michel Le Tellier, Marquis de) Sohn des Kanzlers und Staatssekretärs Le Tellier, geb. 1641, ward 1666, in einem Alter, wo Andere kaum in die untersten Stellen eintreten, Ludwigs XIV. Staatssekretär und Kriegsminister. Wenn der Staat des Krieges wegen, der Krieg aber des Kriegsministers wegen nothwendig ist: so kann Louvois als der größte Kriegsminister angesehen werden. Eine umfassende Kenntniß seines Geschäftskreises, tiefe Einsicht in das Wesen der Kriegsverwaltung, ungemein viel Verstand, noch mehr Willenskraft und die rastloseste Thätigkeit zeichnen diesen, um die Triumphe der großen Feldherren Ludwigs sehr verdienten Geschäftsmann vor allen seinen Vorgängern aus; aber wenn für jeden Minister richtige Begriffe von Menschenwürde, Staatszweck und Bürgerwohl unbedingt nothwendig sind, so war Louvois kein großer Staatsmann, am allerwenigsten ein guter Bürger oder ein edler Mensch. Louvois Verdienst um Frankreich ist daher, aus dem wahren Standpunkte betrachtet, sehr untergeordnet, wenn es ihm überhaupt, da er seine seltenen Geisteskräfte selbstsüchtig mißbrauchte, zugestanden werden darf. Nur als Schöpfer, Ordner und erstes Triebrad der nach mathematischen und politischen Berechnungen zusammengesetzten Maschine des Kriegswesens kann man ihn einen Meister in seinem Fache nennen, den sein Werk überlebt hat, und dessen Denk- und Handlungsweise, mit ihm nicht ausgestorben ist. Die von Richelieu vernachlässigte französische Kriegsverwaltung dankte ihm die Einführung der Aufsicht über die Musterungen und eine zweckmäßige Heerschau; unermüdet wachsam und mit eiserner Festigkeit hielt er die Kriegszucht aufrecht, und gewöhnte selbst die Feldherren an Gehorsam. Das Genie- und Artillerieweſen erhielten zuerst von ihm jene treffliche Verfassung, die später, bei vollkommener Entwickelung diesen Waffen so große Vorzüge gegeben hat; doch waren hier Vauban und Colbert seine Mitarbeiter. (Vgl. die Geschichte des franz. Heerwesens in Xav. Audouin's, Historiographen des Kriegsdepots in Paris, trefflicher Histoire de l'administration de la guerre. Paris 1811. 4 Vol. 8) Als Bürger und Staatsmann betrachtet, war Louvois in dem glänzenden Zeitalter Ludwigs XIV. der Dämon der Kriegs und der Zerstöhrung. Die Schätze, welche Colbert gesammelt hatte, verschlang die wilde Geschäftigkeit seines Nebenbuhlers. Sein Vater hatte ihn dem Könige als einen jungen Menschen vorgeschlagen, der zur Arbeit tauge, und aus dem sich leicht ein tüchtiger Mann bilden lasse, wenn Se. Majestät sich die Mühe gäben, ihn zu leiten. Ludwig fühlte sich geschmeichelt, der Lehrer seiner Minister zu sein; er unterwies Louvois, und dieser benahm sich ganz als Anfänger. Während aber der König glaubte, Alles allein zu thun, wurde Louvois der unumschränkte Gebieter des Heeres. Die Generale mußten ihn unmittelbaren Bericht abstatten. Nur Türenne unterwarf sich dieser Abhängigkeit nicht, sondern schrieb an den König selbst, der aber dennoch Louvois diese Briefe mittheilte und sie nach dessen Meinung beantwortete. Louvois verwickelte den König bald in kühne, weitgreifende Plane, deren Ausführung nur der eisernen Thätigkeit und der strengen Arbeits- und Dienstordnung des Ministers möglich war. Indeß sah der despotische und eigenwillige Mann wol ein, daß der König ihn nicht liebe; darum suchte er sich ihm, und wäre es auf Kosten des Staats, unentbehrlich zu machen. Sein Genie kannte kein besseres Mittel zu diesem Zwecke, als den Krieg. Daher überredete er den König, sich, trotz der feierlichsten Entsagung

auf alle Ansprüche, der Franche-Comté und der spanischen Niederlande zu bemächtigen. Aus diesem Kriege (1667 und 1669) entspann sich eine Reihe Eroberungskriege, welche Frankreich entkräfteten und die schönsten Länder Europa's verwüsteten. Dem unruhig ehrgeizigen, herrschsüchtigen und unbeweglichen Louvois waren alle Mittel gleichgültig, wenn sie nur zum Zwecke führten. Er selbst war nicht Feldherr, wollte es aber sein. Auf fremdes Verdienst neidisch, im Hasse unversöhnlich, in seinen Beschlüssen gewaltsam und unerschütterlich, dabei eifersüchtig auf seine Gewalt, opferte er Alles, sogar verdienstvolle Feldherren, seinem Ehrgeize auf. Nicht selten war er an den Unfällen des Krieges selbst Schuld, indem er Alles durch den von ihm ausgehenden raschen Umtrieb der materiellen Kräfte, durch Thätigkeit, Zwang und Schrecken zu erreichen glaubte. Sein Stolz machte den König andern Mächten verhaßt. Nach dem aachener Frieden (1668) nährte er in Ludwigs Seele den Haß gegen die Niederländer. Ein wohlausgerüstetes Heer von 180,000 Mann machte den unpolitischen Rachekrieg von 1672 leicht; daher bewog Louvois den König, die großen Anerbietungen der um Frieden bittenden Holländer zu verwerfen. Man brachte die Republick durch harte und schimpfliche Foderungen zur Verzweiflung; andere Mächte ergriffen für Holland die Waffen: so ward Frankreich in einen sechsjährigen Krieg verwickelt. Auch dann, als Condé Amsterdam mit dem Heere schnell zu überfallen vorschlug, war Louvois anderer Meinung, und verzögerte den Gang des Kriegs durch Besetzung der Festungen. So gewannen die Holländer Zeit, die Schleußen zu öffnen, und das französische Heer mußte sich zurückziehen. Nach dem Frieden von Nimwegen sorgte Louvois mit verdoppelter Kraft für die taktische Ausbildung des Heeres. Dabei hielt er an allen deutschen Höfen Spione. Jetzt fingen die französischen Reunionen an; Österreich widersprach diesem Raubsystem; allein, während man mit dem deutschen Kaiser friedlich unterhandelte, rückte Louvois mit einem Heere vor die deutsche freie Reichsstadt Strasburg, und bewog durch Furcht und Gold die Bürger zur Übergabe (30. Sept. 1680). Auf gleiche Weise mußte Boufflers sich Casale's, des Schlüssels von Italien, bemächtigen. Um diese Zeit gewann die Frau von Maintenon (s. d. Art.) Einfluß auf den König. Der argwöhnische Louvois bot Alles auf, den seinigen zu behaupten; es gelang ihm aber nur, die öffentliche Bekanntmachung der Ehe des Königs mit jener außerordentlichen Frau zu hindern. Nachdem er sich nämlich vergeblich bemüht hatte, dem König von dieser Verbindung abzurathen, ließ er sich von ihm das Wort geben, daß die Ehe nie öffentlich erklärt würde. Bei der Trauung war er als Zeuge zugegen. Einige Zeit darauf hörte er, die Bekanntmachung solle dennoch erfolgen; da vereinigte er sich mit dem Erzbischof von Paris, Harley, um den König an sein Wort zu erinnern. Noch vor dem Eintritte des Prälaten warf sich Louvois zu den Füßen des Königs und beschwor denselben, ihm eher das Leben zu nehmen, als die Krone so herabzuwürdigen. Ludwig wollte sich losmachen; aber Louvois ließ nicht eher ab, seine Kniee zu umfassen, als bis der König ihm sein Wort auf's neue gegeben hatte. Dieser Zug, der etwas Ähnliches mit einer ruhmwürdigen Handlung Sülly's hat, beweist, daß Louvois eine ungewöhnliche Kraft des Geistes und eine Hoheit des Willens besaß, die von Religion, Liebe und Gerechtigkeit geleitet, ihn zu einem wahrhaft großen Manne gemacht haben würde. Frau von Maintenon versuchte umsonst, als Gemahlin des Königs dem Hofe vorgestellt zu werden; Ludwig bat sie, ihm nichts mehr darüber zu sagen. Seitdem arbeitete die beleidigte Frau an dem

Sturze des Ministers. Als der König das, für den Staat so verderbliche Bekehrungswerk der Reformation in Frankreich unternahm, rieth Louvois, der auch im Frieden seine Soldaten gebrauchen wollte, Gewa t an die Stelle der Überredung zu setzen. Außer den harten Edicten, welche erlassen wurden, schrieb er noch besonders an die Gouverneurs in den Provinzen: „es ist der Wille des Königs, daß man die äußerste Strenge alle diejenigen empfinden lasse, die S. M. Religion nicht annehmen wollen.“ Er sandte Dragoner zu Tausenden in die Provinzen, um die Gewissen zu unterjochen, und der König ließ dies zu, weil Louvois ihm einredete, es geschehe, um unruhige Bewegungen zu unterdrükken. Aber vergebens ließ er die Grenzen bewachen. Gegen 700,000 fleißige Bürger wanderten aus. Bald darauf gab die augsburger Ligue, welche bloß Vertheidigung gegen eroberungssüchtige Angriffe zum Zwecke hatte, dem Kriegsminister einen Vorwand, in Deutschland einzufallen. Dieser stolze Mann, der seit Colbert's Tode auch die Oberaufsicht über die königlichen Gebäude führte, bemerkte nämlich, daß sein Ansehen beim Könige abnahm. Ludwig baute damals Trianon, und äußerte gegen ihn: ein Fenster sei nicht so groß, wie die übrigen. Der Minister widersprach hartnäckig, so daß der König endlich die Fenster durch Le Notre messen ließ. Es fand sich, daß Louvois Unrecht hatte, und der durch den Streit gereizte König ließ ihn darüber in Gegenwart der Arbeiter hart an. Dies erbitterte den Minister. „Der König, sagte er zu einem Vertrauten, fängt an, sich um Alles bekümmern zu wollen; man muß ihm durch einen Krieg etwas zu thun geben; und bei Gott! er soll Krieg haben! Er oder ich muß ihn haben.“ In Folge dieses Entschlusses fielen Hunderttausende durch das Schwert. Denn statt den augsburger Bund durch Unterhandlungen zu trennen, riß er das Kabinet von Versailles zu dem politischen Fehler hin, durch einen Einfall in Deutschland (1689) ganz Europa gegen sich zu bewaffnen. Louvois ahnete nicht, daß er dadurch sich selbst stürzen würde. Der Seeminister Seignelay rieth, vorzüglich England anzugreifen, um Wilhelm III. zu entthronen. Allein Louvois setzte ungestüm seine Meinung durch, den Krieg hauptsächlich auf dem festen Lande, wo er Alles leitete, zu führen. Ludwig XIV. wollte jedoch Seignelay's Plan nicht ganz verwerfen. Daher ergriff man halbe Maßregeln; und England erlangte seit dem Siege bei la Hogue das entschiedene Übergewicht zur See. Die Anstrengungen aber, die man auf den Landkrieg wandte, welchen Ludwig mit 300,000 Mann führte, erschöpften die Kraft der Nation. Zugleich schändete Louvois Art, den Krieg zu führen, die Ehre des Königs und seiner Feldherren und machte den Namen der Franzosen in ganz Europa verhaßt. Unter dem Vorwande, die Grenzen Frankreichs durch eine Wüste sicher zu stellen, und zu verhindern, daß der Feind aus den Grenzstädten keine Waffenplätze mache, ließ Louvois in den Monaten Januar und Februar 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg, Manheim, Worms, Speier und viele andere Städte, nebst einer großen Zahl Dörfer wurden ausgeplündert und verbrannt. In Speier entweihten die französischen Soldaten die Gräber der salischen Kaiser. Sie raubten die silbernen Särge, streuten die Reste der Todten umher und trieben mit den Schädeln der Kaiser ihren Spott. Frau von Maintenon machte den König auf diese Gräuel aufmerksam. Ludwig untersagte daher dem Minister, welcher auch Trier verbrennen wollte, diese Barbarei. Zwei Tage darauf schlug Louvois diese Maßregel auf's neue vor, und sagte zum Könige, weil ihn ohne Zweifel ein zu zartes Gewissen hindere, in die Zerstörung von Trier einzuwilligen, so habe

er, da Krieg und Mitleid sich nicht vertrügen, um den Gewissen des Königs jede Unruhe zu ersparen, es auf sich allein genommen, und den Eilboten zur Vollziehung der Befehle bereits abgesandt. Diese Kühnheit reizte den Zorn des Königs so sehr, daß er die Feuerzange vom Kamin nahm und auf den Minister losschlagen wollte. Frau von Maintenon warf sich zwischen beide, und Louvois verließ in größter Bestürzung das Zimmer. Der König rief ihn zurück und befahl ihm mit funkelnden Augen: „Senden sie sogleich einen Courier ab, der zu rechter Zeit eintreffe; wird auch nur ein Haus verbrannt, so haftet ihr Kopf dafür." Der erste Courier war aber noch nicht abgegangen. Bald darauf reizte der Minister den König auf's neue durch Widerspruch so, daß dieser nach dem Stocke griff. Dies untergrub die Gesundheit des ehrsüchtigen Mannes, und er starb den 16. Juli 1691. Der König bedauerte seinen Verlust nicht; er schien sogar froh, von diesem lästigen Minister befreit zu sein, und ließ dem König Jacob II. Stuart auf dessen Beileidsbezeugungen antworten: „um unsere Angelegenheiten wird es darum nicht weniger gut stehen." Nach Duclos treffendem Urtheil muß man in Louvois, diesem Gründer des Despotismus der Staatssekretäre, zwei Seiten unterscheiden. Als Minister war er in der Leitung des Kriegswesens einzig; als Bürger war er ein Ungeheuer. Er hat den Staat seiner Ehrfurcht, seinem Unmuthe und jeder kleinen Aufwallung seiner Eigenliebe aufgeopfert. Über Louvois häusliches Leben läßt sich wenig sagen. Er war ganz Minister. Seine Ämter waren einträglich. Er kaufte die Herrschaft Meudon und verwandte auf die Anlagen daselbst mehrere Millionen. Der König gab der Wittwe für Meudon 900 000 Livres und Choisy.

Louvre heißt der alte königliche Palast zu Paris, am nördlichen Ufer der Seine, ein prächtiges, erst unter Napoleon vollendetes, viereckiges Gebäude, mit einem Hofe in der Mitte. Der Ursprung seines Namens und die Zeit seiner ersten Erbauung sind gänzlich unbekannt. Man weiß nur, daß Philipp August (1214) ein Fort und ein Staatsgefängniß daselbst anlegte, daß Carl V. (1364—80) das Gebäude verschönerte und seine Bibliothek, so wie seine Schatzkammer dahin brachte und daß Franz I. (1528) denjenigen Theil des Schlosses errichtete, welcher jetzt das alte Louvre heißt. Heinrich IV. legte den Grund zu der prachtvollen Gallerie, welche das Louvre an der Südseite mit den Tuilerien verbindet; Ludwig XIII. erbaute das Mittelgebäude, und Ludwig XIV., nach den Angaben des dadurch berühmt gewordenen Arztes Perrault, die prächtige Façade gegen Osten, welche unter der Colonnade des Louvre noch jetzt als das vollendetste Werk der Baukunst in ganz Frankreich, bis Ludwig XIV. das von ihm erbaute Schloß zu Versailles zu seinem Aufenthalte wählte. Nachdem Napoleon das Schloß der Tuilerien bezogen hatte, fing er an, der oben erwähnten Gallerie gegenüber, eine zweite Gallerie erbauen zu lassen, mittelst welcher die beiden Paläste ein großes Ganze, mit einem länglicht viereckigen Hofe in der Mitte würden gebildet haben, die aber bei seiner Thronentsetzung erst auf eine Länge von 95 Klaftern vollendet war, und seitdem noch nicht fortgesetzt ist. Seit der Revolution befindet sich in dem untern Geschosse des Louvre die Antikensammlung, auch finden die Ausstellungen der Erzeugnisse des National-Kunstfleißes daselbst Statt, und die Akademien (vorhin das kaiserl. Institut) halten ihre Sitzungen darinnen. Die Ehre des Louvre haben, hieß ehemals in Frankreich die Erlaubniß, in alle königliche Schlösser mit der Carosse einfahren zu dürfen. Anfänglich war dies nur ein Vorrecht der Prinzen. Als aber im J. 1607

der Herzog von Egermont unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in das Louvre fuhr, gab Heinrich IV. nicht nur ihm, sondern 1609 auch dem Herzoge von Sülly die Erlaubniß, solches beständig thun zu dürfen. Endlich erhielten während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. alle hohe Kronbeamten und Herzöge von Maria von Medici dasselbe Vorrecht.

Lovelace (Richard), ein englischer Dichter, der 1658 starb und dessen Gedichte in einem reinen, leichten und fließenden Style geschrieben sind. Richardson hatte unter dem Namen: Lovelace, in seiner Clarissa einen Wüstling gleichsam in der höchsten Potenz aufgestellt; weshalb man einen feinen Verführer der Unschuld wohl einen Lovelace zu nennen pflegt.

Löwen (Loeven, Leuven, franz. Louvain), ehemalige Hauptstadt einer der vier Gebiete des Herzogthums Brabant, jetzt die Hauptstadt eines Bezirks der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Südbrabant, liegt an dem Flusse Dyle und an einem Kanale aus demselben in die Rupel, wodurch sie mit Mecheln und der Schelde in Verbindung steht. Sie hat zwar einen großen Umfang, aber Gärten und Äcker nehmen fast ⅔ davon ein. Man findet hier 7 Kirchen, 5 Klöster, ein prächtiges Invalidenhaus, 4000 Häuser und 25,400 Einwohner. Am berühmtesten war Löwen durch seine, vom Herzoge Johann IV. von Brabant 1426 gestiftete Universität, zu welcher vier wol privilegirte Collegia, eine beträchtliche Bibliothek, ein botanischer Garten und ein anatomisches Theater gehörten. Im 16. Jahrh. zählte sie 6000 Studenten. Nachdem sie durch den französischen Revolutionskrieg eingegangen war, ward sie später in ein Lyceum verwandelt, ist jetzt aber wieder hergestellt und am 6. Oct. 1817 feierlich eröffnet worden. Zu Anfange des 14. Jahrh., wo die Stadt 200,000 Einwohner hat, ernährten die hiesigen Wollen- und Tuchfabriken gegen 100,000 Arbeiter, von denen sich aber nach dem hart bestraften Aufstande 1378, viele nach England begaben und selbst den Grund zu den dortigen Tuchfabriken legten. Am wichtigsten sind jetzt die Bierbrauereien, die jährlich gegen 150,000 Fässer ausführen; ferner sind hier zwei Zuckersiedereien, eine Kattundruckerei, Baumwollenspinnereien und zehn bis zwölf Blondfärbereien; auch wird ein beträchtlicher Getreidehandel getrieben.

Löwendal (Ulrich Friedrich Woldemar, Graf von), Urenkel Friedrichs III., Königs von Dänemark, 1700 zu Hamburg geboren, begann 1713 in Polen seine kriegerische Laufbahn, war 1714 Kapitän und trat als Freiwilliger in die Dienste Dänemarks, welches mit Schweden Krieg führte. 1716 ging er nach Ungarn und zeichnete sich daselbst in der Schlacht bei Peterwardein und bei den Belagerungen von Temeswar und Belgrad aus. Nicht weniger glänzte seine Tapferkeit in Sardinien und Sicilien, wohin er nach und nach gesandt ward, denn er nahm an allen Schlachten des Krieges 1718 bis 1721 Antheil. Während des nun erfolgten Friedens verwandte er nun das eifrigste Studium auf das Artillerie- und Genie-Wesen, und ward darauf vom Könige August von Polen, in dessen Dienste er trat, zum Feldmarschall und Generalinspector der sächsischen Infanterie ernannt. Der Tod dieses Monarchen (1733) gab ihm Gelegenheit, sich durch seine muthige Vertheidigung Krakau's auszuzeichnen. Die Kaiserin von Rußland, welcher er nun empfohlen wurde, nahm ihn in ihre Dienste und war mit seinem Benehmen in der Krim und Ukraine,

Digitized by Google

wohin ſie ihn geſandt hatte, ſo zufrieden, daß ſie ihn zum Befehlshaber ihrer Armeen ernannte. Der große Ruf, welchen er ſich durch ſeine Tapferkeit erworben hatte, wurde Veranlaſſung, daß ihn Ludwig XV. in ſeine Dienſte zog und ihn 1743 zum Generallieutenant machte. Bald rechtfertigte er die gute Meinung, welche der König von ihm gehabt hatte, denn er zeichnete ſich 1744 bei den Belagerungen von Menin, Ypern und Freiburg durch Klugheit und Tapferkeit vorzüglich aus; auch ward er hier gefährlich verwundet. Doch befehligte er 1745 das Reſervecorps in der Schlacht bei Fontenoi wieder, an deren glücklichem Ausgange er rühmlichen Antheil hatte. Auch hatte er das Glück, in demſelben Feldzuge Gent, Oudenarde, Oſtende und Nieuport zu erobern. Die Ereigniſſe des folgenden Jahres waren noch glorreicher für ihn: er belagerte l'Eclüſe und Sas de-Gand, und traf darauf, während ſeine Armee die übrigen Feſtungen von Holländiſch-Flandern zur Übergabe brachte, ſo vortreffliche Anſtalten zur Vertheidigung von Antwerpen, daß der Feind dem Plane, einen Angriff auf die Stadt zu wagen, gänzlich entſagte. Aber die Belagerung von Bergen op Zoom brachte ſeinen Ruhm auf den höchſten Gipfel. Dieſe Stadt, welche bis dahin für unnehmbar gehalten worden war, und von einer zahlreichen Beſatzung und von einem noch zahlreichern Heer, das vor ihren Thoren ein Lager aufgeſchlagen hatte, vertheidigt ward, eroberte er bei kaum eröffneten Laufgräben am 16. Sept. 1747 mit Sturm. Am folgenden Tage empfing Löwendal den Marſchallsſtab. Er ſtarb 1755. — Mit einem durchdringenden Geiſte geboren, hatte Löwendal eifrig die Kriegswiſſenſchaften ſtudirt. Er beſaß im Genieweſen, in der Geographie und Taktik die gründlichſten Kenntniſſe, und ſprach lateiniſch, deutſch, engliſch, italieniſch, ruſſiſch und franzöſiſch mit gleicher Geläufigkeit. Mit allen dieſen Vorzügen verband er eine ſeltene Beſcheidenheit und Herzensgüte. Gleich dem Marſchall von Sachſen, ſeinem vertrauteſten Freunde, wußte er übrigens das Studium der ernſten Kriegswiſſenſchaften mit dem Genuſſe der rauſchendſten Vergnügungen zu vereinigen.

Loyola (Ignaz von). Dieſer berühmte Stifter des Ordens der Jeſuiten wurde im J. 1491 auf dem Schloſſe Loyola in der ſpaniſchen Provinz Guipuscoa geboren und verlebte ſeine Jugend an dem Hofe der Königs von Arragonien, Ferdinand V. (des Katholiſchen). Bis in ſein 29. Jahr diente er hierauf im Militär und zeichnete ſich durch nichts, als eine ſeiner Zeit und ſeinem Volke ziemlich eigene Tapferkeit, einige nicht ſonderlich ausfallende Verſuche in der Poeſie und eine Menge nicht immer ehrenvolle Liebesintriguen aus. Bei der Belagerung von Pampelona durch die Franzoſen, an beiden Beinen ſo gefährlich verwundet, daß, nachdem die Heilung ſchon vollendet, Loyola dennoch, getrieben von Eitelkeit, den einen Fuß, welcher nicht gerade geheilt worden war, noch einmal zerbrechen ließ, um nur wieder, wie vorher, geſchickt zu ſein, den Frauen zu imponiren; begab ſich auf einmal während dieſer zweiten Heilung, eine große Veränderung in ſeinem Innern und aus dem argen Weltkinde wurde, wie durch Zauberſchlag, ein Heiliger. Es geſchah nämlich, daß ihm während er auf dem Schloſſe Loyola das Lager hüten mußte, die Zeit ſehr lang wurde, und um ſich Unterhaltung zu verſchaffen, begann er eine Menge Heiligenlegenden und das Leben des Erlöſers zu leſen. Da kam denn, wie ſeine Verehrer verſichern, die Gnade auf ihn herab und er fing an, zu faſten und zu beten, zu bereuen und ſich zu geißeln, und zuletzt den Entſchluß zu faſſen, förderhin dem Frauendienſt auf Erden zu entſagen und ſich allein

der Himmelskönigin zu weihen. Sobald er nun hergestellt war, pilgerte er in einem schlechten und groben Gewande nach dem Montserrat, woselbst ein wunderthätiges Marienbild verehrt ward, dem er seine einstgetragnen Waffen weihete, sich zum Ritter der heil. Jungfrau erklärte, und endlich sich nach Manreso (einem benachbarten kleinen Ort) begab, und sich dort in's Hospital einquartirte. Hier fastete er bis zum Verschmachten, geißelte sich täglich drei Mal und bettelte sein Brot vor den Thüren. Da dem heißen Schwärmer indeß diese Lebensart noch nicht streng genug zu sein schien: so verließ er das Hospital nach einiger Zeit von neuem, verkroch sich in eine einsame Felsenhöhle und marterte seinen Leib dermaßen ab, daß man ihn eines Tages ganz bewußtlos fand und wieder in das Hospital brachte, woselbst er nun 10 Monate blieb, dann aber sich in Barcellona einschiffte, um das heil. Grab zu besuchen. Sein Plan, in Palästina zu bleiben und dort sich der Bekehrung der Mohammedaner zu widmen, ward von dem Wächter des heil. Grabes, dem Provinzial der Franziscaner, mißbilligt: er kehrte daher nach Überstehung mancher Fährlichkeiten über Venedig nach Barcellona zurück (1524), begann dort die Grammatik zu studieren und labte sich auf's neue von selbst erbettelten Almosen. Von hier ging er dann nach zweijährigem Aufenthalt auf die hohe Schule von Alcala, wo sich bald einige Sinnesverwandte an ihn anschlossen, die Inquisition aber, seines seltsamen Benehmens wegen, den Verdacht auf ihn warf, als beschäftigte er sich mit der Zauberei, und ihn in einen Kerker steckte, aus welchem er erst 1528 wieder erlöst wurde, worauf er dann nach Frankreich, ging um in der Hauptstadt dieses Landes seine Studien fortzusetzen, die freilich in nichts anderem, als dem müßigen Grübeln über eine Menge ascetischer Bücher bestanden. Hier nun mit mehreren theils gleich ihm in Überspannung begriffen, theils ehrsüchtigen Landsleuten und auch Franzosen (Lainez, Salmeron, Bovadilla, Rodriguez Pierre Favre u. A. vergl. die Art.: Jesuiten, Lainez ꝛc.) bekannt werdend, kam unter diesen Menschen der Plan zu Stande, einen neuen Orden zur Bekehrung der Heiden und Sünder zu stiften, und am Himmelfahrtstage des Jahres 1534 verbanden sie sich in der unterirdischen Kapelle der Abtei zu Montmartre feierlich zu diesem großen Werke. Da indeß einige dieser Leute ihre theologischen Studien noch nicht beendet hatten, so begab sich Loyola bis zu diesem Zeitpunkt wieder nach Spanien und endlich, 1536, kam man auf's neue in Venedig zusammen, wo dann gemeinschaftlich nach Rom gereist wurde, um vom Papst Paul III., die Bestätigung des Ordens zu erhalten. Diese ward und nun erfolgte das dreifache Gelübde: der Keuschheit, des Gehorsams und der Armuth, in die Hände des Nuntius Verali zu Venedig abgelegt. Wie hierauf der Orden mittelst einer Bulle von Paul III. d. d. 27. Sept. 1540 seinen Namen und Einrichtung erhielt, schnelle Ausbreitung gewann, von Julius III. neuerdings bestätigt wurde, sich bald zu großer Macht und Ansehen verhalf, Fürsten und Völkern gefährlich ward, eine Menge der abscheulichsten Schriftverdrehungen aufstellte, alles zu umgarnen strebte, unterdrückt und in neuesten Tagen wieder hergestellt wurde, kurz wie die sogenannte Gesellschaft Jesu auf mehr als eine traurige Art, welthistorisch ward; dies ist kürzlich in dem Art. Jesuiten dargestellt und wir bemerken hier nur noch, daß Loyola (1541) zum ersten Ordensgeneral ernannt wurde (obgleich eigentlich Lainez, sein Nachfolger im Amte, schon damals als die Seele und der Begründer und Ausbilder des Ganzen zu betrachten war) und daß er den 28. Juli 1556 erschöpft von Anstren-

gungen verschied, 43 Jahre darauf aber von Paul V. selig, und später von Gregor XV. heilig gesprochen und sein Fest in der katholischen Kirche auf den 31. Juli gesetzt wurde. Man hat von Loyola 2 Werke: 1) seine Ordensconstitution in spanischer Sprache, die auch in's Lateinische und Deutsche übersetzt und von einem Kenner despotischer Regierungskunst, dem Kardinal Richelieu, als ein Meisterwerk ist gepriesen worden, und 2) seine geistlichen Übungen (gleichfalls in spanischer Sprache 1548 in Rom erschienen); ein Buch, das ebenfalls mehrfach übersetzt worden ist, und dessen erster Entwurf von ihm noch im Hospitale Manreso gemacht wurde. Unter den, von ihm erschienenen Lebensbeschreibungen zeichnen sich von Maffei, Bouhours und Ribadeneira verfaßten, aus, und bemerkenswerth in Betracht der ihn später angedichteten Wunder ist, daß Ribadeneira, sein Zeitgenosse nichts von denselben wissen will, was, als Bayle dies in seinem Dictionaire aufstach, freilich von den ruhmsüchtigen Jesuiten und ihren Freunden diesem Gelehrten sehr übel genommen wurde.

Lübeck ehemals ein lutherisches Bisthum, jetzt das Fürstenthum Eutin, längs dem Flusse Trave und um den Eutinersee, in der holsteinischen Landschaft Wagrien, dessen Bischof zu Eutin seinen Wohnsitz hatte, und ein Reichsfürst war. Da das fürstliche Haus Holstein dem Bisthume manchen Dienst erwiesen hatte, so ward 1647 zwischen beiden ein Vergleich geschlossen, kraft dessen von dieser Zeit an sechs auf einander folgende Bischöfe aus dem holsteinischen Hause erwählt werden sollten. Daraus entstanden Streitigkeiten mit Dänemark, welches jedoch 1667 im glückstädtischen Frieden jenem Vergleiche seine Zustimmung gab. 1701 erhob sich, nach Absterben des Bischofs, ein neuer Streit, indem zwölf Stimmen für den königlich dänischen Prinzen Carl, neun aber für den holsteinischen Administrator, Herzog Christian August, waren. Auf Vermittelung Englands und Hollands schloß man endlich einen Vergleich ab, vermöge dessen der Administrator von Holstein im Besitz des Bisthums verbleiben, Prinz Carl von Dänemark aber eine Summe Geldes bekommen sollte. Nachdem der Vertrag von 1647 durch die Wahl Herzog Friedrich Augusts von Holstein-Gottorp zu Ende gegangen war, wählte das Domkapitel 1756 den dänischen Prinzen Friedrich, einen Sohn König Friedrichs V. aus der zweiten Ehe, zum Coadjutor. Dieser begab sich 1772 seiner Ansprüche zum Vortheile Peter Friedrichs, eines Sohns des obgedachten Bischofs Friedrich August, welcher sie wiederum 1776 an seinen Vetter, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, abtrat, der alsdann 1785 die bischöfliche Regierung begann und zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg wurde. 1802 wurde endlich nicht nur das ganze Bisthum, sondern auch das fast eben so beträchtliche Domkapitel dem Herzoge von Oldenburg für gemachte Aufopferungen als Fürstenthum zur Entschädigung übertragen, wobei man jedoch der Reichsstadt Lübeck einen Theil der Kapitelsdörfer zum eigenthümlichen Besitz zuerkannte. Das Fürstenthum Lübeck hat auf 10 Q. M. 22,000 Einw.; davon gehörten dem Bischofe 77 Dörfer, nebst der Stadt Eutin. Des Fürstenthums Einkünfte sind 90,000 Fl.

Lübeck, vormals der Hansestädte Haupt und noch jetzt eine von den drei freien Hansestädten, welche sich erhalten haben, war nach Verwüstung der Stadt Bucu, von Graf Adolph II. von Holstein-Schaumburg um's J. 1144 auf derselben Stätte erbaut worden. Nach der neuen Stadt zogen viele Kaufleute aus Bardewick, und Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, eifersüchtig über Lübecks schnellen Flor, verord-

nete, daß dort nichts weiter, als Lebensmittel verkauft werden sollten. Als zehn Jahr später die Stadt abbrannte, trat Graf Adolph dem Herzoge den Ort ab. Heinrich ließ solchen neu aufbauen, gab den nordischen Völkern den Handel dahin frei, schenkte der Stadt das Stadtrecht (nachmals von mehrern Kaisern bestätigt), und verlegte das oldenburgische Bisthum, welchem die im J. 1164 eingeweihte Domkirche ihr Dasein verdankt, nach Lübeck. Nach der Achtserklärung des Herzogs mußte sich die Stadt 1182 dem Kaiser Friedrich I. unterwerfen, kam 1189 zwar wieder an jenen zurück, aber schon 1192 an den Grafen Adolph von Holstein-Schaumburg, dem sie 1202 von Waldemar, Herzoge von Schleswig und nachmaligem Könige von Dänemark, abgenommen ward, dessen Botmäßigkeit sie sich aber 1226 entzog und sich in Freiheit setzte. In der Folge trat Lübeck an die Spitze des Hansebundes, seine Flotten beherrschten das baldische Meer, innerhalb seiner Mauern fand der entflohene Gustav Wasa vor Christians II. Mordlust einen Zufluchtsort, und Lübecks Stimme entschied über die Angelegenheiten der nordischen Reiche. Die jetzt unbefestigte Stadt liegt auf einer Insel zwischen der Trave und Wackenitz auf einem mäßig erhabenen Hügel. Die Wälle dienen zum Spaziergange. Die Häuser, deren Zahl 3,300 beträgt, sind massiv, nach alter Art erbaut. Die Zahl ihrer Bewohner schätzt man auf 26,000. Herrschend blieb von 1530 an die evangelisch-lutherische Lehre. Unter den Kirchen zeichnen sich aus: die Domkirche, ein weitläufiges Gebäude, mit vielen Alterthümern und Denkmälern, und die Marienkirche mit dem schönen Altar, kunstreichen astronomischen Uhrwerke und Todtentanze. Auch findet man hier eine reformirte und eine katholische Kirche. Die Stadt hat treffliche Armenanstalten und in den ehemaligen Catharinenkloster ein Gymnasium von sieben Klassen. Mehrere seiner Lehrer nennt die Gelehrtengeschichte mit Ruhm. Lübeck welches durch seine Lage Verbindung mit der Ost- und Nordsee hat, treibt einen wichtigen Speditionshandel zwischen Deutschland und den Ostseeländern, einen starken eignen Handel mit Wein, Leder, Flachs und Getreide, und macht sehr wichtige Bankgeschäfte mit Hamburg, Rostock, Kopenhagen und Petersburg. Es sind auch zwei Assecuranzgesellschaften und eine Börse hier, und die Einwohner besitzen 70 bis 80 eigne Schiffe. Im J. 1814 kamen über 1000 Schiffe an. Doch liegt der Handel und die Nahrung in dieser freundlichen Stadt mit schöner Umgebung sehr darnieder. Vermittelst der Steckenitz, welche oberhalb der Stadt in die Trave fällt, und sich durch die Delwenau mit der Elbe in Verbindung setzt, können die Lübecker in die Elbe fahren, und Hamburg bezieht viele von den aus den Ostseeländern kommenden Waaren über Lübeck. Von Fabriken sind hier Zuckersiedereien, Tabaks-, Leder-, Stärke-, Gold- und Silbertressen-, Hut-, Kattun-, Wollenfabriken, Fischbeinreißereien, Leimsiedereien. Das Gebiet der Stadt begreift mit der Hälfte des Amts Bergedorf und der Vierlande, einem fruchtbaren Ländchen, (welches Lübeck, nebst Bergedorf gemeinschaftlich mit Hamburg besitzt) 5½ Q. M. und 18,000 Einwohner. Zu diesem Gebiete gehört das Städchen Travemünde an dem Einflusse der Trave in die Ostsee, mit einem Hafen und Seebade. Als 1806 die ehemalige Reichsverfassung aufgehoben wurde, bestand Lübeck, jedoch ohne Verbindung mit dem übrigen Deutschland, als freie Hansestadt. Aus der neuesten Kriegsgeschichte ist die Schlacht und der Sturm von Lübeck am 6. Nov. 1806 bekannt genug. Blücher endigte hier seinen ruhmvollen Rückzug durch die Capitulation zu Ratkau, 9500 Preußen und 1500 zu spät eingeschiffte Schweden wurden

von den Franzosen zu Gefangenen gemacht. Lübecks trauriges Schicksal bei jenen Mordscenen war sehr furchtbar nach der erfahrnen Plünderung. 1810 wurde Lübeck zum französischen Departement der Elbmündungen geschlagen und wurde nicht einmal Hauptort eines Departements. In dem Freiheitskriege haben Lübecks freie Männer wacker in der hanseatischen Legion mitgefochten. Es fiel zwar vor Eintritt des Waffenstillstandes im Sommer 1813 noch einmal den Franzosen in die Hände, wurde aber nach der Schlacht bei Leipzig befreit. Seitdem hat es seine republikanische Verfassung wieder hergestellt. Der Rath besteht aus 4 Bürgermeistern und 16 Rathverwandten; die gesammte Bürgerschaft aus zwölf Collegien, deren jedes bei den bürgerlichen Berathschlagungen eine Stimme hat. Das Militär besteht aus 14 Bürgercompanien und einer Jägercompanie. Die jährlichen Einkünfte berechnet man auf 500 000 fl. Sie mag 4 Millionen Rthlr. Schulden haben. Auf dem deutschen Bundestage hat Lübeck mit den andern 3 freien Städten eine Gesammt-, und in der weitern Bundesversammlung eine besondere Stimme, und ist jetzt der Sitz des Appellationsgerichts für die freien Städte.

Lucanus (Marcus Annäus), ein berühmter römischer Dichter, geboren zu Corduba in Spanien um das J. 39 nach Chr. Geb. Sein Vater Annäus Mela, ein römischer Ritter, war der jüngste Bruder des Philosophen Seneca. Lucan kam in früher Kindheit nach Rom, wo er von den geschicktesten Lehrern in der Philosophie, Grammatik und Rhetorik unterrichtet ward. Man glaubt, daß er zu Athen seine Studien vollendete. Sein Oheim Seneca führte ihn in's öffentliche Leben ein. Er erhielt die Quästur noch vor dem gesetzlichen Alter und trat in das Collegium der Augurn. Zugleich vermählte er sich mit Polla Argentaria, der Tochter eines gepriesenen römischen Senators. Schon früh hatte Lucan Proben poetischen Talents gegeben und durch mehrere Gedichte sich einen Ruf erworben. Aber er zog dadurch die Eifersucht Nero's auf sich, der ebenfalls für einen großen Dichter und Musiker gelten wollte. Als jener einst vor einer zahlreichen Versammlung ein Gedicht auf die Geschichte der Niobe recitirt und großen Beifall eingeerntet hatte, wagte Lucan als sein Nebenbuhler mit einem Gedicht auf den Orpheus aufzutreten und die Zuhörer erkannten ihm den Vorrang zu. Seitdem sah Nero nur mit Haß auf Lucan, verbot ihm, öffentlich aufzutreten, und sprach von seinen Werken nur mit Spott und Verachtung. Dies bewog Lucan, als mehrere ausgezeichnete Personen, an deren Spitze Piso stand, sich gegen Nero verbanden, an der Verschwörung Theil zu nehmen. Das Unternehmen ward entdeckt und Lucan, der nach Tacitus unnatürlich genug war, seine eigne Mutter als Mitschuldige anzugeben, zum Tode verurtheilt. Er wählte die Todesart seines Oheims und ließ sich die Adern öffnen. Schon dem Tode nahe, sprach er noch einige Verse, in denen er einen, unter seinen Wunden hinsinkenden Krieger beschrieben hatte. Er starb in einem Alter von 27 Jahren. Von Lucan's verschiedenen Gedichten sind nur seine Pharsalia auf uns gekommen, in denen er die Ereignisse des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus erzählt; das Gedicht ist nicht vollendet und durch Härte und Dunkelheit im Ausdruck, durch Schwulst und übertriebene Bilder mannichfach entstellt; aber diese Fehler werden durch Adel der Gesinnung und Freiheitsliebe, die durch das ganze Gedicht wehen, wenigstens zum Theil vergütet und einzelne Stellen sind wahrhaft poetisch und von unfehlbarer Wirkung. Die besten Ausgaben sind von Oudendorp, Leyden 1728, 4., von Burmann, Leyden

1740, 4, und mit Bentley's und Gratius Anmerkungen, Strawberry-hill 1760, 4.

Lucas ist der Verfasser eines Evangeliums, das sich unter den übrigen Nachrichten von dem Leben Jesu durch Vollständigkeit, Genauigkeit und Spuren nicht gemeiner Kenntnisse auszeichnet, und der Apostelgeschichte, in welcher er wohlgeordnete Nachrichten von der Entstehung der christlichen Kirche, und insbesondere von den Reisen des Apostel Paulus gibt. Obgleich beide Bücher nur für einen Freund, Namens Theophilus, bestimmt waren, gelangten sie doch bald zu kanonischem Ansehn und wurden in den Kirchen öffentlich vorgelesen. Über die Lebensumstände des Evangelisten Lucas ist weiter nichts Zuverlässiges bekannt, als daß er ein geborner Jude, ein Zeitgenosse der Apostel, der die Nachrichten vom Leben Jesu aus dem Munde von Augenzeugen gehört haben konnte, und ein mehrjähriger Begleiter des Apostel Paulus auf seinen Reisen war, daher er auch in der Apostelgeschichte berichtet, was er selbst gesehen und mit erlebt hatte. Die Vermuthung, er sei ein Arzt gewesen, ist wahrscheinlicher, als die Sage, die ihm zu einem Maler macht und Anlaß gegeben hat, daß ein altes, zu Rom aufbewahrtes Christusbild für sein Werk gehalten wird, weshalb die Zunft der Maler ihn als ihren Schutzheiligen ehrt, und eine berühmte Akademie dieser Künstler zu Rom sich nach ihm nennt. E

Lucas von Leyden, einer der Begründer der neuern Kunst im Norden, steht an Dürer's, Holbein's und Kranach's Seite als Muster der altdeutschen Schule, ob er gleich im strengen Sinne Deutschland nicht angehört. Geboren zu Leyden 1494, genoß er frühzeitig den Unterricht seines Vaters, Hugo Jacobs, und später des Cornelius Engelbrecht, eines vorzüglichen Malers und Schülers des van Eyk. Bald zeigte sich ein großes Talent zur Kunst; denn schon im 9. Jahre lieferte er einige selbsterfundene Bilder, und in seinem 12. setzte er alle Kenner durch einen, in Wasserfarbe gemalten heil. Hubertus in Erstaunen. Im 15. trat er mit mehrern selbst componirten und gestochenen Blättern auf, worunter die Versuchung des heil. Antonius und die Bekehrung des heil. Paulus in Hinsicht der Compositionen, des charakteristischen Ausdrucks, der Gewänder und der Behandlung des Grabstichels, musterhaft sind. Seit dieser Zeit lieferte er viele Gemälde in Öl, Wasserfarben, auf Glas, und eine Menge Kupferstiche, die seinen Ruhm allgemein verbreiteten. In vorzüglich freundschaftlichen Verhältnisse trat er mit dem berühmten Johann von Mebuse. Aber auch mit dem großen Albrecht Dürer schloß er ein inniges Freundschaftsbündniß, als ihn dieser in Leyden besuchte. Beide malten damals ihre Bildnisse auf einer Tafel. Auf dem Gipfel seiner Kunst gestiegen, bekam er einen siechen Körper und starb 1538 in seinem 40. Jahre. Dieser Künstler ist fast in allen Theilen der Kunst vortrefflich zu nennen, ungeachtet er sich von jenem Geschmacke, der die Kindheit der Malerei charakterisirt, nicht völlig losreißen konnte. Seine Erfindungen sind geistreich, scharfsinnig und mannichfaltig, seine Gruppirung verständig und natürlich. Charakter leuchten aus allen seinen Figuren, besonders aus den Köpfen hervor, obgleich derselbe nicht alle Mal edel genannt werden kann. Die Stellungen und Wendungen der Figuren sind von großer Verschiedenheit, welches bei der großen Menge von Personen, die man oft auf seinen Bildern findet, um so mehr zu bewundern ist. Seine Zeichnung ist richtig, doch nicht ideal, sondern nach der Natur des Landes, worin er lebte, gestaltet. Die Gewänder sind zwar meist

mit Wahrheit geordnet, aber immer ohne Wahl, überladen und durch viele kleinliche Falten verunstaltet. Die Färbung ist gefällig, natürlich, die Luftperspective jedoch vernachlässigt und eine gewisse, der damaligen Kunstperiode eigene Härte darin unverkennbar. Ungeachtet großer Ausführung malte Lucas mit leichtem Pinsel. Auch seine Kupferstiche und Holzschnitte zeugen von der sorgfältigsten Behandlung; sie sind sehr hoch geschätzt und selten. Vorzüglich anziehend sind die Blätter, worin dieser Künstler, mit Albrecht Dürer wetteifernd, einen und denselben Gegenstand mit diesem behandelt hat. Beide Freunde theilten sich dann oft ihre Ideen und Compositionen gegenseitig mit. Die vollständigste und schönste Sammlung der Kupferstiche dieses Meisters ist auf der Bibliothek zu Wien. Seine Gemälde sind in mehrern Gallerien zerstreut, die vorzüglichsten aber davon in Leyden, Wien, Dresden, München und in der Tribune zu Florenz. B. L.

Lucca, Stadt und Herzogthum in Italien, war ursprünglich eine Kolonie der Römer, welche mit dem Sturze des longobardischen Reichs 774 unter Carl dem Großen an Frankreich, und nachher durch Otto I. (dem Großen) an Deutschland fiel. Wegen des Freiheitssinnes der Einwohner wurde sie im Mittelalter von denen, welche sie beherrschten, oft verhandelt. Ludwig der Baier ernannte 1327 den berufenen Castruccio Castracani zum Herzoge, welche Würde jedoch bei dessen Tode erlosch. Darauf kaufte der Genueser Spinola die Herrschaft über die Stadt, trat sie aber hernach bei Heinrichs VII. Anwesenheit in Italien an diesen ab. Dieser verkaufte sie an das parmesanische Haus Rossi, auf welches der Veroneser Scaliger folgte, der aber ebenfalls nach kurzer Zeit die Herrschaft an Franz verkaufte. Unter Carl IV. erhielt sie 1370 ihre Freiheit, welche sie auch, unter der Staatsleitung eines Gonfaloniere und eines Staatsraths, bis zu Napoleons Zeiten behauptete. Nachdem ihr 1797 die Franzosen unter Serrürier eine neue Verfassung aufgedrungen hatten, ward Lucca 1805 in ein Fürstenthum verwandelt und, mit Piombino vereinigt, dem Schwager Napoleons Bacciocchi gegeben. 1815 wurde es von den Österreichern besetzt und durch die Generalakte des wiener Congresses der Infantin Maria Luise, Tochter König Carls IV. von Spanien, und Witwe des ehemaligen Königs von Etrurien, unter dem Titel eines Herzogthums, mit völliger Souverainetät überlassen. Zu den Einkünften des Landes wurde noch eine Rente, von 500,000 Franken geschlagen, welche Österreich und Toscana unter gewissen Bedingungen zu zahlen sich anheischig machten. In dem Falle, daß die Nachkommenschaft der Infantin ausstürbe, oder ihr ein anderes Etablissement angewiesen würde, soll das Herzogthum Lucca an Toscana fallen. Die Infantin Marie Luise trat aber die Regierung erst 1818 an, nachdem ihr der Rückfall von Parma (s. d. Art.) zugesichert worden war. Dieser kleine Staat grenzt an das mittelländische Meer, Modena und Toscana, und enthält auf 18 Q. M. 100,000 Einw., die sich zur katholischen Kirche bekennen, ist wohlhabend bei einer sehr starken Bevölkerung und einem nicht allgemein fruchtbaren Boden durch die Spaten- und Gartenkultur. Nur an den Grenzen streichen die Appenninen hin; der übrige Theil ist hügelig, eben und fleißig angebauet. Der Serchio ist der Hauptfluß, aber nicht schiffbar und wird bloß zum Holzflößen gebraucht. Er bildet das schöne Serchiothal. Die Erzeugnisse sind: nicht hinreichendes Getreide, desto mehr Baumfrüchte, als Oliven, Obst, Kastanien, Mandeln, Pomeranzen, Citronen, Feigen und Maulbeerbäume. Auch zieht man guten Wein; die Oliven machen den größten Reichthum

des Feldbaues aus; das Öl von Lucca ist das vorzüglichste in Italien. Desgleichen sind der Seidenbau und die Viehzucht wichtig. Es gibt auch viele Seidenfabriken. — Lucca, die Hauptstadt und Residenz mit 18,000 Einwohnern, liegt am Serchio in einer schönen, fruchtbaren Ebene, mit Bergen umgeben, die mit Ölbäumen und auf dem höchsten Gipfel mit Tannen und Steineichen bewachsen sind. Sie hat ¾ Stunde im Umfange und ist mit Wällen umschlossen, die mit Bäumen besetzt, einem angenehmen Spaziergang bilden. Lucca ist ziemlich gut gebaut, wiewol die Straßen zum Theil krumm und enge sind. Die Kirchen und die öffentlichen Gebäude sind ohne Pracht. Die Domkirche ist groß, aber von schlechter Bauart; auch der Residenzpalast ist alt und unansehnlich. Man findet hier eine Universität mit einer neuangelegten Sternwarte, den Sitz eines Erzbischofs, zwei große Tuchfabriken und beträchtliche Seidenweberei. Auch treiben die Einwohner Handel mit Öl und Seide, und sehr fleißigen Feldbau. Häufige Villen verschönern die angenehmen Umgebungen der Stadt.

Lucchesini (Marquis von), ehemaliger preuß. Staatsminister, aus einer Patrizierfamilie von Lucca, ward durch den Abbé Fontana Friedrich II. (nach 1778) vorgestellt, der ihn mit einem Gehalte von 2000 Thalern und dem Kammerherrntitel als Bibliothekar und Vorleser in Dienst nahm. Lucchesini wurde der literarische Freund Friedrichs II. und von diesem wegen seiner Kenntnisse wegen ausnehmend geschätzt. Erst unter dessen Nachfolger ward er diplomatisch angestellt und nach Warschau gesandt, wo er sich 1788 bei Eröffnung des Staatsraths befand. Er benahm sich hier mit vieler Gewandtheit, reizte die für Unabhängigkeit gestimmte Partei gegen Rußland auf, und brachte es im März 1790 zwischen Preußen und Polen zur Abschließung eines Bündnisses. 1791 wohnte er, in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Ministers, dem Congreß in Reichenbach bei, um in Vereinigung mit dem englischen und holländischen Minister zwischen den Türken und dem Kaiser den Frieden einzuleiten. Im Juli 1792 ging er abermals nach Warschau, wo er durch obwaltende Umstände zum Bruche des Bündnisses, das er selbst unterzeichnet hatte, genöthigt ward. Im Jan. 1793 ernannte ihn der König zu seinem Botschafter in Wien; er begleitete jedoch den König während des größten Theils des damaligen Feldzugs. Im März 1797 ward er von Wien zurückberufen und im Sept. 1802 als außerordentlicher Gesandter nach Paris gesandt, von wo er sich später zu Napoleon nach Mailand begab. Seinen Anregungen gab man mit Unrecht den Ausbruch des preußisch-französischen Kriegs im Sept. 1806 Schuld. Er begleitete den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete nach derselben zu Charlottenburg mit Napoleon einen Waffenstillstand, den aber der König nicht genehmigte, und nahm, in Folge aller dieser Ereignisse, weil er die Gunst des Königs verloren zu haben glaubte, seine Entlassung, um nach Lucca zurückzukehren. Späterhin ward er bei Napoleons Schwester, der Fürstin von Lucca, als Kammerherr angestellt, und begleitete diese zur zweiten Vermählung ihres Bruders nach Paris. Der Graf von Ségur urtheilt in seinem Tableau historique et politique de l'Europe von ihm in Betreff seiner polnischen Mission folgendes: „Niemand war zu einer solchen Stelle geeigneter, als er. Seiner Thätigkeit entschlüpfte kein Augenblick unbenutzt. Feurig in Verfolgung seines Ziels, schnell entschlossen, die zweckdienlichsten Mittel zu ergreifen, vereinte Marquis von Lucchesini die Eigenschaften eines gewandten Höflings mit der Geübtheit eines Staatsmannes. Gelehrt, ohne Pedanterie, lieferte ihm sein glückliches

Gedächtniß eben so viele nützliche Thatsachen zum Behufe seiner Arbeiten, als anziehende Anekdoten für die Belebung einer Gesellschaft. Seine Vertraulichkeit mit Friedrich II. hatte ihm ein bedeutendes Ansehn verschafft; sein einschmeichelnder Charakter führte ihn in das Innere aller Charaktere ein; seine Freiheit zog bald den Schleier von allen Geheimnissen, und seine warme Thätigkeit, die ihm ein offnes freies Wesen gab, während sie seinen wahren Sinn glücklich verdeckte, beredete die Polen, daß er ihre Angelegenheiten mit einem Eifer umfasse, als wäre es seine eigne." Sein neuestes Werk über den Rheinbund: Sulle Cause e gli Effetti della Confederazione renana etc. Italia 1819, erschien in Rom und ist bei dem Verleger dieses Lexikons eine Übersetzung in zwei Bänden erschienen. Der 3. Band wird noch erwartet. Der Verfasser lebt jetzt in Florenz.

Lucian, ein ausgezeichneter griechischer Schriftsteller, geboren zu Samosata, der Hauptstadt von Komagene, an den Ufern des Euphrat, unter der Regierung Trajan's. Er war von geringer Herkunft und ward in seiner Jugend zu einem Oheim gethan, um die Bildhauerkunst zu erlernen. Da er in seinen ersten Versuchen nicht glücklich war, verließ er seinen Meister und begab sich nach Antiochien, wo er sich literarischen Studien widmete und das Geschäft eines Redners ergriff. Bald aber der gerichtlichen Streitigkeiten müde, beschränkte er sich auf die Ausübung der Beredtsamkeit als Rhetor, und besuchte in dieser Eigenschaft mehrere Länder, unter andern Griechenland, Italien, Spanien und Gallien. Unter Marc Aurel ward er Procurator der Provinz Ägypten. Man glaubt, daß er unter Commodus, 80 oder 90 Jahre alt, starb. Die Werke Lucian's, von denen viele auf uns gekommen sind, bestehen in erzählenden, rhetorischen, kritischen und satyrischen Stücken, größtentheils in Gesprächsform. Die bekanntesten und populärsten darunter sind die, in denen er mit Laune die Mythengeschichte und die Sekten der Philosophen bespottet. Sie haben ihm mit Recht den Ruhm des witzigsten Schriftstellers unter den Alten erworben. Er selbst scheint keinem System anzuhängen. Frei und unbefangen bekämpft er Betrug und Aberglauben überall, wo sie ihm begegnen. Die Epikuräer, die in dieser Hinsicht mit ihm übereinstimmten, werden darum auch mit mehr Schonung von ihm behandelt. Oft nimt er auch den Ernst und die Schärfe der Sokratiker an. Die christliche Religion, die er aber nur unvollkommen und durch das Medium des Mysticismus kannte, wird von ihm nicht geschont. In seinen Sarkasmen geht er oft über die Wahrheit und Mäßigung hinaus, auch wiederholte er manche Verleumdung gegen hervorragende Charaktere, und verletzt nach unsern Begriffen zuweilen den Anstand, wiewol er sich im Allgemeinen als Freund der Moralität zeigt. Die besten Ausgaben von Lucian's Werken sind von Bourdelot, Paris 1615, Fol., von Grävius, Amst. 1687 2 B. 8. und von Reitz, Amst. 1743, 4. B. 4.

Lucifer, Lichtbringer, (bei den Griechen Phosphorus), ein Sohn Jupiters und der Aurora. Als Führer der Sterne hat er, in Gemeinschaft mit den Horen, die Sonnenrosse und den Sonnenwagen zu besorgen, und ist auf einem weißen Pferde reitend, der Vorläufer seiner Mutter: also der Morgenstern. Er ist aber auch der Abendstern (Hesperus), und hat als solcher, ein dunkles Pferd. Daher waren ihm die Reitpferde (desultorii) gewidmet und die Römer gaben ihm den Namen: Desultor. Übrigens ist es eine längst bekannte Sache, daß beide Sterne einer und derselbe sind, nämlich der schöne hellglänzende Planet Venus. — Man nennt auch den Fürsten der Finsterniß Lucifer.

Lucilius (Cajus), römischer Ritter, Großoheim Pompejus des Großen von mütterlicher Seite, ward 147 vor Chr. zu Suessa geboren und machte im Kriege gegen Numantia unter Scipio Africanus, mit dem er sehr vertraut war, seinen ersten Feldzug. Man betrachtete ihn als den Erfinder der römischen Satyre, weil er ihr zuerst diejenige Form, unter welcher hernach diese Dichtungsart von Horaz, Persius und Juvenal ausgebildet worden ist, gegeben hat. Seine Satyren übertrafen die rohen Hervorbringungen eines Ennius und Pacuvius; doch ward er wiederum von denen übertroffen, welche nach ihm kamen. Horaz vergleicht ihn mit einem Flusse, der unter mehrerem Unrathe kostbaren Sand mit sich führt. Von dreißig Satyren, welche von ihm angeführt werden, sind uns nur einige Bruchstücke übrig. Diese besitzen wir in verschiedenen Ausgaben, von denen die von Dousa, Leyden 1597, 4., Amsterdam 1661, in 4. und Padua 1735, 8. für die besten gehalten werden. Bei seinen Lebzeiten hatten diese Satyren ein ungemeines Ansehn. Auch soll Lucilius den Hexameter zuerst unter den Römern eingeführt haben. Er starb zu Neapel um das J. 203 vor Chr. Geb.

Lucina, ein Beiname der Juno, nach Andern der Diana, nach Andern auch eine Tochter Jupiters und der Juno, wird entweder von lucus (Hain, weil ihr Tempel in einem Haine stand), oder von lux (Licht, weil die Kinder bei der Geburt an's Licht gebracht wurden), oder auch luceo (ich leuchte weil sie den Mond bedeuten sollte) hergeleitet. Am 1. März wurde ihr zu Ehren ein Fest gefeiert, bei welchem sich die Mütter in ihrem Tempel versammelten, ihn mit Blumen schmückten und sich eine glückliche und tapfere Nachkommenschaft, Fruchtbarkeit und eine leichte Entbindung erflehten. S. d. Art. Ilithyia.

Luckner (Nic.) franz. Marschall, war zu Campen in Baiern geboren und studirte 1737 zu Passau. Im siebenjährigen Kriege errichtete er ein Corps Husaren für Hannover, an dessen Spitze er überaus tapfer und glücklich focht. Als dieses Corps, dessen ganzes Zutrauen er besaß, nach dem Frieden entlassen wurde, ging er aus Verdruß in französische Dienste, in welchen er sich nachher so emporschwang, daß ihn Ludwig XVI. zu der Würde eines Marschalls von Frankreich erhob. Seine Bildung hatte nichts Einnehmendes; er war klein von Person und der französischen Sprache nicht recht mächtig, wie er selbst einmal öffentlich in der Nationalversammlung erklärte. Dessen ungeachtet stand er in großer Achtung bei den Soldaten und erwarb sich auch das Zutrauen der Regierung. Weil aber sein hohes Alter zu kühnen Unternehmungen nicht mehr tüchtig schien, so ward ihm im Anfange des Kriegs 1792 der Oberbefehl der Centralarmee übertragen. Die Beropartei zweifelte endlich an seinem Patriotismus und rief ihn zurück. Er schmachtete im Kerker und mußte zum Lohne für seine Dienste, die er Frankreich eine lange Reihe von Jahren geleistet hatte, am 4. Jan. 1794 unschuldig die Guillotine besteigen.

Lucretia, s. Brutus.

Lucretius (Titus) Carus, ein römischer Ritter, wahrscheinlich im J. d. St. 659 zu Rom, ungefähr 95 v. Chr. geboren, studirte zu Athen unter Zeno und Phädrus die epikurische Philosophie. Man erzählt, er sei durch einen Liebestrank wahnsinnig geworden und habe dann, in lichten Zwischenräumen, verschiedene Schriften verfertigt, sich nachher aber, im 44. Jahre seines Alters, selbst getödtet. Alle diese Nachrichten sind nicht erwiesen. Wir besitzen von ihm ein Lehrgedicht in 6 Büchern: De rerum natura, in welchem er die Grundsätze der epiku-

rischen Philosophie vorträgt. Er zeigte sich hier als geistvollen Nachbildner griechischer Muster, z. B. des Empedokles. Der meist ganz unpoetische Stoff dieses Gedichts mußte das Mißlingen desselben herbeiführen. Indessen zeigten mehrere Teile desselben, z. B. die Beschreibung des menschlichen Elends, die Gewalt der Leidenschaften, die schreckliche Pest Griechenlands ꝛc., daß Lucrez wahrhaftes Dichtertalent besaß. Es wird, der veralteten Wörter und neuerfundenen Bedeutungen wegen, selbst von Quintilian für schwer zu verstehen gehalten; aus diesem Grunde hat er auch nur sehr geringe Aufmerksamkeit bei den Römern erregt. Die vorzüglichsten Ausgaben des Lucrez, sind von Creech, Oxford 1695, Lond. 1716, von Havercamp, Leiden 1725 und von Wakefield. Nach letzterer ist die unvollendete eichstädtische abgedruckt. Eine deutsche Übersetzung mit erläuternden Anmerkungen haben wir von Meinecke, Leipzig 1795.

Lucullus (L. Licinius), kann besonders durch seine Besiegung des Mithridates von allen seinen Vorfahren und Verwandten, welche dieselben Vornamen führten, als der berühmteste unterschieden werden. Mit seinem Bruder, Marcus Licinius Lucullus, zugleich zum Ädilis Curulis erwählt, bewies er im marsischen Kriege viele Klugheit und Tapferkeit; in den Bürgerkriegen des Sylla und Marius hielt er es mit dem ersten. Im J. d. St. 679 ward er nicht nur Consul, sondern auch Befehlshaber des Heers, welches nach Cilicien gegen Mithridates ziehen sollte. Da er schon vorher während seiner Quästur von Mithridates als Unterfeldherr bekriegt hatte, so war ihm dieses Land hinlänglich bekannt. Als er in Asien angekommen war, war es seine erste Sorge, die alte Kriegszucht, welche die römischen Soldaten unter den schwelgerischen Asiaten vergessen hatten, wiederherzustellen. Mithridates hatte sich indessen in einen furchtbaren Vertheidigungszustand gesetzt und sogar den Feldzug durch eine siegreiche Seeschlacht gegen den Mitconsul des Lucullus, Aurelius Cotta, eröffnet. Lucullus war daher genöthiget, seinen Angriff zu Lande gegen diesen mächtigen Feind zu beschleunigen. Als er sich jedoch dem ungeheuern Heere des Mithridates genähert und dessen Stärke erforscht hatte, hielt er es für rathsam, eine Hauptschlacht zu vermeiden. Mithridates wollte nun die Stadt Cyzicum, welche der Schlüssel von Asien und von den Römern besetzt war, mit einer beträchtlichen Macht belagern; Lucullus erfuhr dies, und es glückte ihm, dem Nachtrabe desselben auf dem Marsche dahin eine Niederlage beizubringen. Damit noch nicht zufrieden, folgte er dem Heere des Mithridates auf dem Fuße und schnitt demselben, durch Besetzung eines engen Passes, alle Zufuhr der Lebensmittel ab, wodurch jener genöthigt ward, die Belagerung von Cyzicum aufzuheben. Nun rückte Lucullus an die Küste des Hellesponts, rüstete eine Flotte aus und schlug mit derselben eine Flotte des Mithridates bei der Insel Lemnos. Dieser Sieg zur See setzte ihn in den Stand, alle übrigen Flotten des Mithridates aus dem Archipelagus zu verjagen, so daß die Römer Herren dieses Meeres wurden. Nicht weniger glücklich waren auch die Unterfeldherren des Lucullus zu Lande, wodurch in Kurzem ganz Bithynien und Paphlagonien in die Hände der Römer fiel. Er stellte sich nun wieder an die Spitze seines Landheers, um selbst in Pontus einzufallen, und eroberte verschiedene Städte, wurde aber dennoch in einem Treffen von Mithridates geschlagen. Zwei andere Feldherren des Mithridates litten dagegen eine solche Niederlage, daß dieser zu dem Entschlusse gebracht wurde, sich zurückzuziehen. Dadurch wurde das Heer so muthlos gemacht, daß es, statt eines ordentlichen Rückzugs, förmlich die Flucht ergriff, den König verließ und diesen dadurch nöthigte, bei sei-

nem Eidam Tigranes in Armenien Schutz zu suchen. Nun ward ganz Pontus von Lucullus erobert und zur römischen Provinz gemacht. Da Tigranes sich weigerte, den Mithridates an die Römer auszuliefern, mußte Lucullus auch gegen diesen zu Felde ziehen. Tigranes ward geschlagen, er übergab daher den Befehl seiner Heere dem Mithridates, welcher damit in Pontus eindrang, einen großen Theil desselben eroberte und die Römer unter dem M. Fabius in die Flucht schlug. Allein von Lucullus erlitt er abermals eine starke Niederlage. Mithridates verlor den Muth nicht, und trug sogar im folgenden Feldzuge über einen Unterfeldherrn des Lucullus wieder einen Sieg davon. Indessen ward Lucullus durch die Meutereien seiner Soldaten, die ihn, vielleicht nicht mit Unrecht, des Geizes und der Habsucht beschuldigten, an wirksamen Unternehmungen gegen den Mithridates gehindert. Die Nachricht von diesem Mißvergnügen der Soldaten gegen den Lucullus kam nach Rom, und da man hier die Klagen der Soldaten für gegründet erkannte, wurde dem Lucullus der Oberbefehl genommen und er selbst nach Rom zurückberufen. Indessen ward er von den Patriciern mit allen Zeichen der Hochachtung aufgenommen und hielt einen glänzenden Triumph. Von nun an lebte Lucullus als Privatmann in Rom und genoß die ungeheuern Reichthümer, die er aus Asien mitgebracht hatte, in verschwenderischer Üppigkeit. Doch vergaß er über dem Genuß der Vergnügungen nicht die edlern und ernstern Beschäftigungen eines unterrichteten, gebildeten Geistes. Während seines Aufenthalts in Griechenland, als Quästor in Macedonien und als Feldherr im mithridatischen Kriege, war er mit allen damals lebenden Philosophen vertraut geworden. Sein vornehmster Lehrer war der Akademiker Antiochus, der ihn auch auf einigen seiner Feldzüge begleitete. Daher interessirte sich auch Lucullus am meisten für das platonische System. Nach seiner Rückkehr nach Rom setzte er mit allem Eifer das Studium der Philosophie fort, zog selbst viele Gelehrte nach Rom und verstattete ihnen freien Zutritt in seinem Hause. Auch legte er eine zahlreiche Bibliothek an, deren Gebrauch jedermann frei stand, und die auch Cicero fleißig benutzte. Zur Errichtung und Verwaltung derselben bediente er sich des Tyrannion, welchen er im mithridatischen Kriege zum Gefangenen gemacht hatte, und welchen er nachher dem Murena überließ, der ihm die Freiheit schenkte. Durch sein Beispiel reizte er auch andere reiche und vornehme Römer, gelehrte Männer auf ihre Kosten nach Rom zu ziehen. Zuletzt soll er durch einen Liebestrank, den ihm sein Freigelassener Kallisthenes beigebracht hatte, so wahnwitzig geworden sein, daß man ihm seinen Bruder zum Vormunde setzen mußte. Bald darauf starb er im 66. oder 68. Jahre seines Alters. Lucullus war er auch, der im J. 680 nach Erb. R. den Kirschbaum aus Cerasanto in Pontus zuerst nach Rom brachte und daselbst anpflanzen ließ, von wo sich nachher dieser Baum über ganz Europa verbreitet hat.

Ludditten nennt man in England die Zerstörer der Maschinen, die ihr Unwesen zu verschiedenen Zeiten in mehrern Fabrikstädten Englands getrieben haben und größtentheils nahrungslose, ehemalige Fabrikarbeiter sind, welche das immer mehr überhandnehmende Maschinenwesen als den Grund ihrer Nahrungslosigkeit ansehen, von ihrem ersten Verführer.

Ludwig der Baier, deutscher Kaiser, war ein Sohn Ludwigs des Strengen, Herzogs von Baiern und 1286 geboren. Als Heinrich VII. gestorben war, fand eine doppelte Kaiserwahl Statt. Fünf Kurfürsten wählten Ludwig von Baiern, die übrigen Herzog Friedrich von

Österreich. Da jede Partei bei ihrer Wahl beharrte und die Krönung vollzog, erfolgte ein Krieg, in welchem Ludwig die Oberherhand behielt, und in einem Treffen bei Mühldorf 1322 seinen Gegner sogar gefangen bekam. Nach vergeblichen Vergleichsunterhandlungen, welche durch die von beiden Theilen dabei gezeigte Großmuth und „deutsche Treue" berühmt geworden sind, starb Friedrich 1330 in der Gefangenschaft, wohin er freiwillig zurückgekehrt war, da er sich außer Stande befand, die für seine Loslassung eingegangenen Bedingungen zu erfüllen. Schon 1315 vertrieb Ludwig seinen Bruder Rudolph von der Pfalz, der seiner Wahl entgegen gewesen war, fand sich aber doch nach dessen Tode bewogen, mit seinen Söhnen einen Vergleich einzugehen, kraft dessen sie ihr väterliches Erbe wieder bekamen, und die Kurwürde zwischen Baiern und Pfalz künftig abwechseln sollte. Die erledigte Mark Brandenburg verlieh Ludwig 1322 seinem ältesten Sohne. Indeß zerfiel er bald mit dem Papste Johann XXII., gegen dessen Absichten er der viscontischen Partei in Italien Hülfe zuschickte. Er durchzog siegreich Italien und stellte in Nicolaus V. einen Gegenpapst auf, wodurch er aber in langwierige Streitigkeiten verwickelt wurde. Clemens VI. that ihn 1346 in den Bann und brachte es sogar dahin, daß fünf Kurfürsten den böhmischen König von Luxemburg zum römischen König wählten. Indeß fand Ludwig viele treue Anhänger und würde sich haben behaupten können, allein er starb schon 1347 am Schlagflusse, als er eben in der Gegend von München auf der Bärenjagd war. Er war ein Fürst von Muth und Entschlossenheit, der unter minder schwierigen Verhältnissen glücklich regiert haben würde.

Ludwig IX. (der Heilige). König von Frankreich, ältester Sohn Ludwigs VIII. und Blanca's von Castilien, geb. 1215 und zu Poissy getauft, weswegen er sich auch zuweilen Ludwig von Poissy unterschrieb, kam zur Regierung 1226, und stand unter der Vormundschaft seiner Mutter, die zugleich Regentin von Frankreich war; der erste Fall, daß Vormundschaft und Regentschaft sich in einer Person vereinigt fanden. Die Königin hatte, mit Unterstützung des Papstes, die unabhängigen Reichsbarone, welche, stets in Kriege unter sich verwickelt, die Ruhe des Reichs gefährdeten, zu unterwerfen gewußt. Ludwig setzte das Werk seiner Mutter mit Glück fort, rief die geschicktesten und rechtschaffensten Männer in seinen Rath, steuerte dem Mißbrauche der geistlichen Gerichtsbarkeit, stillte die Unruhen in Bretagne, wußte während der Zwistigkeiten Gregors IX. und Friedrichs II. eine kluge Neutralität zu behaupten und war überhaupt auf die Beglückung seiner Unterthanen bedacht. Die weise Verwaltung seiner Staaten setzte ihn in den Stand, gegen Heinrich III. von England, mit welchem sich die Großen des Landes vereinigt hatten, ein mächtiges Heer zu werben; er hatte das Glück, ihn 1241 binnen 6 Tagen zwei Mal zu schlagen, und zu einem nachtheiligen Frieden zu nöthigen. Als er 1244 von einer heftigen Krankheit befallen wurde, that er das Gelübde, einen Kreuzzug nach Palästina zu machen, und weder seine Mutter noch seine Gemahlin vermochten ihn, vier Jahre später, von der Erfüllung des Gelübdes abzuhalten. Er schiffte sich mit seiner Gemahlin, seinen Brüdern und der französischen Ritterschaft ein, landete auf der Rhede von Damiette und eroberte 1249 diese Stadt. Darauf schlug er zwei Mal den Sultan von Ägypten, in dessen Gewalt sich Palästina befand. Er selbst that Wunder der Tapferkeit, besonders in der Schlacht von Massure, 1250. Aber bald nöthigten Hungersnoth und ansteckende Krankheiten ihn zum Rückzuge; sein Heer ward von den Saracenen fast gänzlich zu Grunde

gerichtet; er selbst und sein Gefolge gerieth in Gefangenschaft. Der Sultan verlangte für die Loslassung des Königs und der gefangenen Herren, außer Damiette, eine Million goldener Byzantiner. Allein Ludwig antwortete stolz: ein König von Frankreich lasse sich nicht für Geld verhandeln; er wolle für seine Person Damiette abtreten, und für seine Leute die gefoderte Summe bezahlen. Dem Sultan gefiel diese Erklärung so wohl, daß er sich mit 800,000 Byzantinern (etwa 100,000 Mark Silber) begnügte, und einen zehnjährigen Waffenstillstand abschloß. (In Napoleons Memoiren: Notes et Mélang. I. befindet sich eine Vergleichung des Feldzuges Bounoparte's in Ägypten mit dem des heil. Ludwigs.) Erst im J. 1254 kehrte Ludwig aus Palästina nach Frankreich zurück, wo die Königin Blanca, welche die Regierung musterhaft geführt hatte, unterdessen gestorben war. Von neuem wandte jetzt Ludwig sein Augenmerk auf die Pflege der Gesetze, welche bisher ganz der Willkür seiner Barone überlassen war. Von nun an konnten die Unterthanen gegen die Aussprüche ihrer Herren an vier königliche Gerichte appelliren, und in die Parlamente, deren Sitzungen bis dahin nur von unwissenden Baronen, die oft nicht schreiben konnten, gehalten, worden waren, wurden wirkliche Gelehrte aufgenommen. Endlich verminderte er die Auflagen, die das Mark der Unterthanen erschöpft hatten. 1269 entwarf er eine pragmatische Sanction, welche den Haupt- oder Domkirchen ihre Rechte sicherte. Nichts desto weniger unterdrückte er bei vorkommenden Gelegenheiten die Anmaßungen der Geistlichkeit. Welch ein Ansehn Ludwig IX. unter seinen Zeitgenossen hatte, beweiset der Umstand, daß ihn 1268, Heinrich III. und dessen Adel zum Schiedsrichter ihrer Zwistigkeiten wählten. Nachdem er mehrere französische Provinzen, welche bis dahin in der Macht der Engländer gewesen waren, mit seinem Reiche verbunden hatte, entschloß er sich 1270 zu einem abermaligen Kreuzzug. Er schiffte nach Afrika über, belagerte Tunis und nahm die Citadelle dieser Stadt ein. Aber es brach eine ansteckende Krankheit aus, und er selbst ward (23. August 1270), nebst einem großen Theile seines Heers ein Opfer derselben. Die Lehren, welche er seinem Sohne geschrieben hinterließ, beweisen den vortrefflichen Geist, der diesen König beseelte; ein Geist, der, wenn er nicht von dem Aberglauben und von der Religionsschwärmerei seiner Zeit verhüllt gewesen wäre, seine Verwaltung zur segensreichsten gemacht haben würde. Nach seinem Tode, 1297, von Bonifaz VIII. heilig gesprochen, und in der Folge erhielt es Ludwig XIII. vom Papste, daß das Fest des heil. Ludwig in allen Kirchen gefeiert werden durfte.

Ludwig XII., König von Frankreich (1489 bis 1515), von seinem Volke und von der Geschichte le père du peuple genannt, geb. 1462, war vor seiner Thronbesteigung nach Carls VIII. Tode Herzog von Orleans und erster Prinz von Geblüte. Die Lehren seiner deutschen Mutter Maria von Cleves und spätores Unglück verbesserten die Fehler seiner, nach Ludwigs XI. Willen absichtlich schlechten Erziehung: „Der König von Frankreich darf den Herzog von Orleans nicht rächen.“ Mit diesem Worten verzieh und vergaß Ludwig Alles, was er unter der vorigen Regierung von seinen Feinden erduldet hatte. Gegen seine Freunde aber bewies er sich dankbar, und der ehrgeizige Georges d'Amboise, sein Minister, Erzbischof von Rouen und Kardinallegat, genoß sein ganzes Vertrauen. Nach dessen Tode 1520 regierte Ludwig selbst. Er stellte die Mannszucht in seinem Heere wieder her, und brachte, was damals noch schwerer war, die unruhigen Studenten, welche große Vorrechte besaßen, zur Ordnung. Vorzüglich wichtig

waren die Verbesserungen der Rechtspflege. Auch verminderte er die öffentlichen Abgaben und willigte, ungeachtet seiner vielen Kriege, nie in die Erhöhung derselben, machte aber deshalb mehrere Stellen käuflich und veräußerte einige Krongüter. Das Herzogthum Bretagne vereinigte er auf immer mit der Krone, indem er sich nach der Trennung seiner kinderlosen Zwangsehe mit der vortrefflich gesinnten, aber überaus häßlichen Jeanne, Tochter Ludwigs XI., im J. 1499 mit Carls VIII. Witwe, der schönen Herzogin Anna von Bretagne, die er schon früher geliebt hatte, vermählte. Um das Erbrecht seiner Großmutter, Valentine Visconti, auf Mailand gegen den Usurpator Ludwig Sforza, genannt Moro (s. Sforza) geltend zu machen, sandte er 1499 ein Heer über die Alpen, das in zwölf Tagen das Herzogthum eroberte, worauf sich ihm auch Genua unterwarf. Vergebens suchte sich Ludwig Moro mit Hülfe der Schweizer zu behaupten; er ward 1500 bei Navarra gefangen und starb 1510 im Gefängnisse zu Loches in Frankreich. Im J. 1500 schloß Ludwig XII. mit Ferdinand dem Katholischen (s. d.) einen Vertrag, durch welchen beide das Königreich Neapel unter sich theilten. König Friedrich von Neapel begab sich hierauf aus eigener Wahl nach Frankreich, wo ihm Ludwig ansehnliche Jahrgelder anwies. Allein Ferdinand bemächtigte sich des ganzen Königreichs Neapel und behielt es durch den Vertrag von 1505. Damals hatte Ludwig auch versprochen, seine Tochter Claude de France an des römischen Kaiser Maximilians Enkel Carl von Luxemburg, (nachmals Carl V.), zu vermählen und ihr Bretagne, Bourgogne und Mailand als Heirathsgut mitzugeben. Allein die von ihm 1506 zu Tours versammelten Reichsstände baten knieend den Vater des Volks, wie sie ihn nannten, seine Tochter dem ritterlichen Franz, Grafen von Angouleme, aus dem Stamme Valois zu vermählen. Gerührt, willigte Ludwig ein; die Stände erklärten jenen Heirathsvertrag, weil er den Grundgesetzen der Monarchie entgegen sei, für nichtig, und Franz wurde Claude's Gemahl. Ludwig beschäftigte sich hierauf sorgfältig mit der Bildung dieses Prinzen, der sein Nachfolger werden sollte (s. Franz I.); allein anfangs ohne großen Erfolg, daher er einst mit Kummer ausrief: Nous travaillons en vain; ce gros garçon gâtera tout. Die vom Papste Julius II. gegen Venedig 1508 gestiftete Ligue von Cambray verwickelte Frankreich auf's neue in Krieg. Ludwig befehligte jetzt selbst sein Heer und schlug die Venetianer 1509 bei Agnadello, wo er mit ritterlicher Kühnheit focht. Allein bald schloß Julius II., der die französische Übermacht in Italien fürchtete, mit Venedig, den Schweizern, Spanien und England gegen Ludwig XII. die heilige Ligue (1510 fg.) Vergebens berief der König, gemeinschaftlich mit dem Kaiser Maximilian, 1511 ein Concilium zu Pisa, um die Kirche in Haupt und Gliedern zu reformiren und Julius II. abzusetzen; der Papst belegte seiner seits 1512 Frankreich mit dem Interdicte und erklärte Ludwigen seiner Krone für verlustig. Endlich konnten sich die französischen Heere, aus Mangel an Unterstützung, in Italien nicht länger behaupten; von den Schweizern bei Novara 1513 geschlagen, mußten sie über die Alpen zurückgehen, worauf Maximilian (Ludwigs Moro Sohn) das Herzogthum Mailand in Besitz nahm, und Genua sich von Frankreich unabhängig machte. Zugleich drangen die Schweizer in Frankreich bis Dijon vor, und Heinrich VIII. (s. d.) von England schlug die Franzosen 1513 bei Guinegate (Journée des éperons, weil die Franzosen auf der Flucht mehr die Sporen, als die Schwerter brauchten). Auch hatte sich Ferdinand der Katholische im J. 1512 Obernavarra's, das bisher, mit

Unternavarra in Frankreich verbunden, dem Hause Albret gehörte, bemächtigt. Ludwig XII. entsagte jetzt den Provinzen jenseits der Alpen und der Pyrenäen, verglich sich mit Leo X. Julius's II. Nachfolger, und schloß 1514 einen allgemeinen Frieden mit Heinrich VIII., dessen Schwester Maria er, nach Anna's Tode heirathete, worauf er seine zweite Tochter Renée de France mit dem Erzherzoge Carl (Carl V.) mählte. Aus Liebe zu seiner schönen, sechzehnjährigen Gemahlin änderte jetzt der gute, drei und funfzigjährige Ludwig seine ganze Lebensweise, was seiner Gesundheit schadete und seinen Tod beschleunigte. Er starb den 1. Jan. 1515. Ludwig XII. besaß alle Eigenschaften, um sein Volk weise zu regieren. Er war offen, redlich, sparsam, gerecht, gutmüthig und großherzig, dabei ein Freund wissenschaftlicher Bildung. Er zog gelehrte Männer in's Land, vorzüglich aus Italien, und Frankreich verdankt ihm die ersten wissenschaftlichen Sammlungen. Er selbst las gern und oft Cicero's Bücher von den Pflichten, vom Alter und von der Freundschaft. Trajan war das Vorbild, dem er nacheiferte. So genoß Frankreich unter seiner Regierung, einer Sicherheit und eines Wohlstandes, wie nie zuvor. Nur für die Leitung der auswärtigen Staatskunst, einem Julius II., Ferdinand dem Katholischen und Wolsey gegenüber, fehlte es dem arglosen Ludwig an Geisteskraft, Scharfblick und Klugheit. Seine Feldherren Trivulce, de la Trimoille, Gaston de Foix, Ludwigs XII. Neffe, (ein Held und Heerführer von zwei und zwanzig Jahren, genannt foudre de l'Italie, der 1512 als Sieger bei Ravenna fiel), Bayard u. A. behaupteten, auch im Unglück, den Ruhm der französischen Waffen. K.

Ludwig XIII. der Gerechte, ein Beiname, den er in den ersten Jahren seiner Regierung, man weiß nicht, aus welcher Ursache erhalten hat, wurde 1601 von Heinrich IV. und Maria von Medici geboren. Er bestieg, als der erste Dauphin seit 84 Jahren, am 14. Mai 1610 den Thron, nachdem sein Vater ermordet worden war. Maria von Medici, als Vormünderin ihres Sohnes und Regentin des Reichs, verschwendete die Schätze der Krone, um sich eine Partei zu bilden; und entfernte sich von den Staatsgrundsätzen ihres Gemahls vorzüglich dadurch, daß sie mit Spanien genaue Freundschaft stiftete; die Truppen wurden entlassen und Sülly genöthigt, sich vom Hofe zurückzuziehen. Die hieraus entstandene Schwäche des Reichs benutzten die Prinzen vom Geblüte und die Großen; sie empörten sich, den Marschall Bouillon an ihrer Spitze. Gezwungen, ihren Foderungen nachzugeben, verleitete man sie dadurch zu immer größern Eingriffen in die Rechte der Krone und des Volks. Frankreich wurde eine Beute innerer Parteien und bürgerlicher Unruhen, welche der damalige Premierminister, der Florentiner Concini, bekannt unter dem Namen Marschall d'Ancre, ganz untauglich war, zu unterdrücken. — Die Unruhen stiegen auf's Höchste, als 1615 der König mit einer spanischen Prinzessin vermählt wurde. Heinrich II., Prinz von Condé, verließ die königl. Partei, und ergriff in Vereinigung mit den Hugenotten die Waffen. Da sich der König zu schwach gegen diesen Angriff fühlte, da schloß er mit dem Prinzen Frieden, ließ ihn aber einige Zeit darauf in die Bastille setzen, wodurch ein abermaliger Bürgerkrieg entstand, in welchem die Anführer kein Glück hatten. Da nun auch der Marschall d'Ancre, welchen der junge König haßte, 1617 ermordet worden war, so schien die Ruhe wieder hergestellt zu sein. (S. d. Art. Luynes.) Als aber der König bald darauf seine Mutter, welche bis dahin ihn und alle Großen des Reichs in tyrannischer Knechtschaft gehalten hatte, nach Blois verweisen ließ, so

entstanden neue Spaltungen; denn das Volk, welches Marien wegen ihrer Tyrannei gehaßt hatte, beklagte sie jetzt im Unglück. Der König mußte sich mit ihr versöhnen, und es ward 1619 ein förmlicher Friede zu Angouleme zwischen den streitenden Parteien abgeschlossen. Aber, kaum unterzeichnet, ward er auch schon wieder gebrochen. Marie ergriff, auf Anrathen des Bischofs von Luçon, von neuem gegen ihren Sohn die Waffen. Man versöhnte sich, um bald darauf abermals mit einander zu zerfallen. Während dieser Unruhen erhoben auch die Hugenotten, an deren Spitze Rohan und Soubise standen, ihr Haupt; und ein großer Theil des Reichs empörte sich gegen den König, welcher jetzt der Leitung des Kardinals Richelieu (s. d. Art.) sich überließ. Nachdem der Sieg sich bald auf diese, bald auf jene Seite geneigt hatte, und beide Parteien das Bedürfniß der Ruhe gleich stark fühlten, ward 1623 zwischen dem Könige und den Hugenotten ein abermaliger Friede geschlossen. — Auch dieser dauerte nicht länger, als die vorigen; Rochelle, der Stützpunkt der Hugenotten, empörte sich und ward von England unterstützt. Der König schlug die Engländer zur See, eroberte die Insel Ré und endlich am 28. Oct. 1628 auch Rochelle, welches sich, unter der beispiellosen muthigen Anführung der Mutter des Herzogs von Rohan, über ein Jahr vertheidigt und mit allen Schrecknissen einer belagerten Stadt gekämpft hatte. Diese Belagerung kostete der Krone 40 Millionen. — Hierauf entstand ein Krieg mit dem Kaiser, der dem Herzog von Nevers die Belehnung mit Mantua versagte. Das vereinigte kaiserlich-spanisch-savoyische Heer wurde von den Franzosen bei Veillane 1630 auf's Haupt geschlagen, und der Herzog von Mantua durch den Frieden von Cherasco 1630 in seinen Besitzungen bestätigt. Jetzt empörte sich von neuem der einzige Bruder des Königs, Gaston von Orleans, in Verbindung mit der Königin Mutter. Die Aufrührer wurden jedoch besiegt, der Herzog von Montmorency, im Bunde mit Gaston, in dem Treffen bei Castelnaudary am 1. Sept. 1632 geschlagen, gefangen, genommen und am 30. Oct. d. J. zu Toulouse hingerichtet; Gaston erhielt Verzeihung. In dem folgenden Kriege mit Spanien, der in Deutschland 13, gegen Spanien aber 25 Jahre dauerte, war Glück und Unglück auf beiden Seiten gleich; doch gelang es dem Könige, die Spanier, welche in der Provence gelandet, und die Kaiserlichen, welche bis Bourgogne vorgedrungen waren, 1636 vom französischen Gebiete zu vertreiben. Die Ereignisse des folgenden Jahrs waren noch günstiger für Frankreich; aber die gänzliche Erschöpfung der Finanzen legte den Fortschritten der französischen Waffen unüberwindliche Hindernisse in den Weg. In diesem Zustande eines glorreichen Unglücks starb Ludwig XIII. am 4. Mai 1643, und ließ das Reich durch seine und Richelieu's Schuld in einer Verfassung, welche, das künftige Unheil Frankreichs vorbereitend, erst in unsern Tagen ihre verderblichen Folgen offenbart hat. Von ihm haben auch die Louisd'or ihren Namen. Seine 1639 aufgestellte Bildsäule zu Pferde von Bronze wurde im J. 1792 vom Volke zertrümmert.

Ludwig XIV., König von Frankreich und Navarra, der dritte aus dem Hause Bourbon, geb. den 5. Sept. 1638. Nach 22jähriger Unfruchtbarkeit seiner Mutter, Anna von Österreich, betrachtete man ihn als ein Geschenk des Himmels, und nannte ihn Dieu-donné. Er kam mit einigen Zähnen auf die Welt, worüber Grotius als politischer Seher in seinen Briefen scherzt. Er starb 1715, den 1. Sept., war vermählt: 1) 1660 mit Maria Theresia, Tochter König Philipps IV. (st. 1683, 30. Juli.); 2) Heimlich seit 1683 mit Francisca d'Aubigné,

Wittwe Scarron (Frau von Maintenon, st. 1719, 15. April). Von seinen Mätressen sind merkwürdig: Francisca le Blanc de la Baume, Herzogin von Valiere, die 1678 in's Kloster ging und 1710 starb; Francisca Athanasia von Rochechouart, Gemahlin des Marquis von Montespan, Mutter des Herzogs von Maine und des Gr. von Toulouse, die 1692 in's Kloster ging und 1710 starb; und Maria Angelica d'Escorailles Herzogin von Fontagne, st. 1681. Ludwig XIV. war fünf Jahr alt, als sein Vater, Ludwig XIII. starb. Seine Mutter ließ sich zur Regentin und Vormünderin erklären; Mazarin erhielt die Oberaufsicht über die Erziehung des Königs. Diese ward sehr vernachlässigt. Doch, wenn auch Ludwig von seinem Lehrer, dem Erzbischof Perefixe, nichts lernte, nicht einmal orthographisch schreiben, so hatte er doch viel gesehen! Einen tiefen Eindruck machten auf ihn, während seiner Minderjährigkeit, die Unruhen der Fronde, welche so vielartige Charaktere in Bewegung setzten, (s. d. Art. Fronde und Retz.) Den 7. September 1651 erklärte Ludwig seine Volljährigkeit, aber Mazarin stand an der Spitze der Staatsverwaltung bis an seinen Tod, den 9. März 1661. Seitdem regierte Ludwig vierundfunfzig Jahre ohne ersten Minister, ganz im Sinne seines Worts: L'état, c'est moi! Von Mazarin hatte er Verachtung gegen die ehrwürdige Versammlung des Parlaments und die große Politik der Herrschsucht gelernt. Als Mazarin's Wille einst nicht durchdringen konnte, trat der 17jährige König mit Stiefeln und Sporen, die Reitgerte in der Hand, in den Parlamentssaal in Paris, und — befahl. Um Ludwig XIV. richtig zu beurtheilen, muß man seine Persönlichkeit, sein Regentenleben und sein Zeitalter unterscheiden. Alles vereinigt, hat ihn mit einem Glanze von Majestät und Ruhm umgeben, den die Franzosen so gerne Größe nennen. Doch legt ihm die Geschichte diesen Namen nicht bei. Ludwig besaß einige königliche Eigenschaften, vielleicht alle, die zur Repräsentation erforderlich sind. Er befriedigte dadurch ganz die Neigung, welche die Franzosen mehr, als jede andere Nation, für theatralische Würde haben; ja Ludwig gab dieser Neigung eine bleibende Richtung. Glücklicherweise lebten unter seiner Regierung große Männer im Staate, im Felde, in der Kirche und im Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Die bürgerlichen Kriege hatten, wie späterhin die Revolution, Männer von Talent und Kraft erzogen, die den Nationalruhm und den Glanz ihres Königs zu ihrem Strebepunkte machten. Ludwig selbst hatte Sinn für eine Art von Großheit. Dieser war, wie Johannes von Müller sagt: „Die Quelle des Guten, das für die Künste und Wissenschaften durch ihn geschah, der Unruhe von Europa, der Übertretung aller Traktaten, der hohen Merkwürdigkeit seiner Regierung." Der König war unwissend und ohne helle Grundsätze; ein großes Unglück! Der Muth guter und großer Dinge, wenn sie zugleich Aufsehn machten, würde ihm nicht gefehlt haben, und er hätte Minister und Feldherren in den letztern Jahren besser gewählt." „Il aima la gloire et la religion, sagt Montesquieu von Ludwig XIV., et on l'empêcha tout sa vie de connaître ni l'une ni l'autre." — Sein Äußeres, von einer kräftigen Gesundheit unterstützt, war königlich *). Mit schönen Gesichtszügen, einem hohen Wuchse und edlem

*) Joh. Kettler aus Zürich goß 1699. zu Paris Ludwigs XIV. Statue zu Pferde.

Anstande verband er eine eigene Würde im Sprechen und Betragen. Der edle und einnehmende Ton seiner Stimme gewann ihm die Herzen; aber die Hoheit seines ganzen Wesens flößte Ehrfurcht ein. Seine Güte ging nie in Vertraulichkeit über. Ein Blick von ihm hielt den Witzling im Zaum. Mit dem lakonischen Worte: das ist ein Fall! hemmte er jede, auch von den angesehendsten Staatsmännern eingelegte Bitte für immer. Die ihm von seiner Mutter angeerbte spanische Gravität milderte er durch französische Grazie. Von Natur so ernsthaft, daß selbst die ältesten Höflinge nicht mehr, als einen einzigen Scherz aus seinem Munde gehört zu haben sich erinnerten, liebte er doch die Fröhlichkeit an Andern, klatschte Beifall bei Moliere's Lustspielen, und lächelte über die witzigen Einfälle der Frau von Montespan. An seinem Hofe, der dadurch ein Muster für jeden andern in Europa wurde, bezog sich alles würdig und mit Anstand auf den König. Je näher man seiner Person kam, desto höher stieg die Ehrfurcht. Es war eine, dem Cultus ähnliche Verehrung, die man dem Throne, der Persönlichkeit des Königs und dem Stolze der Nation zu gleicher Zeit darbrachte. Im Ganzen hat kaum jemals, nach dem Ausspruche Bolingbroke's, ein König seine Rolle besser gespielt. Doch wollte er stets nur repräsentiren, selbst in Kleinigkeiten; so ließ er z. B. in seinen spätern Jahren sich vor Niemandem ohne seine große Perücke sehen. Indeß besaß er allerdings auch Eigenschaften, ohne die man die Rolle eines Monarchen doch nur schlecht spielt. Les qualités de son esprit, sagt Grouvelle étaient la justesse, la solidité, la constance et l'application. Il y joignait l'habitude de la discrétion et ce sérieux qui dissimule l'insuffisance. Il était silencieux par goût, ce qui mène à être observateur. Ludwig hatte nichts Heroisches, aber er besaß die Kunst, über die Menschen zu herrschen, die ihn umgaben. Er war nicht Feldherr; aber er wußte den Ruhm seiner Feldherren sich zuzueignen. Entschlossenheit und ritterliche Kraft hoben ihn zuweilen über die Schranken der Hofsitte empor. Er tanzte früher in den Ballets. Als er aber einst im Theater, wo man den Britannicus gab, die Verse gehört hatte, welche dem Nero den Vorwurf machen: il excelle à se donner lui-même en spectacle aux Romains — tanzte er nie wieder öffentlich. Die Sitte seiner Zeit öffnete sein Herz der edlern Liebe. Er liebte mit Schwärmerei; er äußerte seine Gefühle mit Würde und Zartheit; er genoß die Freude mit Anstand. Bei seinem trefflichen Gedächtniß war sein Urtheil gesund und zusammenhängend; er wußte zu rechter Zeit das Schickliche mit Würde und Feinheit zu sagen; er verstand, durch Worte zu strafen und zu loben. So gab er der Wittwe Scarron, nachdem sie, durch viele Gönner unterstützt, vergebens um das Jahrgeld ihres Mannes von 1500 Livres gebeten hatte, nach mehrern Jahren eine Pension von 2000 Livres mit den Worten: Madame, je vous ai fait attendre longtemps, mais vous avez tant d'amis, que j'ai voulu avoir seul ce mérite auprès de vous. Folgender Zug beweiset, daß er selbst in die Großmuth Repräsentation legte. Als der Marquis von Urilles, 32 Tage nach Eröffnung der Laufgräben, Mainz hatte übergeben müssen, begab er sich an den Hof, und warf sich dem Könige, dessen Vorwürfe er fürchtete, zu Füßen, indem er sich auf die Gründe der Übergabe bezog. „Stehen sie auf, Marquis," sagte der König, „Sie haben die Festung als ein Mann von Herz vertheidigt, und als ein Mann von Verstande kapitulirt." Nicht weniger Geist, als Huld zeigte die Art, mit welcher Ludwig dem alten Boileau, der sich nach Auteuil zurückgezogen hatte und nur selten bei Hofe erschien, zu erkennen gab,

daß, wenn ihm seine Gesundheit nach Versailles zu kommen erlaube, er stets eine halbe Stunde für ihn übrig haben werde. Selbst über das Lob der Kleinigkeiten war Ludwig erhaben. Als Herr von Grammont einst ein Madrigal des Königs sehr schlecht fand, freuete sich Ludwig, daß der Hofmann, weil er den Verfasser nicht kannte, so freimüthig gesprochen habe. Auch Boileau durfte Verse tadeln, die der König gut fand, und Ludwig nahm den Widerspruch nicht übel: „er versteht das, es ist sein Fach!" Niedrige Schmeicheleien wieß er von sich zurück; so verwarf er die Preisfrage der französischen Akademie: „welche von den Tugenden des Königs den Vorzug verdiene?" Dagegen trug er durch die Achtung, welche er Boileau, Racine, Moliere, Bossuet, Massillon u. A. bewies, dazu bei, daß man in den ersten Klassen der Gesellschaft Kunst und Literatur schätzen lernte, und talentvolle Männer in dieselben gern aufnahm. Allein auch diese Form war nichts, als nur ein glänzendes Mittel zu beherrschen. Corneille und Lafontaine, auch die verdienstvollen Gelehrten des Portroyal blieben von ihm unbemerkt. Der große Arnaud, Lehrer von der Sorbonne, mußte seit 1641 fast ganz verborgen leben und starb in der Verbannung. Ludwig war 20 Jahr alt und durch die Freuden des Hofes und der Jagd verwöhnt, als Mazarin starb. „An wen sollen wir uns jetzt wenden?" fragten ihn seine Staatssekretäre. „An mich!" antwortete er mit Würde; und der schönste Mann des Königreichs, in völliger Unwissenheit aufgewachsen, das Herz voll romantischer Gallanterie, verlor keinen Anlaß, sich zu unterrichten. Er arbeitete in der ersten Hälfte seiner Regierung täglich acht Stunden. Aber sein natürlicher Stolz ging oft in Hochmuth über, und sein Sinn für Pracht wandte sich zu nutzloser Verschwendung, seine Festigkeit zum Despotismus hin. Als er den Calvinismus nicht mehr in Frankreich dulden wollte, sagte er: „Mein Großvater liebte die Hugenotten und fürchtete sie nicht; mein Vater liebte sie nicht, aber er fürchtete sie; ich liebe sie weder, noch fürchte ich sie." Dieselbe Härte zeigte er gegen den Oberaufseher der Finanzen, Fouquet, von welchem er ein Fest annahm, indem er ihn zu ewigen Gefängniß zu verdammen im Begriffe war (im J. 1661), und mit gleicher Härte rächte er seinen beleidigten Stolz an dem Papste im Jahr 1662. Er war, wie man aus seinen Instruction pour le Dauphin sieht, ein Despot aus religiöser Überzeugung. Als unumschränkter Herrscher hielt er sich für den Eigenthümer aller Güter seiner Unterthanen, doch verpflichtet zu weiser Benutzung. Indeß verkannte er nur selten die außerordentlichen Menschen, welche sein Zeitalter und Frankreich verherrlichten. Er zeigte Theilnahme für jeden Fortschritt seiner Nation. Aber getäuscht von Selbstliebe, gab er sich fremden Einfluß hin, während er sich frei und unabhängig glaubte. Die größte Gewalt über ihn übte die Frau von Maintenon aus, mehr durch Verstand, Frömmigkeit und tugendhafte Grundsätze, als durch den Sinnenreiz. Seine Leichtgläubigkeit ging so weit, daß er 1685 dem Nuntius versicherte, ganze Städte, wie Uzes, Nismes, Montpellier u. A., hätten sich bekehrt! Während die Reformirten ihrer Güter und Freiheit beraubt wurden, stellte er glänzende Jagdfeste an. Zwei verdienstvolle Seeoffiziere, die sich bescheidene Vorstellungen über eine Seeschule zu machen erlaubt hatten, wurden ein Jahr lang verhaftet und kassirt. Ludwigs Ruhm ist das Werk seiner Minister und Feldherren. Türenne und Condé hatten den Sieg an die französischen Fahnen gefesselt. Spanien wich vor Frankreichs Macht im pyrenäischen Frieden (1659) zurück. Die Niederländer zitterten. Darauf entwickelte sich des Marschalls von Luxemburg besondere Ge-

schicklichkeit in Märschen und Lagern; dann der Geist Catinat's und der gesunde Blick des Marschalls von Villars. Zugleich vervollkommnete der Kriegsgelehrte Feuquieres die Kriegskunst zur Wissenschaft. Louvois brachte Ordnung in das Heer, das größte und geübteste in Europa; die Befestigungskunst hob Vauban auf den höchsten Grad der Stärke. Die Unterhandlungskunst ward einheimisch in Frankreich durch Männer, wie Estrades und d'Avaux; auch Ludwig selbst verstand es, über Staatssachen mit den Gesandten unmittelbar zu unterhandeln. Der Glanz des Hofes, die Kühnheit im Kabinet und im Felde, der Ruhm der Waffen, wie der Künste, führten die französische Sprache an den Höfen von Europa ein, und seit dem nymweger Frieden 1678 drängte sich nach und nach die lateinische aus dem Besitze des Rechts, die öffentliche Staatensprache zu sein. Doch Ludwigs und Frankreichs Größe lag in Colbert. Dieser ordnende, schaffende, vorsehende Mann rüstete die großen stehenden Heere Ludwigs aus, und wälzte zuerst diese Last auf alle Regierungen Europa's; zugleich hielt er hundert Linienschiffe und beförderte Gewerbfleiß, Schiffahrt und Handel. Es entstand die erste französische Niederlassung in Ostindien zu Pondichery. So entwickelte Colbert Frankreichs erstaunenswürdige Kräfte, seine Volksmenge, seinen natürlichen Ruhm, den außerordentlichen Ruhm, den eigentlichen Geist und der Geschmack der Nation. Aber nach seinem Tode (1783) pflückten Louvois und Ludwig die Frucht, indem sie den Baum umhieben. Der Stolz des Königs und die Eitelkeit der Nation boten dazu der Herrschsucht des despotischen Kriegsministers die Hand. Das Mißvergnügen fand bei allem Druck nirgends einen Mittelpunkt des Widerstandes; so sehr gefiel sich die Nation in dem Glanze einer harten und verschwenderischen Regierung! Fünf Kriege, die Aufhebung des Edikts von Nantes (welche Benj. Constant treffend l'erreur de Louis XIV. et le crime de son conseil genannt hat), der Bau von Versailles, der Fluch der Völker, die Schlacht bei la Hogue, und Wilhelms III. von England tiefblickende Staatskunst stürzten Ludwigs Macht im spanischen Erbfolgekriege zu Boden; nur glückliche Umstände, die Meinung des Zeitalters, und das Kraftgefühl eines noch nicht verdorbenen Volks hielten den wankenden Thron des alternden Königs aufrecht. Der Tod raffte schnell diejenigen hinweg, die ihm am nächsten standen: zuerst seinen einzigen Sohn, hierauf seinen Enkel und dessen Gemahlin und dessen ältesten Sohn, die Hoffnungen Frankreichs! Aber geregelte Hofkunst, Übersättigung, Andächtelei, und der Frau von Maintenon geistigfromme Überlegenheit mit des Beichtvaters la Chaise und seines weit schlimmeren Nachfolgers, Tellier (seit 1709), betäubender Einrede, machten das stumpfe Herz des königlichen Greises gegen seines Reiches Zustand gleichgültig. Der stolze Ludwig, der alles selbst zu thun wähnte, der nach dem Tode seiner großen Minister junge Männer nahm, die er nach seiner Hand ziehen wollte, wurde zuletzt von seinem Beichtvater Tellier so irre geführt, daß er die nach dessen Planen von drei Jesuiten entworfene Constitution Unigenitus, als Bulle, von dem ebenfalls getäuschten Papste Clemens IX. im J. 1713 sich zuschicken ließ, und so der jesuitischen Partei den Triumph über die edlern Gegner verschaffte, aber zugleich Bewegungen hervorbrachte, die über 40 Jahre in der Kirche und im Staate fortdauerten. Doch zeigte er Geistesstärke und Standhaftigkeit im Tode, so wie bei den Unglücksfällen, die in den letzten Jahren seinen Thron und sein Haus erschütterten. Er wollte kämpfend für die Ehre des Throns fallen, wenn das letzte Heer, welches Villars gegen Eugen führte, geschlagen werden sollte. Heinsius, Eugen und Marl-

borough hatten nämlich, ehe Josephs I. Tod und Villars Sieg bei Denain dem zweiten Enkel Ludwigs die spanische Krone sicherten, Frankreichs und Ludwigs Stolz auf's Tiefste gebeugt. Er entschloß sich zu jeder Bedingung, nur die entehrenden verwarf er mit Unwillen. Als endlich Philipp in Madrid regierte, fiel dennoch die Scheidewand der Pyrenäen nicht nieder, wie Ludwig, als er beim Abschiede zu seinem Enkel sagte: Il n'y a plus de Pyrénées, gehofft hatte, und auf Frankreich lastete eine Schuld von 2500 Millionen Livres. Der Plan, Spanien an Frankreich zu fesseln, um der Verbindung Englands mit Holland (welche Frankreichs Entwickelung durch Handlung, Schiffahrt und Kolonien bedrohete) entgegenzuwirken, führte Frankreichs Erschöpfung herbei und legte den Grund zu jener Revolution, die erst 100 Jahre nach Ludwigs XIV. Tode endigen sollte. Grouvelle sagte daher mit Recht von ihm: On peut lui accorder de bonnes qualités, mais non la vertu. Les malheurs de régnes, qui suivirent le sien, furent en partie son ouvrage, et il n'influa guère sur la postérité que pour sa ruine! Eben so beurtheilt ihn die Frau von Staël in ihren Betrachtungen über die französische Revolution. Was man das Zeitalter Ludwigs XIV., verglichen mit denen des Perikles, des Augustus und der Medici, nennt, war eine Frucht des Aufschwungs des Nationalgenies. Indeß hielt Ludwig, der selbst keinen großen, umfassenden Geist besaß, der sich mit Kleinigkeiten viel und mühsam beschäftigte, Geist und Genie für wichtige Mittel seiner Pläne. Nach Colbert's Rath stiftete er die Gesellschaft der Wissenschaften und die der Inschriften; er vervollkommnete die französische Akademie; er ermunterte vortreffliche Schriftsteller, seinen Ruhm und die französische Sprache über den Haß der Völker zu erheben, und ihr Wirkungskreis reichte weiter, als seine Heere. Seine Nation ward die Gesetzgeberin von Europa in Sachen des Geschmackes und Witzes; der Ton der französischen Gesellschaft ward eine Modepuppe für die deutschen Höfe, und verdarb den Geist des Adels, indem er die Sitten abschliff, und dem Alterthümlichen mit der Rauheit das Ehrwürdige nahm. Doch darf man nicht vergessen, daß zu gleicher Zeit auch die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten französische Sprache und Sitte verbreiteten. Die große Kunst, zu gefallen, beseelte alle Künste in Frankreich; sie öffnete selbst der Wissenschaft den Weg in die Zirkel der gebildeten Stände. Dieses Verdienst gebührt jenem Pascal, der seine Sprache eben so kräftig, als fein, schrieb; dem erhabenen Bossuet und dem in Demuth glänzenden Fenelon! Diese Vorgänger, und der große Corneille, der kühn aus umringender Barbarei seinen hohen Schwung nahm, der einzige Moliere, der unnachahmliche Lafontaine, und der heitere Denker und geistreiche Spötter Boileau, des klassischen Racine edler Freund: diese großen Genien entzündeten den Funken des Lichts und der Philosophie in Frankreich. Ihr elektrischer Schlag weckte, wie Johannes von Müller sagt, unsern Norden aus dem einförmigen Studienwesen der Universitäten. Auch die bildende Kunst trat in jenen dämonischen Kreis. An le Brün's Kunstepoche unter Ludwig XIV. erinnern noch 34 Gemälde von diesem Meister im Museum des Louvre. Die flammländische Schule, namentlich Teniers, gefielen dem Könige nicht. Le Sueur, Poussin und Mignard wurden die Zierden der französischen Schule. Unter den Bildhauern zeichnete sich Girardon aus. Le Nôtre schuf die Gärten des prächtigen Versailles; Perrault baute die Colonnade des Louvre, Hardouin Mansard den Dom der Invaliden. Lulli ward der Schöpfer der französischen Tonkunst. Fast alles, was den Reisenden in Staunen setzt, die meisten großen Denkmäler Frank-

reichs entstanden unter Ludwigs Regierung. Er legte die bewundernswürdigen Hafen-, Schiffbau- und Festungsgebäude zu Brest, Rochefort, l'Orient, Havre, Dünkirchen, Cette und Toulon an. Der Kanal von Languedoc verband auf sein Geheiß das mittelländische Meer mit dem Ozean. Dieß ist Ludwigs Zeitalter! Voltaire's Siècle de Louis XIV. ist, nach Spittler's treffendem Urtheil, mehr ein geschmackvoller historischer Entwurf, als eigentliche Geschichte. Man höre dagegen den kaustischen, aber wahrheitliebenden und sicher urtheilenden Hofmann, den Duc de St. Simon, in s. Oevres complètes pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV., de la Régence et de Louis XV. Auch die Mémoires de Dangeau, sowol die, welche Frau von Genlis, als die, welche Lemoncey in s. Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV. (Paris 1818) bekannt gemacht hat, zeigen, wie klein Ludwig XIV. war, wenn ihn nicht der Glanz seiner Würde umgab. Noch müssen die von dem Diplomatiker Grouvelle und dem Grafen Grimoard herausgegebenen Oeuvres de Louis XIV. T. 1—6, à Paris 1806, 8. genannt werden; und die in diese Sammlung aufgenommenen Considération sur Louis XIV. von Grouvelle, die, obgleich zu günstig, dennoch eine treffliche Vorarbeit zur Geschichte dieses Monarchen sind. Die in jenen Werken befindlichen Instructions pour le Dauphin von den J. 1661 — 1668 hat Pelisson größtentheils, wie man glaubt, nach den mündlichen Mittheilungen des Königs niedergeschrieben. Es herrscht in demselben nicht allein der Geist des Königs, sondern selbst im Style ist sein Ton unverkennbar. Sie beweisen übrigens, so langweilig auch an sich der eintönige, dürre, mit spanischem Ernste fortschreitende Vortrag ist, das gerade, gesunde Urtheil des Königs. Nur wenige der hier aufgestellten Grundsätze sind einseitig oder falsch. Doch Ludwig selbst befolgte die bessern nicht. Er warnt z. B. den Dauphin vor dem Einflusse der Günstlinge, noch mehr vor Frauenliebe, die den Geist von Geschäften abziehe, nicht sich in diese mischen solle. Wie sehr vergaß dies Ludwig im Umgange mit der Frau von Maintenon. Auch enthalten jene Schriften, außer andern geschichtlichen Erinnerungen, mehrere Aufklärungen über die von Ludwig XIV. selbst an deutschen Höfen, z. B. in Berlin, angewandte Bestechungspolitik. Die Mémoires und Pièces militaires, welche den 3. und 4 Band der Werke ausmachen, betreffen die Feldzüge von 1672 bis 1678 und den von 1692. Sie sollen, nach Grimoard's Vorbericht, für das Studium der Kriegsgeschichte nicht unerheblich sein. Ludwigs Briefe in den beiden letzten Bänden seiner Werke sind größtentheils unbedeutend; auch aus ihnen geht die große Geistestrockenheit und Ideenarmheit Ludwigs hervor. Doch machen die Briefe an Philipp V. eine Ausnahme. Bemerkenswerth ist die Höflichkeit und Würde, mit der dieser stolze König an seine Minister und Generale schreibt. Dieser feine Ton ward damals allgemein und gab der Sprache wie den Sitten, jene gefällige Ausbildung, welche die Ausländer nach Paris zog. Ist nach diesem Allem Ludwig groß zu nennen? Er steht vor uns, ausgezeichnet durch seltene Naturgaben; ganz ein Franzose, schimmernd von Ruhm, anziehend durch edle und gefällige Formen, nicht ohne Huld, die das Herz gewinnt, nicht ohne Geist, der dem Verstand Achtung abnöthigt, und erhaben durch jene Willenskraft, vor der seine Nation am willigsten sich beugt; aber er ging weder seinem Zeitalter voran, noch ragt er über dasselbe hervor. Dieses war vielmehr größer, als Er? K.

Ludwig XIV. Regierung. Die glänzende Zeit dieser Regierung war die Periode vom pyrenäischen Frieden, den Mazarin 1659

schloß, bis zum Tode des großen Colbert, 1683. Jener Friede dauerte aber nur bis zum Jahr 1665, wo Ludwigs XIV. Herrschsucht, nach dem Tode Philipps IV., Königs von Spanien, seines Schwiegervaters, kraft des sogenannten Devolutionsrechts (welches ein Privatgesetz in einem Theile der Niederlande war, keineswegs aber, als Staatsgesetz, auf die Erbfolge in diesen Staaten selbst angewandt werden konnte) Anspruch auf die spanischen Niederlande machte. Holland schloß daher mit England und Schweden, 1668, zur Rettung der Niederlande eine Tripelallianz, durch welche, ungeachtet Ludwig in zwei Feldzügen Sieger war, der aachner Friede (v. 2. Mai 1668) zu Stande kam. Ludwig behielt zwar die eroberten niederländischen Plätze, hatte aber seine Absicht auf ganz Belgien aufgeben müssen; da er nun dies jener Tripelallianz zuschrieb, so beschloß er einen Rachekrieg gegen Holland, nachdem er vorher England und Schweden von ihrer Verbindung mit dieser Republick loßzureißen und mit sich selbst zu verbinden gewußt hatte. Dieser, ohne Rücksicht auf Frankreichs Handel, dem er sehr nachtheilich ward, unternommene Krieg, in welchem bald auch Spanien, der Kaiser und Brandenburg wider Frankreich auftraten, dauerte von 1672 bis zu dem 1678 und 1679 geschlossenen nymweger Frieden, in welchem Holland, gegen das der Krieg eigentlich gerichtet war, nicht das Mindeste verlor, Ludwig XIV. aber von Spanien die Grafschaft Burgund (Franche-Comté), welche der König von Spanien bisher, als Zubehör des burgundischen Kreises, unter der Hoheit des deutschen Reichs besessen hatte, und 16 niederländische Plätze erhielt. Ludwig verlor in diesem Kriege seine beiden größten Feldherren, Türenne und Condé; der erstere blieb 1675 bei Sasbach; der zweite begab sich 1676 wegen seiner geschwächten Gesundheit zur Ruhe; doch hatte Ludwig immer noch einen Catinat, Crequi, Luxemburg, Schomberg und Vauban. Nach dem nymweger Frieden wäre es sehr heilsam für Ludwig gewesen, in seinen Vergrößerungsplanen still zu stehen; allein unmittelbar darauf begann er die sogenannten Reunionen. Es waren nämlich in den drei Friedensverträgen an Frankreich eine Menge Plätze mit allem Zubehör abgetreten, jedoch durch keine Grenzcommission ausgemacht worden, was dazu gehöre; Ludwig legte daher in Metz und Breisach im J. 1680 Reunionskammern an, die ihm in Form Rechtens Alles zusprechen mußten, was nur einigermaßen zu jenen Plätzen gerechnet werden konnte. So erwarb Frankreich große Bezirke an den niederländischen und deutschen Grenzen. Gern hätte sich Ludwig auch Straßburg zusprechen lassen; da aber selbst die Reunionskammern keinen förmlichen Anspruch darauf erheben konnten, so wurde dieser wichtige Ort in der Stille mit so vielen französischen Truppen umringt, daß er sich 1781 ohne Schwerdtschlag ergeben mußte. Zwar führten Spanien und das deutsche Reich dagegen Beschwerde; beide fanden aber gerathen, im J. 1684 einen 20jährigen Waffenstillstand mit Ludwig XIV. einzugehen, in welchem dieser einstweilen, außer Straßburg, Luxemburg u. A. alle bis zum 1. Aug. 1681 reunirte Örter behielt. Unterdessen war 1683 Colbert gestorben. Von dieser Zeit an sank Frankreich eben so schnell wieder, als es sich unter Colbert's Verwaltung erhoben hatte. Der erste Schlag war die, nach mehrjährigen gewaltsamen Bedrückungen der Reformirten erfolgte Aufhebung des Edikts von Nantes (22. Oct. 1688) wodurch, das Reich gegen 700,000 der nützlichsten Unterthanen verlor. Zu diesem Beschlusse hatte sich der König durch die gemeinschaftlichen Bemühungen der beiden, im übrigen einander entgegengesetzten, Parteien am Hofe, des Staatssekretärs Louvois und der (mit dem sonst gutmüthigen Beichtva-

ter des Königs, la Chaise, in Gemeinschaft handelnden) Maintenon, überreden lassen, während Colbert bis an seinen Tod den Ausbruch gewaltthätiger Maßregeln, welche die Auswanderung der Reformirten veranlassen konnten, hintertrieben hatte. Bald darauf wurde Frankreich in einen neuen Krieg verwickelt. Mehrere Irrungen gaben Ludwig XIV. und Louvois Veranlassung, trotz des 20jährigen Waffenstillstandes, von neuem auf den Kampfplatz zu treten. Diesen Krieg, den Ludwig neun Jahre hindurch (von 1688—1697) gegen Deutschland, Holland, Spanien, Savoyen und England führte, endigte der ryswicker Friede, in welchem Ludwig alle reunirte Orte wieder herausgab, und überdies Breisach, Freyburg, Kehl und Philippsburg, nebst allen kleinern, diesseits des Rheins von Frankreich angelegten Festungen, an Deutschland abtrat. Wiewol Ludwig in dem ganzen Kriege mehr Sieger, als Besiegter, war, so wollte er doch durchaus Frieden haben. Sein im Innern geschwächtes Reich, besonders auch der Gedanke, daß er bei einem längern Kriege seine Absichten auf die spanische Erbfolge verfehlen könnte, nöthigten ihn zur Nachgibigkeit. Der von Ludwig erwartete Tod Carls II., Königs von Spanien, erfolgte zu Ende des J. 1700. Ludwig hatte zwar schon vorher mit England und Holland wegen der spanischen Erbfolge Theilungs-Verträge geschlossen; Carl II. aber, in einem geheimen Testamente, zum Nachtheil des Hauses Österreich, als rechtmäßigen Erben, Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, zum Erben der ganzen Monarchie eingesetzt. An dieses Testament hielt sich Ludwig nach Carls Tode, und ward dadurch in den eilfjährigen spanischen Erbfolgekrieg (1702—1713) verwickelt, den er überdies durch die, wider den rysnicker Frieden laufende Anerkennung des englischen Prätendenten (Sohn des vertriebenen Königs Jacobs II.) beschleunigte. Ludwigs Finanzen waren in großer Unordnung; auch hatte er viele seiner großen Männer im Kabinet, wie im Felde, verloren, da hingegen seine zahlreichen Feinde, England, Holland, der Kaiser und das deutsche Reich, Preußen, Portugal und Spanien, ihm zwei der größten Feldherren, Eugen und Marlborough, entgegensetzen konnten. Frankreich litt unaussprechlich durch diesen Krieg, der sich, nachdem Ludwig mehrmals Frieden angeboten hatte (welcher aber wegen der zu harten Bedingungen seiner Feinde nie zu Stande kam), durch die Vereinigung mehrer glücklichen Zufälle für Frankreich, vorzüglich durch die 1710 erfolgte Veränderung im politischen Systeme von England, vermittelst der Friedensschlüsse zu Utrecht (1713), Rastadt und Baden (1714) endigte. Ludwig trat zwar einiges an England, Holland und Savoyen ab, sah aber doch seinen Enkel (wiewol gegen Verzichtleistung zur Verhinderung einer künftigen möglichen Vereinigung der spanischen und französischen Kronen) unter dem Namen Philipp V., als König von Spanien, anerkannt. Der innere Wohlstand des Reichs war durch diesen Krieg, in welchem allein die Ausgaben des J. 1712 sich auf 825 Millionen Livres beliefen, ganz zu Grunde gerichtet. Was Ludwigs Eroberungslust vorzüglich reizte und unterhielt, war das stets schlagfertige Heer. Er hielt eine größere stehende Armee, als irgend ein Fürst seiner Zeit. Ihre Zahl stieg von 140,000 bis auf 300,000 Mann. Über die Staatskunst Ludwigs stehe hier Flassan's Urtheil. „Das Kabinet Ludwigs XIV., sagt dieser Schriftsteller, zeigt, ungeachtet der Verschiedenheit der Talente seiner Minister, in seinen wichtigsten Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten fast beständig denselben Charakter von Hoheit und Anmaßung. Der Geist seiner Politik geht deutlich hervor aus der

Art, wie es die Verträge zu Münster, den pyrenäischen und nymweger Frieden und die Entsagungsakte der Königin Marie Theresie verstanden wissen wollte. Die Mittel, solche willkürliche Erläuterungen geltend zu machen, waren Waffenmacht, listige Unterhandlungen, geschickte Kundschafter und Bestechung. Der König wandte große Summen auf, um die Könige, z. B. Carl II. von England, ihre Minister und Mätressen zu gewinnen. Gegen seine Feinde gebrauchte er, selbst in Friedenszeiten, das Mittel heimlicher Völkeraufwiegelung; er unterhielt die Unruhen in Catalonien, Sicilien, England, Portugal und Ungarn. Mehr als ein anderer König vor ihm, erweiterte er die Grenzen des Königreichs, vorzüglich gegen Norden, wodurch er die Hauptstadt gegen etwaige Unfälle des Krieges sicher stellte. Bis zur Schlacht bei la Hogue (29. Mai 1692), in welcher die vereinigte englische und niederländische Flotte unter dem Admiral Russel den franz. Admiral Tourrille besiegte, behauptete er das Gleichgewicht auf dem Meere und verschaffte seiner Flagge Achtung bei den Barbaresken und den mächtigsten Seestaaten. Auf dem festen Lande behielt er bis zum nymweger Frieden ein entschiednes Übergewicht, so daß er keine Verbindung der übrigen Mächte fürchten durfte. (Hiezu trug vorzüglich seine Verbindung mit Schweden und mit einzelnen kleinen deutschen Fürsten bei.) Seitdem sank er etwas von dieser Höhe herab, blieb aber immer der erste Souverän in Europa, selbst nach seinen Niederlagen im spanischen Erbfolgekriege; denn nachdem er den gegen ihn geschlossenen Bund durch den Frieden mit England getrennt hatte, konnten ihm weder Österreich, noch das deutsche Reich lange Widerstand leisten.“ Zu dieser auswärtigen, durch die Schwächen und Staatsfehler der Nachbarn begünstigten Politik, kam noch Polizei-Willkühr in der inneren Verwaltung. Das von d'Argenson in Ludwigs letzten Jahren gebildete System der Polizei ward in seinen Wirkungen so furchtbar, als eine Inquisition. Wie verhaßt übrigens die Franzosen damals den Deutschen durch ihre Denk- und Handlungsweise in und außer dem Felde geworden waren, beweiset ein im J. 1672 gedruckter lateinischer Aufruf eines deutschen Grenzwächters an seine Landsleute, von dem hier nur der Titel und einige Stellen als Proben stehen mögen. „Germani vigilis ad secure soporatos Germanos Classicum, ut ad ferale gallicinium hostis galli evigilet.“ — „Galli, heißt es, simplicitatem nostram producunt et argento probe emunctos variis inquinant vanitatibus;“ — „si non vis falli, fugias consortia Galli!“ Der wackere Deutsche nennt die Franzosen: gentem superbe gentes meliores despicientem, libertati, bonisque nostris inhiantem, dissidiis, minis, fraudibus exteras gentes turbantem juraque gentium violantem, und apostrophirt sie also: Lotharingiae regulum in media pace spoliastis, exturbastis. Jugo intolerabili populum onerastis. Subditos fideliter dominum defendentes, tractavistis non hostium instar; sed instar latronum et rebellium! Dieser Ausruf beurkundet den Haß der Völker, welchen die gallische Staatslist seit Richelieu aufreizte. Türken und Franzosen galten unsern Vätern als die Erbfeinde der Christenheit.

Ludwig XV., der Urenkel Ludwigs XIV., und der Sohn des vortrefflichen, von Fenelon erzogenen Duc de Bourgogne, geb. d. 15. Febr. 1710, kam zur Regierung 1715, starb den 10. Mai 1774. Er vermählte sich 1725 mit Maria, T. des Stanislaus Lesczinsky (st. 1768). Die Geschichte Ludwigs XV., von Antoine Fantin Desodoards (Paris, 8 Th. J. VI. 8.) und das Jahrhundert Ludwigs XV., von Arnoux Laffrey, herausgegeben von Maton (Paris, 2 Th. 1796. 8.) leisten das

nicht, was man nach Voltaire's Werk über die Regierung dieses Königs von französischen Schriftstellern erwarten konnte. Die Memoires von Düclos, St. Simon und ähnliche, die Geschichte Frankreichs im 18. Jahrh. von Lacretelle (Paris, 6 Th. 1811. 8., deutsch von Sander mit Berichtigungen) und die bekannte Schrift: La vie privée de Louis XV. (4 voll. 8.) enthalten wichtige Materialien zu der Geschichte dieses unwürdigen, willenlosen Königs, der durch Wollust, Andächtelei, Verschwendung und Despotismus aus Schwäche, die Übel des Staats unheilbar machte. Das Zeitalter, das ihn erzog und verdarb, und auf welches er und sein Hof gleich verderblich zurückwirkten, erklärt nicht bloß die Entstehung, sondern auch den Geist und die Bösartigkeit der Revolution. Doch fällt ein großer Theil dieser Schuld auf die Regentschaft, welche Philipp Herzog von Orleans und der Kardinal Dubois bis zum J. 1723 führten (s. d. Art. Orleans, Regent.) Der Geschichtschreiber Ludwigs wird seine Persönlichkeit, seine Regierung und seine Zeitgenossen, nach ihren gemeinschaftlichen Beziehungen darstellen, und dabei die fortwirkenden Einflüsse des Zeitalters Ludwigs XIV. auf die allgemeine religiöse und politische Denkart der gebildeten Stände, vorzüglich aber die während seiner Regierung sich erhebende Gewalt der öffentlichen Meinungen in Frankreich scharf in's Auge fassen müssen. Das Eigenthümliche der Zeiten Ludwigs XV. besteht in jener geistigen Entwickelung der Nation, in dem Glanze und in der Kühnheit neuer wissenschaftlicher Ansichten, die in das Leben eindrangen. Aus ihnen ging hervor jene furchtbare Trennung des Verstandes von der Sittlichkeit, der Leidenschaften von der Gerechtigkeit, und der Aufklärung der Begriffe von den Formen des Staats und der Kirche. Die unmäßige Genußgier, welche von oben herab alle Stände durchdrang, verband sich mit einer gewinnsüchtigen Selbstsucht, welche durch die leichtsinnigen Finanzplane Law's und des Regenten geweckt, durch den Bankerott von 500,000 Bürgern, die von ihrem ganzen Vermögen nichts, als Papier übrig behielten, mit Betrug und Verzweiflung gepaart, und durch die Philosophie des Tages in Schutz genommen oder entschuldigt wurde. Aus dieser Genußgier und Selbstsucht entwickelten sich die meisten Fehler und Laster Ludwigs XV. Zeitgenossen. Es entstand eine Sittenvergiftung, welche sich bei der Eitelkeit und dem Leichtsinne der Nation immer weiter verbreitete, und immer tiefer und tiefer an den Wurzeln des Gemeingeistes und jeder Bürgertugend nagte. Ludwig XIV. nahm mit den Worten von seinem Urenkel und Nachfolger Abschied: „ich habe wider meine Neinung meinem Volke große Lasten aufgelegt; aber langwierige Kriege, die ich führen mußte, nöthigten mich dazu: liebe den Frieden und unternimm nie einen Krieg, wenn ihn nicht das beste des Staats und die Wohlfahrt der Völker nothwendig machen.“ Noch tiefern Eindruck hätte auf das Gemüth des königl. Kindes das Betragen des Volks machen können, welches den Leichenwagen des Königs mit Schimpfworten begleitete, und sich einer schamlosen Freude überließ. Was mußte aber der 6jährige Knabe von dem Lit de justire, (die stärkste Äußerung des Despotismus) welches ihn der Regent zur Bestätigung seiner Regentschaft halten ließ, sich für eine Vorstellung machen? Wie ganz anders dachte sein Vater, der edle Duc de Bourgogne, welcher die Absicht hatte, wenn er den Thron bestiege, dem Volke seine verlornen Rechte wieder zu geben! Erst mit dem siebenten Jahre kam Ludwig unter männliche Aufsicht. Sein Führer, der Marschall von Villeroi, war aber kein Montausier, Beauvilliers, oder Fenelon. Als einst Ludwig von einer gefährlichen Krankheit ge-

nas, äußerte das Volk seine Freude durch wiederholte Festlichkeiten. Der Hof und der Garten der Tuillerien wurde nicht leer von Menschen. Da führte Villeroi den König von einem Fenster zum andern. „Hier sehen sie, mein König! ihr Volk; dieses Volk gehört Ihnen ganz an; alles, was Sie sehen, ist Ihr Eigenthum; Sie sind Herr und Meister davon!“ Der Lehrer des jungen Königs, der kluge, bescheidene Fleury, Bischof von Frejus, gewann das Vertrauen seines Zöglings auf eine edlere Art. Ein Dritter, der jedoch auf den jungen König weniger Einfluß erhielt, war sein Beichtvater, der Jesuit Linieres. Der Kardinal Dubois hatte dessen Ernennung zu dieser wichtigen Stelle, gegen Fleury's Wunsch und den Rath des wackern Kardinals Noailles, durchgesetzt. Indeß behielt Fleury das ganze Vertrauen Ludwigs, der nach dem Tode des Regenten, 1724, auf seines Lehrers Rath, den Duc de Bourbon zum obersten Staatsminister ernannte, der jedoch ohne Wissen und Zustimmung des 73jährigen Prälaten nichts unternehmen konnte. Bis jetzt hatte der König, welcher 1723 die Regierung selbst antrat, dem bisherigen Regenten aber, als ersten Staatsminister, die Leitung der Geschäfte anvertraute, eine gänzliche Willenlosigkeit gezeigt. Man bestimmte ihm eine spanische Prinzessin von 6 Jahren zur Gemahlin; man schickte sie ihren Ältern zurück; man verwies vom Hofe den Marschall von Villeroi und vermählte den König mit Maria Lesczinska, der Tochter des entthronten Königs Stanislaus von Polen, ohne daß er bei diesem allen mehr, als eine gleichgültige Nachgibigkeit bewiesen hätte. Als aber die Partei des Duc den Prälaten entfernen wollte, und der beleidigte Fleury sich in sein Landhaus zurückgezogen hatte: da verlangte der König seine Rückkehr mit solcher Festigkeit, daß der Duc selbst an den Prälaten schreiben, und ihn im Namen des Königs zurückzukommen bitten mußte. Bald darauf, 1726, trat Fleury an die Spitze der Verwaltung. Er lehnte den Titel eines obersten Ministers ab, war es aber bis an seinen Tod (1743). Seine Verstellungskunst ging auf den König über, in dessen Privatleben jetzt eine große Veränderung, wahrscheinlich selbst durch Fleury begünstigt, eintrat. Die gute Hoffnung, welche seine Jugend, sein Fleiß und einige gutmüthige Äußerungen von ihm gegeben hatten, erstickte im sinnlichen Genuß und in der Üppigkeit des Hoflebens. Der friedliche, auf Ordnung und Sparsamkeit hinarbeitende Kardinal Fleury gab dem entkräfteten Reiche eine siebenjährige Ruhe; dennoch war er nicht aufgeklärt genug, um den Streit über die Bulle Unigenitus beizulegen. Bald sah er sich wider seinen Willen in einen Krieg verwickelt. Als nämlich August II., König von Polen, 1733 gestorben war, wünschte Ludwig XV., seinen Schwiegervater, zu Augusts Nachfolger erwählt zu sehen, und erklärte, daß die Freiheit der Wahl durch keine fremde Macht gestört werden sollte: allein der Kaiser Carl VI. schloß mit dem Kurfürsten von Sachsen ein Bündniß, unterstützte dessen Wahl zum Könige von Polen, und Ludwigs Plan ward vereitelt, doch erhielt Frankreich nach zwei Feldzügen, für den aus Danzig mit Lebensgefahr entflohenen Lesczinski, durch die wiener Präliminarien 1735, den Besitz des, nachher von Frankreich abgetretenen Herzogthums Lothringen. Nach Carls VI. Tode (1740) zog des französischen Marschalls Belleisle, der von Frankreich anerkannten pragmatischen Sanction widersprechender Entwurf, die österreichische Erbmacht zu zerstückeln, den alten Kardinal in einen Krieg hinein, dessen glücklichen Erfolg die Kargheit des 85jährigen Ministers vereitelte. Frankreichs Heere fochten für den Kurfürsten von Baiern, welcher die ganze österreichische Monarchie in Anspruch nahm. England war auf Maria

Thereſia's Seite. Die Eroberung Böhmens mißglückte; kaum konnten Maillebois, Belleisle und Broglio die Trümmer der geſchlagenen Heere aus Böhmen und Baiern über den Rhein zurückführen. Noch mehr verlor Frankreich zur See; denn Fleury hatte die franzöſiſche Seemacht vernachläſſigt. Nach ſeinem Tode (1743) gaben des Grafen Moritz von Sachſen (ſ. d. Art.) Siege den franzöſiſchen Waffen einen neuen Glanz; und Frankreich erhielt im aachner Frieden (1748) die verlornen Kolonien wieder. Der Staat aber war durch einen ungerechten und unpolitiſchen Krieg, mehr als je, erſchöpft. Ludwig hatte ſelbſt an einigen Feldzügen Theil genommen; und als er zu Metz in eine ſchwere Krankheit fiel, den Beinamen des Vielgeliebten (le-bien-aimé) erhalten. Die Liebe der Franzoſen war größer, als ſein Verdienſt: denn Ludwig machte ſich ſeit dieſer Zeit der öffentlichen Achtung immer unwürdiger, indem er zur größten Trägheit und Sinnlichkeit herabſank, und die Führung der Staatsgeſchäfte der Marquiſe von Pompadour (ſ. d. A.) überließ. Dieſe war Regentin; der Monarch ſchien abweſend zu ſein; ihn beſchäftigten nur ſeine Orgien, oder kindiſche Unterhaltungen und Deſpotenfurcht. Er zeigte ſich ohne Würde, als das Spiel kleiner Leidenſchaften und das Werkzeug fremden Einfluſſes. Die Nation, auf welche eine ſo kraftloſe Regierung nicht einwirken konnte, folgte ganz ihrer unruhigen Beweglichkeit. Kämpfe der öffentlichen Meinung, kühne Hoffnungen, neue Syſteme beluſtigten und beſchäftigten alle Klaſſen der Geſellſchaft. Jeder ſehnte ſich nach einem neuen, beſſern Zuſtande; der Gehorſam wurde immer ſchlaffer; der Wunſch nach Veränderung immer lauter; es fehlte nichts, als Aufruhr und Empörung. Die Sinnlichkeit des Königs gab ihn ganz in die Gewalt der herſchſüchtigen Pompadour. Während ſie ihn ein ſchändliches Seraillleben führen ließ, gab ſie, launenhaften Einfällen folgend, die Ehre, das Vermögen und den Flor des Staats allen denen Preis, die durch ſchimmernde Eigenſchaften zu ihr ſich hinzudrängen wußten. Sie gewöhnte den König an die acquits de comptant, oder Anweiſungen auf Zahlungen, welche den Schatz nach Willkür erſchöpften und das Rechnungsweſen zerrütteten. Die Koſten des ſogenannten Hirſchparks (parc-aux cerfs), das ſchändlichſte Mittel für Ludwigs verächtliche Wolluſt, wurden mit ſolchen Acquits beſtritten, und Lacretelle glaubt, ſie (ſeit 1733) auf 100 Millionen ſchätzen zu können! Ludwig ſpielte gern hoch, und legte dazu eine Privatkaſſe an, deren Verluſt er aber aus der Staatskaſſe erſetzte. Die an ihn verloren, wurden durch einträchtliche Staatsämter entſchädigt. Um jene Kaſſe zu vermehren, trieb er ohne Bedenken Agiotage und Kornwucher. Das Steigen und Fallen der Staatspapiere und Kornpreiſe beſchäftigte ihn ganz im entgegengeſetzten Sinne, als es einem Könige geziemt. Er legte zu dieſem ſchimpflichen Handel ein Kapital von 10 Millionen aus ſeinem Privatſchatze an, und ließ ohne Scheu in dem Staatsalmanach von 1774 unter den Finanzbeamten auch einen Herrn Mielavand als trésorier des grains pour le compte de S. M. aufführen. Aus Langeweile druckte er auch manchmal Bücher; inſofern machte ihn ſelbſt das bekannte phyſiokratiſche Syſtem ſeines Leibarztes Quesnay Vergnügen. Er nannte ihn ſeinen Denker (Penseur), hörte gern, wenn er die Handlungen der Miniſter tadelte, kümmerte ſich aber nicht um die Anwendung ſeiner Ideen. Gegen die Frauen betrug er ſich öffentlich mit der Artigkeit eines franzöſiſchen Ritters, miſchte ſich aber zugleich in ihre kleinen Händel, und ſpielte die Rolle eines Vertrauten. Er war neugierig und wollte alle Hofintriguen in Europa wiſſen, in welcher Abſicht er geheime Agenten unterhielt, von

denen oft seine Minister nichts erfuhren. Das ernste, männliche Betragen des Dauphins, die Tugenden der Dauphine machten auf ihn keinen bleibenden Eindruck. Doch schien er bisweilen, besonders nach dem Tode der Königin, Reue zu fühlen. Aber bald suchte und fand er Trost in den alten Vergnügungen. Seit 1769 beherrschte ihn die du Barri, welche dem königlichen Schatze in 5 Jahren 180 Mill. Livres gekostet haben soll. Als Ludwig älter wurde, nahmen seine Frömmelei und Stumpfheit zu, je tiefer er in niedrige Sinnlichkeit versank. Seine geheimen Ausschweifungen entehrten die Unschuld und vergifteten das Familienglück seiner Unterthanen. Die öffentliche Verachtung äußerte sich gegen einen solchen König durch Satyren, Kupferstiche und Spottlieder, an welche sich das Volk schon unter der Regentschaft gewöhnt hatte. Verhaftbriefe konnten dem Könige das verlorne Ansehn nicht wiedergeben. Der Haß des Volks glaubte die ungereimtesten Beschuldigungen, und Ludwig entzog sich aus Furcht und Abneigung dem öffentlichen Anblicke. Bei dieser stumpfen Sorglosigkeit nahm der französische Leichtsinn immer mehr überhand; Jedermann war mit Kleinigkeiten und persönlichen Entwürfen beschäftigt; die großen Angelegenheiten des Staats hingegen, Finanzen und Kriegswissenschaften wurden vernachlässigt. Gleichwol sah sich Frankreich 1754 wegen der Forts am Ohioflusse in Amerika mit England in einen Seekrieg verwickelt; und als ob dieser Kampf nichts bedeute, trat es leichtsinnig (1759) auf die Seite Österreichs gegen Preußen. Der kluge Kaunitz hatte die eitle, durch Friedrichs II. Stachelworte beleidigte Pompadour gewonnen. Diese ließ den Duc de Choiseul an des Abbé Bernis Stelle zum ersten Minister ernennen; und es wurde 1753 den 30. Dec. ein neues Bündniß zu Versailles mit Österreich geschlossen, das eben so seltsam, als in der Geschichte einzig ist (s. Choiseul). Die Franzosen erlitten zu Wasser und zu Lande große Verluste; selbst ihr militärischer Ruf war seit der Schlacht bei Roßbach (5. Nov. 1757) sehr gesunken; und nach sieben unglücklichen Jahren mußten sie sich glücklich schätzen, daß Choiseul 1762 mit England den Frieden zu Fontainebleau und den Definitivfrieden zu Paris 1763 abschloß, obgleich Frankreich in demselben Kanada bis an den Mississippi, Kap Breton und die Inseln Grenada, Tabago, St. Vincent und Dominique verlor, auch Minorca wieder an England zurückgeben mußte. Ludwig blieb bei allen Ereignissen gleichgültig. Als er den Marschal von Richelieu nach der glänzenden Einnahme von Mahon (1756) wieder sah, wandte er sich bloß mit der Frage an den von der ganzen Nation gefeierten Feldherrn: „Wie haben ihnen die Feigen in Minorca geschmeckt?“ Der berühmte bourbon'sche Familien-Traktat, durch welchen Choiseul im Laufe des Krieges (1761) Spaniens, Siciliens und Parma's Politik mit dem französischen Staatsinteresse auf immer zu vereinigen hoffte, war für Frankreich keine große Hülfe. Nach dem Kriege zeichnete sich Choiseul's Ministerium durch mehrere, oft gewaltsame Reformen aus; insbesondere durch die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich (1764) und die Erwerbung von Korsica (1769) Bald darauf stürzte die du Barri, in Vereinigung mit dem Kanzler Maupeou, den Herzog von Choiseul, und erhob den Herzog von Aiguillon auf dessen Posten. Der Prozeß des letztern mit dem Parlament zu Rennes, welches gegen ihn, als vormaligen Gouverneur von Bretagne, in heftigem Tone geschrieben hatte, und die Widersetzlichkeit sämmtlicher Parlamente, besonders in Sachen der neuen, drückenden Finanzedikte, war Veranlassung, daß der König 1771 die Parlamentsglieder aus Paris verwies, und bald darauf die Parlamente ganz aufhob, welche

erst unter Ludwig XVI. (1774) mit gewissen Einschränkungen wieder hergestellt wurden. Das verrufene Edikt, welches der Kanzler Maupeon damals erließ, nannte den König den einzigen und höchsten Gesetzgeber seines Königreichs, der dem Parlamente zwar Vorstellungen gegen ein neues Gesetz erlaube, allein, nach zweimal gemachten Bemerkungen, unbedingten Gehorsam fordern könne. So erhob Maupeon den unumschränkten Willen des Monarchen zu einem Verfassungsgesetz! Ein seiner würdiges Gegenbild war der Generalcontroleur der Finanzen, der Abbe Terrai, der das Land ungeheuer aussog, während er sich ein jährliches Einkommen von 1 200,000 Livres erwarb. In dem Maße, als der König im Innern verachtet war, fiel zugleich auch Frankreichs auswärtiges Ansehen. Polen wurde im J. 1773, ohne Frankreich zu fragen, zerstückelt. Endlich starb der, zu einem völligen Nichts herabgesunkene König, den kein häuslicher Unglücksfall, nicht einmal der von einem Fanatiker, Damiens (s. d. Art.) 1757, versuchte Messerstich, nach das öffentliche Elend, je hatten zur Erkenntniß bringen können, an den Kinderplattern, mit welchen ihn ein junges Mädchen, durch das die Gräfin du Barri seine Melancholie zerstreuen wollte, angesteckt hatte. Er hinterließ eine Schuldenlast von 4000 Millionen Livres. K.

Ludwigs XV. Zeitalter. War die Regierung Ludwigs schwach und dem Staate verderblich, so erhob sich desto kräftiger der Geist der Nation, geweckt durch die Zeiten Ludwigs XIV. und durch ausgezeichnete Männer in dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft. In Paris entstanden schöne und gemeinnützige Anstalten; Paläste und Kirchen wurden gebaut, z. B. die Kirche der heil. Genovefa von Soufflot u. A.; der Kriegsminister Graf d'Argenson gründete 1751 die Kriegsschule von Paris, und ließ die Champs Elisées anlegen; der Intendant Trudaine leitete mit Erfolg den Straßenbau; der Handel Lyons und Bordeaux schmückte diese Städte mit königlicher Pracht; Stanislaus Lescinski (starb 1776) stellte in Lothringen den öffentlichen Wohlstand bei geringen Mitteln mit der glücklichsten Einsicht wieder her, und Pigal führte ein prächtiges Denkmal aus, daß dem Marschal von Sachsen (erst 1750) in Straßburg errichtet wurde. Unter den vielen Malern in dieser Zeit waren die besseren Le Moine und Vernet. Allein der edlere Kunstgeschmack verlor sich unter dem Einflusse eines üppigen Hofes, und die Kunst huldigte dem Luxus. Sie gefiel sich in eitlem Prachtschimmer; doch zugleich vervollkommnete sie die Manufakturen. Der kunstreiche Vaucanson wandte seinen Erfindungssinn auf die Verbesserung der Gobelins an. Ludwig XV. selbst nahm Antheil an dem Fortgange der auf der Frau von Pompadour Rath gestifteten Porzellanfabrik zu Sevres. Dagegen soll er die Erfindung eines Zerstörungsmittels, das furchtbarer, als das griechische Feuer gewesen sei, aus Menschlichkeit unterdrückt haben; eine Handlung, die ihm zur Ehre gereichen würde, wenn sie historisch erwiesen wäre. Unternehmende und einsichtsvolle Männer, wie la Bourdonnaye, der Stifter der Kolonien Isle de France und Bourbon, und selbst sein Verläumder, der ränkesüchtige Dupleix, erweiterten den Handel Frankreichs. Louisiana, Kanada, vorzüglich St. Domingo und die kleinen Antillen, die Kolonie am Senegal und die Häfen in der Levante beschäftigten die französische Thätigkeit und bereicherten die Seestädte. Allein durch la Bourdonnaye's empörend ungerechte Behandlung beraubte der Staat sich selbst der in Ostindien über England erhaltenen Vortheile; und während Frankreich durch den leichtsinnig geführten Krieg (von 1756 — 1762) Kanada und mehrere Inseln

verlor, beförderte es durch eigene Schuld die brittische Macht in Indien. Bei dem allen erhielt nach und nach, durch Reichthum und geistige Bildung, der dritte Stand Ansehen und Einfluß, der je länger, desto wirksamer wurde. Die öffentliche Meinung nahm in Ludwigs XV. Zeitalter den Charakter der Beweglichkeit, des Leichtsinns und der Kühnheit an, der sich später in der Revolution so furchtbar entwickelte. Auffallende Begebenheiten, wie der Prozeß des unglücklichen Jean Calas und die Hinrichtung des 17jährigen Religionsspötters, Ritters de la Barre, waren, brachten neue Ansichten in allgemeinen Umlauf. Aber das Unglück Frankreichs wollte, daß der Verfall der Sitten und Religiosität, gleichzeitig mit den Mißbräuchen der willkürlichen Gewalt, mit herrschenden Vorurtheilen und Priesterdruck, das in Frankreich aufgehende Licht der Wahrheit in einen verzehrenden Feuerbrand und die Schutzwaffen der Erkenntniß in zweischneidige Dolche verwandelte, daß der Egoismus der Sinnlichkeit sich des Gebietes des Verstandes bemächtigte, und daß der glänzende Witz mehr galt, als ein ernster Wille und ein gediegener Charakter. Dieses unglückliche Zusammentreffen des öffentlichen Elends mit der sittlichen Verwilderung erstickte im praktischen Leben so manches Samenkorn der wissenschaftlichen Erkenntniß des Bessern, welches Männer, wie Montesquieu, denen Frankreich seinen geistigen Einfluß auf die höheren Klassen der Gesellschaft in einem großen Theile von Europa verdankte, auszustreuen bemüht waren. Der unwissende, stumpfsinnige Ludwig hatte einen natürlichen Abscheu vor Allem, was geistige Bildung hieß. Er fürchtete talentvolle Schriftsteller, und sagte öfters von ihnen: sie werden die Monarchie zu Grunde richten. Doch folgte er in den ersten Jahren seiner Regierung dem Kardinals Fleury, welcher die Wissenschaften schätzte, und später gab er dem Urtheile seines Hofes und vorzüglich der Frau von Pompadour nach, welche sich gefiel, eine Beschützerin des Genies und Kennerin des Vortrefflichen zu heißen. Den mächtigsten und dauerndsten Einfluß auf den Geist der Nation übte Voltaire aus, der 1716 mit der Tragödie: Ödip, seine glänzende Laufbahn eröffnete. Ludwig war ihm abgeneigt, aber die Marquise bewog ihn dennoch, Voltaire zum Historiographen und Kammerjunker zu ernennen. Indeß verleidete der dem Dichter Crebillon absichtlich vom Hofe gegebene Vorzug dem Sänger der Henriade den Aufenthalt in Paris. Mit ihm zugleich weckte das Nachdenken und den Witz der Nation der unsterbliche Montesquieu. Seine Lettres persannes (1721) zündeten den Funken des öffentlichen Urtheils und sein Werk: sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains (1734), wurde, so wie der Esprit de loix (1748), ein klassisches Handbuch für das Studium der Politik. Um diese Zeit hatte die allgemein aufgeregte Theilnahme an wissenschaftlichen Gegenständen den Kardinal Fleury und den Grafen Maurepas veranlaßt, den König zu bewegen, daß er Newton's Meinung von der Gestalt der Erde durch eine im hohen Norden und unter dem Äquator unternommene Gradmessung, (1735 und 1736) prüfen ließ, und Cassini's Karte von Frankreich unterstützte. Darauf traten seit 1749 Büffon, J. J. Rousseau, Diderot, D'Alembert, Düclos, Condillac und Helvetius in die Reihe der großen Schriftsteller Frankreichs. Die größten Reibungen in der öffentlichen Meinung veranlaßte das Dictionnaire encyclopédique von Diderot und d'Alembert, gegen das sich die Geistlichkeit, namentlich die Jesuiten, und die Minister erhoben. Nicht minder Aufsehen erregte das Werk l'Helvetius: de l'esprit. Auch die Frauen nahmen mit großer Lebhaftigkeit an dem Kampfe der Philosophie An-

theil. Es bildeten sich Bureaux d'esprit, und aus den philosophischen Zirkeln beim Baron von Holbach und bei Helvetius gingen mehrere materialistische und atheistische Schriften hervor, vorzüglich in den J. von 1758 bis 1770. Die berühmteste darunter ist das Système de la nature, für dessen Verfasser der Baron von Holbein gehalten wird. Die Religion wurde am frechsten angegriffen von La Methrie, D'Argens, dem Abbé de Prades, die sämmtlich aus Frankreich verbannt, bei Friedrich II. Schutz suchten, deren Meinungen aber in Frankreich Eingang fanden. Die Verbannungsurtheile der Sorbonne erregten nur mehr Widerstand, und der Leichtsinn des Zeitgeistes nahm die kühnsten und glänzendsten Irrthümer am liebsten in Schutz, wenn sie das Talent des Witzes vortrug. Keine Schrift war für die öffentliche Sittlichkeit so verderblich, als Voltaire's Pucelle, ein geistvolles Gedicht, welches nur der unsaubere Geist der Zeiten der Regentschaft seinem Verfasser einhauchen konnte. Doch arbeiteten wackere Männer, wie Türgot, Malesherbes, nicht ohne Beifall der Bessern, diesem Verderben entgegen, und retteten die Ehre der gesunden Vernunft. Dahin gehören: Düclos Considérations sur les moeurs, von denen Ludwig XV. selbst sagte: sie sind das Werk eines Ehrenmannes. Thomas, Marmontel und La Harpe erklärten sich laut gegen den Atheismus. Jene Angriffe auf die christliche Religion gelangen vorzüglich dem Witze Voltaire's, als der Duc de Choiseul, um alle Stimmen gegen die Jesuiten für sich zu haben, der Philosophen und des Verfassers des Dictionnaire philosophique (Voltaire) sich annahm. Den heftigsten Zorn der Antiphilosophen reizte Rousseau durch seinen Emil. Jesuiten und Jansenisten vereinigten sich gegen ihn; und er mußte, ungeachtet der allgemeinen Bewunderung, die ihn erhob, Frankreich verlassen. Diese wenigen Züge können hinreichen, um sich einen Begriff von dem revolutionären Geiste des Zeitalters Ludwigs XV. zu machen. Die öffentliche Meinung in Frankreich war längst im Zustande wilden Aufruhrs, ehe die durch Ludwigs XV. Regierung vernichtete Achtung für die Monarchie, die durch sein Beispiel verdorbene Moral des Volks, und die durch seine Verschwendungen zerrüttete Staatskraft den Ausbruch der Revolution und mit ihr den Umsturz des entweihten Thrones herbeiführten. K.

Ludwig XVI., Ludwigs XV. Enkel, zweiter Sohn des Dauphin, von dessen zweiter Gemahlin, Marie Josephe, Tochter Friedrich Augusts, König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, geb. d. 22. Aug. 1754, vermählt 1770 mit Marie Antonia von Österreich. An seiner Erziehung hatte die Gräfin Marsan, Gouvernante der Kinder von Frankreich, vielen Antheil, und Ludwig hörte auch als König auf ihre Vorstellungen, wovon der Abbé Georgel in seinen Memoiren ein merkwürdiges Beispiel erzählt. Mit dem besten Willen, aber in Regierungsgeschäften völlig unerfahren, bestieg dieser unglückliche Fürst, 1774, in einem Alter von kaum 20 Jahren den Thron. Bescheiden lehnte er den Beinamen des Ersehnten, le désiré, ab, welchen die Nation ihm entgegenrief, die er von der bei der Thronbesteigung herkömmlichen Abgabe befreite. Sein Großvater hatte ihn nach dem Tode des Dauphin im J. 1765 absichtlich von Allem, was sich auf seine Bestimmung bezog, entfernt gehalten; und die Gräfin du Barri suchte sich für die Verachtung, welche der ernste, sittlichstrenge Prinz ihr bewies, der seine von ihr gehaßte Gemahlin innig liebte, dadurch zu rächen, daß sie ihn in den Augen des Königs lächerlich machte. Auch die Minister ließen insgeheim die Meinung verbreiten, daß der Prinz hart, und weit entfernt von der nachsichtigen Güte seines Großvaters sei. Sein Äußeres schien dieses

zu bestätigen. Er war gewöhnlich in sich gekehrt, still und verlegen, und wagte nicht, die Gefühle seines Wohlwollens laut werden zu lassen. Seine Blödigkeit galt für Mißtrauen. Er fühlte sich fremd an einem Hofe, wo das Laster unter tausend glänzenden Formen ihn umgab. Da Schmeichelei an ihm nicht haftete, so wurde er den Hofleuten gleichgültig. Der Duc de Choiseul sagte daher mit Recht: auf dem schönsten Throne der Erde war Er der einzige König, der nicht nur keine Schmeichler hatte, sondern dem man auch nicht die geringste Gerechtigkeit widerfahren ließ. In seinem Gesichte, das nicht ohne Würde war, drückten sich die Grundzüge seines Charakters aus: Redlichkeit, Unentschlossenheit und Schwäche. Doch schadete ihm ein gewisses störriges Benehmen, das die Mittheilungen der Freundschaft von sich wies; den Franzosen aber mißfiel am meisten seine Haltung, die nichts von der Anmuth hatte, welche fast alle Prinzen von Geblüt besaßen. Nur im traulichen Gespräch sagte er oft ein sinnreiches, treffendes Wort, erröthete aber, wenn man es wiederholte. Fassungskraft, Fleiß und ein außerordentliches Gedächtniß erleichterten ihm seine Studien; aber leider betrafen sie nicht unmittelbar die Pflichten und Kenntnisse eines Fürsten; er beschäftigte sich zu sorgfaltig mit dem Besondern und Kleinlichen. So druckte er 1766 als Dauphin in 35 Exempl.: Maximes morales et politiques, tirées de Télémaque, imprimés par Louis-Auguste, Dauphin. Versailles, de l'imprimerie de Monseigneur le Dauphin. Er hatte die Maximen aus Fenelon's Werk selbst gezogen. Auch konnte er sich über geographische oder chronologische Einzelnheiten gut unterhalten; aber das Pragmatische der Geschichte, wodurch sie Könige warnend belehrt, war ihm fremd geblieben, ungeachtet er als Dauphin gute historische Werke gelesen, selbst Hume's Geschichte des Sturzes Carls I., Walpole's historische Zweifel über die Verbrechen, deren Richard III. beschuldigt worden, und Bruchstücke aus Gibbon's Geschichte des römischen Reichs übersetzt hatte. Letztere Übersetzung erschien unter dem Namen des Herrn le Clerc de Sept Chenes, Vorlesers Ludwigs XVI. Aufrichtig, fromm und duldsam neigte er sich, obgleich im Mißtrauen gegen die Philosophen aufgewachsen, zu einer, den Menschen und Völkern wohlwollenden Philosophie hin. Die Tugenden seines Vaters, die stille Häuslichkeit seiner Mutter, hatten ihm einen sittlich-religiösen Sinn tief eingeprägt. Doch sein Beispiel sollte zeigen, wie unzureichend auf dem Throne die Tugenden eines Privatmannes sind. Er wählte den Grafen Maurepas, einen Mann von Geist und Erfahrung, der aber leichtsinnig dachte, und in Epigrammen glänzen wollte, zu seinem Staatsminister; an des verrufenen Abbé Terrai Stelle übertrug er das Finanzwesen dem aufgeklärten, genialen und rechtschaffenen Türgot, der streng nach philosophischen, zum Theil physiokratischen Grundsatzen die Gebrechen des Staats durch umfassende Reformen zu heilen sich vornahm, und in den bevorrechteten Ständen die Quelle alles Übels sah. Aber sogleich vereinigten sich gegen ihn die Freunde der alten Mißbräuche, der hohe Adel, der Hof und die Geistlichkeit. Als nun auch die Parlamente auf Maurepas Rath, gegen Türgot's Meinung, wieder hergestellt worden waren so verwickelte der Meinungskampf der alten mit der neuern Zeit mehr, als je, die Schritte der Regierung. Der Graf von Vergennes leitete die auswärtigen Angelegenheiten; Graf Muy war Kriegs-, und Sartine Seeminister. Die neuen Theorien, welche Türgot im Staatsrathe vortrug, hatten zwar den Beifall der Philosophen; auch nahmen die geistreichen Männer und Frauen, welche Madam Helvetius, Mad. Geoffrin, Mlle. Espi-

nasse, die Prinzessin von Beauveau und die Herzogin d'Enville bei sich versammelten, lebhaften Antheil an Türgot's liberalen, von den edelsten Fürsten Europa's, von Joseph II. und Leopold, laut gebilligten Planen; allein die Unzufriedenen fanden an den alten Parlamenten einen Stütze ihres öffentlichen und geheimen Widerstandes. Zwar wurden beschwerliche Frohndienste, willkürliche Abgaben, die Leibeigenschaft in den Gebirgen des Jura und die Folter abgeschafft, und mehreres Gute vorbereitet; doch konnte Türgot des Königs Furchtsamkeit, d n Kampf mit der Geistlichkeit, dem Adel und den Parlamenten entschlossen zu bestehen, nicht überwinden. Diese vereinigten sich gegen die Minister, und die Nation, welche auf seiner Seite war, konnte, ohne Stellvertreter, ihm gegen einen solchen Bund keinen Beistand leisten. Sie reizten den Pöbel auf, und bei Gelegenheit des Edikts, das den Getreidehandel frei gab, fielen Auftrite vor, wie nachher zur Zeit der Revolution. Der furchtsame, unerfahrne Ludwig glaubte sich vom Volke gehaßt, und war gegen die Meuterer nachgibig; endlich gebrauchte er, auf Türgot's und Muy's Vorstellungen, Nachdruck, und die Unruhen, welche man in Paris la guerre des farines nannte, wurden gedämpft nach der Amnestie vom 17. Mai 1775. Auf die Krönung des Königs (11. Juni 1775) folgte die Ernennnng des edeln, gewissenhaften M lesherbes zum Minister. Er war Türgot's Freund. Beider gemeinschaftliches Wirken hätte vielleicht den Widerstand der alten Unordnung besiegt, gegen welche 1776 sechs königl. Edikte erschienen; aber unglücklicherweise verfuhr der neue Kriegsminister, der Graf von St. Germain, in seinen Neuerungen gewaltsam und griff nicht Vorurtheile, sondern den militärischen Geist der Franzosen selbst an. Die aufgehobenen oder verminderten Corps, und der beleidigte Militärabel erklärten laut ihren Unwillen über das den höheren Ständen ohnehin verhaßte Neuerungssystem. Der Staat gehe dabei zu Grunde, war das allgemeine Geschrei und das Parlament weigerte sich, fünf Edikte des Königs einzuregistriren. Ludwig entschloß sich zwar, sein Ansehn durch ein Lit de justice (12. März 1776) zu behaupten; aber die Königin, eine Fürstin, die ihrem Gemahle eben so an Lebhaftigkeit des Verstandes, als an Witz überlegen war, und dabei den Glanz uud die Freude liebte, folgte, nebst Maurepas, der Türgot's geheimer Feind war, der öffentlichen Stimme. Ihr vermochte der König nicht zu widerstehen. Er wankte; das Deficit, welches die Bezahlung der Schulden und die Krönungskosten im Jahr 1775 hervorbrachten, flößte ihm Mißtrauen gegen Türgot's philosophische Ansichten ein. Malesherbes nahm seinen Abschied; Türgot mußte ihn nehmen. Die Privilegirten hatten gesiegt; aber der Haß des dritten Standes und die Sehnsucht aller Hellsehenden und Wohlmeinenden nach einer durchgreifenden Reform wurden nur um so größer. Doch wollten sie keinen Umsturz des Ganzen; ihre kühnsten Wünsche blieben innerhalb der Schranken einer monarchischen Form, bis der nordamerikanische Freiheitskrieg den Zündstoff in diese brennende Masse warf. Der Tag, an welchem Ludwig das Bündniß mit den nordamerikanischen Staaten schloß (6. Febr. 1778), bestimmte sein Schicksal; denn der hieraus entstandene Krieg (1778 bis 1782 welcher Frankreich, nach Audouin, 1400 Mill. Livres gekostet hat) machte die Nation und das Heer mit republikanischen Ideen vertraut, und führte ein unheilbares Deficit, dieses die allgemeine Ständeversammlung, diese aber den Fall des Monarchen und der Monarchie herbei. Ludwig selbst war gegen die Theilnahme an diesem Kriege; allein er ward im Staatsrathe überstimmt, indem die Minister glaubten, den Flor des französischen Han-

dels auf Englands Sturz zu gründen. Nach Türgot's Entfernung nahm die Verschwendung bei Hofe zu; während Ludwig sich jede große Ausgabe versagte, bewilligte er sie nur zu leicht der Königin und den Prinzen des Hauses. Luxus und Pracht machten die verschiedenen Hofhaltungen überaus kostbar. Man spielte hoch; man baute; man hielt Wettrennen; man befriedigte jeden Einfall, und Ludwigs Mißbilligung, der sich oft diesen Festen entzog, galt für das Zeichen gemeiner Gesinnung. Die Regelmäßigkeit seiner Lebensweise, wo Studien und häusliche Freuden mit ernsten Geschäften wechselten, machte auf die fröhlichen Verschwender keinen Eindruck. Ludwig wußte nicht dem Hofe und den Prinzen Ehrfurcht einzuflößen. Er bezahlte die Schulden des Grafen Artois. Auch die Königin überließ sich ihrem fröhlichen Sinne. Geschmack und Kunstsinn, von allen Launen der Mode begleitet, herrschten in den Festen von Versailles und Klein-Trianon. Maurepas durchschaute entweder nicht, wohin das Alles führen mußte, oder er fügte sich mit egoistischem Leichtsinn in die Nothwendigkeit. Das Vergnügen war auch sein Element. Er blieb dirigirender Minister bis an seinen Tod (21. Nov. 1781); doch theilte er das Vertrauen Ludewigs mit der geistvollen Königin und mit Jedem, der den Monarchen durch Vorspiegelungen von Gemeinwohl zu täuschen vermochte. Der Wechsel mit dem Finanzministern: Clugny, Taboureau, Necker, Joly de Fleury und d'Ormesson vermehrte die Verwirrung. Anerkannt war das Dasein großer Mißbräuche; aber eben so unmöglich das Ausreißen ihrer tiefen Wurzel. Die Verabschiedung Necker's, dem sein eitler Compte rendu Haß zugezogen hatte, ward vom dritten Stande, um dessen Gunst Necker buhlte, als ein öffentliches Unglück betrachtet. So herrschte in der öffentlichen Meinung längst vor der Revolution eine wahre Anarchie, die selbst bis in den Staatsrath drang. Nach dem Frieden von Versailles 1783, der einige Vortheile brachte, die jedoch den Aufwand nicht ersetzten, ward der höchst leichtsinnige, viel versprechende und wenig leistende Calonne Finanzminister. Zwar behauptete Vergennes in den auswärtigen Verhältnissen (z. B. in den Scheldestreite) die Ehre der franz. Krone; allein der Handelsvertrag, den er 1786 mit England abschloß, ward als der größte Fehler seiner Staatsverwaltung betrachtet, ob er gleich eine Folge des Friedens von Versailles war. Auch machte man ihm den Vorwurf, daß er die von Joseph II. angebotene vortheilhaftere, engere Verbindung nicht angenommen, und dadurch Österreichs Annäherung an Rußland veranlaßt habe. Der König selbst verrieth Schwäche, indem er Minister, deren Plane er anfangs gut hieß, vor deren Ausführung entließ. Man erzählt, er habe zuweilen seine Nebenstunden mit Schlosserarbeiten ausgefüllt, und sei dabei zum Genuß von starken Getränken verleitet worden. Dies und die Arbeit beim Feuer hätten sein Blut ertzitzt und seine Überlegung geschwächt. späterhin aber hätte seine natürliche Indolenz, bei zunehmender Körperstärke, jede selbstständige, freie Thätigkeit seines Geistes gehindert, und eine phlegmatische Gleichgültigkeit erzeugt. Allein man weiß auch, daß Ludwig sich gern wissenschaftlich beschäftigte und gemeinnützige Unternehmungen mit Liebe betrieb. Er entwarf mit vieler Einsicht den Plan und die Instruction für la Perouse zu einer Reise um die Welt im J. 1786. Mehrere Stellen in letzterer sprechen auf eine rührende Art den wohlwollenden Sinn dieses arglosen Fürsten aus. Er beklagte la Perouse's unglückliches Schicksal oft mit den Worten: „Ich sehe zu wohl, daß ich nicht glücklich bin," Sein Wohlwollen machte ihn besonders für die ärmern Geistlichen besorgt; indeß be-

folgte auch er den Grundsatz Ludwigs XV., Bisthümer und reiche Pfründen keinem aus dem Bürgerstande zu geben. Eine eben so unbillige und weit nachtheiligere Scheidungslinie zog er bei dem Heere, wo er die militärischen Grade ausschließend dem Adel bestimte. Der dritte Stand mußte schweigen; desto bitterer und leidenschaftlicher erklärte sich die Menge über den Hof und die höhern Stände, als der berüchtigte Halsbandprozeß gegen den Kardinal, Prinzen von Rohan, 1785 seinen Anfang nahm. (Man lese hierüber Georgel's Memoiren. Th. II.) Die Schmähschrift der gebrandmarkten Gräfin de la Mothe und ihres Mannes streute die gröbsten Verleumdungen gegen die unschuldige Königin aus, die von dem Volke nur zu leichtgläubig aufgenommen wurden. Der Thron wurde durch diesen Vorfall herabgewürdigt, und man glaubt, daß schon damals der unversöhnliche Feind der Königin, der Herzog von Orleans, die verächtliche la Mothe als ein Werkzeug seines Hasses benutzt habe. Bei dieser Gährung der öffentlichen Meinung überredete Calonne den König, die Notablen zu berufen, um Hülfsquellen für den erschöpften Schatz anzuzeigen. Zum Unglück starb der Graf von Vergennes (13. Febr. 1787), und den 22. Februar eröffnete der König die Versammlung mit einer Rede, die auf die Gemüther nicht vortheilhaft wirkte. Das Deficit (der General-Controleur hatte es zu 112 Mill. angegeben; man schätzte es aber auf mehr, als 140 Mill.) machte Calonne's Pläne verdächtig. Es bildete sich eine Opposition, und Calonne erhielt den Abschied. Das Parlament widersprach zwei neuen Auflagen (timbre et subvention territoriale), welche den großen Gutsbesitzern lästig fielen, und verlangte die Zusammenberufung der Reichsstände. Dieses große Wort zerriß wie ein Blitzstrahl den dunkeln Schleier der Zukunft. Die Nation hörte es mit Jauchzen; der Hof zitterte. Ludwig wagte ein Lit de justice; aber das Parlament erklärte es für ungültig. Nach Lacretelle war ein Calembourg der Funke, welcher die Mine zündete, die den Thron umstürzte, indem die, durch Ideen und Leidenschaften aufgeregte, durch Haß und Verachtung erbitterte, durch den Anblick vielfacher Noth zur Verzweiflung gebrachte, und durch Nordamerika für die Freiheit begeisterte Masse der Nation Ziel und Maß zu halten unfähig war. Der König verwieß das Parlament nach Troyes. So war der Krieg zwischen dem Throne und der Nation erklärt. Überdies hatte damals die Regierung bei dem Kampfe der holländischen Patrioten mit dem Erbstatthalter im J. 1787 ohne Würde gehandelt; dadurch verlor sie vollends ihr Ansehen in Frankreich. Der König selbst zeigte gegen seine nächsten Umgebungen, die sich, wie z. B. der Duc de Coigny, in die Einschränkungen des Hofstaates nur mit dem größten Widerwillen fügten, eine an Schwachheit grenzende Gutmüthigkeit. Die Partei Orleans arbeitete insgeheim und öffentlich dem Minister Lomenie de Brienne entgegen. Endlich unterhandelte man mit dem Parlamente. Es kam zurück. Aber der Herzog von Orleans reizte dessen Widerstand von neuem auf. Die Schritte wurden auf beiden Seiten immer gewaltsamer; in Bretagne brach im Juni 1788 die Empörung aus; der Adel und die Offiziere des Regiments Bassigny wagten es damals zuerst, die Waffen gegen die Befehle des Königs zu führen. Selbst die Geistlichkeit forderte ungestüm die Berufung der Stände. (Über die verderblichen Ränke der Royalisten überhaupt geben Besenval's und Moleville's Memoiren Aufschluß.) Der schwache, in allen seinen Plänen gehinderte Prinzipalminister Brienne ging ab, und Necker trat im J. 1788 als Direktor der Finanzen in den Staatsrath ein. Auf seinen

Rath versammelte Ludwig zum zweiten Male die Notabeln, um die Form der Stände und der Abstimmung festzusetzen. Hier bewilligte er dem dritten Stande die doppelte Repräsentation, so daß er nun an Zahl den beiden andern Ständen gleich war. Den 5. Mai 1789 ward der Reichstag eröffnet! Mitten unter dem Parteienkampfe der Bevorrechteten und der neuen Theorien stand der König fromm und schüchtern, verlassen und allein. „Gott verhüte, sagte er zu dem Adel, welcher sich mit dem dritten Stande nicht vereinigen wollte, daß ein einziger Mensch um meiner Angelegenheiten willen umkomme! Er suchte einzig nur das Gemeinwohl mit redlichem Willen; aber um ihn her schwankte alles; wie sollte er Festigkeit zeigen! Die Demokraten haßten ihn als König; die Emigranten und die in Frankreich zurückgebliebenen Aristokraten hielten ihn für untauglich zur Regierung. Er selbst brachte dem Staate die größten Opfer, sogar solche, die seine persönliche Sicherheit in Gefahr setzten, z. B. die Entlassung seiner Leibwache. Dennoch konnte er der giftigsten Verläumdung nicht entgehen. Unter andern verbreitete man, daß er in einer heimlichen Akte gegen Alles protestiret habe, was von ihm gegen die alten königlichen Vorrechte gezwungener Weise bewilligt worden sei. Indeß hörte man, mitten unter den gröbsten Beschuldigungen, doch auch — so ist der Sinn der Franzosen! — zuweilen ein glänzendes Schmeichelwort. Als Ludwig XVI. der Nationalversammlung den 4. Febr. 1790 beiwohnte, ließ die Nationalgarde von Versailles eine goldene Münze schlagen, worauf ein Pelikan vorgestellt war, der seine Jungen mit seinem Blute nährt. Die Umschrift hieß: Français, sous cet emblème adorez votre Roi! — Die Tage des 11., 12. und 14. Juli 1789; die Nacht des 4. Augusts; der greuelvolle 5. und 6. Oktober; die zu Varennes vereitelte Flucht des Königs den 21. Juni 1791, wo Ludwig unentschlossen, Gewalt zu gebrauchen, Bouillé's Plan zu seiner Rettung selbst vernichtete, und zugleich durch die zurückgelassene Erklärung an seine Unterthanen die öffentliche Meinung gegen sich aufbrachte (s. d. Bericht des H. v. Valory, Minerva, Nov. 1815.); die Annahme der Constitution, den 14. Sept. 1791, welche ihn für unverletzlich erklärte; der Angriff des Pöbels von Paris auf den königlichen Palast den 20. Juni 1792, wo Ludwig eben so standhaft, als würdevoll die Foderungen der mit Orleans verbundenen Partei zurückwies, und den 22. öffentlich erklärte, nie werde Gewalt seine Zustimmung erzwingen zu dem, was er dem allgemeinen Wohle für nachtheilig halte; die Katastrophe des 10. Augusts, der Ludwig unterlag, weil er, die Gefahr zu besiegen, nicht den Muth hatte; seine Verhaftung in der Nationalversammlung, in deren Mitte er sich geflüchtet hatte; endlich der schändliche Prozeß vor dem Convente, wo er mit Würde und Gegenwart des Geistes die Anklagepunkte beantwortete: dies waren die wichtigsten Ereignisse, welche das Schicksal des Königs bestimmten. (Vergleiche den Artikel Frankreich von 1789 bis 1814.) Er selbst bewies unter diesen Mißhandlungen den Muth der Unschuld und eine Geistesstärke, welche man früher an ihm nicht gekannt hatte. Als Gefangener der Gemeinde von Paris im Tempel versagte man ihm, bis kurz vor seinem Tode, Feder, Dinte und Papier. (S. Clery's, des treuen Dieners seines Königs, Journal de ce qui s'est passé à la tour du temple pendant la capitivité de Louis XVI, und Hue's, der Ludwig in den Tempel folgte, Schrift über denselben Gegenstand.) Seine gewöhnliche Beschäftigung war der Unterricht seines Sohnes und Lesen. Er zog lateinische Schriftsteller den französischen vor. Fast täglich las er im Tacitus, Livius, Seneca, Horaz und

Terenz; in seiner Muttersprache aber gewöhnlich nur Reisebeschreibungen. Am Abend vor seinem Tode fand er, daß er in den fünf Monaten und sieben Tagen seiner Gefangenschaft 157 Bände gelesen habe. Ludwig ward den 15. Jan. 1793 von 690 Stimmen, unter 719 Stimmenden, der Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und des Angriffs auf die allgemeine Sicherheit für schuldig erklärt, hierauf am 17. Jan., nachdem man mitten im Prozeß am 16. Jan. das Gesetz, welches zwei Drittel der Stimmen zur Beurtheilung erforderte, aufgehoben, und die absolute Mehrheit als hinreichend erklärt hatte; indem man bei wiederholter Zählung 366 Stimmen für den Tod, folglich unter 727 Stimmenden eine künstliche Mehrheit von 5 Stimmen für das Todesurtheil herausbrachte, zum Tode verurtheilt, und, ohne auf die von seinen Vertheidigern Malesherbes, Tronchet und Deseze eingelegte Berufung auf die Nation zu achten, welche den 19. Jan. von 380 Stimmen unter 690 Stimmenden verworfen wurde, noch ihm die am 20. Jan., an welchem man ihn das Urtheil eröffnete, erbetene dreitägige Frist, um sich auf seinen Tod vorzubereiten, zu bewilligen, im 39. Lebensjahre, im Angesichte seines ehemaligen Palastes, den 21. Jan. 1793, guillotinirt. (S. Posselt's Prozeß gegen den letzten König von Frankreich, Ludwig XVI., Nürnb. 1802.) Er starb mit dem Muth christlich-frommer Ergebung. Sein letztes Wort, das seine Unschuld betheuerte und seinen Richtern vergab, wurde durch Trommelwirbel und durch das Geschrei erstickt: Es lebe die Republik!! S. Memoirs of the Abbé Edgeworth, des Priesters, der ihn zum Tode vorbereitete (containing his narrative of the last hours of Louis XVI. Lond. 1816. Vergl. Zeitgenossen I, 4.) Die Franzosen sind nur gerecht, wenn sie die Herzensgüte dieses Monarchen der Heinrich IV. gleichstellen. Ludwig zeigte schon in seiner Jugend eine in den höhern Ständen seltene Empfindsamkeit. Er brauchte den Unglücklichen nicht zu sehen; hörte er von ihm reden, so vergoß er Thränen, und eilte, ihm zu helfen. Unerkannt milderte er das Elend in den Hütten und unter den Dachbewohnern. Als er nach dem Tode seines Vaters, des Herzogs von Bourgogne, zum ersten Male bei Hofe als Daupbin begrüßt wurde, konnte er sich der Thränen nicht entwehren. Noch gröſser war sein Schmerz beim Tode Ludwigs XV. „O Gott, rief er aus, soll ich denn das Unglück haben, regieren zu müssen!" Sein Lieblingsgrundsatz und die Regel seiner Handlungen war: „Die Könige sind nur deßhalb auf der Erde, um durch ihre Regierung die Völker glücklich und durch ihr Beispiel tugendhaft zu machen." Die Errichtung des Leihhauses und der Discontokasse, die Aufhebung der Frohnen, der Tortur uud der Leibeigenschaft im Jura, sind nur einige seiner wohlthätigen Verfügungen. Er ließ die Staatsgefängnisse untersuchen, und befreite die unschuldigen Opfer der Willkür. Man vergleiche die Zahl der Gefangenen in der Bastille am 14. Juli 1789, und die unter Napoleon im J. 1813. Ludwig erklärte, daß er nie einen Verhaftbrief (lettre de cachet) im Voraus unterzeichnen würde. Kurz, er beabsichtigte nichts, als das Glück und die Liebe des Volks. Auf seiner Reise nach Cherbourg, 1786, wo er den berühmten Hafenbau 1784 zuerst unternommen und 37 Mill. Livres dazu bestimmt hatte, erhielt er die unzweideutigsten Beweise von der Liebe der Franzosen. Er schrieb damals an die Königin: „die Liebe meines Volks hat mich in meinem Innersten gerührt; denke Dir, ob ich nicht der glücklichste König auf Erden bin." Und in seinem Testamente vom 25. Dec. 1792 sagt dieser Monarch: „Ich vergebe von ganzem Herzen denen, die sich als meine Feinde be-

trugen, ohne daß ich ihnen dazu Ursache gab, und ich bitte Gott, ihnen zu vergeben. Meinen Sohn aber ermahne ich, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, stets daran zu denken, daß er allen Haß und alle Empfindlichkeit vergesse, namentlich auf mein Unglück und meine Leiden. Ich empfehle ihm, stets zu bedenken, daß man sich ganz dem Glücke seiner Mitbürger widmen soll; daß er das Glück seiner Völker nur dann macht, wenn er nach den Gesetzen regiert, daß aber der König dem Gesetze nur dann Achtung verschafft und seinen guten Zweck erreicht, wenn er das dazu nöthige Ansehen besitzt." Mit derselben Gesinnung schrieb er an Monsieur (Ludwig XVIII.): „Ich gehorche der Vorsehung und der Nothwendigkeit, indem ich mein unschuldiges Haupt auf das Blutgerüst trage. Mein Tod legt meinem Sohne die Bürde der königlichen Würde auf. Sei sein Vater und regiere den Staat, um denselben ihm ruhig und blühend zu übergeben. Meine Absicht ist, daß du den Titel eines Reichsverweser annehmest; mein Bruder Carl Ludwig wird den eines Lieut. Generals annehmen. Allein weniger durch die Gewalt der Waffen, als durch die Versicherung einer weisen Freiheit und guter Gesetze wirst du meinem Sohne sein durch die Aufrührer usurpirtes Erbtheil wieder geben. Vergiß nie, daß es mit meinem Blute gefärbt ist, und daß dir dieses Blut Gnade und Verzeihung zuruft! Dein Bruder bittet dich darum, und dein König befiehlt es. Gegeben im Thurme des Tempels, am 20. Jan. 1793." Ludwigs Grab befand sich auf dem Magdalenen-Kirchhofe zu Paris, zwischen den Gräbern derer, die einst bei seinem Vermählungsfeste im J. 1774 im Gewühle auf dem Ludwigsplatze erdrückt worden waren, und der am 10. August 1792 in der Vertheidigung des Königs gefallenen Schweizer. Ein Privatmann hat diesen Platz in der Revolution gekauft und seines Königs Andenken still gefeiert, bis Ludwigs Tod in allen Kirchen Frankreichs seit 1815 wieder öffentlich durch die Vorlesung seines Testaments gefeiert wurde. Desodoard's Werk über die Geschichte dieses Fürsten und de Moulières Esquisse du Portrait de Louis XVI. sind unbedeutend; J. J. Regnault's Siècle de Louis XVI. ist einseitig; er preiset unter andern die erste Constitution von 1791 als ein chef d'oeuvre de l'univers, welche man bald darauf in Frankreich eine Mißgeburt nannte. Des Grafen von Anchiviller, welcher in Hamburg unter dem Namen Truemann lebte, Brief an Ludwig XVI., geschrieben am Tage nach der Taufe des Dauphin, ist ein schätzbarer Beitrag zur Charakteristik des unglücklichen Monarchen. Die kürzlich erschienene Vie privée et politique de Louis XVI., avec un précis historique sur Marie-Antoinette, Mme Elisabeth etc. par M. A... enthält nur wenig unbekannte Materialien. Wichtiger sind des Abbé Georgel Mémoires pour servir à l'hist. des événem. depuis 1760 jusqu'en 1806-1810., die der Neffe des Verfassers nach dessen Tode herausgegeben hat. (Paris 1817, 2 Bde.), und der Mad. Campan Memoiren über das Privatleben der Königin, nebst Anekdoten aus den Zeiten Ludwigs XIV., XV. XVI, (Paris 1822. 3. Vol.)

Ludwig XVII. oder Louis Charles de France, geb. d. 27. März 1785, Herzog der Normandie, und seit 1789, wo sein ältester Bruder starb, Dauphin, wurde zugleich mit seinem Vater, Ludwig XVI., seiner Mutter, Schwester und Tante, den 10. August 1792 in das Gefängniß des Temple gebracht. Er war ein Knabe von zierlichem Wuchse, edlem, freundlichem Gesicht, den Kopf mit schönen Locken umwallt, welche bis auf die Schultern hinabfielen, und gab große Proben von Verstand und Lernbegierde. Die Marquise Tourzel war seine

Gouvernannte; der Abbé d'Avaux sein Lehrer. Seine Mutter liebte er auf's zärtlichste, dabei war er muthig, entschlossen und voll Ehrgefühl. Nach Ludwigs Hinrichtung riefen die Royalisten den jungen Capet, wie ihn die Republikaner nannten, unter dem Namen Ludwig XVII. zum Könige von Frankreich und Navarra aus. Die Machthaber in Frankreich aber rissen das Kind, sechs Monate nach des Vaters Tode, von der Seite seiner Mutter und übergaben ihn der Aufsicht des Schusters Simon, eines unwissenden, wilden Jakobiners. Von diesem Manne erlitt der Knabe eine so unsinnige Behandlung, daß er durch Schändlichkeiten aller Art betäubt, die Freude am Leben mit der Kraft zugleich verlor und funfzehn Monate lang ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtete, bis er an den Folgen dieser Qual, an der Rachitis, den 8. Juni 1795 im Tempel starb. Auf den Antrag des Vicomte Chateaubriand votirten die Kammern 1816 den Bau eines Sühnungsdenkmals auf das königliche Kind, zudem aber bis 1823 noch keine Anstalt gemacht worden ist. Vier Pseudo-Ludwige XVII. sind bereits zu verschiedenen Zeiten aufgetreten. Das meiste Aufsehen machte ein Landstreicher, Mathurin Bruneau, dessen Prozeß in Paris 1818 mit der größten Öffentlichkeit geführt wurde. Der Betrüger kam auf einige Jahr in's Zuchthaus.

Ludwig XVIII. (Stanislaus Xaver) le désiré, sonst Graf von Provence, dritter Sohn des Dauphin (des Sohnes Ludwigs XV.) geb. d. 17. Nov 1755, vermählt den 14. Mai 1771 mit Marie Josephe Louise, T. des K. Victor Amadeus III. von Sardinien, welche 1810 starb. Er hieß nach dem Regierungsantrite seines Bruders, Ludwigs XVI., (1774), Monsieur, und nach dessen Tode Regent von Frankreich. Nach dem Tode seines Neffen, d. 8. Juni 1795, von welcher Zeit an er seine Regierungsjahre zählt, nannte er sich Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra. Europa aber, selbst England, erkannte ihn als König von Frankreich nicht eher an, als nach der Einnahme von Paris den 31. März 1814. Damals trat sein Bruder Monsieur, Graf von Artois, als Generallieutenant in Paris d. 13. April an die Spitze der provisorischen Regierung. Hierauf übernahm Ludwig XVIII. selbst die Regierung durch seine Bekanntmachung aus St. Ouen, den 2. Mai 1814. Während der Regierung seines Bruders nahm er sehr wenig Antheil an den Parteiungen und den Lustbarkeiten des Hofes, und beschäftigte sich am liebsten mit Büchern; seine Gemahlin folgte andern Lieblingsneigungen. Man bemerkt, daß Ludwig XVIII. in früheren Jahren viel Sinn für Poesie gezeigt hat, und Verfasser mehrerer artigen Gedichte ist. Auch hat er einige Bände von Gibbon's Geschichte übersetzt, und sich mit dem Studium der römischen Dichter und philosophischen Schriften beschäftigt. Die Geschichte seiner Auswanderung hat er selbst mit vieler Gemüthlichkeit erzählt in der, zu Paris 1823 erschienenen Relation d'un voyage à Bruxelles et à Coblence 1791. Charakteristisch ist die Widmung derselben: à Antoine-Louis-François d'Avarey, Son Liberateur, Louis-Stanislas-Xavier de France, Plein de reconnaissance. Salut. Bei der ersten Versammlung der Notabeln (1787) stand er an der Spitze des ersten der sieben Ausschüsse, und schien aus Überzeugung auf die Seite der Opposition gegen den Generalcontroleur der Finanzen, Calonne, zu treten; wenigstens wurde dieser von dem Ausschusse unter dem Vorsitze des Grafen von Provence am heftigsten angegriffen. Das Volk faßte daher eine Vorliebe für ihn und begrüßte ihn mit Freudengeschrei, als er vom Könige den Auftrag er-

hielt, dem Oberrechnungshofe die Einregistrirung einiger Edikte anzubefehlen. Sein Bruder hingegen, der Graf Artois, welcher nicht zur Opposition gehörte, wurde mit Beleidigungen überhäuft. Bei der zweiten Versammlung der Notabeln (9. Nov. 1788) sprach Necker den Wunsch aus, daß der dritte Stand eine doppelte Vertretung haben möchte. Der Graf Artois und die Prinzen Conde widersetzten sich diesem Verlangen; der Graf von Provence hingegen war ihm geneigt. Indessen erklärte sich von allen sechs Ausschüssen der Notabeln nur ein einziger, der unter Monsieurs Vorsitz, für die doppelte Zahl der Abgeordneten des dritten Standes; die übrigen hatten sie mit einer kleinen Stimmenmehrheit verworfen. Der König bekräftigte die Meinung Monsieurs, behielt aber, was damit im Widerspruche stand, die die getrennte Berathschlagung der drei Stände bei. In der Revolution konnte Monsieur so wenig, als der König selbst, den Verleumdungen der Volkspartei entgehen. Nach der Zerstörung der Bastille begleiteten beide Brüder den König, am 15. Julius, in den Saal der Nationalversammlung, wo Ludwig erklärte, daß er auf die Liebe und Treue seiner Unterthanen rechne, und daher den Truppen Befehl gegeben habe, sich von Paris und Versailles zu entfernen. Aber das Volk hatte den Grafen Artois in Paris bereits geächtet; dieser verließ daher den 16. Jul. mit seinen zwei Söhnen das Königreich. Ihm folgten die Prinzen Conde und Conti, die Herzöge von Bourbon, Enghien und von Luxemburg. Monsieur blieb. Als das Volk die Hinrichtung des Marquis von Favras verlangte, weil er den König habe entführen, und eine Gegenrevolution habe machen wollen, woran auch der Graf von Provence Theil genommen, begab sich dieser den Tag nach der Verhaftung des Marquis (26. Dec. 1789) auf das pariser Stadthaus, um sich persönlich zu rechtfertigen. „Er stehe mit dem Marquis in keiner andern Verbindung, als daß dieser ihm habe zwei Millionen Livres zur Bezahlung seiner Schulden negociren sollen.“ Von diesem Gelde glaubte das Volk, es sei zur Anwerbung von Truppen bestimmt gewesen. Der Marquis wurde vom Chatelet zum Tode verurtheilt und am 19. Febr. gehängt. Endlich bewogen die stürmischen Bewegungen der Parteien in Paris den König (Juni 1791) sich an die Grenze des Königreichs zu begeben. Ludwig schlug die Straße von Montmedy, der Graf von Provence aber die nach Mons ein. Jener wurde in Varennes angehalten; dieser entkam glücklich nach Brüssel. Er nahm hierauf an den Schritten der Ausgewanderten in Koblenz Theil, protestirte gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung und gegen die Beschränkung der Freiheit des Königs. Auf des Königs Aufforderung an ihn, vom 30. und 31. Okt. 1791, daß er zurückkehren solle, erließen die Prinzen eine Erklärung, daß sie die Constitution als ein Werk von Aufrührern ansähen, daß der König zwar den Besitz des Königreichs habe, aber bloß als Fideicommiß, das er seinen Nachfolgern so überliefern müsse, wie er es bekommen. Solche Ansichten machten die Trennung zwischen Alt- und Neu-Frankreich, wie man den Hof der Prinzen und das kleine Heer der Prinzen von Condé nannte, unheilbar. Sie verwickelten den König immer tiefer in den Haß der Parteien, und die gesetzgebende Versammlung erklärte den 16. Jan. 1792 den Grafen von Provence seines Rechts auf die Regentschaft für verlustig. Bald darauf brach der Krieg aus. Die beiden Brüder des Königs schlossen sich an der Spitze von 6000 M. Cavallerie dem preußischen Heere an. Nach Ludwigs XVI. Tode verlegte Monsieur, der bisher zu Hamm in Westphalen gewohnt hatte, unter dem Namen eines Grafen von Lille, seinen

Hof nach Verona. Hier wurde er 1795 von den Ausgewanderten zum Könige von Frankreich und Navarra ausgerufen. Alle Unfälle, die seitdem ihn trafen, ertrug er mit Würde und Fassung. Als ihn das Jahr darauf der venetianische Senat, durch Buonaparte's Drohungen erschreckt, nöthigte, Verona zu verlassen, unterwarf er sich zwar dieser Maßregel; doch ließ er sich bei seiner Ankunft in Venedig das sogenannte goldene Buch vorlegen, und durchstrich darin den Namen Heinrichs IV. Jetzt führte er ein wanderndes Leben, unterstützt von fremden Höfen, vorzüglich dem englischen, und von einzelnen Freunden des Hauses Bourbon. Zuerst ging er zum condé'schen Heere am Rhein, um als Freiwilliger zu dienen, ward aber genöthiget, die Armee zu verlassen, und begab sich nach Dillingen in Baiern. Hier stand er den 19. Juli 1796 Abends gegen 10 Uhr mit den Herzögen von Grammont und Fleury am Fenster, als ein Schuß fiel, und ihn an der Schläfe streifte. „Sein Sie ruhig, sagte er sogleich zu den erschrokkenen Herzögen, ein Schuß an den Kopf, der nicht zum Fallen bringt, hat nichts auf sich." Als darauf der Graf Avarey ausrief: „Ach, wenn die Kugel eine Linie tiefer getroffen hätte!" versetzte Ludwig: „Nun so würde der König von Frankreich Carl X. (Artois) heißen." Von dort ging er nach Blankenburg, wo er unter dem Schutze des Herzogs von Braunschweig lebte, und einen Briefwechsel mit seinen Anhängern in Frankreich, namentlich mit Pichegrü, unterhielt. Nach dem Frieden von 1797 begab er sich nach Mitau, wo er die Vermählung des Duc d'Angouleme mit Ludwigs XVI. Tochter feierte. Als Paul I. ihm den fernern Aufenthalt in seinen Staaten untersagt hatte, erlaubte ihm die preußische Regierung, sich in Warschau niederzulassen. Hier machte Buonaparte 1803 einen Versuch, den Prätendenten zur Entsagung zu bewegen. Allein dieser wies alle glänzenden Anerbietungen von sich, und antwortete dem Unterhändler des ersten Consuls den 28. Febr.: „Ich verwechsele Herrn Buonaparte nicht mit seinen Vorgängern; ich schätze seine Tapferkeit, seine militärischen Talente, und weiß ihm Dank für manches Gute, daß er meinem Volke erzeigt. Allein nie werde ich meine Rechte aufgeben, treu dem Range, in welchem ich geboren bin. Als Enkel des heiligen Ludwig werde ich selbst in Ketten mich achten; als Nachfolger Franz I. will ich wenigstens sagen können, wie er: Wir haben Alles verloren, nur die Ehre nicht." Die Prinzen traten den 23. April der Antwort des Königs bei. Jener Abgesandte war bald darauf wieder beim Prätendenten gewesen, und hatte einige Änderung in der Form der Antwort gewünscht, weil sie den Obercensul erbittern, und dadurch das Unglück der Bourbons vermehren könnte. Allein Ludwig änderte nichts. „Den Souverän," erklärte er, „der sich durch Buonaparte's Verlangen genöthigt glaubt, mir seinen Schutz zu entziehen, den werde ich bedauern, und gehen. Ich fürchte die Armuth nicht; ich würde, müßte es sein, schwarzes Brodt essen mit meinen Getreuen." Der hamburger Correspondent vom 9. Sept. mußte zwar durch ein Schreiben aus Paris vom 31. August diese, dem Prätendenten gemachten Anträge für Erdichtungen zu erklären; auch die manheimer französische Zeitung erklärte sie für grundlos; allein der Moniteur widersprach nicht. Im J. 1805 ging Ludwig mit Genehmigung des Kaisers Alexanders nach Mitau zurück, allein der tilsiter Frieden nöthigte ihn, das feste Land zu verlassen, und er begab sich am Ende des J. 1807 nach England. Hier lebte sein Bruder, der Graf von Artois, der sich seit 1797 Monsieur nannte, vom J. 1796 an, meistens zu Edinburgh. Ludwig hatte mehrere Schritte gethan, eine Wiederherstellung seines Hauses in Frankreich zu bewirken. In dieser Absicht

schrieb er an Pichegrü und gab ihm Vollmacht. Sein Brief aus Riegel im Badenschen (24. Mai 1796) ist ein Beweis des großen Vertrauens, das er zu diesem „tapfern, uneigennützigen und bescheidenen" Feldherrn hatte, von dem er damals glaubte, „daß ihm die Ehre der Wiederherstellung der französischen Monarchie vorbehalten sei." Als das condésche Corps, bei welchem der Herzog von Berry seit 1798 ein in russischen und dann in englischen Sold genommenes adeliges Cavallerieregiment befehligte, durch die Ereignisse aufgelöset worden war, und vom russ. Kaiser Wohnplätze in Volhynien erhalten hatte, nahmen die Prinzen des Hauses Bourbon nur aus der Ferne und mittelbar an den spätern Begebenheiten Antheil. Ludwig XVIII. blieb bis zur Entscheidung des letzten großen Kampfes in England, wo er zu Hartwell in Buckinghamshire sehr einfach lebte, und sich hauptsächlich mit politischen Studien beschäftigte, so daß Unglück und Erfahrung, vorzüglich aber die Kenntniß der brittischen Verfassung, seine frühern Ansichten berichtigt, und ihn für die bessern Ideen unserer Zeit empfänglicher gemacht haben können. Daß er in der Denkart seinem unglücklichen Bruder nicht unähnlich sei, beweisen mehrere Züge von Gutmüthigkeit. So erließ er bald nach dem Unglücke des französischen Heeres in Rußland an den Kaiser Alexander ein Schreiben, in welchem er die in Kriegsgefangenschaft befindlichen Franzosen, als seine Kinder, der Großmuth dieses Monarchen empfahl. Auch feierte er die Siegesfeste in England nicht mit, weil er die umgekommenen Franzosen nur bedauern konnte. Als die Verbündeten in Frankreich eingedrungen waren, begab sich der Graf von Artois den 2. Febr. 1814 nach Basel. Sein ältester Sohn, der Duc d'Angoulème, war zu Wellington abgegangen, der jüngere, Duc de Berry, wollte zu gleicher Zeit von Jersey aus nach der Westküste Frankreichs übergehen, was ihm aber ein Priester wiederrieth. Sie machten einen von Ludwig XVIII. an die Franzosen aus Hartwellhouse den 1. Febr. 1814. erlassenen Aufruf bekannt, welcher zuerst in Bordeaux, dann selbst in Paris, eine Partei bewog, sich für die Bourbons zu erklären. Der König versprach darin volles Vergessen des Vergangenen, Beibehaltung der Verwaltungs, und richterlichen Behörden, Fortdauer des eingeführten Gesetzbuchs (mit Ausnahme der Gesetze, welche Religionslehren zuwider wären), Schutz den neuen neuen Eigenthümern gegen gerichtliche Klagen der alten, dem Heere alle seine Rechte, Titel und Sold, dem Senate Gewähr seiner politischen Rechte, Vernichtung der Conscription, und für sich und seine Familie jedes Opfer, das zur Ruhe Frankreichs beitragen könnte. Aber ohne die Siege der Verbündeten und Napoleons Starrsinn bei den Unterhandlungen zu Chatillon würden diese Proklamationen und ähnliche, z. B. vom Herzoge von Angoulème aus St. Jean de Luz, vom 11. Febr., dennoch keinen entscheidenden Erfolg gehabt haben. Bald nach der Aufhebung jenes Friedenskongresses, den 19. März, traf der Graf von Artois in Nancy ein. Doch sah zuerst der Herzog von Angoulème, in Bordeaux den 12. März auf französischen Boden die Lilien der Bourbons aufpflanzen. Indeß erhielt die öffentliche Meinung in Frankreich (nach 25jähriger Verwirrung einer selbstständigen Richtung nicht mehr fähig) ihre feste Richtung auf die Wiederherstellung der Bourbons erst bei dem Einzuge der Verbündeten in Paris durch die Erklärung des Kaisers Alexander vom 31. März, daß man nicht mit Napoleon oder einem Gliede seiner Familie unterhandeln wolle. Auch trugen dazu nicht wenig bei: Talleyrand, Jaucourt, der Herzog von Dalberg, Louis und de Pradt. in der Unterredung mit Alexander, dem Könige von Preußen, Schwarzenberg, Nes-

selrode, Pozzo di Borgo und Lichtenstein am 31. März durch die Versicherung, daß die Wiederherstellung der Bourbons der Wunsch der großen Mehrheit der Nation sei. (S. de Pradt's Récit historique sur la restauration de la Royauté en France le 31. Mars 1814). Hierauf ernannte der Senat eine provisorische Regierung unter Talleyrand's Vorsitz, welche das Dekret der Absetzung Napoleons, die der Senat am 2. April beschlossen hatte, den 3. April, gesetzlich aussprach, und den Constitutionsentwurf vom 5 April, nach welchem die Bourbons auf den Thron zurückberufen wurden, im Moniteur bekannt machte. Auch übertrug ein Staatsdekret vom 4. April die Oberstatthalterschaft dem Grafen von Artois bis zu dem Zeitpunkte, wo Ludwig Stanislaus Xaver, welcher auf Frankreichs Thron berufen sei, die Constitutionsurkunde Frankreichs angenommen habe. Jetzt verließ Ludwig XVIII. Hartwell und kam den 20. April zu London an, von wo ihn der Prinz Regent nach Dover begleitete. Von Dover führte ihn, den 23. April, der Herzog von Clarence nach Calais. Mit Ludwig XVIII. stiegen hier zugleich an's Land: die Herzogin von Angoulème, Ludwig des Unglücklichen Tochter, der Prinz von Condé und dessen Sohn, der Herzog von Bourbon. Als er landete, drückte er die Herzogin von Angoulème an sein Herz, und sagte: ich erhalte die Krone meiner Ahnen wieder; wäre sie von Rosen, so würde ich sie auf dein Haupt setzen; da sie aber von Dornen ist, so steht es mir zu, mir damit die Stirn zu bedecken. Das Andenken seines ersten Schrittes auf Frankreichs Boden erhält eine in Calais aufgerichtete dorische Säule von Marmor und die Aufbewahrung der Spur seines ersten Fußtapfens in Erz. Der König blieb hierauf in Compiegne einige Tage, wo er, so wie in St. Ouen, Deputationen der Behörden von Paris empfing. Auch bewillkommneten ihn in St. Ouen der Kaiser von Österreich, und in Compiegne der Kaiser von Rußland. Von St. Ouen erließ er am 2. Mai die merkwürdige Erklärung, durch die er das Wesentliche der Constitution des Senats vom 6. April in zwölf Punkten annahm, das Ganze aber, als zu flüchtig abgefaßt, einer Commission des Senats und des gesetzgebenden Körpers unterwarf. Dieser bedeutende Sieg der alten Monarchie über die Revolution wurde durch die äußern Umstände sehr begünstigt. Denn eben jene Urkunde, in welcher unwürdige Senatoren eben so voreilig, als selbstsüchtig ihren Vortheil bedacht hatten, widersprach der öffentlichen Meinung nicht minder, als den folgerechten Monarchismus. Den 3. Mai hielt Ludwig seinen feierlichen Einzug in Paris. Aller Hoffnungen wandten sich ihm entgegen. Hatte doch Johannes von Müller schon 1795 von ihm gesagt: „Er werde der einst besser belehrten Nation als König Frieden und Consistenz wiederbringen!" Als Vollzieher des Testaments seines unglücklichen Bruders, das Vergebung empfahl, gab er die feierliche Versicherung: „Alle Untersuchungen der Meinungen und Stimmen bis zur Zeit der Wiederherstellung sind verboten. Dasselbe Vergessen des Vergangenen wird den Gerichtshöfen, wie den Bürgern zur Pflicht gemacht." Sein Ministerium bildete er aus Mitgliedern der bisherigen provisorischen Regierung und aus eifrigen Royalisten, wie der Kanzler d'Ambray war. Eine seiner ersten Verordnungen betraf die bei der Lage des Staats nothwendige Beibehaltung der drükkenden vereinigten Abgaben, deren Abschaffung zwar versprochen war, deren Erhebung aber nur gemildert werden konnte. Darauf schloß er mit Österreich, Rußland, England, Preußen, Spanien, Portugal und Schweden den Frieden ab, Paris d. 30. Mai 1814, und ließ das Verfassungsgesetz entwerfen. Allein sein Ministerium verstand zu wenig den

Geist der öffentlichen Meinung, noch wußte es die Unzufriedenen durch Weisheit und Festigkeit in Ordnung zu erhalten. Er neigte sich zu allen Vortheilen hin, und erfüllte keine von den gerechten Erwartungen der Nation in Ansehung der Preßfreiheit und der Herrschaft liberaler Ideen. Eben so sahen sich die alten Royalisten, wie die Anhänger Napoleons, in den Träumen ihres Stolzes und ihrer Habsucht getäuscht. Jene dürsteten nach Rache, und griffen nach den verlornen Rechten. Diese aber, so wie die trotzigen Soldaten Buonaparte's, welche zu hunderttausend aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrten, zürnten, daß Europa nicht mehr die Beute ihres Waffenstolzes sein sollte. Wenige Tage nach der Bekanntmachung des Friedens ließ Ludwig in seiner Gegenwart durch seinen Kanzler d'Ambray die Constitution des Reichs, la charte constitutionelle, welche die drei Minister, d'Ambray, Montesquiou und Ferrand, entworfen, neun Senatoren und neun Abgeordnete aber geprüft hatten, dem gesetzgebenden Körper und den Senatoren, den 4. Juni vorlegen. Sie wurde sogleich einmüthig als des Königs Wille anerkannt und einregistrirt. Ihr Grundsatz war monarchisch, aber die Formen waren beschränkend, und den Foderungen der Zeit angemessen. (s. d. A. Frankreich seit 1814). Die durch diese Urkunde gestiftete Kammer der Deputirten bat den König, den Beinamen des Ersehnten, Louis-le-désiré, anzunehmen. Ihre Thätigkeit wurde bald mit wichtigen Gesetzentwürfen beschäftigt, bei deren Prüfung eine besonnene Freiheit die Redner leitete. Die Wiederherstellung der Finanzen war ein Hauptgegenstand. Als bei dieser Gelegenheit die Civilliste bestimmt werden sollte, erklärte Ludwig den Abgeordneten: „Wenn Sie sich mit der Civilliste beschäftigen, so denken sie eher an den Staat, als an mich!" Zugleich ernannte der König aus alten und neuem Adel, aus Senatoren und Marschällen, 151 Mitglieder der Kammer der Pärs 53 der bisherigen Senatoren, unter diesen 23 Ausländer, wurden vom Könige nicht zu Pärs ernannt; andere wurden ausgeschlossen, wie Caulaincourt, Fesch, Fouché, Grégoire, Röderer, Sièyes. Sie behielten aber ihre Einkünfte; selbst ihren Wittwen wurde ein Jahrgeld ausgesetzt. Es war natürlich, daß Männer, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten, nicht Pärs von Frankreich sein konnten. Das volle Vertrauen des Königs besaß sein Hausminister, Herr von Blacas, und der Kanzler d'Ambray. Dieser und die fünf Staatssekretäre, die Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Talleyrand), des Innern, des Kriegs, der Finanzen, der Marine und die Generaldirektoren der Polizei und der Posten machten, nebst den Staatsräthen und den Maitres des Requêtes, den Staatsrath des Königs aus, in welchem ohne Unterschied ausgezeichnete Männer vom alten und neuen Adel, und ehemalige Staatsdiener angestellt wurden. Die neuen auswärtigen Verhältnisse ordnete Talleyrand mit gewohnter Feinheit, nicht ohne Würde und mit schonender Rücksicht auf die Eitelkeit und den Stolz der Nation. Vorzüglich trat er auf dem Congresse zu Wien als ein bedeutender Wortführer der Opposition gegen Preußen auf. Seine Diplomatik athmete jetzt nur Völkerrecht und Großmuth. Dagegen verfehlte der Minister des Innern, der Abbé Montesquiou, ganz den rechten Weg, um die öffentliche Meinung in Frankreich für die Bourbons zu gewinnen. Noch weniger war der Kriegsminister, General Graf Dupont, geeignet, den Rottengeist des Heeres, das ihn haßte, zu beschwichtigen. Auch sein Nachfolger Soult trug durch harte Maßregeln viel bei, den Unwillen des Heeres gegen den König aufzureizen. Die Verhaftung des vom

Kriegsgerichte freigesprochenen Generals Exelmann fiel ihm allein zur Last. Ludwig XVIII. persönliche Mäßigung, Güte und Gerechtigkeitsliebe wurde daher, bei allem Verstande, den er nicht selten bewies, oft falsch oder widersprechend geleitet. Man tadelte an ihm, daß er sich mit Chouans-Häuptern und Ausgewanderten umgab, und diese vorzugsweise in die königliche Garde aufnahm. Das Heer erbitterte die Verminderung der Pensionen der Mitglieder der, übrigens mit wenig Abänderungen beibehaltenen Ehrenlegion, und die Strenge, mit welcher so viele Offiziere auf halben Sold gesetzt wurden. Auch die Pärskammern, welche großen Theils aus Altadeligen bestand, die an ihren Vorurtheilen hingen, arbeitete den bessern Einsichten der Deputirtenkammer entgegen. Der Kanzler d'Ambray zeigte große Schwachheit zu Gunsten der privilegirten Klasse, und war sorglos in seinen Amtsgeschäften. Der mit Frankreich unbekannte Hausminister Ludwigs, Graf Blacas, verdiente nicht das Zutrauen des Königs; er war allen Parteien verhaßt. Doch hatte eben dieser Blacas die Einführung der geheimen und Gegenpolizei verworfen; auch war er der Verfasser der nachher unerfüllt gebliebenen Ankündigung der Abschaffung der droits réunis. Die Censur der Minister beschränkte die Preßfreiheit. Dagegen verbreitete man Schmähschriften gegen Männer, die der Regierung mißfielen. Man strich 30 geachtete Namen bloß durch die Folge einer politischen Reaction aus dem Verzeichnisse der Mitglieder des Nationalinstituts. Besoldete oder enthusiastische Schriftsteller bewiesen, daß die Verkäufe der Nationalgüter nichtig wären; „Die Verbrechen der Revolution seien nicht zu verzeihen." Auf dem Lande sprach man ungescheut von Herstellung der Zehnten und alten Privilegien. Die von Blacas veranlaßte Verordnung wegen der Sonntagspolizei hatte in Paris so viel Mißvergnügen erregt, daß man sie aufheben mußte. Noch mehr mißfiel das Verbot der Maskenbälle während der Fastenzeit; und die Tollheit des Pfarrers von St. Roch, der sich dem Begräbnisse einer berühmten Schauspielerin in geweihter Erde widersetzte, erbitterte gegen die Priester überhaupt. Kurz, alles schien Lally-Tolendal's Warnung zu bestätigen: „Es fehlte Frankreich nur Eine Thorheit noch, und auch die haben wir; nämlich die Königsfreunde den Königsthron erschüttern zu sehen!" Gegen die sogenannten reinen, späterhin Ultra's genannten Royalisten vereinigten sich jetzt beide Parteien: die republikanische, die militärische und royalistisch-constitutionnelle. Da trat Napolen von Elba her mitten hinein. Um die außerordentlichen Begebenheiten im März 1815 zu begreifen, muß man (s. Comte's und Dunoyer's Censeur ou examen des actes et des ouvrages qui tendent à detruire ou à consolider la Constitution de l'Etat, und den Examen rapide du Gouvernement des Bourbons en France, depuis le mois d'Avril 1814, jusqu'au mois de Mars 1815.) sich an das erinnern, was die Mehrheit der Nation (so wie alle gebildete Völker jetzt von ihren Regenten), von Ludwig XVIII. erwartete. Die Nation wollte 1) ungekränkt ihre politische Freiheit bewahrt wissen, oder das Recht, durch Abgeordnete, welche das Volk selbst ernenne, vertreten zu werden; sie foderte 2) die persönliche Freiheit der Einzelnen, oder die Gewähr, daß Niemand verfolgt werden könne, als wegen wirklicher Vergehen, und auch dann nur nach den durch die Gesetze bestimmten Formen; 3) die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze und das Allen zustehende Recht, durch Verdienst und Talent zu jeder bürgerlichen und militärischen Würde zu gelangen; 4) die Abschaffung aller Feudal- und

Dienstbarkeitsrechte; 5) das Recht, bei peinlichen Anklagen durch seine Mitbürger, d. h. durch Geschworne (die in Korsika bis jetzt noch nicht eingeführt werden konnten), gerichtet zu werden; 6) die völlige Unabhängigkeit der Gerichte von jeder andern Gewalt im Staate; 7) das Recht, durch das Organ von Repräsentanten selbst über Auflagen zu stimmen, und die festgesetzten Abgaben nach dem Maßstabe des Vermögens eines Jeden zu vertheilen; 8) das Recht eines Jeden, seine Industrie nach Belieben, sobald sie den Rechten anderer Bürger nicht schade, auszuüben; 9) das Recht, seine Gedanken in öffentlichen Schriften seinen Mitbürgern mitzutheilen, und deshalb keiner andern Verantwortlichkeit, als der durch das Gesetz genau bestimmten, unterworfen zu sein; endlich 10) das Recht eines Jeden, seinen Gottesdienst ungestört auszuüben. Dagegen bezogen sich die Klagen der drei genannten Parteien vorzüglich auf folgende Punkte: Die Bourbons hätten dem Geiste der öffentlichen Meinung zuwider jene Volksrechte zu untergraben gesucht, und dadurch die Anhänglichkeit der Franzosen verloren, und zwar nannte man: 1) die Abschaffung der Nationalfarben (s. die Notice sur le Duc d'Otrante. S. 44.); 2) die Übergabe aller festen Plätze jenseit der Grenzen des alten Frankreichs an die Verbündeten durch Monsieur als Generallieutenant, den 23. April 1814; mit diesen Festungen habe er 13.000 Kanonen abgetreten und den Verlust Belgiens und des linken Rheinufers vorbereitet; 3) die königliche Declaration, wodurch die neue Constitutionskraft des königlichen Willens und der königlichen Gewalt, der Nation auferlegt worden sei, während sie derselben zur Annahme hätten vorgelegt werden sollen. Aus der Form, die man bei dieser Gelegenheit beobachtet habe, folge, daß jeder Nachfolger des Königs diese Urkunde aus eigener Machtvollkommenheit wieder zurücknehmen oder abändern könne; 4) die Kränkung der Nationalehre, indem der König erklärt habe, daß er seine Krone dem Prinz Regenten von England verdanke; 5) die Vertreibung vieler muthvollen Mitglieder des Senats aus der Pärskammer, und ihre Ersetzung durch andere, die seit zwanzig Jahren die Waffen gegen Frankreich getragen; 6) die versprochene und nicht gehaltene Abschaffung der vereinigten Gebühren und anderer mit Plackereien verbundenen Auflagen; 7) die der königlichen Urkunde zuwiderlaufende Beschränkungen der Preßfreiheit; 8) die vielen gegen die Besitzer von Nationalgütern Statt gehabten Reizungen, und die Äußerungen des Staatsministers, Grafen Ferrand, in der Repräsentantenkammer über diesen Gegenstand; 9) die Verfolgung Aller, die an der Revolution Theil genommen, durch Schmähschriften, ob dies gleich die Constitution untersagt habe; 10) die ausschließliche Ernennung von Altadeligen zu Gesandtenstellen; 11) die willkürlich, ohne Zuthun der gesetzgebenden Versammlung, angeordneten Auflagen; 12) den großen Einfluß der Priester u. s. w. Vieles könnte jedoch hierauf mit Recht erwidert werden. Ludwig XVIII. hatte in der That den Franzosen persönliche Sicherheit gegeben, indem er die Unabhängigkeit der Tribunale und die Verantwortlichkeit der Minister feststellte; allein das letztere Gesetz kam nicht zu Stande, weil die Revolution im März eintrat. Die Preßfreiheit war nur theilweise (nach der Bogenzahl) und nur nach gewisser Zeit beschränkt. Dessen ungeachtet bleibt es immer wahr: der König hätte bei seiner Rückkehr die alten Ideen vergessen und auf eine populäre Weise regieren sollen. Heinrich IV. hatte ja, als er den Thron bestieg, selbst seine Religion verändert, und dadurch die Ergebenheit seines Volks sich gewonnen! Aber Ludwig und die Prinzen kann-

ten die Revolution so wenig, als die Leute, die mit ihnen zurückgekommen waren. Von der Gährung in Frankreich, wie von dem Zwiespalte auf dem Congresse, war Napoleon auf Elba genau unterrichtet. Seine Erscheinung in Frankreich (1. März 1815) wirkte wie ein Zauberschlag auf das Heer und die Nation. Dem gutmüthigen Ludwig war die öffentliche Stimmung gänzlich unbekannt. Seine eben so unwissenden Umgebungen täuschten ihn noch überdies durch Nachrichten, welche sie sich von der Ergebenheit des Heeres, und von der Desertion unter Napoleons Soldaten einreden ließen. Endlich öffnete Labédoyère's und Ney's Abfall dem Könige die Augen; allein zu spät. Er mußte aus Paris fliehen in der Nacht zum 20. März, nachdem er am 19. beide Kammern aufgehoben hatte. Den 22. Abends kam er in Lille an, von wo er mehrere Dekrete erließ, welche die Entrichtung von Abgaben und jede Werbung für Napoleon verboten, und das in Aufruhr begriffene Herr verabschiedeten. Doch schon nach 24 Stunden mußte er Lille verlassen, um nicht in die Hände des Usurpators zu fallen; er ging über Ostende nach Gent. Ihm voraneilend und folgend verließen Frankreich der Herzog und die Herzogin von Orleans, der alte Prinz Condé, der Graf von Artois und der Herzog von Berry. In der Vendée blieb zurück der Herzog von Bourbon, und im südlichen Frankreich der Herzog und die Herzogin von Angoulème. Diese versuchten, den Volksgeist für die Sache des Königs zu beleben. Es bildete sich auch wirklich ein königliches Heer in der Vendée, und der Herzog von Angoulème sammelte ein Heer National- und Linientruppen; allein, von einem Theile derselben verlassen und von Napoleons Generalen eingeschlossen, mußte er eine Kapitulation zu Pont d'Esprit, den 8. April, mit dem Generale Gilly abschließen, in deren Folge er sich den 15. April zu Cette nach Barcellona einschiffte. Die Herzogin von Angoulème, von der öffentlichen Meinung bis dahin bloß für eine arme Dulderin gehalten, zeigte in Bordeaux den Muth einer Heldin. Stadt und Volk waren ihr ergeben; allein die Truppen begünstigten das Vordringen des Generals Clauzel, und die Herzogin mußte sich am 2. April nach England einschiffen. Dem Könige waren, außer den Ministern und mehrern Offizieren, die Marschälle Berthier, Victor, Marmontund der Herzog von Feltre gefolgt. Zuletzt wuchs der Haufe seiner Treuen auf einige Tausend an. In Gent erließ er aus einer Staatsrathversammlung ein Amtsblatt, das Journal universel, welches mehrere Aufsätze von Chateaubriand enthielt. Ludwigs Manifest an sein Volk war aber voll eingebildeter Täuschungen. So höflich derselbe „zu seinem guten Volke sprach" so stolz klang es späterhin, als Ludwig durch die Waffen der Verbündeten ohne Zuthun der Franzosen nach Paris zurückgekehrt war. „Ich will," sagte er, „noch Einmal zwischen euch und die verbündeten Mächte treten." Unterdessen hatte Talleyrand in Wien für das Wohl seines Königs thätig gearbeitet, und Ludwig ward in den Bund vom 25. März gegen Napoleon mit aufgenommen. Als hierauf Blücher in Frankreich eindrang, betrat auch Ludwig XVIII. wieder den französischen Boden und begab sich nach Cambray. Hier erklärte er in einer Proklamation eine allgemeine Amnestie, mit Ausnahme der Verräther, und versprach alle Fehler zu vermeiden, die von ihm 1814 aus Unbekanntschaft mit dem französischen neuern Geiste gemacht worden waren; er versprach, das Ministerium zu concentriren, und entließ Blacas. Nun hatten zwar die von Napaleon berufenen Kammern eine Regierungscommission, unter Fouché's Vorsitz, und Abgeordnete ernannt, welche mit den Verbündeten auf den Grund einer zu behauptenden Unabhängigkeit der

Wahl einer Regierungsform unterhandeln sollten; allein die Verbündeten ließen sich hierauf nicht ein. Blücher und Wellington umzingelten Paris, und Fouché, der bereits das größte Hinderniß beseitigt und den Exkaiser Napoleon zur Abreise aus Frankreich bewogen hatte, endigte das Blutvergießen, indem er die Capitulation von Paris den 3. Juli zu Stande brachte. Dadurch öffnete er Ludwig XVIII. eine weniger gewaltsame Rückkehr auf den Thron von Frankreich. Den 7. Juli rückten die verbündeten Preußen und Engländer in Paris ein, und den 8. Nachmittags erfolgte, unter Wellingtons Schutz, der feierliche Einzug Ludwigs XVIII. Der König ernannte sogleich am 9. Juli sein neues Ministerium, an dessen Spitze Talleyrand trat, und zu welchem auch Fouché als Polizeiminister gehörte; ein Beweis, daß Ludwig dem Talente dieses Staatsmannes Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die erklärtesten Anhänger Buonaparte's verlohren jetzt ihre Stellen. Darauf wurde den 13. Juli die vorige Kammer der Deputirten aufgelöset und an deren Stelle eine neue ernannt, die aus 395, statt der vorigen 262 Mitgliedern bestehen sollte. Zu den entscheidenden Maßregeln, durch welche der König seinen Thron zu befestigen suchte, gehörte die auf das Verlangen der Bundesgenossen erlassene Ordonnanz vom 16. Juli, welche die Ordonanz aus Lille vom 23. März vollzog, und die bisherige Armee, welche sich unter Davoust hinter die Loire gezogen und bereits für den König erklärt hatte, gänzlich auflöfete; ein Geschäft, das Macdonald, der an Davoust's Stelle getreten war, mit großer Klugheit ausführte. Der König bestimmte hierauf durch die Ordonanz vom 10. August: die active Macht Frankreichs so künftig aus 86 Legionen, jede zu 1687 M. und 103 Offiziere an Infanterie, 12 Regimentern Artillerie und 47 Regimentern Cavalerie, nebst 24,000 M. Haustruppen neu zu organisirenden Soldaten bestehen. Jetzt wurden 4000 neue Offiziere, zum Theil aus Leuten gemacht, die sich stets der Conscription zu entziehen gewußt hatten; nach der Ordonnanz vom 20. Mai 1818 aber können von den auf halben Sold gesetzten Offizieren des Heeres von 1815 nur solche wieder angestellt werden, die 15 Jahre und drüber gedient haben, folglich wurden alle franz. Krieger seit 1803 für dienstunfähig erklärt; und doch hatte die Charte von 1814 allen Offizieren die Beibehaltung ihres Grads und ihrer Pensionen zugesichert. Eine frühere königl. Verordnung vom 24. Juli 1815 bezeichnete die Rebellen, welche von der Amnestie ausgeschlossen wurden. Nach ihr sollten 19 Generale und Offiziere, Ney, Labédoyére, die Gebrüder l'Allemand, Erlon, Lefevre-Desnouettes, Ameilh, Drouot, Brayer, Gilly, Mouton-Duvernet, Grouchy, Clauzel, Laborde, Debelle, Bertrand, Cambronne, Lavalette und Savary verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt werden; 38 andere wurden nach der Entscheidung der Kammern ohne alle Rechtsform aus Frankreich verbannt, namentlich Soult, Carnot, Excelmans, Bassano, Vandamme, Lamarque, Lobau, Barrère, Arrighi, Regnault de St. Jean d'Angely, Real, Merlin von Douay, Hülin, der Dichter Arnauld, der Oberste Bory de St. Vincent, Mellinet u. A.; 29 wurden der Pärschaft entsetzt, wie Lefebre, Süchet, Augereau, Mortier, Cadore, Piacenza u. A. Doch reinigten sich einige durch den Beweis, daß sie den Sitz in der neuen Kammer von Buonaparte nicht eingenommen hätten. Von den Rebellen, für welche jedoch mehrere Umstände das Wort: Gnade, anriefen, wurden Labédoyére den 19. August, Ney den 7. Dec. 1815, und Mouton-Duvernet erschossen. Lavalette entkam den 21. Dec. 1815, aus dem Gefängnisse, durch den Muth seiner Frau und die Großmuth der Engländer Wilson, Hutchinson und Bruce;

Drouot und Cambrone wurden freigesprochen; die meisten befanden sich außer Landes in Sicherheit, und einige, wie Debelle, wurden begnadigt; andere, wie Dejean der Sohn, Laurence, Gamon, Alquier, Duboisdubai und Poubain Grandpré, erhielten im J. 1818 die Erlaubniß zur Rückkehr. Unterdessen gewann die Partei der Royalisten, die sich Rectilignes nannten, immer mehr Einfluß. Die Prinzen waren mit der Ernennung Fouché's zum Minister unzufrieden. Zugleich machte sich dieser durch seine Berichte an den König über Frankreichs neuere Lage den verbündeten Mächten verhaßt. Ohnehin wurden Talleyrand und Fouché, ob sie gleich der Sache des Königs ergeben waren, von den eigentlichen Royalisten als Männer angesehen, deren politische Rolle sich mit den neuen Verhältnissen nicht mehr vertrüge. Man glaubte, daß die Buonapartisten sich noch immer auf diese Revolutionsmänner stützten. So erfolgte die Ministeriaiveränderung den 25. Sept. 1815. Fouché nahm seine Entlassung; an Talleyrand's Stelle wurde, um Rußland zu gefallen, der Herzog von Richelieu Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Der gewandte Decazes erhielt das Polizei-, Corvetto das Finanz- und Clarke, Herzog von Feltre, das Kriegsministerium u. s. w. Nun erhoben sich die Ultraroyalisten. In ihren Augen war der Zustand vor 1789 der allein rechtmäßige. Die Wahlen der Deputirten wurden in diesem Sinne geleitet, und viele, statt der gesetzlichen 40 Jahre, 25 Jahre alt gewählt. Man sprach laut von einer Abänderung der Constitution; dagegen regten sich hier und da, von den Ultras zum Theil dazu aufgereizt, einzelne Anhänger der gestürzten Regierung, zu deren schnellerer Bestrafung Prevotalgerichte eingeführt wurden, die man jedoch 1818 wieder aufhob. Der thätige Decazes entdeckte bald mehrere Verschwörungen, unter denen aber nur eine einzige unter Didier, in der Gegend von Grenoble, im Mai 1816 zum Ausbruche kam. (Vergl. den Art. Lyon 1817). Die vielen Verhaftungen erregten Aufsehn, und mehrere Ausländer, wie die Engländer, welche Lavalette's Flucht begünstigt hatten, Lore Kinaird (in seinem Briefe an Lord Liverpool), und der polnische Graf Sierakowski beschwerten sich laut über die Willkür der französischen Polizeigewalt. Es fiel besonders auf, daß der Herzog von Richelieu als Minister in dem Prozesse gegen Ney in der Kammer die Strenge des Gesetzes vor der Verurtheilung aufgerufen hatte. Unter den Prinzen äußerte allein der Herzog von Orleans mildere Gesinnungen. Denn als in der Pärskammer beim Vorlesen der von Chateaubriand verfaßten Dankaddresse an den König, die Stelle vorkam, in der man die Verräther der Gerechtigkeit des Königs übergab, schlug der Herzog die Abänderung vor, man solle die genannten Personen der Gnade des Königs empfehlen. Die Censur erlaubte den Abdruck seiner Rede nicht, und der Herzog, für den sich, ohne daß er dies gewollt hatte, eine Partei in Frankreich zu bilden anfing, begab sich bald darauf (Oct. 1815) nach England. Richelieu schloß jetzt mit den verbündeten Mächten den Vertrag vom 20. Nov. 1815 ab (s. d. Art. Frankreich), welcher die Nation tief kränkte, und den Schatz des Reichs, der vem 1. Dec. 1815 an jährlich 140 Mill. auf die Kriegsbuße von 700 Mill. und 130 Mill. zum Unterhalte des europäischen Besetzungsheeres zahlen mußte, in drückende Verlegenheit setzte. Bald darauf erhob sich in den Kammern ein heftiger Kampf über das Amnestiegesetz. Die Ultraroyalisten setzten den 6. Jan. 1816 einige Abänderungen durch, welche die vom Könige vorgeschlagenen Bestimmungen weiter ausdehnten und schärften. Alle Verwandte Napoleons wurden bei Todesstrafe aus Frankreich verbannt, und verlorem

die ihnen geschenkten Güter, und mußten die erworbnen verkaufen. Ferner wurden alle die, welche für den Tod des Königs gestimmt (régicides) und 1815 Ämter, Würden u. s. f. vom Usurpator angenommen oder die Additionalakte zur Constitution anerkannt hatten, auf immer aus dem Königreiche verwiesen, auch aller bürgerlicher Rechte, so wie der ihnen unentgeldlich verliehenen Titel, Güter und Pensionen für verlustig erklärt. Von 366, die für den Tod gestimmt haben, sollen 163 noch Lebende aus Frankreich verbannt worden sein. Nur dreien, Tallien, Milhaud und Richard, wurde auf unbestimmte Zeit erlaubt, zu bleiben. So streng man gegen vermeintliche oder wirkliche Antibourbonisten verfuhr (u. A. wurde ein Kapitän als verdächtig eingekerkert, weil er ein Pferd Kosak genannt hatte!), so schlaff handelten die öffentlichen Behörden, um den Unruhen in Nismes und im Gardedepartement, wo politischer und religiöser Fanatismus die Protestanten 1815 und 1816 verfolgte und ermordete, Einhalt zu thun. Nur eine Stimme in der Kammer erhob sich für die Sache der Protestanten, die des edeln d'Argenson; allein der allgemein bekannte Mörder Trestaillon blieb unbestraft. Nach und nach neigte sich der Sieg in den Kammern von den Constitutionellen zu den Royalisten, die man exagérés, auch weiße Jacobiner nennte. Daher schloß der König die Sitzung, nachdem das Gesetz, wonach keine Trennung der Ehe in Frankreich mehr Statt findet, genehmigt war, den 29. April 1816. Der bisherige Präsident der Kammer der Deputirten, Lainé, wurde zum Minister des Innern ernannt. Er, Corvetto, Richelieu und Decazes bildeten im Ministerium die constitutionelle Mehrheit; der Marineminister Dubouchage schien sich ihnen anzuschließen, so daß der Kanzler d'Ambray und der Kriegsminister Feltre allein das Vertrauen der Ultras behielten. (An des letztern Stelle trat im Sept. 1817 der Marschall St. Cyr, und an Dubouchage's Stelle der Graf Molé, Pär von Frankreich, und später an Corvetto's Stelle Roy). Bei den fortdauernden unruhigen Bewegungen in Frankreich, gelang es endlich jener Mehrheit, der noch der russische Gesandte, Pozzo di Borgo und Wellington durch ihren Rath ein höheres Gewicht gaben, den König zu der Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 zu bewegen, durch welche er die Kammer der Deputirter auflöste. (s. d. A. Chambre introuvable, in der N. Folge des C. Lex.) und für die Wahl der neuen die gesetzliche Zahl von 40jährigen Männern wieder geltend machte; zugleich erklärte er, daß die Verfassungs-Urkunde keiner Durchsicht unterworfen werden sollte. Dieser Sieg der constitutionellen Partei hat dem gefährlichen Treiben der Ultraroyalisten, denen Ludwig XVIII. selbst nicht Royalist genug zu sein schien, und ihrem vive le Roy, quand même—! eine Zeitlang Einhalt gethan. Doch machte der Sprecher jene Partei, Chateaubriand, in seiner Schrift: De la monarchie selon la charte, der Regierung den Vorwurf, daß die individuelle Freiheit und die Preßfreiheit aufgehoben wären. Ja, er war so kühn, zu behaupten, daß jene Verordnung den Gesinnungen des Königs widerspräche. Die Wahlen der neuen Kammer fielen so aus, daß die Constitutionnellen in der Sitzung, die vom 4. Nov. 1817 bis zum 16. März 1818 dauerte, ihre Stimme erheben konnten. Doch vergebens sprachen sie mit eben so viel Talent, als Freimüthigkeit für die Preßfreiheit unter einer Jury, und für die jährliche Bestimmung des Heerbedürfnisses. Das neue Censurgesetz der Minister wurde von diesen zwar aufgegeben; allein das bisherige vom 9. Nov. blieb in Kraft. Die wichtigsten Berathungen betrafen das neue Wahl- und das Finanzgesetz. Die Lage des Volks bedurfte bei der allgemeinen Theu-

rung und bei der Höhe der Abgaben jeder möglichen Erleichterung, wozu der strenge Ordnungssinn des Königs viel beitrug. Indeß hatten die Bedürfnisse des Staats eine furchtbare Höhe erreicht. Von den J. 1814 bis 1816 war ein Rückstand von mehr, als 83 Mill. geblieben, durch den das Budget der Ausgaben von 1817 auf 1088 Mill. 294 Fr, also um 246 Mill. 699,000 Fr. höher, als das für 1816 anwuchs, während für das J. 1817 und eine Einnahme von 774 Mill. berechnet werden konnte, so daß ein Deficit von 314 Mill. zu decken war. Man half sich durch Anleihen; dasselbe geschah im J. 1818 Lanjuinais, Pär von Frankreich, deckte die Gebrechen des Budgets von 1818 auf; am meisten waren und sind die Franzosen mit den in Sold genommenen Schweizertruppen unzufrieden. Der Oberkammerherr Talleyrand erklärte sich laut gegen das System der Minister, besonders gegen Richelieu's Vertrag mit den Verbündeten vom 20. Nov. 1815. Die Verminderung des Besetzungsheeres um ein Fünftheil und der gänzliche Abzug desselben in Folge des aachner Congresses war daher eine glückliche Begebenheit. Unter den übrigen Regierungshandlungen Ludwigs XVIII. muß noch bemerkt werden, daß das Nationalinstitut seit 1816 in die ehemaligen vier Akademien umgebildet worden ist, ohne daß man die besseren Einrichtungen des Nationalinstituts, z. B. die Decennalpreise, beibehalten hat; daß die Versuche, Hayti durch vortheilhafte Bedingungen zur Unterwerfung zu bewegen, gänzlich fruchtlos gewesen sind, und daß das Concordat mit dem Papste kraftlos geblieben ist. Persönlich neigt sich Ludwig gern zu Maßregeln der Milde hin. So erließ er am h. Ludwigstage, 25. Aug. 1813, als die durch Privatunterzeichnung zu Stande gebrachte Bildsäule Heinrichs IV. von Erz feierlich in Paris aufgerichtet ward, Mehreren die Strafe wegen politischer Vergehungen. Auch erlaubte er einigen Verbannten, die für den Tod des Königs gestimmt hatten, z. B. Cambacérès, Rabaud und funfzehn andern Conventsdeputirten die Rückkehr nach Frankreich. Das Urtheil der Geschichte falle einst über Ludwig XVIII. aus, wie es wolle, so wird es zwei Fehler an ihm rügen, durch die er in den ersten Jahren der Restauration die öffentliche Meinung Frankreichs gegen sich gekehrt hat. Er hat die Reaction der Emigranten-Partei bei mehrern Gelegenheiten aufkommen lassen, dadurch aber bei der Nation den Verdacht erregt, daß die Bourbons nicht aufrichtig vergeben, und das Testament Ludwigs XVI. nicht redlich vollzogen haben. Dann hat er unterlassen, durch eine besondere Urkunde die Käufer der Nationalgüter in Ansehung ihres Besitzstandes und Eigenthums völlig zu beruhigen. Zugleich haben die dem Inhalte der Charte widersprechenden Gesetze die Partei der Constitutionellen und Intependenten vermehrt. Daher der kurze Sieg der Liberalen über die Ultras, am 29. Dec. 1818. Ludwig ernannte damals sein drittes und noch binnen Jahresfrist (19. Nov. 1819) sein viertes Ministerium, unter Decazes (s. Frankreich seit 1814). Seitdem gewann Ludwigs Regierung offenbar die öffentliche Meinung für sich und dadurch an Festigkeit. Indeß erhob nach der Ermordung des Duc de Berry (14. Febr. 1820) die Partei der Ultras ihr Haupt auf's Neue. An Decazes Stelle trat Richelieu (s. Zeitgenossen Heft XIX. und d. A. Decazes in der n. Folge des C. L.); das Wahlgesetz wurde geändert, die Censur der Journale eingeführt, die persönliche Freiheit beschränkt u. s. w. Dies Alles gab dem System des strengern Royalismus mehr Macht und Einfluß. Daher ist die Partei der Antibourbonisten, welche in einem nicht unmittelbar zur bourbonischen Linie gehörigen Regenten Frankreichs Heil zu finden glaubt, noch immer gros,

während die prinzliche Partei, welcher Ludwig eine große, obwol sehr natürliche Vorliebe beweist, sich auf die Ultras stützt, die in Europa eine allgemeine Coalition gegen die liberalen Grundsätze zu bilden wünschen. Übrigens hat die 1818 entdeckte, sogenannte weiße Verschwörung bewiesen, daß es die Absicht der Ultraroyalisten ist, die Charte zu vernichten. Sie hatten nämlich den Gesandten der verbündeten Mächte eine, wie man sagt vom Baron von Vitrolles abgefaßte Note secrète exposant les prétextes et le but de la dernière conspiration übergeben, um sie auf die Gefahren, welche dem Königthume der Bourbon's drohen, aufmerksam zu machen, damit sie ihre Truppen nicht aus Frankreich zögen, sondern eine Veränderung im französischen Ministerium bewirkten. Diese Note, deren Übergabe nach französischen Gesetzen ein Staatsverbrechen ist, erregte solchen Unwillen, daß Chateaubriand, der in den Times der Mitwirkung beschuldigt wurde, in seinen Remarques sur le affaires du moment alle Theilnahme an derselben von sich ablehnte, ob er gleich die Ansichten der Verfasser gut hieß. Mit ihr stand der oben erwähnte Verschwörungsplan der Ultras in Verbindnng, der aber nur gegen die Minister und die Charte, nicht gegen den König gerichtet, mehr in Entwürfen, als in Maßregeln zur gewaltsamen Ausführung bestanden haben mag. Die Verschwornen hatten nämlich die Absicht, ein neues Ministerium zu bilden, in welches Villele, Chateaubriand, Donadieu und Andere eintreten sollten. Die Untersuchung dieser Sache ward jedoch niedergeschlagen, und die als Theilnehmer bereits verhafteten Generale, Canuel, Chapdelaine und die H. H. Joannis, Romilly, De Sorgis u. A. wurden den 19. Aug. 1818 aus der geheimen Haft (Secret) entlassen; nur Baron Vitrolles ward durch die Ordonnanz vom 24. Juli aus dem Verzeichnisse der Staatsminister und der Mitglieder des königl. geheimen Raths gestrichen. Weit strenger hatte man die angeblich verschwornen Antibourboniſten in Lyon u. s. w. behandelt (s. d. Art. Lyon). Überhaupt gestattete Ludwig, daß eine sogenannte theokratische Partei, in Verbindung mit den Freunden der alten Vorrechte, auf die innere Verwaltung immer mehr Einfluß gewann. Dies zeigte sich selbst bei dem gerichtlichen Verfahren gegen freigesinnte Schriftsteller, welche die Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung rügten, namentlich die geheimen Polizeimaßregeln, durch welche politisch Verdächtige von der Gesinnung zur That verlockt wurden. Das neueste Beispiel dieser Art ist die Verurtheilung des Deputirten Köchlin (Mai, 1823) der in seiner Schrift: „Geschichtliche Erzählung der Vorfälle in Colmar (Carron's Sache betreffend) behauptet hatte, daß die Behörden des oberrheinischen Departements absichtlich die Bewohner desselben, als wegen ihrer politischen Meinungen verdächtig, zum Aufruhr gereizt hätten. Durch die Abänderung des Wahlgesetzes im Juni 1820 erlangte das System des strengen Royalismus völlig den Sieg; Villele trat an die Spitze des Ministeriums, und Chateaubriand leitete die auswärtigen Angelegenheiten. Eine Folge war der Krieg mit Spanien im J. 1823. Über diese Periode der letzten fünf Jahre s. d. Art. Frankreichs Staatsgeschichte seit 1819, in der n. Folge des Conv. L., ferner die Art. Richelieu, Decazes, Villèle, Chateaubriand, und die Fortsetzung der zeitgeschichtlichen Artikel in der neuen Folge des Conv. Lex. K.

Luft heißt im weitern Sinne jedes Gas (s. d. Art.), im besondern das atmosphärische Gas, welches als Luft- und Dunstkreis unsern Erdball umgibt. Über die Eigenschaften desselben s. d. Art. Gas und Gasarten sowol im 4. B. als in der neuen Folge dieses Werks in Band IX.

Luftarten, s. Gas, Gasarten.

Luftball, Luftballon, Luftmaschine, s. Aerostat.

Lufterscheinungen, s. Meteore.

Luftkreis, s. Atmosphäre und Dunstkreis.

Luftpumpe (antlia pneumatica) ist, in der weitesten Bedeutung, eine Maschine, vermittelst welcher man die in einem Raume eingeschlossene Luft entweder verdünnen, oder verdichten kann. Im letztern Falle heißt sie Druckpumpe, im erstern Saugpumpe. Gewöhnlich wird unter Luftpumpe die letztere Art verstanden. Dieses nützliche mechanische Kunstwerk, welches mehr, als jedes andere, zur Vollkommnung der physikalischen Wissenschaften beigetragen hat, wurde um 1650 von dem Bürgermeister Otto von Guerike in Magdeburg erfunden. Vorher bediente man sich zu jenen Versuchen der Torricellischen Röhren. Die wesentlichen Stücke einer Luftpumpe sind ein hohler, starker, messingener oder überhaupt metallner Cylinder, welcher der Stiefel heißt. In diesen Cylinder paßt der Stämpel, welcher durch eine, daran angebrachte Zugstange mit einem Handgriffe bequem in dem Stiefel auf- und niedergezogen werden kann. Der Boden des Stiefels steht mit einer Röhre in Verbindung, welche in das Gefäß geleitet wird, aus welchem die Luft ausgepumpt werden soll. Wird nun der Stämpel vom Boden des Stiefels in die Höhe gezogen, so müßte eigentlich, weil er überall luftdicht in den Stiefel einpaßt, ein luftleerer Raum in letzterm entstehen. Allein durch die hineingehende Röhre strömt vermöge der ausdehnenden Kraft der Luft, die überall das gestörte Gleichgewicht herzustellen strebt, ein Luftstrom aus dem Gefäße herbei. Damit nun bei dem Zurückstoßen des Stämpels diese eingedrungene Luft nicht wieder in das Gefäß zurückgetrieben werde, sondern einen andern Ausweg nehmen müsse, sind in der am Boden befindlichen Röhre ein oder zwei Ventile angebracht, wovon sich das eine im Boden des Stiefels, das andere im Stämpel befindet, beide aber sich aufwärts öffnen. Das Gefäß, dessen man sich bedient, um die Luft aus demselben zu pumpen, ist am schicklichsten eine gläserne Glocke. Diese steht auf einem horizontalliegenden, in der Mitte durchbohrten, messingenen Teller, unter welchem die mit dem Stiefel verbundene, aufwärts gekrümmte Röhre nach der Glocke geht. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß alles völlig luftdicht sein müsse. Die Beschreibung der wesentlichen Theile der Luftpumpe ist hinlänglich für unsern Zweck. Ihre Einrichtung hat nach und nach, insonderheit zu unsern Zeiten, sehr beträchtliche Verbesserungen erhalten; doch sind wir noch weit davon entfernt, derselben die erwünschte Vollkommenheit gegeben zu haben. Die mancherlei physikalischen Versuche, welche sich mit der Luftpumpe anstellen lassen, sind ungemein lehrreich und interessant. Stellt man ein Barometer unter die luftleere Glocke, so fällt das Quecksilber; ein offenbarer Beweis von dem Drucke der Luft; eine schlaffe, fest zugebundene Thierblase mit etwas atmosphärischer Luft schwillt unter der Glocke auf, sobald die Luft verdünnt wird, und fällt beim Hinzulassen derselben wieder in ihren vorigen Zustand zurück; der Heber hört auf zu laufen; die Saugpumpe gibt kein Wasser mehr; Taucher, welche im Wasser in der atmosphärischen Luft sinken, schwimmen bei verdünnter Luft; Wasser braucht nur mäßig erhitzt zu werden, um sogleich zu sieden und in völlig durchsichtigen, elastischen Dämpfen aufzusteigen; Holz gibt eine Menge Luft von sich und sinkt dann im Wasser unter: ein Beweis, daß die mit ihm verbundene Luft es über dem Wasser erhielt; das beste Feuerzeug gibt unter der Glocke mit verdünnter Luft

keine Funken; Schießpulver entzündet sich nicht; ein brennendes Licht erlischt; alle warmblütige Thiere sterben sogleich, kaltblütige hingegen, z. B. Frösche, erholen sich wieder, wenn bald Luft zugelassen wird.

Luftröhre heißt derjenige, im thierischen Körper befindliche, aus Häuten und Knorpeln zusammengesetzte Kanal, der sich vom Schlunde bis in die Lungen erstreckt und überhaupt aus drei Stücken, dem Luftröhrenkopfe (Kehlkopfe), der eigentlichen Luftröhre (Kehle) und den Ästen der Luftröhre (Bronchien) besteht. Die Schnellkraft ihrer knorpeligen Ringe erhält sie für den Ein- und Austrit der Luft beim Ein- und Ausathmen beständig offen. Sie läßt sich auch, vermöge ihres Baues bei allen Bewegungen des Halses, ohne beträchtliche Verengung ihrer Höhlung bequem beugen, strecken, drehen, hinaufziehen und hinabschieben. Derjenige Theil der Luftröhre, welcher der Kehlkopf heißt, leistet insonderheit noch beim Singen oder Sprechen dem Menschen wesentliche Dienste.

Luftröhrenentzündung, s. Croup.

Luftspiegelung (Erhebung, Seegesicht), s. Fata Morgana.

Luftsäure, eine Benennung der kohlensauren oder fixen Luft. S. Gasarten.

Lugger, in England, ein leichtes schnellsegelndes Schiff, mit zwei Masten und einem sehr verlängerten Bogsprint. Sie werden hauptsächlich, als Postschiffe gebraucht.

Lully (Giovanni Battista), ein berühmter italienischer Tonkünstler, der sich in Frankreich ausbildete und Oberintendant der königl. Kapelle und Direktor der Oper wurde, ward 1633 zu Florenz geboren, und in seinem zwölften Jahre vom Chevalier von Guise, der bei seiner Abreise nach Italien der Mademoiselle von Montpensier einen schönen muntern italienischen Knaben mitzubringen versprochen hatte, nach Frankreich mitgenommen, wo er zuerst als Küchenjunge in die Dienste dieser Dame trat. Hier erregte er bald durch sein artiges Geigenspiel, welches er ganz ohne Meister erlernt hatte, solche Aufmerksamkeit, daß ihn Ludwig der XIV. nicht allein in seine Dienste nahm, sondern auch die sogenannte Bande des petits violons errichtete, und ihn an die Spitze derselben stellte. Schon vorher hatte eine Bande des vingt-quatre violons bestanden, welche damals als die geschickteste Kapelle in ganz Europa betrachtet wurde. Bald aber trug die Bande des petits violons durch die Sorgfalt, welche Lully auf deren Ausbildung verwandte, und durch die angenehme Composition, welche er für dieselbe verfertigte, über die Gesellschaft der Vierundzwanziger den Sieg davon, und Lully wurde gleich sehr berühmt. Er führte in die Composition mehrere glückliche Neuerungen ein. Vor ihm waren der Baß und die Mittelstimmen stets nur als die Oberstimme begleitend behandelt worden; Lully behandelte auch die Mittelstimmen obligat, und vertheilte zwischen ihnen und der Hauptstimme die Melodie. Er führte ferner in seine Instrumentalmusik zuerst die Fuge ein, und erweiterte die Grenzen der Harmonie auf eine, damals in Frankreich unbekannte Weise, indem er durch die sogenannten falschen Accorde, so wie durch Dissonanzen, die überraschendsten Wirkungen hervorzubringen wußte. Besonders war es ihm vorbehalten, der großen Oper in Paris diejenige Einrichtung zu geben, deren sie sich, mehr oder weniger, noch jetzt zu erfreuen hat. Der Abbé Perrin, der das Privilegium der großen Oper erhalten hatte, trat ihm 1671 dasselbe ab, und Lully begann nun, als Direktor derselben, diejenigen Opern zu componiren, welche ein halbes Jahrhundert hindurch die französische Nation entzückt haben, und ungeachtet der Revolutionen, welche die französische Theatermusik von

Piccini, Sacchini, Gluck, den neuern Italienern, und von den deutschen Componisten, erlitten hat, den Franzosen noch immer theuer sind. Lully's Opern, neunzehn an der Zahl, hatten ihren großen Beifall vorzüglich dem damaligen italienischen Geschmacke zu verdanken, in welchem er sie componirt hatte, so wenig wir vielleicht noch jetzt denselben in seinen Werken finden mögen. Er starb zu Paris 1687.

Luna bedeutet 1) den Mond als Gestirn, 2) eine Göttin der Römer (von den Griechen Selene genannt). Selene war eine Schwester des Helios, eine Tochter des Hyperion und der Thia. Auch Diana wird für die Göttin des Mondes gehalten; Selene aber scheint ältern Ursprungs zu sein; beide indeß werden oft miteinander verwechselt. Doch hatte insbesondere Selene Einfluß auf die Geburt des Menschen. Sie war eine Geliebte des Jupiter, welcher mit ihr die schöne Pandia und die Ersa (den Thau) erzeugte. Sie ward vom Pan, in der Gestalt eines schneeweißen Widders, in einen Hain gelockt und daselbst von ihm umarmt. Abgebildet wird sie mit einem, in die Höhe stehenden halben Monde auf dem Haupte und mit einer Fackel. Sie fährt auf einem, mit Rossen oder Hirschen bespannten Wagen, um ihre Bewegungen am Himmel anzuzeigen. In ihrem Gefolge werden din Sterne abgebildet. Auch nahm man eine männliche Mondgottheit (Deus Lunus) an. In der Chemie bezeichnet Luna das Silber; das Zeichen ist ☽.

Lüneburg, ehemaliges Fürstenthum in Niedersachsen, zum Königreiche Hannover gehörig. Die Elbe, welche hier die Jeetze, Ilmenau (mit der Luhe) und Seere aufnimt, bildet größtentheils die Grenze gegen Nordosten. Etwa 10--12 Meilen von der Elbe entfernt und mit derselben gleichlaufend, fließt die Aller, welche der Weser angehört, durch den südlichen Theil des Landes, und nimt hier die Oker, Fuhse, Leine und Böhme auf. Die Mitte des Landes besteht aus einer, im Ganzen magern Ebene, welche sich in mannichfaltigen Hügelketten gegen die Elbe hinabsenkt. Sich selbst überlassen; ist sie größtentheils mit Haide bedeckt, doch befinden sich auch bedeutende Torfmoore und ausgedehnte Waldungen, besonders von Fichten auf derselben. In den Niederungen an den kleinen Flüssen ist der Boden besser und hin und wieder gut angebaut, z. B. in der Gegend von Lüchow und Ülzen, woselbst vieler und guter Flachs gewonnen wird. Die Haidegegend trägt Wachholder-, Bick- und Kronsbeeren in großer Menge und wird zur Bienenzucht fleißig benutzt; doch nimt der künstliche Anbau des Bodens bedeutend zu. Doch muß man bedauern, daß diese großen Heiden und Moore nicht, wie in der nahen Mark Brandenburg, wenigstens mit Holz besamt sind und daß die Gemeinheitstheilungen (verglichen mit der Thätigkeit der Interessenten im Preußischen so langsam gehen. Die Marsche an der Elbe und deren Nebenflüssen gehören zu den fruchtbarsten, reichsten und bevölkertsten Gegenden von Deutschland, und werden fast mehr noch zur Viehzucht und zum Gartenbau, als zum eigentlichen Ackerbaue benutzt. Aber die Dämme, welche sie gegen Überschwemmungen schützen, erfodern ungeheure Kosten. Bei Lüneburg streicht ein Gypsflötz an mehrern Stellen zu Tage aus. In demselben finden sich nesterweise die so merkwürdigen Boraciten, und in seiner Nähe die berühmten Salzquellen. Außerdem ist eine schwache Salzquelle zur Sülze (3 M. v. Celle) und Theerquelle zu Edemissen. Das Land enthält 199 Q. M., 26,000 Feuerstellen und gegen 246,000 Einwohner. In der Gegend von Lüchow ist ein Bezirk, Dramán oder

auch das Wendland genannt, dessen Einwohner in Sprache und Sitten nach manche Spuren ihres wendischen Ursprungs beibehalten haben. Dies Fürstenthum gewinnt etwas von dem Durchgehenden Handel, indem die Hauptstraße zwischen Hamburg und dem innern Deutschlande durch dasselbe läuft. Der Stapelort desselben ist Lüneburg. Nicht unbedeutend, jedoch mit jenem nicht zu vergleichen, ist der Waarenzug von Hamburg über Haarburg und Celle, von Bremen über Celle, und von Lübeck über Lüneburg. Die Landstraßen sind in einem elenden Zustande. Fabriken und Manufakturen sind unbedeutend. — Lüneburg, alte Hauptstadt des Fürstenthums, an der bis hierher schiffbaren Ilmenau, 3 Meilen vom Ausflusse derselben in die Elbe, mit etwa 2000 Häusern und 10,000 Einwohnern. An ihrem westlichen Ende liegt der sogenannte Kalkberg, ein Gypsfelsen, auf welchem in 10. Jahrh. ein Kloster und Befestigungen angelegt wurden. Das erstere ist in die Stadt verlegt, späterhin aufgehoben und seit 1656 in eine sogenannte Ritterakademie umgewandelt. Auch die neuern Festungswerke sind eingegangen und der Felsen wird nur noch zu einem sehr einträglichen Gypsbruche benutzt, deren sich noch zwei andere in der Nähe der Stadt finden. Von den vielen Salzquellen werden die drei vorzüglichsten (die eine ist vollkommen gesättigt) aufgefangen, und ihre Soole ohne vorgängige Gradirung versotten. Seit einigen Jahren hat man sie auch zu Soolbädern zu benutzen angefangen, deren Ruf und Besuch noch immer in Zunahme ist. Mit Salz und Kalk, so wie mit den Erzeugnissen der Umgegend, führt die Stadt einen nicht unbedeutenden Handel; doch ist die Spedition noch viel bedeutender, als dieser. — In der neuesten Kriegsgeschichte ist Lüneburg durch das Treffen am 2. April 1813 merkwürdig geworden. In demselben wurde die überlegene Kriegsmacht des französischen Generals Morand durch die Generale Dörnberg und Czernitscheff gänzlich vernichtet, und der neue Krieg in Deutschland eben so glücklich als bedeutungsvoll eröffnet. Und 4 Meilen westlich von Lüneburg liegt die Görde, ein schöner Wald, mit einem königlichen Jagdschlosse, in deren Nähe am 16. Sept. 1813 die Division Pecheux durch das wallmoden'sche Corps gleiches Schicksal erfuhr. C — c.

Lüneville, eine offene, schön gebaute Stadt in Lothringen, zu dem französischen Departement der Meurthe gehörig, an den Zusammenflusse der Meurthe und Vezouze, in einer fruchtbaren Ebene, hat ein jetzt zu Kasernen eingerichtetes Schloß, 3 Kirchen, 1300 Häuser und 10,400 Einw. Als 1735 dem König Stanislaus Leszzinski von Polen der Besitz von Lothringen und Bar überlassen worden war, nahm dieser seine Residenz zu Lüneville, wodurch die Stadt viele Verschönerungen erhielt. Das dortige Pflaster ist schön, aber von einer Art Kalkstein, der bei trockenem Wetter einen den Augen sehr schädlichen Staub verursacht, weswegen jeder Hausbesitzer im Sommer täglich das Pflaster begießen muß. Außer einer Fayance-Fabrik gibt es hier eine Liqueur-Fabrik und Strumpfwebereien. In der neuesten Zeit ist die Stadt durch den am 9. Febr. 1801 zwischen Frankreich und Österreich abgeschlossenen Frieden berühmt geworden. (S. Friedensschlüsse.)

Lunge, das in der Brusthöhle der Thiere eingeschlossene und zu Verrichtung des Athmens bestimmte Eingeweide. Jedes lebende Thier bedarf des Einflusses der athmosphärischen Luft zur Erhaltung seines Lebens. Daher sind bei allen Thieren besondere Organe zur Aufnahme der Luft und ihrer Verbreitung im Innern eingerichtet und bestimmt, welche man Respirationsorgane oder Organe des Athemholens nennt.

Diese Organe sind aber bei den verschiedenen Thierklassen nach ihrer gradweisen Ausbildung sehr verschieden. So sind bei den Insekten die Luftkanäle (Trachäen), bei den Fischen die Kiemen zu diesem Zwecke bestimmt. Bei den Amphibien zeigt sich schon die eigentliche Bildung einer abgesonderten Lunge, und bei den vollkommenern Thierklassen, den Vögeln und Säugthieren, so wie bei den Menschen, trit diese erst ganz deutlich hervor. Das Lungensystem ist bei den Vögeln am ausgedehntesten. Die Brusthöhle ist im Verhältnisse gegen den Unterleib viel größer, die Luftzellen setzen sich sogar bis in den letztern um den Magen, um die Leber, um das Herz und die größern Gefäße, selbst in die Zwischenräume der Muskeln, bis in die Röhren der hohlen Knochen fort. Beschränkter und in sich geschlossener ist das Lungensystem bei den Säugthieren. Bei dem Menschen ist die in der Brusthöhle eingeschlossene Lunge in zwei Hälften getheilt, so daß man jede Hälfte als eine besondere Lunge ansehen kann, von denen die rechte etwas kürzer und breiter ist, als die linke. Zwischen beiden Lungen liegt nach unten das Herz, welches bei Ausdehnung der Lungen von ihnen umfaßt wird. Beide Lungenhälften sind getrennt durch eine Scheidewand, welche von einer Hautfalte der Brusthaut gebildet wird. Jede Lungenhälfte ist daher ganz frei und abgesondert in ihrer eignen Höhle, welche sie bei der Ausdehnung durch das Einathmen völlig anfüllt, und hängt nur noch oben durch ihren Luftröhrenast mit der Luftröhre zusammen, nach hinten ist sie durch starke Blutgefäße, die aus dem Herzen kommen, mit demselben verbunden. Die Masse der Lungen ist zellig, schwammig, bei Kindern von blaßröthlicher, bei Erwachsenen von bläulichgrauer Farbe. Sie besteht aus einer Menge kleiner Abtheilungen (Läppchen), deren zarte, häutige Wände sich so berühren, daß sie zusammen ein Ganzes ausmachen. Jedes Läppchen ist wieder durch viele noch kleinere häutige Scheidewände in mehrere Zellen, Lungenbläschen genannt, getheilt. Diese sind eigentlich die Enden der feinsten Zweige der Luftröhrenäste, welche durch immer wiederholte Theilungen endlich zu den kleinsten, zartesten Röhrchen werden. Die unendliche Menge und zahlreiche Vertheilung dieser Enden bildet die schwammige Substanz der Lunge. Folglich geht die eingeathmete Luft in ununterbrochener Strömung durch die Luftröhre in die beiden Lungen über, durch die größern Äste in kleinere, von diesen in kleinere, von diesen in Zweige, und in unendlich viele kleine Zweigelchen bis in die letzten Röhrchen und Luftzellchen. Außer dieser Anhäufung von Luftzellchen besteht die Lunge noch aus einem Gewebe der feinsten Blutgefäße von vier verschiedenen Systemen, nämlich von den Verzweigungen der Luftröhrenarterien, welche alle Verzweigungen der Luftröhre begleiten, indem sie dieselben umschlingen, durchdringen, und für jeden abgehenden Ast derselben ein Ästchen abgeben. Sie dienen zur Ernährung der Luftröhrenäste und zur Absonderung der Feuchtigkeit in dem Innern derselben. Aus ihnen sammeln sich die rücklaufenden Blutadern, welche nun zum Theil rückwärts in einen Stamm (die Bronchialvene) sich vereinigen, zum Theil in die Lungenvenen übergehen. Ferner stellen die Lungenarterien und Lungenvenen einen Haupttheil der Lungensubstanz dar. Aus der rechten Hälfte des Herzens kommt nämlich der große Stamm der Lungenarterie, welcher sich sogleich in zwei Theile, für jede Lunge einen, theilt, welche sich in derselben in Äste, Zweige und kleinere Zweigelchen abtheilt. Die feinsten Verzweigungen der Lungenarterie umgeben, als ein Netz von Haargefäßen, die Lungenläppchen und Luftzellchen, öffnen zum Theil sich in die Luftröhrenzellchen und gehen zum

andern Theil in Venen über, welche rückwärts sich zu immer größern Ästen vereinigen und endlich, aus jeder Lungenhälfte in zwei Stämme vereinigt, als die Lungenvenen zur linken Hälfte des Herzens zurückgehen. Endlich gehören zum Ganzen der Lungen auch noch die ihnen zugehörigen Nerven, welche theils die Luftröhrenzweige tief in die Lungen begleiten, theils mit den Blutgefäßen derselben verlaufen. So besteht also die ganze Substanz der Lunge aus einer zahllosen Menge neben einander liegender Luftröhrchen und Luftbläschen, aus den Haargefäßnetzen der Bronchialarterien, der Bronchialvenen, der Lungenarterien und Lungenvenen und deren Nerven, welche allesammt durch die gemeinschaftliche Lungenhaut zu einem Ganzen zusammengehalten werden. Durch das Einspritzen gefärbter Massen in die Stämme der Gefäße kann man die Verästelungen und feinsten Verzweigungen eines jeden abgesonderten Systems sehr deutlich machen, von denen alsdann jedes gleichsam ein Baumchen mit seinen stärkern und schwächern Ästen und Zweigen bis in die feinsten, den Haaren ähnlichen, Gewebe von Äderchen darstellt. So kann man z. B. mit Quecksilber die Luftröhrenäste, mit einer blauen Masse die Lungenarterien, mit rother die Lungenvenen anfüllen; jedes dieser Systeme stellt so ein Bäumchen dar, und diese so in einander gefügt, daß alle um und neben einander auf's innigste sich umfassen, begleiten, umstricken, stellen ungefähr das Ganze der Lungenmasse dar. H.

Lungenprobe, ein Versuch, den man (bei dem Verdacht des Kindermords) mit den Lungen eines todten, neugebornen Kindes vornimt, um auszumiteln, ob das Kind vor der Geburt gelebt habe, oder nicht. Dieser Versuch besteht darin, daß man die Lungen in reines Wasser legt, um zu sehen, ob sie zu Boden sinken, oder oben schwimmen. Der Grund der Lungenprobe ist der Satz, daß wirkliches Leben des zur Welt gebornen Kindes ohne Athemholen nicht Statt findet; daß aber das Athmen bestimmte Veränderungen in den Lungen hervorbringt, wodurch sie sich von denen, welche noch nicht geathmet haben, unterscheiden. Vor der Geburt sind nämlich die Lungen dunkelroth, in einen engen Raum der Brusthöhle zusammengezogen, fest und specifisch schwerer, als das Wasser, wie die Substanz anderer Eingeweide. Sie sinken daher im Wasser sowol ganz, als Stückweise zu Boden, und wenn man sie zerschneidet, so dringen keine Luftbläschen hervor, weder in, noch außer dem Wasser, auch zeigt sich wenig Blut dabei. Hat aber das Kind nach der Geburt gelebt, folglich geathmet, so ist auch Luft in Lungen eingedrungen, dadurch die Brusthöhle erweitert, die Lungen selbst sind ausgedehnt worden, erscheinen von lockerer schwammiger Substanz, blaßrother Farbe, bedecken das Herz und füllen die Brusthöhle aus. Sie schwimmen nun, specifisch leichter als das Wasser, auf demselben, sowol in Verbindung mit dem Herzen, als auch ohne dasselbe, sowol ganz als in Stücke zerschnitten. Beim Zerschneiden selbst hört man einen eignen Ton, die Luft dringt aus den Lungen und steigt, wenn man die Lungen unter dem Wasser zusammendrückt, in Bläschen in die Höhe. Aus den zerschnittenen Lungen dringt rothes, mehrentheils schaumiges Blut. Man hat gegen die Gewißheit der Luogenprobe verschiedene Einwürfe gemacht, vorzüglich folgende: 1) es kann Luft in den Lungen gefunden werden, ohne daß das Kind geathmet hat. Dies könnte nur der Fall sein: a) durch Einblasen: allein in diesem Falle ist die Brust des Kindes nicht gewölbt, es ist nur sehr wenig Blut in den Lungen zu finden, und es ist nicht hellroth, nicht schwammig; b) durch Fäulniß: allein in diesem Falle müßten auch die übrigen Theile davon

ergriffen sein; die Lungen sind nicht ausgedehnt, nicht blaßroth, die Luftbläschen zeigen sich an denselben nur auf der Oberfläche, und nicht bis in die innere Substanz, wenn nicht der äußerste Grad der Fäulniß alle Theile ergriffen und zerstört hat. 2) Das Kind kann geathmet, folglich gelebt haben, ohne daß Luft in den Lungen zu finden wäre. Dies ist unerweislich und streitet mit der Natur der Sache und mit dem Begriffe von Lebensäußerung. 3) Es kann ein Theil der Lungen schwimmen, ein andrer untersinken; dieser Fall könnte nur bei krankhaften, mit Knoten, Geschwüren oder Schleim angefüllten Lungen denkbar sein, und bei großer Schwäche das Kindes einen geschehenen Versuch, Athem zu holen, ohne Möglichkeit, das Leben weiter fortzusetzen, beweisen. 4) Es kann ein Kind gelebt haben, ohne zu athmen; aber der Zustand von Scheintod kann nicht Leben genannt werden, wirkliches Leben ohne Athmen findet nicht Statt. Mit gehöriger Rücksicht auf alle zugleich vorhandenen Umstände, Merkmale und Beobachtung der durch obige Einwürfe nöthigen Vorsichtsmaßregeln, ferner mit gehöriger Untersuchung des äußern Ansehens des Kindes und der Beschaffenheit der übrigen Eingeweide, ist die Lungenprobe als zuverlässig zur Entscheidung über die Frage, ob das Kind nach seiner Geburt gelebt habe oder nicht, anzusehen. Man hat außer der erwähnten noch eine Lungenprobe vorgeschlagen, welche auf dem Verhältnisse des Gewichts des ganzen Körpers, sowol zu einer Lunge, welche geathmet, als zu einer, welche nicht geathmet hat, beruht; so wie eine andere von dem Umfange des Brustkastens vor und nach dem Athemholen; allein beide sind verwickelter, mühsamer und doch unsicherer, als die erstere.

Lusiade, s. **Camoens**.

Lusitania, Lusitanien, s. **Hispanien** und **Portugal**.

Lustseuche. Es ist nicht ganz gewiß, ob Columbus solche 1493 aus Hayti (Hispaniola) nach Spanien zurückbrachte, denn nach einigen Nachrichten soll sie sich bereits 1492 unter den nach Afrika aus Spanien verjagten Mauren geäußert haben. 1794 bemerkte man solche zuerst in Rom, 1495 verbreitete sie sich schon sehr in Italien. Die Neapolitaner haben behauptet, daß das franz. Heer Königs Carl VIII., das 1494 in Italien und 1495 nach Neapel rückte, dies Übel dahin brachte, die Franzosen dagegen, daß ihr Heer erst in Neapel damit Bekanntschaft gemacht habe. Nach Deutschland gelangte solches durch die Lanzenknechte Kaisers Max I., es ist aber ungewiß, ob diese solches aus Frankreich, in das sie eingedrungen waren, zurückbrachten, oder von der vergeblichen Belagerung Livorno's im J. 1495, also aus Italien.

Lustration, Reinigung, wurde insbesondere die feierliche Reinigung oder Weihung des römischen Volks vermittelst eines Sühnopfers (sacrificium lustrale) genannt, welche jedes Mal nach geendigtem **Census** (s. d. Art.) vorgenommen wurde. Der Name kann von luere (in der Bedeutung von solvere, weil bei dieser Gelegenheit alle öffentliche Pachtungen an die Censoren bezahlt werden mußten), oder auch von lustrare (aussöhnen, weil nach geschehenem Census das allgemeine Sühnopfer für das römische Volk dargebracht ward) abstammen. Das bei dieser Feierlichkeit Statt findende Opfer bestand in einem Stiere, einem Schweine und einem Schafe oder Widder (suovetaurilia). Der Widder war dem Jupiter, das Schwein der Ceres und der Stier dem Mars gewidmet. Die feierliche Handlung selbst nannte man lustrum condere. Da die Lustration alle Mal am Ende eines jeden fünften Jahres angestellt wurde, so bedeutete lustrum auch eine Periode von fünf Jahren, und wird in dieser Bedeutung noch jetzt gebraucht.

Lustspiel, s. Schauspiel.

Luther (Martin), der größte Mann des 16. Jahrh. wurde den 10. November 1483 von armen Ältern in Eisleben geboren. Sein Vater, Hans Luther, war ein Bergmann und kam späterhin zu Mansfeld (wohin er 1484 gezogen) wegen seiner Rechtschaffenheit in den Rath. Martin wurde von ihm mit Strenge zur Gottesfurcht erzogen und im 14. Jahre zuerst nach Magdeburg, 1498 aber, weil er hier keine Unterstützung fand, nach Eisenach auf die Schule geschickt, wo er anfangs sein Brot als Currendeschüler mit Singen vor den Thüren verdienen mußte, bald aber zu einer bemittelten Verwandten seiner Mutter in Pflege kam. Hier machte er unter der Leitung des Rektors Trebonius schnelle Fortschritte im Latein und in den übrigen Schulwissenschaften, so daß er 1501 die Universität Erfurt beziehen, schon 1503 daselbst Magister werden und sich bald auch durch Vorlesungen über die Physik und Ethik des Aristoteles nützlich machen konnte. Um diese Zeit entdeckte er auf der Universitätsbibliothek zu Erfurt eine lateinische Bibel, und sah nicht mit geringer Freude, daß sie mehr, als die gangbaren Abschnitte enthielt. Nach dem Willen seines Vaters dem Rechtsstudium gewidmet, wurde er durch diese nähere Bekanntschaft mit der Bibel, von der damals auch die Geistlichen gewöhnlich nur die evangelischen und epistolischen Texte kannten, der Theologie geneigt, und der schreckbare Tod eines jungen Freundes, Namens Alexis, der auf einer Reise von Mansfeld nach Erfurt entweder durch den Blitz, oder durch Meuchelmord an seiner Seite umkam, bestimmte sein durch den Druck einer äußerst strengen Erziehung und niederbeugenden Dürftigkeit ohnehin eingeschüchtertes Gemüth, sich dem Mönchsstande zu widmen, um durch fromme Übungen die Seligkeit zu verdienen, an der er oft gezweifelt hatte. Er ging daher gegen den väterlichen Willen 1505 in's Augustinerkloster zu Erfurt, und unterwarf sich mit schweigender Geduld allen Büßungen und Erniedrigungen, welche die Ordensobern den Novizen auflegten. Dabei glaubte er noch immer nicht genug zu thun; unschuldig und unverdorben, wie Wenige, quälte er sich selbst mit den schrecklichsten Vorwürfen und fiel in eine schwere Krankheit, in der ein alter Ordensbruder sein geängstigtes Gewissen beruhigte, und ihn auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesum Christum verwies. Diese damals, über dem Dringen der Geistlichkeit auf sogenannte gute Werke und dem Handel der Kirche mit Ablaß beinahe vergessene christliche Lehre brachte neues Licht und Leben in Luther's Seele, und die väterliche Milde, mit welcher Staupitz, sein Ordensprovinzial, seine hervorstechenden Talente und Kenntnisse auszeichnete, ihn von allen niedrigen Diensten für das Kloster befreite, und zur Fortsetzung seiner theologischen Studien aufmunterte, weckte sein Selbstgefühl. Er erhielt 1507 die Priesterweihe und das Jahr darauf durch seinen Gönner Staupitz den Ruf als Professor der Philosophie auf der neuen Universität Wittenberg. Schnell entwickelte sich in diesem neuen Wirkungskreise sein großes Genie. Ohne zu ahnen, welche Erfolge er dadurch vorbereitete, warf er die Fesseln der mit dem hierarchischen System des römischen Stuhles innig verwebten, scholastischen Philosophie von sich, machte die Rechte des gesunden Verstandes geltend und sammelte bald zahlreiche Schüler und Anhänger um seinen Lehrstuhl. Eine Reise, die er 1510 in Angelegenheiten seines Ordens, welcher ihm späterhin die Revision der thüringischen Augustinerklöster übertrug, nach Rom an den Hof des Papstes Leo X. unternahm, enthüllte das Ärgerniß der Irreligiosität und Sittenlosigkeit der römi-

schen Geistlichkeit von seinen Augen und befreite ihn von der gewohnten Scheu vor der päpstlichen Heiligkeit. Nach seiner Zurückkunft nahm er ein Predigeramt in Wittenberg an und wurde 1512 Doctor der Theologie, eine Würde, deren Eid ihn, nach seinen Glauben, zur unerschrockensten Vertheidigung der heiligen Schrift verpflichtete. Seine gründliche Gelehrsamkeit, welche die alten Klassiker, wie die Kirchenväter umfaßte, und in den Geist der griechischen und hebräischen Sprache eindrang, so wie der Ruf seines geistvollen Vortrags machten ihn bald den größten Gelehrten seiner Zeit bekannt und als einen kräftigen Beförderer des Lichts der neueindringenden, wissenschaftlichen Aufklärung werth. Um so mehr mußte der entscheidende Schritt, den er den 31. Okt. 1517 durch den Anschlag von 95 Sätzen gegen den Ablaßkram des Dominikaners Tetzel vor den Augen von ganz Deutschland that, Aufsehen erregen. Luthern trieb nichts dazu, als die Liebe zur Wahrheit und der Unwille über das öffentliche Ärgerniß des Ablaßhandels, dessen verderbliche Wirkungen sich schon bei seiner Gemeinde zu Wittenberg äußerten. Ehrgeiz oder Ordensneid gegen die Dominikaner hatte, wie jetzt erwiesen ist, keinen Antheil an diesem Schritte. Jene Sätze wurden jedoch eben so schnell verketzert, als verbreitet. Der Dominikaner Hogstraaten zu Köln, Dr. Eck zu Ingolstadt und Prierias, ein Beamter des römischen Hofes, griffen Luthern mit Streitschriften an; aber weder ihre Schmähungen, noch die Vorladung des Papstes nach Rom, welcher er nicht folgte, so wie die glimpflicheren Unterredungen, die der Kardinal Cajetan 1518 zu Augsburg und 1519 der Nuntius von Miltitz zu Altenburg, nicht ohne lockende Anerbietungen von Seiten des Papstes, mit ihm hielten, waren im Stande, ihn zum Widerruf zu bewegen. Er antwortete seinen Gegnern kühn und gewaltig, und fuhr auch nach der 1519 mit Eck zu Leipzig gehaltenen Disputation, fort, die Unstatthaftigkeit der Abschlüsse und des päpstlichen Primats zu behaupten. Widerlegt hatte ihn Niemand, und mit gutem Grunde appellirte er von der Entscheidung Cajetan's an den Papst, und von diesem an ein allgemeines Concilium. Daher erschien 1520 die päpstliche Bannbulle gegen ihn und seine Anhänger, mehrerer Universitäten beeiferten sich, ihn zu verdammen, und seine Schriften wurden zu Rom, Köln und Löwen verbrannt; Luther verbrannte dagegen, nach dem bescheidenen Briefe, in dem er, immer noch zum Frieden willig, dem Papste seine Ergebenheit bezeigt und zur Reform der Kirche gerathen hatte, durch diese offenen Feindseligkeiten empört, zu Wittenberg (10. Dec. 1520) die Bannbulle und die Dekretalen des päpstlichen kanonischen Rechts. Mit diesem Schritte sagte er sich förmlich vom Papste und der römischen Kirche los. Begeistert jauchzten die trefflichsten Männer des Adels deutscher Nation, die er zur Vertheidigung des neuen Lichts aufgerufen hatte, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg, dem Helden der evangelischen Freiheit Beifall zu und boten ihm, da der Kurfürst Friedrich von Sachsen unschlüssig schien, ob er ihn schützen solle, ihre Vesten und Schwerter an. Aber Luther wollte von Niemand geschützt sein, denn von Gott. Die besorgten Freunde, die ihm Nachgeben und Gelindigkeit anriethen, hört er nicht mehr; ein innerer, gewaltiger Geist, den er selbst nicht hemmen kann, treibt ihn zur That fort. Mit Bewunderung und Erstaunen vernimt das Volk die Rede dieses Mönchs, der sich allein gegen den Papst und Priesterthum, gegen Kaiser und Fürsten stellt. Denn nichts Geringeres that er, als er den 4. April 1521, in Begleitung weniger Freunde und des kaiserlichen He-

rolds, der ihn gefodert hatte, die Reise zum Reichstage nach Worms antrat. Sie glich einem Triumphzuge. Alles wollte den Mann sehen, der es mit den Vorurtheilen und Mißbräuchen eines Jahrtausends und mit allen Mächten der Gegenwart aufnahm. Bei 2000 Personen zu Pferd und zu Fuß kamen ihm eine Stunde vor Worms entgegen. Die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache war so stark in ihm, daß er dem Boten, durch den Spalatin ihn warnen ließ, antwortete: und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern — doch wollte ich hinein. Vor dem Kaiser, dem Erzherzoge Ferdinand, 6 Kurfürsten, 24 Herzögen, 7 Markgrafen, 30 Bischöfen und Prälaten und vielen Fürsten, Grafen, Herren und Gesandten erschien Luther den 17. April in der Reichsversammlung, bekannte sich zu seinen Schriften und schloß am folgenden Tage seine zweistündige Vertheidigungsrede vor dieser Versammlung mit den Worten: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heil. Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde; so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher, noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen." Das er wirklich nicht anders konnte und nur dem göttlichen Worte gehorchte, davon mußte Jeder sich überzeugen, der ihn hörte und verstand, und er verließ Worms in der That als Sieger, aber unter so unzweideutigen Vorbedeutungen des Unterganges, den seine Feinde ihm bereiteten, daß Friedrich der Weise ihn unterwegs wegfangen und heimlich nach der Wartburg schaffen ließ, um sein Leben zu sichern. Weder die kaiserliche Achtserklärung, noch die Bannbullen des Papstes konnten ihn in der Muße stören, die er hier zur Verdeutschung des neuen Testaments anwendete. Doch dauerte sie nur 10 Monate. Auf die Nachricht von Karlstadt's Bilderstürmerei (s. d. Art. Karlstadt) hielt ihn nichts mehr zurück, und trotz der neuen Achtserklärung, welche der Kaiser zu Nürnberg wider ihn erließ, und selbst auf die Gefahr der Ungnade des Kurfürsten, eilte er, mitten durch das Land des schrecklich gegen ihn erzürnten Herzogs Georg von Sachsen, nach Wittenberg. Der Brief, in dem er sich wegen dieser Entweichung bei dem Kurfürsten Friedrich rechtfertigt, ist eben so, als sein Betragen auf dem Reichstage zu Worms ein Beweis seines unerschrockenen Muthes und seiner Seelengröße *). So zuversichtlich und kühn durfte nur Luther zu seinem Fürsten sprechen, denn schon hatte er ein Ansehn in der Welt, welches das fürstliche überwog. Muster von Mäßigung, Lehrweisheit und Volksberedtsamkeit sind die Predigten, mit denen er gleich nach seiner Rückkehr im März 1522 acht Tage nach einander fortfuhr, und den Aufstand der

*) Luther schrieb dem Kurfürsten damals: „Ich kehre nach Wittenberg zurück in gar viel einen höheren Schutz, als ein Kurfürst von Sachsen mir geben kann. Ich hab's auch nicht in dem Sinn, Ew. Kurf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja wenn ich wüßte, daß Ew. Kurf. Gn. mich könnte und wollte schützen, so wollte ich erst nicht kommen. Dieser Sache soll, noch kann kein Schwert rathen, oder helfen, Gott muß hier allein regieren ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer hier Gott traut, der ist sich selbst und andern Schutz. Da ich Ew. Kurf. Gn. noch viel zu schwachgläubig spüre, so kann ich Ew. Kurf. Gn. nicht für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte. — Ew. Kurf. Gn. wissen nur und zweifeln nicht

wüthenden Neuerer in Wittenberg stillte. Sie zeigen, wie sehr diejenigen irren, die in Luthern nur den ungestümen, plumpen Eiferer sehen und die Behutsamkeit seines Verfahrens bei der Kirchenreform, seine feine Menschenkenntniß und seine Sanftmuth gegen Irrende, die es nur sonst mit der Wahrheit gut meinten, nicht bemerken wollen. Diese Mäßigung verließ ihn freilich, wo er bösen Willen und eine unlautere Gesinnung sich ihm entgegen stellen, oder die evangelische Wahrheit in Gefahr sah. Daher seine harte, beißende Antwort auf die kleinliche Schmähschrift des Königs Heinrich VIII, von England, und die Erbitterung in seinen Streitigkeiten mit Karlstadt und Erasmus. Den Letztern hielt er, nicht ohne allen Grund, für etwas irdisch gesinnt und lau gegen die gute Sache; in Karlstadt's Angriffen auf seine Abendmahlslehre glaubte er aber offenbare Abtrünnigkeit und ehrgeizige Eifersucht zu erkennen. Unter diesen Kämpfen und Anfechtungen war sein Entschluß, auf eine völlige Reformation der Kirche, welche die Nation laut verlangte, hinzuarbeiten, zur Reife gediehen. Seines Berufs zum Reformator sich deutlich bewußt, schrit er nun mit Nachdruck zur Ausführung des Werkes. Zuerst fing er 1523 in Wittenberg an, die Liturgie abzuändern und von leeren Gebräuchen zu reinigen, und gab, da er selbst 1524 die Mönchskutte ablegte, das Zeichen zur Aufhebung der Klöster und zur bessern Verwendung der Kirchengüter. Er nahm eine Nonne, welche das Kloster verlassen hatte, Catharina von Bora, 1525 zum Weibe; ein Schritt, den der 42jährige Mann erst nach schwerem Kampfe mit unzähligen Bedenklichkeiten, aber gewiß eben sowol aus Grundsatz, als aus Neigung that. Denn ganz sollten die Lehrer des Evangeliums der Menschheit wiedergegeben, und die Rechte der Natur und Wahrheit wo möglich in allen Verhältnissen wieder hergestellt werden. Doch nur auf dem Wege der Ordnung wollte Luther die neue Form des kirchlichen Wesens eingeführt wissen. Während er den Reichsstädten und fremden Fürsten dabei mit Rath und That zur Hand ging, erklärte er sich auf das Nachdrücklichste gegen die Unordnungen der aufrührerischen Bauern und Wiedertäufer, und seine Feinde haben ihm mit dem Verdachte der Anstiftung dieser gefährlichen Meutereien und Ausbrüche des Fanatismus um so größeres Unrecht gethan, je mehr seinem gesunden, nüchternen Verstande alle Schwärmerei und Überspannung lebenslang fremd und zuwider war. Mit der Ruhe eines festen und bedachtsamen Mannes, der wol weiß, was er will, gab er daher von 1526 bis 1529 unter Autorität des Kurfürsten, mit Hülfe Melanchthon's und anderer Freunde der Kirche in Sachsen, eine neue, der Lehre des Evangeliums entsprechende Ordnung, und vom höchsten Gewichte war das Verdienst, das er sich durch die Abfassung des großen und kleinen Katechismus um den Schulunterricht erwarb. Nur mit Schmerz kann man dagegen der Unduldsamkeit und Härte ge-

---

daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg über diese Sache beschlossen ist. — In Leipzig wollte ich hineinreiten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzog George regnete und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieser ist. Es ist ein andrer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich fast wohl und ich kenne ihn nicht übel. — Wenn Ew. Kurf. Gn. glaubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen, weil sie aber nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen."

denken, die Luther um dieselbe Zeit und noch weiter hinaus sich gegen die schweizerischen Reformatoren, wegen ihrer abweichenden Ansicht in der Abendmahlslehre, zu Schulden kommen ließ (s. d. Art. Sakrament). Es ist unstreitig, daß er dadurch eine Hauptursache jener Scheidung wurde, welche die Reformirten und evangelisch Lutherischen von einander trennt; aber dabei läßt sich auch nicht leugnen, daß er ohne diese Unbiegsamkeit in Sachen des Glaubens schwerlich ein Werk vollbracht haben würde, zu dessen Vereitlung List und Gewalt unaufhörlich geschäftig war. Die seit dem öffentlichen Vortrage der Confession der Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 (s. Reformation) immer weiter fortschreitende Ausbreitung und Befestigung der Reformation benahm nun zwar den päpstlichen und kaiserlichen Edikten gegen Luthern alle Kraft; aber desto mehr mußte er gegen die Versuche der schlauen Papisten, ihm durch Unterhandlungen etwas von der gewonnenen Wahrheit abzudingen, auf seiner Hut sein, und es bedurfte gerade dieses, nicht selten an Trotz und Starrsinn grenzenden Festhaltens derselben, um den Sieg zu behaupten. Ganz in diesem Geiste schrieb daher Luther 1537 die schmalkaldischen Artikel, gab den brandenburgischen und anhaltischen Gesandten, die 1541 vom Reichstage zu Regensburg an ihn geschickt wurden, um ihn zur Nachgibigkeit gegen die Katholischen zu stimmen, eine abschlägige Antwort, und verweigerte 1545 die Theilnahme seiner Partei am Concilium zu Trident. Die Schärfe und Heftigkeit des Tones, in dem er seinen Glauben verfocht, schmälert keineswegs das Verdienst seiner Beharrlichkeit; und beweisen auch die Persönlichkeiten, die er sich bisweilen gegen seine Gegner erlaubte, daß er sich nicht ungeahndet beleidigen ließ, so darf man doch nur an die herrschende Denk- und Sprechart seines Zeitalters, an die Natur seines Unternehmens, das ohne Kampf und Streit gar nicht von Statten gehen konnte, an die Einflüsterungen der Zuträger und Aufhetzer, von denen er, wie jeder große Mann, umgeben war, an die Kränklichkeit, die ihn nicht selten verstimmte, und an seine lebhafte, alles leicht in's Ungeheure treibende Phantasie denken, um die Rauheit seiner Äußerungen verzeihlich zu finden. Eben so erklären sich die Schreckbilder teuflischer Anfechtungen, die ihn oft mehr beunruhigten, als mit seinem gesunden Verstande verträglich schien; denn der Teufel war jenem Zeitalter eine wirkliche Person, ein immer geschäftiges, böses Princip, und wer sich der Sache Gottes widmete, mußte den Angriffen des Teufels nothwendig überall begegnen. Genug, daß Luther die Kraft hatte, es mit dem Teufel aufzunehmen: „Ich bin dazu geboren," sagte er selbst, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Philippus (Melanchthon) fährt säuberlich und still daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte." Mit Recht konnte er sich dies rühmliche Zeugniß geben; daß er ohne Falsch und überall ehrlich zu Werke gehe, mußten ihm auch seine Feinde zugestehen. Bei keinem Manne war der Grundcharakter des deutschen Gemüths, Geradheit, Treue und Redlichkeit, herrlicher entwickelt und offener dargelegt. Er scheute sich eben so wenig, seine

Schwächen zu gestehen, als Fehler Anderer zu züchtigen, und neben diesen Schwächen, mit welchen milden, liebenswürdigen Eigenschaften war die überlegene Kraft und Größe seiner Geistes vereinigt! Man erstaunt über die unermüdete Thätigkeit, mit der er nach allen Seiten hinwirkte; — das Werk der Bibelübersetzung, schwer und weit umfassend genug, um ein ganzes Leben zu beschäftigen, brachte er von 1521 bis 1534 völlig zu Stande, und schon darum würde sein Name unsterblich sein; dabei aber kam er durch die Menge seiner Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens den fruchtbarsten Schriftstellern aller Zeiten gleich und übertraf an Geist und Gehalt die meisten; seit 1512 predigte er in jeder Woche mehrere Male, ja in gewissen Perioden täglich, verwaltete das geistliche Amt im Beichtstuhle und Altare, führte einen ausgebreiteten lateinischen und deutschen Briefwechsel über Gegenstände aller Art mit Großen, Gelehrten und Freunden, und mitten in diesem Drange von Arbeiten, die ihm täglich noch einige Stunden zu Gebet und Selbstbetrachtung Zeit lassen mußten, war er für jeden Besuchenden zugänglich, half er mit Rath und That, wo es Noth war, bekümmerte sich um jeden Armen, der ihn ansprach, und gab sich mit der ganzen Seele den Freuden der Geselligkeit hin, wo man ihn immer jovialisch, voll von Einfällen (sie sind in seinem Tischreden aufbehalten), körnig und geistreich in seiner Unterhaltung, und mäßig in seinen Genüssen fand. Dabei blieb er auch der Kunst nicht fremd; seine trefflichen Kirchenlieder sind bekannt, wie seine entschiedene Vorliebe für die Musik, in welcher er, so oft es nur möglich war, durch Singen und Spielen auf der Flöte und Laute seine Erholung suchte. Nur eine seltene Geistes- und Körperkraft konnte dem Allen gewachsen sein; bei einer minder starken Natur wäre ein so thatenreiches, müh- und wechselvolles Leben frühzeitig zum Ende geeilt. Zwar hatte Luther schon seit 1531 mit harten körperlichen Leiden (Steinschmerz und Schwindel) zu kämpfen, und war in mehrern Krankheiten dem Tode nahe, doch erhielt ihn Gott bis in's 63. Jahr. Kurz vor der letzten Reise nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit riefen, schilderte er seinen Zustand in einem Briefe: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr." So hatte er im Jan. 1546 geschrieben; den 18. Febr. starb er zu Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. Seine zärtlich geliebte Frau (st. zu Torgau 1552) hinterließ er mit 4 Kindern (2 waren früher gestorben) in geringen Umständen, und mit Martin Gottlob Luther, der 1759 als Rechtskonsulent in Dresden starb, erloschen seine männliche Nachkommenschaft *). Sein Name aber kann

*) Zum Gedächtniß des 1817 gefeierten dritten Reformationsjubelfestes hat der rastlos thätige Rath Becker in Gotha, mittelst gesammelter milder Beiträge für die noch lebenden, größtentheils sehr armen Seitenverwandten Luther's, zu Möhra im Sachsen-Meiningenschen und

nicht verlöschen, so lange das Evangelium auf Erden gilt und die Wahrheit noch Freunde hat. Wider seinen Willen wird seine Partei nach ihm die Lutherische genannt, wider seinen Willen hat sie die Kriege geführt, die gleich nach seinem Tode ausbrachen, und Deutschland schrecklich verwüsteten. Luther rieth, so lange er lebte, zum Frieden und erhielt ihn; er achtete es für Frevel, mit menschlicher Gewalt verfechten und durchsetzen zu wollen, was Gottes Sache ist, und wirklich hat durch 30 Jahre das Werdens und Wachsens der Reformation sein unerschütterlicher Glaube mehr dafür gethan, als alle Kriege und alle Verträge nach ihm. Die Umsichtigkeit einiger pragmatischen Geschichtschreiber ist bemüht gewesen, eine Menge von äußern Umständen aufzuzählen, welche die Reformation herbeigeführt haben würden, auch wenn kein Luther erschienen wäre. Wir halten uns an das, was wirklich geschehen ist, und finden die Grundbewegkraft des größten aller deutschen Werke in dem Charakter, den Cramer in seiner Ode „Luther" also zeichnet:

Nie hat er geheuchelt;
Mit Glauben seine freie Brust gestählt,
Hat keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
Daß er ein Mensch war, nie verhehlt,
War Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröster, ging die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte,
Blieb arm und seine Lust war Gott,
Sein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib und eine Hütte.

Vergl. d. Art. Reformation. E.

Lüttich (franz. Liège, holländ. Luyk), war ehemals ein Bisthum im westphälischen Kreise, wurde 1794 von den Franzosen besetzt, im Frieden zu Lüneville ihnen förmlich abgetreten, und zum Departement der Ourthe gezogen. Durch den Beschluß des wiener Congresses und einen besondern Vertrag vom 23. März 1815 wurde dieses Land als ein souveränes Fürstenthum dem Könige der Niederlande überlassen, und bildet jetzt (nachdem jedoch einige Theile davon zu den Provinzen Hennegau, Limburg und Namur gekommen, und dafür von Limburg, Luxemburg und Namur einige andere dazu geschlagen worden sind) eine Provinz des Königreichs der Niederlande, welche 102 Q. M. mit 354,000 Einw. enthält. Außer der Maas, an deren beiden Seiten sie liegt, wird sie vorzüglich an der Ourthe durchflossen. Der Boden ist im südlichen und östlichen Theile, wohin sich eine Fortsetzung der Ardennen zieht, waldig, felsig und hügelig, im westlichen Theile eine fruchtbare Ebene mit gutem Getreidelande. Getreide wird nicht hinreichend für den Bedarf des Landes gezogen und muß durch den Kartoffelbau ersetzt werden. Die Rindvieh- und Schafzucht ist sehr ausgebreitet. Bekannt sind die limburger Käse, welche diese Provinz liefert. Das Steinreich gibt sehr viele Steinkohlen, Galmei, Alaun, Eisen, Kalk-, Bau-,

in der Umgegend dieses Ortes ein Stipendium gestiftet, dessen Genuß, auf den Fall des Verlöschens der ganzen luther'schen Nachkommenschaft, dem jedesmaligen Pfarrer und Schullehrer des Dorfes Möhra, jedem zur Hälfte, auf ewige Zeiten zufallen soll. Die Stiftungsurkunde findet sich im Allgem. Anzeiger der Deutschen v. J. 1818, Nr. 271.

Wetz- und Flintensteine und guten Marmor, und zu Spaa ist ein berühmtes Mineralwasser. In einem großen Theile sind besonders die Tuch- und Eisenfabriken sehr wichtig; die lütticher Gewehre und Verviersstücher werden weit und breit ausgeführt. Lüttich, die Hauptstadt, liegt in einem Thale an der Maas, welche hier die Ourthe aufnimt, zwischen zwei Bergen, und war sonst fest und mit einer Citadelle versehen. Die Stadt ist groß, aber nicht hübsch, meistens enge und finster, nur die Straßen längs des Flusses sind schön. Die Maas theilt die Stadt in die alte oder obere und in die neue oder untere; auch gehören zehn Vorstädte zu Lüttich. Über die Maas führen siebenzehn Brücken, unter welchen sich die Brücke des Arches durch ihre eisernen Geländer auszeichnet. Die Stadt enthält 245 Gassen, 40 Kirchen, 8000 Häuser und etwa 60,000 Einw., größtentheils Wallonen, die ein verdorbenes Französisch reden. Außer den Tuch- und Wollenzeugfabriken, sind vorzüglich die Gewehrfabriken bemerkenswerth, welche Stücke von einer Krone bis zu 500 Louisd'or verfertigen. Auch gibt es hier eine große Stückgießerei und Bohrerei, Gerbereien, Leimsiedereien, Cichorienfabriken, eine Feilen- und Ambosfabrik, und man verfertigt viele Nägel. Zwölf Schwarzblechmühlen in der umliegenden Gegend bereiten jährlich 90 bis 100,000 Ctr. Blech. In der Nähe sind große Steinkohlenbrüche, die sich mehrere tausend Fuß unter der Erde forterstrecken, und jährlich gegen 4 Millionen (nach Villefosse fast 9 Millionen Ctr. Steinkohlen liefern. Der Handel Lüttichs mit diesen Fabrikaten und Erzeugnissen, so wie der Speditionshandel ist ansehnlich; daher hat die Stadt auch eine Börse und ein Handelsgericht. Eine Universität ward 1817 eröffnet, mit ihr sind mehrere gute Anstalten verbunden.

Lützen, eine kleine Stadt mit 1000 Einwohnern im preußischen Herzogthum Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, berühmt durch zwei große Schlachten, welche, die eine im dreißigjährigen Kriege, die andere im Befreiungskriege gegen Napoleon, in seiner Nähe geliefert wurden, und von welchen die folgenden Skizzen hier gnügen werden.

I. **Gustav Adolph** hatte im J. 1632 vor der Veste Ingolstadt die Kunde vernommen, daß Wallenstein in Sachsen eingebrochen sei und dort alles mit Feuer und Schwert verwüste. Dem Beistande seines bedrängten Bundesgenossen, noch mehr aber der Furcht, von der Ostsee abgeschnitten zu werden, opferte der König jeden Vortheil und brach unverzüglich aus Baiern mit 27,000 Mann, worunter über 10,000 Reiter waren, auf zur Hülfe von Johann Georg, dessen Abfall er fürchten mußte, wenn nicht bald der wilde Wallenstein gebändigt würde. In Erfurt nahm Gustav Abschied von seiner Gemahlin, rührender, als je vorher, denn sagte ihm nicht ein Vorgefühl, daß es der letzte sei, wie die abergläubischen Schriftsteller jener Zeit bemerkten: so fühlte er doch zu gut, daß seine Lage, sein Heer nicht mehr waren, wie im September 1631. Er mußte jetzt schlagen. Der Marsch ging rasch fort bis Naumburg; von da sollte er über Zeitz und Pegau nach Grimma gehen, wo der König sich mit den Truppen des Kurfürsten von Sachsen und Herzog von Lüneburg, die von der Elbe heranzogen, vereinen wollte. Als er nun aber während des Marsches nach Pegau durch ein aufgefangenes Schreiben erfuhr, daß Pappenheim mit seinem Haufen nach Halle abgesandt sei, und Wallenstein's Heer zerstreut in den Quartieren zwischen Lützen und Weißenfels liege, faßte er den Entschluß, ohne

die Vereinigung mit Johann Georg zu vollziehen, geraden Weges auf Wallenstein loszugehen. Sobald aber dieser des Königs Anzug erfuhr, gaben drei Kanonenschüsse seinen Regimentern das Zeichen, zusammenzurücken, und Eilboten gingen ab an Pappenheim, unvorzüglich von Halle zurückzukommen. Am 5. Nov. ordnete Wallenstein sein Heer zur Schlacht zwischen Lützen und dem Floßgraben, so daß der rechte Flügel sich an die Stadt lehnte, der linke bis an den Graben sich ausdehnte. Der linke Abzugsgraben der vorliegenden großen Straße war vertieft, die Erde nach der Feldseite aufgeworfen; in ihm und dahinter standen 2 Linien Füselire und eine Linie Kroaten, die von ihren Pferden über die beiden vordersten Linien wegschießen, dem Feinde also ein dreifaches Feuer entgegen sprühen sollten. Hinter der Straße war das Heer aufgestellt; vor der Fronte eine Batterie von 7 Karthaunen; auf beiden Flügeln hielt die Reiterei, im Mittelpunkt das Fußvolk, in 4 große Vierecke gebildet; auch hatte der rechte Reiterflügel ein fünftes Viereck in seiner Mitte. Auf einer Anhöhe vor Lützen waren 14 Feuerschlünde aufgefahren und hinter den Wellerwänden um die Gärten Musketiere gestellt; aber den linken Flügel am Floßgraben, wo Pappenheim einrücken sollte, deckte kein Geschütz. Auf diesem Flügel schlossen schwere Reiter, auf dem rechten Isolani's Kroaten die Schlachtlinie. So standen die Kaiserlichen gegen 40,000 Mann stark. Tausend Schritte gegenüber war das schwedische Heer in Schlachtordnung aufmarschirt mit zwei Treffen. Der linke Flügel reichte bis Lützen, der rechte über den Floßgraben hinaus, vor der Fronte zog sich die große leipziger Straße hin, im Rücken krümmte sich der Floßgraben um's Heer. Auf den Flügeln hielt die Reiterei in 2 Treffen; in der Mitte mit 8 Schlachthaufen das Fußvolk, gleichfalls in 2 Treffen getheilt. Zwischen den Reiter-Geschwadern hatte Gustav wieder Abtheilungen von Fußvolk von 200 bis 400 Mann gestellt; doch gewarnt durch die leipziger Schlacht, denselben Feldstücke beigegeben, um sich kräftiger gegen die einbrechenden Reiter vertheidigen zu können. Das Geschütz der Schweden bestand aus 100 Feuerschlünden, davon waren 26 der schwersten in Batterien vor dem linken Flügel aufgestellt, außerdem vor jedem Flügel noch 20 kleinere und 5 vor jedem Schlachthaufen des Fußvolks. Der König selbst führte den rechten, Herzog Bernhard den linken Flügel, die Mitte aber Kniphausen. — Der 6. November brach an und ein dichter Nebel verfinsterte die ganze Gegend. Schon kämpften einzelne Reitergeschwader, die Abends den Übergang über die Rippach bei Poserna erschwert hatten in der Finsterniß, als das schwedische Heer, Luthers Lied: eine feste Burg ist unser Gott ꝛc. anstimmte. Dann ritt der König ernster, als sonst, durch die Reihen und ermahnte zur Tapferkeit. Erst um 10 Uhr verlor sich der Nebel, die Sonne beleuchtete die weite Ebene, und die Heere standen einander im Gesicht. Eine halbe Stunde nachher gab Gustav das Zeichen zum Angriff. Da brachen die Schweden gegen den von den Kaiserlichen besetzten Graben der Landstraße ein; aber ein mörderisches Musketen- und Geschützfeuer streckte die Anstürmenden zu Boden. Das schwedische Fußvolk wich, aber Gustav sprang vom Pferde, riß einem Soldaten die Pike aus der Hand, stellte sich an die Spitze der Weichenden und rief laut: Schweden, wo ist euer Muth? Vorwärts! vorwärts! Er schreitet voran, ein mörderischer Kampf beginnt auf's neue, und die Schweden dringen bis an des Grabens Rand. Man sieht nun Mann gegen Mann im wilden Handgemenge, da bricht Oberst Winkel mit dem blauen Regimente vor, jetzt unter Siegesgeschrei über

beide Graben und ihm folgte das schwedische Leibregiment im hastigem Laufe. Bald sind die Kanonen erobert, umgedrehet und auf die kaiserlichen Vierecke gerichtet. Das erste und zweite wird zersprengt, aber das dritte hält noch Stand. Da stürmt Holk mit seinen Küraſſiren her, wirft die Schweden zurück und entreißt ihnen die gewonnenen Vortheile, denn die finnische Reiterei hatte nicht so schnell dem Fußvolke, das nun ungedeckt stand, über die Graben folgen können. Bald kam Wallenstein selbst mit dem wiedergeordneten Fußvolk zurück, eroberte die genommenen Kanonen und trieb die Schweden vor sich her bis an des Grabens Rand. Allein in eben diesem Augenblicke war es auch den schwedischen Schwadronen gelungen, über den Graben zu setzen; sie stürzten auf Wallensteins Reiter, warfen die vordersten auf die hinterster zurück, verbreiteten Schrecken und Verwirrung über den ganzen linken Flügel des kaiserl. Heeres, eroberten die Geschütze wieder und der Sieg scheint hier für die Schweden entschieden. — Doch weniger günstig standen die Sachen auf dem linken schwedischen Flügel, welcher von der großen kaiserlichen Batterie auf dem Windmühlenberge so heftig beschossen wurde, daß er zu wanken und in Unordnung zu weichen begann. Dies ersehend, übergibt Gustav die Führung seines rechten siegenden Flügels dem Feldmarschall Kniphausen und befiehlt ihm, rasch den weichenden Feind zu verfolgen; er selbst eilt den Bedrängten zu Hülfe. Der König verschwindet und schon hat Herzog Bernhard auf den rechten Flügel eine so geschickte Schwenkung gemacht, daß er mit einigen Regimentern seinem Gegner in die Flanke fallen kann, wodurch dort, da im wildem Grimme kein Theil weichen will, ein gräßliches Gemetzel entsteht. Da rennt wiehernd des Königs Roß ohne seinen edlen Reiter durch die Reihen der Schweden, der Sattel ist mit Blut bedeckt, in den Halftern stecken noch die abgeschossenen Pistolen. Bernhard ahnet das entsetzliche Unglück und sendet straks 100 Reiter aus, den König zu suchen, indessen verkündete er laut die Nachricht von dessen Gefangenschaft. Nun kämpfen die Schweden wie wüthende Löwen, sie stürzen alles vor sich nieder, erobern die feindliche Batterie bei den Windmühlen, drehen das Geschütz gegen den Feind und treiben ihn hier vor sich her, während das zweite schwedische Treffen die in's Gepäck gefallenen Kroaten wüthend vor sich her jagt, und Kniphausen dann mit frischen Regimentern, gleichfalls über den Graben zur Verfolgung der Flüchtigen setzt. Der Sieg ist entschieden, aber siehe! da erscheint Pappenheim mit 8 frischen Reiterregimentern von Halle her auf dem Kampfplatze, und eine neue Schlacht beginnt. Pappenheim nimt das zum zweiten Male eroberte Geschütz; dann treibt er die Zersprengten über den Graben, und ist daran sie zu umzingeln, als Kniphausen's zweites Treffen ihm entgegenkommt. Auch darauf will er los, aber eine Falkonetkugel trifft seine Hüfte, geendigt ist die Siegesbahn; ein Trompeter ergreift des Rosses Zügel und führt den widerstrebenden Feldherrn im raschen Laufe aus dem Getümmel. Ein Nebel senkt sich, indem der Abend naht, auf's neue herab. Er bringt die Schlacht zum Stehen, und Bernhard und Kniphausen sind so weit entfernt sich für Sieger zu halten, daß sie schon berathschlagen, ob sie nicht nach Weißenfels aufbrechen und zurückgehen sollen. Aber im tiefen Dunkel der Nacht bricht Wallenstein selbst nach Leipzig auf. Bernhard behauptete während der Nacht das Schlachtfeld und sah sich am Morgen zufällig als Sieger. Wäre Wallenstein auch geblieben, so hätte er sich an die Saale gezogen und die Welt würde jetzt sagen, er sei besiegt. Beide Theile fürchteten Gespenster. Wallenstein wußte den

Anmarsch der sächsischen Truppen; Bernhard fürchtete das Eintreffen des pappenheim'schen Fußvolks. Wallenstein war am furchtsamsten; er retirirte in einem Striche bis nach Böhmen und Schiller läßt daher seinen Questenberg sehr richtig bemerken: Wer erstaunte nicht, als Herzog Friedland nach diesem großen Tag wie ein Besiegter nach Böhmen floh. Am Morgen sammelte Bernhard die zerstreuten Regimenter und treibt die Kroaten, welche kommen, um das Gepäck zu retten, zurück; die Beute blieb bei den Siegern. Neun Stunden hatte die merkwürdige Schlacht gedauert, sie kostete beiden Theilen an 9000 Todte. Die größten Schlachtopfer des blutigen Tages waren Gustav Adolph und Pappenheim. Den erstern fanden Bernhards ausgesandte Kundschafter unweit dem bekannten großen Steine an der Landstraße unter einem Haufen von Todten ganz entkleidet und von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit zertreten. Dunkel und ungewiß sind die nähern Umstände seines Todes, doch wahrscheinlich ist's, daß schwarze Verrätherei und Rache seinem edeln Leben ein Ende machten. Pappenheim starb bald nachher an seinen in der Schlacht empfangenen Wunden in Leipzig. Sachsen erndtete die Früchte davon, indem es für einige Zeit von den Erpressungen eines Holks und Gallas frei blieb, die seit 3 Monaten alles verheert hatten. Der schlichte Feldstein, der das Andenken an den tapfern König enthält, ist jetzt mit Pappeln umkränzt und mit steinernen Bänken umgeben. Also endete die Schlacht bei Lützen am 6. Nov. des Jahres 1632.

II. Ihr Gegenbild ist die Schlacht vom 2. Mai des Jahrs 1813. Die russisch-preußische Armee hatte sich näher vereinigt, als Buonaparte in den letzten Tagen des Aprils ein Heer von 120,000 Mann gegen sie herbeiführte; sie mußte sich zu einer Hauptschlacht entschließen, wenn sie nicht Sachsen ohne Schwertstreich aufgeben wollte. Buonaparte's Plan, Leipzig schnell zu erreichen, die Armeen, Wittgenstein's und Blücher's — die er noch getrennt wähnte — von der Elbe abzuschneiden und einzeln zu erdrück n, war leicht zu fassen. Es ward deshalb beschlossen, ihn noch vorher auf dem Marsche in einem Terrain anzugreifen, das die Anwendung der überlegenen Reiterei begünstige; die Armee von Wittgenstein, die am 1. Mai bei Zwenkau, die von Blücher, die an diesem Tage bei Röthа stand, gingen alle am Morgen des 2. vereinigt auf mehrern Punkten über die Elster und den Floßgraben, und standen so zusammen 69,000 Mann stark gegen 11 Uhr in der Ebene gegen Lützen hin in Schlachtordnung, während General Miloradowitsch mit 12,000 Mann in Zeitz blieb, General von Kleist mit 5000 Mann Leipzig deckte. Buonaparte marschirte, während deß in einer großen Colonne mit den Garden, dem 3. und 6 Corps (Ney und Marmont) auf der lützner Straße gegen Leipzig, das 4. Corps (Bertrand) war von Poserna, das 11. (Macdonald unter des Vicekönigs von Italien Oberbefehl) von Markranstädt aus im Anzuge; das 5. Corps (Lauriston) war an der Spitze und griff um 9 Uhr den General Kleist bei Lindenau an, und hat an der Schlacht eben so wenig als das 12. (Oudinot) Theil genommen, welches noch hinter Weißenfels zurück war. Buonaparte hatte daher, als am Abend alle übrigen Corps versammelt waren, ungefähr 115 000 Mann auf dem Schlachtfelde beisammen. Die Dörfer Groß- und Klein-Görschen waren noch nicht von der zum 3. Corps gehörenden Division Souham verlassen, als das verbündete Kriegsheer in zwei Treffen zwischen Werben und Domsen aufmarschirte, sie 11½ Uhr sehr überraschend angriff; sie wurden genommen, bald darauf

auch Rahna und Kaja, während das Hauptcorps, die zum Angriff vorgeschickten Truppen unterstützend, links ziehend vorwärts rückte; indessen bereiteten nun auch die Feinde ernsthaften Widerstand und suchten nach erhaltener Verstärkung die verlornen Orte wieder zu gewinnen. In dem von Gräben und Hecken durchschnittenen Terrain zwischen den genannten 4 Dörfern entspann sich das blutigste, langwierigste Gefecht, denn Buonaparte hatte, bald nach den ersten Kanonenschüssen die Absicht der Feinde errathend, seine Armee umwenden und sich zwischen den Dörfern und Lützen in Schlachtordnung stellen lassen, von wo er die bedrohten Punkte fortwährend durch neue Truppen unterstützte und so nach und nach das ganze ney'sche Corps und einen Theil des marmont'schen in's Gefecht brachte. In mehrfachen Angriffen versuchten die Alliirten sich auf dem Kamme einer gegen Lützen hin sanft abfallenden Höhe, die sich von Starsiedel hinter Rahna hinzieht, festzusetzen. Es gelang ihnen auch bisweilen momentan, allein sie wurden immer wieder durch frische Truppen von diesem entscheidenden Terrain-Abschnitte verdrängt, während auf ihrer Seite schon beinahe die gesammte Infanterie im Gefecht war. So hatte eine preußische Batterie, rasch auf Flintenschußweite herangefahren, die hier stehenden feindlichen Bataillone erschüttert, die Infanterie sie darauf geworfen, und es bildeten sich (5 Uhr) bereits geschlossene Haufen auf diesem Punkte, der Feind brachte aber gleich wieder so viel frische Truppen in's Gefecht, daß ihn die geschwächten und ermatteten Preußen, denen keine Unterstützung folgte, nach dem tapfersten Widerstand wieder räumen mußten. So war hier (der linke Flügel gen Starrsiedel hin war nur durch eine lebhafte Kanonade beschäftigt) unter unentschiedenem, aber höchst mörderischem Gefecht der Abend hereingebrochen, als die russische Division des Prinzen von Würtemberg, zur Umgehung des linken Franzosen-Flügels bestimmt, auf das eben bei Eisdorf angekommene 11. Corps unter dem Vicekönig stieß (7 Uhr). Sie mußte sich vor der Übermacht zurückziehen, und dieses Corps bestritt nun den preußischen rechten Flügel mit großer Wirkung. Ungefähr um diese Zeit machte auch Napoleon mit 80 Geschützen und einer großen Truppenmasse (vergl. Odeleben) einen Hauptangriff im Centrum von Kaja aus, der das Geschick des Tages in so weit entschied, daß die von den verbündeten eroberten Dörfer von ihnen wieder verlassen werden mußten, so daß am späten Abend Groß-Görschen nur von einigen preußischen Jägern besetzt blieb, die Armee aber in die Stellung, die sie vor der Schlacht hatte, zurückging. Noch wurden in der Dunkelheit 9 Geschwader preußische Cavallerie vom linken Flügel vorgeschickt, um vielleicht durch die Gewalt eines unvorhergesehenen Anfalls etwas zu bewirken. Sie geriethen aber in einen Hohlweg, stießen dann auf feindliche Infanterie, die sie geschlossen empfing, und gingen nicht ohne Verlust wieder zurück. Dies sind die allgemeinen Umrisse einer Schlacht, die von den Verbündeten als die bei Groß-Görschen, von Napoleon die Schlacht bei Lützen bezeichnet wurde. Wenn die Verbündeten beim Beginn derselben die Idee hatten, den französischen rechten Flügel zu umgehen und von Weißenfels abzuschneiden, so ward dies doch, da sie in der Front zu starken Widerstand fanden, bald unausführbar; ihre Überlegenheit an Cavallerie nutzte ihnen bei diesem Kampfe wenig, dagegen ward die große Überlegenheit des Feindes an Infanterie desto drückender empfunden. Die Alliirten, die 5 Kanonen erobert und 800 Gefangene gemacht hatten, zählten 10,000 Todte und Verwundete, unter den letztern die Generale Blücher, Scharnhorst, Hünerbein (der Prinz von Hessen-Homburg war geblieben); die Franzosen zählten 15,000

Todte oder Blessirte, darunter die Generale Gourée, Gerard, Brennier, Chemineau, Gillot; jene zogen sich am folgenden Morgen gegen Borna und Frohburg zurück, es waren von ihnen nur die Schwerverwundeten die hinter Groß-Görschen liegen blieben, dem Feinde in die Hände gefallen. Auf einem Hügel, unweit Großgörschen — von welchem Dorfe die Verbündeten die Schlacht benennen — hat der König den gefallenen Kriegern ein Denkmal aus Gußeisen, ähnlich den auf einigen andern Schlachtfeldern aufgestellten, errichten lassen, das am 2. Mai 1817 eingeweiht ward. Die Folgen der Schlacht waren, daß die Verbündeten im raschen Zuge hinter die Elbe zurückgingen, Sachsen binnen acht Tagen in Napoleons Händen war, und ihm damit eine Menge Hülfsmittel zufie'en, die er für sein schnell zusammengebrachtes Heer auf's nothwendigste brauchte. Dem Rheinbund, dem Königreich Westphalen ward dadurch noch einige Monate lang das Dasein gefristet.

Lützow und die lützow'sche Freischaar. Wir erwähnen dieser Erscheinung in dem großen Befreiungskriege von 1813 und 1814, da die Idee dazu herrlich war, wenn gleich die Ausführung durch Schuld und Zufall verunglückte. Der Tugendbund vereinigte während der Zeit der Bedrückung würdige und feste deutsche Männer, welche durch Bildung und Belehrung der Jugend für eine bessere Zukunft arbeiteten. Diese sandten, sobald die erste Kunde von der Vernichtung der französischen Heeresmacht in Rußland erscholl, Botschafter durch's Land, besonders nach den Universitäten, wo der schlummernde Funke in den jugendlichen Gemüthern sich schnell entzündete. Der Major von Lützow, ein tapferer unternehmender, versuchter Krieger, von dem Könige von Preußen dazu bevollmächtigt, rief die Jünglinge zu einem Freicorps nach Schlesien. Zwar sagte er sich los von dem geheimen Rathe größerer Unternehmungen, aber er wollte als erster Führer dastehen, wo es galt, in die feindlichen Reihen mit dem Schwerte zu schlagen. Für innere Kriegszucht, Ordnung und Mechanik sorgten der Major von Petersdorf und Hauptmann von Helmenstreit. Schnell sammelte sich die Schar; die Begüterten brachten Kleid und Waffen mit, die Unbegüterten wurden durch die reichlichen Beiträge vaterländischer Freunde unterstützt. Eingesegnet in der Kirche zu Rochau zog die Schar schon im Anfange des Aprils in Sachsen ein, mit der Bestimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen, Volksaufstand in Thüringen, Hessen und Westphalen zu erregen und so den Franzosen in Deutschland eben so verderblich zu werden, wie die Guerillas in Spanien. Im thüringer Walde auf dem Harze, im Spessart hatte man treue Freunde, deren Wort ihre Dörfer schnell bewaffnet hätte; 4000 Gewehre lagen in Suhl bereit: man unterhielt Verbindungen bis nach Ostfriesland. Was die innere Verfassung betrifft, so bildete die Auswahl drei Jägerabtheilungen und ein Schwader; Oberjäger und Führer wurden gewählt; Keiner konnte eintreten, der nicht als Gemeiner dienen wollte. Die übrigen bildeten drei Fahnen (Bataillons) und vier Schwadern. Unter diese waren aus den Jägerabtheilungen mehrere als Oberjäger und Führer vertheilt. Einer rühmlichen Erwähnung sind werth die Bergknappen von Rothenburg an der Saale, die biedern Altmärker und Mecklenburger, die Sachsen und Baiern, die ihr Vaterland früher erkannten, als es ihre Könige und Landsleute thun konnten, und, wie die Holländer, aus den feindlichen Reihen herübertraten. An heißer Wuth aber übertrafen alle die Spanier; nur die Tyroler, geführt von Riedl und Ennemoser, einst Hofer's und Speckbacher's Gefährten, kamen ihnen an glühender Rache gleich. Beim Rückzuge der

Heere nach der lützner Schlacht war ein Theil der Fußjäger des Corps, der in Leipzig gestanden, nach Schlesien zurückgegangen. Dadurch wurden Jahn, Reil und andere Führer von Lützow getrennt, welcher durch den Alles umfassenden Friesen, der später bei Vercul von franz. Bauern getödtet wurde, und den Alles begeisternden Körner (s. d. Art.) noch mehr fortgezogen, mit der Reiterei über die Elbe und Saale ging, während der zurückgebliebene Theil des Fußvolks unter der Führung des Majors von Petersdorf in unruhiger Thatenlosigkeit an der Elbe auf- und abschwärmte. Die Hoffnung, am 7. Juni 1813 vereint mit Woronzow und Czernitscheff Leipzig siegreich zu besetzen, wurde durch den Waffenstillstand vernichtet. Hiermit ging die Freischaar ihrer frühern Idee nach unter. Dazu kam das Unglück, daß die Reiterei während des Waffenstillstandes durch den berüchtigten Überfall von den Franzosen und Würtembergern zu Kitzen bei Leipzig fast ganz aufgerieben wurde. Nach dem Waffenstillstande waren die Lützower jedoch wieder stärker, als vorher, versehen mit Reiterei und schwerem Geschütze, beinahe 4000 Mann. Auch jetzt wurde das Corps aus unbekannten Ursachen nicht zweckmäßig verwendet. Es kam unter den Befehl des Generals Wallmoden, der durch die Umstände genöthigt war, mehr beobachtend, als handelnd, mehr abwehrend, als angreifend zu Werke zu gehen. Der Ruhm der Tapferkeit, öfter noch der kühnen Verwegenheit, wurde den schwarzen Jägern in vielen kleinen Gefechten zu Theil, die an der Elbe und Weser gegen bedeutende Übermacht geliefert wurden, aber Großes konnte um so weniger ausgeführt werden, als das Corps beständig getrennt war. Erst im Decbr. sammelte es sich wieder in Boltzenburg. Der General von Bülow rief es jetzt nach Holland. In Celle trafen die Lützower auf das schwedische Heer, und der Kronprinz von Schweden wählte sie zu seinem Vortrabe; eine Auszeichnung, die für den Ruhm, der in Frankreich zu gewinnen war, keinen Ersatz gab. Lützow, kaum genesen von seinen schweren Wunden, fühlte die drückende Lage der Seinen vor Hamburg und Glückstadt; er beurlaubte sich nebst einem Theile der Reiterei, mit dem Versprechen, die Übrigen bald zu sich zu rufen. Bei dem Rückzuge des blücher'schen Heers führte er Aufträge an St. Priest, die ihm Blücher gab, mit Muth und Einsicht aus. Aber besorgt, eine Abtheilung preußisches Geschütz zu decken, verweilte er sich und fiel mit seiner kleinen Mannschaft den Bauern in die Hände. Er verlor viele seiner Leute und wurde selbst schwer verwundet, nur durch die seltene Ehrlichkeit eines französischen Landmanns vom gänzlichen Untergange errettet. Am Ende des Januars brach der andere Theil unter der Führung des Hauptmanns von Helmenstreit vom baltischen Meere nach dem Rhein auf. Neue Befehle des Kronprinzen schickten die leichte fliegende Schaar vor die Festung Jülich, wo sie mit 1300 Mann, so weit war ihre Zahl geschmolzen, drei Wochen lang gegen die täglichen Ausfälle eines sechsfach stärkern Feindes streiten mußten. In Laon kamen sie zu spät an, um mit als Sieger in Paris einzuziehen. — Nach dem Frieden ist dieses Corps zum Theil auseinander gegangen, und zum Theil zu einem regulären Regimente organisirt worden. Lützow selbst wurde in der Schlacht bei Ligny (am 16. Juni 1815) gefangen, und lebte nach seiner Befreiung in Münster im Range eines Majors.

Luxembourg (François-Henri von Montmorency, Herzog von), Marschall von Frankreich, einer der berühmtensten französischen Feldherren unter Ludwig XIV. Er war der Sohn des berüchtigten Grafen Boutteville und 1628 geboren. Dem großen Condé, dessen Schüler

er war; und unter welchem er 1643 der Schlacht bei Rocroi beiwohnte, blieb er in guten und bösen Schicksalen stets getreu. Schon bei der Eroberung der Franche-Comté (1668) zeigte sich das glänzende Genie Luxembourgs, der hier als Generallieutenant befehligte. In Holland, wo er den Oberbefehl führte, eroberte er in dem Kriege von 1672 die holländischen Festungen und schlug das Heer der Generalstaaten bei Bodegrave und Woerden. In diesem Feldzuge machte er einen berühmten Rückzug, indem er mit einem Heere von 20,000 Mann durch ein feindliches von 70,000 ging, ohne daß ihm dieses etwas anzuhaben vermochte. Er war nachher bei dem zweiten Feldzuge in der Franche-Comté, befand sich bei der Schlacht von Senef (11. Aug. 1674) und erhielt 1675 den Marschallsstab. Nach Türenne's Tode befehligte er einen Theil des franz. Heers, war aber anfangs nicht sehr glücklich denn er mußte vor seinen Augen Philippsburg nehmen lassen, und sein Versuch der Stadt zu Hülfe zu kommen, war vergebens. Glücklicher war er jedoch gegen den Prinzen Wilhelm von Oranien (1678), von dem er sich unvermuthet überfallen sah, den er aber mit Erfolg zurückschlug. In dem darauf folgenden Kriege Frankreichs gegen die verbündeten Mächte (England, Holland, Deutschland und Spanien) gewann Luxembourg drei große Schlachten: die erste bei Fleurus (1. Juli 1690) gegen den Fürsten von Waldeck; die zweite bei Steinkirchen (4. Aug. 1692), wo ihn König Wilhelm von England plötzlich überfiel, aber dennoch zurückgetrieben wurde; die dritte und blutigste unter allen bei Neerwinden (29. Juni 1693), in welcher der König Wilhelm eine große Niederlage erlitt. Von den in diesem mörderischen Treffen genommenen Fahnen ward die Kirche Notre-Dame zu Paris fast ganz angefüllt. — Luxembourg endigte seine so glorreiche kriegerische Laufbahn durch den langen und beschwerlichen Marsch, den er im Angesichte der Feinde von Vignamont bis zur Schelde nahe bei Tournay machte. Er starb a 4. Januar 1695.

Luxemburg, ehemals ein Herzogthum und eine Provinz der österreichischen Niederlande, wurde 1795 von den Franzosen besetzt, und machte seitdem einen Theil des Wälder-Departements (des Forêts) aus. Durch den Beschluß des wiener Congresses (1815) wurde der größte Theil dieser Provinz, mit Einschluß des Herzogthums Bouillon (s. d. A.) zusammen 108 Q. M. mit 300,000 Einw., dem Könige der Niederlande, als Entschädigung für seine in Deutschland abgetretnen nassauischen Fürstenthümer überlassen. Er führt deswegen den Titel als Großherzog von Luxemburg, und ist als solcher Mitglied des deutschen Bundes. Ein kleiner Theil des Landes ist zum preußischen Großherzogthume Nieder-Rhein gelegt. — Das Land macht den Mittelpunkt des berühmten ardenner Waldes aus, ist größtentheils bergig, hat gute Viehzucht und viele Eisengruben. Luxemburg, die Hauptstadt des Landes, an der Elze, mit 9000 Einwohnern, ist eine der wichtigsten Festungen. Sie besteht aus der obern und untern Stadt; jene liegt größtentheils auf Felsen, in welche die Festungswerke eingehauen sind. Nach der Generalakte des wiener Congresses (Art. 67.) ist Luxemburg, in militärischer Beziehung, eine deutsche Bundesfestung; der Großherzog hat das Recht, den Gouverneur und Militär-Commandanten der Festung zu ernennen, 1816 dem König von Preußen abgetreten, und zugleich bewilligt, daß $\frac{3}{4}$ der Besatzung aus preußischen Truppen, $\frac{1}{4}$ aus niederländischen bestehen soll.

Luxus, Pracht oder Üppigkeit, eine Folge des Reichthums, entspringt aus dem Bestreben zur Verschönerung des Lebens. Er zeigt

sich in der Erfindung und Anwendung immer neuer Genußmittel, die zum Glanze, Putze und zur Befriedigung künstlicher Bedürfnisse des Wohllebens und der Weichlichkeit dienen, z. B. in Ansehung der Wohnungen und ihrer Umgebungen, in Ansehung der Bekleidungen, Fuhrwerke, Pferde, Geschirre, Bedienungen, Mahlzeiten, Getränke und noch vieler anderer Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Abgesehen von dem Nachtheile, welchen er der Sittlichkeit, Gesundheit und Naturkräftigkeit des Menschen bringt, wird der Luxus dadurch nützlich und im Staate nothwendig, daß er den physischen Wohlstand erleichtert, ihn unter die größtmögliche Menschenmasse verbreitet, und so der, dem allgemeinen Nationalwohlstande nachtheiligen Vermögensungleichheit stets entgegenarbeitet, welche kein Staat, in Absicht des Mobiliarvermögens, zu verhindern vermag. Da nun der höchste physische Zweck des Menschen Wohlleben, auf dauernden Wohlstand gegründet, ist, so hat die Regierung beim Luxus nur die sehr bedingte Pflicht der Einschränkung, wenn Jemand durch denselben aus dem Zustande des Wohlstandes herabzusinken in Gefahr ist, oder die öffentliche Sittlichkeit und Religiosität dadurch verletzt wird. Der Luxus ist kein ausschließliches Vorrecht des Reichen, sondern jeder Mensch kann ihn nach seinen Vermögensumständen anwenden, um durch mehrere Genußmittel sich das Leben zu verschönern. Die häufigen Klagen der Vornehmen und Reichen über die Fortschritte und Nachtheile des Luxus scheinen größtentheils aus Stolz und Neid gegen die niedere Volksklasse entsprungen zu sein, indem die höhern Stände sich an den, durch die Fortschritte des Gewerbfleißes unverkennbar erweiterten Wohlstand der niedern Klassen noch nicht gewöhnen können. Mit Unmuth sehen sie die scharfe Abmarkung der Vorzeit verschwinden, wo Armuth und Mangel der Antheil des Volks, und vorzüglich des Landmannes war. Übrigens ist noch zu bemerken, daß von dem archischen Luxus oder Aufwandsgesetzen der Römer vom J. 572 an bis zu den in's Unendliche vervielfältigten Aufwandsgesetzen der Franzosen, Schweizer, Schweden ꝛc., alle Aufwandsgesetze stets ein fruchtloses Bestreben der Regierungen geblieben sind, und statt den Geist der Nation umzuwandeln, diesen vielmehr verderbt und zum Schleichhandel geneigt gemacht haben.

Luynes (Charles Albert, Herzog von) ein berüchtigter Günstling Ludwigs XIII., Königs von Frankreich, geboren 1578. Sein eigentlicher Familienname war Alberti; seine Vorfahren, florentinische Edelleute, hatten sich, hundert Jahre zuvor, aus Florenz vertrieben, in Frankreich niedergelassen. Er und seine beiden jüngern Brüder waren schon von Heinrich IV. dem Dauphin zur Gesellschaft zugegeben worden; Charles Luynes hatte sich aber besonders die Gewogenheit des jungen Königs durch die kindischen Zeitvertreibe, mit welchen er ihn unterhielt, erworben, und dadurch den Grund zu seinem nachherigen großen Einflusse gelegt. Der Marschall d'Ancre, der damals alles am französischen Hofe vermochte, begünstigte ihn und verschaffte ihm die Statthalterschaft von Amboise und doch war es vorzüglich de Luynes, der den Marschall und dessen Gattin, welche die verwitwete Königin Maria von Medici unumschränkt beherrschte, stürzte (1617). De Luynes erhielt das ganze, viele Millionen betragende Vermögen des Marschalls, verschiedene von dessen bisherigen Stellen, und regierte nun eben so unumschränkt, wie jener, nur noch schlimmer; denn er bereicherte sich in einem Jahre mehr, als der Marschall in siebzehn Jahren. Die ganze Regierung war in de Luynes Händen, und er vereitelte alle Unternehmungen der Mutter des Königs und der französischen Großen, die sich wider ihn

verbunden hatten. Er wurde selbst (1621) zum Connetable von Frankreich ernannt, ob er gleich die zu dieser Stelle erfoderlichen Eigenschaften gar nicht besaß. Ludwig XIII. wurde jedoch zuletzt seines Günstlings überdrüssig, weil er ihn mit zu vieler Gewalt beherrschte, und großes Unheil im Staate angerichtet hatte. De Luynes starb daher zu rechter Zeit (15. Dec. 1621) im 43. Jahre. Sein Tod verursachte viel Freude und große Veränderungen am französischen Hofe.

Luzac (Johann) ein berühmter Philolog und Publicist, wurde 1756 den 2. Aug. zu Leyden geboren und stammte aus einer in frühern Zeiten ihrer Religion wegen aus Frankreich gewanderten Familie. Nachdem er unter Valkenaer und Rhunkenius seine Studien vollendet hatte, bot man ihm sowol in Leyden als in Gröningen die Lehrstühle der Rechtswissenschaft und der griechischen Sprache an, Luzac schlug aber beides aus und zog es vor, sich nach dem Harz zu begeben und sich dort der juridischen Praxis zu weihen. Nach einem 4jährigen Aufenthalt daselbst, kehrte er indeß nach Leyden zurück (1772), um daselbst an der Herausgabe der von seinem Onkel Stephan Luzac gestifteten, berühmten „leydner Zeitung" Theil zu nehmen, einem Blatte, welches damals von den ersten Gelehrten nnd Staatsmännern Europa's seines trefflichen, für die Geschichte der Zeit höchst wichtigen Inhaltes wegen begierig gelesen wurde und dessen Redaction Luzac nach seines Onkels Tode (1787) gänzlich übernahm *). Neben diesem Geschäft und der juridischen Praxis beschäftigte sich Luzac immer noch mit großem Fleiße mit dem Studio der römischen und griechischen Klassiker, und als Valkenaer 1785 starb, übernahm er auch noch bei der Universität seiner Vaterstadt den dadurch erledigten Lehrstuhl der griechischen Sprache, außer den öffentlichen Vorlesungen noch mehrere Privatkollegien haltend. So eifriger und standhafter Freund einer gesetzmäßigen Freiheit er auch war, entging er aber dennoch den Anfeinbungen derer nicht, die in ihren überspannten Ideen Alles umstoßen wollten, und als in den Neunziger Jahren die Unruhen in Holland ausbrachen, ward er auf Antrieb mehrerer der heftigsten Neuerer, die ein Ärgerniß an seinen Vorträgen der vaterländischen Geschichte genommen hatten, der früher erhaltenen Professur der Geschichte beraubt: ein Vorfall, welcher Luzac so schmerzte, daß er auch eine philologische Lehrstelle wiederlegte und die Verhandlungen des ganzen Herganges der Sache in einem eigenen Schriftchen in holländischer Sprache bekannt machte, wodurch indeß der Haß seiner Gegner nur noch mehr geschärft und ihm nun auch mancherlei Hindernisse in Betreff der Herausgabe seiner Zeitung in den Weg gelegt wurden, was ihn denn im J. 1800 endlich dahin brachte, sich auch von dieser Unternehmung zurückzuziehen, um sich fortan allein seinen philologischen Studien und der Herausgabe mehrerer, von seinem einstigen Lehrer Valkenaer hinterlassenen Schriften, zu widmen. Vorher schon und gleich nach seiner Entsetzung als Professor der Geschichte

*) Die Nouvelles extraordinaires de divers endroits, oder wie man sie gewöhnlich nennt, die Gazette de Leyde wurde von Stephan Luzac und dessen Bruder Johann (dem Vater unsers Johann Luzac) gemeinschaftlich unternommen (1738). Johann Luzac der Vater, war Buchdruckereibesitzer in Leyden; Stephan hatte sich erst dem geistlichen Stande gewidmet, gab aber in der Folge die Theologie auf. Beide Brüder hatten sich in ihr Blatt so getheilt, daß der eine die Redaction, der andere das Merkantilische und Typographische besorgte.

hatte ihm Washington von Amerika aus in einem Briefe über sein Mißgeschick zu trösten gesucht und ihm die größten Versicherungen seiner innigsten Hochachtung gegeben, und die brieflichen Verbindungen in welchen er zu verschiedenen Zeiten mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, einem Adams, Jefferson, dem Minister Herzberg und v. Dohm, so wie mit dem König von Polen, Stanislaus Poniatowski und dem Kaiser Leopold II. stand, beweisen zur Genüge, wie allgemein geachtet und geschätzt er war. Im J. 1802, als Ruhe und Ordnung in den Niederlanden wieder hergestellt waren, erhielt Luzac seine frühern Anstellungen bei der leydner Universität mit vermehrten Gehalte wieder und er lebte nun mit unermüdeter Thätigkeit fortwirkend in seinem alten Wirkungskreise bis zu der traurigen Katastrophe, die ihm und so vielen seiner Mitbürger das Leben kostete. Als nämlich am 12 Januar 1807 ein durch Leyden gehendes mit 40,000 Pf. Pulver beladenes Schiff, innerhalb der Stadt aufflog, da fand auch er sein Grab unter den Ruinen der halb verschütteten Stadt. In der vom Professor Siegenbel herausgegebenen Schrift über diesen Unfall von Leyden findet sich eine gutgeschriebene Biographie des den Wissenschaften zu früh entrissenen Mannes.

Luzern, ein Kanton der Schweiz, s. Schweiz. Die Hauptstadt Luzern, am Ausflusse der Rüß aus dem Vierwaldstädtersee, dessen hieher sich erstreckender Busen der luzerner See heißt, ist, wegen der vielen Gärten, in ihrem Umfange bedeutend groß. Der Fluß theilt sie in zwei, durch vier Brücken verbundene Theile. Sie hat über 5000 Einwohner, Lyceum, Zeichenschule, Singakademie, und ist der Sitz des päpstlichen Nuntius und mit Bern und Zürich abwechselnd, der Tagsatzung. Man sieht in Luzern Pfyffer's topographisches Relief von 60 Q. M. der Schweiz, auf einem Raume von 20 F. Länge und 12 F. Breite vorgestellt. Die Seidenmanufaktur und die Papiermühle ist von Wichtigkeit; außerdem treibt die Stadt einen starken Transitohandel. Auch werden viel Käse, Schweine, gemästete Schnecken (nach Italien), viel Getreide, gedörrte Zwetschen, Kirschwasser und Floretseide ausgeführt.

Lyceum, Lykeion, ein Gymnasium (Ringschule) zu Athen, welches von dem in der Nähe stehenden Tempel des Apollo λύκειος (Wolfstödter), seinen Namen hatte und in dessen bedeckten Gängen Aristoteles seine Philosophie vortrug. Ihm zu Ehre wurden bei den Neueren die höheren lateinischen Schulen in den Städten Lyceen genannt, weil in denselben ehemals die aristotelische Philosophie in der scholastischen Form gelehrt wurde. Der Sprachgebrauch ist in Rücksicht des Ranges der Lyceen vor oder nach den Gymnasien nicht in allen Ländern gleich; überall aber sind sie Schulen für die eigentliche gelehrte Bildung, aus denen die Schüler unmittelbar zur Universität übergehen. E.

Lydia, in ältern Zeiten Mäonia, eine ansehnliche und fruchtbare Landschaft in Kleinasien, ward an den Küsten nach dem jonischen Meere zu von Joniern bewohnt. Gegen Süden ward das Land durch den Mäander (jetzt Meinder) von Karien getrennt, gegen Osten grenzte es an Phrygien und gegen Norden an Mysien. In den ältesten Zeiten war hier ein berühmtes Königreich, dessen Gebiet durch den Fluß Halys (jetzt Kizel Irmak) vom Persien geschieden wurde. Cyrus überwand den letzten lydischen König Krösus (s. d. Art.) Das Land war außerordentlich fruchtbar und die Einwohner, besonders unter diesem Könige, das reichste, aber auch bald das weichste und

üppigste unter allen asiatischen Völkern. Sie waren die Erfinder der weichlichsten Kleider und der kostbarsten Tapeten, der wohlriechendsten Salben und der leckerhaftesten Gerichte, und eine der Haupttonarten in der griechischen Musik, welcher man den Charakter der Weichlichkeit beilegte, hieß nach ihnen die lydische. Sie legten herrliche Gärten an, wo sie die feinsten sinnlichen Vergnügungen genossen; sie entdeckten zuerst das Geheimniß, auch Mädchen in den Stand des Unvermögens zu versetzen, um sie zu Hüterinnen ihrer Weiber und Beischläferinnen zu gebrauchen. Zu Herodot's Zeiten war die Sittenverderbniß unter den Lydiern bereits so groß, daß die Mädchen öffentlich mit ihren Reizen wucherten, und von dem Sittenverderbnisse wurden auch die Jonier angesteckt. Der so sehr gerühmte Reichthum der Lydier mag sich vielleicht nicht sowol über das ganze Volk, als vielmehr nur über die Könige und Vornehmsten im Staate verbreitet haben. Denn außerdem, daß diese aus den goldreichen Flüssen Hermus (jetzt Sarabat), und Paktolus und aus den Bergwerken ihre Schatzkammern füllen konnten, erhielten sie alle ihre Bedürfnisse durch die Arbeit der Sklaven, welche sie nicht in baarem Gelde, sondern mit eigenen Landeserzeugnissen bezahlten. Sie konnten also edle Metalle immer mehr anhäufen. Daß Krösus reicher war, als alle seine Vorfahren, ist nicht zu verwundern, da er sich die ganze Küste von Vorderasien unterwarf und alle Handelsstädte ausplünderte. Ob es gleich nicht erwiesen werden kann, daß die Lydier schon vor uralten Zeiten einen erträglichen Handel gehabt haben; so ist doch nicht zu leugnen, daß sie schon lange vor den Griechen eine gewisse Bildung erreicht, und daß die griechischen Kolonien in Niederasien die schnelleren Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften, welche sie vor den Griechen im Mutterlande machten, den Lydiern zu verdanken hatten. Unter andern verdankt man ihnen die Erfindung der Gold- und Silbermünzen, der Gasthöfe, gewisser musikalischer Instrumente, der Kunst Wolle zu färben, welche nachher in Milet so sehr vervollkommnet wurde, desgleichen die Kunst das Erz zu schmelzen und zu verarbeiten, vielleicht auch den ersten Anfang der Malerei und des Bergbaues. Auch trieben sie einen starken Handel. Sardes, die Hauptstadt des Landes, wird als ein Ort geschildert, wo Griechen, Phrygier und selbst die nomadischen Völker zusammenkamen, ihre Waaren gegen andere umzutauschen. Hier war besonders ein Hauptmarkt des Sklavenhandels, der die Harems der Perser mit Verschnittenen versah. Jetzt gehört Lydien zu der türkischen Statthalterschaft Natolien (Anadolu.)

Lykophron, aus Chalcis in Euböa gebürtig, ein griechischer Grammatiker, und Verfasser vieler Trauerspiele, lebte um 280 vor Chr. Geb. unter Philadelphus, bei welchem er sich durch die von ihm erfundenen Anagrammen beliebt gemacht hatte. Er soll an einer Wunde gestorben sein, welche ihm einer seiner Gegner mit einem Pfeile beibrachte, als sie über die Verzüge der alter Dichter stritten. Von seinen Schriften ist uns nur noch ein Trauerspiel Kassandra (Alexandra) übrig, welches in Jamben abgefaßt ist, und überall das Gepräge einer durch mühseligen Fleiß erworbenen Gelehrsamkeit trägt, daher auch sehr schwer und mit dunkeln Anspielungen überladen ist. Es ist eigentlich ein ununterbrochen fortlaufender Monolog, in welchem Kassandra den Untergang der Stadt Troja und die Schicksale aller darin verflochtenen Helden und Heldinnen voraussagt, und der in mythologischer und antiquarischer Hinsicht einigen

Werth hat. Ein späterer Grammatiker Johannes Tzetzes, hat einen Commentar dazu geschrieben. Ausgaben von diesem Trauerspiel sind: Cum comment. Ioh. Tzetzae cura Io. Potteri, Oxon. 1697 und 1702, in einem Folio Bde.; dann mit dem Commentar Canter's von Reichard (Leip. 1738) und zuletzt von Sebastiani (Rom 1803). Tzetzes bezeugt, daß Lykophron vierundsechzig oder sechsundsechzig Trauerspiele geschrieben, von denen Suidas zwanzig namhaft macht. Die noch übrigen Fragmente seiner verloren gegangenen Schriften hat Guil. Canterus, lib. VI. novar. lectionum c. 17. gesammelt und erläutert.

Lykurgus, der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, lebte um das J. 888 vor Chr. Geb., und war der jüngste Sohn des spartanischen Königs Eumomus. Sein älterer Bruder, Polydektes, folgte dem Vater in der Regierung, starb aber bald und hinterließ das Königreich dem Lykurgus. Als bald darauf bekannt ward, daß die hinterlassene Gemahlin des Polydektes schwanger sei, erklärte Lykurg, daß, wenn sie einen Thronerben gebären sollte, werde er der erste sein, ihn als seinen König anzuerkennen. Um die Lacedämonier von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen, legte er den königlichen Titel ab und verwaltete das Reich nur als Vormund des künftigen Thronerben. Indessen ließ ihm die Königin sagen, wenn er sie heirathen wolle, werde sie ohne Anstand ihr Kind tödten. Indem er ihr nun mit der Erfüllung dieses Wunsches schmeichelte, bekam er den Knaben, welchen die Königin gebar, in seine Gewalt. Von der Freude des Volks über dieses Ereigniß erhielt das Kind den Namen Charilaus (die Freude des Volks). Lykurgus hatte schon durch die Weisheit seiner Staatsverwaltung sich allgemeine Hochachtung erworben; diese Handlung der erhabensten Uneigennützigkeit aber erhob ihn auf den Gipfel des Ruhms, weckte jedoch auch den Neid vieler vornehmer Spartaner gegen ihn, mit denen sich die Königin, aus Rache über ihre vereitelte Hoffnung, verband. Sie streuete unter dem Volke aus, es sei gefährlich, das Leben des künftigen Thronerben einem Manne anzuvertrauen, welchem an dem Tode desselben das meiste gelegen sein müsse. Um diesen entehrenden Verdachte zu entgehen, fand sich Lykurg bewogen, nicht nur die Vormundschaft des jungen Königs freiwillig niederzulegen, sondern sogar sein Vaterland zu verlassen. Ob nicht dieser Entschluß auch von der Begierde, fremde Nationen und ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, begleitet wurde, ist unbekannt; wenigstens nützte Lykurg seine Reisen zu diesem Zwecke. Nachdem er zuerst Kreta besucht hatte, wo die weisen Gesetze des Minos seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, ging er nach Jonien. Hier machte die weichliche, luxuriöse Bildung und Lebensitte der Einwohner und die Kraftlosigkeit ihrer Gesetze, welche mit der Einfachheit und Strenge der kretischen Gesetze einen schneidenden Abstich bildete, den tiefsten Eindruck auf ihn. Dafür entschädigte ihn, wie man sagt, die Auffindung der homerischen Gedichte. Von hier soll er noch mehrere Reisen, unter andern nach Ägypten, Indien und Spanien gemacht haben. Da jedoch in seinen Gesetzen auch nicht die geringste Spur von ägyptischer oder indischer Weisheit zu finden ist, so zweifelt man daran. Während der Zeit wurde Lacedämon von neuen Unruhen zerrüttet. Da nämlich die beiden Könige Archelaus und Charilaus weder bei dem Volke, noch bei den Vornehmen in Achtung standen und auch keine Gesetze vorhanden waren, durch welche die allgemeine Ruhe hätte aufrecht erhalten werden können, so überstieg die Verwirrung alle Grenzen. In dieser bedenklichen Lage war Lykurg der

einzige Mann, von dem man Hülfe und Rettung erwartete. Das Volk suchte in ihm Schutz gegen die Großen, und die Könige glaubten, daß er den Ungehorsam des Volks bändigen werde. Mehr, als ein Mal erschienen Gesandte bei ihm, welche ihn baten, dem Staate zu Hülfe zu eilen. Lange widerstand er; aber endlich gab er dem dringenden Wunsche seiner Mitbürger nach. Bei seiner Ankunft in Sparta fand er bald, daß nicht bloß von Abschaffung einzelner Gesetzwidrigkeiten und Mißbräuche die Rede sein dürfte, sondern daß vielmehr eine gänzliche Wiedergeburt der Staatsverfassung nöthig sei. Die Achtung, welche ihm seine Persönlichkeit, sein Gesicht und die augenblickliche Lage des Staates bei seinen Mitbürgern verschaffte, machte ihm Muth, sich durch keine Hindernisse abschrecken zu lassen. Der erste Schritt, den er nun that, bestand darin, daß er den Königen die Gerusia, einen Senat von achtundzwanzig, durch ihr Alter ehrwürdigen Personen (Gerонten, s. d. Art.) an die Seite setzte, ohne dessen Einwilligung jene nichts unternehmen sollten. Dadurch bewirkte er ein heilsames Gleichgewicht zwischen der Macht der Könige und dem Übermuthe des Volks. Letzteres erhielt zugleich die Gewalt, über die Staatsangelegenheiten seine Stimme geben zu dürfen, ohne jedoch die Freiheit der eigenen Berathschlagungen zu haben, indem er sich darauf beschränken mußte, das, was die Könige oder der Senat vorschlagen würden, entweder zu genehmigen, oder zu verwerfen. Die Spartaner willigten meistens in alle Einrichtungen Lykurg's ohne Widerrede; bloß die gleiche Vertheilung des Eigenthums erregte unter den Reichen einen Aufruhr, der so heftig wurde, daß Lykurg nur durch die schleunige Flucht in einen benachbarten Tempel sein Leben zu retten vermochte. Auf dem Wege dahin erhielt er einen heftigen Schlag über den Kopf, der ihm ein Auge gekostet haben soll. Er aber that weiter nichts, als daß er sich umwandte und seinen Verfolgern das von Blut überströmte Gesicht zeigte. Dieser Anblick erfüllte Alle mit Scham und Reue; sie baten ihn um Verzeihung und begleiteten ihn ehrfurchtsvoll nach Hause. Der Thäter, ein vornehmer Jüngling von heftigem und aufbrausendem Charakter, ward ihm ausgeliefert. Lykurg verzieh ihm und entließ ihn mit Beschämung. Nachdem die Verfassung Spartas völlig gegründet war, sorgte Lykurg auch für deren künftige Aufrechthaltung. Er ließ nämlich alle Bürger einen feierlichen Eid schwören, daß sie vor seiner Zurückkunft nichts an den eingeführten Gesetzen ändern wollten, reiste dann nach Delphi und fragte den Gott, ob die neuen Gesetze für Spartas Glück hinreichend wären? Die Antwort war: „Sparta wird der blühendste Staat bleiben, so lange es diese Gesetze beobachten wird." Diesen Spruch sandte er nach Lacedämon, und begab sich freiwillig in die Verbannung. Fern von seinem Vaterlande, starb er, wie man sagt, eines freiwilligen Hungertodes, nach Einigen zu Cirrha, nach Andern zu Elis oder Kreta. Auf seinen Befehl ward sein Körper verbrannt, und die Asche in das Meer gestreuet, damit sie nie nach Sparta zurückgebracht und das dortige Volk sich des geleisteten Eides für entbunden halten könnte. Ihm zu Ehren ward in Sparta ein Tempel errichtet, und von seinen Freunden eine Gesellschaft gestiftet, welche noch bis in die spätesten Zeiten Sparta's fortdauerte, und den Zweck hatte, das Andenken seiner Tugenden zu feiern. Der Hauptzweck der lykurgischen Gesetzgebung war, eine gemischte Regierungsform in Sparta einzuführen. Diese setzte Lykurg aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie zusammen, so daß die eine durch die andere eingeschränkt wurde. Die beiden Könige und der ihnen zur Seite stehende Rath der

Geronten standen an der Spitze der Regierung, jedoch erhielt das Volk einen mittelbaren Antheil an der Regierung. Er theilte alle Bürger Spartas in drei, nach Andern auch in sechs und mehrere Stämme, und diese wiederum in dreißig Zünfte ein. Mit dieser Einrichtung hing wahrscheinlich die Polizei- und Rechtsverwaltung, so wie die Anordnung zum Kriegsdienste zusammen. Da übrigens Sparta kein roher, wilder Staat mehr war, sondern die Einwohner desselben schon eine mäßige Stufe von Bildung erstiegen hatten: so muß man billiger Weise die Macht des Willens und des Genies in Lykurg bewundern, der es vermochte, die Spartaner nicht allein bürgerlich, sondern auch moralisch und sittlich umzuwandeln, und einem solchen Volke Entsagung und Aufopferung bis auf die Nothdurft des Lebens aufzuerlegen. Sein Vorschlag zur gleichmäßigen Vertheilung des Eigenthums fand daher zwar anfangs den heftigsten Widerstand, ward aber dessenungeachtet bald darauf von allen Bürgern als bestehendes Gesetz genehmigt. Als Lykurg Sparta's Verfassung umänderte fand er drei Klassen von Einwohnern; die herrschenden Spartaner, die zinsbaren Lacedämonier und die leibeignen Heloten (s. d. Art.) So hart es nun auch scheint, daß Lykurg die Heloten in ihrer Sklaverei lassen konnte; so wenig Anstößiges hatte dieses bei den Griechen, deren Freiheit überhaupt den Gegensatz der Sklaverei nicht nur gestattete, sondern sogar nothwendig machte. Auch hatte man damals noch keine Idee von der Unrechtmäßigkeit eines solchen Unterschiedes zwischen Menschen. Er suchte die Bande, welche Natur,, Blutsfreundschaft und Liebe zwischen Menschen knüpfen, möglichst dem Wohle des Staats unterzuordnen und so einzuschränken, das sie demselben nicht hinderlich sein könnten. Die Liebe behandelte er als als ein bloßes Mittel, dem Staate kraftvolle Bürger, und damit Unabhängigkeit von außen her zu verleihen; er setzte für Hagestolze, oder solche Personen, die zu spät, oder eine Person von ungleichem Alter und Leibeskräften geheirathet hatten, gewisse Strafen fest, erschwerte den Neuvermählten das Beisammensein, damit sie ihre Begierden stets ungeschwächt erhalten sollten, und erlaubte abgelebten und unvermögenden Männern, ihre Weiber an kraftvolle Jünglinge zu leihen, so wie gesunden Männern, welche schwache und unvermögende Weiber hatten, sich andere Weiber zu nehmen. Die Kinder waren nicht Eigenthum der Ältern, sondern des Staats. — Dieser entschied zuerst über das Leben und den Tod der Kinder, und ordnete dann, ohne alles Zuthun der Ältern, die Erziehung an. Um Mäßigkeit unter dem Volke zu bewirken, verordnete er einen einfachen Bau der Häuser und gemeinschaftliche Mahlzeiten, so wie er harte Strafen auf Schwelgerei und Trunkenheit setzte. Kein Fremder durfte sich länger, als es nöthig war, in Sparta aufhalten; kein Spartaner, Kriegszeiten ausgenommen, außer Landes gehen; keiner Gold und Silber besitzen; zum Gelde sollte nur Eisen genommen werden, und endlich sollten die Spartaner sich niemals den Wissenschaften widmen, nur die unentbehrlichsten Kenntnisse erlernen, keine Schauspiele aufführen, die Musik nicht weiter vervollkommnen, und weder Künstler, noch Redner sollten sich, ohne Erlaubniß der Obrigkeit, unter ihnen aufhalten. In der religiösen Verfassung Spartas änderte Lykurgus nichts; er benutzte sie im Gegentheile zu seinen politischen Zwecken und vereinigte die höchste Priesterwürde mit der königlichen. Er befahl eine einfache Beerdigung der Todten, untersagte alles öffentliche Wehklagen und schränkte die Privattrauer auf 11 Tage ein, ließ aber die Todten in der Stadt begraben und ihnen Denkmäler bei den Tempeln errichten, theils um

ihr Andenken zu ehren, theils auch, damit die Hoffnung, nach dem Tode dergleichen Ehrenbezeugungen zu erhalten, die Furcht, das Leben zu verlieren, mindern möchte. In Rücksicht der Gerechtigkeitspflege gab er nur wenige Gesetze; auch bedurfte es deren wenige, so lange es bei seinen übrigen Anordnungen blieb. Die entstandenen Streitigkeiten wurden entweder vom Könige, oder von der Volksversammlung, oder von der Gerusia, oder vielleicht am häufigsten durch unparteiische und billige Bürger entschieden. Endlich gehört zu den Einrichtungen Lykurg's, durch welche die Spartaner zu tapfern und furchtlosen Kriegern gebildet werden sollten, auch noch die kriegerische, jedes Gefühl für Schmerz und Todesfurcht unterdrückende Erziehung der spartanischen Jugend. Der Anfang eines Krieges war ihnen der Anfang eines Festes, und das Lager der Ort der Erholung, denn hier hörte alle Strenge der Lebensart auf, die sie zu Hause beobachten mußten; selbst die körperlichen Übungen verminderten sich. Siegen oder Sterben war ihr höchster Ruhm; ewige Schmach hingegen traf den Feigen und Fliehenden. Zur Erweckung des Muthes der Spartaner dienten auch noch die Gesetze, daß Sparta nicht mit Mauern umgeben, daß keine Festungen bestürmt, mit demselben Feinde keine wiederholten Kriege geführt, die Geschlagenen nicht zu weit verfolgt, der Getödtete nicht während des Treffens geplündert, und daß die gefallenen Helden auf eine feierliche und ausgezeichnete Weise begraben und ihrem Andenken Bildsäulen, Feste und Tempel errichtet wurden. Übrigens sollte Sparta, nach Lykurgus Meinung, kein eroberndes Volk werden, welches auch aus dem Verbote erhellt, Kriegsflotten zu unterhalten. Die spartanische Regierungsform des Lykurgus ist eben so oft getadelt, als gelobt worden. Zu den Tadlern gehört insonderheit Plato, der den lykurgischen Gesetzen vorwirft, daß sie, mit gänzlicher Unterdrückung alles Menschlichen, die mechanische Tapferkeit zur ersten Tugend erhoben hätten, und daß gerade in dieser Tödtung aller Menschheit der Keim zu den unzähligen Übeln begründet gewesen wäre, welche Lacedämon getroffen hätten, und von diesem auch andern Völkern zubereitet worden wären. Perikles tadelt beim Thucydides, daß die Tugend der Spartaner nur trübsinnig und einzig auf Furcht gegründet gewesen, und daß die Erziehung derselben sie unmenschlich und grausam gemacht habe.

Lymphatisches System. Da in allen Theilen des thierischen Körpers ein fortdauernder Stoffwechsel vorhanden ist, und fortwährend neue Masse sich bildet: so muß die frühere wieder zerstört und weggeleitet werden. Dies geschieht vorzüglich durch die Resorption oder Auffaugung. Ferner befinden sich in den zur Ausscheidung bestimmten Flüssigkeiten, z. B. im Urin noch Stoffe, welche für den Organismus nützlich sein können, auch diese werden wieder aufgesaugt, Endlich werden auf dieselbe Weise auch Stoffe aus der Außenwelt, theils vermittelst der Haut, theils aus dem Chymus im Darmkanale aufgenommen. Alle diese Verrichtungen werden von besondern Gefäßen vollzogen, welche unter dem Namen der Hauptgefäße oder auch lymphatischen Gefäße bekannt sind. Nur diejenigen von ihnen, welche die Stoffe aus dem Chymus auffangen, heißen Milchgefäße (vasa lactea chylifera). Diese Gefäße aber, welche von jedem Punkte des Körpers ihren Ursprung nehmen, sich vielfältig mit einander verbinden und überhaupt sehr zahlreich sind, endigen sich endlich in einem gemeinsamen Stamme (ductus thoracicus), welcher auf der vordern Fläche der Rückenwirbel befindlich, in die Höhe steigt und sich meistens in die vena subclavia sininstra endigt, in einzelnen Fällen ist noch

ein anderer Stamm vorhanden, der sich in die rechte vena subclavia endigt. Anderen Untersuchungen zu Folge sollen einzelne Äste sich auch in andre Venen ausmünden. Alle diese einzelnen Gefäße begreift man unter dem Namen des lymphatischen Systems. Es sind aber die Hauptgefäße sehr zart und durchsichtig; sie bestehen aus zwei Häuten, von denen die innere zahlreiche Klappen bildet. Überdies befinden sich an vielen Stellen kleine, runde Drüsen, (glandulae conglobatae), durch welche die Lymph- und Milchgefäße sich zerästelnd hindurchgehen, und welche auch mit Nerven und vielen Blutgefäßen versehen sind. Unter den Achseln, am Halse und in den Weichen fühlt man sie deutlich, weil sie unmittelbar unter der Haut liegen. In den Lymphgefäßen befindet sich eine wasserhelle, gerinnbare, gesalzene, ein wenig klebrige Flüssigkeit, welche Lymphe genannt wird, und die sich durch Eiweißstoff, den sie enthält, auszeichnet. Sie ist das Produkt der Ab- und Resorption. Der Chylus aber, den die Milchgefäße aus dem Chymus des Darmkanals aufnehmen, ist milchartiger. Chylus und Lymphe werden von den Ästen nach den Stämmen fortbewegt, erfahrend den Einfluß der innern Haut der Lymphgefäße und der Drüsen, durch welche sie hindurchgehen, vereinigen sich erst im ductus thoracicus mit einander und ergießen sich endlich in das venöse Blut, wodurch das Letztre restaurirt wird, indem theils durch die Bewegung des Blutes in den größern Gefäßen und im Herzen, theils durch die Respiration die Verbindung von Blut uud Lymphe in kurzer Zeit sehr einig gemacht wird. Hieraus leuchtet ein, welch einen großen Einfluß das lymphatische Gefäßsystem auf die Ökonomie und die Gesundheit des thierischen Organismus hat, wie viel es theils durch Wegleitung des Überflüssigen und Schädlichen von den einzelnen Organen, durch Veränderung und Umbildung dieser Stoffe und derjenigen, welche von außen aufgenommen wurden, theils durch Zuführen nützlicher Stoffe zum Blute, zur Erhaltung des thierischen Körpers beiträgt. Darum müssen auch die Krankheiten, denen das ganze System unterworfen ist, auf den ganzen Organismus einen sehr großen Einfluß haben, und man beobachtet dies an den Skrofeln, der Lustseuche, der Wassersucht, der Atrophie und andern, welche ursprünglich von diesem Systeme ausgehen. Drüsliche Leiden bestehen in Entzündung, welche häufig einzelne Drüsen, selten die Gefäße befällt, sehr oft in Eiterung übergeht, bisweilen aber auch Verhärtung der Drüsen zurückläßt. Die letztere wird oft skirrhös.

Lymphe, Lymphgefäße. Lymphe nennt man eine meistens farblose durchsichtige Flüssigkeit, welche in den lymphatischen Gefäßen (auch Wassergefäße oder einsaugende Gefäße genannt), die mit den lymphatischen Drüsen und Milchgefäßen ein eignes System ausmachen, enthalten ist. Sie finden sich in allen Theilen des Körpers, sind, wie die Blutgefäße, mit Klappen versehen, nehmen die von der Ernährung übrig gebliebene Flüssigkeit des Bluts aus den Arterienextremitäten auf, und vereinigen sich in der Gegend des Ductus thoracicus zu größern Ästen, aus welchen die Lymphe dem Chylus zugeführt wird. Ohne Zweifel ist es die Lymphe vorzüglich, aus welcher sich die hydropischen Flüssigkeiten, die Feuchtigkeit der Blasen u. s. w. absondern, indem der größte Theil der festen Theile in den Gefäßen gerinnt.

Lynceus (Linkeus), s. Danaiden und Hypermnestra.

Lyon, Hauptstadt im Departement der Rhone, nach Paris die wichtigste Stadt in Frankreich, liegt in einer, mit Bergen umgebenen

Ebene, mit schönen Gärten und Landhäusern, am Zusammenflusse der Rhone und Saone, welcher letztere Fluß durch einen Theil der Stadt fließt. Sie hat vier Vorstädte, 49 Kirchen, 7 Brücken, darunter die Guillotière mit zwanzig Bogen, enge, winklichte Straßen, gegen 8000, von Stein meistens gutgebaute Häuser, zum Theil von 4, 5 ja 7 Stockwerken, zehn schöne öffentliche Plätze, darunter der Bellecour-, jetzt Königsplatz, welcher ein längliches Viereck von 450 Schritten Länge und 225 Schritten Breite bildet, und der Platz Terreaux, auf welchem zur Repolutionszeit viele Hinrichtungen geschahen, und 130,000 Einwohner, vor der Revolution 160,000. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen bemerkt zu werden: die Domkirche, reich an Gemälden, welche der Kardinal Fesch derselben geschenkt hat; das vormalige Jesuiterkollegium, eines der schönsten Gebäude der Stadt, worin das Lyceum mit einer Bibliothek; die sich durch ihre Bauart auszeichnenden Kirchen St. Nizier und St. Just; das wohl eingerichtete Zeughaus, das größere Theater, und das allgemeine Krankenhaus Notre Dame de pitié, welches sich durch seine treffliche Einrichtung auszeichnet. Es fehlt hier nicht an gelehrten und Kunstanstalten; dahin gehören: eine Akademie mit drei Fakultäten, ein Lyceum, eine medicinische Gesellschaft, eine Thierarzneischule (die älteste von allen); eine Bibliothek von 120,000 Bänden, eine Gemäldegallerie, ein Naturalienkabinet, ein botanischer Garten mit mehr als 2000 ausländischen Pflanzen und eine Sternwarte. Im Museum des palais du commerce et des arts werden Mosaiken aufbewahrt, die man 1820 bei Lyon ausgegraben hat. Noch sieht man andere römische Alterthümer. Lyon ist vorzüglich wegen seines bedeutenden Handels — nächst Paris ist daselbst auch der stärkste Buchhandel — und wegen seiner wichtigen Seidenfabriken berühmt, die aber nicht mehr so ansehnlich sind, als vor der Revolution. Über 50,000 Einwohner sind Manufakturisten; sie verfertigen seidene, goldene und silberne Tressen, Sammet, seidene Strümpfe, Bänder ꝛc. Man rechnete, daß ehemals wöchentlich an 24,000 Pfund Seide in Lyon verbraucht wurden. Jährlich wurden für 5 Millionen Livres Gaze und Flor verfertigt. Die Stickerei allein beschäftigte 6000 Personen. In den J. 1726 — 1739 waren daselbst 30,000 Weberstühle vorhanden, kurz vor der Revolution noch 15,000; im J. 1788 beschäftigten noch 9335 Stühle 58,600 Menschen; im J. 1803 aber standen von 7000 dergleichen 5447 gänzlich still. Im J. 1819 zählte man in den Seidenfabriken 15,000 Stühle. Die große Fabrik von gewalkten Hüten, welche täglich 8—10,000 Hüte verfertigte, beschäftigte ehemals 8000 Menschen. In neuern Zeiten ist besonders die Fabrication der seidenen Shawls ein wichtiger Erwerbszweig für Lyon geworden. Auch verfertigt man viele Bijouterie- und Quincailleriewaaren, künstliche Blumen und mehrere chemische Produkte. Die sonst so berühmte Stickerei ist jetzt ganz im Verfalle. Der Handel mit diesen Fabrikaten, desgleichen der Speditionshandel ist indeß noch immer sehr lebhaft und erstreckt sich besonders in das Innere Frankreichs, nach der Schweiz, Italien und Deutschland. Die Rhone ist beständig mit Schiffen bedeckt, die theils in's südliche Frankreich fahren, theils von da zurückkommen. Diese Stadt hat, mehr, wie jede andere, durch die Revolution gelitten. Es waren damals viel Königlichgesinnte daselbst. Im Mai 1793 wurde die jakobinische Municipalität in Lyon abgesetzt, und die Stadt weigerte sich, dem National-Convent zu gehorchen; dafür ward sie aber belagert und ausgehungert, und mußte sich am 10. Oct. an die Jacobiner auf Gnade und Ungnade ergeben. Die für schuldig Geachteten wurden nicht, wie

gewöhnlich, durch die Guillotine hingerichtet, sondern in Haufen zu Hunderten zusammengetrieben und mit Kartätschen niedergeschossen. S. d. A. Percy.

Lyonnet (Pierre), ein berühmter Naturforscher ward 1707 zu Mastricht geboren und stammte aus einer französischen Priesterfamilie, welche durch religiöse Verfolgungen aus Lothringen vertrieben worden war. Er zeichnete sich nicht allein durch eine ungemeine Sprachkenntniß aus, sondern hatte auch in den bildenden Künsten große Fortschritte gemacht. Man hat ein Meisterstück von ihm, ein Basrelief in Burbaum, welches Apollo und die neun Musen vorstellt. Für die Kirche bestimmt, änderte er seinen Studirplan und widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit. Nachdem er einige Zeit als ausübender Advokat gelebt hatte, ward er zu einem der Staatssekretäre Holland's und zum geschwornen Übersetzer für die französische und lateinische Sprache erwählt. Von jetzt an wachte sein leidenschaftlicher Hang für die Naturgeschichte, besonders für Insektenkunde. Zuerst beschrieb er die Insekten, welche sich in der Nähe vom Haag befinden, dann legte er eine Muschelsammlung an, welche die reichste in Europa ward. Unter seinen naturhistorischen Werken sind insbesondere: der prachtvoll gedruckte Traité anatomique de la chenille qui ronge la saule, anatomische Abhandlung über die Weidenraupe, 1764, merkwürdig, und die Histoire des polypes deau douce (Geschichte der Polypen der süßen Gewässer), welche letztere er in Vereinigung mit Trembley herausgab, der seinem Mitarbeiter in der Vorrede die größten Lobsprüche ertheilt. Noch zeichnet sich dieses Werk dadurch aus, daß Lyonnet, der bis dahin die Kupferstecherkunst gar nicht ausgeübt hatte, die acht letzten Platten zu demselben gestochen hat, die den fünf ersten von Wandelaar nichts nachgeben. Lyonnet starb im Haag 1789.

Lyra, das älteste besaitete Instrument bei den Ägyptern und Griechen. Die Lyra der erstern, welche für die älteste gehalten wird, soll vom ägyptischen Hermes auf folgende Weise entdeckt worden sein. Als der Nil nach einer Überschwemmung einst wieder in sein Ufer zurückgetreten war, blieben auf dem Lande eine Menge Thiere liegen, unter andern eine Schildkröte, deren Fleisch zum Theil verfault, zum Theil von der Sonne vertrocknet war, so daß nichts, als die durch diese Vertrocknung ausgespannten und dadurch klingend gewordenen Sehnen und Spannadern unter der Schale übrig geblieben waren. Hermes, der am Ufer spazieren ging, stieß zufällig mit dem Fuße an die Schale dieser Schildkröte, und wurde durch den Klang so angenehm überrascht, daß er auf den Gedanken gerieth, ein ähnliches Instrument zu verfertigen. Sie hatte Anfangs nur 3 Seiten; ihre Gestalt war aber verschieden, denn auch die dreieckige Lyra will man für eine Erfindung der Ägypter halten. Die Griechen schrieben die Erfindung der Lyra ihrem Hermes zu. (S. d. Art. Merkur). Nach Einigen verbesserte der griechische Hermes die Erfindung der ägyptischen Lyra und setzte dieser eine vierte Seite hinzu. Nach Andern soll Apollo selbst der dreisaitigen ägygtischen Lyra die vierte hinzugefügt, und dann das Instrument Cither genannt haben. Diodorus Siculus erzählt, Apollo habe nach dem Wettstreite mit dem Marsyas, aus Reue über die an letzterm bewiesene Grausamkeit, die Saiten von seiner Cither abgerissen, und somit die von ihm erfundene Harmonie wieder vertilgt. Hierauf hätten die Musen den Ton Mese, Linus den Ton Lichanon, Orpheus und Thamyris die Töne Hypate und Parhypate wieder erfunden, und aus diesen vier neuen Tönen und der dreiseitigen ägyptischen Lyra sei darauf das Heptachord, oder die siebensaitige Lyra der Griechen entstanden.

Sonst wird auch ihre Erfindung dem Linus, Orpheus, Amphion, Terpander und allen denjenigen zugeschrieben, welche Veränderungen damit vornahmen. Die ersten Lyren des ägyptischen und griechischen Hermes waren mit Thiersehnen überzogen. Mit Bestimmtheit läßt sich angeben, daß die Zahl der Saiten am Ende bis auf eilf vermehrt wurde. Sehr oft wird die Lyra bei den Alten auch Cither genannt. Ob sie beide einerlei, oder von einander verschieden gewesen sind, hat bis jetzt noch nicht ausgemacht werden können. Nach Einigen soll die Cither ein aus mehrern einzelnen Stücken zusammengesetztes Instrument gewesen sein. Die beiden Seiten desselben waren in der Form von Ochserhörnern gegen einander gekrümmt, so daß ihr oberes Ende auswärts, das untere einwärts gebogen war. Bei der Lyra standen die beiden Hauptsaiten weniger aus einander und der Bogen war gekrümmt, wie eine Schildkrötenschale. Sie konnte nicht, wie die Cither, aufrecht gestellt, sondern mußte beim Spielen zwischen den Knien gehalten werden. Von der Lyra des Merkur wird erzählt, daß sie Korybas, der Sohn des Jasus und der Cybele, nach Phrygien gebracht habe, als er mit seinem Oheim Dardanus dahin ging. Nach Einigen wurde sie zu Lyrmessus aufbewahrt, wo sie Achilles bei Eroberung dieser Stadt erbeutete. Andern Nachrichten zu Folge, soll sie auch nach dem grausamen Tode des Orpheus, der sie vom Apollo, so wie dieser vom Merkur erhalten hatte, auf Bitten der Musen vom Jupiter unter die Gestirne versetzt worden sein. S. Sternbilder.

Lyrik, lyrische Poesie, ist diejenige Gattung der Poesie, durch welche der Dichter sein inneres Leben im Zustande des bewegten Gefühls unmittelbar darstellt. Dadurch, daß in derselben das Gefühl das Herrschende ist, ist sie von der dramatischen Poesie, in welcher die Anschauung zu einem, von dem Innern des Dichters verschiedenen Leben selbstständig ausgebildet ist, und von der epischen verschieden, welche in ihren vollendetsten Werken einen umfassenden Kreis der Handlungen in einer anschaulichen Begebenheit, als von dem Dichter angeschaut, darstellt, und beides, Gefühl und Anschauung, in vollem Gleichgewichte enthält. Verglichen mit Epos und Drama ist das lyrische Gedicht das beschränkteste, denn das Gefühl ist beschränkt auf den Augenblick der Gegenwart, aber um desto tiefer, voller und mächtiger spricht es das Gemüth an. Was der lyrische Dichter gibt, gibt er als sein eigenes Innere, weshalb man auch die lyrische Poesie die subjektive, im Gegensatze der übrigen Dichtungsarten, genannt hat. Auch heißt daher im weitern Sinne jene Darstellung lyrisch, welche nicht sowol die Gegenstände des Gefühls, wie sie an sich erscheinen, als vielmehr den subjektiven Zustand, oder wenigstens die Gegenstände, durch den Eindruck schildert, welchen sie auf das Gemüth hervorbringen. Indem aber die lyrische Dichtkunst das Gefühl am unmittelbarsten durch die Sprache ausdrückt, nähert sie sich der Tonkunst, welche das Gefühl durch Töne und deren Verbindung am reinsten darstellt; daher auch die griechische Lyrik von λυρα ihren Namen hat und Gedichte bezeichnet, die zur Lyra gesungen werden konnten. Obgleich nun in der lyrischen Dichtkunst sich alles im Gefühle auflöst und zum Gefühle wird, so ist doch nicht jeder Ausdruck des lebhaften Gefühls in Versen ein lyrisches Gedicht zu nennen. Überhaupt hat man den auf das Wesen der lyrischen Poesie gegründeten Satz: die lyrische Poesie soll das innere Leben und Gefühl des Dichters (d. i. das harmonische, poetische Gefühl) darstellen, von jeher in die falsche Behauptung umgekehrt, der lyrische Dichter (wofür sich jeder hält, der mit einiger Leichtigkeit im Gebrauche der poetischen Sprache ein lebhaftes Gefühl verbindet, oder irgend einmal

ein lebhaftes Gefühl in sich wahrnimt) sollte sein subjektives Leben oder sein Gefühl darstellen. Es fragt sich also, inwiefern ist das Gefühl poetisch zu nennen? Ein solches muß, zu Folge der Natur des Kunstwerks, in sich selbst harmonisch und nicht nur würdig sein, in der Sprache aufbewahrt zu werden, sondern sich auch durch eigenthümlichen und schönen Lauf der Rede und in einer reichen Mannichfaltigkeit von Gedanken und Bildern selbstständig aussprechen. Durch ersteres wird gefodert, daß ein bestimmtes Gefühl das herrschende sei, gleichsam der Grundton, aus welchem sich die Empfindungsreihe entwickelt, und daß es nichts Widerstreitendes in sich enthalte, was mit der zum Grunde liegenden Stimmung unvereinbar wäre, daß es mithin des Gegenstandes, welcher es veranlaßte, würdig, demselben sowol der Art, als dem Grade nach entsprechend (nicht matt oder überspannt) sei, eine Reihe von Anschauungen hervorrufe, welche dazu dienen, die innere Stimmung zu schildern, und daß es den durch die Sprache dargestellten Gedanken ganz durchdringe. Dieses Gefühl aber in allen anschaulichen Beziehungen des Gedankens auszudrücken, dasselbe in der Bewegung der Worte (Rhythmus), und ihrem entsprechenden Klange gleichsam äußerlich zu machen und entsprechend darzustellen, so daß es nicht bloß als das Gefühl des Einzelnen, sondern als das Gefühl des vollendeten Menschen erscheine, ist nur dem Genius möglich, und man kann in dieser Beziehung das lyrische Gedicht die in der Sprache festgehaltene Stimmung den genialen Dichters, als solchen nennen; daher auch nichts so sehr, als ein Reihe oder Sammlung lyrischer Gedichte, das innere Leben eines Dichters schildert. Aus der Natur des Gefühls ergibt sich der beschränktere Umfang des lyrischen Gedichts, so wie der Wechsel und die große Mannichfaltigkeit des Styls und Rhythmus, welche sich in den tausendfältigen lyrischen Versarten, in der kühnern Gedankenverbindung und in der Eigenthümlichkeit lyrischer Bilder an den Tag legt. So mannichfaltig sich nun das Gefühl poetisch äußern kann, so mannichfaltig ist das lyrische Gedicht; zunächst aber offenbart sich das Gefühl, und am reinsten in der Gegenwart; mittelbarer, wenn es als Vergangenes durch die Erinnerung modificirt erscheint. Hiernach könnte man die Lyrik in die reinlyrische Poesie, wozu der Hymnus (bei uns größtentheils eine religiöse Ode), die Ode und das Lied gehören, an welche sich mehrere poetische Formen der Italiener und Spanier anschließen, und in die elegische eintheilen, an welche sich das Epigramm im Sinne der Griechen, und mehrere sogenannte didaktische Gedichte anschließen. Siehe hierüber die besondern Artikel. T.

Lysander, der berühmte lacedämonische Feldherr, welcher den peloponnesischen Krieg durch die Eroberung Athens beendigte. Mit der Freiheit, Thätigkeit, dem Ehrgeize und durchdringendem Scharfsinne des Themistokles vereinigte er die Biegsamkeit und das einschmeichelnde Wesen des Alcibiades; nur hatte er vor diesem den Vorzug, daß er die Gunst des Großen und Mächtigen eben so leicht zu gewinnen und länger zu erhalten wußte, als jener die Herzen der Weiber und des Pöbels. Ohne Bedenken opferte er das Wohl des Vaterlandes seinem eignen Ehrgeize auf. Wer sein Freund war, den suchte er durch Aufbieten aller seiner Kräfte zu heben, so wie er auf der andern Seite auch nichts spart, um seinen Feind zu stürzen. Gerechtigkeit und Wahrheit waren ihm leere Worte, die nur Werth durch ihre Nützlichkeit erhielten, und welche er ohne Scheu vernachläßigte, sobald sie anfingen, ihm schädlich zu werden. Er pflegte zu sagen, daß man sich da, wo man in der Löwenhaut den vorgesetzten Zweck nicht zu erreichen vermöge, des Fuchspelzes bedienen müsse. Seine Politik kannte nur zwei Mittel: Gewalt

und Betrug. Am Hofe des jüngern Cyrus, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, ertrug er den empörenden Stolz der asiatischen Satrapen ohne Murren; gleich darauf ließ er die Griechen die nämliche Verachtung erfahren. Sein Haß war unversöhnlich und seine Rache fürchterlich. Dieser Mann, dessen herrschende Leidenschaft der Ehrgeiz war, zertrümmerte das mächtige Athen und faßte den Plan, sein Vaterland auf den höchsten Gipfel zu heben, um dann über dasselbe herrschen zu können. Um diesen Zweck zu erreichen, benutzte er alle, ihm zu Gebote stehende Mittel, und es gelang ihm, eine Flotte zusammenzubringen, mit welcher er die Flotte der Athenienser schlug, die dabei funfzig Schiffe einbüßten. Lysander hatte sich durch diesen Sieg in großes Ansehen gesetzt, war aber auch äußerst thätig, dasselbe durch verschiedene Ränke noch mehr zu vergrößern. Als daher sein Nachfolger im Heerbefehl, Kallikratidas, die unglückliche Schlacht bei Arginusä gegen den Athenienser Konon, und dabei zugleich sein Leben verlohren hatte, wurde dem Lysander, wider die in Sparta eingeführte Gewohnheit, zum zweiten Male der Oberbefehl über die Flotte aufgetragen. Er suchte die der spartanischen weit überlegene athenienſische Flotte auf, die auf der Rhede von Ägos Potamos vor Anker lag, und überfiel sie in einem Augenblicke wo die Athenienser ganz sorglos waren. Von der ganzen athenienſischen Flotte retteten sich nur neun Schiffe: eines, welches die Nachricht von der Niederlage nach Athen brachte, und acht andere, mit welchen der athenienſische Admiral Konon zum Evagoras nach Cypern entfloh. Die übrige Flotte fiel fast ohne Schwerdtschlag in die Hände der Spartaner, und Lysander lief triumphirend mit ihr in den Hafen von Lampsakus ein. Alle Gefangene, deren Zahl sich auf 3000 Mann belief, ließ, er, nebst ihren Feldherren, ermorden, weil sie die Mannschaft zweier korinthischer Schiffe von einem Felsen gestürzt und den Beschluß gefaßt hatten, allen gefangenen Peloponnesern die rechte Hand abzuhauen. Als nun nach dieser enschiedenen Niederlage alle Bundesgenossen der Athenienser zu den Spartanern übergegangeu waren, und er in allen Städten und Inseln, die sich ihm ergeben hatten, die Demokratie abgeschafft und an deren Stelle die Oligarchie eingesetzt hatte, erschien er mit einer Flotte von 180 Schiffen vor Athen und sperrte es von der Seeseite, während Agis und Pausanias mit einem mächtigen Heere dasselbe von der Landseite einschlossen. Als die Hungersnoth in der Stadt auf's höchste gestiegen war, ergaben sich die Athenienser, verloren die Unabhängigkeit und mußten sich selbst noch glücklich schätzen, daß nicht, wie die spartanischen Bundesgenossen verlangten, ihre Stadt zerstört wurde. Aber es begann nun durch die Einsetzung der dreißig Männer eine mit der schrecklichsten Tyrannei verbundene Oligarchie. Lysander kehrte nach Lacedämon zurück, wo er, ob man gleich seinen Charakter und sein Verfahren an sich zu würdigen wußte, dennoch durch den Glanz seiner Siege, durch seine außerordentliche Freigebigkeit und durch seine scheinbare Uneigennützigkeit sich einen solchen Anhang verschaffte, daß er, wo nicht den Namen, doch der Sache nach das eigentliche Oberhaupt von ganz Griechenland wurde. Da er nun auch ungeheure Summen Geldes und einen unermeßlichen Schatz von Kostbarkeiten, ganz gegen Lykurg's Gesetze, nach Sparta brachte: so wurden dadurch von nun an die eigenthümlichen spartanischen Tugenden zu Grabe getragen und allen Arten von Lastern die Thore geöffnet. Endlich beschloß Lysander den schon längst gefaßten Plan, die Verfassung seines Vaterlandes umzustürzen, in's Werk zu setzen. Er wollte nämlich die Thronfolge nicht allein auf alle Herakliden, sondern sogar auf alle eingebornen Spartaner auszudehnen, und dann sich selbst auf den

Thron zu setzen suchen. Da dieser Zweck durch offene Gewalt nicht erreicht werden konnte: so nahm er seine Zuflucht zum Betruge: Apollo selbst sollte erklären, Sparta könne nur dann vor künftigen Unglücksfällen gesichert sein, wenn es die Tugendhaftesten unter seinen Mitbürgern zu Königen wählte. Aber in dem Augenblicke, wo im Tempel zu Delphi der Betrug gespielt werden sollte, trat einer von den Priestern aus Furcht vor den Folgen zurück und der ganze Plan Lysander's scheiterte, ob er gleich erst nach seinem Tode durch einen von ihm selbst geschriebenen Entwurf entdeckt wurde. Lysander war nachher als Anführer im böotischen Kriege in einem Gefechte von den Feinden erschlagen (J. 394 v. Ch.) Sein Andenken wurde in Sparta in Ehren gehalten: denn blind gegen seine großen und abscheulichen Verbrechen, hielt man ihn bloß deshalb für einen tugendhaften Spartaner, weil er sich selbst nie bereichert, sondern immer in strenger Armuth gelebt hatte. Plutarch hat sein Leben beschrieben.

Lysias, ein berühmter athenienſischer Redner, lebte zwischen der achtzigsten und hundertsten Olympiade (um 458 v. Chr.) Sein Vater war der Redner Cephalus, von dem Plato im Anfange seiner Republik eine so vortreffliche Beschreibung macht. Kurz nach seines Vaters Tode kam Lysias in seinem funfzehnten Jahre nach Thurium in Großgriechenland, wo er sich von den beiden Syrakusanern, Nicias und Tisias, in der Beredtsamkeit und Philosophie unterichten ließ. Er ließ sich darauf gänzlich in Großgriechenland nieder und ward daselbst mit zur Verwaltung der Republik gezogen, bis man ihn, nach der in Sicilien erlittenen Niederlage der Athenienser, nebst mehrern derselben, aus Großgriechenland verwies. Als er hierauf nach Athen zurückgekehrt, aber auch von dort durch die dreißig Tyrannen bald verwiesen war, ging er nach Megara. Bei Wiederherstellung der Freiheit bewieß er sich in Athen sehr thätig, indem er einen großen Theil seines Vermögens für das allgemeine Beste opferte, dafür aber nicht einmal das Bürgerrecht zu Athen erhalten konnte. Anfangs gab er in der Redekunst Unterricht, da er aber hierin von dem Theodorus übertroffen wurde, fing er an, Reden für Andere zu schreiben, deren er nach und nach mehr als 200, nach Andern sogar 400 verfertigte, von denen aber nur 223 für ächt gehalten wurden. Er übertraf in denselben alle Redner seiner Zeit und konnte nur von wenigen seiner Nachfolger übertroffen werden. Insbesondere ist seine scheinbare Leichtigkeit fast unnachahmlich. Dionysius rühmt die Reinheit, Klarheit, Gedrängtheit und Schicklichkeit seines Ausdrucks, seine durch die höchste Kunst natürlich und kunstlos scheinende Wortstellung, seine Kenntniß und lebendige Darstellung der Menschen in ihren natürlichen Eigenheiten, vor allen aber seine unbeschreibliche und unnachahmliche Anmuth. Nach eben demselben war er in den gerichtlichen Reden am glücklichsten; auch preisen die alten Kritiker die Magerkeit (dies ist ihr Ausdruck) seines scharfen, gewählten, lieblichen und kurzen Ausdrucks, als ein vollendetes Beispiel des nüchternen attischen Styls in der Beredtsamkeit. Denn der gesunde Geschmack der Athener verbannte mit Recht alle unnütze Pracht und unzweckmäßige Schwulst. Übrigens ist Lysias in den panegyrischen Reden nach dem Urtheile desselben Dionysius ungleich schwächer und sein Bestreben erhaben und prächtig zu sein, will ihm hier nicht ganz gelingen. Da wir von diesen Reden nur noch eine, den sogenannten Epitaphios, übrig haben, dessen Echtheit bezweifelt wird, so können wir davon nicht sicher urtheilen. Von seinen Reden, deren vollständiges Verzeichniß man in Fabric. Bibl. Gr. II. S. 762 findet, sind nur vier und dreißig auf uns gekommen, welche von Taylor, London 1736

4. und Cambridge 1740. 8, von Auger, Paris 1783. 2 Voll. 8. und von Reiske (in der Sammlung der Redner) herausgegeben worden sind. Zwei derselben findet man übersetzt in Wieland's attischem Museum, 1 Bd. 2 St.

Lysimachus, der Sohn des Agathokles, eines berühmten Feldherrn und Freundes des Alexanders, erhielt nach des letztern Tode bei der Vertheilung der eroberten Länder einen Theil von Thracien. Da sich aber die Einwohner ihm mit Hartnäckigkeit widersetzten, so mußte er das Land erst erobern. Er baute nachher die Stadt Lysimachia auf dem thracischen Chersonnes, nahm, nach dem Beispiele der übrigen Feldherren Alexanders, den königlichen Titel an und verband sich mit einigen derselben gegen Antigonus, der die von Alexander in Asien eroberten Länder sich unterworfen hatte. Nach der Schlacht von Ipsus in Phrygien, welche dem Antigonus das Leben und seine Länder kostete, besetzte Lysimachus ganz Kleinasien, das eigentliche Kappadocien und alle Provinzen, die innerhalb des Taurus nnd Antitaurus lagen. Lysimachus begann nun, die an Thracien grenzenden Völker zu bekriegen und durch ihre Länder seine Provinz zu erweitern. Mit einigen glückte es; als er jedoch die jenseit der Donau wohnenden Geten unterjochen wollte, fiel nicht nur erst sein Sohn, sondern endlich auch er selbst durch die Verrätherei eines Überläufers in ihre Gefangenschaft. Er mußte sich mit seinem ganzen Heere ergeben und erwartete seinen Tod, welchen die Barbaren mit lärmendem Geschrei von ihrem Könige verlangten. Dieser handelte jedoch edler, als der eroberungssüchtige Lysimachus hoffen durfte. Er ließ nämlich den Gefangenen kostbar auf griechische Weise und aus dessen eigenem prächtigen Hausgeräthe speisen, während er nur geringe Kost aus irdenen und hölzernen Gefäßen verzehrte. Und als er nach geendigter Tafel den gefangenen König gefragt hatte, welche Mahlzeit ihm vorzüglicher dünke, die der Geten oder die seinige, ermahnte er ihn zum Frieden gegen ein Volk, bei dem so wenig zu gewinnen sei, gab ihm seine Rechte, nannte ihn seinen Freund und entließ ihn ohne Lösegeld. Ein so großmüthiges Benehmen mußte auch auf einen tyrannischen Eroberer, wie Lysimachus war, Eindruck machen: er gab dem Könige der Geten die jenseit der Ister eroberten Länder zurück und seine Tochter zur Ehe. Von der Zeit an ward die Macht des Lysimachus immer ausgedehnter, und er würde vielleicht seine Länder bis an seinen Tod in Ruhe besessen haben, wenn nicht seine eigenen Familienverhältnisse dem Reiche und endlich auch ihm selbst den Untergang zugezogen hätten. Er hatte sich nämlich, aus staatsklugen Rücksichten, von seiner ersten Gemahlin geschieden und Arsinoe, eine Tochter des Ptolemäus geheirathet, welche ihn zu mancherlei Thorheiten, und endlich sogar zur Ermordung seines Sohnes Agathokles aus der ersten Ehe verleitete, um ihren eigenen Kindern den Thron zu verschaffen. Agathokles hatte, seines vortrefflichen Charakters wegen, viel und bedeutende Freunde gehabt; diese schwuren dem grausamen, schwachen Lysimachus Rache. Sie flohen zum Seleukus und reizten diesen zum Kriege gegen ihn auf. Seleukus eroberte, fast ohne Schwertstreich, ganz Kleinasien. Bei Korupedion in Phrygien kam es zwischen ihm und Lysimachus zu einem Haupttreffen, in welchem dieser zwar einen tapfern Widerstand leistete, aber am Ende völlig geschlagen wurde und sogar sein Leben (282 v. Chr. in seinem 74. Jahre) einbüßte.

Lysippus, ein berühmter Bildhauer von Sycion, lebte um das J. 330 v. Chr. und war ein Zeitgenosse Alexanders des Großen. Dieser schätzte seine Künstlertalente so sehr, daß er sich nur von ihm in Erz

gießen, so wie nur von dem Apelles malen lassen wollte. Lysippus war anfangs ein Kupferschmidt und widmete sich erst nachher der Bildhauerkunst. Der Maler Eupompus, den er befragte, welche Meister er zu seinen Vorbildnern wählen sollte, wies ihn auf die Natur. Seine Porträtstatuen waren mit weit mehr Eleganz gearbeitet, als die seiner Vorgänger: die Körper schlanker, die Köpfe kleiner, die Haare flüchtiger, natürlicher und feiner; auch vermied er alles Eckige und Scharfe und suchte den Theilen mehr Rundung und Weichlichkeit zu geben. Er pflegte von sich zu sagen, er bilde die Menschen, wie sie ihm zu sein schienen; seine Vorgänger aber, wie sie wirklich wären. Auch die kleinsten Theile arbeitete er mit der größten Sorgfalt aus. Ob er auch Werke aus Marmor verfertigt hat, ist nicht bekannt; aber der ehernen Werke waren viele von ihm vorhanden, und die Anzahl der letztern wird von Plinius auf 610 angegeben. Die merkwürdigsten sind: ein sich im Bade Reibender (Apoxyomenus); mehrere Alexanderstatuen, in denen er diesen Fürsten von seiner frühesten Kindheit an in verschiednen Lagen dargestellt hatte; eine Gruppe von Satyrn, welche sich zu Athen befand; Alexander und seine Freunde, eine Anzahl von Bildsäulen, welche mit den Originalen die größte Ähnlichkeit gehabt haben sollen; ein Jupiter zu Tarent, von kolossalischer Größe, vierzig Cubitus hoch.

Lyttleton (George, Lord), Sohn des Ritters Thomas, geb. 17. Jan. 1708 zu Haylay, in der Grafschaft Worcester, gab schon von früher Jugend an ungewöhnliche Talente zu erkennen. Bald erwarb er sich durch seine poetischen Briefe, durch seine Fortschritte in der Liebe und durch einige Poesien einen literarischen Ruf. Nachdem er von seinen Reisen nach Frankreich und Italien zurückgekehrt war, trat er in das Unterhaus und zeigte sich als einen der eifrigsten Anhänger der Opposition. Er widersetzte sich dem Antrage, ein stehendes Heer zu halten, unterstützte den Vorschlag, Walpole aus dem Ministerium zu entfernen, und ward 1733 Sekretär des Prinzen von Wales, der damals entfernt vom Hofe lebte. Nachdem er aber 1744 zum Lord der Schatzkammer ernannt worden war, änderte er sein politisches System und unterstützte von nun an die Plane des Hofes und des Ministeriums. Seine politischen Beschäftigungen entfernten ihn jedoch nicht ganz von ernstern und wichtigern Arbeiten. Von Jugend auf der Sittenverderbniß junger Wüstlinge hingegeben, hatte er lange Zeit an den Grundwahrheiten der christlichen Religion gezweifelt. Dieser Zweifel trieb ihn zur selbstthätigen Betrachtung der heiligen Wahrheiten des Christenthums, und 1747 gab er, als Frucht seines eifrigen, unermüdeten Studiums, seine Bemerkungen über die Bekehrung und das Apostelthum des heiligen Paulus heraus; ein Werk, dem der Unglaube selbst nichts weiter vorwerfen kann, als daß es zu weitläustig ist. Er ward nachher zum Schatzmeister und zum geheimen Kabinetsrath ernannt, vertauschte aber diese beiden Ämter gegen die Stelle eines Kanzlers. Ungefähr um diese Zeit gab er seine geistreichen Todtengespräche heraus, welche mehr augenblicklicher Erguß in Stunden der Erholung, als Frucht des Nachdenkens waren, und zu ihrer Zeit mit großer Begierde gelesen wurden. Als gegen das Ende der Regierung Georgs II. das unglückliche Beginnen des Krieges die Auflösung des Ministeriums nöthig machte, ward er zwar auch seiner Stelle entsetzt, aber 1757 durch die Würde eines Lords für seinen Verlust entschädigt. Sein letztes literarisches Werk war die Geschichte Heinrichs II., auf deren Ausarbeitung er zwanzig Jahre verwendet hatte. Von 1755 bis 1767 erschienen drei Ausgaben der drei ersten Theile des Werks, das Ende desselben ward endlich 1771 gedruckt. Lyttleton starb 1773.

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

J, Jod Seite 1
Jambus, s. Rhythmus —
Jarbas, s. Dido —
Jason —
Ibarra (Joachim) 2
Iberien —
Ibis 3
Ibykus —
Ich —
Ichthyolith —
Icon, Ikonismus, Ikonomachie, Ikonographie, Ikonologie —
Ida —
Idalium 5
Ideal, Idealisch —
Ideal-Geld 6
Ideal-Münze 7
Ideal-Real-Münze 9
Idealisiren —
Idealismus 10
Idee 11
Identität —
Identitätssystem, s. Schellingsche Philosophie 12
Ideologie —
Ideolektrisch, s. Elektricität —
Idioma, s. Idiotikon —
Idiosynkrasie —
Idiot —
Idiotikon —
Idiotismus —
Idolatrie, s. Götze 13
Idomeneus Seite 13
Idria —
Iduna, Idunna, s. Nordische Mythologie —
Idus, s. Kalender —
Idylle —
Iferten, s. Yverdün 15
Iffland —
Ignaz von Loyola, s. Jesuiten 16
Ikarus, s. Daedalus —
Ikon, s. Icon —
Iliade, Ilias, s. Homer —
Ilithya, Eleithyia —
Ilium 17
Illuminatenorden —
Illusion 19
Illyrier, Illyrien und illyrische Provinzen 20
Iman 21
Imaus 22
Imbert (Barthelemi) —
Immatriculation, s. Matrikel —
Immediatstände, Immediatstifter —
Immensurabel, Immensurabilität, s. Incommensurabel —
Immunität —
Impanation, s. Transsubstantiation —
Imperativ, s. Kategorien und Kant —
Impfen —

Imperator Seite 22
Imprägnation 23
Improvisatoren —
Imputation, s. Zurechnung 26
Inachus —
Inaugural-Disputation, s. Disputation —
Inca, s. Peru —
Incest, s. Blutschande —
Inclination —
Incognito 27
Incommensurabel —
Incubus, s. Alp —
Incunabeln, s. Inkunabeln —
Independenten, s. Anglicanische Kirche —
Index —
Indicativ —
Indien —
Indifferentismus 33
Indigenat 34
Indigo 35
Indirekte Abgaben —
Indische Literatur 36
Indische Mythologie und Religion 41
Indische Sprachen 54
Individuell, Individualität 57
Indolenz 59
Indossiren, Indossement 60
Induction —
Indulgenz, s. Ablaß 61
Indult —
Industrie, Industrielle Production —
Ines de Castro 62
Infamie 64
Infant —
Infantado (Herzog von) —
Infanterie 65
Inferien —
Infinitesimalrechnung —
Influenza 66
Inful —
Infusions-Thierchen 67
Ingenhouß (Johann) —
Ingenieurkunst —
Inhalt 69
Injurie —
Inka, s. Peru —
Inkunabeln —
Innocenz (III, — IV. — XI.) 71
Innung, s. Gilde —
Ino 72
Inoculation Seite 72
Inquisition —
Insekten 80
Insel 82
Inseln der Seligen —
In solidum, solidarisch, s. Alle für Einen —
Insolvenz, s. Falliment —
Inspiration —
Insbruck 84
Instanz 85
Instinkt —
Institut 86
Institut (National-) 89
Institution, s. Corpus juris u. römisches Recht —
Instrument —
Instrumentale Arithmetik —
Instrumentalmusik 90
Insurrection, Insurgenten 91
Intaglien, s. Steinschneidekunst 92
Integralrechnung, s. Infinitesimalrechnung —
Intellectuell —
Intelligenz —
Intelligenzblätter 93
Intelligibel, s. Intellectuell —
Intension —
Interdict 94
Interesse, Interessent —
Interim 95
Interjectionen —
Intermezzo —
Internunzius 96
Interpolation —
Interpretation, s. Erklärung, Exegese und Hermeneutik —
Interpunction —
Interregnum, s. Deutschland 99
Intervall —
Intoleranz, s. Duldung, Freiheit (kirchl.) und Indifferentismus —
Intonation —
Intrade 100
Introduction —
Invaliden 101
Inventarium —
Inversa methodus tangentium —
Investitur 102
Invocavit —
Involute —
Io —

Joch Seite 103
Johannisfeuer —
Jokaste —
Jole, s. Herkules —
Jon —
Jonien 104
Jonicus, s. Rhythmus —
Jonische Inseln —
Jota 106
Jphigenia —
Jrak Adschemie, s. Persien —
Jrak Arabi —
Jran, s. Asien —
Jreland (William Henry) —
Jrene (Hore — Kaiserin von Konstantinopel) 107
Jris —
Jrkutsk 108
Jrland —
Jrmensäule 110
Jrokesen —
Jronie 111
Jrrational —
Jrregulär —
Jrresein —
Jrritabilität 115
Jrrlicht —
Jrthum 116
Jris 117
Jsak —
Jsabelle von Castilien —
Jsbey 118
Jsburg 119
Jrlohe —
Jsdorus 120
Js —
Jstafel 122
slam, Islamismus, s. Mohammed —
sland —
sle de France 123
sle (de l'), s. Delisle —
Jsmaeliten —
Jsmail 124
Jsokrates 125
Jsolieren 126
Jspahan —
Jsrael u. Jsraeliten, s. Jacob und Hebräer —
Jstakar, s. Persepolis —
Jstambol, s. Konstantinopel —
Jsthmische Spiele, s. Jsthmus —
Jsthmus —
Jstria, Histerreich 127
Italien Seite 128
Italienische oder künstliche Blumen 145
Italienische oder doppelte Buchhalterei, s. Buchhalterei —
Italienische Kunst —
Italienischer Gesang, s. Italienische Musik 154
Italienische Musik —
Italienische Poesie 158
Italienische Sprache 165
Italienisches Theater 166
Italienische Literatur und Gelehrsamkeit 168
Ithaka 183
Itis, s. Philomele 184
Iwan (I. Wasiliewitsch — II — V. — VI.) —
Jrion —
Jacob 185
Jacob I. (König von England) 187
Jacob II. (König von England) 188
Jacob III. 189
Jacobi (Georg Johann) 191
Jacobi (Friedrich Heinrich) —
Jacobiner 193
Jacobinerorden, s. Dominikaner 200
Jacobiten —
Jacobson (Jsrael) 201
Jagd, Jägerei oder Waidwerk 202
Jaggernat, s. Dschagernat 207
Jagellonen, s. Polen —
Jahn (D. Friedr. Ludwig) —
Jahr 208
Jahr und Tag, s. Frist 210
Jamaica —
Jamblichus —
James (St.), s. London —
Janitscharen —
Jansen, Jansenismus, Jansenisten 212
Januarius (der heilige) 215
Janus —
Japan, Japaner 216
Jargon 221
Jaspis —
Jassy (Jasch) —
Java 222
Jaucourt (Louis, Ritter von) 223
Jeanne d'Arc —
Jeddo, s. Japan 228

Jefferson (Thomas) Seite 228
Jeffreys oder Jefferys (Sir Georg) 229
Jehovah 230
Jemappe, s. Gemappe 231
Jena —
Jena'sche Schlacht —
Jenner (Eduard) 235
Jenny-Maschinen 236
Jeremias —
Jericho 237
Jersey, s. Guernsey —
Jerusalem (Johann Friedrich Wilhelm) —
Jerusalem (Stadt) 238
Jesaias 240
Jesuaten 241
Jesuiten —
Jesus Christus 253
Jesus Sirach, (s. Sirach) 256
Joachim I. und
Joachim II., s. Braunschweig —
Joachim Mürat, s. Mürat (Joachim) —
Joachimsthaler —
Jochbrücke —
Jöcher (Christian Gottlieb) —
Jodelle, s. franz. Literatur im 11. u. 12. Bde. 257
Johann von Leiden, s. Wiedertäufer —
Johann von Schwaben, (Johannes Parricida) —
Johann der Beständige, s. Sachsen —
Johann Friedrich der Großmüthige, s. Sachsen —
Johann Georg I., II., III., IV., s. Sachsen —
Johann ohne Land —
Johann Adolph 458
Johann (Bapt. Joseph) —
Johann Sobieski 259
Johann VI., König von Portugal 261
Johanna, die Päpstin, s. Päpste 262
Johanna von Orleans, s. Jeanne d'Arc —
Johannes der Täufer —
Johannes der Evangelist 263
Johannes Parricida 264
Johannes Secundus —
Johannisberg 265
Johanniter-Ritter —
John Bull, s. Bull Seite 268
Johnson (Samuel) —
Jokaste, s. Ödipus 270
Jomelli (Nicolo) —
Jomini (Baron Henri) 271
Jones (Sir William) —
Jones (Inigo) 273
Jongleurs —
Jonson (Benjamin) gewöhnlich Ben Jonson 274
Jordan —
Jornandes eigentl. Jordanes 275
Joseph —
Joseph I. Kaiser 276
Joseph II. Kaiser —
Josephus Flavius 280
Jourdan (Jean Baptiste) —
Journal, s. Buchhalterei 281
Journale —
Jouy 282
Jouy (Victor Etienne de) —
Joyeuse Entree 283
Juba —
Jubeljahr 284
Jubilate —
Juchten oder Juften —
Juda, s. Hebräer und Juden —
Judas Makkabäus, s. Juden —
Judäa, s. Palästina —
Jude, der ewige —
Juden 285
Judenschule, s. Synagoge 291
Jüdeln —
Judica —
Juften, s. Juchten —
Jugurtha —
Julia 294
Julianus (Flavius Claudius) —
Julianischer Kalender, s. Kalender 297
Julius —
Julius Romanus, eigentlich Giulio Pippi —
Julius Cäsar, s. Cäsar 298
Jung (Joh. Heinr.) genannt Stilling —
Jünger (Johann Friedrich) 299
Jungfrau von Orleans, s. Jeanne d'Arc 300
Junius (Briefe des) —
Juno 302
Junta 303
Jupiter 304
Jura 308

Jurisprudenz, s. Rechtswissenschaft u. die einzelnen Rechte als Civilrecht, Criminalrecht, römisches Recht u. s. w. Seite 309
Jury (Geschwornengericht) —
Jussieu (Antoine und Bernard de) 313
Justinianus I. der Große —
Justinus 315
Justitia —
Justitium —
Justizhoheit —
Jütland, s. Dänemark 316
Juvenalis (Decimus Junius) —
Juventa, Juventas —
Jynx —

K. 317
Kaaba, s. Mekka —
Kabul, s. Afghanen —
Käfer —
Kaftan 318
Kain (Le), s. Lekain —
Kaiser, Kaiserkrönung —
Kaiserslautern 319
Kakerlaken —
Kaland 320
Kaleidoskop —
Kalfatern —
Kalif (Khalif) Kalifat 321
Kalk 328
Kalckreuth (Friedrich Adolph Graf von 329
Kalligraphie 330
Kalliope 331
Kallisto —
Kalmarische Union, s. Margaretha —
Kalmäuser —
Kalmücken —
Kälte 332
Kalomel 333
Kalypso —
Kameel —
Kämpfer (Engelbrecht) 334
Kamtschatka —
Kant (Immanuel) 335
Kantharіden, s. Fliegen 341
Kanzlei —
Kapital 342
Kapitalrente 343
Kapitalsteuer 344
Kapudan-Pascha Seite 344
Karamsin 345
Karat —
Karfunkel, s. Carbunkel —
Karlstadt (eigentlich Andreas Bodenstein) —
Karnieß, s. Säule 346
Kärnthen, s. Österreich —
Karschin (Anna Louise) —
Kartenspiel 347
Kartoffel, s. Erdapfel 348
Kassiopeja —
Kastanie, Roßkastanie —
Kastenvogt, Vogt —
Kästner (Abraham Gotthelf) —
Katafalk, s. Castrum doloris 349
Katharer —
Katalog, s. Bücherkatalog 351
Katapult, s. Geschütz —
Katarakt, s. Wasserfall —
Katt, s. Friedrich II. König von Preußen —
Katzbach (Schlacht an der) —
Kauf und Verkauf 352
Kaufmann (Angelika) 354
Kaufmann (Joh. Gottfr. und Friedr.) —
Kaufungen, s. Kunz v. Kaufungen 355
Kaunitz (Wenzel Anton, d. h. R. R. Fürst von) —
Kauris, Kaurimuschel, Muschelmünze 358
Kauscher (Koscher) —
Kausticität, s. Ätzkraft. Kaustick s. Ätzkunst. Kaustisch —
Kaviar (Störrogen) —
Kegel (mathem. typogr. u. milit.) 359
Kehl —
Keil —
Keilschriften 360
Keim —
Keiser (Reinhard) —
Keith (Jacob von) pr. Feldmarschall 361
Keláno s. Harpyen 362
Keller (Joh. Balth. — Joh Jac.) —
Kellermann, Herzog von Valmy, Marschall und Pär von Frankreich —
Kemble (Johann Philipp — Charles — Marie Therese 363

Kempelen (Wolfgang von) S. 364
Kempis (Thomas a) s. Thomas a Kempis —
Kennicot (Benj.) —
Kent (William) 365
Keppler (Joh.) —
Kerguelen Tremarec (Ives Joseph de) 366
Kermes 367
Kesselsdorf 368
Kette, s. Messungen —
Kettenbruch —
Kettenrechnung —
Ketzer 369
Keuchhusten 370
Kiel (Stadt) —
Kiel, Kielwasser, Kielherr, Kielen, Kielholen, Kielkropf 371
Kienlong (Kiän Lun) Kaiser von China 372
Kiesel —
Kilogramm, s. Gramme 373
Kind, Kindheit, s. Alter —
Kind (Joh. Friedr.) —
Kinderkrankheiten —
Kings-Bench, s. Bench 374
Kingsbergen —
Kingston (Elisabeth, Herzogin von) 375
Kiow (Kioff, Kiew) s. Ukraine 376
Kirche —
Kirchenagende 378
Kirchenbann —
Kirchenbuße —
Kirchengesang 379
Kirchengeschichte. s. Geschichte und Christenthum —
Kirchengesetze —
Kirchenjahr 380
Kirchenmusik —
Kirchenrecht, s. Kanonisches Recht 383
Kirchensatzungen —
Kirchenspaltung, s. Schisma —
Kirchenstaat —
Kirchenstrafen 385
Kirchenväter —
Kirchenversammlung. s. Concilium 386
Kirchenzucht —
Kirchensprengel, s. Diöces —
Kirchweihe —
Kircher (Athanasius) —
Kirchgeßner (Mariane) 387
Kirgisen (Kirgis-Kaisaken) S. 388
Kirnberger (Joh. Phil.) —
Klagen und Einreden 389
Klangfiguren 39
Klaproth (M. H. — Heinr. Jul.) 391
Kleist (Ewald Christian von) —
Kleist (Heinrich von) 392
Kleist von Nollendorf (Emil Friedr. Graf) 393
Klerus 395
Klinger (Friedr. Maximil. von) —
Klopstock (Friedr. Gottlieb) 398
Kloska (Kloschka, Gloska) 401
Klöster 402
Klostergelübde 404
Klotz (Christian Adolph) 405
Knall, Knallgold, Knallkugel Knallpulver, Knallquecksilber Knallsilber, Knallluft 406
Knappe, s. Schildknappe 407
Knechtschaft, Sklaverei —
Knees (Knäzi) 408
Kneller (Gottfried) 409
Knigge (Adolph Franz Friedr. Ludwig, Freiherr von) —
Knight 410
Knipper Dolling, s. Taufgesinnte 411
Knittelverse —
Knobelsdorf (Hans Georg Wenceslas, Freiherr von) —
Knochen —
Knoten (Astron.) 412
Knox (Joh.) 413
Kobalt (Kobolt) 416
Kobold 417
Kochkunst —
Kochsalz, s. Salz 418
Kochumersprache, s. Rothwälsch —
Kohle —
Kokarde 419
Komisch —
Kommerzielle Production 420
Komödie, s. Schauspiel 421
Komorn —
König —
König, Königreich —
Königsberg 422
Königsmark (Maria Aurora, Gräfin von) 423
Königsstuhl 424

Königstein Seite 424
Königswasser, s. Scheidewasser 425
Konstanz, s. Costnitz —
Kopf (physisch) —
Kopfsteuer, Personensteuer, Personalsteuer 426
Koppeljagd 427
Koppelwirthschaft, s. Ackerbau —
Korallen —
Kork (Pantoffelholz) —
Korn, s. Schroot 428
Kornack —
Kornbranntwein —
Körner (Theodor) —
Kornbill 431
Kornhandel 432
Kornmagazine 434
Kornmangel 435
Kornvereine 436
Korn und Schroot 437
Körper —
Korybanten —
Kos oder Koos 438
Kosacken —
Kosciuszko (Thaddäus) 441
Kosegarten (Ludwig Theobul) 444
Kosmetische Mittel, Schönheitsmittel —
Kothe —
Köthen (Anhalt-) 445
Kotzebue (Aug. Friedr. Ferd. von) — Otto von) —
Krayn, Kran, Krahnig, Gran 448
Krain, s. Österreich 449
Krake (Seekrabbe, Seewurm, Seepolyp) —
Krampf —
Krankenhäuser 450
Krankheit, Krankheitserscheinungen, Krankheitsform, Krankheitsfall, Kränklichkeit 451
Krater, s. Vulkane 452
Kräuterabdrücke —
Kräuterkunde (medicinische) 453
Krebs, Krebsschaden —
Kreide —
Kreis, circulus 454
Kreml (Kremlin) —
Kretinen, Kreidlinge, Kretinismus 455
Kretschmann (Carl Friedr.) —
Kreutzer (Rudolph) 456
Kreuz, Kreuzbrüder —
Kreuzbulle, s. Cruzada Seite 457
Kreuzen (Schiffersprache) —
Kreuzfahrer, s. Kreuzzüge —
Kreuzherren, Kreuzträger —
Kreuzzüge —
Krieg 460
Kriegsbaukunst, s. Ingenieurkunst —
Kriegsgefangene —
Kriegsgesetze 461
Kriegskunst 463
Kriegsrecht, Kriegslasten, Kriegsschäden 465
Kriegsschiffe 466
Kritik —
Kritik der reinen Vernunft s. Kant 469
Kritische Philosophie, s. Kant und Philosophie —
Krone, eiserne Krone, Kronämter, Krönung —
Kronion, s. Jupiter 470
Kronos, s. Saturn —
Kropf —
Krüdener (Juliana Freifrau von) —
Krünitz (Joh. Georg) 474
Krusenstern (Adam Johann Ritter von) —
Kugel 477
Kugeldreieck, sphärisches Dreieck —
Kügelgen (Gerhard und Carl von) —
Kuh (Ephr. Moses) 480
Kuhpocken, Kuhblattern, Schutzpocken 481
Kulichan (Tahmasp) —
Kuma oder Kyme 482
Kunkellehn, Kunkeladel —
Kunst, freie Künste —
Kunstausstellung 491
Kunstbildung —
Kunstfertigkeit, s. Virtuosität 492
Kunstreisen 493
Kunstschulen 495
Kunststraßen, s. Chausséen —
Kunsttriebe —
Kunstwort 496
Kunz von Kaufungen —
Kunzen (Friedr. Ludw. Emil) 498
Kupfer 499
Kupferdruck 500
Kupferstecherkunst —
Kuppel 503
Küraß, s. Brustharnisch —

Kurden Seite 503
Kuräten, s. Korybanten 504
Kuriliſche Inſeln —
Kurzſichtig —
Kutſche 505
Kutuſow, Fürſt von Goleni-
tſchef Smolenskoi 507
Kur, Kure 508
Kyau (Friedr. Wilh. Freiherr
von) 509

L —
Laar (Peter von) oder Laer —
Labat (Johann Baptiſta) 510
Labé (Louiſe) 511
Labrador, Labradorſteine 512
Labyrinth —
Lacaille, ſ. Caille 513
Lacedämon, ſ. Sparta —
La Chaiſe (François d'Aix de)
Kirchhof von La-Chaiſe —
Lächerlich 515
Lacépède (Graf Bernard von) 516
Lacheſis, ſ. Parcen —
Lachter, Berglachter, Klafter,
Lachterkette, Lachterſchnur —
Lackiren, Lack 517
Laclos, (Chaderlos de) 519
Lacretelle (P. L. — Charles) —
Lacrymä Chriſti 521
Lactantius (Lucius Corlius Fir-
mianus) —
Lady —
Ladronen oder Diebsinſeln —
Laërtes —
Lätare —
Lafare —
Lafayette (Marquis de) 522
Lafayette (Maria Magdalena,
Gräfin von) 523
Lafontaine (Aug. Heinr. Jul.) —
Lafontaine (Jean) 524
Lagrange (Joſeph Louis) 525
Lagunen 528
Lagus, ſ. Ptolemäer —
Laharpe (Jean Francois de) 529
Laharpe (Friedr. Cäſar) —
Lahyre (eigentl. Etienne Vi-
gnoles) 531
Laien 532
Laireſſe (Gérard de — Ernſt
— Johann — Jakob) —
Lais 533
Lak, ſ. Rupie Seite 533
Lakonien, Lakonica, Lakonis-
mus, ſ. Sparta —
Lalande (Joſeph Jerôme Le Fran-
çais de) —
Lally Tolendal (Thomas Arthur
— Teophile Gérard) 535
Lama, Lamaiſche Religion —
Lamark (Jean Baptiſte Antoine
Pierre Monet, Chevalier de) 537
Lambert (Joh Heinr.) 538
Lamettrie (Julien Offroyde) 539
Lamoignon-Malesherbes (Chré-
tien-Guillaume) 540
Lamien, ſ. Lemures —
Lamothe Valois (Gräfin de la) 541
Lampen —
Lancaſter's und Bell's Syſtem
Lancaſter (Jacob) 544
Lancelot vom See 545
Landammann, ſ. Schweiz 546
Landau —
Landbaukunſt —
Landcultur —
Landeshoheit 548
Landesvermeſſung 552
Landecker Bäder 553
Landfriede —
Landgut 561
Landkarten 562
Landrecht 563
Landrecht (preußiſches) 564
Landrente, Grundrente, Bo-
denrente 566
Landſchaft 567
Landſchaftsmalerei, ſ. Malerei 578
Landſchulen, Fürſtenſchulen —
Landſeen, ſ. Seen 580
Landshut —
Landſtände 581
Landtage, ſ. Landſtände 586
Landwehr, Landſturm —
Landwirthſchaft 587
Länge (geographiſche), Längen-
meſſer 591
Lange (Joſeph) 592
Langsdorf (Georg von) 593
Lannes (franz. Marſchall und
Herzog von Montebello) —
Laokoon, Gruppe des Laokoon. 594
Laon (Schlacht bei) ſ. Chatil-
lon 596
Laperouſe (Jean François Ga-
laup de) —

Lapidarschrift Seite 599
Lapide (Hippolitus a), s. Hippolitus a Lapide 600
Lapis Lazuli (Lasurstein) —
Laplace (Marquis de) —
Lappland (Sameland) —
Lapithen, s. Pirithous 602
Larcher (Pierre Henri) —
Laren (Familiares) —
Largo (in der Musik) Larghetto —
Larive —
Laroche (Maria Sophie) 603
Laroche Jacquelin, s. Roche Jacquelin und Vendée 605
Larve —
Las Cases (Emanuel Auguste Dieudonné Graf von) —
Lascy (Feldmarschall Graf von) 607
Lasiren, Lasurfarben 608
Last —
Lateiner —
Lateinische Sprache, s. Römische Sprache 609
Lateran —
Laterna magica, s. Zauberlaterne 610
Latium —
Latona 611
Lattaignant (Gabr. Charles, Abbé de) —
Latude (H. Mazers von) —
Lauchstädt 612
Laudon, s. Loudon —
Lauenburg oder Sachsen-Lauenburg —
Laufgräben 613
Laugensalze, s. Alkali —
Laune —
Laura 615
Lausanne 618
Lausitz —
Laute 621
Läuterung 622
Lava, s. Vulkan —
Lavalette (Marie Chamans, Graf von) —
Lavater (Joh. Caspar) 623
Lawinen, Lawinen, Lauwinen 631
Laviren —
Lavoisier (Antoine Laurent) —
Law (John) 632
Laynez (Jakob) 633
Lazaristen 634
Lazarus, Lazarusorden. 635
Lazur, s. Lapis Lazuli Seite 635
Lazzaroni —
Lazzi 636
Leander, s. Hero —
Leben —
Lebensmittel 637
Lebensverlängerung —
Lebensversicherung —
Leber und Leberkrankheiten 639
Leberreime 641
Leck —
Lecluse (Charles de) —
Lectüre 642
Leda 643
Leder, s. Gerberei 644
Lee (Lei) —
Leeds —
Leere, leerer Raum —
Lefebvre (François Joseph) 645
Lefevre (Robert) —
Lefort (Franz Jakob) 646
Legal, Legalität —
Legat, Legatar, Legator —
Legaten —
Legato, s. Bepunkten —
Legende —
Legendre (Adrian Marie) 648
Legion 649
Legiren 650
Legitimität —
Legouvé 653
Lehnstamm —
Lehnswesen —
Lehrgedicht 660
Lehrstyl 661
Leibeigenschaft, Leibeigenthum 662
Leibgedinge, Leibgut, Leibzucht, Witthum 664
Leibnitz (Gottfried Wilhelm, Freiherr von) —
Leibrenten 672
Leicester (Robert Dudley, Graf von) 673
Leichenöffnung, s. Section 674
Leichenhäuser, s. Beerdigung —
Leidenschaft —
Leihbank, Lehnbank, Leihaus oder Lombard 675
Lein (Flachs) 676
Leipzig (Stadt) 666
Leipzig (Schlachten bei) 683
Leisewitz (Johann Anton) 695
Lekain (Henri Louis) 696
Lemberg 697

Lemierre (Anton Maria) S. 698
Lemnius (Simon) —
Lemnos 699
Lemoine (Franz) 700
Lemures —
Lenclos (Anna, genannt Ninon de) 701
Lenoir (Jean Charles Pierre) 702
Lenotre (Andreas) 703
Leo I. Papst 704
Leo X. Papst 705
Leo (Leonardo) 707
Leonardo da Vinci, s. Vinci 708
Leonidas —
Leoninische Verse, Leoninischer Vortrag 709
Leonische Gold- und Silberarbeiten —
Leonisten, Arme von Lyon, s. Waldenser —
Leontium (Leontia) —
Leopold I. Kaiser —
Leopold II. Kaiser 711
Leopold I. Fürst von Dessau 712
Leopold (Georg Christian Friedrich) Prinz von Sachsen-Koburg-Saalfeld 713
Lepanto (Seeschlacht von) —
Lernäische Schlange 714
Lesage (Alain René) —
Lesbos 715
Lesche, s. Polygnotus 717
Lesemethoden —
Lessing (Gotth. Ephr.) 718
Lesüeur (Eustache) 722
Lesüeur (Jean Baptiste) 723
Lethargie 724
Lethe —
Letten, s. Liefland —
Lettern, (verschiedene Arten derselben), s. Schriften —
Leucas, Leukadischer Fels —
Leuchtkugeln —
Leuchthurm, s. Pharus —
Leucippus 725
Leucothea, s. Ino 726
Leukadia —
Leukasyrer, s. Kappadocien —
Leuktra —
Leuwenhöck (Anton) —
Levaillant (Franz) 727
Levante —
Levena 728
Leviten —
Lexikon, Lexikograph Seite 728
Leyden (Stadt) 729
Leyden (Jan oder Johann von), s. Taufgesinnte —
Leyden (Lucas), s. Lucas von Leyden —
Leyer, deutsche Leier, Bauernleier —
L'hospital, M. de, s. Hopital 730
Libanon und Antilibanon —
Libation —
Libau —
Libell, Libellus delatorius, Libellus famosus, Libellen —
Libertas —
Li'er 731
Liberalität, Liberale Ideen, Liberale —
Liberatorium, s. Absolution —
Libertinage —
Libyen oder Lybien 732
Licentiat —
Licenzen, Licenzsystem, s. Freibriefe —
Licht —
Lichtenberg (Georg Christoph) 735
Lichtmesse 737
Lichtwehr (Magnus Gottfried) —
Lictoren 738
Liebe —
Liebensteiner Bad 740
Liebesfamilie 741
Liebesmale —
Liebestränke —
Lied —
Liederspiel 742
Liefland —
Ligne (Carl Joseph, Fürst von)
Ligny (Schlacht bei), s. Waterloo 745
Ligue, die —
Liguori (Alphonse Maria de) 747
Liguri en —
Lille 748
Lima —
Lindau 749
Lindwurm —
Lingam, s. Indische Mythologie —
Linguet (Simon Nicolas Heinrich) —
Linguistik, s. Sprachenkunde, Linguist 751
Linie —
Linienschiffe —

Linné (Carl von) Seite 751
Linsengläser (Glaslinsen) 755
Linth, Lintharbeiten —
Linz 756
Liparische Inseln —
Lippe (das Fürstenthum) —
Lippert (Philipp Daniel) 758
Lips (Joh. Heinr.) 759
Lipsius (Justus) 760
Liqueur —
Liquor (anodynus) —
Liscov (Christian Ludwig) 761
Lissabon, Lisboa —
Litanei, Litanen 763
Lit de Justice —
Literargeschichte —
Literatur 764
Literaturzeitungen und literarisch-kritische Zeitschriften 765
Lithographie, s. Steindruck 771
Lithauen —
Litre, s. Französisches Decimalsystem 772
Littorale —
Lithurgie —
Liverei —
Liverpool 772
Livia Drusilla 774
Livius (Titus) —
Livorno 775
Livre 776
Lloyd (Heinrich) —
Locke (John) 777
Lodi 779
Logarithmus 780
Logau (Friedr., Freiherr von) 781
Logik —
Logogriph, s. Räthsel 784
Logthing —
Lohenstein (Daniel Caspar von) —
Loire 785
Loke, s. Nordische Mythologie —
Lokmann —
Lokris, Lokrer, Lokri 786
Lollharden, s. Beguinen und Brüderschaften —
Lolli (Antonio) —
Lombard, s. Leihbank 787
Lombardei —
Lombardische Schule, s. Italienische Kunst 788
Lombardus (Petrus) —
Lomenie de Brienne (Etienne Charles) 789
Lomonosoff (Michael Wasiljewitsch) Seite 790
London 791
Londonderry (Marquis von), s. Castlereagh 798
Londoner Bank —
Longchamp 804
Longimetrie, s. Geometrie 805
Longinus (Dionysius) —
Longobarden oder Langobarden 806
Longwood, s. Helena 807
Longus —
Lotse, Lootsmann, Leytsmann, Pilote —
Lope de Vega —
Loretto 812
Lorme (Marion de) —
Lorrain (Claude), s. Gelée (Claude) 813
Löschen, Losen, Lossen, Entlossen —
Loth —
Löthen —
Lothringen —
Lotterie 815
Laudon (oder Loudon, Gideon Ernst, Freiherr von 817
Louisd'or 821
Louise (Auguste Wilhelmine Amalia,) Königin von Preußen 822
Louise Ulrica, Königin von Schweden 824
Louisiana 825
Loutherburg (Phil. Jak.) 826
Louvet de Couvray (Jean Baptiste) —
Louvois (François Michel Le Tellier, Marquis de) 827
Louvre 830
Lovelace (Richard) 831
Löwen (Loeven, Leuven, Louvain) —
Löwendal (Ulrich Friedr. Waldemar, Graf von) —
Loyola (Ignaz von) 832
Lübeck (Bisthum) 834
Lübeck (Hansestadt) —
Lucanus (Marcus Annäus) 836
Lucas 837
Lucas von Leyden —
Lucca 838
Lucchesini (Marquis von) 839
Lucian 840
Lucifer, Lichtbringer —

Lucilius (Cajus) Seite 841
Lucina —
Luckner (Nic.) —
Lucretia, s. Brutus —
Lucretius (Titus) Carus —
Lucullus (L. Licinius) 842
Lubditten 843
Ludwig der Baier, deutscher Kaiser —
Ludwig IX. (der Heilige), König v. Frankr. 844
Ludwig XII. König v. Frankr. 845
Ludwig XIII. — — — 847
Ludwig XIV. — — — 848
Ludwig XIV. — — — Regierung 854
Ludwig XV. — — — 857
Ludwig XV. — — — Zeitalter 862
Ludwig XVI. — — — 864
Ludwig XVII. Dauphin von Frankreich 871
Ludwig XVIII. König von Frankreich 872
Luft 885
Luftarten, s. Gas, Gasarten 886
Luftball, Luftballon, Luftmaschine, s. Aerostat —
Lufterscheinungen, s. Meteore —
Luftkreis, s. Atmosphäre und Dunstkreis —
Luftpumpe —
Luftröhre 887
Luftröhrenentzündung, s. Croup —
Luftspiegelung (Erhebung, Seegesicht), s. Fata Morgana —
Luftsäure —
Lugger —
Lully (Giovanni Battista) —
Luna, astron., mythol. u. chem. 888
Lüneburg —
Lüneville 889
Lunge Seite 889
Lungenprobe 891
Lusiade, s. Camoens 892
Lusitania, Lusitanien, s. Hispanien und Portugal —
Lustseuche —
Lustration —
Lustspiel, s. Schauspiel 893
Luther (Martin) —
Lüttich 899
Lützen (Stadt) 900
Lützen (Schlacht bei) im J. 1632 —
Lützen (Schlacht bei) im J. 1813 903
Lützow und die lützow'sche Freischaar 905
Luxemburg (François-Henri von Montmorency, Herzog von) 906
Luxemburg (Herzogthum und Stadt) 907
Luxus —
Luynes (Charles Albert, Herzog von) 908
Luzac (Johann) 909
Luzern (Canton und Stadt) 910
Lyceum, Lykeion —
Lydia —
Lykophron 911
Lykurgus 912
Lymphatisches System 915
Lymphe, Lymphgefäße 916
Lynceus, s. Danaiden und Hypermnestra —
Lyon —
Lyonnet (Pierre) 918
Lyra —
Lyrik, lyrische Poesie 919
Lysander 920
Lysias 922
Lysimachus 923
Lysippus —
Lyttleton (George, Lord) 924

Digitized by Google

Digitized by Google